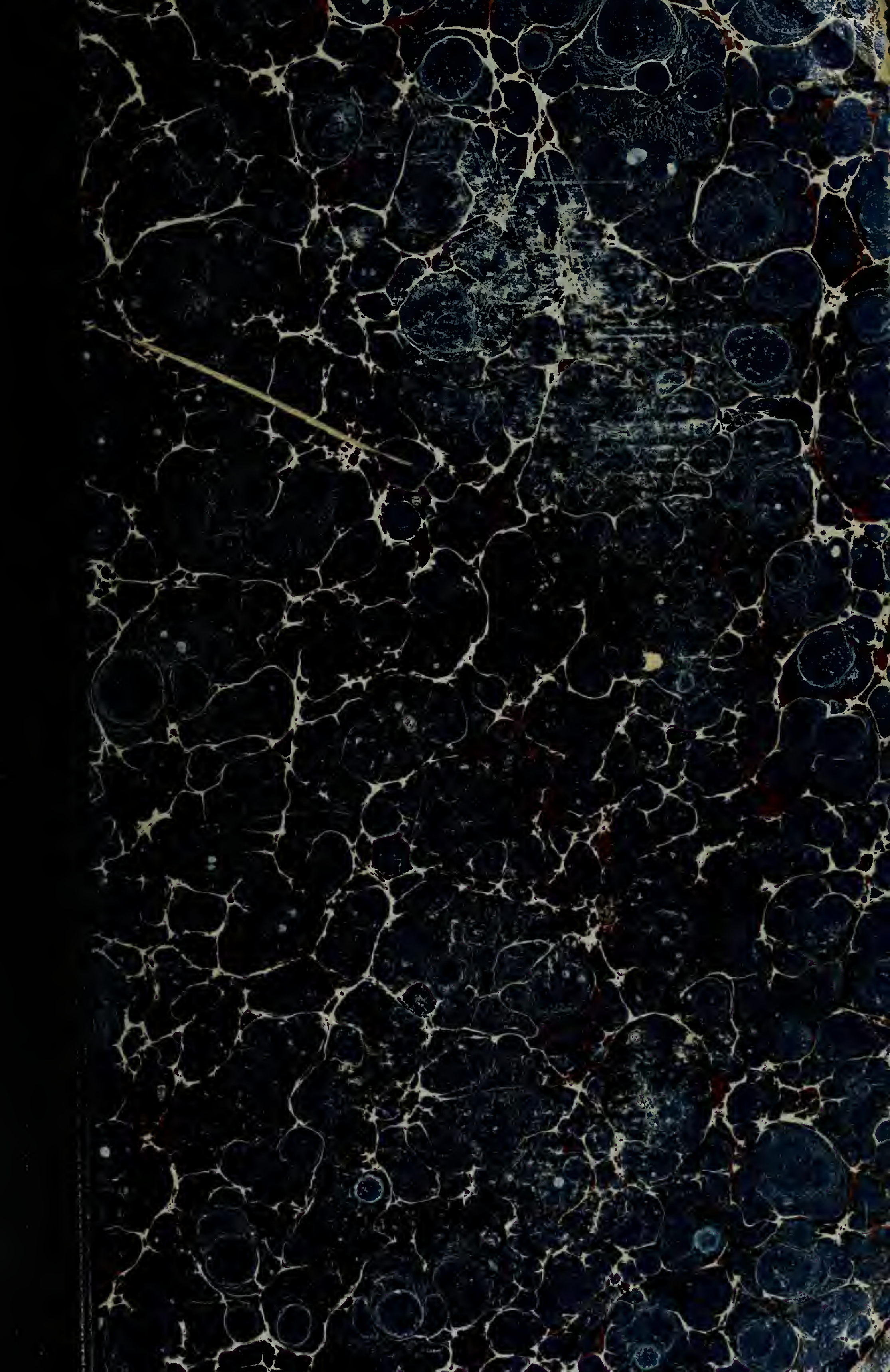



ence

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Vierunddreißigster Band.

☛ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 34. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine Deutsche Biographie.

Vierunddreißigster Band.

Senckenberg — Spaignart.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1892.

Senckenberg. Aus dieser Frankfurter Familie sind drei Brüder hier zu erwähnen, jeder hervorragend in seiner Art, deren Bedeutung, besonders die der beiden älteren, weit über die Mauern ihrer Vaterstadt hinausreicht. Es sind die nachfolgend einzeln aufgeführten Söhne des Arztes Dr. Johann Hartmann S., der, einer der angesehensten Friedberger Familien angehörig, 1688 in Frankfurt a. M. einwanderte, 1700 hier erster Physicus wurde und 1730 als solcher starb. Die unglücklichen häuslichen Verhältnisse dieses von seinen Mitbürgern hochgeschätzten Mannes, der in zweiter Ehe an eine Gattin gefesselt war, die man nicht anders als Furie oder gar Megäre bezeichnen kann, haben auf die so verschiedene Charakterentwickelung der drei Söhne stark eingewirkt, haben sie zu den Sonderlingen gebildet, von denen Goethe (Aus meinem Leben, 2. Buch) eine so drastische Schilderung gibt.

Heinrich Christian S., geboren am 19. October 1704, wurde schon von zartester Jugend an in Gießen bei Verwandten erzogen und so den widrigen Eindrücken des Frankfurter Elternhauses entrückt. Er studirte in Gießen die Rechte und verbrachte dann mehrere Jahre in Frankfurt, wo der ausgezeichnete Jurist Johann Orth (s. A. D. B. XXIV, 442), der gelehrte Commentator des vaterstädtischen Rechtes, der sogen. Frankfurter Reformation, und besonders der hochgebildete Bibliophile, Z. K. v. Uffenbach, sich seiner annahmen. Nach weiteren Studien in Halle bei Thomasius und in Leipzig bei Mascow und Mencken wurde er 1729 Advocat in seiner Vaterstadt, trat aber schon im folgenden Jahre als Rath in den Dienst des Wild- und Rheingrafen v. Dhaun. Schon in dieser Stellung verwendete er seine Nebenstunden auf rechtswissenschaftliche und historische Studien, deren erste Frucht die „Selecta juris“ waren. 1735 wurde er an die neugegründete Universität Göttingen berufen, an welcher er eine hervorragende Zierde der Juristenfacultät bildete, 1738 kam er nach Gießen, 1744 nach dem frühen Tode der ersten Frau kehrte er nach Frankfurt zurück und wurde hier bei der Krönung Franz' I. zum Reichshofrath ernannt. Als solcher lebte und wirkte er als eines der bedeutendsten Mitglieder des Reichshofrathscollegiums bis zu seinem am 30. Mai 1768 erfolgten Tode in Wien, von seinem Kaiser 1751 durch Verleihung der Reichsfreiherrnwürde ausgezeichnet, hochangesehen ob seiner Unbestechlichkeit und seines riesigen Fleißes. Heinrich Christian S. war ein durchaus hochachtbarer, sittlicher Charakter, die

menschlich sympathischste Gestalt der drei Brüder, ein treuer Sohn der Vaterstadt, der er seine Dienste nicht entzog, als er wider das Verfahren des Rathes gegen seinen jüngsten Bruder energischen Einspruch erhob. Seine Schriften, welche den Gebieten des deutschen Rechtes und der deutschen Geschichte angehören, sind äußerst zahlreich; ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich am Schlusse der Biographie, welche ihm sein Sohn Renatus gewidmet hat, und in Strieder's Hessischer Gelehrten-Geschichte XIV, 203 ff. Seine 1724 erschienene Erstlingsschrift über „Die monarchisch-demokratische Form des Römischen Reiches" bezeichnet schon die Hauptrichtung seines litterarischen Schaffens. 1730 besorgte er die dritte Ausgabe von M. Goldast's Scriptores, 1734 die elfte von Struve's Juris feud. syntagma. 1734—42 veröffentlichte er die seinem Freunde Uffenbach gewidmete Quellensammlung „Selecta juris et historiarum", welche viele erste Drucke von Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellen zur Geschichte des deutschen Mittelalters enthält und noch heute nicht völlig veraltet ist; der erste Band enthält nur auf Frankfurt bezügliche Stücke. In der „Sammlung von ungedruckten und raren Schriften zur Erläuterung des Staats" rc. (4 Theile, 1745—51) machte er meist Actenstücke zu Reichs- u. a. Tagen des 15. und 16. Jahrhunderts bekannt. Es seien ferner erwähnt: das 1740 erschienene „Corpus juris feudalis Germanici", eine Sammlung deutscher Lehnsgesetze, und die 1747 veröffentlichte Sammlung der Reichsabschiede seit Konrad II. Ueber rein juristische Themata schrieb er eine ganze Anzahl von kleinen Schriften und auch mehrere Lehrbücher, besonders während seiner akademischen Thätigkeit.

Johann Christian S., geboren am 28. Februar 1707, hatte am meisten von den Brüdern unter dem Zwiste der Eltern zu leiden, dem er selbst später seine mangelhafte moralische und wissenschaftliche Erziehung zuschrieb. Schon auf dem vaterstädtischen Gymnasium wandte er sich mit Vorliebe naturwissenschaftlichen Studien zu. Der mißlichen Vermögensumstände des Vaters halber, der im sogen. „Christenbrand" von 1719 schwer geschädigt worden war, konnte er erst spät die Universität Halle beziehen, doch ließ er sich in der unfreiwilligen Muße zwischen Gymnasium und Hochschule seine praktische Ausbildung in der Heilkunde bei verschiedenen Aerzten angelegen sein. Nach nur kurzem Aufenthalt in Halle — der Tod des Vaters entzog ihm die Mittel zum Studium — wandte er sich wieder der praktischen Ausübung seiner Kenntnisse zu. In Berleburg lernte er den bekannten Separatisten Dippel (s. A. D. B. V, 249 ff.) kennen; sein Einfluß wurde entscheidend für Senckenberg's moralische und religiöse Anschauung. 1732—39 lebte er als Arzt in seiner Vaterstadt und hatte hier mit seiner Mutter, bei der er wohnte, schwere Kämpfe zu bestehen. In Frankfurt verkehrte er viel mit den dort zahlreich vertretenen Separatisten, als Inspiraten, Pietisten, Herrnhutern und Harmonisten; doch trat er keiner Secte bei, sondern verhielt sich ihnen gegenüber ebenso ablehnend wie gegen die herrschende lutherische Orthodoxie. 1737 wurde er als erster medicinischer Doctor an der neuen Universität Göttingen promovirt. Vorübergehend hielt er sich dann als Leibarzt des Landgrafen von Hessen-Homburg in Tournay auf, mußte aber bald, da er durch freimüthige Aeußerungen den Hof und die Jesuiten verletzte, seine Stellung aufgeben. Von 1740 ab blieb er stetig in Frankfurt. Von den Chikanen der Mutter durch deren Tod erlöst, gründete er sich einen eigenen Hausstand; dreimal verheirathet verlor er seine Frauen alle durch einen frühen Tod, nachdem ihm nur mit der ersten ein ungetrübtes Glück beschieden worden war. Seine äußere Laufbahn brachte ihm 1751 das Amt des Land- und 1755 das des Stadtphysicus, 1757 wurde er als Hofrath der Leibarzt des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Die Erhebung in den Adelstand, die ihm der Bruder verschaffen wollte, wies er grundsätzlich zurück.

Seine Thätigkeit als Arzt brachte ihm die höchste Achtung der Mitbürger und ein ansehnliches Vermögen ein. Die Art und Weise, wie er dieses verwandte, hat seinen Namen unsterblich gemacht. Da ihm aus seinen drei Ehen keine Nachkommenschaft herangewachsen war, so beschloß er, sein Hab und Gut zum Besten der Vaterstadt zu vermachen. Nach langen Erwägungen und von dem älteren Bruder uneigennützig berathen, gründete er durch Urkunde vom 18. Aug. 1763 eine Stiftung, die aus einem wissenschaftlichen und einem mildthätigen Theile bestehen sollte. Den ersteren, der ihm stets die Hauptsache blieb, bildete das medicinische Institut und diesem wurden zwei Drittel der Einkünfte zugewiesen; es sollte der Verbesserung des vaterstädtischen Medicinalwesens dienen, indem es den Aerzten in einer Bibliothek, Naturaliensammlungen, einem botanischen Garten, einem chemischen Laboratorium und einem anatomischen Theater Bildungsmittel gab, die diesen bisher in Frankfurt nicht zur Verfügung standen, und indem es jungen Leuten durch Stipendien das Studium erleichterte, sowie bedürftige Aerzte und deren Familien vor Noth schützte. Der mildthätige Theil der Stiftung bestand hauptsächlich in einem großen Spital, welches nur für die Frankfurter Bürger bestimmt war, eine Beschränkung, die darin ihre Erklärung und Rechtfertigung findet, daß das bisher einzige Spital der Stadt „Zum heiligen Geist“ nur fremde Kranke aufnahm. Das Spital, zu dessen Gründung die ausgeworfene Summe unzulänglich war, wurde der Hoffnung des Stifters gemäß durch reiche Spenden seiner Mitbürger so ausgestattet, daß es, im Bau von ihm selbst noch begonnen, schon 1779 ins Leben treten konnte. Senckenberg's Stiftung ist für seine Vaterstadt eine Quelle reichen Segens geworden: unmittelbar floß derselbe in seinem Krankenhaus und mittelbar machte er sich fühlbar durch die von ihm ermöglichte Besserung der medicinischen Verhältnisse in Frankfurt. An sein Institut schlossen sich im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Vereinen und Sammlungen an, deren Zweck die Pflege der Heilkunde und der Naturwissenschaften bildete. Die Anerkennung und der Dank der Zeitgenossen wurde dem Stifter noch bei Lebzeiten in reichem Maße zu theil; freilich mehr außerhalb seiner Vaterstadt, als bei den Mitbürgern und leider auch bei den damaligen Frankfurter Rathsherren. Die letzten Lebensjahre war S. eifrig auf den Ausbau seines Werkes bedacht, bis ihm am 15. November 1772, als er sich gerade des fortschreitenden Baues seines Spitales freute, ein unglücklicher Sturz vom Gerüst einen jähen Tod brachte. S. war eine durchaus religiöse, menschenfreundliche Natur, die im Leben von seinen Mitbürgern vielfach verkannt und verlästert wurde. Seine täglichen Aufzeichnungen, welche für Geschichte und besonders Culturgeschichte des damaligen Frankfurt eine wichtige, aber mit kritischer Vorsicht zu benutzende Quelle bilden, zeigen ihn als einen höchst achtungswürdigen Charakter, lassen aber auch erkennen, daß und warum er sich nicht der allgemeinen Beliebtheit erfreute. Mit scharfer Kritik betrachtet er das Treiben der Zeitgenossen, mit giftigem Spotte verzeichnet er die oft recht unschuldigen Schwächen und Lächerlichkeiten der Mitmenschen, aber auch durch den Hohn, mit dem er sie überschüttet, durch den Haß, mit dem er einzelne, so z. B. Goethe's Großvater Textor, oft durchaus ungerecht verfolgte, klingt allenthalben seine aufrichtige Liebe zur Vaterstadt hindurch. Diese aber hat allen Grund, sein Andenken zu segnen.

Johann Erasmus S., geboren am 30. April 1717, war geistig den Brüdern ebenbürtig, aber in sittlicher Beziehung ein Schandfleck für die Familie. Der Liebling seiner Mutter, wurde er von dieser verzogen, seine moralische Ausbildung vollständig vernachlässigt; schon als Knabe machte er der Familie durch seinen Eigensinn und seine Bösartigkeit viel zu schaffen. Aber schon frühe entwickelte sich auch sein scharfer Verstand; schon mit 15 Jahren konnte er die

Universität Altdorf beziehen und dann in Göttingen unter Leitung des ältesten Bruders, der große Hoffnungen auf ihn als künftigen Juristen setzte, seine Rechtsstudien vollenden. Er kehrte dann nach Frankfurt zurück und widmete sich hier der advocatorischen Praxis, ohne förmlich in die Zahl der Advocaten aufgenommen zu sein. Seines juristischen Beirathes bedienten sich mehrere kleine Reichsstände und vor allen die beim städtischen Regimente ein Hauptwort mitsprechenden Patricier, die sich seine Fähigkeiten zur Mehrung ihrer Macht zu Nutze machen wollten. Auf deren und seines Bruders Heinrich Christian Betreiben wurde er 1746, noch nicht 30 Jahre alt, in den Rath gewählt. Sein Wirken als Senator war ein unheilvolles für die bisherigen Gönner, für die Stadt und für ihn selbst. Eine durchaus unsittliche Natur, ohne Grundsätze in allen Verhältnissen, auch das gemeinste Mittel nicht verschmähend, wenn es nur zur eigenen Bereicherung, zur Befriedigung seiner unersättlichen Rachgier dienen konnte, zerfiel er bald mit den früheren Freunden und nach und nach auch mit seinen anderen Collegen im Senat. In seinem Privatleben erregte er durch Unzucht und Völlerei schweres Aergerniß, in seiner Amtsführung ließ er sich die gröbsten Verbrechen, Betrug und Fälschung, zu Schulden kommen; trotz mehrfacher über ihn verhängter Geldstrafen wagte man lange nicht, ihn aus dem Senate zu entfernen, theils weil man auf den angesehenen Bruder in Wien und auf Senckenberg's Beliebtheit am kaiserlichen Hofe — er war 1751 mit dem ältesten Bruder geadelt worden — Rücksicht nehmen mußte, theils weil man die scharfe Zunge und die noch schärfere Feder des mit allen Schlichen und Praktiken der regierenden Herren vertrauten Feindes fürchtete. Seine heftigen Streitigkeiten mit den Collegen im Senate, die sich lediglich um innere Verhältnisse der Stadt Frankfurt drehen und daher nur von localem Interesse sind, führten endlich dazu, daß er 1761 seines senatorischen Amtes enthoben und 1769 auf die Hauptwache gefangen gesetzt wurde; erst der Tod erlöste ihn am 21. Juni 1795 aus der Haft. Die echt brüderliche Unterstützung, die ihm der Reichshofrath in dem Kampfe gegen den Senat und der Arzt während seiner Gefangenschaft zu theil werden ließen, hat er mit schnödestem Undanke gelohnt. Die Streitigkeiten Senckenberg's mit seinen Feinden im Rathe und das Verfahren des letzteren gegen ihn sind überaus charakteristisch für reichsstädtische Zustände im 18. Jahrhundert, und darum darf auch dieser jüngste Bruder auf eine mehr als localgeschichtliche Bedeutung Anspruch erheben. Senckenberg's zahlreiche, anonym erschienene Druckschriften befassen sich fast ausschließlich mit stadtfrankfurtischen Angelegenheiten; es seien hier nur als von allgemeinerem Interesse erwähnt: „Anhang zu v. Moser's Abhandlung von der Reichsstädtischen Regiments-Verfassung" (1773); „Gutachten eines Rechtsgelehrten von Buchhorn über 14 das geistliche Staatsrecht derer Reichsstädte betreffende Fragen" (1767); „Begriff von der Reichsstadt Frankfurt neuesten Regierungsverhältnissen" (1769).

Ueber alle drei Brüder handelt sehr ausführlich G. L. Kriegk's Buch: Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung. Nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit in Frankfurt a. M. (Frankfurt a. M. 1869), ein Werk, welches auf gründlichem Studium des weitschichtigen archivalischen und sonstigen handschriftlichen Materiales beruht und weit mehr bietet als bloße Biographien der Senckenberge: es schildert außer diesen die Culturzustände und die bedeutendsten Persönlichkeiten Frankfurts um die Mitte des 18. Jahrhunderts; stellenweise Trockenheit und eine sehr unübersichtliche Eintheilung sind die Hauptfehler des fleißigen Buches. — Ueber den Reichshofrath: R. C. v. Senckenberg, Vita Henrici Christiani liberi baronis de Senkenberg (Frankfurt 1782). — Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte XIV, 192—225. — Ueber den Arzt

und seine Stiftung: S. A. Scheidel, Geschichte der Dr. Senckenberg'schen Stiftshäuser (= Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. 1867); auf S. 30 ff. nähere Litteraturangaben, wozu jetzt noch hinzuzufügen ist: Frankfurt a. M. in seinen hygienischen Verhältnissen und Einrichtungen (1881, Neubearbeitung 1888) und kleinere Aufsätze nach Grotefend's Verzeichniß von Abhandlungen zur Geschichte Frankfurts (1885). Die Tagebücher und Aufzeichnungen des Arztes befinden sich im Besitze der Stiftung, einiges wenige im Stadtarchiv. — Ueber den Senator besitzt letzteres die sehr umfangreichen Proceßacten und sonstigen Papiere, welche Kriegk als Grundlage seiner Arbeit benutzt hat.

R. Jung.

Senckenberg: Renatus Leopold Christian Karl Reichsfreiherr v. S., der würdige Sohn von Heinrich Christian und dessen zweiter Gattin, einer geborenen v. Palm, wurde am 23. Mai 1751 zu Wien geboren. Er erhielt eine sorgfältige häusliche, streng protestantische Erziehung. Schon frühe unterrichtete ihn der Vater in seinen eigenen Fächern, indem er des Tacitus Germania mit ihm las, für ihn die „Vorläufige Einleitung in die Rechtsgelehrsamkeit" schrieb und ihn in das Studium der alten Urkunden einweihte. 1768 nach dem Tode des Vaters bezog er die Universität Göttingen und studirte hier wie später in Straßburg die juristischen und historischen Wissenschaften. 1772 arbeitete er zu seiner prakischen Ausbildung am Reichskammergericht zu Wetzlar, mußte aber einige Zeit aussetzen, um in Frankfurt bei der Einrichtung der Stiftung seines verstorbenen Oheims Johann Christian, der dem Senior der Familie die Oberaufsicht vorbehalten hatte, thätig zu sein. 1774 durchreiste er Italien, mächtig angeregt durch die künstlerischen und geschichtlichen Eindrücke dieses Landes, und wurde in Rom in die Arkadiergesellschaft aufgenommen. 1775 trat er als Assessor in die hessische Regierung zu Gießen ein. Eine 1778 nach Wien unternommene Reise wurde für ihn verhängnißvoll. Er kam in den Verdacht, die Verzichtleistungsacte des Herzogs Albrecht von Baiern von 1429 aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters dem kurpfälzischen Hofe mitgetheilt und dadurch das Interesse Oesterreichs an der bairischen Erbfolge schwer geschädigt zu haben; nach längerer Gefangenschaft wurde er aus den österreichischen Staaten verbannt und kehrte nach Gießen zurück; erst 1792 hob Franz II. das Verbannungsdecret auf. Auf vielen Reisen suchte er Fühlung mit den Häuptern der deutschen Wissenschaft und Dichtung. 1780 wurde er Regierungsrath, legte aber schon 1784 seine Stellung nieder und lebte fortan in Gießen als Privatmann. Er starb am 19. October 1800. Wohl durch das schöne Beispiel seines Oheims angeregt, vermachte er die reichen Bücherschätze, die der Vater und er gesammelt hatten, der Gießener Universitätsbibliothek und hinterließ der Hochschule außerdem sein Haus und noch 10 000 Gulden zur Verwendung für die Bibliothek. Seine vielen Schriften — ein Verzeichniß derselben hat er in seiner Selbstbiographie (s. u.) zusammengestellt — behandeln wie die des Vaters die Gebiete der Geschichte, der Staats- und Rechtswissenschaften; es seien hier genannt die 1782 erschienene Vita seines Vaters und die Fortsetzung der Häberlinschen Reichsgeschichte von Bd. 21—27 (1790—98). Auch als Dichter hat er sich versucht: 1785 ließ er „Polydori Nemaei (sein Arkadiername) Carmina varia selecta latina et graeca" und 1787 die „Geschichte eines Christen", beide Werke nur für seinen Freundeskreis, drucken; 1796 erschien sein dramatisches Gedicht „Charlotte Corday", welches von der Wiener Censur verboten wurde. — Seine einzige Tochter war ihm im Tode vorausgegangen; mit seinem Bruder Karl (geboren 1760), der in die sardinische Armee eingetreten war, aber 1787 als

Hauptmann seinen Abschied genommen hatte und erst 1842 kinderlos starb, erlosch der Frankfurter Zweig der Familie Senckenberg.

Vgl. die in seinem letzten Lebensjahre verfaßte Selbstbiographie bei Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, XIV, 225—272. Ueber sein Verhältniß zu den beiden Frankfurter Oheimen und zur Stiftung: Kriegk, Die Brüder Senckenberg.

R. Jung.

Sender: Clemens S., bekannt als Augsburger Chronist, wurde am 23. November 1475 zu Lauingen an der Donau, der Geburtsstätte des Albertus Magnus, geboren. Im J. 1496 trat er in das Benedictinerkloster St. Ulrich zu Augsburg ein. Mit einer Unterbrechung, deren Dauer nicht angegeben werden kann und während welcher Zeit er im Kloster Jersee sich aufhielt, verbrachte er sein ganzes Leben in dem reichen und geistig angeregten Kloster. Die humanistischen Studien fanden in demselben eine eifrige Pflege, insbesondere zeichnete sich der Polyhistor Veit Bild aus, durch welchen die Conventualen auch in einen freundlichen und regen Verkehr mit dem Augsburger Humanistenkreis, dessen Haupt und Seele Dr. Konrad Peutinger war, gesetzt wurden. Die Einwirkung auf S. von diesen beiden Seiten her, welche bei ihm auf die gleiche Neigung stieß, ist unverkennbar. Veit Bild, der sich vielfach mit mathematischen und astrologischen Problemen befaßte, gewann ihn für die gleichen Dinge, denn unter Sender's Schriften befindet sich ein starker, seine „Adversaria astrologica“ enthaltender Band. Auch mit juristischen Fragen beschäftigte sich S., wovon seine kirchenrechtlichen Excerpte: „Breviarius decretorum et decretalium etc. per Fr. Cl. Sinder de Laugingen anno salutis 1517“ Zeugniß ablegen. Der Theologie gehört seine Schrift: „Armarius animae“ an. Indessen beruht seine Bedeutung nicht auf dieser, sondern auf seiner historischen Thätigkeit, mit der er sich so recht als einen zur Schule Peutinger's gehörigen Humanisten erwies. Er verfaßte in 12 Bänden eine lateinische Weltgeschichte „Chronographia“, welche wenigstens vom 7. Bande an werthvoll ist, weil er von da an seine eigene Zeitgeschichte und darunter gar Manches, was er selbst erlebt und gesehen hat z. B. den Reichstag von Augsburg 1530, beschreibt. Am meisten Werth und Bedeutung ist aber erst seiner deutschen „Chronik der Stadt Augsburg“, gewidmet dem Hieronymus Fugger, und bis zum J. 1536 reichend, zuzusprechen. Nach einer kurzen und belanglosen Einleitung eilt er mit raschen Schritten seiner Zeit entgegen und fast in der Form eines Tagebuches, „wie es gschriftlich und mundlich mit groser mye, arbeit und kosten an mich gelangt ist“, verfolgt er die Ereignisse. Am Eifer, sich bestens zu unterrichten, hat er es nicht fehlen lassen und was er weiß, erzählt er stellenweise mit behaglicher Ausführlichkeit, insbesondere wenn er von den Führern und Anhängern der neuen Kirche, denen er kein Wohlwollen entgegenbringt, nachtheilige Dinge erfahren hat. Diese Parteinahme, in der er manchmal wohl recht düstere Farben aufträgt, ohne aber in den Fehler der Erdichtung und Fälschung zu verfallen, charakterisirt ihn. Für die Kämpfe und Bewegungen, welche die Reformation in Augsburg hervorgerufen hat, ist seine Chronik eine vorzügliche Quelle. Bisher so wenig gedruckt, wie seine übrigen Schriften, wird dieselbe demnächst in der Reihe der deutschen Städtechroniken herausgegeben werden. Weitere Kreise hatten bislang von ihm nur Kunde durch das bekannte, von den Jesuiten in Ingolstadt 1654 veröffentlichte Werkchen über die Reformation in Augsburg: „Relatio de ortu et progressu haeresum in Germania praesertim vero Augustae Vindelicorum ex antiquis annalibus manuscriptis cujusdam contemporanei fideliter descripta“. Nach der allgemeinen Annahme ist dieser quidam contemporaneus kein anderer als S., dessen Werken dieser Auszug entnommen ist. Den

Todestag des S. können wir angeben: es ist der 17. Januar, nicht aber sein Todesjahr. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er 1537 gestorben.

Veith, Bibliotheca Augustana de vita et scriptis eruditorum. — Zapf, Augsburgische Bibliothek. — Pl. Braun, Gesch. der Augsb. Bischöfe.

Wilhelm Vogt.

Sendtner: Otto S., Botaniker, geboren zu München am 27. Juni 1813; † zu Erlangen am 21. April 1859. Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt studirte S. auf der Universität München Naturwissenschaften, von denen ihn vorzugsweise Mineralogie und Botanik anzogen. In ersterer war Fuchs sein Lehrer, für die letztere begeisterte ihn besonders der geniale Karl Schimper (s. A. D. B. XXXI, 274), dessen anregende Methode für die Entwicklung seines ihm angeborenen Beobachtungstalentes von großem Vortheil war. Als aber der frühzeitige Tod des Vaters die Wahl eines Brotstudiums erheischte, wandte sich S. der Medicin zu, mußte aber seines schwächlichen Körpers wegen dieses Studium bald wieder aufgeben und folgte von nun an wieder seiner Lieblingsneigung, während er seine Existenz durch Unterrichten und Zeichnen sich erwarb. Im J. 1837 erhielt er eine einträgliche Stellung als Privatsecretär und Archivar eines in Schlesien begüterten preußischen Kammerherrn, ein Verhältniß, welches ihm wiederholte botanische Ausflüge in die Sudeten erlaubte. Zugleich lernte er bei dieser Gelegenheit den älteren Nees v. Esenbeck kennen, durch dessen Vermittlung ihm seitens des Ministers Altenstein eine Unterstützung zur Erforschung der Kryptogamenflora des Gebirges gewährt wurde. Ohne bestimmte Berufsstellung nach München zurückgekehrt, erhielt S. 1841 einen Platz als Conservator des herzoglich leuchtenbergischen Naturaliencabinets in Eichstädt und konnte gleichzeitig, unbeschadet dieser Stellung, einem Antrage des Triestiner Bürgermeisters und Botanikers Tommasini Folge leisten zu einer auf dessen Kosten auszuführenden Excursion nach Istrien und Illyrien. Diese Reisen, für die Wissenschaft wie für Sendtner's körperliches und geistiges Behagen von gleich großem Vortheil, scheinen eine abermalige Veränderung seiner Lebensstellung veranlaßt zu haben. Wenigstens verließ er anfangs 1843 Eichstädt, machte im folgenden Jahre eine botanische Reise nach Tirol, die hauptsächlich der dortigen Moosflora galt und ging 1847 nach Bosnien. Diese letzte Reise wurde durch einen fanatischen Türken unterbrochen, welcher S. bei einer Excursion anfiel und verwundete. Die Vollendung jener Reise ist ein unerfüllter Wunsch geblieben. Der wissenschaftliche Aufschwung in Baiern unter König Max gab auch S. eine neue Richtung seiner Thätigkeit und endlich eine feste Lebensstellung. Er erhielt von der Akademie in München den Auftrag zur pflanzengeographischen Untersuchung Südbaierns. Im Verfolge dieses Auftrages bereiste er fünf Mal nach einander die Hauptpunkte des südlichen Baiern und legte die Resultate seiner Forschung 1853 der Akademie vor. Im folgenden Jahre erschien sein Werk unter dem Titel: „Die Vegetationsverhältnisse Südbaierns nach den Grundsätzen der Pflanzengeographie und mit Bezugnahme auf Landescultur" im Druck. In demselben Jahre wurde er außerordentlicher und 1857 ordentlicher Professor der Botanik und Conservator des Herbariums in München. Nach Vollendung seines Werkes wandte sich S., dessen wissenschaftliche Thätigkeit sich immer mehr in den Dienst der praktischen Landwirthschaft stellte, der botanischen Erschließung des bairischen Waldes zu, zu welchem Zwecke er mehrfache Reisen dorthin machte und wiederholte Unterstützung seitens der Regierung empfing. Allein seine Gesundheit war durch die angestrengte Arbeit tief erschüttert. Es stellten sich die Anzeichen eines Nervenleidens ein, das allmählich zu völliger Geistesumnachtung führte, bis der vor Vollendung des 46. Lebens-

jahres in der Erlanger Irrenanstalt erfolgte Tod dem Leben des strebsamen und talentvollen Forschers ein Ende machte.

Die ersten botanischen Arbeiten Sendtner's behandeln die Moose, für die er zeitlebens eine große Vorliebe besaß. Eine Lebermoosgattung hat von Endlicher nach ihm den Namen Sendtnera erhalten. Diese Arbeiten sind durchweg descriptiver Natur und vorzugsweise in den Bänden der Zeitschrift Flora aus den vierziger und fünfziger Jahren erschienen. Die Beschreibung der Reise nach Bosnien, veröffentlicht im Ausland vom Jahre 1848, enthält eine große Fülle naturhistorischer Beobachtungen über das dalmatische Küstenland; die botanischen Ergebnisse derselben brachte ein mit Paul Kummer zusammen im 32. Bande der Flora vom Jahre 1842 publicirter Aufsatz: „Enumeratio plantarum in itinere Sendtneriano in Bosnia lectarum". Seine bryologischen Forschungen faßte er in einer besonderen Schrift zusammen: „Beobachtungen über die klimatische Verbreitung der Laubmoose durch das österreichische Küstenland" 1850, die ein werthvoller Beitrag zur österreichischen Flora und Pflanzengeographie darstellt. Mit monographischen Arbeiten hat sich S. im Anschluß an die für die Martius'sche Flora brasiliensis von ihm herausgegebenen Solanaceen und Celastrineen beschäftigt in einer als Abdruck aus der Flora 1845 veröffentlichten kleineren Arbeit: „De Cyphomandra, novo Solanacearum genere tropicae Americae", worin er die über jene Gattung zerstreut vorgefundenen litterarischen Notizen sorgfältig gesammelt und mit den zur Classificirung der Arten nöthigen diagnostischen Erläuterungen versehen hat. Sendtner's wichtigstes Werk ist indessen seine bereits erwähnte Schrift: „Die Vegetationsverhältnisse Südbaierns" mit 18 Holzschnitten, 9 Tafeln und 1 Karte. Die auf Grund genauer Beobachtungen hierin niedergelegten Resultate, die Nachweisungen der Vegetationsgrenzlinien und des durch sie bedingten Florencharakters Südbaierns, die genaue Würdigung des Einflusses aller klimatischen Factoren und Bodenverhältnisse, endlich die vortreffliche Schilderung der Vegetationsformen, insbesondere der Moore, werden als Muster pflanzengeographischer Studien stets ihren wissenschaftlichen Werth behalten. Leider sollte Sendtner's letztes, nach gleichem Plan und mit gleicher Energie in Angriff genommenes Werk: „Die Vegetationsverhältnisse des bairischen Waldes" nicht mehr die letzte Feile durch den Verfasser selber erhalten. Es erschien vielmehr ein Jahr nach seinem Tode nach dem Manuscript vollendet von W. Gümbel und L. Radlkofer im J. 1860.

Verhandlungen des zool.-botan. Vereins in Wien 1852 und 1859. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Senefelder: Alois S., Erfinder der Lithographie, war das erste Kind des Schauspielers Peter S. (aus Königshofen im baierischen Franken) und dessen Frau Katharina (einer geborenen v. Völk, welche am 28. Februar 1825 zu München starb); der Knabe wurde am 6. November 1771 zu Prag geboren, wo sein Vater gerade gastirte. Dieser erhielt nach zwei Monaten eine Anstellung am Hoftheater in Mannheim und kam 1778 in gleicher Eigenschaft nach München. Hier empfing der junge S. eine gute Bildung in den Schulen als Vorbereitung zur Universität, denn nach dem Wunsche des Vaters sollte keines seiner Kinder die Bühne betreten. S. machte seine Studien mit Auszeichnung, insbesondere am Lyceum, wo er auch Mechanik, Physik und Chemie hörte und ging dann, seines Fleißes wegen mit einer jährlichen Subvention von 120 Gulden durch die Kurfürstin Maria Anna begabt, nach Ingolstadt zum Studium der Jurisprudenz, wo er in seinen akademischen Zeugnissen immer die erste Note mit Auszeichnung erhielt. Leider starb noch vor seinem Absolutorium 1791 der Vater, wodurch die zahlreiche Familie in eine beschränkte Lage gerieth. Vergeblich suchte er um

eine Rechnungsstelle nach, beschäftigte sich, um seine chemischen Kenntnisse zu verwerthen, mit Färberei-Versuchen, welche bei seiner Mittellosigkeit nur unerschwingliche Kosten in Aussicht stellten. Nun glaubte der Jüngling, als dramatischer Dichter für sich und die Seinen am schnellsten eine Existenz begründen zu können. So brachte er im Jahre 1789 ein für dilettantische Kreise verfaßtes Lustspiel „Die Mädchenkenner oder So ein Gelehrter und nur Famulus“ auf die Bühne, welches am kurfürstlichen Hoftheater am 13. Februar 1792 mit bestem Erfolg aufgeführt (S. spielte aber nicht mit, sondern saß unter den Zuschauern) und bei Lentner 1793 gegen gutes Honorar gedruckt wurde. Nun beschloß er auch als Schauspieler sein weiteres Heil zu versuchen. Aber das Münchener Hoftheater versagte ihm die Aufnahme und die auf den Bühnen zu Regensburg, Nürnberg, Erlangen und Augsburg geernteten trüben Erfahrungen stimmten seinen Enthusiasmus bedeutend herunter, so daß er künftig wieder als Theaterdichter seinen Beruf erproben wollte. Allein schon sein zweites Werk, das Ritterschauspiel „Mathilde von Altenstein oder die Bärenhöhle“, welches er nicht in der vom Verleger gewünschten Frist vollendete und deshalb auf eigene Kosten drucken ließ, deckte nur notdürftig die Baarauslagen. Dasselbe erschien München 1793 (bei Hübschmann XXVI und 148 S. 8°; Goedeke im Grundriß 1859, II. 1078 verzeichnet auch einen Augsburger Nachdruck 1794); es trägt die Dedication an den Kurfürsten Karl Theodor und eine zweite an die Fürstin Karolina von Ysenburg. S. dichtete, wie er dabei erklärt, „in einer Lage, wo meine Seele trüb war und die wahre innige Empfindung in mir darniederlag; wo ich, bloß um dem Drang meiner Gefühle Luft zu schaffen, mich in die Dichterwelt begab, weil mein Herz in der wirklichen keine freudige Beschäftigung fand.“ In einem weiteren Brieffragment an seinen Freund Christian Meyer erklärt S., seinen Stoff „aus einem Weiber-Märchen“ genommen zu haben und erzählt nun diese Kinderstuben-Gespenster-Geschichte, die er indeß geschickt zurecht legte und dramatisch wirksam behandelte. Er schrieb außerdem 1792 noch ein Schauspiel „Die Tischlerfamilie“ (als Fortsetzung von Babo's Lustspiel „Das Bürgerglück“ 1792), den Text zu einer komischen Oper „Siegfried oder die schnelle Werbung“ (1794); beide Manuscripte kamen in Ferchl's Besitz und mit dessen Sammlung von Senefelder's Incunabeln in die k. Akademie und von da in die Hof- und Staatsbibliothek. Es wäre immerhin der Mühe werth, auch diese einer kritischen Durchsicht zu würdigen und S. seine Stellung unter den Dramatikern seiner Zeit, mit welchen er mancherlei Fühlung besitzt, anzuweisen. Zwei andere Stücke „Genoveva“ und „Die Gothen im Orient“, welche über das kurfürstliche Hoftheater gingen, scheinen verschollen. Als weitere dramatische Dichtungen wurden ihm „Der Bruder aus Amerika“, ein Trauerspiel aus den Ritterzeiten „Wilhelm von Lautern oder der Schatz im Birkenbusche“, eine Tragödie „Werner von Schwarzach“ und „Irrthum und Reue oder der Familientraum“, nach Ferchl's Angabe mit Unrecht zugeschrieben. Die verdrießlichen Erfahrungen mit „Mathilde von Altenstein“ hatten großen Einfluß auf seine nachfolgenden Untersuchungen, Probleme und deren endliche Lösung. Er gerieth auf allerlei Einfälle, seine dramatischen Erzeugnisse selbst zu drucken oder auf andere Weise zu vervielfältigen, um dadurch die Lage seiner Mutter und Geschwister zu verbessern. Hierin zeigt S. eine Verwandtschaft mit Grillparzer, welcher seine beiden ersten Stücke verfaßte zur Bestreitung der für seine Familie sonst unerschwinglichen Wohnungsmiethe. Da S. während dem Drucke seines Schauspiels manchen Tag in der Officin zugebracht und die Manipulation genau gesehen hatte, so fand er die Buchdruckerei für leicht zu erlernen und wünschte, selbst eine kleine Druckerei zu besitzen, wozu aber alle Mittel fehlten. „Hätte ich das nöthige Geld gehabt, so würde ich mir damals Lettern, eine Presse und Papier gekauft haben und

die Steindruckerei wäre wahrscheinlich sobald noch nicht erfunden worden." Dieser Mangel brachte ihn nun, wie er in seinem „Lehrbuch" (1818 S. 4) sehr anmuthig erzählt, auf andere Projecte. Er machte den Versuch, die Buchstaben verkehrt in Stahl zu stechen und die Platte als Matrize zu gebrauchen, sowie eine Columne von Buchdrucker-Lettern in eine weiche Masse einzudrucken oder in Leisten von Birnbaumholz einzuschlagen und diese dann wieder als Tafeln anzuwenden, ein Verfahren, welches John Sweet aus Newyork auf der Pariser Exposition 1867 producirte. Er hatte also ahnungslos die Stereotypie erfunden und mußte sie nur deshalb liegen lassen, weil die weitere Nutzanwendung seine Mittel überstieg. Um zu sparen, wollte er die gewöhnlichen Buchdruckertypen verkehrt auf eine mit Aetzgrund überzogene Kupferplatte schreiben und mit Scheidewasser einätzen. Dieses gelang alsbald vollkommen, indem er auch eine Tinte erfand, womit er die gemachten Fehler leicht verbessern konnte; nur die Fertigkeit im Schreiben und das nöthige Werkzeug fehlte noch. Nun mußte aber der Arme, da er nur eine Platte hatte, selbe nach dem Gebrauch immer wieder abschleifen und neu poliren, wobei nicht nur eine Menge Zeit verloren ging, sondern auch die Dicke der Platte abnahm. Der Versuch, dazu einen alten Zinnteller zu präpariren, mißlang; jetzt fiel ihm ein, dafür das zufällig erhaltene Stück einer Kelheimer Platte zu Schreibübungen zu gebrauchen. Da fügte es der Zufall, daß S. eines Tages im Juli 1796, in Ermangelung der gewöhnlichen Tinte und eines dazu tauglichen Papiers einen gerade benöthigten Waschzettel mit seiner aus Wachs, Seife und Kienruß bestehenden Tinte vorläufig auf den Stein schrieb; dann fiel ihm ein, diese Platte mit Scheidewasser zu ätzen und zu sehen, was dabei wohl herauskäme. Er fand die Schrift ungefähr ein Zehnteil von einer Linie hoch, wovon sich Abdrücke mittelst Einschwärzen machen ließen. Damit stand S. auf derselben mechanischen Stufe, wie Professor Simon Schmid, welcher schon zehn Jahre früher auf ähnliche Weise Steine zu Abdrücken benutzt hatte, wovon S. vorläufig keine Kenntniß hatte. Darüber entstand später zwischen S. und Schmid ein Streit, welcher am Schlusse dieses Artikels noch kurz beleuchtet werden soll. S. blieb aber bei der alten durch Aetzen erhobenen Manier nicht stehen, sondern machte unermüdlich eine Menge Versuche, Proben und Besserungen, bis er, freilich ganz entblößt von Mitteln, doch zu günstigen Resultaten gelangte. Seine Erfindung war kein Zufall, sondern die Folge emsigen Nachdenkens und zahlloser Experimente. Die Erzählung mit dem Abdruck eines Stempels auf einem Schleifstein, welchen S. als Requisitenmeister des Hoftheaters gemacht haben soll, ist ein Märchen, da S. gar nie eine solche Stelle bekleidete; auch der Fund eines Pflanzenabdruckes auf einem Steine an der Isar gehört in die gleiche Region; wenigstens wollte S. später nie mehr etwas davon wissen. Auch Engelmann in seinem „Traité théorique et pratique de Lithographie" übersetzt von W. Pabst und A. Kretzschmar (Leipzig 1843) spottet in der Einleitung über diese von Herrn von Schlichtegroll verbreiteten Fabeln. Dagegen scheint das in seinem „Lehrbuch" ausführlich erzählte Waschzettel-Ereigniß als sicherer Ausgangspunkt seines Sinnens und Denkens. Zur weiteren Verfolgung seiner bisher gewonnenen Erfahrungen und Experimente war Geld unerläßlich, welches S. nicht aufbringen konnte. Schon eine kleine Kupferpresse mit zwei Walzen, welche ein Zimmermann nach Senefelder's Idee um sechs Gulden hergestellt hatte, erschöpfte die ganze Barschaft der Familie. Bereitwillig verpfändete die Mutter die Quittungen über ihre kleine Pension auf mehrere Monate hinaus. Dazu kam durch die französische Einquartirung eine fühlbare Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel. Um die Mittel zu einer besser construirten Presse zu erhalten, faßte S. den heroischen Entschluß, für einen Conscribirten bei der Artillerie in Ingolstadt auf sechs Jahre einzustehen, da dieser ihm zweihundert

Gulden bot. Diese Frist, meinte S., sei bald herum, er habe hübsche Kenntnisse in Mathematik und Mechanik, vielleicht könne er auch beim Militär sein Glück machen, jedenfalls gewinne er inzwischen doch freie Zeit, seine Pläne weiter zu verfolgen. Er ging also mit einem Rekruten-Transport nach Ingolstadt, wurde aber daselbst durch den Bescheid sehr niedergeschlagen, daß er als geborener „Ausländer" — er war zufällig zu Prag in die Welt gekommen — vom baierischen Kriegsdienste ausgeschlossen sei, wobei es freilich in der Befugniß des kurfürstlichen Hofkriegsraths gelegen wäre, „auf dem Gnadenwege" eine Ausnahme eintreten zu lassen. „Als ich von der Donaubrücke in den majestätischen Strom hinabsah, in welchem ich als Student beim Baden schon einmal beinahe den Tod gefunden hätte, so konnte ich freilich den Gedanken nur mit Mühe unterdrücken, daß meine damalige Rettung für mich eigentlich kein Glück gewesen sei, weil ein zu ungünstiges Schicksal mir sogar das, dem Hülfelosesten sonst noch übrige Mittel, seinen Unterhalt auf ehrliche Art zu verdienen, nämlich den Soldatenstand, zu verweigern schien." Jetzt dachte er vor der Hand die Schriftstellerei aufzugeben und bloß Drucker um Lohn zu werden.

Ein Fragment schlecht gedruckter Musiknoten aus einem alten Gesangbuch, welches S. noch zu Ingolstadt in einem Kramladen erhielt, weckte die Ueberzeugung, mit seiner neuen Druckart weit schönere Resultate liefern zu können. Er verband sich nun mit dem als Componisten von Messen, Symphonien, Variationen und Liedern bekannten Hofmusiker Franz Gleißner, welcher im Hause des Professors Simon Schmid bekannt war und von dessen Steindruck-Manier Kenntniß hatte, ohne dessen Erfindung bisher absonderlich zu beachten. Gleißner schenkte seinem Freunde S. jetzt die größte Aufmerksamkeit und gab sich zugleich alle Mühe, Simon Schmid's Verfahren genau zu erkunden. Darauf schloß Gleißner mit S., dessen Erfahrung im Schreiben und Drucken er nicht umgehen konnte, eine Gesellschaft, wobei Madame Gleißner, eine sehr kluge und energische Frau, bedeutende Handlangerdienste leistete. Sie druckten nun zusammen unter der Firma „Gleißner und Senefelder" ein Offertorium von Foscano, zwölf von Gleißner für Pianoforte-Begleitung componirte „Lieder" und „Duetten für Flöten" und andere Musikalien, welche in Zierlichkeit und Reinheit nichts zu wünschen übrig ließen. Gleißner, welcher überhaupt sein Wissen und Können weit überschätzte, glaubte nicht wenig zu diesem Gelingen beigetragen zu haben und verstieg sich später so weit, daß er dem S. sogar die Erfindung des damals Polyautographie genannten Druckverfahrens streitig machen wollte, wie denn S. überhaupt immer mit Täuschungen und Unfällen kämpfen mußte. Zum Gelingen dieser Arbeiten trug wesentlich bei, daß S. große Vortheile im Einschwärzen erworben hatte, namentlich durch Verbesserung der Druck-Ballen in Walzenform. Die „Lieder" wurden dem Kurfürsten Karl Theodor überreicht, welcher eine Unterstützung von 100 Gulden aus der Cabinetskasse gewährte und ein Privilegium in Aussicht stellte, welches indeß erst durch den nachfolgenden Regenten realisirt wurde. Die damals unter Vachiery's Vorsitz florirende Akademie der Wissenschaften, welcher S. ein Exemplar der „Lieder" zur Prüfung und Begutachtung vorlegte, votirte dem Petenten den doppelten Ersatz der Auslagen für die alte Presse, nämlich 12 Gulden. Die Akademie hatte damals noch keine andere Dotation, als die Anweisung auf die Stempelgefälle; die versammelten Mitglieder legten freiwillig aus ihren Taschen eine Gabe für den jungen Erfinder zusammen, wobei sich die Herren freilich nicht sehr anstrengten. Mit einer neuen Presse (die alte hatte man voreilig verbrannt) ergaben sich aber wider Erwarten viele Anstände, so daß den Unternehmern großer Schaden erwuchs, da sie eine schöne Bestellung nicht rechtzeitig zu liefern vermochten, bis Senefelder's unermüdlich arbeitender Scharfsinn auch diese Fehler beseitigte.

Während Simon Schmid nie über seine ersten Versuche hinauskam und selbe völlig liegen ließ, erhob S. den Steindruck zu einer ungeahnten Höhe, zu einer weittragenden Wirksamkeit, ja zu einer eigenthümlichen Kunst. S. erfand 1796 — und dieses Datum wird als das Geburtsjahr der Lithographie inskünftig zu gelten haben — eine zum Schreiben auf Stein sehr gute, dem Scheidewasser widerstehende Tinte, er erfand ein brauchbares Werkzeug (Walze), um die so wenig erhobenen Züge einzuschwärzen, er ist der Erfinder der sog. Stangen- und Galgenpresse (zu deren Bau die Akademie die Mittel gewährte) und der chemischen Druckerei (1798). Während bei den verschiedenen älteren Druckarten nur der erhöhte Theil die Farbe empfängt oder beim vertieften zurückbehält, um sie dann beim Abdruck wiederzugeben, ist es beim chemischen Drucke ganz einerlei, ob die Zeichnung erhaben, vertieft oder eben, oder ob alle drei Manieren auf einer Platte vereinigt seien. Es kommt hier nur darauf an, daß sich an den abzudruckenden Linien, Schriften oder Bildern auf der Platte eine solche Materie befinde, an welche sich hernach die Farbe, die aus gleichartigen Substanzen bestehen muß, vermöge ihrer chemischen Verwandtschaft anhängen kann, wogegen durch die Vorbereitung der Platte die Stellen, welche weiß bleiben sollen, die Druckfarbe nicht annehmen und gleichsam abstoßen. S. wählte deshalb die Bezeichnung chemischer Druckerei, weil das Einfärben in der wechselseitigen Verwandtschaft und nicht bloß in der mechanischen Berührung seinen Grund hat. Er bahnte dadurch die Wege, auf welcher der Steindruck nachmals seine bewunderungswürdige Höhe erreichte. Eine Entdeckung und Errungenschaft bot jetzt der anderen die Hand. Der chemische Stein- oder Flachdruck führte ihn zur Erfindung des Ueberdrucks. S. sollte damals nicht allein Bilder für die Volksschulen auf Stein übertragen, sondern auch ein Gebetbuch auf Stein schreiben, vorwiegend in Cursivschrift, in welcher er gerade die wenigste Uebung besaß. Auch war er der bisherigen Technik des Vorschreibens mit Stift auf Stein müde, und somit dachte er auf ein Mittel, durch welches er davon enthoben werden könnte. Er hatte schon früher bemerkt, wie das mit Bleistift beschriebene und dann befeuchtete Papier beim Abziehen auf dem Steine sehr deutlich die Züge negativ zurücklasse und ging nun an die Herstellung einer Tinte, mit welcher unmittelbar die Schrift auf dem Papier reproducirt werden könnte. S. machte mehrere tausend Versuche, endlich aber ging daraus die Entdeckung des Ueberdruckes und des Wiederdruckes nicht allein lithographirter Gegenstände, sondern auch des Letterndruckes und des Kupferstiches hervor. Es war nun völlig gleich, ob der Stein vertieft oder erhaben gearbeitet war; die Zeichnung konnte jetzt auch ganz eben und der Oberfläche des Steines gleich sein. Nun vermochte er auch mit Aquarellfarben zu drucken und das Bezeichnen mit trockner Seife gab ihm die natürliche Idee zur nachherigen Kreidemanier. Der Uebergang zur gestochenen Manier war so einfach, daß er ihn sogleich benutzte bei dem Titelblatt zu einer Symphonie mit vier obligaten Stimmen von Gleißner (mit Dedication an den Grafen von Törring-Seefeld), welches von S. in die Tiefe gestochen ist, während die Noten, als frühere Arbeit, noch in der alten Manier behandelt sind.

S., der durch seine Stangenpresse in mechanischer Hinsicht gesichert war und in einem Tage mehrere Tausend der besten Abdrücke machen konnte, wünschte jetzt natürlich geschickte Arbeiter, Zeichner und Künstler zu finden oder zu bilden. Er zog deshalb seine Brüder Theobald und Georg (außer diesen beiden wird noch ein Clemens und Karl genannt und drei Schwestern, die, wie fast alle Träger dieses Namens, auch die Bühne betraten) in sein Geschäft, lehrte sie auf Stein schreiben und ätzen, nahm auch zwei Lehrjungen an und glaubte sicher auf die Zukunft rechnen zu können, welche die von den Gleißner'schen Eheleuten gebrachten Opfer erstatten und lohnen müßte; es gab Aufträge und Bestellungen

(die Aufzählung aller weiteren Druckerzeugnisse, darunter auch Bilder für die Jugend und allerlei Lehrmittel für den Schulrath Steiner u. s. w. gehört hier nicht zu unserer Darstellung) und Kurfürst Maximilian hatte durch ein auf 15 Jahre reichendes „Privilegium exclusivum" für Baiern das alleinige Druck- und Verkaufsrecht gesichert. Da kam Hofrath André aus Offenbach nach München, besah sich Senefelder's Einrichtungen, erwarb das Druckrecht um eine Summe von 2000 Gulden, wodurch „Senefelder und Compagnie" (Gleißner) ihr Etablissement in München begründeten. Hier wurden nun insbesondere Kupferstiche auf Stein übertragen und gedruckt. Doch blieben von diesem Geschäft die Brüder Senefelder's ausgeschlossen, denen Gleißner in Anbetracht des Privilegiums die Ausübung auf eigene Rechnung nicht gestattete; sie zogen also nach Augsburg und errichteten mit Gombart eine Druckerei, welche jedoch nach wenigen Monaten wieder einging, da es den Unternehmern an der nöthigen Erfahrung fehlte. S. aber ging nach Offenbach, um für André eine großartige Druckerei einzurichten. Die Reise dahin führte über Solnhofen, wo André Bestellungen an Steinen und Platten machte. Die ersten Probedrucke in Offenbach fielen glänzend aus, so daß André weitläufige Projecte entwarf. S. sollte in London, Paris, Berlin und Wien Privilegien erwerben und in jeder dieser Städte wollte André eine Kunsthandlung mit Druckerei errichten; die Anstalten in London, Paris und Berlin sollten André's Brüder leiten, jene in Offenbach und Frankfurt standen unter dessen eigener Leitung. S. erhielt die Geschäftsführung in Wien zugesagt nebst dem fünften Theil des Reinertrages sämmtlicher Etablissements. Gleißner sollte als Componist und Notenzeichner in Offenbach eine Stelle erhalten, wozu ihm die baierische Regierung einen dreijährigen Urlaub gewährte. Alle Parteien waren vollkommen zufrieden, nur hatten Senefelder's, in München zurückgebliebene Geschwister immer noch mit Not zu kämpfen. Seine Schwester Charlotte zeichnete im December 1799 zwanzig „Neujahrsblätter" auf Stein, druckte selbe ab und verkaufte sie mit ihren jüngsten Brüdern Karl und Clemens Abends in den Gasthäusern, um aus dem Erlös wenigstens Brod zu erhalten! Um den Geschwistern zu helfen und das baierische Privilegium nicht zu verlieren, wurden die Brüder Georg und Theobald wieder aufgenommen und mit der Führung der Firma zu München betraut.

Indessen befaßte sich André in Offenbach mehr mit Noten- und Cattundruckerei, als mit der Kunst. S. übertrug seine Ergebnisse auf die Cattun-Fabrikation und construirte eine neue Druckvorrichtung, welche das Dessin und den Färbestoff auf die Walze trug. André reiste deshalb, um ein Privileg darauf zu nehmen, nach England, wo dieses Verfahren jedoch schon längst bekannt und üblich war. Dann wurde S. nach London geschickt, um für die Steindruckerei ein Patent zu erwirken, die Sache verzog sich aber daselbst ohne seine Schuld auf sieben Monate, welche S. indeß sehr gut benutzte: er verbesserte seine Stein-Tinte, machte die ersten Versuche in der Aquatintamanier, übte sich im Drucke mit mehreren Platten und richtete sein besonderes Augenmerk auf die Verbesserung der Kreidemanier. Als Proben seiner Kunst veröffentlichte S. eine Anzahl von Musterblättern „Specimens of Polyautography, consisting of impressions taken from original drawings on stone", welche verdiente Aufmerksamkeit erregten.

Nach seiner Rückkehr von London fand S. zu Offenbach seine beiden Brüder Georg und Theobald, welche zu München das gewünschte Fortkommen nicht gefunden hatten und nun hier ihr Glück suchen wollten. Da verlautete plötzlich, daß ein gewisser Anton Niedermayer, welcher in Straßburg studirt hatte und zu München mit Senefelder's Brüdern bekannt geworden und oft ihre Werkstätte besuchte, erst in Regensburg und dann durch den Musikalienhändler Pleyel nach Paris gerufen, auch daselbst eine Druckerei begonnen, dann aber, da seine Ver-

suche sehr ungenügend ausgefallen, sich nach Wien gewendet habe, um dort ein Privilegium für ganz Oesterreich zu erreichen. Diese Schleichwege zu vereiteln und die Priorität für ihre Söhne geltend zu machen, eilte Senefelder's Mutter nach Wien, woselbst alsbald auch Madame Gleißner eintraf. Die beiden Frauen, welche nicht im Stande waren, ihren Wünschen durch weitere künstlerische Vorlagen Nachdruck zu geben, erreichten nichts, als daß Frau Gleißner, in der irrigen Ansicht, sie müßte sich sehr wohlhabend geberden wie Leute, welche durch ihre Erfindung viel Geld ins Land brächten, große Schulden contrahirte, welche Herr André wieder edelmüthig deckte. Es begann damit wirklich eine ganze „Komödie von Irrungen", welche indessen für Keines der Betheiligten heiter ausging. Jetzt mußten auch Gleißner und S. nach Wien, stießen aber auf Widerstand bei allen Kunsthändlern der Stadt. Endlich fand S., der mit André in begreifliche Spannung gerieth, einen einsichtigen und reichen Gönner in dem Hofagenten, Großindustriellen und wahren Humanisten Joseph Hartl von Luchsenstein (geboren 1760 † 1822 zu Wien. Vgl. Wurzbach 1861. VII, 405 ff.), welcher sich für die Cattundruckerei interessirte. Dieser gewährte die Mittel zur Anschaffung einer Stangenpresse und nun lieferte S. verschiedene, von einer Commission auf das günstigste begutachtete Druckproben. Dessen ungeachtet erreichte S. doch kein ausschließliches Privilegium, sondern mußte sich einstweilen mit einer Gewerbebefugniß begnügen. Jetzt wurden die Pressen in Gang gesetzt, da Hartl ernstlich an die Errichtung einer Cattundruckerei und einer Musikalienhandlung dachte. Die ersten lithographischen Producte bildeten indessen wieder nur Musikalien, die mit Ausnahme einer Ouverturen-Sammlung, lauter Compositionen des musikalisch dort völlig unbekannten Gleißner waren — vergeblich hatten die Unternehmer bei dem alten Haydn und bei Beethoven angeklopft. Man druckte große Massen von Gleißner's Tonschöpfungen, welche natürlich bleischwer liegen blieben; sie lieferten im ersten Monate den Ertrag von 10 Gulden 48 Kreuzer, im zweiten gar nur 1 Gulden 36 Kreuzer. Dagegen versprach der Cattundruck freilich eine sichere Rente, verzögerte sich aber in Erwartung des Privilegiums; als dann dasselbe nach langem, nutzlosen, ja geradezu schädlichen Hinhalten endlich 1803 ausgefertigt wurde, stand Herr v. Hartl durch Unglücksfälle in allerlei Unternehmungen betroffen auf dem Punkte, seine Fabrik wieder aufzugeben. S. schloß mit anderen Männern eine neue, namentlich auf artistische Interessen gerichtete Gesellschaft, die ihm seine Ansprüche gern ablösen wollte, nur mußten vorerst Hartl's Vorschüsse zurückbezahlt werden und von dem auf Senefelder fallenden Theil wurde eine gegen Senefelder's Wissen von Gleißner contrahirte Schuld abgezogen, so daß dem armen S. nur — 50 Gulden verblieben! In allen diesen namenlosen Hetzereien, in dieser fast endlosen Kette von Mißgeschick, Verdruß und Widerborstigkeit, im eigentlichen Ringkampf ums Dasein bewährte sich S. fortwährend als ein Mann von unerschöpflicher Geduld und Ausdauer, beseelt und getragen von dem redlichsten Streben für seine Kunst und deren verbündeten Beförderer; mitten in dem fast unlösbar scheinenden Wirrwarr arbeitete er an neuen Problemen, verbesserte sein Material und seine Maschinen und ersann immer wieder frische Ressourcen. S. setzte seine letzte Hoffnung auf den Cattundruck, für welchen sich Herr v. Hartl noch immer interessirte. Dieser gedachte abermals ein Privilegium zu nehmen und S. als Director der Fabrik zu bestellen; S. verwendete auch seinen ganzen Scharfsinn auf die Neuconstruction der Maschinen, die ihm sehr wohl gelang. Aber auch jetzt trat das alte Verhängniß dazwischen in Gestalt eines treulosen Werkmeisters, welcher Senefelder's Maschine abzeichnete und verkaufte, so daß selbe von mehreren Etablissements nachgeahmt wurde. Ueberdies verhinderte Napoleon's Continentalsperre den Gebrauch der englischen Baumwollengarne. Damit erreichte jedes Privilegium

sein Ende und Senefelder's mühevolles, dornenreiches Tagewerk in Wien war geschlossen, obwohl jetzt die Gebrüder Faber alles aufboten, den unentbehrlichen S. für ihre Fabrik zu St. Pölten zu gewinnen. Kaum war dieser Contract unterzeichnet, als aus München der Antrag kam, sich mit dem Herrn Baron v. Aretin daselbst zu associiren, wobei sich auch der berühmte Abbé Vogler betheiligen wollte, der jedoch bald davon wieder abstand. S. begriff, daß er hier mehr an seinem Platze sei und kehrte mit Gleißner im October 1806 nach München zurück, wo der Steindruck inzwischen einen ganz überraschenden Aufschwung erhielt. Hier hatten Senefelder's Brüder nothgedrungen, um einem Schwindler die Spitze zu bieten, ihr Geheimniß gegen eine jährliche Rente von 700 Gulden an die Direction der „Feiertags-Schule" verkauft (1804), wo nun die Professoren Keser und Mitterer (s. Allg. D. B. 1885. XX, 207 ff.) in glücklichster, rationellster Weise den Ausbau dieser Erfindung zur Kunst erhoben, für welche der Ausdruck „Lithographie" zur allgemeinen Annahme gelangte. Daneben errichtete der Landes-Directionsrath von Hazzi mit Senefelder's Brüdern eine Druckerei (1805) mit besonderer Vorliebe für industrielle Zwecke; hierbei wurde der im topographischen Zeichnen und Graviren geübte Karl S. verwendet und unter ihm die ersten Karten gedruckt, wozu der Krieg (1805) den nächsten Anlaß bot. Auch anderswo entstanden neue lithographische Anstalten z. B. in Stuttgart die Cotta'sche Officin durch Herrn Hofrath G. H. v. Rapp (s. A. D. B. XXVII, 293 ff). Der häufig unbefugter Weise hinausgetragene Same gewann überall erfreulichen Boden, faßte Wurzel, trug überraschende Blüthe und Frucht. Indessen ist es, wie anziehend es auch wäre, hier nicht unsere Aufgabe, eine „Geschichte der Lithographie" zu geben (wozu zuerst B. Späth im Kunstblatt 1820, Nr. 99 bis 103 die Grundzüge und insbesondere Engelmann in seinem vorgenannten Werke im weiteren Sinne die ganze Entwickelung schilderten), sondern nur den Lebensabriß ihres Erfinders zu skizziren.

Die Verbindung des Frhrn. v. Aretin mit S. dauerte vier Jahre, in denen aus dieser Anstalt zahlreiche Pläne, Karten, Tabellen, Circulare u. s. w. hervorgingen, aber auch durch Strixner's Beihülfe die Ausgabe von Dürer's sog. „Gebetbuch", welche eine wieder nicht hierher gehörige Geschichte hat — eine ganz musterhafte und seitdem immer noch unübertroffene Reproduction, welche auch Goethe's Interesse in hohem Grade erregte (vgl. dessen Bericht hierüber in Nr. 67 Jenaer Allg. Litt.-Ztg. 1808). Sodann begann S. die Publication eines „Musterbuch über alle lithographischen Manieren", welches aus 4 Heften mit 40 Blättern bestehen sollte, jedoch in der ersten aus zehn Probeblättern bestehenden Lieferung (München 1809 bei A. Senefelder, Fr. Gleißner & Comp.) stecken blieb, da S. immer noch höhere Vollendung anstrebte. Auch das damals schon verkündete „Lehrbuch" der Lithographie blieb aus denselben Gründen unvollendet. S. arbeitete auf sechs Pressen, welche freilich interimistisch wieder pausiren mußten, wenn die Regierung nicht gerade mit dringlichen Arbeiten Alles in Athem hielt. Senefelder's Name verbreitete sich, einheimische und auswärtige Staatsmänner zeigten mehr oder minder thätiges Interesse, auch Baierns „kronenwürdiger Prinz" erkundigte sich durch eigenen Augenschein um die Entstehung und Fortbildung dieser Kunst, erklärte selbe für eine Zierde des Jahrhunderts, gab sein Autograph zur Vervielfältigung und ließ Senefelder's Büste durch Joseph Kirchmaier modelliren. Dessen ungeachtet rentirte sich Aretin's Unternehmen wenig, da noch andere Druckereien trotz Senefelder's Privileg etablirt wurden, sogar die Central-Staatskasse errichtete eine eigene Steindruckerei mit einer besonderen Concession für das Musik- und Geschäftsfach. Dabei machte die kurzsichtige Bureaukratie Mißgriffe und Fehler. So wurde Theobald S. 1808 von dem Freiherrn v. Hartmann (sein Name ist auch in den damals umlaufenden Spruch:

„Steinharte Männer liegen centnerschwer auf Baierns Herzen" eingeflochten) durch Verwechselung mit seinem Bruder Alois aufgefordert, für die General-Administration der Stiftungen eine lithographische Druckerei in Gang zu setzen. Die königlichen Aemter ersahen aus der Errichtung von Druckereien überhaupt einen großen Vortheil, da S. und seine Brüder die Tabellen- und Geschäfts-Druckerei sehr verbesserten und Theobald den Ueberdruck für amtliche Ausschreibungen in Anwendung brachte. Deshalb errichtete die Stiftungs-Administration eine lithographische Anstalt, welche in zwei Officinen, sowohl für die laufenden Geschäfte, wie zur Erzeugung von Kunstproducten für den öffentlichen Cultus und den Unterricht arbeitete. Und Theobald S. wurde 1809 als Inspector der lithographischen Anstalt im Ministerium des Innern angestellt und genoß als solcher Vorteile, die seinem Bruder, dem unermüdet thätigen und so oft getäuschten Erfinder der Lithographie zugedacht waren! Ueberdieß wurde auch die Druckerei der Armenanstalt auf dem Anger errichtet und sogar beim k. Staatsrath eine Presse in Gang gesetzt. Auch erkannte die Steuer-Cataster-Commission den großen Vortheil, der ihr durch die Einrichtung einer solchen Presse erwachsen mußte, aber nicht S., sondern Franz Weishaupt, einer der ausgezeichnetsten Arbeiter Senefelder's, erhielt den Auftrag dazu! Senefelder's Verhältnisse gestalteten sich immer trüber, dazu kamen noch höhnische Artikel in Zeitungen, welche ihm seine Erfindungen anstritten, ferner ein ärgerlicher Proceß mit dem Fiscus wegen Verletzung des ihm ertheilten ausschließlichen Privilegiums, schließlich löste sich durch K. v. Aretin's Versetzung nach Neuburg die mit demselben geführte Gesellschaft. Endlich erhielt S. durch Vermittelung des Herrn v. Utzschneider (vgl. Senefelder's Bericht hierüber in seinem „Lehrbuch" S. 116 ff.) eine Anstellung 1809 als Inspector der lithographischen Anstalt der k. Steuer-Cataster-Commission mit einer lebenslänglichen Besoldung von 1200 Gulden und 300 Gulden als Functions-Zulage, auch Gleißner wurde in den Staatsdienst mit übernommen bei 1000 Gulden Gehalt und dem Rang eines Inspectors; dabei erhielt S. die Vergünstigung, seine Presse nebenbei noch weiterführen zu dürfen, wovon S. aber nach Erledigung seiner laufenden Verbindlichkeiten keinen weiteren Gebrauch machte. Sein neuer Wirkungskreis, wobei er durch Mettenleiter und F. Weishaupt in ausgiebiger Weise unterstützt wurde und seine Idee zur gediegensten Verwirklichung bringen konnte, galt als Sinecure. S. hing seinen Lieblingsplänen nach und machte noch viele Erfindungen, die theilweise als unausführbar und unpraktisch sich erwiesen (darunter z. B. auch sein damals viel bewundertes Steinpapier, welches die nur in Baiern vorkommenden Solnhofer Platten ersetzen sollte) und nur Zeit, Mühe und Geld kosteten. Er unternahm jetzt auch wieder mehrfache Reisen, z. B. 1810 nach Paris, wo seine Arbeiten das größte Aufsehen erregten, so daß S. ernstlich daran dachte, sich in Paris zu etabliren. Daselbst war es G. Engelmann, welcher alsbald nach München kam, Senefelder's Unterweisung genoß und durch C. v. Mannlich und Mitterer's Erfahrungen weiter gefördert, die neue Technik in Paris zu einem mit Deutschland rivalisirenden Aufschwung brachte. Sein späteres, hier schon öfters erwähntes Lehr- und Musterbuch (1840) bietet ein ganz vorzügliches Material zur Geschichte der Lithographie.

Um den immer dringender werdenden Anfragen zu genügen, beschloß S. sein schon 1809 begonnenes Lehrbuch des Steindrucks (damals erschien nur der erste Bogen davon) endlich auszuarbeiten; es sollte ein mit Proben aller Art reich ausgestattetes Prachtwerk werden, dessen Kosten der wohlerprobte Hofrath André zu decken versprach. Nur fand S. kein Genügen an seinen Zeichnungen und Platten, wollte immer Neues und Besseres bieten, zwischen durch ging S. wieder nach Wien (1815), um für Buchhändler Gerold eine lithographische Anstalt einzurichten, welcher den Verlag des „Lehrbuchs" übernahm, dessen Abfassung

S. jetzt um so lieber ausführte, als unterdessen Hofrath v. Schlichtegroll zu München (im „Anzeiger für Kunst- und Gewerbefleiß in Baiern“ 1816 und 1817) eine Reihe von breiten Artikeln in Briefform über die Erfindung der Lithographie veröffentlichte, welche zahlreiche Unrichtigkeiten verbreiteten. Das langerwartete „Lehrbuch“ erschien 1818. Dasselbe giebt in der ersten kleineren Hälfte eine ganz anmuthig anhebende seither oftmals nachgedruckte Autobiographie mit der Geschichte von Senefelder's Erfindung; die zweite, größere Hälfte bietet eine richtige und deutliche Anweisung zu den verschiedenen Manipulationsarten, nebst Abbildung der dazu nöthigen Druckmaschinen; beigegeben sind zwanzig „Musterblätter“, welche für die Genesis der Erfindung und die einzelnen Arten derselben sehr lehrreiches und historisches Interesse bieten, aber doch hinter den seitherigen Leistungen von Manlich, Mitterer, Strixner u. a. zurückbleiben, welche damals schon unvergleichlich bessere Kunstarbeiten producirten. In seinem Lehrbuch spricht S. von seiner Methode „lithographische Stereotypen“ auf die leichteste Art zu verfertigen, behauptet im „Farbendruck“ seitdem solche Fortschritte gemacht zu haben, daß er außer den mit Farben illuminirten Bildern auch noch von Oelgemälden ganz ähnliche Abdrücke liefern könne, welchen Niemand ansehe, daß sie gedruckt seien (wogegen der eigentliche Oelfarbendruck doch erst 1830 erfunden wurde), auch rühmt S. noch während der Abfassung seines Lehrbuches (S. 128) eine neue Art erfunden zu haben, um Bilder, Tapeten, Spielkarten und selbst Cattun mit Steinen zu drucken, wobei zwei Personen in einem Tage 2000 Folio-Abdrücke machen könnten, wenn auch das Bild aus hundert Farben bestehen sollte! Außer dem „Tondruck“ (welchen Strixner vereinfachte) kam S. nach den schon 1799 gemachten Beobachtungen über die Verwendbarkeit der Metallplatten auf die unmittelbare Anwendung des chemischen Druckes auf Messing, Zinn oder Zink; dieses noch wichtigere Verfahren nannte er Metallographie oder Metalldruck (1818), wobei Fr. Weishaupt indessen großen Antheil hatte (Kunst- und Gewerbeblatt 1843 S. 216).

Nach Vollendung seines „Lehrbuches“ begab sich S. abermals nach Paris, wo er mit großen Ehren aufgenommen wurde. Die englische „Society of Encouragement“ verlieh ihm die große goldene Medaille mit der Inschrift: „The Inventor of Lithography Mr. Alois Senefelder 1819“ und eine ähnliche der Herzog Eugen von Leuchtenberg; der König von Sachsen übersendete ihm einen Brillantring, ebenso der Kaiser von Rußland; der „Polytechnische Verein für Baiern“ überreichte ihm seine höchste Ehrengabe (die silberne Medaille) und König Ludwig die goldene Ehrenmedaille des Civilverdienst-Ordens der baierischen Krone (1827). Weiter publicirte S. noch seine wichtige Erfindung des Mosaikdrucks, welche er schon 1818 kannte, aber erst 1825 veröffentlichte, dann die Wiedergabe von Oelgemälden, an welcher er schon vor 1818 arbeitete, aber erst nach 1830 in eclatanter Weise bethätigte, wofür ihm König Ludwig ein Geschenk von eintausend Gulden zustellen ließ. Diese Erfindung Senefelder's erregte jedoch damals nur geringes Aufsehen, während Liepmann's späterer „Oelfarbendruck“ die Runde durch die Welt machte.

Im Jahre 1827 trat S. in den verdienten Ruhestand. Drei Jahre vorher war sein alter Freund und früherer Associé Gleißner nach wiederholten Schlaganfällen, an einer Gehirnkrankheit gestorben; eine seiner Töchter erblindete, Gleißner's Frau endete in gänzlich hülfloser Lage. S. aber blieb immer noch im schauderhaften Durcheinander seines sogen. Laboratoriums mit kostspieligen Verbesserungen thätig, insbesondere im Mosaik- und Oelgemäldedruck, er betrieb außerdem die Reproduction von Landschaften, Thierbildern und Porträts (darunter sein eigenes Bildniß), bis er nach kurzer Krankheit am 26. Februar 1834

sein thätiges Leben beschloß. Der Sectionsbefund ergab Knollengewächse (Tuberkeln) im Gehirn (eine Abbildung derselben im Kunst- und Gewerbeblatt 1834, S. 86). König Ludwig ließ ihm ein Grabmal errichten, dessen Inschrift sinnreich auf einen Solnhofer Stein eingegraben ist; seine Büste fand eine Stelle in der Ruhmeshalle der Bavaria.

Bewunderungswürdig wie seine Arbeitskraft, ist auch die Vielseitigkeit derselben. Er dichtete und reimte nicht nur mit Leichtigkeit, sondern componirte Lieder und Arien, die er mit Begleitung des Piano sehr artig vortrug. Er liebte die Lectüre mit Leidenschaft, führte geschickt die Feder. Journal-Polemik wurde für ihn ein wahres Bedürfniß. Er genoß nie Unterricht im Zeichnen und konnte doch ziemlich correct Crayon- und Federzeichnungen auf Stein entwerfen oder graviren. Während seiner Beschäftigung mit dem Mosaikdrucke übte er sich in der Oelmalerei und copirte unter anderen Arbeiten ein Madonnenbild mit großem Geschick. Jede neue Entdeckung erregte sein Interesse. Als er zu London hörte, daß die englische Regierung 33000 Pfund Sterling für die Erfindung eines lenkbaren Luftballons aussetzte, verabschiedete er seine Drucker, schloß seine in einem großen Saale des Hotels Roquelaure befindliche Werkstätte, kaufte alle Werke über Aërostatik und studirte mit Eifer diese schwierige Wissenschaft. Nach vier Wochen hatte er kleine Ballons fertig, welche mit den Luftströmen zu kämpfen hatten, die von mächtigen Blasebälgen erregt wurden. Glücklicherweise ließ er dann diese Probleme fallen und kehrte zu seinem Steindruck zurück. In Paris verließ er plötzlich seine Lithographie und das vielverheißende Steinpapier, um an der Herstellung eines ächten Blau für die Kattunfärberei zu arbeiten, wozu ein Herr Oberkampf 100 Louisd'or als Preis ausgesetzt hatte. S. machte Färbeversuche und glaubte nach zehn Tagen sein Problem gelöst zu haben. Dann schlief die Sache wieder ein. Obschon er auf das schmerzlichste erfahren hatte, was Elend und Mittellosigkeit bieten, bekümmerte er sich doch wenig um seine eigenen Verhältnisse und zeigte eine ganz Mozart'sche Natur, die größte Sorglosigkeit hinsichtlich des Geldes, das er mit Leichtigkeit wieder weggab. Erst durch die Sorgfalt seiner zweiten Frau kam einige Ordnung in seine Finanzen, obwohl er auch jetzt noch häufig seinen Gehalt für Monate voraus erhob oder verpfändete. Zur süßesten Freude gereichte ihm der einmüthige Eifer aller civilisirten Nationen, aus seinen sinnreichen Erfindungen größtmöglichen Nutzen zu ziehen!

Am Schlusse seiner Autobiographie (Lehrbuch 1818 S. 132) ist der Wunsch ausgesprochen, daß seine Erfindung „bald auf der ganzen Erde verbreitet, der Menschheit durch viele vortreffliche Erzeugnisse vielfältigen Nutzen bringen und zu ihrer größeren Veredlung gereichen, niemals aber zu einem bösen Zwecke mißbraucht werden möge. Dies gebe der Allmächtige! Dann sei gesegnet die Stunde, in der ich sie erfand!“ Das kennzeichnet ihn als einen uneigennützigen, wahren Humanisten. Ebenso das am 31. October 1833, wenige Monate vor seinem Ableben geschriebene Albumblatt: „Lang ist die Kunst, aber nur kurz ist das Leben. Diese Wahrheit fühle ich schmerzlich, denn wie wenig konnte ich ausführen, wie viel bleibt unvollendet! Und dennoch bin ich unter den Erfindern einer der Glücklichsten gewesen, da ich eine so große Ausbreitung der Lithographie erlebt habe.“ Einer der Glücklichsten! Sein Leben und das Schicksal der ganzen Familie Senefelder gestaltete sich doch zu einer wahren, ergreifenden Tragödie!

S. verheirathete sich 1810 mit einer Tochter des Oberauditors Versch und nach deren frühzeitigem Ableben 1813 noch in demselben Jahre mit Anna Marie Reuß (einer Nichte des Componisten und Capellmeisters Peter von Winter), welche als kluge, sorgfältige Hausfrau die finanzielle Lage ihres Gatten ordnete und von Haus aus vermöglich und durch spätere Erbschaft mehr als wohlhabend, ihrem Stiefsohne nicht unbeträchtliche Opfer brachte. Ein Jahr vor ihrem (am

22. Mai 1857 erfolgten) Ableben errichtete sie ein Testament, wodurch sie ihr aus 54 848 Gulden bestehendes Baarvermögen (nach Abzug mehrerer Legate und weiteren Bestimmungen für die drei Kinder ihres verstorbenen Stiefsohnes Heinrich) an das allgemeine Krankenhaus und den Armen-Fonds der Stadt München vermachte.

Dieser aus erster Ehe seines Vaters stammende Sohn Heinrich S. (geboren 1813), begabt mit vortrefflichen Eigenschaften und Geistesanlagen, erhielt keine seinem leichtbeweglichen und heftigen Charakter passende Erziehung und Richtung, der Vater hatte so wenig als möglich dafür gesorgt. Er widmete sich der Kunst, besuchte die Münchener Akademie und zeichnete mehrere Porträts. Nach dem Tode des Vaters (seine Stiefmutter bezahlte eine erhebliche Summe, um einen Militär-Ersatzmann für ihn zu stellen), ging der unstete Jüngling nach Wien und Berlin, heirathete daselbst, übersiedelte später nach Hamburg, wo er im lithographischen Institut des Herrn Charles Fuchs conditionirte, bei dem großen Brande 1842 seine Habe verlor und kaum das Leben seiner Kinder rettete. Nach München zurückgekehrt, erhielt er durch König Ludwig eine Unterstützung von 3000 Gulden zur Errichtung einer den väterlichen Namen forterbenden lithographischen Kunstanstalt. Nagler (XVI, 270) verzeichnet einige Blätter nach Zöllner, W. Schadow, Hosemann und Wittich, welche vielleicht schon früher entstanden. Der junge Mann erkrankte aber und starb nach langem Leiden am 31. December 1845; er hinterließ eine Wittwe mit drei Kindern in größtem Elende. Sie waren auf die Mildthätigkeit guter Menschen angewiesen. Zu ihrem Besten edirte Hofrath Hanfstängl das 1834 prachtvoll und höchst charakteristisch, mit genauester Beibehaltung der unregelmäßigen Kopfformen, kurz vor Alois Senefelder's Ableben gezeichnete Porträt des großen Erfinders, und Albrecht Adam, der vielgefeierte Thier- und Schlachtenmaler verfaßte einen Aufruf als stellvertretender Vormund der Senefelder'schen Kinder, beziehungsweise Enkel: Ludwig, Henriette und Christine. Diese porträtirte Benno Adam (auf einem zu Paris bei Llanta gedruckten Blatt) und widmete den Ertrag zu gleichen Zwecken. Jedes derselben erhielt später durch die vorerwähnte testamentarische Verfügung ihrer Stiefgroßmutter einhundert Gulden als jährliche Leibrente, wobei es dem Ludwig S. vorbehalten blieb, nach erlangter Ansässigmachung und Verehelichung seine Leibrente gegen einen Capitalbetrag von 2000 Gulden umzutauschen. Derselbe widmete sich der Lithographie, starb aber nach langjährigen Leiden am 13. April 1874, wodurch seine Mutter Ludovika S. die letzte Stütze verlor und in die äußerste Noth versetzt wurde. Das „Comité des deutschen Senefelder-Bundes" erließ eine Bitte zur Unterstützung der armen, erblindeten Frau, welche vor fremden Thüren um Hilfe bat und ein Lithographie-Porträt ihres berühmten Schwiegervaters in photographischer Reproduction verkaufte! Sie starb arm und vergessen am 12. November 1878 zu München.

Es erübrigt noch ein kurzer Rückblick auf Senefelder's Brüder, welche in obiger Darstellung schon theilweise erwähnt wurden. Von denselben widmete sich Theobald (geb. 1777 in Hanau) u. Georg S. (geb. 1778) erst dem Schauspiel, bis sie Alois S. in die Geheimnisse seiner Erfindung einweihte. Anfangs arbeiteten sie mit ihm, errichteten dann vorübergehend bei Gombart in Augsburg eine Druckerei, suchten ihr Glück wieder in Leipzig und Dresden auf den Brettern und kamen nach Offenbach, wo sie bei Hofrath André in Dienst traten. Bald darauf, nachdem Theobald vergeblich zur Regensburg sich umgethan, begaben sich die Beiden nach Wien und 1801 nach München zurück, wo sie den Notendruck betrieben, bis sie unbefugter Weise 1804 die Erfindung ihres Bruders gegen eine jährliche Leibrente von je 700 Gulden an die Direction der Feiertags-Schule verkauften und daselbst als Lithographen in Dienst traten. Theobald S. etablirte

1808 die lithographische Druckerei an der k. Stiftungs-Administration, welche 1809 in eine doppelte Sparte, sowohl für geschäftliche Zwecke wie für Erzeugnisse der Kunst erweitert wurde und erhielt die Stelle eines Inspectors daselbst, wobei er zuerst das von seinem Bruder erfundene Ueberdruck-Verfahren zur Vervielfältigung der amtlichen Erlasse verwendete. Theobald S. lithographirte einige sehr selten gewordene Blätter und Landschaften, welche zu den Incunabeln der Lithographie gehören (vgl. Ferchl S. 41 ff.). Sein Hauptwerk bildet die mit Beihülfe seines Bruders Clemens S. bewerkstelligte Reproduction des von Hans Ostendorfer für Herzog Wilhelm IV. von Baiern auf Pergament gemalten „Turnierbuchs", eine nach Zeichnung und Farbe wirklich ganz stilgerechte Musterleistung, welche 1817—1820 in Lieferungen (mit Text von Schlichtegroll und Kiefhaber, ein Blatt daraus auch im „Musterbuch" des Vaters) und neuerdings 1881 durch Franz Reichardt in zweiter Auflage (bei J. A. Finsterlin zu München) mit kostbarer coloristischer Ausstattung, von denselben Steinen abgedruckt, erschien. Auch lieferte Theobald S. 1829 mit vier aus „Joseph's und seiner Väter Leben" (Augsburg 1784 bei U. Stage) reproducirten Blättern eine schöne Probe, wie man mittelst des chemischen Druckes ältere Bücher wirklich täuschend neu auflegen könne, ein Verfahren, welches unser heutiger Lichtdruck indessen leicht überbietet. Theobald S. starb im November 1845 und hinterließ eine Wittwe mit 14 Kindern, ohne Pension, ohne Geschäft, ohne Vermögen, in der traurigsten Lage. Ueberhaupt brachte das Jahr 1845 für die ganze Familie eine ganze Kette von Elend: Ein Neffe, Jakob Senefelder, endete im Alter von 28 Jahren vergiftet während einer gefährlichen Beschäftigung in einer Münchener chemischen Fabrik. Die älteste Schwester der genannten Brüder, Magdalena, die Gattin des Schauspieldirector Hansen, dessen ganzes Leben aus Entbehrungen und Elend bestand, starb nach fünfzigjähriger Ehe den schauderhaften Tod des Lebendigverbrennens, darüber entfloh ihr wahnsinnig gewordener Gatte und wurde nach einigen Tagen, verhungert oder erfroren, an einen Baum gelehnt, in einem Walde aufgefunden. Am letzten Tage desselben Jahres endete, wie oben erwähnt, Alois Senefelder's einziger Sohn, gleichfalls in äußerster Not. So gestaltet sich das Leben Senefelder's und seiner Angehörigen zu einer wahren Tragödie! Auch die beiden jüngsten Brüder erreichten wenig von den Gaben des Glücks. Georg S. erhielt eine Stelle als Graveur im k. Ministerium und starb 1849. Clemens S., geb. 1788, war Anfangs Schauspieler und ging dann gleichfalls zur Lithographie über. Er besaß unter allen Brüdern das meiste Talent zum Zeichnen, insbesondere zur Landschaft. Eine übrigens sehr dilettantische, „Schloß Landeck" in Tirol darstellende Ansicht findet sich im „Musterbuch". Außer verschiedenen anderen Blätter, darunter auch ein Plan von Straßburg, lieferte Clemens S. eine fabelhaft minutiöse Arbeit mit einem auf Stein geschriebenen und gezeichneten „Almanach auf das Jahr 1821" (und 1824); das Heftchen mißt bloß dritthalb Centimeter in der Höhe und zwei Centimeter in der Breite; wahrlich eine Subtilität sondergleichen! Später fand er im Ministerium des Aeußeren eine Stelle als Secretär und starb 1833 zu München. Er wurde einmal in Wien wegen der unvorsichtig in einem Gasthaus öffentlich hingeworfenen Aeußerung (welche nichts anderes bezwecken wollte, als die vielseitige Erfindung seines Bruders zu rühmen), daß man Alles täuschend nachmachen könne, sogar alle Wechsel und Banknoten und zwar also täuschend, daß man die falschen von den echten durchaus nicht zu unterscheiden vermöge, von seinem Hotel weg in Arrest gesetzt, aber alsbald wieder freigegeben, jedoch mit der Weisung, sammt seinem mitgebrachten Handwerke, so bald wie möglich Stadt und Land wieder zu verlassen. Die Lithographie war damals aber schon längst in Wien eingeführt, ausgeübt und durch ein kaiserliches Privileg geschützt. Karl S., geboren 1786, diente Anfangs

in der Artillerie, machte sich mit dem Steindruck vertraut, zeichnete mit chemischer Tinte, gravirte in Stein, suchte aber vor allem auch mit dem Druckverfahren sich bekannt zu machen. In seinem vielbewegten Leben zeigte er seine Kunst in mehreren deutschen Städten und kam als der erste Lithograph nach Amerika. Er publicirte ein sehr brauchbares „Lehrbuch der Lithographie" (Regensburg 1833, Verlag bei Reitmayr), wobei er sich ausdrücklich als den „Bruder des Erfinders" bezeichnete, was hier zur Steuer der Wahrheit hervorgehoben wird, gegenüber der verbreiteten Nachricht, er habe „den fahrenden Arcanisten gespielt und sich häufig für den Erfinder der Lithographie ausgegeben". Er starb im allgemeinen Krankenhause zu München am 27. Juli 1836 an der Lungenschwindsucht. Das mit 14 verschiedenen Schriftarten in 23 Zeilen gravirte Titelblatt wird Jedermann für die Arbeit eines ruhigen, fleißigen Mannes und gewiß nicht als das Product „eines fahrenden Arcanisten" erklären. Gleich jeder anderen Kunst und Erfindung, ebenso wie der Holzschnitt und Typendruck, das Schießpulver, der Dampf und das Telephon, hat auch die Lithographie eine Vorgeschichte. Daß schon im 13. Jahrhundert Steine hochgeätzt wurden, bezeugen viele Tischplatten und Grabsteine, mit Schriften, Bildern und mannigfachem Zierwerk, welche Ferchl (in seiner „Geschichte der ersten Lithographischen Kunstanstalt", 1862 S. 151 ff.) beiläufig aufzählt und verzeichnet. Das interessanteste Fundstück ist jedoch ein kleiner, nur 8 cm breiter, 3 cm hoher, aus dem ehemaligen Kloster Benedictbeuern stammender Stein, mit einer an den König (und nachmaligen Kaiser) Ferdinand gerichteten, offenbar in den nächsten Jahren nach 1530 mit Spiegelschrift sehr zierlich geschnittenen und also offenbar zum Abdrucke bestimmten, sechszeiligen Adresse: „Dem Allerdurchleuchtigistenn | Großmechtigistenn Fürstenn | vnnd herrn herrn Ferdinando | Romischem zu Hungern vnnd | Behaim ꝛc. Konig Ertzhertzoge | zu Osterreich Hertzogenn zu". . | (abgebildet in Ferchl's „Uebersicht" im „Oberbaierischen Archiv" 1856, XVI, 200 und dessen „Geschichte" 1862 S. 88), welcher jedoch bei seiner geringen Stärke kaum eine Presse ausgehalten hätte. S. hatte davon keine Kenntniß, ebenso wenig Simon Schmid, dessen Ansprüche auf Priorität des Steindrucks hier kurz berührt werden. Dieser Simon Schmid (geb. 1760 zu München, studirte mit großer Vorliebe für die Naturwissenschaften und zeichnenden Künste, die Theologie, wurde 1784 Priester zu Ingolstadt, Hofmeister, Lehrer an der bürgerlichen Realschule zu München, Professor der Logik und Naturgeschichte an der 1789 errichteten Militär-Akademie, 1804 Pfarrer zu Ober-Haching und Miesbach 1807, dann 1808 Geistlicher Rath und Hofcaplan der Kurfürstin Leopoldine, starb hochgeachtet und allgemein verehrt 1840 zu München) machte, veranlaßt durch einen heute noch in der Nähe des sog. Benno-Brunnens an der Frauenkirche eingemauerten, mit aqua forte geätzten Leichenstein, um 1787 den Versuch, mit zerschmolzenem Wachs große Fracturbuchstaben auf Marmor zu zeichnen und diesen dann mit Scheidewasser zu begießen, um selbe erhaben zu erhalten (Nagler, 1845, XV, 363) und dann mit einem um die Achse beweglichen Cylinder zu schwärzen und abzudrucken. Er versuchte es darauf mit der Zeichnung eines Vogels, dann mit einer „einwärts" d. h. vertieft gearbeiteten Figur und einer Landkarte von Afrika, ferner folgten ein Heft mit „Abbildungen von Giftpflanzen" (auf ganz kleinen, nur 12 cm breiten und 8 cm hohen Steinen) und 6 Blätter mit Theilen des menschlichen Körpers (Augen u. s. w.), welche zu Unterrichtszwecken (in der Schulbücher-Verlags-Druckerei) zu Hunderten abgezogen und an die Jugend vertheilt wurden. Senefelder's Brüder, welche die sog. Militär-Akademie besuchten, mußten sie in den Händen gehabt haben. S., der unbewußt auf dem gleichen Wege experimentirte, griff den von Simon Schmid schon seit längerer Zeit als Lehrmittel zum naturwissenschaftlichen Unterricht verwendeten Steindruck und ganz

unabhängig von diesem, gleichfalls auf und war schon 1796 im Stande, Schriften nicht nur vertieft, sondern mit noch größerem Vortheile erhöht, auf den Stein darzustellen und abzudrucken. Er verwendete diese Erfindung mit Gleißner (welcher freilich mit Schmid Fühlung gewonnen hatte) zuerst zum Notendruck und dieser schlug seine indirect bei Schmid erworbenen Kenntnisse im Steindruck so hoch an, daß er sich selbst als Miterfinder der damals sog. Polyautographie bezeichnete, seinem Freunde S. später sogar die Druckerei streitig machte und den größeren Theil des Gewinnes zog, wozu ihn allerdings der Umstand berechtigen mochte, daß er die Mittel zum Geschäftsbetrieb verschaffte und nebst seiner Frau beim Drucke thätig mitwirkte. Hat eine, übrigens kaum nennenswerthe Defraudation gegen Simon Schmid je stattgefunden, so beging selbe Gleißner und nicht S., der Gleißner's Beihülfe immer als dessen eigenste Leistung nahm. Faßt man vorurtheilslos alles zusammen, so war Simon Schmid freilich der erste oder bekannte Erfinder des Steindrucks auf mechanischem Wege; S. stand nur kurz auf demselben Boden, ging aber dann weiter, indem er als Schöpfer des chemischen Druckes der Lithographie zu jener Bedeutung verhalf, wodurch sie die mannigfaltigste Ausdehnung erhielt und zur Kunst erhoben wurde. Während Simon Schmid von seinen ersten Versuchen nicht sehr ermuthigt und von anderen Geschäften überladen, keinen Schritt weiter that, brachte S. unermüdlich, zahllose neue Proben und durch Erfindung neuer Tinten, Kreiden und Bindemittel diese junge Technik auf die Höhe der Kunst, welche Simon Schmid neidlos bewunderte, nur mit dem ohnehin selten genug ausgesprochenen Gefühl, daß eigentlich doch er den ersten Impuls dazu gegeben (vgl. Nagler, 1845, XV, 358 ff.). Andere angebliche Ansprüche wie z. B. jene John Webber's (vgl. S. R. Köhler in Lützow's Zeitschrift 1888, XXIII, 37 ff.) kommen hier gar nicht in Betracht. Seltsamer Weise wollte auch der Tondichter Karl Maria v. Weber, welcher seit 1798 bei Kalcher in München weilte, dieselbe Erfindung und zwar mit einer zweckmäßigeren Maschine gemacht haben.

Von der fast unübersehbar angewachsenen Litteratur erinnern wir außer den schon im Text erwähnten Werken hier nur an das Nothwendigste z. B. Fr. v. Schlichtegroll's Briefe über die Erfindung der Lithographie im „Anzeiger für Kunst und Gewerbefleiß in Baiern“ 1816 und 1817. Der erste an Kreisrath Lipowsky gerichtete Bericht (S. 748) ist ein unübertreffliches Muster, wie man mit möglichst vielen Worten nichts zu sagen vermag; der zweite (an Franz v. Krenner) berichtet S. 755 ff. von Senefelder's Jugend; der dritte (an W. v. Goethe) 1816 S. 789 ff. 803 ff., 1817 S. 17 ff. von Senefelder's Erfindung, aber im breiten Redefluß und mit allerlei Unrichtigkeiten; der vierte (1817 S. 81 ff. an den Autographen-Sammler Frhrn. v. Moll) enthält nichts Neues, während der fünfte (1817 S. 312 ff. an Prof. May in Augsburg) sich mit der Simon Schmid-Frage beschäftigt. Senefelder's „Lehrbuch“ (mit Vorwort von Fr. v. Schlichtegroll) erschien München und Wien 1818; in französischer Uebersetzung (Paris 1819); englischer Uebersetzung (London 1819) und italienischer ziemlich ungenauer Bearbeitung (Neapel 1824). Vgl. dazu die „Rückblicke“ von Prof. Speth im Kunstblatt 1820, S. 394 ff. — Nekrolog im Kunst- und Gewerbeblatt 1834, V, 46—90. — Engelmann, „Gesammt-Gebiet der Lithographie“, Chemnitz 1840. — Nagler, 1846. XVI, 239—270. — Ferchl, „Uebersicht der Incunabeln-Sammlung“ im Oberbair. Archiv 1856, XVI, 115 ff. (und erweitert als „Geschichte der Errichtung der ersten Lithographischen Kunstanstalt“, München 1862. Ferchl's Sammlung erwarb die königl. Akademie der Wissenschaften und lieferte das ganze Material an die königl. Hof- und Staatsbibliothek). — Eggers' Kunstblatt 1856, VII, 29 ff. und 73 ff. — Schlotke, „Senefelder-Album“, Hamburg 1871 zu Sene-

felder's hundertjährigem Geburtsfeste (mit Abbildung von Senefelder's Geburtshaus in Prag, seines Grabes in München, mit Portrait nach Hanfstängl und Facsimile); dazu die Festschrift von L. Pietsch, Berlin 1871. — Wurzbach, 1877, XXXIV, 102—108. — Das erste Denkmal zu Senefelder's Ehren mit seiner nach Julius Zumbusch von Hörner in Erz gegossenen Büste wurde am 6. November 1877 zu München enthüllt (abgebildet von K. Appold in Nr. 1798 der „Illustr. Ztg." Leipzig, 15. December 1877). — Ein großes Denkmal wird gegenwärtig in Berlin vorbereitet.

Hyac. Holland.

Senf: Mit dem Namen H. C. L. S. nennt sich der Verfasser einer unter dem Titel: „Gedichte von Filidor" herausgekommenen Gedichtsammlung am Schluß der dem Buche beigegebenen, „Leipzig, im Herbstmond, 1788" datirten Vorrede. Vermuthlich ist der Dichter identisch mit dem Leipziger Advocaten Heinrich Chr. Lebr. S., über den sich jedoch nur beibringen läßt, daß sein Name in den Jahrgängen 1787 bis 1791 des Leipziger Adreß-Calenders verzeichnet steht und eine von ihm verfaßte „Synopsis iuris civilis universi et iuris iudiciarii Saxonici tabulis comprehensa et in usum iuris studiosorum elaborata" (Lipsiae 1796) nach seinem Tode im Druck erschien. Diesem Leipziger Juristen gilt wahrscheinlich auch die der Angabe in Raßmann's „Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter" zu Grunde liegende Anführung in Meusel's „Lexikon der verstorbenen Schriftsteller" Bd. 13, S. 109: „S., H. C. F. (so!), Pfarrer zu . . . . in Kursachsen, geb. zu . . . . ; † 1793", da ein sächsischer Pfarrer, auf welchen sie paßt, nicht bekannt ist; ob aber, wenn jenes der Fall ist, Meusel sein Todesjahr richtig angibt, muß dahin gestellt bleiben.

Goedeke, Grundriß IV, 2. Aufl., 361 und 363.

—d.

Senfft: Arnold Freiherr S. v. Pilsach, Sohn des bekannten Oberpräsidenten der Provinz Pommern, wurde geboren am 15. März 1834 zu Gramenz, dem angestammten väterlichen Gute, in Pommern. Den ersten Unterricht genoß er im Vaterhause zu Gramenz und Stettin und zeigte sich früh empfänglich für künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen, wie sie gerade damals in seiner Vaterstadt Stettin durch Loewe u. A. gepflegt wurden. Er ging später nach Berlin, wo er bereits im 17. Lebensjahre auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, wo er zuletzt primus omnium gewesen, das Zeugniß der Reife erhielt. Der mannigfachen Anlage seines Geistes entsprach sein ebenso vielseitiges Bildungsstreben, welches durch Hindernisse äußerer Art nur noch vermehrt und vertieft ward. Arnold v. S. ward fachmännisch geschult als Theologe, Landwirth, Musiker, Jurist. Sein idealer Sinn drängte ihn schon als Schüler mit starkem Triebe, in den Wissenschaften heimisch zu werden, indem er zugleich auf das feurigste durchglüht war von der heißen Liebe zur Kunst und namentlich zur Musik. Doch die puritanischen Grundsätze seines Vaters, der nebst seinem Bruder, dem bekannten langjährigen Herrenhausmitgliede, lange Zeit hindurch die ultraconservative Richtung in Pommernland beherrschte, standen diesem Streben schroff entgegen. Derselbe hätte am liebsten gesehen, sein Sohn würde Geistlicher und pommerscher Landjunker in einer Person, und übte einen Druck auf ihn, dahingehend, daß A. v. S. sich als Schüler jeglicher musikalischen Beschäftigung entschlagen müsse. Der Landwirthschaft, welcher er zwar die ersten Jahre nach seinem Schulabgang sich widmete, der er indeß ein Interesse durchaus nicht abzugewinnen vermochte, entsagend, studirte er dann auf das eifrigste Jurisprudenz, in Göttingen, Genf und Halle. Das Studium der Theologie betrieb er daneben; nicht nur auf väterlichen Wunsch, sondern auch aus reinstem Herzensdrange; seine Vorbilder hierin waren Schleiermacher und Imm. Nitzsch;

des ersteren Büste behauptete später stets einen Ehrenplatz in seinen Räumen. In Halle erwarb er als Jurist auch den Doctorgrad. Vor allem aber war es die Musik, zu deren Studium er sich durch strenge Befolgung des starren väterlichen Befehls nun gleichsam die Berechtigung erstritten, der er sich mit der ganzen glühenden Begeisterung seines idealen Geistes nunmehr ergab, — sie blieb das eigentliche Feld seines späteren Strebens und Wirkens. So oft er in seiner Schülerzeit — und später als Student — in seiner Heimathstadt weilte, suchte er sonntäglich mit Vorliebe die Orgel von St. Jacobi in Stettin auf, um Loewe spielen zu hören, da ihm ja bis dahin jede Art von Kunstgenuß versagt ward; so lernte er Loewe schätzen und lieben. Aber auch als Student in Halle fand er reiche Anregung für seine auf die höchsten musikalischen Ideale gerichteten begeisterungsfrohen Bestrebungen. Wohl hatte er schon vorher den Unterricht eines Teschner, Rauenburg genossen; hier aber war es kein geringerer als Robert Franz, der ihn dauernd fesselte und den er als Lehrer verehren durfte. Den Grund für seine um Mitte der siebziger Jahre hervortretende hervorragende Gesangskunst legte indeß der berühmte Gesanglehrer Professor Julius Stockhausen, dessen bedeutendster Schüler v. S. — auch nach dem Urtheil maßgebender Kritiker — gewesen sein dürfte. Bei der contrastirenden Charaktereigenthümlichkeit zwischen ihm und seinem Vater, sah er sich bald ganz auf sich selber angewiesen. Eine selbständige bürgerliche Stellung zu gründen war unumgänglich. Diese fand er bei der Berlinischen Lebensversicherungs-Gesellschaft, welcher Anstalt er nahezu 24 Jahre seine Kräfte gewidmet und in treuester, mit rastlosem Eifer und genialer Einsicht gepflegter, von seinen Collegen hochgepriesener Arbeit die letzten 15 Jahre seines Lebens als Director mit vorgestanden hat. Doch gerade von dieser realistischen Grundlage aus entfaltete er für die deutsche Kunst bald eine überaus anregende, ja segensreiche Thätigkeit, in mancher Hinsicht von fast culturhistorischer Bedeutung. Diese Thätigkeit bestand einerseits in seinen künstlerischen Leistungen, andererseits in der aufopfernden Fürsorge, mit der er gleich einem Mäcen rettend für einige in ihrer Förderung gehemmten hochbedeutenden Kunsterscheinungen ritterlich eintrat. In ersterer Hinsicht sei seiner zahlreichen Kunstreisen gedacht, die ihn in alle Gegenden Deutschlands und über Deutschlands Grenzen hinaus führten. Bald erntete er den Ruhm eines der ersten Concertsänger Deutschlands, indem er sich nicht nur in Hauptpartien großer Chorwerke rühmlichst hervorthat (neben Händel's Oratorien, Bach's Passion und H-moll-Messe, Elias von Mendelssohn und Huß von Loewe sei hier noch besonders hingewiesen auf seine Meisterleistungen in Bruch's und Brahms' großen Chorwerken, in Kiel's Christus und dem von Liszt, auf den Schumann'schen Faust und Vierling's Raub der Sabinerinnen), sondern zumal als Lieder- und Balladensänger hoch hervorragte. Schon im J. 1874 nennt ihn Richard Würst „einen Concertsänger par excellence: jeder Zoll ein Künstler". O. Gumprecht rühmt schon 1875 an ihm die feinsinnige musikalische Auffassung und gewissenhafte Gesangsbildung, sowie den ebenso weichen und mühelosen wie klaren und durchsichtigen Fluß der Aussprache; Prof. G. Engel nannte schon damals seinen Vortrag „enorm". Bei alledem nahm er sich auch später stets in die strengste Selbstzucht und, wie überhaupt ein Mann von eisernem Willen und außerordentlicher Thatkraft, konnte er sich in der gesanglichen Weiterbildung nie selbst genug thun. In seinem Gesange wirkten alle denkbaren Vorzüge zusammen: die künstlerische Vollendung in der Technik, die edle Declamation, die besonnene künstlerische Vertheilung, die er seinem Gegenstande angedeihen ließ, dazu die edle Tenor-Baritonstimme selbst, die, in der Tiefe, Höhe und Mittellage gleich voll und kräftig erklingend, sich ebenmäßig ausgeglichen erwies. Dazu kam dann der in

seltenem Maße „schöne“ Ton der Stimme, und daneben die feinsinnige geistige Art der Auffassung, vermöge deren er die Fähigkeit besaß, verschiedene Meister, wenn sie auch ihrer ganzen Kunstanlage nach noch so erheblich von einander abwichen, mit gleicher Kraft treu und charakteristisch, ihrer geistigen Eigenthümlichkeit gemäß, vorzuführen. Hinter den Gesangsvorträgen stand eben stets die edle, mannhafte, geistbegabte Persönlichkeit. Er vertiefte sich mit inniger Liebe in die verschiedensten Meister des deutschen Liedes; er sang indeß nur Vollwerthiges; er prüfte und sichtete darum bei der Wahl seiner Lieder oft lange. Es ist bekannt, daß er mit Vorliebe Franz und Loewe vortrug. Doch äußerte er dem Schreiber dieses einmal: „Ich singe Schumann ebenso gern wie Franz, und Schubert noch lieber!“ In der That hat er gerade mit seinen Schumann-Vorträgen köstlichste Wirkungen erzielt. Für ihn war aber neben der inneren Sangeslust noch eine andere Regung maßgebend; sein edles Herz fühlte sich die Aufgabe gegeben, gerade für solche Meister ersten Ranges einzutreten, die in ihrer Größe nicht genügend gewürdigt waren. Dieser Gesichtspunkt war neben den persönlichen Beziehungen zu Franz und Loewe und neben der Liebe zu ihren Gesängen maßgebend für ihn geworden, um eine Art Loewe- und Franz-Cultus anzuregen. Für seine Verdienste um Rob. Franz gebührt ihm nach G. Engel's Ausspruch „der Dank der Nation“, — nicht minder indeß für sein Wirken zu Gunsten der Loewe'schen Ballade. Mit Franz'schen Gesängen begann er seine Künstlerlaufbahn („o danke nicht für diese Lieder“, zwei welke Rosen, Genesung), mit dem Gesange Loewe'scher Balladen endete dieselbe. Und gerade dieser beiden Meister Gesänge mußte von ihm hören, wer v. S. als Sänger in seiner vollen Größe bewundern wollte. Franz' „Er ist gekommen“, „Die Haide ist braun“, „An die Wolke“ u. a. werden jedem, der diese Gesänge von ihm gehört, unvergessen bleiben; unvergessen bleiben aber wird auch in den Annalen der deutschen Culturgeschichte, daß v. S. durch seine praktische Fürsorge für R. Franz, indem er durch seine Energie ein großes Capital zu seiner Sicherstellung zusammenbrachte, u. a. hiermit einen Theil der köstlichsten Gesänge dem Vaterlande gerettet hat. Ebenso hat Loewe ihm Rettung mancher alten verschollenen Ballade vom Untergange zu verdanken. Mit Recht jubelte die Kritik ihm entgegen, als er 1880 in Berlin mit dem Vortrage Loewe'scher Balladen begann. Hier fand sich seine tiefempfindende, musterhaft geschulte, vielseitig veranlagte, hochgebildete Künstlernatur als Meister ersten Ranges zu Hause; Gust. Engel urtheilte damals: „Der Sänger riß das Publicum zur hellsten Begeisterung hin. Es war ein Triumph des Geistes, den er mit seinem Hochzeitsliede davontrug.“ Der Singplan seiner Balladen ward immer umfangreicher. Mit Liebe und Geist verstand er es, sich zu den einzelnen Personen in den Balladen zu objectiviren; seine Vorträge waren hohe Meisterleistungen; sei hier nur erinnert an „Edward“, „Erlkönig“, „Der Wirthin Töchterlein“, „Die Heinzelmännchen“, „Oluf“, „Odin“, „Prinz Eugen“ und an seine vielleicht großartigste Leistung: Die drei Balladen vom „Mohrenfürsten“. Mit auf seine Veranlassung ward 1882 der Loewe-Verein begründet. Auch für Anerkennung anderer Liedercomponisten, wie des genialen Jensen, zu dessen Grabstätte er Beiträge sammelte, C. E. Taubert's, R. Emmerich's trat er fördernd ein, und viele aufstrebende, jugendliche Talente verdanken ihm energische Aufmunterung wie liebevolle Einführung in die Künstlerwelt. Sein Haus war viele Jahre hindurch ein Sammelpunkt musikalischer Berühmtheiten. In den letzten Lebensjahren war er von einem schweren Leiden heimgesucht, gegen das er, der den Kampf mit den widerstrebenden Lebensmächten stets erfolgreich durchgeführt, mit der ihm eigenen Energie und mit gewissenhaftester Sorgfalt ankämpfte; er hielt sich immer noch aufrecht, theils durch strenge sanitäre Gymnastik, theils durch ernste Berufsarbeit und durch immer

wiederholtes Zurückkehren zu der ihm so lieb gewordenen Kunst; aber in der letzten Zeit häuften sich die mit der Krankheit verbundenen Schmerzen in einem Maße, daß er es vorziehen mußte, sich in Marburg einer Operation auf Tod und Leben zu unterwerfen. Er starb daran am 7. März 1889. S. v. P., welcher mit Vorliebe auch in der Geschichte seiner Ahnen forschte, hat hierüber einiges veröffentlicht; so „Historische Nachrichten über Schloß Pilsach und seine Besitzer". Bei aller Schlichtheit und Biederkeit seines in mancher Hinsicht bis zum Freisinn ausgearbeiteten echt deutschen Gemüthes, aufrichtig und wahr, gerade und treu, hat er sich doch stets die überlegene Vornehmheit des Geistes bewahrt, — Vornehmheit auch in dem Bewußtsein, ein Edelmann zu sein von Stande und Gesinnung. Der Loewe-Verein veranstaltete ihm zu Ehren am 25. März 1890 im Saale des Römischen Hofes in Berlin eine Gedächtnißfeier.

Bibliographie: Musikalische Berichte von 1874 bis 1885 in allen musikalischen Zeitschriften und den Musikberichten der Tagespresse. — Nekrolog von Gustav Engel: Vossische Zeitung Mont. d. 11. 3. 1889 Nr. 118, I. Beil. — Jahresbericht über den Loewe-Verein 1889/90 und 1890/91. — „Freiherr Senfft von Pilsach als Loewe-Sänger" von Dr. M. Runze in Loewe redivivus, Berlin 1888, S. 251—272.

M. Runze.

Senfft: Ludwig Rudolph v. S. zu Pilsach: Sohn des Geh. Rathes und Consistorialpräsidenten Ernst v. S., wurde im J. 1681 zu Pilsach geboren, studirte Jurisprudenz und machte dann zu seiner weiteren Ausbildung verschiedene Reisen. Er wurde im J. 1706 königl. polnischer und kursächsischer Hof-, Justiz- und Legationsrath, und war Domherr, später auch Dompropst zu Naumburg, und starb hier am 21. September 1718 an der Auszehrung, erst 37 Jahre alt. Schon im J. 1715 hatte er das bekannte Sterbelied gedichtet: „Herr Gott, Du kennest meine Tage, Du siehst, daß ich, Dein schwaches Kind u. s. f." (in elf Strophen nach der Melodie: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende"), das zuerst im J. 1720 von Joh. Martin Schamelius (A. D. B. XXX, 571) in die von ihm besorgte 3. Auflage des Naumburger Gesangbuches aufgenommen ist und bald eine große Verbreitung fand und noch heute zu den bekanntesten Sterbeliedern gehört, oft mit dem veränderten Anfang: „Du Gott und Vater meiner Tage".

Schamelius, Lieder-Commentarius, 2. Theil, 1725, S. 372 und Anhang S. 26. — Rambach, Anthologie, IV, 243 f. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., IV, 389 f. — Bode, Quellennachweis, S. 153. — Döring, Choralkunde, S. 295. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 263.

l. u.

Senfft: Friedrich Christian Ludwig S. v. Pilsach, genannt Laun, weil von Hofrath Laun adoptirt, entstammte einem seit 1490 näher bekannten, aus der Pfalz nach Hessen, Sachsen ꝛc. verbreiteten Geschlechte. Er war geboren am 7. Jan. 1774 zu Oberschmon bei Querfurt, vermählt 1801 mit Henriette, der Tochter des Grafen v. Werthern-Beichlingen, einer Nichte des preußischen Ministers Freiherrn zum Stein, trat 1796 als Hof- und Justitienrath in den kursächsischen Staatsdienst, wurde im Februar 1806 Gesandter in Paris und im September 1809 als Nachfolger des verstorbenen Grafen Bose nach eingeholter Genehmigung des Kaisers Napoleon zum Cabinetsminister für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Kein blinder Anhänger Napoleon's, aber ein ausgesprochener Gegner Preußens, hatte er sich mit der abenteuerlichen Hoffnung erfüllt, auf den Trümmern dieses, wie er meinte, auf immer verlorenen Staates eine sächsisch-polnische Centralmacht Europas aufzurichten. Die Rücksicht auf die Erhaltung

des Herzogthums Warschau war daher ein wesentliches Moment, welches die Haltung Sachsens im Frühjahr 1813 bestimmte. Während er den Vorschlag Napoleon's, König Friedrich August solle sich wieder wie 1809 nach Frankfurt a. M. in Sicherheit bringen, zurückwies, war ihm doch auch die Aussicht auf eine preußische Hegemonie über Norddeutschland unerträglich. Auf seinen Rath entschied sich der König für den Anschluß an Oesterreich; er selbst begab sich nach Unterzeichnung der Convention vom 23. April insgeheim nach Wien. Aber die Schlacht bei Lützen entschied seinen Rücktritt. Er zog sich nach Lausanne zurück. Nach der Schlacht bei Leipzig eilte er nach Frankfurt, um bei den Verbündeten im Interesse des gefangenen Königs zu wirken; dieser lehnte jedoch seine Dienste ab. Dagegen ernannte ihn der Kaiser von Oesterreich zum Geheimen Rath und Metternich übertrug ihm die Leitung der Intrigue, durch welche im Einverständniß mit den Berner Aristokraten der alte Zustand der Eidgenossenschaft wieder hergestellt werden sollte. Nachdem diese gescheitert, privatisirte er in Paris, trat zur katholischen Kirche über, wurde 1825 österreichischer Gesandter in Turin, 1832 in Florenz, 1836 im Haag, 1840—1847 in München und starb am 17. März 1853 in Innsbruck.

Mémoires du Comte de Senfft 1806—1813, Leipzig 1863 (herausgegeben von v. Rochow).

Flathe.

Senfl: Ludwig S., neben Heinrich Finck, Thomas Stoltzer und Paul Hoffhaimer der bedeutendste deutsche Componist aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts und der letzte Vertreter des alten deutschen Liedes. S. nennt sich mit Vorliebe „ein Schweizer"; doch ist der Ort seiner Geburt zweifelhaft. Peutinger nennt zwar in dem Sammelwerke „Liber selectarum cantionum" von 1520 im Nachworte „Augusta Rauracorum", d. i. Basel-Augst als Geburtsort (siehe M. f. M. III, 94 und VIII, 43), da aber mit Augusta Rauracorum auch Basel selbst bezeichnet wird, so bleibt es immer zweifelhaft, welcher der beiden Orte gemeint ist. Die Geburtsregister von Basel führen ihn nicht auf, auch würde sich S. wol selbst einen Baseler und nicht blos einen Schweizer genannt haben, wenn er nicht das kleine Dorf Basel-Augst zum Geburtsorte gehabt hätte. Ueber das Jahr seiner Geburt fehlt jegliche Nachricht und man kann nur durch Combination verbürgter Thatsachen ungefähr einen Schluß auf sein Alter ziehen. Heinrich Isaac, der nebenbei bemerkt kein Deutscher, sondern ein Flanderer ist und gegen 1517 in Florenz gestorben, wie das von ihm aufgefundene Testament bekundet (siehe M. f. M. XXII, 64), stand in Diensten des Kaisers Maximilian I. als Hofcomponist und lebte von 1497 bis 1515 am Hofe zu Innsbruck (l. c. XIX, 55). S. ist ein Schüler Isaac's, wie Peutinger bezeugt, er muß also in obiger Zeit Isaac's Unterricht genossen haben, und da er 1515 der Nachfolger Isaac's wurde (nach Peutinger und M. f. M. XIX, 55), so muß er in diesem Jahre bereits in einem Alter gestanden haben, welches ihn berechtigte, ein so hervorragendes Amt zu bekleiden. Da nun S. gegen 1550—1555 gestorben ist, so muß er 1515 etwa 25 Jahre alt gewesen sein, wäre demnach 1490 geboren und hätte 1550 sechzig Jahre gezählt. Die kaiserliche Hofcapelle war damals eine Privatangelegenheit des jeweiligen regierenden Kaisers und wurden die Mitglieder derselben bei jeder Thronbesteigung entlassen. Auch unseren S. traf nach dem Tode Maximilian I. im Jahre 1519 dieses Loos. Karl V. stellte ihn nicht wieder an, wies ihm aber „d. d. Augsburg, 19. Februar 1520 fünfzig Gulden rheinisch als Provision auf Engelhartszell" an (siehe M. f. M. IV, 211). Bei Engelhartszell lag ein Cistercienserkloster mit reichen Pfründen, welche an verdiente Männer vergeben wurden. Wie lange S. im Genusse derselben sich befand, ist unbekannt. Die Zeit der Muße benützte S., um das bedeutende oben er-

wähnte Sammelwerk, welches 1520 in Augsburg von Grimm und Wyrsung gedruckt wurde (siehe meine Bibliographie der Musik-Sammelwerke 1877 S. 14 15) zusammen zu stellen und zu redigiren. Von seinen eigenen Compositionen befinden sich 5 Motetten und ein Canon darin, ebensoviele von seinem Lehrer H. Isaac u. a. In Baiern regierte der kunstsinnige Fürst Wilhelm IV. und bei ihm fand S. endlich eine ihm gebührende Stellung. In den baierischen Acten über die Capelle ist über diese Zeit kein Document vorhanden und nur aus einem Druckwerke Senfl's von 1526 erfahren wir, daß er bereits in diesem Jahre als Cantor in München angestellt war. „Musicus intonator“ nennt er sich auf dem Titel der „Quinque salutationes D. N. Jesu Christi“, d. h. wol nichts andres als erster Sänger, dem die Capellmitglieder untergeordnet waren. In späterer Zeit erhielt der Inhaber dieser Stellung den Titel „Capellmeister“. In den Horazischen Oden von 1534 nennt er sich des Fürsten Wilhelm von Baiern „Musicus primarius“. Briefe von S. aus den Jahren 1532—1538, abgedruckt im 4. Bande der Publication älterer praktischer und theoretischer Musikwerke (Leipzig 1876, Breitkopf & Haertel S. 75 ff.) belehren uns, daß er in dieser Zeit den Titel „fürstlicher Componist“ führte. Ueber die Zeit seines Todes besitzen wir zwei Documente, welche das Jahr ungefähr bestimmen. Georg Forster, der Herausgeber der 5 Theile Liederbücher, bezeichnet S. im 5. Theil im Vorworte, gezeichnet mit „Nürnberg, den 31. Januar 1556“ als „Herren Ludwig Senffel seligen“ und David Köler in Zwickau spricht in der Vorrede zu seinen 10 Psalmen von 1554 von S. als von einem noch Lebenden. Somit wird das Jahr 1555 als das zutreffendste bezeichnet werden können. — S. nähert sich seinem großen Meister Isaac in mehrfacher Weise: als Componist von Motetten ist sein Stil ernst und erhaben und steigert sich bis zur Herbheit des echten Niederländers, wogegen er im deutschen Liede eine Innigkeit und Zartheit zeigt, die sich nur bei Isaac's besten deutschen Liedern wiederfindet, wie z. B. in dem vierstimmigen Liede „Innsbruck ich muß dich lassen“. Von seinen Zeitgenossen wurde er über Alles geschätzt und alle Aussprüche gipfeln in dem Ausdrucke der höchsten Bewunderung. Bekannt ist die hohe Verehrung, welche Luther seiner Meisterschaft zollte. Er wechselte mehrmals Briefe und litterarische Gaben mit ihm, und zwar, um ihn bei seiner katholischen Umgebung nicht zu compromittiren, durch Vermittlung Hier. Baumgärtner's. Johann Ott, der gelehrte Herausgeber und Buchhändler in Nürnberg, ein Zeitgenosse Senfl's, räumt ihm den nächsten Platz nach Josquin Deprès und Isaac ein und fügt hinzu, daß sich in ihm der Geist seines unübertrefflichen Lehrers Heinrich Isaac verrathe. Der erfahrene und geübte Kunstkenner bewundere aber an ihm noch eine besondere Kraft und wahrhaft deutsche Würde, die Plato in der Musik so vornehmlich empfehle, während er die Verweichlichung und Schlaffheit, in welcher heutigen Tages die anderen Nationen befangen zu liegen scheinen, als nicht würdig genug für Männer, ja sogar als gefährlich für die Sitten verwerfe (Vorwort zum „Novum opus musicum“ von 1537). Ein genaues Verzeichniß der selbständigen Sammlungen seiner Werke findet man in dem oben angezeigten 4. Bande der Publication S. 10, 71 und 79 ff. Ich führe sie hier nur kurz an: 1) „Varia carminum genera, quibus tum Horatius, tum alij“. . . Noribg. 1534. 4 Stimmbücher. (Die 5 Salutationes von 1526, von denen bis jetzt sich aber noch kein Exemplar aufgefunden hat, sind bereits oben erwähnt.) 2) „Magnificat octo toni 4 et 5 voc.“ Noribg. 1537. Zahlreicher sind die in Handschriften erhaltenen Compositionen, von denen die Staatsbibliothek in München 7 Messen, 22 Motetten, 37 Hymnen und Sequenzen und 35 deutsche Lieder besitzt: andere finden sich in der Proske'schen Bibliothek in Regensburg, in der Wiener Hofbibliothek, der Universitätsbibliothek in Basel, in Zwickau und Grimma. Die königliche Bibliothek in Berlin besitzt

nur Weniges, aber sowohl in alten Handschriften als in moderner Partitur. Noch reichhaltiger ist er aber in den gedruckten Musik-Sammelwerken des 16. Jahrhunderts vertreten. In meiner Bibliographie werden 83 lateinische Motetten u. a., 188 Lieder und 9 Oden verzeichnet. Das werthvollste Vermächtniß, welches S. der Nachwelt hinterlassen hat, sind seine mehrstimmigen deutschen Lieder. In ihm erreichte dies deutsche Lied seine höchste Blüthe und erstarb mit ihm, verdrängt durch die Niederländer, die nach ihm in Deutschland festen Fuß faßten. Wie in der Motette dem Tenor ein gegebener Cantus firmus zugetheilt wurde, so war es im deutschen mehrstimmigen Liede Gebrauch geworden, dem Tenor ein Volkslied zu geben, oder der Componist schuf erst selbst eine Weise und benützte sie als Cantus firmus. Schon am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts sind uns durch diesen Gebrauch die schönsten Blüthen deutscher Poesie und Melodik aufbewahrt worden. Die Kunst der Tonsetzer zeigte sich nun in der Art, wie sie die übrigen Stimmen, die von zwei bis sieben Stimmen stiegen, zu behandeln verstanden. Oft begnügten sie sich dieselben nur im einfachen Contrapunkte zu setzen, so daß sie sich fast unserem heutigen Chorale nähern. Finck, Stoltzer und besonders S. schufen Kunstsätze, in denen die Liedmelodie sich nur wie ein rother Faden in Verse abgetheilt hindurchzieht. Ihnen war es nicht mehr darum zu thun die Liedmelodie in ihrer Reinheit zu erhalten, sondern sie benützten sie nur als Gerippe, um welches sie das kunstvolle Gewand schlangen. Das Charakteristische ihrer Behandlungsweise bestand daher in der selbständigen melodischen Führung jeder einzelnen Stimme, die an und für sich wieder eine Melodie bildete und sich durch langathmige Melismen kennzeichnete. Der Text kam dabei allerdings sowohl im Tenor, dem Cantus firmus, als den übrigen Stimmen zu kurz und mußte sich fügen. Man legte so wenig Werth auf eine wohl überlegte Wortunterlage, daß der Text weder in Handschriften, noch in Drucken unter die Stimmen (mit Ausschluß des Tenors) gesetzt wurde, sondern daß es dem jeweiligen Sänger, seiner Willkür und seinem aesthetischen Geschmack überlassen blieb, den Text sich selbst unter die Noten zu legen. S. ist der ausgesprochenste Vertreter dieser Richtung und hat sowohl in der Masse als in der höchsten Vollendung dieser Gattung alle übrigen übertroffen. Sowohl aus eigenem Antriebe, als wol ganz besonders durch buchhändlerische Aufträge sah er sich immer wieder gedrängt Neues in dieser Form zu schaffen. Die Herausgeber Johann Ott (1534 und 1544), Georg Forster in Nürnberg (1539—1556), Peter Schöffer in Straßburg (1536) waren die hauptsächlichsten Verbreiter seiner deutschen Lieder. Schon 1556, also ein Jahr nach dem Tode Senfl's, wird die Gattung so wenig mehr gepflegt, daß schon Forster gezwungen ist zu außerdeutschen Componisten zu greifen und den Chansons von Crecquillon und Willaert deutsche Texte unterzulegen. Als nun gar die Niederländer in Deutschland zu den höchsten Stellen an den Capellen gelangten und begannen auch deutsche Lieder in ihrer Art zu schreiben, so war es um die alten Weisen und ihre contrapunktisch melodische Behandlung gänzlich geschehen. Der erste der neuen Richtung in Deutschland war Matthaeus Le Maistre, der sächsische Capellmeister, der 1566 sein erstes deutsches Liederheft herausgab. Noch findet man hier Anklänge an die alten deutschen Melodien, und dies giebt uns den Beweis, daß sie in seiner Umgebung noch fleißig gesungen wurden, so daß er sich ihnen nicht ganz entziehen konnte, wenn seine Lieder überhaupt Anklang finden sollten. Auch die Behandlung der contrapunktisch geführten Stimmen läßt sein Vorbild noch deutlich erkennen. Annähernd ähnlich behandelt auch Orlandus de Lassus 1567 sein erstes deutsches Liederheft, obgleich er die alten Melodieen nicht mehr benützt, auch das Melisma nur theilweise anwendet und dafür den Text mehr zur Geltung bringt durch gleichzeitig kurz ausgesprochene Silben. Die Contrapunktik

tritt dadurch in den Hintergrund und der homophone Satz wird vorherrschend. Hollander, Ivo de Vento, beide um 1570 und Regnart 1576 erheben die letztere Art nun vollkommen zur allgemein gültigen und die Deutschen beeilen sich Besitz davon zu ergreifen, lassen ihr schönes Volkslied in Vergessenheit gerathen und kehren der Contrapunktik den Rücken. Doch auch ein Italiener nahm daran theil und hat vielleicht durch seine wahrhaft bestrickende Art zu declamiren und Solo mit Chor abwechseln zu lassen, hauptsächlich dem deutschen Liede den Todesstoß gegeben, nämlich Antonio Scandello, der Nachfolger Le Maistre's am sächsischen Hofe. Erst Hans Leo Haßler gelang es wieder das deutsche Lied auf neuer Grundlage zu Ehren zu bringen und den fremden Einfluß zu vernichten. — Noch sei erwähnt, daß S. noch ein Vermächtniß seines Lehrers Isaac zur Vollendung und zum Druck brachte. Es ist dies das große Officienwerk, betitelt Choralis Constantini, tom. I—III, welches im 1. Theile die Officien de Domenica a Trinitate usque ad Adventum Domini im 4stimmigen Satze enthält, im 2. und 3. Theile die Officien de Sanctis. Das Werk erschien in den Jahren 1550 bis 1555 bei Formschneider (Grapheus) in Nürnberg in 4 Stb. Wie weit S. sich überhaupt an der Fertigstellung des Werkes betheiligt hat, ist nicht ersichtlich; wir erfahren seine Betheiligung überhaupt nur durch Joh. Ott aus der Vorrede zum Opus musicum, worin er verspricht, das Isaac'sche Werk, welches unvollendet hinterlassen ist und an dessen Vollendung S. arbeite, nächstens durch den Druck bekannt zu machen. Auch Ott erlebte die Vollendung nicht und erst Formschneider war es vorbehalten, das Werk der Welt durch den Druck zu erhalten. Exemplare besitzen die Bibliothek München, Stadtbibliothek Breslau, die Bibliotheken in Berlin und Upsala. Die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt außerdem eine von Paminger ausgeführte Copie, in der sich auch Sätze von S. befinden. (Sign. Z 24 Musikabtheilung.)

Rob. Eitner.

Senftleben: Andreas S., von Beruf Jurist, den Neigungen nach Philolog, war am 15. December 1602 in Bunzlau als Sohn eines Bäckers geboren, studirte die Rechte in Leipzig und Altorf und ließ sich, nachdem er zuerst in Glogau und vielleicht auch anderswo vorübergehende Stellungen inne gehabt hatte, 1630 in Breslau als Advocat nieder. Am 3. September 1635 verheirathete er sich mit Magdalena Lyria, starb aber schon am 26. Juli 1643. Er gehörte zum Freundeskreise der Martin Opitz, Christoph Coler, Andreas Tscherning, Nicolaus Henel, Matthias Machner u. a., mit diesen namentlich durch seine philologischen, richtiger antiquarischen Studien verbunden. Als Früchte dieser erschienen neben den Gelegenheitsgedichten, wie sie damals jeder sprachlich gebildete Mann machte, von ihm „Nuces Saturnaliae“, Leipzig 1641, mit einer Mantissa omissorum et commissorum 1642, in denen nicht nur von allen in der Litteratur erwähnten Nüssen, sondern zumal von den Spielen mit Nüssen mit großem Aufwand von Belesenheit gehandelt wird. Gleicher Art ist seine „Argo sive variarum antiquarum navium sylva“, Leipzig 1642. In demselben Jahre begleitete er die von Nic. Henel jahrelang gesammelten und auf sein Antreiben herausgegebenen Parodien auf Catull's Phaselus mit philologischen Anmerkungen. Mehr zu veröffentlichen hinderte ihn sein früher Tod. Aus seinem Nachlaß gab ein jüngerer Freund, Joh. Gebhard, einen juristischen Scherz de ovo et pullo, der allerdings auf einen älteren italienischen Verfasser zurückgeht, Breslau 1661, heraus, ferner seine Noten in Alani ab Insulis Parabolae, Breslau 1663, endlich das von allen möglichen Spielen, nicht nur der Alten, handelnde „De alea veterum“, Leipzig 1667. Eine kleinere Schrift anderer Art, „Peplus bonorum ingeniorum Boleslaviensium“, in der er 100 gelehrte Kinder seiner Vaterstadt kurz behandelt, jeden mit einem Distichon charakterisirend, gab erst

1674 Heinr. Alischer heraus, während ein größeres Werk, an dem er schon in Altorf eifrig arbeitete, de militia veterum Germanorum, nie ans Licht getreten ist. — Uebereinstimmend rühmen die Freunde die Reinheit seines Charakters, seinen mehr auf die Erwerbung geistiger als irdischer Schätze gerichteten Sinn und seine treue Freundschaft. Der Zwang des Amtes drückte ihn, seine Lebensfreude waren die antiquarischen Studien.

Vgl. die Einleitungen, Vorreden und Widmungen zu seinen Büchern, dazu die von ihm noch erhaltenen Briefe in der Breslauer Stadtbibliothek.

Markgraf.

Sengler: Jakob S., Philosoph, geboren am 11. September 1799 zu Heusenstamm bei Frankfurt am Main, † am 5. November 1878 zu Freiburg im Breisgau. Seine Eltern waren arm; als er vier Jahre alt war, starb sein Vater; die Mutter zog nach Sachsenhausen bei Frankfurt und verheirathete sich wieder. S. besuchte die Volksschule in Frankfurt und fungirte morgens früh als Meßdiener in der Liebfrauenkirche, wofür er, nachdem er zwölf Jahre alt geworden und aus der Schule entlassen war, unentgeltlich ein Handwerk gelehrt wurde. Er lernte das Schuhmacherhandwerk, wanderte als Geselle nach Straßburg, kehrte aber bald nach Frankfurt zurück. Der dortige Stadtpfarrer Orth wurde auf seine ungewöhnliche Begabung aufmerksam und sorgte dafür, daß er Unterricht erhielt, um sich für das Gymnasium vorzubereiten. Er war 18 Jahre alt, wurde aber schon nach 2½ Jahren in die Secunda aufgenommen und erhielt nach weiteren drei Jahren das Zeugniß der Reife für die Universität. Vom Herbst 1824 an studierte er drei Jahre Theologie zu Tübingen. Er löste dort zwei Preisaufgaben, eine kritisch-exegetische und eine homiletische. Vom Herbst 1827 an lebte er ein Jahr in Frankfurt, um sich für das theologische Examen vorzubereiten, ertheilte aber auch in mehreren Instituten Religionsunterricht und veröffentlichte 1828 einen „Plan zu einem neuen Katechismus für Schulen und Gymnasien, nebst Würdigung der Katechismen, die sich seit Canisius geltend gemacht haben". Nachdem er in Wiesbaden die theologische Prüfung bestanden hatte, entschloß er sich im Herbst 1828, nach München zu gehen, um Schelling zu hören. Er hörte dort außerdem die Vorlesungen von Baader, Ast, Görres, Schubert, Thiersch u. a. und sammelte gleichgesinnte junge Leute um sich zu einem theologischen Verein. Im Juli 1830 übernahm er die Redaction der neu gegründeten „Kirchenzeitung für das katholische Deutschland". Außerdem veröffentlichte er während seines Aufenthaltes in München in erweiterter Gestalt die in Tübingen gekrönte Preisschrift „Würdigung der Schrift von Dr. David Schulz über die Lehre vom h. Abendmahl, nebst aphoristischen Grundzügen zu einer speculativen Darstellung der katholischen Abendmahlslehre im Verhältniß zu den protestantischen Abendmahlstheorieen", 1830, und die Schriftchen „Winke zur Anleitung im christlich-katholischen Unterricht über Sünde, Erlösung und Heiligung und deren Anstalten", und „Rede an die Mitglieder des theologischen Vereins zu München am Schlusse des Wintersemesters, nebst Darstellung der Entstehung, Bestimmung ... des Vereins", beide 1831. Im Frühjahr 1831 wurde S. zum Professor an der katholisch-theologischen Facultät ernannt, welche die kurhessische und die nassauische Regierung zu Marburg errichteten, die aber nur bis 1833 ein Schattendasein fristete. Der Bischof Brand von Limburg wollte ihn im Mai 1831 für sein Seminar gewinnen. S. lehnte ab, da er nicht Geistlicher werden wollte, — auf seine Empfehlung erhielt sein Freund Leopold Schmid (s. A. D. B. XXXI, 688) die Stelle, — hielt aber die Festrede bei dem Beginn der theologischen Vorlesungen im Wintersemester 1831 (sie ist in der Kirchenzeitung von 1832 gedruckt). Im März 1832 verlieh ihm die philosophische Facultät zu Marburg honoris causa die Doctorwürde und am 30. December 1832

wurde er zum Professor der Philosophie ernannt. Im J. 1833 verheirathete er sich mit einer Tochter des Geheimen Finanzrathes v. Menz, die ihn mit zwei Kindern überlebte. Die „Kirchenzeitung“ erschien unter der Redaction von S. bis Ende 1833, im letzten Jahre unter dem Titel „Religiöse Zeitschrift für das katholische Deutschland“. Im Herbst 1836 entwarf S. mit J. H. Fichte, Fr. Hoffmann und K. Ph. Fischer den Plan zu einer „Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie“, die von 1837 an unter Fichte's Redaction erschien, und für die S. viele Beiträge lieferte. Das erste größere philosophische Werk von S. war: „Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Religionsphilosophie“, wovon der 1. Theil, „Allgemeine Einleitung in die speculative Philosophie und Theologie“, 1834, der 2. Theil: „Specielle Einleitung“ u. s. w. 1837 erschien. Im Herbst 1842 wurde S. Professor in Freiburg, wo er Hirscher, der in Tübingen sein Lehrer, und Staudenmaier, der dort sein Studienfreund gewesen war, wiederfand. Er las dort über alle Zweige der Philosophie mit Einschluß der einschlagenden ästhetischen und litterargeschichtlichen Fächer, bis er am 1. November 1878 auf seinen Antrag in Ruhestand versetzt wurde. Während seines Aufenthaltes in Freiburg veröffentlichte er: „Reden über die gegenwärtige Krisis der Weltgeschichte und wie sie geworden ist“, 1843; „Die Idee Gottes, erster oder historisch-kritischer Theil“, 1845; zweiter Theil, 1847—52; „Gedächtnißrede auf Anselm Feuerbach“, 1853; „Erkenntnißlehre, 1. Theil“, 1858; „Neue Erklärung von Goethe's Faust“, 1873. Ein Werk, welches er unter dem Titel „Natur, Mensch und Gott“ in drei Theilen veröffentlichen wollte, ist unvollendet geblieben. — Die philosophischen Ansichten von S. werden von L. Weis und K. Werner (s. u.) dargestellt.

v. Weech, Badische Biographieen, III, 152. — Allg. Zeitung 1879, Nr. 35 und 36. — Nekrolog von L. Weis in der Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik, 1879, N. F., LXXIV, 295, und LXXV, 85 (Sengler's philosophische Weltanschauung), und in den Philosophischen Monatsheften 1879, XV, 122. — K. Werner, Gesch. der kath. Theologie S. 464 und 566.

Reusch.

Senitzer: Paul Maria Joseph S., Freiherr, Ritter des Maria-Theresien-Ordens, des päpstlichen Christusordens, Commandeur des sicilianischen Verdienstordens, Großkreuz des sardinischen Mauritius- und Lazarus-Ordens, kaiserlich königlicher Generalmajor, geboren auf dem Schlosse Freiberg bei Gleisdorf in Steiermark als Sohn des dortigen Herrschaftsverwalters im J. 1760, trat 1774 in die Armee, in der er sich, ohne höhere Studien zurückgelegt zu haben, durch Wohlverhalten und Tapferkeit bald zum Fähnrich bei Kolowrat-Infanterie und zum Hauptmann im Infanterieregimente Nr. 36 emporschwang, 1805 wurde er Major beim Infanterieregimente Nr. 21, 1807 als solcher zu dem Nr. 36 übersetzt, 1809 Oberstlieutenant und Oberst im Infanterieregimente Nr. 31, 1814 Generalmajor und Brigadier. Oftmals zeichnete er sich in hervorragender Weise aus, und wurde fünfmal verwundet. — In der Schlacht bei Novi (15. August 1799), in welcher die Oesterreicher und Russen unter Kray, Melas und Suworow über die Franzosen unter Joubert und Moreau siegten, vertrieb S. als Grenadier-Hauptmann durch einen Bajonetangriff den Feind vom Berge Serravalle, fiel ihm in die Flanke und befreite über 1000 Mann bereits kriegsgefangener Oesterreicher und Russen. Im Feldzuge von 1809 deckte er nach der Schlacht bei Wagram (6. Juli) als Oberst des Infanterieregimentes Benjowski mit demselben den Rückzug der Armee, indem er den Auftrag erhielt, Hollabrunn bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Er warf alle Angriffe des Feindes zurück und behauptete die Ortschaft bis Mitternacht, worauf ihm erst der Befehl

zum Rückzuge zukam. Durch diese entschlossene Vertheidigung, bei welcher in den Höfen, Gärten und Gräben mit der äußersten Hartnäckigkeit gekämpft wurde, verschaffte er der Armee den Vortheil, die Nacht ruhig zubringen zu können und auf dem weiteren Marsche nicht übereilt zu werden. Für diese Heldenthat wurde ihm vom Generalissimus, Erzherzog Karl, mit Armeebefehl vom 13. Juli das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens verliehen. In den Jahren 1813 bis 1815 kämpfte er in Italien. Als General Decouchy am 2. December 1813 über Costa und Roverdire gegen Rovigo vordrang und den Uebergang über die Schiffbrücke von Boara erzwingen wollte, stellte sich ihm S. mit nur vier Compagnien entgegen, widerstand den Cavallerieangriffen des Feindes und warf ihn bei Rovigo zurück. 1815 befehligte er als Generalmajor unter Bianchi eine Infanteriebrigade, mit der er am 14. April bei Vignola den Panaro übersetzte, das Lager der feindlichen Nachhut überfiel und reiche Beute machte. In der Schlacht bei Tolentino (2. und 3. Mai 1815), in der Bianchi über Murat siegte, warf S. als Commandant einer der beiden Linienbrigaden am ersten Schlachttage den rechten feindlichen Flügel nach hartnäckigem Kampfe über Vedova und Canto-Gallo in die Wälder des Monte Milone zurück, schlug am zweiten Tage die Angriffe des Königs auf die Höhen von Madia ab und setzte nach gewonnener Schlacht dem Feinde auf Civitanuova nach. Dann schritt er zur Belagerung der Festung Pescara, begann am 25. Mai die Beschießung und schon am 28. erfolgte die Capitulation, wobei viele Vorräthe an Munition und Lebensmitteln, 80 Geschütze und die Besatzung, 510 Mann mit 50 Officieren, in seine Hände fielen. S. diente dann bei der Occupationsarmee in Frankreich, wurde später Brigadier in Mitrowitz, 1821 den Statuten des Maria-Theresien-Ordens entsprechend, in den Freiherrnstand erhoben und feierte 1824 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. 1826 wurde er auf eigenes Ansuchen zum Festungscommandanten in Esse[k] ernannt, wo er, 70 Jahre alt, am 20. Juni 1830 starb.

Wurzbach, Biogr. Lexicon, 34. Th., S. 114—115. — Steiermärkische Zeitschrift, Neue Folge, VI. Jahrg. 2. Heft, S. 60—61. — Hirtenfeld, Der militärische Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder (Wien 1857), 2. Abth., S. 1040—1041. Franz Ilwof.

Senn: Johann S., deutsch-österreichischer Dichter, geb. am 1. April 1792 zu Pfunds in Tirol, erhielt zu Hause seine erste Ausbildung und studirte sodann in Wien, wo auch sein Vater starb, die Rechtswissenschaft. S. mußte sich nun kümmerlich fortbringen, verkehrte jedoch mit Poeten und Tondichtern, von welch' letzteren er insbesondere Franz Schubert zu seinen Freunden zählte. Infolge der Theilnahme an einer litterarischen Tischgesellschaft, welche durchaus nur zu heimlichen geselligen Zwecken zusammenkam, wurde S. der Polizei verdächtig, verhaftet, eine Zeit lang sogar gefangen gehalten und zuletzt in seine Heimath nach Tirol befördert, wo er kein anderes Auskunftsmittel wußte, um sein Leben zu fristen, als dasjenige, Soldat zu werden. Er blieb, es war dies zu Ende der Zwanziger und zu Anfang der Dreißiger Jahre, nicht lange beim Militär, hatte aber während jener Zeit allerdings Gelegenheit bei dem österreichischen Zuge nach Neapel, Italien kennen zu lernen und erlangte sogar eine Officiersstelle. Trotzdem trat er im J. 1832 aus dem Militärstande, arbeitete zunächst in einer Advocaturkanzlei und wurde später Tagesschriftsteller, sich zugleich eingehend mit gelehrten, insbesondere philosophischen Studien beschäftigend. Ein verkommener, mit sich und der Welt zerfallener Mann starb S. im Militärspitale zu Innsbruck — nach der Angabe auf seinem Grabstein — am 30. Septbr. 1857.

Von S. erschien im J. 1838 eine Sammlung „Gedichte", welche in ihm einen hochbegabten, patriotisch begeisterten, formgewandten Poeten erkennen lassen.

Manche scharfe Satire tritt in den Epigrammen jener Sammlung, eine innige Liebe zu seinem Vaterlande in vielen der übrigen Gedichte hervor, von denen insbesondere der Cyclus der „Adlerlieder“ hier genannt sei. Das bekannteste dieser Lieder, welches in Tirol gewissermaßen zum Volksliede geworden und welches des Dichters Verehrung seines engeren Heimathlandes besonders hervortreten läßt, ist das weithin verbreitete: „Adler, Tiroler Adler! Warum bist Du so roth!“ Sowohl dieses Lied als auch mehrere andre Poesien Senn's wurden in Musik gesetzt, das „Schwanenlied“ und mehrere andre von Senn's Freunde Franz Schubert. Es ist zu beklagen, daß keine weitere spätere Auflage der Gedichte Senn's erschien, da die erste Originalausgabe vielfach durch die Einwirkung der Censur geschmälert und bedeutender Stücke beraubt ist. Erwähnenswerth ist auch die kleine Schrift Senn's: „Glossen zu Goethe's Faust“, welche aus dem Nachlasse des Dichters 1862 Adolf Pichler herausgegeben hat. Der Herausgeber bemerkt über dieses, allerdings in seinem Urtheile scharfe Schriftchen: „Tritt hier die negative Seite in den Vordergrund, so geschieht es deswegen, weil S. wußte, daß die positive bisher von den Deutschen mit Begeisterung behandelt wurde und daher eine Ergänzung derselben, deren Einwürfe an und für sich der Größe jener erhabenen Dichtung keinen Abbruch thun, nicht überflüssig war.“ Jedenfalls zählt S. zu einem der genialsten unter den Dichtern Tirols.

Kehrein, biograph.-litterar. Lexikon. — Brümmer, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. — Wurzbach, biograph. Lexikon XXXIV.

Schlossar.

Sennert: Andreas S. ward zu Wittenberg als Sohn des dortigen Professors der Medicin Daniel S. (s. u.) im J. 1606 geboren. Er studirte orientalische Sprachen auf der Universität seiner Vaterstadt, außerdem zu Leipzig, Jena und Straßburg. Im Jahre 1638 ward er in Wittenberg Professor der orientalischen Sprachen und starb daselbst 1689.

Aus der großen Zahl der Schriften und Abhandlungen Sennerts, welche man bei Jöcher Bd. 4, Sp. 505 f. aufgeführt findet (vgl. auch die bibliographischen Quellen bei Meyer, Geschichte der Schrifterklärung Bd. 3, S. 18, A. 13) sind für die Geschichte der semitischen Sprachwissenschaft diejenigen von Interesse, welche dem Vorgange de Dieu's und Hottinger's folgend, eine Art grammatischer Synopsis der wichtigsten Dialekte herzustellen versuchten. Freilich war das Verfahren zu sehr das einer rohen Empirie, als daß es zu wirklich haltbaren Resultaten kommen konnte. Von S. gehören hierher die „Hypotyposis harmonica linguarum orientalium chald. syr. et arab. cum matre hebraea“ 1653 und die denselben Gegenstand gewissermaßen als Variationen behandelnden Arbeiten: „Arabismus i. e. praecepta Arabicae linguae in harmonia ad Ebraea ..... conscripta“ ..... 1658 4° (s. den vollständigen Titel bei Meyer a. a. O. S. 60 A. 90) und „Rabbinismus h. e. praecepta Targumico-Talmudico-Rabbinica in harmonia ad Ebraea ..... conscripta“ 1666 4° (s. den vollständigen Titel bei Meyer a. a. O.).

Vgl. Hetzel, Gesch. der hebr. Sprache S. 240. — Gesenius, Gesch. der hebr. Spr. S. 117. — Diestel, Gesch. des A. Testaments in der christl. Kirche S. 447, 450.

C. Siegfried.

Sennert: Daniel S., berühmter Arzt, geboren in Breslau am 25. Novbr. 1572, † in Wittenberg am 21. Juli 1637. Er war der Sohn eines Schuhmachers und verlor den Vater schon mit 13 Jahren. Aber seine treue Mutter wandte alle Ersparnisse an die Erziehung des vielversprechenden Sohnes und ermöglichte es, daß er 1593 die Universität Wittenberg bezog. Am 6. Juni ward

er in die philosophische Facultät eingeschrieben und erwarb sich in ihr am 5. April 1598 den Magistergrad. Er trat aber nicht, wie er anfangs gewollt, in den Schuldienst ein, sondern wandte sich jetzt ganz den medicinischen Studien zu und besuchte noch drei Jahre lang die Universitäten Leipzig, Jena und Frankfurt a. O. Um sich in die Praxis einführen zu lassen, ging er nach Berlin und schloß sich dort dem berühmten Arzte Johann Georg Magnus an. Auf dessen Rath zog er nicht, wie er vorhatte, zur Promotion nach Basel, sondern folgte der Einladung einiger Freunde nach Wittenberg. Hier erlangte er nicht nur am 8. September 1601 den Doctorgrad, sondern auch am 15. September 1602 die von seinem wenig älteren Landsmanne Johann Jessensky von Jessen (Jessenius) bisher inngehabte Professur. Seitdem verblieb er, lehrend, heilend und litterarisch thätig, von der Universität hochgeehrt, auch zum kurfürstlichen Leibarzt ernannt, bis zu seinem Tode in Wittenberg. Nachdem er sechs Pestepidemien daselbst durchgemacht hatte, wurde er zuletzt doch ein Opfer dieser Krankheit. Nach dem Tode seiner ersten Frau, Tochter seines Collegen Schato, mit der er 5 Söhne und 2 Töchter zeugte, verheirathete er sich 1626 und 1633 noch zweimal. Es überlebten ihn eine Tochter und zwei Söhne, von denen Andreas später in Wittenberg als Professor der orientalischen Sprachen wirkte. — Als Lehrer, Arzt und Schriftsteller erwarb sich S. einen bis in die fernsten Länder reichenden Ruf. Er besaß bedeutende philosophische und naturwissenschaftliche Kenntnisse und führte zuerst in Wittenberg die Anwendung chemischer Medicamente ein. Obwohl seine Werke mehr compilatorischer Art waren und ihrem Verfasser sogar den Vorwurf des Plagiats eintrugen, fanden sie doch eine große Verbreitung und erlebten viele Auflagen. Er schrieb „Quaestionum medicarum controversarum liber“; „Institutionum medicinae libri V“; „Libri de febribus IV“; „Practicae medicinae liber I—VI“; „De chymicorum cum Aristotelicis et Galenicis consensu et dissensu liber“; „De scorbuto, de dyssenteria, Hypomnemata physica“; „De occultis medicamentorum facultatibus etc.“ nebst zahlreichen Disputationen. Seine Versuche, die Lehren des Paracelsus mit denen des Galen zu vereinigen, fanden auch heftigen Widerspruch. Seine „Opera in VI tomos divisa“ erschienen wiederholt in Venedig, in Paris und in Leiden, zuletzt 1676.

Die biographischen Nachrichten über ihn gehen alle zurück auf die Leichenpredigt von Paul Röber und den ein Jahr später von August Buchner gehaltenen Panegyricus, beide Witt. 1683. Daß er zuerst in Deutschland das Scharlach beschrieben habe, hebt Häser, Gesch. der Medicin III,[3] 422 hervor. Der dort als sein Schwiegersohn bezeichnete Mich. Döring ist sein Schwager, auch mit einer Schato verheirathet. Vgl. sonst noch Raph. Finkenstein in der „Deutschen Klinik“ 1868 u. J. Grätzer, Lebensbilder hervorragender schlesischer Aerzte, Berlin 1889.

Markgraf.

Senning: Johann Wilhelm S., preußischer Ingenieuroberst, 1667 zu Berlin geboren, wurde, obgleich er aus dem Kriege in den Niederlanden mit dem Verluste eines Beines heimgekehrt war, von König Friedrich Wilhelm I. im Dienste behalten und zu einem der beiden Militärgouverneure des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrichs des Großen, ernannt. Laut der diesen unter dem 13. August 1718 ertheilten „Instruktion und Bestallung“ sollte S. den Prinzen in der Mathematik und in der Fortification unterrichten. Außerdem hatte er seinen Schüler in „Kriegswissenschaften“ zu unterweisen. Was der König darunter verstand, wissen wir nicht; es ist nur gesagt, daß S. den Kronprinzen von Jugend auf anleiten solle „als Officier und General zu agiren und seinen ganzen Ruhm im Soldatenstande zu finden“. S. hat diesen

Auftrag gut vollführt und Friedrich hat seinem Lehrer lebenslang seine Zuneigung bewahrt. Dieser gehörte später zum Rheinsberger Kreise, hatte im Schlosse Wohnung und Kost und machte sich dieses Vorzuges durch Biederkeit und Frohsinn würdig. Bielfeld schildert ihn in seinen „Lettres familières" als liebenswürdigen, angenehmen Gesellschafter, welcher ein mit langer weißer Kamasche bekleidetes und so gut hergestelltes künstliches Bein trägt, daß man es selbst beim Gehen von einem natürlichen kaum unterscheiden kann. In König Friedrich Wilhelm's I. Gnaden stieg S. durch die Gunst, welche der Thronfolger ihm bezeugte, freilich nicht und als letzterer 1740 starb, war S. noch Major, wozu er bereits 1711 ernannt worden war. König Friedrich II. beförderte dafür „le vieux major" unmittelbar zum Oberst und verlieh ihm eine Präbende. Auch nennen die Berliner Zeitungen ihn fortan den Oberst Johann von S., ohne jedoch zu melden, daß ihm der Adel verliehen sei. In den Krieg konnte S. den König nicht mehr begleiten, er verfolgte aber seines Schülers Fortschritte und Thaten mit großem Interesse und dieser dankte ihm dafür schriftlich mit herzlichen Worten. Aus dem Felde zurückgekehrt, besuchte er S., der schwer krank darniederlag, am 29. October 1742 in seiner Wohnung zu Berlin. Dort starb dieser am 16. September 1743. Die Berlinischen Nachrichten (Spenersche Zeitung) meldeten seinen Tod amtlich mit dem Zusatze: „Er hat vieler Ehre gelebt; nichts aber giebt ihm einen größeren Ruhm, als daß er in der Gnade eines Monarchen gestanden, der die wahren Verdienste kennt und unterscheidet."

Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld in „Neue militärische Blätter", II, 3, Berlin 1873.

B. Poten.

Sentis: Franz Jakob S., geboren am 8. October 1831 zu Breberen (preuß. Rheinprovinz), † zu Neuß am 7. Februar 1887. Nachdem er die Gymnasialstudien in Düren vollendet hatte, studirte er vom Herbst 1853 an ein Jahr in München, hierauf bis zum Herbst 1856 in Bonn Theologie und Rechtswissenschaft, trat ins Priesterseminar zu Köln, wurde am 1. September 1857 zum Priester geweiht und versah eine zeitlang das Amt des Caplans in Kettenis bei Eupen. Er wandte sich im J. 1859 dem Studium der Rechtswissenschaft durch drei Semester in Bonn, zwei in Prag zu, wurde am 6. August 1862 in Bonn zum Dr. jur. promovirt, hielt sich dann durch ein preußisches Staatsstipendium, dessen Erlangung ihm meine Empfehlung verschaffte, unterstützt, drei Jahre in Rom auf, zur Ausbildung bei der Congregatio Concilii und habilitirte sich im J. 1865 als Privatdocent der Rechte in Bonn. Im J. 1867 erhielt er in Freiburg i. B. die außerordentliche, 1870 die ordentliche Professur des Kirchenrechts in der theologischen Facultät. Infolge einer 1884 eingetretenen Gehirnerweichung wurde er in den Ruhestand versetzt, lebte eine zeitlang in der Heimath, zuletzt im Alexianerkloster in Neuß. — Schriften: „De jure testamentorum a clericis saecularibus ordinandorum." Bonn 1862. — „Die Praebenda theologalis und poenitentialis in den Capiteln." Mainz 1867. — „Die Monarchia Sicula. Eine historisch-canonistische Untersuchung." Freib. 1869. — „Clementis P. VIII. Decretales quae vulgo nuncupantur Liber septimus" ect. ib. 1870. Diese vier sind theils unter meiner Anleitung gemacht, theils wiederholt im Manuscript von mir durchgesehen worden. Dazu einige Aufsätze im Archiv für katholisches Kirchenrecht von Vering.

Meine Gesch. III, 439 f.

v. Schulte.

Serarius: Nikolaus S. (nicht Serrarius), Jesuit, geboren am 6. December 1558 zu Rambervilliers (nicht Rambouillet) in Lothringen, † am 20. Mai 1609 zu Mainz. Er studirte 1569—1573 zu Köln, wurde 1573 Jesuit und

studirte nach Beendigung des Noviciates zu Würzburg Theologie. 1582 wurde er an der von dem Fürstbischof Julius neugegründeten Universität Professor der Philosophie und creirte am 20. März die ersten Doctoren der Philosophie. 1589 war er Stellvertreter des Rectors. 1591 wurde er Doctor der Theologie und Professor der scholastischen Theologie, später der Exegese. Er war auch ein beliebter Festprediger. 1597 oder 1598 wurde er als Professor der Exegese nach Mainz versetzt. Seine zahlreichen Schriften sind theils polemisch, theils geschichtlich, theils exegetisch. 1593 schrieb er „Contra novos novi Pelagiani et Chiliastae Francisci Puccii Filidini errores". Die anderen sehr derb polemischen Schriften sind gegen die Lutheraner gerichtet. Die erste der noch zu Würzburg veröffentlichten „Luthero-Turcicae orationes" (1594) behandelt die Frage: utrum verum sit, Lutherum diabolo magistro et doctore usum esse. Dieses Thema behandelte er auch deutsch in der zu Ingolstadt 1603 erschienenen Schrift „Des Luthers Nachtliecht", dann wieder zu Mainz 1604 in „De Lutheri magistro". Ueber dieses und verwandte Themata wechselte er Streitschrjften mit den lutherischen Theologen Fr. Balduin, Joh. Simonius und Joh. Förster. Von den geschichtlichen Arbeiten sind zu nennen: „S. Kiliani gesta", Würzburg 1598, abgedruckt in J. P. Ludewig's Rerum Herbipolitanarum Scriptores (1713), und „Moguntiacarum rerum libri quinque", ein Quartband, Mainz 1604, mit Anmerkungen und Zusätzen wieder abgedruckt im Volumen primum Rerum Moguntiacarum von G. Chr. Joannis (A. D. B. XIV, 97). 1605 folgte eine Ausgabe der Briefe des h. Bonifacius. Am bedeutendsten ist S. als Exeget. Seine exegetischen Arbeiten bekunden griechische, hebräische und syrische Sprachkenntnisse, Gelehrsamkeit und Scharfsinn, sind aber überreich an nicht zur Sache gehörenden Erörterungen und geschmacklos in der Form. Die meisten sind erst nach seinem Tode von dem Mainzer Jesuiten-Collegium herausgegeben und wiederholt nachgedruckt worden. Das umfangreichste ist „Josue ab utero ad ipsum usque tumulum", Fol., 1609. Außerdem commentirte er Richter und Ruth (1609), (Samuel und) Könige und Chronik (1617), Tobias, Judith, Esther und Makkabäer (1599). Endlich verfaßte er Prolegomena biblica, die 1612 mit einem kurzen Commentar zu den kanonischen Briefen gedruckt wurden. Zu den exegetischen Schriften gehören auch die Streitschriften, die er mit Joh. Drusius und Joseph Scaliger über die Pharisäer, Sadducäer und Essener wechselte (die erste, Trihaeresium, erschien 1604); sie sind zusammen herausgegeben von J. Trigland, Trium scriptorum illustrium de tribus Judaeorum sectis syntagma, Delft 1703, 2 Bde. 4. Die drei Foliobände, „Opuscula theologica", Mainz 1611, enthalten die früher einzeln gedruckten kleineren Schriften. Casaubonus (Epistolae ed. Almeloveen Ep. 824 p. 480) tadelt scharf Serarius' Polemik gegen Scaliger, bezeichnet ihn aber als doctus vir, multarum literarum, multae industriae, quem non parvi facio. Cardinal Baronius nennt ihn einmal (Annales XII, a. 1126) lucis jubar Ecclesiae germanicae. Briefe von S. an Baronius aus den Jahren 1589—1598 und einer von Baronius an S. stehen in den Epistolae Baronii ed. Albericus, Rom 1759—70.

Vita vor den Opuscula. — Calmet, Bibliothèque Lorraine p. 382. — Hurter, Nomenclator I, 356. — De Backer. — Ruland, Series Professorum Wirceb. p. 13. — Wegele, Gesch. der Univ. Würzburg I, 276, 253. — Ueber den Streit mit Scaliger s. J. Bernays, J. J. Scaliger S. 82; über die damit zusammenhangende Correspondenz mit J. Kepler, s. J. Kepleri Opera ed. Frisch IV, 102, 109.

Reusch.

Serenaurus: Adam Schönwetter v. Heimbach war der Sohn des Juristen Nikolaus v. Heimbach gen. Schönwetter (Serenaurus), der aus Ober=

heimbach zwischen Bingen und Bacharach nach Frankfurt a. M. einwanderte und 1478 hier Syndicus wurde. Adam wurde etwa 1465 in Oberheimbach geboren, studirte Jura, trat 1489 durch Heirath in die Frankfurter Patriciergesellschaft Alt-Limpurg ein, wurde 1491 Bürger und 1493 Stadtadvocat, d. h. juristischer Berather des Frankfurter Rathes in allen von diesem behandelten Gegenständen der Justiz und Verwaltung; diese Stellung bekleidete er bis zu seinem Tode. Als am 30. September 1495 das Reichskammergericht in Frankfurt eröffnet wurde, war er auch kurze Zeit an demselben als Advocat thätig. Die Eröffnung des obersten Reichsgerichtes in Frankfurt gab dem Rathe der Stadt Veranlassung, das dort geltende Recht, welches aus einzelnen Verordnungen und Statuten bestand und noch niemals als Ganzes veröffentlicht worden war, in einem einzigen Gesetzbuche sammeln und durch den Druck bekannt geben zu lassen. Mit der Leitung der dazu bestimmten Commission, deren Protokolle und Gesetzesentwürfe im Frankfurter Archive noch vorhanden sind, wurde im J. 1500 Dr. Adam Schönwetter beauftragt. Die Thätigkeit des Ausschusses war nicht etwa nur eine sammelnde und zusammenstellende: es galt das bisherige Statutarrecht mit dem in der Reichskammergerichtsordnung von 1495 zur allgemeinen Geltung im Reiche erhobenen Römischen Rechte zu durchdringen, dessen Grundsätze als die maßgebenden aufzustellen. Das Resultat dieser Arbeit war die 1509 bei Johann Schöffer in Mainz gedruckte „Reformacion der Stat Franckenfort am Meine des heiligen Romischen Richs Cammer anno 1509". Schönwetter starb am 25. December 1519; kurz nach ihm starb die Familie aus. Der Fortsetzer und Verbesserer des Frankfurter Gesetzwerkes von 1509, Dr. Johann Fichard (s. A. D. B. VI, 657 ff.), selbst einer der ausgezeichnetsten Juristen des 16. Jahrhunderts, spendete der Leistung Schönwetter's das höchste Lob; sie nimmt unter den Gesetzgebungen zur Zeit des ersten Aufkommens des Römischen Rechtes eine bedeutende Stellung ein und sichert darum ihrem Urheber einen hervorragenden Platz unter den deutschen Juristen seiner Zeit.

Vgl. J. K. v. Fichard's handschriftliche Frankfurter Geschlechtergeschichte, Fasc. Schönwetter, im Frankfurter Stadtarchiv. — Thomas, Der Oberhof zu Frankfurt a. M. (Frankfurt 1841), S. 96 ff., woselbst die Litteratur über die Reformation von 1509 verzeichnet ist. — Euler, Rechtsgeschichte der Stadt Frankfurt a. M., in der Festschrift für den X. deutschen Juristentag (Frankfurt 1872), S. 48 ff. — Quellen zur Frankfurter Geschichte II, 237.

R. Jung.

Serpilius: Georg S., ein um die Geschichte der geistlichen Liederdichtung verdienter Theologe, stammte aus einer schon in der Reformationszeit bekannten Familie. Lorenz Quendel, um 1500 zu Bela in Ungarn geboren, wandte sich, nachdem er schon Plebanus in seiner Vaterstadt gewesen war, der Reformation zu und studirte zu Wittenberg, wo er bei Melanchthon im Hause wohnte, und ward dann als lutherischer Prediger nach Bela zurückberufen. Der Sitte jener Zeit gemäß latinisirte er seinen Namen und nannte sich Laurentius Serpilius. Er starb am 11. Juni 1574 als lutherischer Prediger in Leybitz. Sein Sohn und sein Enkel waren auch Geistliche, sein Urenkel Jurist; alle drei hießen Johannes. Des letztgenannten, der Syndikus und Stadtrichter zu Oedenburg war († 4. December 1686), Sohn ist unser Georg S. Derselbe wurde geboren am 11. Juli 1668 zu Oedenburg, studirte in Leipzig Theologie, wurde 1690 Prediger zu Wilsdruff bei Dresden und kam von hier 1695 nach Regensburg, wo er im J. 1709 Superintendent wurde und am 8. November 1723 starb. Er hat eine Anzahl theils gelehrter, theils erbaulicher Schriften drucken lassen, vorzüglich

aber wandte er seine Muße zu hymnologischen Studien an, und während seine übrigen Schriften jetzt nicht mehr gelesen werden, verdienen seine zur Geschichte der geistlichen Liederdichtung geschriebenen Werke noch immer die Beachtung, die ihnen zu theil wird. In einer für uns fast ungenießbaren Form und unter einer oft erdrückenden Last von Citaten enthalten sie einzelne werthvolle Beobachtungen und nicht unwichtige Angaben namentlich für die Geschichte einzelner Lieder. Es sind die zwei größeren Werke zu nennen, die „Zufälligen Gedanken bei . . Joh. Christoph Olearii . . kurzem Entwurf einer . . Liederbibliothek", Regensburg 1703, nebst Fortsetzung, und seine „Schriftmäßige Prüfung des ohnlängst publicirten hohensteinischen" (nicht holsteinischen, wie Jöcher sagt) „Gesangbuches", Regensburg 1710. Außerdem gab er Abhandlungen über einzelne Lieder heraus, in denen er über ihre Entstehung, ihren Text und dessen Veränderungen u. dgl. m. Mittheilungen machte; so z. B. „Anmerkungen über Pauli Sperati . . . Lied: Es ist das Heil uns kommen her", Regensburg 1707; u. a. m. — Ein Bruder Georg's, Christian S., geb. 1672, † 1714, war auch Theologe; er lebte eine Zeit lang bei Johann Friedrich Mayer (vgl. A. D. B. XXI, 99) in Hamburg und war zuletzt Pastor in Oedenburg.

Jöcher IV, Sp. 522. — Nach Oettinger, Moniteur des dates, 25. Lief., S. 54, starb Georg S. am 8. Nov. 1729; doch beruht diese Angabe wohl auf einem Druckfehler.

l. u.

Serrarius: Petrus S. (Serrurier), religiöser Schwärmer im 17. Jahrhundert; aus Flandern gebürtig trat er zu Köln das Predigeramt an, wurde aber schon 1628 seines Amtes entsetzt und wollte sich nun dem Studium der Medicin zu Franeker oder Groningen zuwenden. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung, er zog vielmehr nach Amsterdam, wo er sein weiteres Leben ohne amtliche Stellung zubrachte und allerlei Schriften verfaßte, in denen er seine vielfach sonderbaren religiösen Ansichten niederlegte. Ihm war die Spaltung der Christenheit in zahlreiche Kirchen und Secten zuwider; er selbst wollte keiner dieser Parteien angehören, sondern als Diener der Allgemeinen Kirche, wie er sich zu nennen beliebte, für die Wiedervereinigung der getheilten Christenheit streben. Daher trat er in freundschaftliche Verbindung mit dem Ireniker Duraeus (John Durie), dessen Unionsversuche seine volle Sympathie hatten, und führte mit ihm einen vertraulichen Briefwechsel. Vermöge seiner schwärmerischen Gesinnung war er aber nicht der praktische Mann, dessen Hülfe die Arbeit seines Freundes wesentlich hätte fördern können. Er faßte nämlich auch die Aufnahme der Juden in das allgemeine Christenthum ins Auge und glaubte sie am besten dafür gewinnen zu können, wenn man sie überzeugte, daß das Messianische Reich ein irdisches, und seine Aufrichtung bald zu erwarten sei. Er versuchte also die Wahrheit dieser Träumereien durch astrologische Berechnungen zu beweisen in seiner „Brevis dissertatio de fatali et admiranda illa omnium planetarum in uno eodemque signo Sagittarii, igneae triplicitatis ultimo. conjunctione die 1 et 2 Decembris anno 1662". Diese wunderlichen Vorstellungen von Maresius mit einigen „Theses", und auch von einem ungenannten in einer Disputation „Vox clamantis in Babylone", Amst. 1663 verspottet, vertheidigte er mit einer „Apologetica responsio ad S. Maresium", Amst. 1673, in welcher er sich völlig als Chiliast erwies. Als Maresius auch diesen chiliastischen Träumereien mit der Schrift „Chiliasmus enervatus" entgegentrat, wie sie auch schon zuvor von Amyrault widerlegt waren, verfaßte S. zu ihrer Vertheidigung einen Tractat „De chiliasmo adversus Moisem Amyraldum". Trotz dieses Federkriegs lobte Maresius ihn als einen „vir bonus, pius ac bene doctus, nostri

Duraei, Irenici, constans amicus, sed ἰδιογνώμων ac in Schwenkfeldianismum pronior.“ Diesem Eigensinne war es auch zu danken, daß seine Freundschaft mit Antoinette Bourignon nicht von Dauer war. Auch seine weiteren Schriften sind für die Kenntniß seiner excentrischen Ansichten nicht ohne Bedeutung. Besonders sind bemerkenswerth „De getuygenisse eener aanstaande heerlykheid voorgedragen in 17 geestryke Sermoenen door Josua Sprigge, overgesen door P. Serrarius“, Amst. 1654, 1716, und „Een blyde boodschap aan Jerusalem“ Amst. 1655. Seine irenische Gesinnung bezeugte besonders sein „Examen Synodorum seu conventuum ecclesiasticorum ad Christi ejusque apostolorum nec non et Hierosolymitanae Synodi primae exemplar“, Amst. 1654, 1668 und 1716. Wie wenig geneigt er aber der Philosophie und dem Socinianismus war, hat er in seiner „Refutatio exercitationis paradoxae, cui titulus: philosophia Scripturae interpres“, Amst. 1667, und der „Refutatio libelli Sociniani de apostasia Christianorum“ gezeigt.

Glasius, Godg. Ned. — Pacqot, Mém. litér. II, 354 s. v. — Benthem, Holländ. Kirchen- und Schulenstaat II, 341 und C. Sepp, Polem. et iren. theol. bl. 141 ss.

van Slee.

Serre: Friedrich Anton S., Major, bekannt als Begründer und Leiter der Schillerlotterie, wurde am 28. Juli 1789 zu Bromberg geboren. Er besuchte das Gymnasium in Danzig, studirte in Frankfurt a. d. Oder die Rechtswissenschaft und war dann drei Jahre lang Referendar beim Oberlandesgericht in Glogau. Beim Ausbruch des Freiheitskrieges trat er als freiwilliger Jäger in die dritte Compagnie des zweiten preußischen Garderegiments ein und nahm am 2. Mai 1813 an der Schlacht bei Groß-Görschen Theil. Nach der Uebergabe von Glogau erhielt er als Adjutant des Generals v. Blumenstein den Auftrag, die Capitulationsurkunde der Festung Glogau nach Paris zu bringen. Heimgekehrt und zum Hauptmann befördert, wurde er dem Militärgouverneur von Sachsen, dem General v. Gaudy, als Adjutant beigegeben. Er kam auf diese Weise nach Dresden und lernte hier seine spätere Gattin Friederike, eine Tochter des Kaufmanns Hemmerdörfer, kennen. Nach seiner Vermählung mit ihr im J. 1817 nahm er als Major seinen Abschied aus der Armee und kaufte sich im J. 1819 das Gut Maxen bei Pirna, das er ebenso wie sein Haus in Dresden, bald zu einem Sammelplatz der damaligen besseren, durch Wissenschaft oder Kunst ausgezeichneten Dresdner Gesellschaft machte. Unter anderen zählten Ludwig Tieck, Theodor Hell, Gutzkow, Auerbach, Henselt, Dahl, Rietschel, Hübner, Bendemann, Emil und Eduard Devrient zu den regelmäßigen Gästen des Serre'schen Hauses. Im J. 1833 unternahm das Ehepaar eine Reise nach Italien. In Rom trat es zu Thorwaldsen in nähere Beziehung, der im J. 1842 eine Zeit lang Serre's Gast in Maxen wurde. Thorwaldsen übergab ihm zum Andenken ein Relief: „Amor und Psyche“, das durch Vermächtniß von Friederike S. in den Besitz des kgl. Sculpturenmuseums in Dresden gelangt ist. S. und seine Frau waren beide stets bemüht, durch Wohlthätigkeit Noth und Armuth nach Kräften zu lindern. Im J. 1831 rief er in und um Maxen eine Waisenkolonie ins Leben, welche dazu bestimmt war, das städtische Waisenhaus in Dresden zu entlasten und einer Anzahl von Waisenkindern Erziehung auf dem Lande und in der Familie zu gewähren. Dieselbe Fürsorge wie den Armen und Kleinen wandte er auch unbemittelten deutschen Dichtern und Künstlern zu. Nachdem er sich bereits im J. 1841 bei Begründung der Tiedge-Stiftung zu Dresden und ebenso im J. 1855 an der Schiller-Stiftung in hervorragender Weise betheiligt hatte, faßte er im Frühling des Jahres 1859 den Gedanken

der Allgemeinen deutschen Nationallotterie zum Besten der Schiller- und Tiedgestiftung, deren Planung und Durchführung im wesentlichen sein Werk war. Ihr Zweck war, würdigen, aber hülfsbedürftigen Dichtern, Schriftstellern und Künstlern jeden Alters und Geschlechtes, sowie deren Wittwen und Waisen, rechtzeitig, d. h. noch bei Lebzeiten, eine Unterstützung zu sichern. Dieser Zweck ist, soweit das überhaupt möglich war, erreicht worden, und S., der trotz zahlreicher heimlicher und offener Angriffe, die von ihm einmal in die Hand genommene Riesenaufgabe mit seltener Energie durchführte, durfte mit Genugthuung auf dieses Werk seines Alters zurückblicken. War es doch seinen Bemühungen gelungen, der Schiller-Stiftung 300 000 Thaler und der Tiedge-Stiftung 150 000 Thaler zuzuwenden. Er starb, noch ehe die definitive Regelung des Auszahlungsgeschäftes an die Verwaltungsorgane der beiden Stiftungen erfolgt war, nach längerem heftigen Leiden am Herzschlag zu Dresden am 3. März 1863. Seine Gattin, die sich in ihren letzten Lebensjahren namentlich mit der Erziehung armer Kinder beschäftigte, folgte ihm erst am 7. August 1872 im Tode nach. — Der umfangreiche Briefwechsel Serre's mit zahlreichen Künstlern und Gelehrten seiner Zeit mußte nach einer von ihm angeordneten testamentarischen Bestimmung verbrannt werden. Der Bildhauer Donndorf fertigte auf Bestellung der Tiedge-Stiftung seine Büste an.

Vgl. Alexander Ziegler, Zur Geschichte der Schiller-Lotterie. 8. Aufl. Mit des Majors Serre Portrait im Stahlstich und Zur Oeffentlichkeitsfrage der Deutschen Schiller-Stiftung. Dresden 1864. — Gartenlaube 1862. S. 363. — Unsere Zeit. N. F. Jahrgang 8, II. Leipzig 1872. S. 646.

H. A. Lier.

Servilius: Johannes S. (auch Knapius, eigentlich Knaep), niederländischer Philologe und Historiker des 16. Jahrhunderts. Ueber sein Leben ist nur bekannt, daß er in Weerth in der Grafschaft Geldern geboren war und von 1536 an in Antwerpen lebte und lehrte. Von seinen Schriften sind bekannt ein „Dictionarium triglotton“, „Explanationes in Bucolica Con. Graphaei“, „De mirandis antiquorum operibus et veteris aevi rebus pace belloque magnifice gestis libri III“ (1569, später noch mehrmals aufgelegt); „Gallo-Geldrica coniuratio in Antwerpiam duce M. Rosheymio.“ — 1545 begrüßte er den aus Spanien heimkehrenden Kaiser Karl V. namens des Rathes von Antwerpen mit einer Oratio gratulatoria; er starb nach 1569.

Sweert, Athenae Belgicae S. 469 f. — Jöcher IV, Sp. 533 f. — Saxii Onomasticon III, 258.

R. Hoche.

Serz: Georg Thomas S., angesehener Schulmann des 18. Jahrhunderts. Er wurde in dem Nürnbergischen Landstädtchen Hersbruck als Sohn eines dortigen Rathsbürgers und Stadtkämmerers am 5. Februar 1735 geboren, erhielt dort seine erste Schulbildung und trat dann bei einem Weißgerbermeister in die Lehre. Der von seinen Lehrern unterstützte Wunsch, Theologie zu studiren, führte ihn vom Handwerk wieder ab; 1751 trat er in die Sebalder Schule in Nürnberg ein, deren Rector Reichel ihn mit besonderer Sorgfalt förderte. Im Jahre 1754 bezog er die Universität Altorf und studirte hier Theologie und namentlich auch die classischen Sprachen; 1758 wurde er Nürnbergischer Candidat des Predigtamtes. Seine Tüchtigkeit in der Musik gab den Anlaß, daß ihm im folgenden Jahre das Cantorat an der St. Aegidienkirche übertragen wurde, mit dem die 7. Lehrerstelle an der Sebalder Schule verbunden war. 1761 wurde er zum 4. Lehrer und zugleich zum Cantor an der Lorenzer Kirche ernannt und 1772 zum Rector der Lorenzer Schule berufen. Bei dieser Gelegen-

heit verlieh ihm die philosophische Facultät der Altorfer Universität honoris causa die Magisterwürde. Das Rectorat, mit dem später auch die Professur für die griechische und hebräische Sprache am Auditorium des Nürnberger Gymnasiums verbunden wurde, hat er 31 Jahre geführt, als Gelehrter, Lehrer und Leiter der Anstalt gleich hoch geachtet. Er starb in Nürnberg am 15. Februar 1803. — Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten haben sein „Handbuch der griechischen und römischen Sprichwörter" (1792) und die von seiner Beherrschung der Sprache des Plautus und Petronius zeugenden „Deutsche Idiotismen, Provinzialismen, Volksausdrücke, sprichwörtliche . . . Redensarten in entsprechendes Latein übergetragen" (1797) einen gewissen dauernden Werth.

J. A. Goez in den Litterar. Blättern 1803, Bd. II, Nr. 23. — Veillodter, Dem Andenken eines verehrten Vollendeten . . 1803. — Schlichtegroll im Nekrolog für das 19. Jahrh. III, 277—320. — Hirsching-Ernesti, Hist.-litt. Handbuch 1809, XII, 2, S. 5—19. — Will-Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon 1806, VIII, 212—216, wo sich auch ein Schriften-Verzeichniß findet.

R. Hoche.

Sessing: Jakob Friedrich S., im Baseler Missionshaus gebildet, ist am 28. Mai 1802 auf der Eisenschmelze Steinbach bei Michelstadt im Odenwalde geboren und † am 6. September 1856. Seine Voreltern stammten aus Böhmen; um des Evangeliums willen vertrieben, ließen sie sich in Berlin nieder. Sein Vater hielt sich einige Jahre in der Brüdergemeine Zeist in Holland auf, schloß sich mit den Seinen überhaupt an dieselbe an und von hier kam er als Inspector an die oben genannte Eisenschmelze und wurde mit der Firma Benedict und Balthasar Stähelin in Basel bekannt. Im J. 1804 reiste die Familie S. selbst nach Basel in das Geschäft der vorhin genannten Firma. Mit großer Offenheit schildert unser S. sein früheres Leben. Obwohl seine frommen Eltern sich alle Mühe gaben, ihre Kinder in christlichem Sinne zu erziehen, bekennt er doch späterhin in seinem Lebenslaufe über seine Jugend: „Ich muß mich schämen, wenn ich an diese Zeit denke; ich war immer das unartigste und unfolgsamste Kind meiner Eltern." Er war noch nicht sieben Jahre alt, als schon sein Vater starb und drei Jahre nachher lag auch seine fromme Mutter auf dem Sterbelager. Christliche Leute in Basel nahmen sich der armen vier Kinder an. Unser Jakob Friedrich kam zu einem Gerber Martin Wenk. Er war aber noch der wilde ungezogene Knabe von früher. Alle Liebe, die auf ihn verwendet wurde, machte keinen tieferen Eindruck. Er bekennt sogar, daß er gegen seinen Herrn untreu wurde. Nun wollte derselbe ihn nicht mehr im Hause behalten. Er kam nach Liestal zu dem Schreiner Gysin, um dessen Profession zu erlernen; derselbe hielt ihn auch zur Feldarbeit an. Im J. 1817 trat er in den Confirmandenunterricht. „Ich faßte den Entschluß", sagt er, „meinem Heiland von nun an zu dienen und der Welt abzusagen". Er hatte einen ganz besonders eingreifenden Lehrer, den bekannten Pfarrer v. Brunn. Er blieb jetzt gerne allein zu Haus und beschäftigte sich mit Lesen, hielt auch seine Lehrzeit von vier Jahren getreulich aus. Weil er ein besonderer Freund der Musik und des Gesangs war, entschloß er sich noch, die Instrumentenfabrikation zu erlernen. Er machte gute Fortschritte darin. Während er bisher die Versammlungen der Brüder gemieden hatte, faßte er nun den Entschluß, dieselben wieder aufzusuchen und empfing einen solch tiefen Eindruck, daß er bekennt: „Der Herr hat gesiegt, ich bin nun sein, und Niemand wird mich aus seiner Hand reißen!" Schon vorher und ganz besonders jetzt beschäftigte er sich viel mit der Missionssache. Selbst Missionar zu werden, war sein ernstes Anliegen. Er wandte sich nun an das Missionscomité von Basel und trat im November 1822 in die Anstalt

ein. In derſelben hielt er fünf Jahre aus und wurde zu einem tüchtigen Miſſionar herangebildet. Zu eben jener Zeit faßte man in Baſel zuerſt den Gedanken, ein ſelbſtändiges Miſſionsfeld zu bearbeiten, während bisher die Brüder an verſchiedene Geſellſchaften verabfolgt wurden. Es war der ſchwarze Erdtheil, welchen man ins Auge faßte. Die Dänen hatten Beſitzungen auf der Goldküſte, und die Nordamerikaner hatten die Negercolonie Liberia gegründet. Ein frommer trefflicher Gouverneur von Liberia, der Geiſtliche Aſhmun, hatte ſich von dem Comité in Baſel Arbeiter erbeten. Nach ſeiner Darſtellung hatte die Colonie den hoffnungsvollſten Anfang. Schon im Mai 1827 reiſte S. mit den Brüdern Hegele und Handt nach England ab, um ſich bei einem Landgeiſtlichen in der engliſchen Sprache und in der Art des engliſchen Schulunterrichts zu üben. Wenn ſie aber auch im November desſelben Jahres abreiſten, ſo mußten ſie wieder zurückkehren wegen eines Unfalls, den einer der Brüder erlitt. Endlich landeten ſie nach vieler Noth am 2. April 1828 in Sierra Leone und nach einem Monat in Monrovia, der Hauptniederlaſſung von Liberia. Aber den trefflichen Aſhmun trafen ſie nicht mehr; denn um einer ſchweren Krankheit willen hatte er ſich nach Nordamerika zurückgezogen und ſtarb noch in demſelben Jahre. Er war die Seele und das Haupt der ganzen Colonie geweſen, und mit ſeinem Abzuge trat Unordnung und Verwirrung ein. Als S. einem engliſchen Gottesdienſt für Neger beiwohnte, hatte er ſeine Freude daran und äußerte einmal, die Schwarzen hättens ihm angethan; er werde ſein Leben lang nicht mehr von ihnen los kommen. Das iſt eingetroffen, freilich nicht in Afrika, ſondern in Amerika, wie wir bald ſehen werden. Inzwiſchen waren noch andere Miſſionsbrüder angekommen und ſie mußten ſich entſchließen, ſich häuslich einzurichten. Sie bauten ſich eine elende Hütte im dichten Wald, und bereits war S. erkrankt. Hegele und S. beſchloſſen dann, unter den Baſſas zu miſſioniren, während Handt mit dem Ranzen auf dem Rücken, unter die Neger ziehen wollte. Weil Hegele vom Sonnenſtich getroffen und krank geworden war, mußte er ſich zurückziehen; ſo arbeitete S. allein. Der König Joe ſchenkte ihm Zutrauen und übergab ihm ſeine Kinder zur Erziehung. Bei dem freundlichen Verkehr mit den Leuten war S. im Stande, werthvolle Nachrichten über den Stamm der Baſſa aufzuzeichnen, auch benützte er ſeinen Aufenthalt zu einer Wörterſammlung. Da der krankhafte Zuſtand Hegele's immer zunahm, erhielt S. die Aufgabe, ihn nach Sierra Leone zu begleiten. Als er mit dem Kranken Ende Januar 1829 in Freetown ankam, mußte er ſich entſchließen, den armen Hegele ſelbſt nach Europa zurückzubringen. Weil er nach Afrika zurückzukehren wünſchte, indem er nicht entmuthigt war, ſchickte ihn das Comité im September 1829 mit drei Miſſionaren ab. Auch hatte er ſich inzwiſchen verheirathet. Er reiſte mit ſeinen Gefährten über Amerika und fand ſchon mehrere Brüder durch das Klimafieber aus der Thätigkeit hinweggeriſſen. Ein Bruder mußte den andern pflegen. Frau S. blieb noch die ſtärkſte. Bis Juli 1834 arbeitete S. auf der engliſchen Negercolonie York bei Freetown (Sierra Leone), aber gerade in dieſem Monat löſte ſich ſein Verhältniß zur dortigen Colonialregierung. Neben ſeiner eigentlichen Miſſionsthätigkeit, welche er eifrig betrieb, verſah er zugleich das Amt eines bürgerlichen Gemeindevorſtehers. Als ſolcher übte er ſtrenge Zucht, und die, welche die Zucht haßten, waren ſeine Gegner. Als ein neuer Gouverneur kam, klagten die Gegner, und die Folge war, daß S. jenes bürgerliche Amt verlor. Durch dieſe Entlaſſung ſah er ſeine Miſſionsthätigkeit beſchränkt, und vergeſſen wir nicht, daß die übrigen Brüder meiſtens geſtorben waren und er allein daſtand. So verließ er mit ſeiner Frau und einem Söhnchen Sierra Leone am 11. Juli 1834. Im Januar 1836 forderte ihn der Secretär der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft in England auf, in ihren

Dienst zu treten. Er nahm den Ruf an; schon im März 1836 treffen wir ihn auf der Insel Jamaica. Es war ihm die Aufgabe gestellt, frei gelassene Neger, welche früher als Sklaven auf den Kaffeeplantagen beschäftigt gewesen waren, zu sammeln und zu organisiren. Die Station heißt Birnamwood. Da war weder eine Capelle noch eine Schule, und das für den Prediger bestimmte Haus lag halbzerfallen da. Der entschiedene praktische Mann machte sich bald daran, Kirche und Schule zu erbauen, auch vergaß er nicht, ein Pfarrhaus herzustellen. Schon am ersten Sonntag eröffnete er seine Arbeit mit einem Gottesdienst, und am zweiten begann er eine Sonntagsschule. Außer der Negerbevölkerung lebten auch europäische Familien, ehemalige Plantagenbesitzer, in der Umgegend. Es versteht sich, daß er dieselben auch besuchte und zum Anschluß an die Gemeinde aufforderte. Der größte Theil schloß sich der Gemeinde an. Es war eine schwere Geduldsarbeit, die wild dahin lebende schwarze Bevölkerung zu einer christlichen Gemeinde heranzubilden. Da war keine Eheordnung, was zum Theil von den Weißen befördert ward. Er drang auf die Heilighaltung der göttlichen Gebote und des Evangeliums, stellte die Kindertaufe her und überhaupt legte er den Eltern eine christliche Erziehung ans Herz. Während im Anfang seiner Thätigkeit durchschnittlich nur 50 Zuhörer sich einstellten, so mehrte sich die Zahl derselben nach drei Jahren auf 300—400. Er eröffnete auch eine regelmäßige Tagschule, die pünktlich besucht wurde. Im J. 1842 wurde die Gemeinde Birnamwood als regelmäßige Kirchgemeinde mit der englischen Kirche vereinigt. Immer lieber wurde ihm im Lauf der Jahre seine Gemeinde, und er gedachte, dort zu sterben. Im J. 1849 und dann 1856 machte er mit seiner Familie Reisen nach Württemberg. Schon seit Jahren war S. kopfleidend, und als er im J. 1856 sich auf der Rückreise in London aufhielt, traf ihn am 6. September ein Schlaganfall, welcher diesem thätigen, ernsten Arbeiter das Ende herbeiführte.

Basler Missions-Archiv. Aus dem Leben Hegeles. — Georg Adam Kißling, Ein Missionsleben. — Familiennachrichten.

Ledderhose.

Sesslschreiber: Gilg S., Maler aus München, der laut erhaltener Urkunde (Statthaltereiarchiv Innsbruck) am 7. März 1502 in den Dienst des Kaisers Maximilian trat, mit der Verpflichtung für ihn allein zu arbeiten. Er erhielt den Auftrag, nach den Angaben des Kaisers die Zeichnungen zu dem Grabmal herzustellen, welches dieser sich selbst setzen wollte, sowie auch die Modellirung und den Guß der dazu gehörigen Statuen zu leiten. Erst 1508 siedelte S. nach Innsbruck über, um hier nach seinen Zeichnungen, die er 1504 begonnen hatte, die Ausführung des Grabmonuments in Angriff zu nehmen. Im Jahre 1511 hatte er erst eine Statue fertig, welche durch Peter Löffler gegossen war. Es ist die Statue des Königs Ferdinand, die später auf Theodebert umgetauft wurde. Als er, trotz fortwährender Ansprüche auf Zahlungen und Materiallieferungen bis Ende 1515 noch keine weitere Statue fertig gestellt hatte und die Räthe des Regiments zu Innsbruck auf Befehl des Kaisers ihn deßhalb zu Rede stellen wollten, machte er sich aus dem Staube, worauf sein Sohn Christoph S. sich anbot und auch den Auftrag erhielt, die von seinem Vater theils nahezu fertig gestellten, theils begonnenen Arbeiten zu vollenden. (15. Februar 1516.)

Diese Statuen sind, nach einem am 3. Juni 1516 von den Räthen des Kaisers aufgenommenen Inventar, folgende: 1. Nahezu fertig gegossen, abgesehen von einzelnen zugehörigen Bestandtheilen an Schmuck, Sockeln 2c. Frau Maria von Burgund, König Philipp, Herzog Ernst von Oestreich, Margarethe Maultasch, Theodebert. 2. Geformt und „in Formen stehend“: Limburgis von Massovien, Eleonora von Portugal, König Rudolf von Habsburg, Kaiser Maxi-

milian (Letzterer nicht zum Grabmonument gehörig). 3. Geschnitten. Kaiser Friedrich, Frau Kunigunde, Schwester des Kaisers, König Ladislaus.

Christoph S. und Gilg's Schwiegersohn, Sebastian Häusserer, die mit der Vollendung dieser Arbeiten betraut wurden, zeigten sich jedoch an Saumseligkeit ihres Vaters und Schwiegervaters durchaus würdig. Mittlerweile war auf Befehl des Kaisers Meister Gilg in Augsburg, wohin er sich zurückgezogen hatte, aufgegriffen und am 22. Juni 1516 nach Innsbruck geführt worden, wo er in den „Kräuterthurm", das Untersuchungsgefängniß gesperrt wurde. Am 27. Juli wurde er wieder „ausgelassen", jedoch in dem Dorf Natters oberhalb Innsbruck internirt, welches er nur von Zeit zu Zeit verlassen durfte, um die Arbeit an seinen Statuen zu beaufsichtigen. Vater, Sohn und Schwiegersohn legten wieder ein feierliches Gelöbniß ab, die Arbeiten bis Weihnachten fertig zu stellen, trotzdem waren sie im folgenden Frühjahr 1517 noch nicht fertig. Auch ritt Meister Gilg eines Tages wieder auf und davon und besuchte den Kaiser in Mecheln, wo er ihm klagte, daß die Regierung von Innsbruck nicht mit ihm und seinen Söhnen abrechnen wolle, ehe die 12 Statuen fertig seien, er aber von Gläubigern verfolgt sei 2c. Kaiser Max trug der Regierung auf, ihn für ein Jahr vor seinen Gläubigern zu schützen, damit er die Arbeit ohne Sorgen vollenden könne. Im November 1518 entschloß sich endlich der Kaiser, Gilg sammt Sippe zu entlassen und die Fortsetzung der Arbeiten anderen zu übertragen. Er war noch so großmüthig, ihn bis zu Beendigung der Abrechnung vor seinen Gläubigern schützen und ihm dann sicheres Geleite nach seiner Heimath, München, geben zu lassen. Vom Jahre 1520 datirt noch eine Urkunde, in welcher Gilg erklärt, auf alle Ansprüche zu Gunsten seiner Söhne zu verzichten und sich mit der Abfindungssumme von fl. 350 zufrieden zu geben. Von Christoph S. findet sich ein 1524 datirtes handschriftliches Werk in der k. bair. Staatsbibliothek, worin unter Beigabe von Zeichnungen die Kunst des Gießens von Glocken und Geschützen, die Kunstfeuerwerkerei, verschiedene Maschinen und Werkzeuge und zum Schluß Wasserkünste und Brunnen beschrieben werden. Die Zeichnungen Gilg Sesslschreiber's zu den Erzstatuen des Grabmonumentes sind im Cod. 8329 der k. k. Hofbibliothek in Wien erhalten. Es geht daraus hervor, daß die Mehrzahl der ausgeführten Statuen eine freie Wiedergabe dieser Entwürfe darstellt. Was nun den künstlerischen Werth der von S. selbst ausgeführten Statuen betrifft, welche zum Theil in dem unfertigen Zustand aufgestellt wurden, wie er sie verlassen (theils nicht ciselirt, theils ohne Sockel, theils mit fehlenden Schmucktheilen), so gelangt man durch Vergleichung derselben (es sind die oben im Inventar genannten) mit denjenigen, welche nach ihm der Maler Jörg Kölderer, mit dem Bildschnitzer Leonhard Mayr und dem Gießer Stephan Godl ausführte, zu dem Resultat, daß Gilg oder sein Schnitzer doch an künstlerischem Talente seinen Nachfolger bedeutend überragte. Die besten Statuen sind freilich diejenigen, welche Peter Vischer im Jahre 1513 (die Könige Theoderich und Arthur) sowie Gregor Löffler, nach einer Zeichnung des Malers Christoph Amberger und mit Hülfe des Modelleurs Veit Arnberger von Brixen (König Chlodwig) im Jahre 1550 gossen.

D. Schönherr, Geschichte des Grabmals Kaiser Maximilian's I und der Hofkirche zu Innsbruck, im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerh. östr. Kaiserhauses XI.

H. S.

Sethe: Christoph Wilhelm Heinrich S., Wirklicher Geheimrath und Chefpräsident des rheinischen Revisionshofes zu Berlin, geboren am 25. April 1767 zu Cleve, † am 30. April 1855 zu Berlin. — Der Name S. gehört einer rheinisch-preußischen, in vielen Generationen rühmlich bewährten

Beamtenfamilie. Christoph's Vater war Hofrath und Advocat bei dem Landes-Justizcollegium, oder wie man damals sagte, bei der Regierung in Cleve, seine Mutter die Tochter des dortigen Regierungsdirectors, Geheimen Raths Grolman. Er besuchte das Gymnasium zu Cleve und bezog schon im Alter von 16 Jahren die Universität, zunächst Duisburg, dann Halle und Göttingen. Im J. 1787 wurde er in Cleve als Auscultator angestellt, hielt sich aber, nachdem er die zur Vorbildung als Justizbeamter erforderlichen Prüfungen bestanden hatte, längere Zeit in Berlin bei seinem Onkel, dem nachmaligen Obertribunalspräsidenten v. Grolman, auf und arbeitete zugleich beim Kammergericht. Im J. 1791 trat er als Assessor bei der Regierung in Cleve ein und erhielt 1794 den Rang eines Geheimen Raths, unmittelbar bevor das Land in die Gewalt der einrückenden französischen Heere fiel. Ohne Unterlaß dauerten nun, auch nach dem Baseler Frieden, die Streitigkeiten zwischen den preußischen Behörden und den französischen Generalen und Commissarien, bis infolge des Lüneviller Friedens das linksrheinische Cleve endgültig an Frankreich abgetreten, und die preußische Verwaltung 1802 aufgelöst wurde. S. wurde 1803 an die Regierung des neuerworbenen Bisthums Münster versetzt. Ueber seine dortigen Lebensjahre hat er eingehende Aufzeichnungen hinterlassen, ein schönes Zeugniß, wie man bei aller Strenge der amtlichen Obliegenheiten für die Anschauungen und Wünsche der Landeseinwohner sich ein offenes, gerechtes Auge bewahren konnte. Im J. 1808, als das Fürstenthum Münster und die Grafschaft Mark mit dem Großherzogthum Berg vereinigt waren, wurde S. als Mitarbeiter an der Justizorganisation des neuen Staates nach Düsseldorf berufen und im J. 1811 zum Generalprocurator bei dem Appellhofe ernannt. Auch unter der Fremdherrschaft bewahrte er ein deutsches Herz. Im J. 1812 brach unter den Fabrikarbeitern im Bergischen bei der Aushebung zum Militär ein Aufstand aus, und da S. sich als Generalprocurator bei Untersuchung desselben dem willkürlichen Verfahren der Verwaltungs- und Militärbehörden widersetzte, wurde er im April 1813 nach Paris berufen, um sich zu verantworten. Hier sollte er Napoleon vorgestellt werden, aber der Kaiser lehnte es ab mit den Worten: „Je ne veux pas voir l'avocat du Rhin". Der Minister Röderer eröffnete ihm, er sei Napoleon als der gefährlichste Mann im Großherzogthum Berg geschildert worden, und machte ihm über sein Verfahren als Generalprocurator heftige Vorwürfe mit dem Bemerken, der Kaiser könne ihn erschießen lassen. Aber S., auf das Gesetzbuch Napoleon's hinzeigend, entgegnete: „Alors il faut auparavant fusiller la loi". Später ergab es sich, daß es Napoleon, der in Deutschland Aufstände fürchtete, hauptsächlich darum zu thun gewesen war, die bedeutendsten deutsch- und preußischgesinnten Männer auf einige Zeit vom Rhein und aus Westfalen zu entfernen. Im Sommer 1813 kehrte S. nach Düsseldorf zurück, wurde schon im folgenden Frühling bei dem von den verbündeten Mächten niedergesetzten Generalgouvernement für das Großherzogthum Berg Director des Gouvernementsraths und noch in demselben Jahre Chefpräsident des Oberlandesgerichts in Münster. Im J. 1815 erhielt er den Auftrag zur Organisation der Justiz in den preußisch gewordenen Rheinprovinzen, und im J. 1816 das Präsidium der in Köln niedergesetzten Immediat-Justizcommission zur Revision der in den Rheinprovinzen bestehenden Gesetzgebung. In dieser Stellung blieb er bis 1819, wo er als Chefpräsident des rheinischen Revisions- und Cassationshofes nach Berlin berufen wurde; 1820 wurde er Mitglied des Staatsraths. Gerade zu jener Zeit waren die Vorzüge und Mängel der rheinischen Justizeinrichtungen gegenüber den altpreußischen Gegenstand lebhafter Verhandlungen. S. hatte als Justizbeamter in Düsseldorf Gelegenheit gehabt, die Eigenthümlichkeit des einen wie des anderen Verfahrens in Vergleich zu bringen, und konnte nicht umhin,

sich in manchen Punkten zu Gunsten des französischen zu entscheiden. In den Berichten der vorher erwähnten Immediat-Justizcommission hatte er diesen Standpunkt zur Geltung gebracht; auch später, als es sich um die Errichtung der Provinziallandtage handelte, gab er mit unerschrockenem Freimuth den Zuständen der rheinisch-westfälischen Provinzen und den freisinnigen Grundsätzen, die dort sich herausgebildet hatten, vor denen der östlichen Landestheile den Vorzug. Es geschah aber mit so viel Besonnenheit, Mäßigung und Pflichttreue, daß ihm die Gunst Friedrich Wilhelm's III. und dessen Nachfolgers drei Jahrzehnte hindurch ungeschmälert erhalten blieb. — Einem Manne von solchem Charakter waren, wie kaum gesagt zu werden braucht, die Ausschreitungen der Revolution des Jahres 1848 ein Gräuel. Er hielt den Versuch, die deutschen Fürsten zu beseitigen, für eine Thorheit, wünschte einen Bundesstaat mit Preußen an der Spitze, und in den entscheidenden Tagen im November 1848, als die Berliner Nationalversammlung das Recht des Königs, die Versammlung nach Brandenburg zu verlegen, bestritt, trat er in einer öffentlichen Erklärung in den Berliner Zeitungen für die Krone ein. Mit Freuden begrüßte er dagegen den Erlaß der Verfassungsurkunde von 1850, blieb auch in allen Strömungen der Zeit den Grundsätzen treu, die er in seinen Mannesjahren verfochten hatte.

S. hatte sich am 17. Juli 1796 verheirathet mit Philippine Sack, geboren am 1. Januar 1772, der Schwester des bekannten Oberpräsidenten von Brandenburg. Er verlor sie am 11. November 1830, aber das innige Verhältniß zu seinen Kindern machte sein häusliches Leben auch in späterer Zeit zu einem äußerst glücklichen. Seine kräftige Gesundheit litt erst im J. 1854 durch wiederholte Schlaganfälle, welche eine Seite seines Körpers lähmten, ohne jedoch seinen Geist zu schwächen. Unter Ermahnungen und Trostesworten an seine zahlreich versammelten Nachkommen, in dem festen Vertrauen auf ein jenseitiges, besseres Dasein, schied er, 88 Jahre alt, aus diesem Leben.

Unter seinen Kindern war ihm am ähnlichsten Christian Karl Theodor Ludwig S., geboren am 19. Juli 1798 in Cleve, am 25. März 1825 Regierungsassessor in Coblenz, 29. Juni 1826 Regierungsrath in Münster, dann in Köln und wieder in Münster — 15. November 1845 Oberregierungsrath in Frankfurt a. d. O., 1. September 1850 Geheimer Finanzrath und Provinzialsteuerdirector in Stettin, gestorben als solcher am 31. März 1857 — verheirathet am 13. August 1825 mit Wilhelmine Bölling, Tochter des Landrichters Moritz Bölling aus Bochum und seiner Ehefrau geb. Grolman, geboren am 13. August 1800 in Bochum, † am 22. Juni 1875 auf einer Besitzung in Heringsdorf. — Auch Christian S. war ein ausgezeichneter Beamter, ein musterhafter Gatte und Vater, von einfach anspruchslosem Wesen. Wie sein Vater wies er die ihm angebotene Erhebung in den Adelstand zurück. Für die allgemeine Deutsche Biographie und die Litteraturgeschichte ist er insbesondere wegen seiner Beziehungen zu Heinrich Heine beachtungswerth. Noch sehr jung saßen die Knaben auf den Bänken des Düsseldorfer Lyceums neben einander. S., von ruhigem gesetzten Wesen — man nannte ihn später den „Staatsrath" —, wurde für den etwas jüngeren Genossen eine Art Beschützer; er wurde auch der Vertraute seiner Jugendneigungen, und als Heine 1816 in Hamburg den verunglückten Versuch im Kaufmannsstande machte, richtete er von daher an S. die merkwürdigen Briefe, welche über sein Verhältniß zu Amalie Heine (Molly) den sichersten Aufschluß geben. Im J. 1819 trafen die Freunde auf der Bonner Universität wieder zusammen. Hier entstanden jene „Fresco-Sonette", in denen S. als Leuchtthurm im Sturme, und sein Herz als ein sicherer Hafen bezeichnet wird. In Berlin öffnete dann in den 20er Jahren das Sethe'sche Haus dem Dichter seine gastlichen Räume, und zahlreiche Briefe bezeugen, wie großen Werth

er auf das Verhältniß zu S. legte. Selbst die ganz verschiedene politische Richtung konnte die Freundschaft zwischen dem preußischen Beamten und dem Wortführer des jungen Deutschlands nicht zerstören; 1843, als Heine nach zwölfjähriger Abwesenheit wieder nach Deutschland kam, suchte er S. in Münster auf. Im folgenden Jahre schickte er noch die Frucht dieser Reise: das Wintermärchen, und die Freundschaft hat fortbestanden, wenn sie auch durch äußere Zeichen, so viel mir bekannt, nicht ferner bethätigt wurde.

Aufzeichnungen Christoph Sethe's, mitgetheilt in G. Freytag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit (Ges. W. XXI, 376. Leipzig 1888). — Chr. Sethe's Nekrolog, verfaßt von seinem Schwiegersohne, dem Oberregierungsrath Haeckel. Berlin 1855. — Aus Christian Sethe's Nachlaß die auf Heine bezüglichen Papiere, schon benutzt in meiner Schrift: Aus H. Heine's Leben. Berlin 1878. — Mittheilungen des Stadtrichters Herrn Heinrich S. in Berlin.

Hermann Hüffer.

Settegast: Joseph Anton Nicolaus S., Historienmaler, geb. in Coblenz am 8. Februar 1813, † in Mainz am 19. März 1890, besuchte zur Vorbereitung auf die Künstlerlaufbahn zuerst die Schule in Düsseldorf (1827 bis 1831) und dann das damals von Philipp Veit geleitete Städelsche Institut in Frankfurt am Main. In streng kirchlichen Anschauungen erzogen, schloß S. sich der von seinem Lehrer und späteren Schwiegervater Veit vertretenen Richtung in der kirchlichen Kunst immer enger an und blieb derselben bis an sein Lebensende getreu. Als Arbeiten im Geiste jener Schule erscheinen die von S. nach seiner Rückkehr in die Heimath für die St. Barbara-Kirche in Coblenz und für die Pfarrkirche in Cobern gemalten Altarbilder, sowie ein in der Kreuzkirche zu Ehrenbreitstein ausgeführtes Freskogemälde, die Auffindung des heiligen Kreuzes durch die Kaiserin Helena. In Rom, woselbst S. zu seiner weiteren Ausbildung während der Jahre 1838 bis 1843 verweilte, malte S. namentlich ein zweites Altarbild für Cobern und ein für den Römer in Frankfurt bestimmtes Bildniß Otto's III., auch arbeitete er dort an der Skizze für ein in den Jahren 1844 und 1845 in der Maxpfarrkirche in Düsseldorf angebrachtes Freskenbild, die Kreuzigung Christi. Von Rom zurückgekehrt, wohnte S. einige Jahre in Frankfurt a. M. und zog dann, wie Veit, nach Mainz über. Am bekanntesten unter den vielen Arbeiten des strebsamen und gewissenhaften Künstlers sind die zur Ausschmückung des Chors in der Castorkirche zu Coblenz gemalten Fresken, an welche sich später Freskenmalereien in Clapham bei London (1854), in Kopenhagen (1863 und 1864) und in den St. Ludgeri- und St. Lambertikirchen in Münster i. W. anreihten. In Mainz hat S. nach den Cartons von Veit acht Fresken im Mittelschiffe des Domes gemalt. Einfach, ernst und edel, wie S. in seinem ganzen Wesen war, erscheinen auch seine, durch richtige Zeichnung sich empfehlenden Darstellungen, an welchen nur das vermißt wird, was den „Nazarenern" in den Augen einer neuen Kunstrichtung überhaupt abgeht. Nicht gewillt, an die Kunstweise der Neuzeit sich anzuschließen, stand S. gegen das Ende seiner Laufbahn, namentlich seit dem Tode Veit's, vereinsamt da. Auch ein äußerer Umstand hatte seinem künstlerischen Schaffen vor der Zeit ein Ziel gesetzt; infolge eines Sturzes von einem Gerüste in Münster ward seine Kraft in dem Maße gebrochen, daß er an größere Arbeiten nicht mehr herantreten konnte.

Bockenheimer.

Setzer: Dietmar der Setzer, Spruchdichter des 13. Jahrhunderts, führt in der großen Heidelberger Liederhs. C den Titel her und würde danach, wie nach dem Wappen und der ritterlichen Scene des Bildes, mit dem dieselbe Handschrift seine Sprüche begleitet, adliger Herkunft sein. Aber das Zeugnis

jener Handschrift ist hier, wo es sich um einen unbedeutenden Fahrenden handelt, unzuverlässig und die Anknüpfung an das österreichische Geschlecht der Sasser, die v. d. Hagen vorschlug, zum mindesten ganz unsicher, auch rein lautlich unwahrscheinlich, wenngleich man Setzer's Platz in der Hs. zwischen Geltar und Reinmar von Zweter allenfalls für österreichische Herkunft des Dichters verwerthen könnte. Eine auf dem Bericht einer Burggräfin v. Sulzmatt beruhende Anekdote des Chronicon Colmariense zeigt uns den vagabundus dictus Seczere oder Sezarius im Elsaß als widerwilligen und verlachten Propheten, der durch einen spukenden Genossen gezwungen wird, dem Grafen Alb. v. Schwarzenburg den Tod, dem Grafen Rudolf v. Habsburg dagegen die Königskrone und unendliches Glück zu prophezeihen; der Zusammenhang lehrt, daß der S. schon unter der Regierung Friedrich's II., wahrscheinlich sogar schon vor 1245 vagirte. Setzer's erhaltene vier einstrophige Sprüche zeigen nichts Visionäres; aber er warnt vor den verrätherischen Lügenpropheten, die von den Leuten mit Unrecht verhätschelt werden; ein typischer Zug, dieser Haß gegen die glücklicheren Concurrenten. Sonst mahnt er, gleichfalls ein ständiges Thema der Fahrenden, zur Freigebigkeit: alles irdische Gut ist doch nur ein Lehen von Gott. Ein paar derbe Flüche hat der Vagant natürlich auf Lager, ohne doch die Würde ganz zu verlieren. Er scheint nur eine ruhige und vollklingende Strophenform zu benutzen, die er aber gelegentlich durch inneren Reimschmuck variirt; die Ueberlieferung ist zu schlecht, um ein Urtheil über seine Verstechnik zu gestatten.

v. d. Hagen's Minnesinger, II, 174. IV, 486 f. — Mon. Germ. SS. XVII, 253.

Roethe.

Setzer: Johannes S. (Secerius), ein gelehrter Buchdrucker in Hagenau i. E., † 1532. Er hatte zum Vorgänger in derselben Druckwerkstätte Thomas Anshelm, zum Nachfolger Peter Brubach (seit 1536 in Schw. Hall, seit 1540 in Frankfurt a. M.). Seine Bedeutung liegt in den Diensten, welche er dem Humanismus und namentlich der Reformation geleistet hat. Denn die ca. 150 Druckschriften, welche er während seiner neunjährigen Thätigkeit als Buchdrucker, von 1523—32, ausgegeben hat, gehören fast ausschließlich jenen großen geistigen Bewegungen an. Dabei hat S. nicht etwa, wie so manche seiner Berufsgenossen, vorzugsweise als Nachdrucker gewirkt. Bis von Erfurt und Wien sandten ihm befreundete Humanisten ihre Manuscripte, und von den Vertretern der Reformation standen nicht nur die leitenden Männer in Oberdeutschland, ein Joh. Brenz voran, mit ihm in Verbindung; auch den Häuptern in Wittenberg, Luther und Melanchthon, Jonas und Bugenhagen, sowie Agricola in Eisleben, war Hagenau nicht zu fern, um bei S. viele ihrer Schriften drucken zu lassen. Letzterer verstand es aber auch, durch häufige persönliche Besuche die werthvollen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Uebrigens verleugnet er, auch wo er reformatorische Schriften druckt, den Humanisten, der er von Hause aus war, nicht. Die reiche deutsche Flugschriftenlitteratur jener Zeit war für ihn als Drucker so gut wie nicht vorhanden; überhaupt finden sich in deutscher Sprache verfaßte Schriften nur ganz vereinzelt unter seinen Drucken. Ihm, dem Gelehrten, lag es am nächsten, die Arbeiten der Gelehrten in seiner Presse zu vervielfältigen und so hat er auch von den Reformatoren meist nur lateinisch geschriebene oder ins Latein übersetzte Werke gedruckt. Dem entsprechend findet man auch viel häufiger als Luther's Namen denjenigen Melanchthon's auf Drucken Setzer's, ja bei einem vollen Drittel derselben ist der Praeceptor Germaniae, sei es als Verfasser oder als Herausgeber oder mit einer Vorrede betheiligt. Merkwürdiger Weise ist aus der Presse dieses Meisters, aber ohne Angabe des

Druckorts, 1531 auch Michael Servet's Schrift: De trinitatis erroribus (wie auch die andere — übrigens erst nach Setzer's Tod — Dialogorum de trinitate libri duo, 1532) hervorgegangen, jenes famose Buch, das mit der Restitutio Christianismi zusammen seinen Verfasser später auf den Scheiterhaufen gebracht hat. — Ueber Ort und Jahr der Geburt des Mannes fehlt es an Nachrichten. Der Beisatz Lauchensis, welchen er seinem Namen zu geben pflegt, ist jedoch ohne allen Zweifel auf Lauchen, jetzt Lauchheim, in Württemberg, nicht auf einen der Orte des Namens Laucha (in Thüringen, Sachsen, Böhmen) zu deuten. Sein Geburtsjahr fällt jedenfalls noch ins 15. Jahrhundert. Denn 1520 ist er schon Wittwer und bereits 1517 muß er als Humanist einen Namen gehabt haben. Denn er kommt in diesem Jahre in den Epistolae obscurorum virorum als Gegner der Dunkelmänner vor. Schon damals war er in Hagenau, wo er bei dem Druckerherrn Thomas Anshelm als Corrector angestellt war. 1519 druckte er bei diesem in eigener Person eine Schrift. So war der Uebergang zu seiner späteren Thätigkeit von selbst gegeben. Setzer's Tod fällt in das Jahr 1532 und zwar in den Anfang desselben. Denn am 10. März dieses Jahres beklagt Eobanus Hessus in einem Brief an Jak. Micyllus seinen Tod und frägt nach seinem Nachfolger und nicht lange nachher redet auch der Moderator Officinae Secerianae von ihm als einem defunctus. Angesichts dieser unanfechtbaren Zeugnisse müssen alle gegentheiligen Angaben — wornach S. noch 1535, ja noch 1540 oder gar noch 1547 thätig gewesen wäre —, als falsch bezeichnet werden.

Vgl. des Verfassers Aufsatz: Joh. Setzer, der gelehrte Buchdrucker in Hagenau, der in diesem Jahre, 1892, im Centralblatt für Bibliothekswesen erscheinen wird.

Steiff.

Seubert: Adolf Friedrich S., württembergischer Oberst, am 9. Juni 1819 zu Stuttgart geboren, trat 1835 in die Militärschule zu Ludwigsburg und verließ 1873 den activen Dienst. Er hatte 1848 an Kämpfen gegen die Aufständischen in Baden Theil genommen, war 1864—67 Adjutant des Kriegsministers, sowie Referent im Kriegsministerium und während des Feldzuges vom Jahre 1866 Chef des inneren Dienstes der Felddivision gewesen. Bei Beginn des Krieges gegen Frankreich hatte er den Auftrag, Württemberg durch Besetzung der Uebergänge über den Schwarzwald gegen feindliche Einfälle, an welche letztere jenseits des Rheins übrigens Niemand dachte, zu decken; von den Maßregeln, welche er zu diesem Ende ergriff, hat er unter der Ueberschrift „Die Württemberger im Schwarzwalde im August 1870" im Militärwochenblatte vom Jahre 1879 (Nr. 64—67) berichtet; im weiteren Verlaufe des Krieges ward er bei der Deckung der rückwärtigen Verbindungen des Belagerungsheeres vor Paris verwendet. Oberst S. war auf verschiedenen Gebieten schriftstellerischen Wirkens sehr thätig. Er verfaßte Reisebeschreibungen und taktische Werke, war Dichter, Uebersetzer, Herausgeber und Mitarbeiter an militärischen und schönwissenschaftlichen Unternehmungen. Seine Reisen gingen nach der pyrenäischen Halbinsel, nach Algier, Belgien, den Niederlanden und nach Skandinavien; aus dem Bereiche der Taktik veröffentlichte er „Die Taktik in Beispielen" (Stuttgart 1857); „Elementartaktik der Infanterie" (Stuttgart 1860), derjenigen Waffe, welcher er selbst angehörte; „Die Kriegführung der Dänen in Jütland, dargestellt an General Rye's Rückzug im Jahre 1849" (Darmstadt 1864); „Die Taktik der Gegenwart in Beispielen" (Berlin 1875). Als Dichter versuchte er sich in Dramen (Liechtenstein, Ein deutscher Prinz), einem Trauerspiele (Der Sohn des Kammerdieners), einer Burleske (Der Maitrank), in Sonetten („Die Heroen Schwabens", Stuttgart 1856, ohne Nennung seines Namens); dichterische

Uebersetzungen aus fremden Sprachen lieferte er für Reclam's Universalbibliothek. Seine letzte Arbeit war eine Neuausgabe von Müller's Künstlerlexikon (Stuttg. 1878—79, 3 Bde). Er starb am 4. Februar 1890 zu Canstatt.

B. Poten.

Seubert: Moritz August S., Botaniker, geboren zu Karlsruhe am 2. Juni 1818, † ebendaselbst am 6. April 1878. Als Sohn des Medicinalraths und späteren Geheimraths Karl Seubert im elterlichen Hause durch eine liebevolle und vorzügliche Erziehung herangebildet, bezog S., nachdem er auf dem Lyceum seiner Vaterstadt das Maturitätsexamen mit Auszeichnung bestanden, 1836 die Universität Heidelberg, um Medicin zu studiren. Ein Jahr darauf siedelte er nach Bonn über, um sich hauptsächlich mit Naturwissenschaften zu beschäftigen, für die er frühzeitig große Befähigung zeigte, gefördert durch den Unterricht des Botanikers Alexander Braun, der damals am Karlsruher Polytechnicum lehrte. In Bonn waren Goldfuß, Treviranus und Noeggerath seine Lehrer auf dem bezeichneten Gebiete. Nach erfolgter Promotion zum Dr. phil. unter dem Decanat von E. M. Arndt, begab sich S. auf einige Zeit nach Berlin, wo er sich mit dem Ordnen der reichen naturhistorischen Sammlungen beschäftigte und habilitirte sich, 1843 nach Bonn zurückgekehrt, daselbst als Privatdocent. 1846 folgte er einem Rufe an das Polytechnicum seiner Vaterstadt, woselbst durch Braun's Weggang nach Freiburg die Professur für Zoologie und Botanik frei geworden war. Zugleich übernahm S. die Stelle eines Vorstandes des großherzoglichen Naturaliencabinets und Botanikers am großherzoglich botanischen Garten, sowie für einige Jahre die eines Bibliothekars an der Hof- und Landesbibliothek. Von nun an blieb er an Karlsruhe gefesselt. 1862 zum Hofrath, 1877 zum Geheimen Hofrath ernannt, widmete er sich seinem Amte als Lehrer und Verwaltungsbeamter mit unermüdlicher Treue und benutzte seine Mußezeit zu ausgedehntem litterarischem Schaffen. Sein glückliches Familienleben wurde leider durch wiederholte eigne Erkrankung, sowie solche seiner Familienglieder nicht selten getrübt. Eine durch Arbeiten in den ungeheizten Sammlungsräumen hervorgerufene Erkältung steigerte sich zu einer Lungenkrankheit, die schnell einen bösartigen Charakter annahm und den fleißigen Mann noch vor Vollendung des 60sten Lebensjahres den Seinen, seinen zahlreichen Schülern, sowie der botanischen Wissenschaft entriß.

Seubert's litterarische Thätigkeit wandte sich theils der monographischen Bearbeitung einzelner Pflanzenfamilien, theils der Herausgabe botanischer Lehrbücher zu. Seine Erstlingsarbeit war eine 1844 erschienene „Flora azorica", bearbeitet auf Grund des Materials, welches ihm das Herbarium des Eßlinger Professors und Stadtpfarrers Ch. F. Hochstetter, sowie die von dessen Sohne Karl an Ort und Stelle selbst gesammelten Pflanzen boten. S. verfertigte und radirte die Abbildungen, die 15 Tafeln einnahmen und gab die Beschreibungen, unterstützt durch Martens, Schimper und Bischoff, welche bezw. die Algen, Laub- und Lebermoose übernahmen. Von den 400 aufgeführten Pflanzenarten werden 50 als endemisch bezeichnet. Auf die Flora der benachbarten canarischen Inseln wird nur theilweise Bezug genommen. Eine ganze Reihe von Pflanzenfamilien bearbeitete S. für die Martius'sche Flora brasiliensis. Darunter sind die umfangreichsten die Alismaceen, Amaryllideen, Butomeen und Liliaceen, daneben noch 11 kleinere. Eine Monographie der Elatineen erschien als Abdruck aus den Verhandlungen der Leopoldina 1845 als selbständiges Werk. Besonders bekannt gemacht hat sich S. jedoch durch seine Lehrbücher, die sämmtlich große Verbreitung erfuhren. Sein „Lehrbuch der gesammten Pflanzenkunde" wurde zuerst 1853 aufgelegt und erlebte fünf Auflagen, deren letzte 1870 herauskam. Auch eine Uebersetzung ins Holländische besorgte C. A. J. A. Oudemans 1857.

In zwei Munpttheilen, die allgemeine Pflanzenkunde, d. h. Biologie, Morphologie, Anatomie und Physiologie und die specielle, nämlich Systematik, Pflanzengeographie und Paläontologie umfassend, bietet es besonders dem Anfänger in klarer Form und durch zahlreiche Holzschnitte wohl erläutert, ein kurz gefaßtes, aber relativ vollständiges Compendium der botanischen Wissenschaft, wobei freilich eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung der einzelnen Abschnitte hervortritt und namentlich zu bedauern ist, daß in späteren Auflagen die inzwischen gemachten Fortschritte nicht immer gebührende Beachtung fanden. Unter besonderer Berücksichtigung der forstlich, ökonomisch, technisch und medicinisch wichtigen Pflanzen hatte S. schon vorher, 1849 und 1850 eine kleinere „Pflanzenkunde, gemeinfaßlich dargestellt“ erscheinen lassen, die, in der Anlage jenem ersteren Werke entsprechend, nur ein größeres Gewicht auf den systematischen Theil legt. Auch von diesem Buche erschienen fünf Auflagen. Einer ähnlichen Beliebtheit erfreuten sich Seubert's Excursionsfloren. 1863 erschien eine solche für das Großherzogthum Baden, 1869 eine für das südwestliche Deutschland. Sie beide zeigen das große Geschick des Verfassers, auf knappem Raume das Wissenswertheste zu bringen, wenngleich auch hier der Gedrängtheit der Darstellung zu Liebe mitunter die Präcision geopfert ist. Ein „Grundriß der Botanik, zum Schulgebrauch bearbeitet“ erschien 1868. Er bringt auf 142 Octavseiten eine durch 260 Holzschnitte erläuterte Uebersicht über die physiologische und systematische Botanik. Die Holzschnitte sind dieselben wie in den Lehrbüchern, auch der Text ist der nämliche, nur mit Rücksicht auf den verfolgten Zweck in bedeutender Abkürzung.

Nekrolog in Beilage zur Karlsruher Zeitg. vom 13. April 1878 und in Weech, Badische Biographien. 3. Theil. 1881. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Seufert: Friedrich Christian S. v. Edelsheim, Hanauischer Staatsmann, war geboren am 9. November 1669 in Hanau als Sohn des unter dem Namen v. Edelsheim vom Kaiser geadelten Reichshofraths und Hanauischen Regierungspräsidenten Johann Georg S., studirte in Straßburg, Altdorf und Marburg Jurisprudenz, wurde 1693 Hanauischer Regierungsrath und später Geheimer Rath. Er spielte in der politisch-diplomatischen Geschichte dieses Ländchens eine nicht unbedeutende Rolle. So war er 1697 Bevollmächtigter des Grafen Philipp Reinhard v. Hanau auf dem Friedenscongresse zu Ryswick. Seine von dort erstatteten, in den Hanauer Acten des Marburger Archivs erhaltenen Berichte sind nicht ohne Werth. Ferner war er vielfach als Commissar und Gesandter in den nachbarlichen Streitigkeiten der Grafschaft Hanau mit den angrenzenden Staaten thätig. Wir finden ihn als Gesandten in Würzburg 1700, in Fulda 1702, in Coburg 1706, 1709 und 1710. Endlich war er Hanauischer Bevollmächtigter auf dem Friedenscongreß im Haag und zu Utrecht 1712 und hat dort eine unermüdliche Thätigkeit für die territorialen Interessen seines durch Frankreich lange hart bedrängten Landes entfaltet. — Auch schriftstellerisch ist er hervorgetreten. Das 1721 erschienene Hanauische Gesangbuch enthält zwei Lieder von ihm; ferner besitzt die Handbibliothek des Marburger Staatsarchivs als bibliographische Seltenheiten zwei Gelegenheitsschriften von ihm. Die eine ist eine „Trauer-, Lob- und Dankrede“ auf den Tod der Gräfin Anna Magdalena v. Hanau, geb. Pfalzgräfin bei Rhein (Hanau 1694. Folio), die andere ein in poetischer Form abgefaßter Glückwunsch zum 42. Geburtstage seines Landesherrn, des Grafen Philipp Reinhard v. Hanau (Hanau 1706. Folio). Auch zu dem „poetischen Trauer- und Ehrenmahle“, welches demselben Grafen bei seinem Tode (1712) von seinen „Ministris, Räthen und so geistlichen als weltlichen Beamten“ gewidmet wurde, hat S. einen poetischen Beitrag geliefert. Diese Gelegenheitsschriften sind sämmtlich in dem

überschwenglich unterwürfigen und servilen Stil jener Zeit, aber nicht ganz ohne Geschick geschrieben. S. starb im Jahre 1722.

Vgl. außer den im Text citirten Schriften Seufert's und dem in den Hanauer Acten des Marburger Staatsarchivs enthaltenen Material die Leichenpredigt von Joh. Gerh. Meuschen: „Der Heldenmuth der sterbenden Gerechten, bey der am 28. Dec. 1722 geschehenen Beerdigung des . . . Friedrich Christian Frh. v. Edelsheim . . . vorgestellt". Hanau 1724. Folio.

Georg Winter.

Seuffert: Georg Karl v. S., bairischer Beamter, geboren am 15. October 1800 zu Würzburg als der vierte von den sechs Söhnen des Geheimen Raths Johann Michael S. (s. unten), † am 28. December 1870. Nachdem er Gymnasium und Hochschule seiner Vaterstadt absolvirt und 1822 als Secretär des bairischen Landtags Dienste geleistet hatte, erhielt er 1826 die erste Anstellung als Kreis- und Stadtgerichtsassessor in Schweinfurt. 1830 wurde er in gleicher Stellung nach Würzburg versetzt, 1833 zum Rath, 1837 zum Director des Stadtgerichts in Schweinfurt befördert. 1839 ernannte die Stadt Schweinfurt den pflichttreuen Beamten zum Ehrenbürger. S. schrieb mehrere Abhandlungen über die Eigenthümlichkeiten der fränkischen Provinzial- und Particularrechte in die von seinem älteren Bruder J. A. S. (s. S. 58) herausgegebenen „Blätter für Rechtsanwendung"; seine Mußestunden widmete er der Musik und astronomischen Studien. 1856 wurde er von Baiern in die zur Abfassung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches berufene Commission entsandt; es wurde allseitig anerkannt, daß der Eifer und die Gesetzes- und Rechtskenntniß des bairischen Commissärs zum Gelingen des erfreulichen Unternehmens nicht wenig beitrugen. Nachdem er ebenso ersprießliche Dienste bei der Seerechts-Conferenz in Hamburg geleistet hatte, wurde er 1857 zum Director am Appellgericht zu Amberg befördert. 1862 wurde er der erste Präsident des in Nürnberg errichteten Handelsappellationsgerichts für die sieben diesrheinischen Kreise Baierns, „auch in diesem Wirkungskreis ein opferwilliger, berufstreuer Beamter".

Georg Karl v. S., ein Nekrolog, verfaßt von einem vormaligen Mitglied des k. b. Handelsappellationsgerichts (Erlangen 1871).

Heigel.

Seuffert: Johann Michael v. S., würzburgischer, später bairischer Staatsmann, geboren am 5. Januar 1765 zu Würzburg, † am 9. Mai 1829 ebendaselbst. S. war der Sohn eines Rittmeisters im Dragonerregiment des fränkischen Kreises, der infolge tapferer Thaten im siebenjährigen Kriege vom gemeinen Reiter zu jener Stellung, welche im allgemeinen nur Mitglieder des fränkischen Adels erlangen konnten, aufgerückt war. Nachdem der junge S. die St. Peters-Schule, Gymnasium und Hochschule seiner Vaterstadt besucht hatte, wurde er 1786 zum Licentiaten beider Rechte promovirt. Unter den Streitsätzen, welche er bei dieser Gelegenheit vertheidigte, befand sich u. a. die Behauptung, jedem Volke stehe das Recht zu, aus durchaus gerechten und klar zu Tage liegenden Gründen, z. B. wegen offener Verletzung der Grundgesetze, den Fürsten der Majestätsrechte zu entkleiden und ihm den sonst schuldigen Gehorsam zu künden. Der jugendliche Anwalt des jus revolutionis wurde dem Landesherrn denuncirt, aber der milde und aufgeklärte Franz Ludwig v. Erthal verhängte nicht bloß keine Strafe über ihn, sondern nahm aus dessen Händen die Inauguralabhandlung sammt den vielbesprochenen Streitsätzen freundlich entgegen und gewährte ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien auf der Hochschule zu Göttingen. (Der Vorgang wird in den Denkwürdigkeiten Seuffert's nicht erwähnt, aber sein Sohn Joh. Adam (s. S. 58) erzählt davon in dem unten angeführten Aufsatze.) In Göttingen hörte S. Vorlesungen bei Pütter, J. G. Böhmer, Heyne, Gatterer,

Schlözer, Spittler u. A.; kurze Zeit übte er sich auch in praktischen Geschäften am Reichskammergericht zu Wetzlar. Seiner allgemeinen Bildung kam eine Anstellung als Hofmeister der Söhne des Grafen v. Schönborn zu Statten, denn auf Schloß Pommersfelden befand sich eine treffliche Bibliothek und eine berühmte Bildergallerie. In diese Zeit fällt die Abhandlung „Von dem Rechte des peinlich Angeklagten, seinen Richter auszuschließen“ (Nürnberg 1787). Nach Würzburg zurückgekehrt wurde er 1788 zum Repetitor der Hofedelknaben ernannt; bald darauf wurde er aber als außerordentlicher Professor an die Hochschule berufen, wo er über juridische Encyclopädie und deutsches Privatrecht Vorlesungen hielt. Sowohl die 1790 erschienene „Geschichte des deutschen Adels in den Hohen Erz- und Domcapiteln“, worin die ausschließliche Ueberlassung der geistlichen Pfründen an Mitglieder des Adels lebhaft bekämpft wird, als eine die Territorialität der Jagdfrohnen angreifende Schrift „Operae venatoriae ad territoriales quatenus referendae sint?“ (Würzburg 1790) erregten ob ihrer freimüthigen Sprache Aufsehen, aber trotzdem oder gerade deshalb wurde er 1790 ins geheime Cabinet des Fürstbischofs berufen und 1792 unter Beibehaltung seiner Professur zum wirklichen Hofrat und geheimen Referendär ernannt. Wenn auch die Geschichte über das Regiment des Krummstabs in Deutschland im allgemeinen kein günstiges Urtheil gestattet, so gab es doch gerade unmittelbar vor Aufhebung der geistlichen Staaten nicht wenige feingebildete, volksfreundliche Fürstbischöfe, die den Regentenberuf in würdigster Weise auffaßten; zu ihnen zählt vor Allen Franz Ludwig v. Erthal, dessen Pflichteifer in Seuffert's Denkwürdigkeiten mit höchstem Lobe bedacht wird. Hinwieder schenkte der Bischof seinem Cabinetschef unbeschränktes Vertrauen und bediente sich des geistesverwandten Mitarbeiters bei allen Unternehmungen, wodurch er insbesondere im Unterrichts- und Erziehungswesen gesunden Fortschritt zu fördern trachtete. Für die auswärtige Politik mußte natürlich in erster Reihe die Rücksicht auf Erhaltung der Selbständigkeit des Fürstenthums maßgebend sein. Franz Ludwig war ein Gegner jeder Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs und duldete keine Emigranten an seinem Hofe; als aber einmal der Reichskrieg an Frankreich erklärt war, kam er allen reichsständischen Verbindlichkeiten getreulich nach. Daß bei Ausgang des Krieges das Deutsche Reich und insbesondere die geistlichen Reichsfürsten die Zeche würden bezahlen müssen, sagte der Fürstbischof seinem vertrauten Diener schon bei der ersten unglücklichen Wendung des Krieges voraus. „Wir werden das Stück Tuch abgeben, aus welchem man für Freund und Feind Entschädigungen zurechtschneiden wird“. Der Fürst behielt Recht, doch traf das Loos der Entthronung nicht mehr ihn, sondern seine Nachfolger Christoph Franz v. Buseck und dessen Coadjutor Georg Karl v. Fechenbach. Als am unglücklichen Ausgang des Krieges für Deutschland nicht mehr zu zweifeln war, tauchten in verschiedenen Flugschriften schwere Anklagen gegen die geistlichen Staaten auf, offenbar zu dem Zweck, die öffentliche Meinung zu Gunsten einer Entschädigung der weltlichen Fürsten für den Säcularisationsgedanken zu gewinnen. Doch auch zu Gunsten der geistlichen Staaten wurde Stimmung zu machen gesucht, und von den in diesem Sinne thätigen Schriftstellern war S. wohl einer der eifrigsten und beredtesten. Eine Philippika gegen den Prälatenstand: „Unser Reich ist nicht von dieser Welt!“ bekämpfte er durch die Schrift: „Der jämmerliche Prediger mit dem Vorspruch: Unser Reich &c., oder noch Etwas über Säcularisirungen, besonders nach Grundsätzen der Kantischen Philosophie“ (Regensburg 1798). Darin wird die Unrichtigkeit der dort gezogenen Schlüsse und — auf Grund der Rechtslehre Kant's — die Ungerechtigkeit der Anschläge auf den geistlichen Stand überhaupt nachzuweisen versucht. Eine zweite Flugschrift „Ueber die Aufstellung größerer Staatenmassen in Teutschland statt der vielen kleineren“

(Leipzig 1799) beantwortet die Frage, ob eine solche Neugliederung zeitgemäß und nützlich sei, in negativem Sinne; gerade die Großmächte, namentlich Oesterreich, hätten ein Interesse an Erhaltung der kleinen, zumal der geistlichen Stände, denn sobald es außer Oesterreich und Preußen nur noch Mittelstaaten gäbe, würde unzweifelhaft die Triasidee auftauchen. Und wieder wird der Warnungsruf erhoben: Kein einziger Fürst wird künftig sicher auf dem Throne sitzen, wenn sich die weltlichen Machthaber so himmelschreiende Gewaltthat gegen die geistlichen erlauben werden. Zwar gab damals noch Preußen, dessen Annectirungsgelüste in Franken am meisten gefürchtet wurden, die bündigste Versicherung, die Integrität der geistlichen Nachbarstaaten allzeit getreulich respectiren zu wollen, doch ließ sich voraussehen, daß das Versprechen nur so lange in Kraft bleiben würde, bis der gelegenste Zeitpunkt gekommen wäre, den von Hardenberg vorgezeichneten Weg einzuschlagen. S. leitete in dieser kritischen Zeit klug und kräftig sämmtliche Geschäfte, die sonst den Wirkungskreis mehrerer Ministerien auszufüllen pflegten. Welch maßgebender Einfluß ihm eingeräumt war, erhellt am besten aus der Schrift eines Gegners, welche 1803 nach vollzogener Einverleibung Würzburgs in Baiern erschien: „Kurzer und treuer Abriß der seither geführten Staatsverwaltung im Hochstifte Würzburg“. Darin wird der letzte Fürstbischof mit Vorwürfen überhäuft, weil er die Regierung ganz und gar seinem Vertrauten S., dem „ersten und letzten Director der Staatsmaschine“, überlassen habe. S. habe sich durch wirklich hervorragende Talente und Kenntnisse, sowie durch die Geschicklichkeit, seine Gaben zu rechter Zeit geltend zu machen, in kurzer Zeit eine so hohe Stellung erworben, dann aber habe er sein Glück durch Hochmuth, Eigendünkel und Nepotismus mißbraucht und dadurch nicht wenig zum Sturz des geistlichen Regiments beigetragen. In Bezug auf die innere Verwaltung müsse unterschieden werden zwischen der Haltung, welche S. unter dem aufgeklärten Franz Ludwig einnahm, und der aufrichtigeren, welche er sich unter Georg Karl erlauben durfte. In jener ersten Periode habe er die Schrift „Vom Verhältniß des Staats und der Diener des Staats gegen einander im rechtlichen und politischen Verstand“ verfaßt, ein förmliches Programm freisinniger Grundsätze, welche in dem Satze gipfeln: „Les fonctions publiques ne peuvent être considerées comme des distinctions, ni des recompenses, mais comme des devoirs publics“; in der späteren Periode aber habe er all die schönen Worte aus früheren Tagen zu Schanden gemacht. An der Vernachlässigung der Rechtspflege und Polizei, am Rückgang der Bildungsanstalten trage in erster Reihe S. die Schuld. Um jedoch diese Anklagen gerecht zu würdigen, ist die Tendenz der anonym erschienenen Schrift im Auge zu behalten: es handelt sich für den oder die Verfasser darum, möglichst drastisch den Nachweis zu liefern, daß die geistlichen Staaten im allgemeinen und das Fürstbisthum Würzburg im besondern nichts Andres mehr verdient hätten, als mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu werden. Auch lassen sich die meisten gegen S. gerichteten Vorwürfe mit Hülfe der Belege seiner amtlichen Thätigkeit widerlegen. Namentlich die umfangreiche Correspondenz des Fürstbischofs mit S. zeigt, welch liebenswürdiges Verhältniß zwischen dem Fürsten und seinem ersten Diener bestand. S. war auch nichts weniger als lässig im Kampfe für die Selbständigkeit seines engeren Vaterlandes, aber es war von vorn herein ein hoffnungsloses Fechten. Als im Friedensvertrag von Luneville im allgemeinen das Princip aufgestellt wurde, daß diejenigen weltlichen Fürsten, welche an Frankreich linksrheinisches Gebiet abzutreten hatten, durch geistliches Gut entschädigt werden sollten, ließ S. eine neue Flugschrift erscheinen: „Versuch einer doctrinellen Auslegung des siebenten Friedensartikels von Luneville“ (Germanien 1801). Er suchte darin hauptsächlich nachzuweisen, daß sich auf Besitzungen, welche schon seit dem

Münster'schen Frieden unter französischer Hoheit standen, der Ausdruck: „qui faisaient partie de l'empire germanique“ gar nicht beziehen lasse, daß mithin nur für geringfügige wirkliche Verluste Entschädigung zu leisten und diese auch ohne Vernichtung aller geistlichen Staaten zu regeln sei. Als darauf neue Angriffe auf die geistlichen Staaten erfolgten, erwiderte S. in den Flugschriften: „Der siebente Artikel des Friedens von Luneville bedarf allerdings einer Auslegung“ und „Rechtfertigung des Versuchs einer doctrinellen Auslegung des siebenten Friedensartikels“ (Germanien 1801). Die geistlichen Staaten seien fast durchaus mittels vollgiltiger und oneröser Rechtstitel erworben, und auch die Dynasten der Häuser Habsburg und Zollern seien nicht anders als die Bischöfe aus Güterbesitzern oder kaiserlichen Beamten zu Reichsständen geworden. Die Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt in einer Person sei so wenig unnatürlich oder zweckwidrig, daß sie im Gegentheil dazu beitrage, das Regiment der geistlichen Staaten zu einem wahrhaft väterlichen zu machen. Auch als trotz aller Vorstellungen und Verwahrungen immer deutlicher zu Tage trat, daß die Säcularisirung im Princip nicht mehr abzuwenden sei, gab S. den Kampf noch nicht auf, sondern suchte nun wenigstens das Fürstbisthum Würzburg zu retten. Zuerst ging er nach Paris, um sich der mächtigsten Freunde zu versichern, aber trotz des Aufwands großer Summen für „Convenienzen und Geschenke“ — der oben angeführte „Kurze und treue Abriß“ beklagt die Verschwendung von zwei Millionen — war ausreichende Hülfe nicht zu erlangen. Nun entsandte der Bischof (Dec. 1801) seinen Vertrauten nach Wien, um des Kaisers Gunst und des Erzherzogs Karl Fürbitte zu erwirken. Auch die Bischöfe von Constanz, Regensburg u. A. standen mit S. in regem Briefwechsel; es war in Aussicht genommen, ihn bei der künftigen Friedensdeputation als gemeinsamen Vertreter des geistlichen Standes aufzustellen. S. konnte sich jedoch von vorn herein die Trostlosigkeit der Lage nicht verhehlen. „Sie wissen“, schrieb er bald nach seiner Ankunft in Wien, am 3. Januar 1802, an seinen Herrn, „daß es meine Gewohnheit nicht sei, in Dingen, welche zwei Seiten haben, die schwärzeste hervorzuheben. Ich gebe vielmehr nicht leicht etwas verloren. Allein das Entschädigungsweesen und das Schicksal der geistlichen Staaten scheint dermal in der bedenklichsten Lage zu seyn“. Umsonst wies S. bei den Verhandlungen in Wien darauf hin, daß Würzburg zu den bevölkertsten und reichsten Territorien des Reichs zähle, — beziehe doch der Bischof von Würzburg ein Jahreseinkommen von 1,500,000 Gulden, während Mainz, dessen Erhaltung als eine Nothwendigkeit hingestellt werde, nur 1,300,000 abwerfe! Was halfen alle beruhigenden Versicherungen der kaiserlichen Minister und des treuesten Gönners der geistlichen Staaten, des Erzherzogs Karl! Die von Preußen, Frankreich und Rußland geschlossene Convention vom 4. Juni 1802 „schlug dem Faß den Boden aus“. Nun sollte noch ein letzter Rettungsversuch gemacht werden: S. ging im August 1802 nach Regensburg, wo die außerordentliche Reichsdeputation zur Regelung der Entschädigungsfrage tagte. Er setzte noch immer einige Hoffnung auf Oesterreich, auf ein Veto des deutschen Kaisers. Allein noch am Tage seiner Ankunft kam die Nachricht, daß die Hauptstadt des Fürstbischofs von Passau von Oesterreichern besetzt worden sei; daraus war nur der traurige Schluß zu ziehen, daß „nunmehr auch andren Entschädigungslustigen die Erlaubniß zum Zugreifen ertheilt worden sei“. S. verhandelte täglich mit Görz, Albini, Rechberg und andren Diplomaten; die Berichte darüber sind eine lehrreiche Quelle zur Geschichte des Säcularisationswerkes. Schon am 6. September mußte er seinen Landesherrn über die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen aufklären; die Einziehung der geistlichen Fürstenthümer sei — dies werde ihm von allen Seiten versichert — durch Nichts mehr aufzuhalten; die Vertreter der aufgegebenen Staaten

könnten nur noch darauf ihr Augenmerk richten, daß für den Unterhalt der Fürsten und der Domcapitel zur Genüge gesorgt werde. Auf jeden Bericht Seuffert's antwortete der Bischof persönlich, wobei er fast niemals unterließ, ein Wort des Dankes für die trefflichen Dienste seines Anwalts einzuflechten. „Ich kann ihnen nicht genugsam ausdrücken“, schreibt Georg Karl am 9. Sept. 1802, „wie dankbar ich ihnen bin vor alle die anhänglichkeit, welche sie mir bezeugen. Wann Freundschaft in der Welt schon Entschädigung für alles Unglück ist, wie viel und in welchem Höhengrad muß es erst pei eines Mannes von so entschiedenem werth seyn, als sie, lieber Freund, es sind“. „Was ich bekomme“, schreibt der Bischof am 19. October, „wenn es noch so wenig oder noch so viel ist, werde ich ihrer Klugheit und Geschicklichkeit verdanken“. Am 22. October: „Morgen wird also unsere Zernichtung unwiderruflich entschieden werden. Das Land kostet mir Thränen; über mein persönliches Schicksal werde ich, Dank sei es ihren Bemühungen, nicht zu klagen haben, und nach bezahlten meinen Schulden als ehrlicher Mann sterben können, der sich über sein Regentenleben wenigstens keine Vorwürfe machen muß.“ Nachdem der Congreß die Ueberlassung des Würzburger Landes an Pfalz-Baiern verfügt hatte, ging S. im Auftrag seines Herrn nach München, um mit dem Kurfürsten und dem Ministerium wegen der Uebernahme der fürstlichen Beamten und Diener zu unterhandeln. Montgelas vermied jede Anspielung auf die jüngsten Vorgänge. Um so offenere Sprache führte der Kurfürst. Er könne an das Schicksal des Bischofs nicht denken, versicherte er, ohne zu Thränen gerührt zu werden. Er wolle alles thun, um den neuen Unterthanen den Regierungsübergang so erträglich wie möglich zu machen und die Liebe der Würzburger zu gewinnen; er werde ihnen den Montgelas ganz allein überlassen, — das sei ein ausgezeichneter Kopf und sein bester Freund! — sonst sollte in den ersten drei Jahren in der Administration keine Aenderung eintreten. Er selbst, der Kurfürst, freue sich kindisch darauf, nach Würzburg zu kommen! Auch an der Kurfürstin würden die Würzburger eine gute Landesmutter bekommen; auf den ersten Blick erscheine sie vielleicht kalt und stolz, aber die Würzburger würden sie bald lieben lernen. Wenn seine bairischen Landstände — damit schloß die Unterredung mit S. in Schloß Nymphenburg — fortfahren sollten, ihm so viel Sorgen und Verdruß zu bereiten, so könnte es wohl einmal geschehen, daß er seine Residenz ganz und gar nach Würzburg verlegte. Nach erfolgter Einverleibung des säcularisirten Fürstenthums wurde S. zunächst zum Mitglied der Hofcommission zur Neuordnung der Behörden, nach Beendigung dieser Arbeiten zum Präsidenten des Hofgerichts ernannt. Als bald darauf Würzburg in Erzherzog Ferdinand einen eigenen Großherzog erhielt, schenkte auch dieser dem erprobten Beamten sein volles Vertrauen. S. wurde durch Decret vom 25. December 1806 zum Staatsrath erhoben, so daß er wieder wie in der fürstbischöflichen Zeit, an der Spitze von Justiz und Verwaltung stand. Aus unbekannten Gründen verlor er jedoch die Gunst des Großherzogs; die Ernennung zum Hofcommissär (1810) war keine Beförderung, sondern eine Kaltstellung. S. ließ diese Zurücksetzung, wie Behr versichert, mit männlicher Würde ohne Klage über sich ergehen. Als 1814 die bairische Regierung zurückkehrte, wurde S. als Hofgerichtspräsident reactivirt, 1817 an die Spitze des Appellationsgerichts für den Untermainkreis gestellt, — ließen ihn doch persönliche Würde, Scharfblick, Geistesgegenwart bei Beurtheilung schwieriger Fragen, Festigkeit in Handhabung von Ordnung und Gerechtigkeit als „gebornen Präsidenten“ erscheinen. Der Achtung, die er in weitesten Kreisen genoß, dankte er die Wahl zum zweiten Präsidenten des Landtags. 1820 wurde er zum wirklichen Staatsrath in außerordentlichen Diensten ernannt. Die Vaterstadt ehrte ihn durch Wahl ins Col-

legium der Gemeindebevollmächtigten. In allen diesen Stellungen behauptete er den Ruf eines unparteilichen Rechts- und selbstlosen Menschenfreundes.

Kurzer und treuer Abriß der seither geführten Staatsverwaltung im Hochstift Würzburg (1803). Vgl. über diese selten gewordene Schrift Ruland im Serapeum, Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft, Jahrgg. 1867, S. 252. (Ruland spricht die Vermuthung aus, an dem Buche hätten mehrere junge Männer gearbeitet; auch der junge W. Behr (s. A. D. B. II, 286) sei als Verfasser genannt worden. Dagegen läßt sich jedoch erinnern, daß gerade W. Behr nach dem Tode J. M. Seuffert's in einer Trauerrede (s. Beilage zum bayerischen Volksblatt, Jahrgg. 1829, Nr. 18) den Vorzügen und insbesondere der amtlichen Thätigkeit des Verschiedenen in den letzten Jahren des geistlichen Regiments begeistertes Lob spendete.) — Mnemosyne, Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung, Jahrgg. 1843, Nr. 1—7, 29, 132 ff.: Bruchstück einer Selbstbiographie des am 9. Mai 1829 verstorbenen k. Staatsraths und Appellationsgerichtspräsidenten Johann Michael v. S., niedergeschrieben um das Jahr 1812. — Aus dem Leben Joh. Mich. v. Seuffert's (von seinem Sohne Joh. Adam) in der Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitg. vom 12. Febr. 1851. — Acten und Familienpapiere im Besitze des Enkels, Professor E. A. Seuffert in München.

Heigel.

Seuffert: Johann Adam v. S., Rechtsgelehrter, geboren zu Würzburg am 15. März 1794, besuchte Volksschule und Gymnasium in Würzburg, wo sein Vater Joh. Mich. S. (s. S. 53) Vorstand des Geh. Cabinets des Fürstbischofs Franz Ludwig war. Nach dem Uebertritt an die Julius-Universität wandte er sich zuerst dem Studium der Geschichte zu; nach zwei Jahren ging er aber zum Studium der Rechte über und hörte Institutionen bei Kleinschmied, Pandekten bei Schmidtlein, Deutsche Rechtsgeschichte bei Rudhart, Staatsrecht bei Behr. Schon als Sechzehnjähriger gab er eine metrische Uebersetzung der Gedichte des Alcäus heraus, begreiflicher Weise eine ziemlich unreife Arbeit; das Nämliche gilt von einer zweiten poetischen Leistung: „Blumen griechischer Lyriker, auf deutschen Boden verpflanzt" (Würzburg 1811). Als 1814 der Feldzug gegen Frankreich eröffnet wurde, unterbrach S. seine Studien, um als Lieutenant in das Großherzoglich Würzburgische freiwillige Jägerbataillon einzutreten. Die noch vorhandenen Briefe, welche der aufgeweckte, für alle Eindrücke empfängliche junge Mann aus Frankreich an Eltern und Geschwister richtete, gewähren ein ergreifendes Bild von den Hoffnungen, die damals in der deutschen Jugend lebendig waren, und von den trüben Erfahrungen, welche die in hellen Flammen aufgeloderte patriotische Begeisterung bald wieder auslöschten. Als Bürgerlicher hatte er unter „der Insolenz, dem Uebermuth und Kaltsinn" der adeligen Herren Kameraden zu leiden, und die lahme Kriegführung im deutschen Lager weckte in ihm Zorn und Unmuth. Als nun gar Friedenspräliminarien angeknüpft wurden und für den Freiwilligen die trostlose Aussicht sich öffnete, den Rest seiner Dienstzeit in irgend einer Festungsgarnison zubringen zu müssen, bestürmte er den Vater, Alles in Bewegung zu setzen, daß die unvorsichtig angetretene „Don Quixote'isch gewordene Ritterfahrt" des Sohnes bald ein Ende finde. „So mächtig mein Drang war, im Kampf für deutsche Freiheit etwas Tüchtiges zu leisten, ebenso mächtig ruft es mich nun zu literarischer Thätigkeit zurück" (Steinbach, 16. April 1814). Vor allem peinigt den für Einheit und Freiheit des Vaterlandes schwärmenden Jüngling der Gedanke, daß der Befreiungskrieg für Deutschland keineswegs Befreiung aus unwürdigen Zuständen bringen werde. „Es wäre schrecklich, wenn dieser verheerende Krieg vergebens in der Blüthe deutscher Jugend gewüthet, wenn der Deutsche vergebens all' die ungeheuren

Opfer gebracht hätte, wenn nach allen den siegreichen Schlachten und patriotischen Anstrengungen ein Pfuschwerk deutscher Verfassung zum Vorschein käme, wenn, wie zuvor, Willkür der Grundzug deutscher Regierungen bliebe und man wieder mit Völkerstämmen wie mit Bällen spielte! Ich wage kaum, das Schreckliche zu denken!" (St. Germain bei Anuberieux, 29. Mai 1814). Die Heimkehr wird von ihm mit Jubelruf begrüßt. „Gestern habe ich Freudenthränen vergossen", schreibt er am 22. Juni von Geischwitz aus, „als ich zuerst von einem Hügel des Elsaß hinüberschaute auf die deutsche Muttererde, und den Vater Rhein, der uns morgen zurück in die Heimath bringen wird, plötzlich wieder erblickte. Ich ritt gerade allein den Truppen voraus und konnte mich da ganz der innigsten Rührung hingeben. Nie war ich in einer frömmeren Stimmung, als in diesem feyerlichen Augenblicke." Doch auch die Heimkehr brachte nicht die erhoffte Entlassung, und der Heeresdienst im Frieden war mit neuen Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen verbunden. Vergeblich klagte er dem Vater: „Ich will nicht länger meine edle Zeit dem zum Puppenspiel für mich gewordenen Militärdienst widmen!" Vergeblich richtete er Bittgesuche an Obercommando und Regierung: erst der 6. Februar 1815 brachte die ersehnte Befreiung. Nun konnte er zu seinen Studien zurückkehren. Im März 1815 erlangte er auf Grund einer Dissertation „De eo, quod justum est circa reclamationem uxoriam juris Franconici" die juristische Doctorwürde; im Juli 1815 wurde ihm auch die Würde eines Doctors der Philosophie verliehen, unter der Bedingung, daß er nachträglich der philosophischen Facultät eine Abhandlung über ein philosophisches Thema vorlege. Im Sommersemester 1815 besuchte er Göttingen, um durch Besuch von Vorlesungen bei Heise und Hugo und durch Benutzung der berühmten Universitätsbibliothek seine juristischen und historischen Kenntnisse zu erweitern. Im folgenden Wintersemester habilitirte er sich in Göttingen als Privatdocent und hielt Vorträge über Politik, beschäftigte sich aber zugleich mit historischen Studien. Eine Frucht dieser Thätigkeit war die 1815 im Druck erschienene Schrift: „Ueber den volksthümlichen Geist im politischen Leben der griechischen Freistaaten." Im Frühjahr 1816 bewarb er sich um eine Professur in Würzburg; er wollte mit Schmidtlein alternirend Pandekten lesen und zugleich baierische Geschichte, die in Würzburg noch keinen Vertreter hatte. Die juristische Facultät empfahl das Gesuch, das Ministerium wies jedoch dasselbe ab und verfügte, daß S. vorher als Privatdocent an der Würzburger Hochschule eintreten sollte. Dies geschah, und der junge Gelehrte widmete sich fortan dem Lehrfach mit rührigstem Eifer; er las zwölfstündig über Pandekten nach Schwerin's Handbuch des römischen Privatrechts, in Verbindung mit exegetischen Uebungen, zugleich vierstündig über Staatengeschichte nach Meusel und dreistündig über baierische Geschichte nach Milbiller. Schon im nächsten J. 1817 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Rechte an die Universität Gent; als er die Stelle ausschlug, erlangte er im Juli 1817 in Würzburg ein Extraordinariat „für Geschichte, Pandekten und bayrisches Civilrecht". Die Rede „An meine Zuhörer bey Eröffnung der Vorlesungen über bayrische Geschichte" wurde 1818 als Programm zur akademischen Feier der Verkündigung der baierischen Verfassung gedruckt. Aus der Geschichte Baierns wird der Beweis gezogen, daß zwar die meisten baierischen Fürsten im Wohl ihrer Unterthanen eine Herzenssorge erblickten, daß aber auch die baierischen Stände allzeit ihre Pflicht erfüllten, indem sie jedem verfassungswidrigen Beginnen der Herzöge sich widersetzten. „Eine mannhafte Landschaft ist nur dem bösen Fürsten eine billige Schranke, dem guten aber nichts weniger als ein Hinderniß in der Sorge für des Volkes Wohl". Diese Wahrheit sei für die Gegenwart, da endlich der langersehnte Morgen der Wiedergeburt einer tüchtigen Volksvertretung im Vaterlande tage,

ebenso ein erfreulicher Trost, wie eine ernste Mahnung. Um seine Ernennung zum Ordinarius zu betreiben, ging S. im März 1818 nach München. Er fand bei Reigersberg, Schmidtlein, Zentner u. A. freundlichste Aufnahme; von Reigersberg wurde aber der Einwand erhoben, eine so rasche Beförderung Seuffert's könnte in Altbaiern ungünstig aufgenommen werden, da ohnehin schon über Begünstigung der Franken geklagt und z. B. das Justizministerium als „Frankenstübchen" verspottet werde. Im nächsten Jahre erhielt jedoch S. das gewünschte Ordinariat für die bisher vertretenen Fächer mit Einschluß der Institutionen des römischen Rechts. Als nun wirklich diese Ernennung in einigen Blättern bekrittelt und mit der Wirksamkeit des Vaters als Präsidenten der Abgeordnetenkammer hämisch in Zusammenhang gesetzt wurde, erließ S. eine öffentliche Erklärung, in welcher schon ganz der energische, geradsinnige, unerschrockene Mann des Rechts, wie er sich in der Geschichte des Vaterlandes und der Wissenschaft einen ehrenvollen Platz errungen hat, das Wort führt. Als Lehrer entfaltete er eine mächtige Wirksamkeit; es waren ja in ihm alle Vorzüge vereinigt, die einem Lehrer der Hochschule Bedeutung verleihen: klarer, fließender Vortrag, Schärfe der Beweisführung, Fülle und Gründlichkeit des Wissens, gediegene, allgemeine Bildung, Hingebung an den Beruf und vor allem jenes Feuer des Geistes, das sich erwärmend und belebend den Hörern mittheilt. Nicht minder fruchtbar war seine schriftstellerische Thätigkeit im Interesse praktisch-dogmatischer Fortbildung und Bearbeitung des Rechts. Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften findet sich in der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege, Bd. IV, S. 455. Sein 1825 veröffentlichtes „Lehrbuch des praktischen Pandektenrechts" sollte weniger eine gelehrte, historische Arbeit sein, als vielmehr „eine gründliche Theorie des geltenden Rechts zum Behuf der praktischen Anwendung geben"; deshalb bewahrten auch gerade die Praktiker dem klar und faßlich geschriebenen Lehrbuche lange Zeit treue Anhänglichkeit. Ein (von Gombart verfaßter) Nekrolog rühmt als besonderen Vorzug Seuffert's, daß Denken und Lehren dieses Juristen immer erfüllt waren vom Geiste echter Humanität, wie ihn nicht jeder Mann des Rechts so ungetrübt sich zu wahren vermag, und daß immer das Bestreben zu Tage tritt, die Jurisprudenz als eine Gottesgabe zur Erhaltung von Frieden und Ordnung wirken zu lassen. Die Ueberzeugung, daß ein Mann von so festem Charakter zum Volksvertreter berufen sei, wie kein anderer, bewog denn auch 1831 die Collegen, S. zum Vertreter der Universität Würzburg im bairischen Landtag zu wählen. S. nahm die in der „schönsten Stunde seines Lebens" vollzogene Wahl mit Freuden an, obwohl er sich nicht verhehlte, daß die Erfüllung der Pflichten eines Volksvertreters, wie er sie auffaßte, schwere Tage bringen werde. „Mit Mäßigung und Besonnenheit, ohne Oppositionssucht, aber mit einer unerschütterlichen Festigkeit und mit voller Unabhängigkeit", so versprach er in seiner Programmrede „zu wirken für die Sache des Lichts und der verfassungsmäßigen Freiheit, und die Interessen des Volks, wenn's noth thut, auch der Regierung gegenüber zu vertreten." Eine neue Auszeichnung war es, daß er nach Eröffnung des Landtags zum zweiten Präsidenten gewählt, also zum nämlichen Ehrenamt, das vor ihm sein Vater bekleidet hatte, berufen wurde. Und er bewährte sich als würdiger Nachfolger, da er, den Einflüssen der im Landtag von 1831 mit besonderer Leidenschaftlichkeit streitenden Parteien unzugänglich, immer nur den Eingebungen des eigenen Rechtsgefühls folgte. Er zählte auch zu den tüchtigsten Rednern des Landtags; gründliche Vertrautheit mit den behandelten Fragen, geistvolle Beleuchtung aller in Betracht kommenden Umstände, natürliche Sprache, sonores Organ, einnehmende Persönlichkeit verhalfen dem Parlamentarier zu hervorragender Wirksamkeit und Autorität. Auch die Regierung hatte wenn sie sich Blößen gab, an S. einen entschiedenen Gegner;

ebenso wenig fehlten ihr, wenn sie im Rechte war, die Zustimmung und die Unterstützung des geradsinnigen Mannes. Trotzdem wuchs in Regierungskreisen die Ansicht auf, daß S. allzu bedenklich „zur Demokratie hinneige". Als es nach Schluß des Landtags im Untermainkreis zu bedauerlichen Unruhen kam, wurden dafür in erster Reihe die beliebtesten Lehrer der Würzburger Hochschule verantwortlich gemacht. Wie streng gegen den Staatsrechtslehrer Behr verfahren wurde, ist bekannt (s. A. D. B. II, 286); Schönlein wurde von seinem Lehrstuhl entfernt, und auch S. wurde durch Signat vom 28. Oct. 1832 als Appellgerichtsassessor nach Straubing versetzt, doch sollte er die Besoldung von 1200 Gulden behalten und Titel und Rang eines Appellraths führen. S. legte gegen die Verfügung, welche für ihn offenbar eine Zurücksetzung in der Dienstesclasse bedeute, mithin die ihm nach der Dienstespragmatik zukommenden Rechte verletze, Verwahrung ein; es wurde ihm aber bedeutet, auch sein Gehalt werde eingezogen werden, falls er nicht sofort bereitwillig die neue Stelle antreten wolle. S. mußte sich also fügen, wie peinlich ihn auch die erlittene Zurücksetzung berührte und wie schwer ihm insbesondere die Trennung vom Lehramt fiel. Rasch gewann er aber den ihm aufgenöthigten Richterberuf so lieb, daß er eine ihm 1833 angebotene ordentliche Professur in Zürich ausschlug. Gewissermaßen zur Belohnung wurde er im September 1834 zum Rath am Appellationsgericht in Ansbach ernannt. Im neuen Wirkungskreis fand er treffliche Gelegenheit, seine Anlagen und Kenntnisse zu verwerthen, zugleich sah er aber auch mit eigenen Augen, welcher Schlendrian in der richterlichen Praxis eingerissen war. Die Erkenntniß, daß Mangel an wissenschaftlichem Geiste viele Beamte nur nach hergebrachter Schablone des Rechts walten lasse, und der Wunsch, diesem beklagenswerthen Mißstand abzuhelfen, gaben den Anstoß zu zwei Unternehmungen, die wesentlich dazu beitrugen, die Rechtsübung in richtige und sichere Geleise zu bringen: die Bearbeitung des Commentars zur Gerichtsordnung (1836—1840) und die Gründung der „Blätter für Rechtsanwendung zunächst in Bayern" (seit 1836). Die Anregung zu letzterer Schöpfung gab ein College, Appellrath Wehner; S. selbst aber war und blieb bis zu seinem Tode die Seele des Unternehmens. Zahlreiche Abhandlungen sind von ihm selbst verfaßt; auch den Arbeiten anderer pflegte er Erläuterungen beizufügen. Für viele wichtige und schwierige Rechtsfragen wurde durch diese klaren, scharfsinnigen Ausführungen eines Juristen, der in seiner Person den Theoretiker und den Praktiker vereinigte und in jeder Rechtsfrage eine lebendige Realität erblickte, ein fester Gerichtsgebrauch angebahnt. 1838 siedelte S. mit dem mittelfränkischen Appellgericht nach Eichstätt über, doch schon im nächsten Jahre zwang ihn nervöses Leiden, den Staatsdienst aufzugeben; unter Belassung seines Gehalts wurde er in den Ruhestand versetzt. Er siedelte nun nach München über, jedoch nicht, um das wohlverdiente otium cum dignitate zu genießen, sondern weil ihm die Hauptstadt für wissenschaftliche Arbeiten reichere Hilfsmittel bieten konnte. Nachdem er eine neue Auflage seines Pandektenrechts besorgt hatte, nahm er theil an der Revision des Commentars zur Gerichtsordnung, und 1847 gründete er das „Archiv für die Entscheidungen der obersten Gerichte in den deutschen Staaten". Nach der Erklärung des Herausgebers sollten darin solche Entscheidungen Aufnahme finden, „soweit sie auf dem Boden des gemeinen Rechts stehen, soweit sie gemeinrechtliche Rechtsbegriffe ausprägen und ein im ganzen Umfang deutschen Rechtslebens und deutscher Rechtsanschauung geltendes jus gentium darstellen". Es steht fest, daß auch dieses Unternehmen Seuffert's auf die Fortbildung des gemeinen deutschen Rechts ungemein ersprießlich eingewirkt hat. Die Mußestunden widmete S. der Poesie. Im Gegensatz zu vielen, sogar bedeutenden Standesgenossen war er ganz von jenem echten Geiste der Poesie durchdrungen, der alle Erscheinungen

des Lebens von höherem Standpunkte auffassen läßt. Die Classiker der Alten waren seine Lieblinge, doch ließ er auch die besten Dichterwerke der Gegenwart nicht unbeachtet, und zugleich versuchte er selbst, seine Gedanken in gebundener Sprache zum Ausdruck zu bringen. Er war bescheiden genug, sich nicht für einen Dichter zu halten, aber er freute sich seiner poetischen Arbeiten und des Beifalls, der ihm in Freundeskreisen, insbesondere in der Gesellschaft der „Zwanglosen“ in München gespendet ward. Nicht ohne Selbstgefühl nennt er einmal den Dichter der „Cäcilia“ und den Dichter der „geharnischten Sonette“ seine „Freunde und Meister“, durch deren Einfluß er zum Bewußtsein seines dichterischen Talents gelangt sei. Dazu kam noch ein pathologisches Moment; infolge seines Nervenleidens fand er in schlaflosen Nächten nur allzuviel Zeit zum Versemachen, wodurch freilich seine Gesundheit noch schwerer geschädigt wurde. Aus dem Charakter des Poeten erklärt sich die Vorliebe für das Sinngedicht. In den „Versuchen in gebundener Rede“ (1837) und „Epigrammen und Sinnsprüchen eines Unparteiischen“ (1848) spiegelt sich der klare, sittliche Geist des Verfassers; der Rechtslehrer, der Staatsbeamte, der Volksmann kommen zum Wort; erprobte Lebensweisheit wird hier in Fülle geboten, doch ist es im wesentlichen Verstandesarbeit, nicht die Schöpfung eines Dichters. Dagegen ist es von besonderem Werth, daß die literarische Thätigkeit uns den Politiker S. näher bringt. Als im J. 1847 jene Spannung, die der Krisis entgegentrieb, alle Gemüther ergriff, trat auch S. wieder in die politische Debatte ein. Unter dem Pseudonym Justus Steinbühl (wohl nach der gleichnamigen Nürnberger Vorstadt) veröffentlichte er „Patriotische Betrachtungen im Gefolge der Münchener Fastnacht“. Da der Sturz des Ministeriums Abel — so wird darin ausgeführt — auch in Baiern zu freudiger Hoffnung berechtige, wolle er wieder seine Stimme vernehmen lassen, „jedoch nur im Tone bescheidener Erwartung, ohne Begleitung der Baßgeigen, von welchen der Himmel voll hängt“. Er geißelt die Fehler des Abel'schen Regiments und wendet sich entrüstet gegen jene, denen die Begriffe Katholisch und Ultramontan identisch erscheinen; Baiern als paritätischer Staat dürfe sich nicht mehr das Verketzerungsprincip, an welchem jenseits der Berge festgehalten werde, zur Richtschnur nehmen. Was unter reinem Katholicismus zu verstehen sei, zeige das leuchtende Beispiel der Bischöfe Franz Ludwig von Erthal und Michael Sailer. Dieser scharfen Streitschrift gegen den Ultramontanismus ließ S. bald darauf „Praktische Bemerkungen über die Preßfreiheit“ folgen, worin er sich ebenso entschieden gegen engherzige Censur wendet wie gegen zügellose Preßfrechheit, die leider bereits allerorten aufgewuchert sei und die schlimmsten Früchte tragen werde. Als Freund des besonnenen Fortschritts suchte S. im politischen Leben zu wirken, wie in der Rechtswissenschaft; diesem Ziel war seine ganze öffentliche Wirksamkeit zugewendet, ob er juristische Gelehrsamkeit in praktische Bahnen lenkte oder als Abgeordneter für das Wohl seiner Mitbürger eintrat, ob er journalistische Thätigkeit entfaltete oder die bescheidenen Früchte seiner poetischen Lehrweisheit bekannt gab. Aus Seuffert's Feder stammten die im Frühjahr 1848 erschienenen, seinerzeit viel bemerkten und seither viel benützten Artikel „Von der Isar“ in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. „Wenige Tage nach deinem Auszug — so erklärt er in einem Briefe an seinen Schwager Hauptmann Freiherrn v. Drechsel vom 26. Mai 1848 die Provenienz dieser Artikel — kam es mit dämonischer Gewalt über mich: in dieser Zeit der Gährung und des Umsturzes meine Stimme zu erheben, um zur Mäßigung, Besonnenheit, Ordnung zu mahnen. Eine Reihe von Artikeln in der Allgemeinen Zeitung floß aus meiner Feder. Ich war in dieser Zeit fortwährend im Zustande der Produktion. Um 2 oder 3 Uhr morgens erwachend, gerieth ich sofort in diesen Zustand inneren Schaffens. Um 5 Uhr, der Zeit des

Aufstehens, war im Inneren der Seele so viel fertig, daß ich bis 10 Uhr oder noch länger zu thun hatte, die fertigen Gedanken aufs Papier zu bringen. .... Von 1832 her mit der Würde eines königlich bairischen Märtyrers belehnt und dadurch einiger Popularität genießend, schöpfte ich die Hoffnung, durch meine Theilnahme an der publicistischen Debatte der guten Sache des monarchischen Princips, der gesetzlichen Ordnung und des besonnenen Fortschritts einigen Nutzen bringen zu können." Die Artikel, später gesammelt in der Schrift „Die deutschen Verfassungsreformen, patriotische Reden und Betrachtungen" (1848) handeln von Reform des Preßgesetzes, Bodenentlastung, Reichsverfassung, Wahlrecht, Clubwesen u. s. w. Der Verfasser hält ausgedehnte freiheitliche Reformen für ein Zeitbedürfniß, aber er räth, die Weisheit und Bedächtigkeit des stammverwandten England, nicht die Thorheit und Ueberstürzung Frankreichs zum Muster zu nehmen. Obwohl ein warmer Freund des Bürger- und Bauernstandes, hält er die Erhaltung des aristokratischen Elements für nothwendig zur Erhaltung der Freiheit aller; obwohl ein Gegner des Ultramontanismus, begrüßt er die Wahl der Lasaulx, Phillips, Döllinger ins Frankfurter Parlament, da diese Männer immerhin als Märtyrer einer redlichen Ueberzeugung anzusehen seien; obwohl von Geburt ein Franke, nimmt er die Altbaiern gegen den Vorwurf eines unpatriotischen Particularismus in Schutz. Er will Einigung, nicht Einheit; er will einen Staatenbund, nicht den Bundesstaat; er will an der Spitze einen deutschen Kaiser und zwar den Preußenkönig, „denn dem Stärksten gehört der Stab", aber die Wahl soll bis zur Festigung der Verhältnisse verschoben werden. In den 1848 veröffentlichten „Epigrammen und Sinnsprüchen eines Unparteiischen" wird ebenso warm die Charakterfestigkeit der sieben Göttinger Gelehrten, wie der Widerstand der deutschen Fürsten gegen die „Oppositions-Industrie" des unheilvollen Jahres gepriesen, ebenso entschieden die Knechtung des Gedankens durch Fürsten und Priester, wie die Verehrung des Geßlerhutes „Volksgebot" verurtheilt. Kein Wunder, daß viele am „Führer des Liberalismus von 1831", der im April 1848 zugleich mit Eisenmann (s. A. D. B. V, 770) von der Gemeinde Stadtprozelten als Abgeordneter für das deutsche Parlament aufgestellt worden war, wenig Behagen mehr fanden. Dem eigentlichen Parteiwesen stand S. jederzeit fern; persönliches Interesse konnte ihn nicht beeinflussen, somit war er auch gleichgültig gegen Lob und Tadel. „Von Wühlern Schmähung, von Gewalt'gen traf mich Leid, Und beides glänzt wie Schmuck auf meinem Ehrenkleid." Bald waren, wie er selbst launig erzählt, die letzten „Erübrigungen" der alten Popularität verbraucht. Weil er sich weigerte, die absolute Souveränetät des Parlaments anzuerkennen, wurde er von vielen ehemaligen Freunden und Gesinnungsgenossen des „reactionären Renegatenthums" geziehen. Als er im September 1848 von der Leitung eines von ihm gegründeten Blattes „der Reichsbote" zurücktrat, hielt es der Mitbegründer für opportun, diesen Austritt gewissermaßen zur Empfehlung des „gereinigten" Unternehmens dem Publicum anzuzeigen. Ja, sogar die Kreuzzeitung suchte den vermeintlich bekehrten Saulus als Mitarbeiter zu gewinnen. Als jedoch die schlimmen Folgen der stürmischen Bewegung von 1848 zu Tage traten, als die Reaction ohne Scheu die Güter und Rechte des Volkes antastete, da griff der „Renegat" wieder zur Feder, diesmal aber, um die Regierung zu bekämpfen und vortheilhaft erprobte, freiheitliche Institutionen gegen absolutistische und bureaukratische Gelüste zu vertheidigen: es war eben immer derselbe Freund des Fortschritts innerhalb der gesetzlichen Schranken, derselbe Feind der Willkür und des gewaltsamen Umsturzes. Gewiß muß bedauert werden, daß ein Mann von so seltener Festigkeit und Pflichttreue nicht zu höherem Amte gelangte, wo er unmittelbaren Einfluß auf die Regierung hätte ausüben können. Bald nachdem er noch die

Freude erlebt hatte, daß sein ältester Sohn und tüchtigster Schüler, Ernst August, der Erbe der unbeugsamen Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe des Vaters, als akademischer Lehrer Anstellung fand, wurde er von langwieriger Krankheit heimgesucht. Am 8. Mai 1857 (das Datum in den Blättern für Rechtsanwendung ist falsch) verschied er. „Eine juristische Größe ersten Ranges" nannte ihn ein Nekrolog in der Zeitschrift für Gesetzgebung; „eine Autorität, die dem noch immer gefeierten Namen des einstmaligen Kanzlers v. Kreittmayr würdig zur Seite steht", schrieb ein College, Oberappellrath Glück, in den „Blättern für Rechtsanwendung". Auch andere juristische und politische Organe rühmten mit warmen Worten Seuffert's wissenschaftliches Verdienst, sittlichen Ernst und edle Menschenliebe.

Nekrologe in der Neuen Münchener Zeitung (Jahrgang 1857, Abendblatt Nr. 115), der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1857, S. 2083 u. 2331), der Kritischen Ueberschau 2c., Bd. 6, S. 137, den Blättern für Rechtsanwendung (Bd. 22, Nr. 15) u. a. — Personalact im k. Kreisarchiv München. — Acten und Briefe im Besitze des Sohnes, Professor E. A. Seuffert in München.

Heigel.

Seume: Johann Gottfried S. wurde am 29. Januar 1763 als der Sohn eines ziemlich wohlhabenden Landmannes zu Posern, einem Dörfchen bei Rippach geboren. Sein Vater war streng, aber nicht hart und von einem hohen Gerechtigkeitsgefühle beseelt, das sich auf den Sohn vererbte. Seine Mutter Regina, eine geborene Liebich, soll in ihrer Jugend schön gewesen sein und liebte den Sohn mit großer Zärtlichkeit. Bei dem Schulmeister Held, dessen Tochter Seume's Pathe war, lernte der Knabe frühzeitig lesen und schreiben. Infolge von Streitigkeiten, besonders mit dem Amtsrichter in Posern, verkaufte der Vater seine Grundstücke und übernahm die Pachtung eines Wirthshauses mit ziemlicher großer Oekonomie in Knautkleeberg bei Leipzig. Bei dem neuen Lehrer in dem benachbarten Knauthain machte S. durch die verkehrte Methode des ersteren lange Zeit keine Fortschritte, bis endlich der Pfarrer, Mag. Schmidt bei den öffentlichen Kirchenprüfungen durch die oft barocken Ideen des Knaben aufmerksam auf ihn wurde und ihn dem Lehrer aufs angelegentlichste empfahl. Jetzt überflügelte er in kurzer Zeit alle seine Mitschüler und war oft der Stellvertreter des Lehrers in der Schule, wenn dieser der Pflege seiner Bienen oder des Spargels oblag. Da starb 1775 Seume's Vater in äußerst kümmerlichen Verhältnissen, da Mißwachs nahezu sein ganzes Vermögen verzehrt hatte; der Sohn gedachte Grobschmied, dann Schulmeister zu werden. Aber der Graf Hohenthal-Knauthain nahm sich warm des Verwaisten an und brachte ihn zum Rector Korbinsky nach Borna. Diesem Manne verdankte S. nahezu alle seine Kenntnisse und die Ausbildung seines Charakters. Mit Feuereifer warf er sich jetzt auf das Studium der classischen Sprachen und des Hebräischen und hatte auch hier in kaum zwei Jahren alle Mitstrebenden überholt. Der Rector selbst, dessen liebster Schüler S. war, ersuchte den Grafen, den Schüler aus der Anstalt zu nehmen; bald darauf finden wir ihn auch wirklich an der Nicolaischule zu Leipzig. Hier genoß er den Unterricht Forbiger's, den er besonders wegen seiner trefflichen Methode rühmte; auch die Tüchtigkeit der übrigen Lehrer wußte er zu schätzen. Nun machte er auch Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur; Siegwart war der erste Roman, den er zu lesen bekam, bald darauf lernte er Goethe's Werther kennen; aber beide Werke wußten ihn doch nicht so anhaltend zu fesseln wie die Römer und Griechen, deren Studium er sich nun systematisch widmete. Ein kleines Schulstipendium von 10 Thalern erlaubte ihm auch das Theater zu besuchen, an dem er fortan mit leidenschaftlicher Liebe hing, und um dessentwillen er manchesmal hungerte. Ariadne auf Naxos von Benda war das erste Werk, das er auf der Bühne sah, und die Musik desselben riß ihn so hin, daß

es bis in sein Alter sein Lieblingswerk blieb. Nach beendigtem Besuche dieser Anstalt bezog S. die Universität in Leipzig. Wieder war es hier die Lectüre der römischen und griechischen Schriftsteller, die ihn vor allen anderen fesselte, und Morus' Vorlesungen über Tacitus sind ihm noch lange in lieber Erinnerung geblieben. Aber Streitigkeiten mit dem Magister Schmidt, dem Vermittler zwischen ihm und dem Grafen, und besonders Vorwürfe Schmidt's, der ihn für einen Ketzer hielt, weil er zu häufig badete und zu selten in die Kirche ging, und die Drohung, alle seine Klagen auch dem Grafen mitzutheilen, machten Seume's Studien ein plötzliches Ende. Er wollte sich nicht mit dem Grafen über sein Wesen auseinandersetzen und verließ deshalb plötzlich Leipzig, um sich nach dem Westen Deutschlands zu wenden. Ein bestimmtes Ziel hatte er sich nicht gesetzt, er gedachte sich nur vorerst die Welt anzusehen, mit 9 Thalern in der Tasche glaubte er bis nach Paris kommen zu können. Aber in Vach wurde er von hessischen Werbern aufgegriffen und nach Ziegenhain gebracht, wo ein Fluchtversuch mißglückte. Von hier ging's nun nach Kassel und Münden, und die Weser abwärts nach Bremen. Er und seine Mitgefangenen wurden eingeschifft, um nach Amerika transportirt zu werden. 23 Wochen dauerte die Fahrt, bis man endlich in Halifax landete. S. wurde wegen seiner Tüchtigkeit zum Unterofficier ernannt und mußte nun als solcher einen langen, qualvollen Lagerdienst durchmachen, eine Zeit, in der er die einzige Erholung in seinem Cäsar fand, den er bei sich führte. Endlich aber wurde Frieden geschlossen und S. mußte, ohne den Krieg mitgemacht zu haben, sich wieder nach Europa einschiffen. Zwar dauerte die Rückfahrt nur 23 Tage, aber neues Elend erwartete ihn, er sollte an die Preußen verschachert werden. Da aber ergriff er die erste sich ihm darbietende Gelegenheit zur Flucht und entkam glücklich nach Oldenburg, wo er die Aufmerksamkeit des Großherzogs erregte, der sich seiner warm annahm und mit ihm die Pläne über sein künftiges Leben besprach. Kaum aber hatte er Oldenburg verlassen, um seine Lieben in der Heimath aufzusuchen, so wurde er, da er vergessen hatte, seine militärische Kleidung abzulegen, von preußischen Werbern gefangen und nach Emden als Deserteur geschleppt, und zum gemeinen Soldaten degradirt. Bald machte er einen Fluchtversuch, aber im dicken Nebel verlor er die Richtung und lief seinen Peinigern in die Hände. Ein lateinischer Hexameter, den er im Kerker niedergeschrieben hatte, rettete ihn vor entehrender Strafe. Der General Courbière nahm ihn als Erzieher seiner Kinder auf. Aber S. suchte von neuem die Freiheit zu gewinnen, um von neuem nach Emden gebracht zu werden, wo er nur durch die Bitten der Bürger und die Gewogenheit des Generals der Todesstrafe entging. Durch eine List, die ihm ein Bürger angerathen hatte, entkam er endlich seinem Gefängnisse. Er nahm gegen eine Caution von 80 Thalern, die ihm sein Rathgeber vorstreckte, einen Urlaub zum Besuche der Seinen, um nicht wiederzukehren. S. ging nun, nachdem er seine Freiheit wieder gewonnen hatte, mit dem Gedanken um, seine Studien in Leipzig von neuem aufzunehmen. Nachdem er zuvor seinem Emdener Freunde die vorgestreckten 80 Thaler zurückgesendet hatte, die er sich durch Uebersetzung eines englischen Romans für den Buchhändler Göschen erwarb, wandte er sich nach Leipzig, und wurde hier schon 1792 Magister. Nun gedachte er sich für eine akademische Carrière vorzubereiten, nahm aber zuvor durch die Vermittlung seines Freundes, des Kreissteuereinnehmers Weiße, den Posten eines Erziehers im Hause des Grafen Igelström an, und wurde später Secretär eines Bruders des Grafen, des Generals Igelström, mit dem er nach Warschau ging, um hier alle wichtigeren diplomatischen Actenstücke für die Kaiserin Katharina II. auszuarbeiten. Nach der Niederdrückung des polnischen Aufstandes kehrte S. als Begleiter des Majors Muromzow nach Sachsen zurück und legte

nach dem Tode der Kaiserin Katharina auch seine Stellung als russischer Officier nieder, um in Leipzig durch Unterricht in der englischen und französischen Sprache seine Existenz zu finden. Im December 1801 unternahm er, um sich „auszulaufen“, eine Reise, die ihn über Oesterreich und Italien nach Syrakus führte, und kehrte nach 9 Monaten über die Schweiz und Paris wieder zu Fuß nach Sachsen zurück. Eine zweite, gleich bedeutende Reise unternahm er 1805, auf der er einen großen Theil von Rußland, Finnland und Schweden kennen lernte. Im J. 1808 begann er über ein Fußleiden zu klagen, das zwar schon früher, aber weniger fühlbar gewesen war, und bald gesellte sich dem noch ein Blasenleiden zu; doch stellte ihn das Jahr 1809 soweit her, daß er im Frühlinge 1810 eine Reise nach Weimar zu seinem Freunde Wieland unternehmen konnte. Nach seiner Rückkehr schloß er sich Tiedge, der gerade das Bad Teplitz besuchen wollte, an; hier griff seine Krankheit nur allzurasch um sich, am 13. Juni 1810 fand man ihn todt.

S. ist, wenn auch kein Dichter im vollen Sinne des Wortes, doch ein Schriftsteller von weitgehender Bedeutung, ein Mann von Geist und Charakter. Nicht aus innerem Antriebe griff er zur Feder, sondern durch äußere Umstände bewogen; er selbst war den Schriftstellern nicht sonderlich hold. Das erste, was er schrieb, die Uebersetzung des Romans Honorie Warren, geschah, um sich einer Schuld zu entledigen, und auch mit seinen anderen Schriften verfolgte er zumeist ganz andere Zwecke, als sich selbst den Ruhm eines Dichters und Schriftstellers zu verschaffen. Mit dem Jahre 1796 beginnt seine eigentliche schriftstellerische Thätigkeit, nachdem er bereits drei Jahre zuvor eine Abhandlung „Ueber Prüfung und Bestimmung junger Leute zum Militär“ in Warschau veröffentlicht hatte. Seine Schriften: „Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen im J. 1794“ (1796), zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland seit der Thronbesteigung Pauls I. (1797), über das Leben und den Charakter der Kaiserin Katharina II. (1799) und „Anecdoten zur Charakterschilderung Suworows“ (1799) zeigen ihn als einen von Freiheitsdurst und Vaterlandsliebe beseelten Mann, als einen Tyrannenfeind und Aristokratenhasser, der seiner Zeit einen wahren Spiegel vor Augen hält. Er zeigt dem Volke, wie es in Sklaverei und Knechtschaft versunken sei, nachdem es die Achtung vor sich selbst verloren habe, und predigt gegen die Fürsten, die ihrer Würde und ihrer Pflichten vergessen und sich glücklicher fühlen über Sklaven zu herrschen als über freie, ihr Schicksal selbst bestimmende Völker. Die Gegenwart ist ihm zerfallen, zerrüttet und verderbt, Trost allein findet er in der Vergangenheit. Aus ihr taucht ihm das leuchtende Bild eines Miltiades, des Siegers von Marathon hervor, und krystallisirt sich in einem Drama (1808) voll flammender Vaterlandsliebe. Aus demselben Grunde verweilt er so gern bei Thukydides und Xenophon und übersetzt Theile ihrer Schriften, der Gegenwart ein Vorbild zu geben, und die Einleitung zur Erklärung schwierigerer Stellen bei Plutarch gestaltet sich ihm zu einer Verherrlichung der Vaterlandsliebe, so flammend und begeistert, daß kein Censor den Druck zugeben wollte, und sie erst lange nach seinem Tode veröffentlicht werden konnte. Derselbe Charakter durchweht auch seine Gedichte (1801). S. ist kein Dichter der Gefühle, aber doch voll Gemüth und inniger Liebe für alles Edle und Schöne und Gute. Ein verbitterter melancholischer Zug umschwebt seine Lippen, und was er singt, klingt herb und rauh, aber es ist wahr. Er haßt die Pfaffen und ihre heuchelnde Frömmigkeit und ist doch selbst voll Gottvertrauen; er warnt vor den Weibern, die der Erde größtes Uebel sind und hat doch selbst wahre und tiefe Liebe gefühlt; er eifert gegen den Egoismus und stellt ihn doch als das Grundprincip alles menschlichen Strebens und Handelns hin; denn der Widerspruch ist eben nur ein scheinbarer. Für Klopstock und Gleim ist er begeistert, Lessing schätzt er hoch und seine

Dramaturgie gilt ihm für unübertrefflich; in einem Aufſatze über Schauſpieler und ihre Kunſt (1807) ſtellt er ſich ganz auf ſeine Seite. — Die Schriften, die Seume's Namen am bekannteſten gemacht haben, ſind die Beſchreibungen ſeiner beiden Reiſen, der nach Sicilien, die unter dem Titel: „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802" im darauf folgenden Jahre erſchien, und der nach dem Norden: „Mein Sommer 1805" (1806). Sie beide geben ein treffendes Bild der damaligen Verhältniſſe in den betreffenden Gegenden, untermengt mit einer Fülle intereſſanter Bemerkungen, die von dem Geiſte und der tiefen Bildung Seume's ſprechendes Zeugniß geben. Wolkan.

Seuſſe: Johannes S. (Seuß, Janus Seussius), Dichtergönner und ſelbſt Dichter (in lateiniſcher und deutſcher Sprache). geboren um 1566, † im Frühling des Jahres 1631 (Buchneri Epistol., ed. Stuebel, 1720, p. 17) zu Dresden. S. bekleidete eine angeſehene Stellung im kurfürſtlich ſächſiſchen Conſiſtorium (er wird bald als Elect. Sax. a secretis sanctioribus, bald als S. S. Consistorii Secretarius bezeichnet) und unterhielt einen regen Verkehr mit den berühmteſten Dichtern ſeiner Zeit, — beſonders denen der ſogen. erſten Schleſiſchen Schule, — welchen er ſich nach Kräften gefällig erwies und in deren Geſang er dann und wann miteinſtimmte. Wir haben 7 Briefe an ihn von Auguſt Buchner (ohne Datum, in der Ausgabe von Stübel aus dem Jahre 1720 S. 459—470 und S. 614), einige Gedichte auf ihn von Friedrich Taubmann und Matthäus Zuber; auch von Martin Opitz, Paul Fleming und Andreas Tſcherning wird er erwähnt. Intimen Umgang pflegte er mit dem etwa gleichalterigen luſtigen Poeten Friedrich Taubmann, der zwar eine Profeſſur in Wittenberg innehatte, aber oft an den kurfürſtlichen Hof zur Hebung der Stimmung berufen wurde, und übertrug nach deſſen Tode ſeine Zuneigung in erhöhtem Maße auf den Sohn Chriſtian Taubmann (ſpäter Profeſſor der Rechte in Wittenberg), der dies Freundſchaftsverhältniß den Studenten als nachahmungswürdiges Beiſpiel hinſtellen konnte (in der Einleitung zu ſeines Vaters Ciris-Ausgabe 1618 S. 6). — S. veröffentlichte u. A. ein deutſches Gedicht unter dem lateiniſchen Titel: „Votum anniversarium, quod in Joannis Georgii ducis Saxoniae natali die 41. 5. Martij 1625 devote persolvit . . ." (Dresd. 1625 in 4°). Lateiniſche Diſtichen von ihm ſind der Plautusausgabe F. Taubmann's vom Jahre 1612 und der Vergiliusausgabe deſſelben vom Jahre 1618 (dieſer zwei Gedichte) unter den Elogia vorgedruckt; auch betrauerte er deſſen Tod in einer der (Seuſſe von Taubmann's Sohne gewidmeten) Fama postuma einverleibten lateiniſchen Elegie, welche unterſchrieben iſt: „amico desideratiss[imo] scripsit J. Seussius." (F. Taubmanni Postuma Schediasmata 1616 p. 197—199.) Buchner (l. c. p. 467) gedenkt noch eines „Panegyricus" (identiſch mit dem oben erwähnten „Votum etc." ?) und harmloſer „Epigrammata" aus ſeiner Feder.

S. war in ſeinem Vaterlande ein gefeierter Dichter, ſo daß Gervinus (D. D. III. 4. A. S. 233) wohl nicht übertrieb, wenn er ſagte: „In Dresden ſchätzte man ihn [P. Fleming] den Abweſenden neben dem anweſenden Seußius". Die Wittenberger waren erſt recht für ihn eingenommen: „Seussius aeternum carmine nomen alit" will Taubmann der Vater prophezeien (Schediasmata 1610 p. 391) und Taubmann dem Sohne (Einl. zur Ciris-Ausg. S. 6) gilt er als einer, „qui omnium optime Poëtarum sacra opertanea non ἀκροθιγῶς nota habet, verum ut epopta ad intima quaeque illorum arcanorum penetralia dudum admissus". Buchner, den ſein gutes Herz ſo bereitwillig zum Lobſpenden machte, ſchreibt (l. c. p. 470): „Nunquam lego tua [sc. carmina], quin exclamem: O Poëtarum ingeniosissime Seussi! Aliis enim alia censeantur: tuorum Poëmatum laus ingeniositas!" Die Nachwelt hat über S. den Dichter richtiger geurtheilt, indem ſie ſeine Schöpfungen der Vergeſſenheit preisgab. Er war

nämlich in seinen deutschen Gedichten nichts weiter als ein mittelmäßiger Opitzianer; auch in seinen lateinischen Gedichten hielt er sich nur an die Schwächen seiner beiden von ihm schwärmerisch verehrten Vorbilder Claudianus und Taubmann. Doch mag er unvergessen bleiben wegen seiner talentvolleren Dichtern erwiesenen Freundschaft und Wohlthaten. Heinrich Klenz.

Seuter: Gottfried S., Kupferstecher, geboren 1717 zu Augsburg, Sohn des Johann Seuter (1686—1719), lernte erst bei seinem Stiefvater Joh. Elias Riedinger, dann bei G. M. Preißler zu Nürnberg, ging 1743 nach Italien, hielt sich anderthalb Jahre in Rom auf und noch länger in Florenz, wo er bei Joseph Wagner in Condition stand. Dann versuchte er sein Glück wieder in der Heimath, brachte sich durch Porträtmalen und Kupferstechen nur kümmerlich durch, deshalb begab er sich wieder nach Italien, wirkte in Venedig und insbesondere zu Florenz, lieferte viele Grabstichelarbeiten und Radirungen, z. B. zu Stosch's Werk über geschnittene Steine, für die „Pitture del Salone Imperiale di Firenze" (1751), für das Gallerieweerk des Marchese Gerini und mehrere einzelne Blätter nach italienischen Meistern, darunter als seine Hauptleistung die „Hochzeit zu Cana" nach P. Veronese in zwei Blättern. Im J. 1758 kehrte er nach Augsburg zurück und stach u. A. viele Blätter für das Gallerieweerk von Sanssouci u. s. w. Trotz seines Fleißes starb S. in Armuth 1800. S. arbeitete Blätter nach Tizian, Tintoretto, Correggio, Albani, Raphael (Porträt des Grafen Castiglione), Lionardo da Vinci und vielen Anderen, auch eine Radirung mit Goethe's Porträt für Lavater's Physiognomik und den jungen stehenden Bacchus nach einer Statue des Michel Angelo, aber auch Pferdestücke und Städteansichten von Florenz u. s. w. Noch wird ein Landkartenstecher Albert Karl S. in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu Augsburg erwähnt und ein Bartolomäus S., welcher sich in Deutschland zuerst mit dem Farbendrucke befaßte, die Platten zu Weinmann's „Iconographia" (Regensburg 1735—45 in 4 Fol.) lieferte und sich im Gebiete der Schmelz- und Emailmalerei bethätigte; er starb 1759 im 79. Lebensjahre.

Vgl. Füßli. — Nagler 1846, XVI, 311 ff. — Müller-Klunzinger 1864, III, 530. Hyac. Holland.

Seutter: Johann Georg v. S., Freiherr, Forst- und Finanzmann; geboren am 13. Juni 1769 zu Altheim (bei Ulm), † am 24. December 1833 zu Ludwigsburg. Er war Sohn des Patriciers und Oberforstmeisters der freien Reichsstadt Ulm Albrecht Ludwig S. von Lötzen, erhielt seinen ersten Unterricht theils durch Hofmeister, theils von dem Ortsgeistlichen und bezog hierauf 1787 das Gymnasium zu Ulm. Ursprünglich sollte er sich der Rechtswissenschaft widmen, obgleich er von frühester Jugend ab eine besondere Liebhaberei für das Jagd- und Forstwesen hatte; allein sein Geschick nahm infolge eines tragischen Zufalles eine andere Wendung. Sein Vater stürzte nämlich am 4. October 1789 so unglücklich vom Pferde, daß alsbald der Tod eintrat, und dieser Umstand führte ihn, wegen gänzlicher Mittellosigkeit der Familie, dem forstlichen Berufe zu. Der Magistrat von Ulm sicherte ihm, im Hinblick auf die hervorragende und erfolgreiche Thätigkeit seines Vaters, für später das Oberforstamt Altheim zu, gestattete ihm zur fachlichen Vorbereitung hierfür eine fünfjährige Frist und unterstützte ihn auch noch mit einem Stipendium. Mit froher Zuversicht konnte er daher dem forstlichen Studium sich zuwenden. 1790 trat er zu diesem Behufe in die hohe Karlsschule zu Stuttgart ein. Nach deren Absolvirung widmete er sich als „Jagdjunker" bei dem Markgrafen (späteren Großherzoge) von Baden zu Karlsruhe auch der Erlernung und dem Betriebe des Jagdwesens, prakticirte zugleich in dem nahen Grötzingen im Forstwesen und lernte inzwischen auch den Flößereibetrieb auf der Murg zu Gernsbach kennen. So vorbereitet übernahm

er 1795 das inzwischen für ihn verwaltete Ulmische Oberforstamt Altheim und ergab sich, anfangs nicht ohne Zagen, ganz dem Dienste, in welchem er bald heimisch wurde. Bereits 1796 entwarf er einen (1797 im Drucke erschienenen) Plan über den Bestand und die jährliche Benutzung sämmtlicher Ulmischer Waldungen und im Jahre 1800 auch eine „Reichsstadt-Ulmische Forstordnung nebst angehängter Instruction für den Jäger und Holzwärter", welche der Magistrat nach vollzogener Prüfung 1801 genehmigte und am 27. August 1802 zum Gesetze erhob. Nachdem Ulm noch in demselben Jahre an die Krone Bayern gefallen war, wurde ihm 1803 ein Ruf als Rath der kurfürstlichen General-Landesdirection nach München zu Theil; er kehrte aber auf Ansuchen schon nach wenig über zwei Monaten als „Forstinspector" wieder nach Ulm zurück, um den dortigen Waldungen seine organisatorische Thätigkeit von neuem zuzuwenden. Mit dem Entwurf einer Forstorganisation nach den von ihm bezeichneten Grundsätzen beauftragt, legte er eine solche bereits 1804 vor, welche 1805 in Vollzug gesetzt wurde; es folgten „Dienstinstructionen für das Königl. Bayerische Forstpersonal" (1806) und als Nachtrag hierzu eine „Anleitung zu Anlage und Behandlung der Saam- und Baumschulen" (1807). Nachdem die Stadt Ulm infolge der politischen Ereignisse 1810 unter württembergische Oberhoheit gekommen war, wurde er als Oberforstmeister des neugebildeten Ulmer Oberforstes bestätigt und wegen seiner Verdienste um denselben von dem Könige Friedrich 1811 in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Als ihn das Vertrauen der Krone 1817 auf den verantwortungsvollen und schwierigen Posten eines Directors des königlichen Forstrathes nach Stuttgart berufen hatte, gedachte er anfangs, dieser ehrenvollen Berufung aus Anhänglichkeit an seinen seitherigen Wirkungskreis zu entsagen; jedoch besiegte seine Loyalität für das Herrscherhaus seine ursprünglichen Bedenken. Seine Befähigung zum Organisiren und Reformiren, welche er in rastloser Thätigkeit schon zu Gunsten der Ulmischen Waldungen entwickelt hatte, fand nun ein ausgedehnteres Feld. Schon durch Edict vom 7. Juni 1818 wurde die von ihm ausgearbeitete Reorganisation des württembergischen Forstwesens publicirt und in Vollzug gesetzt. Kurze Zeit darauf folgten neue Dienstinstructionen für das Forstpersonal und andere auf das Forstwesen sich beziehende Reglements, durch welche eine neue Aera für Württemberg eingeleitet wurde. Allerdings befriedigten die neuen Einrichtungen nur so kurze Zeit, daß auf Grund commissarischer Berathung (durch Forsttechniker und Staatsmänner) schon 1822 bezügliche Veränderungen getroffen werden mußten. 1824 wurde er — wegen Reduction des Forstrathes in Stuttgart — zum Director der Finanzkammer des Neckarkreises in Ludwigsburg ernannt, wo er bis zu seinem Tode wirkte.

Trotz der ihm in allen diesen Stellungen obliegenden großen Arbeitslast und seiner vielseitigen Thätigkeit als Verwaltungsbeamter entfremdete er sich doch zu keiner Zeit den Wissenschaften und veröffentlichte zahlreiche Werke und Aufsätze, wobei ihm namentlich die Ansichten seines Lehrers, des Professors Dr. Johann Leonhard Späth, als Vorbild dienten. Sein Lieblingsstudium waren zwar die Naturwissenschaften, insbesondere die Forstbotanik, welche er sogar nach einem neuen System behandelte; der größte Theil seiner Schriften bewegte sich aber in den Gebieten der Forstverwaltung und Forstverfassung, bezw. Forstdirectionslehre (oder Forstpolitik). Seine bezüglichen Grundanschauungen weichen nicht wesentlich von denjenigen G. L. Hartig's (A. D. B. X, 659) und J. Ch. F. Meyer's (A. D. B. XXI, 599) ab, da er mit seinen Lehren ebenfalls ganz auf dem Boden der absoluten Forsthoheit und des Handelssystemes stand. Inbezug auf die Staatswaldfrage gehörte er anfangs zu den Fürsprechern des Staatswaldbesitzes, empfahl sogar den Erwerb von Privatwaldungen von seiten des Staates. Später änderte er aber seine Ansicht; wenigstens redete er

der Vererbpachtung der Staatswaldungen für den Fall das Wort, daß der Wald die Kosten nicht mehr rentire. Man kann ihn vielleicht geradezu als den Begründer der staatswirthschaftlichen Forstkunde ansehen. Alles in Allem war er überhaupt mehr Verwaltungsmann, als eigentlicher Forsttechniker. Da seine Schreibweise überdies etwas gelehrt und nicht leicht verständlich war, fanden seine litterarischen Kundgebungen bei dem forstlichen Publicum nicht die erwartete Aufnahme und Verbreitung. Seine selbständigen Werke, welche wohl nur noch historischen Werth haben, sind, — abgesehen von den bereits genannten — in chronologischer Aufzählung folgende: „Ueber Wachsthum, Bewirthschaftung und Behandlung der Buchwaldungen" (1799); „Versuch einer Darstellung der allgemeinen Grundsätze der Forstwissenschaft nach ihren Verhältnissen zur Staats-, Cameral- und Landwirthschaft" (1804); „Tarif zur Preisbestimmung der Bau- und Werkholzstämme" (1806); „Vollständiges Handbuch der Forstwissenschaft" [I. Theil in 2 Bänden. I. Band a. u. d. T.: „Allgemeine Ansicht der Forstwirthschaft und Regeln der Holzzucht und Holzverwerthung" (1808); II. Band: „Die Forstbotanik" 2c. (1810). Die beiden ursprünglich geplanten anderen Theile erschienen nicht]; „Ansichten über das Studium der Forstwissenschaft mit vorzüglicher Beziehung auf das Königreich Bayern" (1809); „Grundsätze der Werthsbestimmung der Waldungen und ihre Anwendung zur Würdigung des Werths der Forstwirthschaft eines Staates" (1814); „Ueber die gegenwärtige Theuerung der Brotfrüchte und anderer Lebensmittel, ihre Ursachen und die Mittel ihrer Abwendung und künftigen Verhütung" (1817); „Theorie der Erzeugung und Verwendung des Düngers und seiner Surrogate" (1819); „Ueber Steuerbewilligung und Besteuerung in Württemberg" (1819); „Ueber die Einführung der Hackwaldwirthschaft in einigen Gegenden des Königreichs Württemberg, mit besonderer Beziehung auf die Abhandlung: Prüfung der Cotta'schen Baumfeldwirthschaft nach Theorie und Erfahrung" (1820); „Abriß der gegenwärtigen Forstverfassung Württembergs nebst Darlegung einiger bis jetzt für die Administration erhaltenen Resultate" (1820); „Die Staatswirthschaft auf der Grundlage der Nationalökonomie, in ihrer Anwendung auf innere Staatsverwaltung, und die Begründung eines gerechten Auflage-Systems" (1823; 3 Bände); „Ueber den Bestand und die Behauptung des Forst-Regales" (1824); „Ueber die Verwaltung der Staatsdomänen, sowie der Domänen-Gefälle und Rechte" (1825). Außerdem lieferte er staats- und forstwissenschaftliche Aufsätze und sonstige Beiträge zur Tages-Litteratur. — Seine bedeutenden naturwissenschaftlichen Sammlungen wurden nach seinem Ableben von dem Staate für die forst- und landwirthschaftliche Akademie Hohenheim angekauft.

Laurop und Fischer, Sylvan 1822, S. 3 (Selbstbiographie). — Gwinner, Forstl. Mittheilungen I, 1. Heft, 1838, S. 1 (Nekrolog). — Monatschrift für das württembergische Forstwesen 1855, VI, S. 112. — Ratzeburg, Forstwissenschaftl. Schriftstellerlexikon, S. 470. — Bernhardt, Gesch. des Waldeigenthums 2c. II, S. 50, 66, 173, 253, 263, 266, 278, 297, 360, 362; III, S. 78 u. 80. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 622. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner 2c., S. 340. R. Heß.

Seutter: Matthäus S. (auch Seuter), Kupferstecher und Kartograph, wurde 1678 als Sohn des Goldarbeiters Matthias S. und der Bierbrauerstochter Helene Geiselmeir zu Augsburg geboren. Seine Eltern bestimmten ihn ursprünglich zum Bierbrauer, er setzte es aber durch, daß er bei J. B. Homann in Nürnberg das Landkartenstechen erlernen durfte. Bereits 1707, in welchem Jahre er sich zum ersten Male verheirathete (1708 und 1717 heirathete er zum zweiten und dritten Male), finden wir ihn als selbständigen Kupferstecher zu Augsburg ansässig. Binnen kurzer Zeit gelang es ihm, seine dortigen Vorgänger

und Concurrenten im Landkartenstich, Joh. Stridbeck und Jer. Wolf, besonders in Bezug auf Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des kartographischen Verlags zu überholen und den Landkartenhandel, der durch die kriegerischen Zeiten begünstigt wurde, im Großen zu betreiben. Seinen kaufmännischen Erfolg bezeugt der 1723 abgeschlossene Kauf des Hauses D 261 (St. Annagasse), seinen wissenschaftlichen der Titel „kaiserlicher Geograph", den ihm gegen 1730 der Kaiser für die Dedication seines „großen Atlas" verlieh. Er starb 1757. — Aus seiner Officin sind bis zu diesem Jahr gegen 400 Blätter hervorgegangen, die zum großen Theil von ihm selbst, im übrigen von seinem Schwiegersohn (seit 1740) Tobias Konrad Lotter, dem Kupferstecher Andreas Silbereisen und seinem Sohn Albrecht Karl S. gestochen sind. Ungefähr 250 davon sind Landkarten, gegen 100 Pläne und Ansichten von Städten, der Rest chronologische Tafeln, Stammbäume, Tafeln zur Erklärung des See- und Kriegswesens, endlich Jak. Brucker's „Geschichte der Philosophie" in 6 Tabellen und verschiedene „Curiosa". Sämmtliche Blätter des Verlags, so wie sie in den verschiedenen Jahren gerade vorhanden waren, bildeten unter gelegentlicher Zuhülfenahme von Homännischen und anderen Karten Seutter's „großen Atlas" (ohne Jahr), während die Hauptkarten zu kleineren Atlanten unter besonderen Titeln zusammengestellt wurden; bekannt sind: „Atlas geographicus", 1725, mit 46 Karten; „Atlas compendiosus", o. J., mit 20 Karten; „Atlas compendiosus scholasticus", o. J., mit 26 Karten; „Atlas novus indicibus instructus", Wien und Augsburg, um 1730 mit 25, um 1735 mit 50 in Buchstabenquadrate eingetheilten Landkarten und dazu gehörigen vom kaiserl. Hofkriegsagenten Matth. Roth angefertigten Ortsregistern; „Atlas minor" (4°), o. J., mit 50 Karten. Jedem dieser Atlanten ist außer dem erwähnten (gedruckten) Titel noch ein „gemaltes" Titelblatt mit der östlichen Erdhälfte und allegorischen Figuren vorgesetzt, welches ihn als „Atlas novus sive tabulae geographicae totius orbis faciem exhibentes . . .", o. J., bezeichnet, und zumeist ist auch eine kurzgefaßte, mathematisch-physikalische „Einleitung zu dem so anmuthig- als nutzlichen Studio der Geographie" (lat. oder deutsch) beigefügt. — Die große Mehrzahl der Blätter sind Copien oder unwesentliche Veränderungen holländischer und französischer, aber auch Homännischer Originale; nach Manier und Inhalt den Homännischen Karten auf das genaueste gleichend wurden sie, wie damals üblich, möglichst rasch nach dem Erscheinen der theuren, oft schwer zu verschaffenden Originale ohne Angabe von Autor und Publicationsjahr auf den Markt gebracht und dem großen Publicum um billigen Preis angeboten. S. hat außerdem noch das Verdienst, daß er dem geographisch ungeschulten, „zeitungslesenden" Publicum durch Beigabe der Ortsregister eine leichte und schnelle Orientirung auf der Landkarte ermöglichte. Seine Originalkarten beschränken sich meist auf kleinere deutsche Gebiete; hervorzuheben sind Michal's „Schwaben" in 9 Bl. (um 1720) und „Rheinstrom" in 3 Bl., Harenberg's „Paläſtina" (1738), Walser's Karten mehrerer schweizer Cantone (nach 1740), Zürner's „sächsische Specialkarten" (nach 1750). Ständige wissenschaftliche Mitarbeiter hat sich S. nicht gehalten; Hasius und Tob. Mayer, welch letzterer 1741—46 bei Andreas Silbereisen wohnte, sind nur gelegentlich, der Geograph Rizzi-Zannoni aus Padua, der sich eine Zeit lang, wahrscheinlich Mitte der fünfziger Jahre, im Seutterischen Hause aufhielt, nur vorübergehend für ihn thätig gewesen. Kritische Selbständigkeit in der Kartographie, so wie sie die Homännischen Erben seit 1732 zu erreichen suchten, hat S. wohl überhaupt nicht angestrebt. — Sein Verlag wurde nach seinem Tode vertheilt und ging theils an seinen Sohn Albrecht Karl über, der aber bald starb, theils an Michael Probst, theils an Tob. Konr. Lotter (1717—77). Letzterer, dessen Stich sehr gelobt wurde, und noch mehr sein Sohn und Erbe Matthäus Albrecht

Lotter (geb. 1741). waren durch Benützung englischer Originalkarten und häufigere Ausgabe eigener Werke sichtlich bemüht, die Seutterische Officin wieder auf einen zeitgemäßen Standpunkt zu heben; aber auch sie haben besonders hervorragende Erfolge nicht zu verzeichnen.

Paul v. Stetten d. j., Kunst-, Gewerbe- und Handwerks-Geschichte der Reichsstadt Augsburg. Augsburg 1779, S. 54 ff. — Die übrigen biogr. Daten aus verschiedenen Acten und Protokollen des augsb. städt. Archivs. — E. D. Hauber, Historie der Landkarte von Schwaben, Ulm 1724, S. 33 ff. — Ein Verzeichniß der Landkarten u. s. w. von Matth. Seutter s. im Neuen Büchersaal der schönen Wissensch. VI. Bd. (1748), S. 559 ff.

Sandler.

Sevelingen: Meinloh v. S., Minnesänger aus dem Ministerialengeschlecht von Sevelingen (Söflingen bei Ulm), das bei den Grafen von Dillingen das Truchsessenamt inne hatte. Der 1240 als Dienstmann des Grafen Hartmann von Dillingen nachgewiesene Meinloh de Sevelingen kann der Dichter nicht sein, sondern ist vielleicht sein Sohn, wahrscheinlich sogar schon sein Enkel. Denn die wenigen Lieder, welche die alte Quelle der beiden großen Liedersammlungen B und C enthält, stammen aus der Frühlingszeit des Minnesangs. Nicht mehr freilich steht Meinloh auf der Stufe der ältesten deutschen ritterlichen Liebespoesie, wie sie uns aus Oesterreich und Baiern in den Liedern, die den Namen des Kürenbergers tragen, und in denen des Burggrafen von Regensburg entgegentritt, und deren Charakter ich oben Bd. XXVII, S. 550 zu schildern versuchte. Zwar bewahrt Meinloh in formaler Hinsicht noch vieles Alterthümliche: die Einstrophigkeit seiner Lieder, das Fehlen des dreitheiligen Strophenbaues, die Auslassung der Senkung. Zwar pflegt er noch die alte Gattung der einstrophigen Frauenmonologe. Allein er macht doch den ersten Schritt von der alten volksthümlichen Erotik der ritterlichen Kreise zu der neuen, modischen, die durch romanische Sitte und romanische litterarische Muster bestimmt ist, und er macht ihn mit der schüchternen Unbeholfenheit des Neulings, aber auch mit der rührenden Hingabe seines ganzen Selbst, die uns in diesen stammelnden Versen mit dem unvergänglichen Laute der Wahrheit an das Herz greift. Strahlend wie eine überirdische Erscheinung geht Deutschland damals die Cultur des Westens auf: die weltlich-ritterliche Gestaltung des Lebens, die neue Sittlichkeit, die neue Auffassung der Liebe, der Frauendienst als Angelpunkt aller männlichen Tüchtigkeit. Die Lieder Meinloh's zeigen, wie das Schwabenland um 1170 hiervon berührt wird. Es ist als ob er überwältigt von dem großen Eindruck der neuen Bildung mit allen Kräften danach ränge, ihren ganzen Inhalt in seiner Tiefe durch Worte zu erschöpfen und das eine ihn durchdringende Gefühl so recht faßbar, verständlich auszusprechen: die Ehrfurcht vor der stillen Herrschergröße weiblicher Reinheit und Minne. Ihn hat es ergriffen mit der Kraft eines allbezwingenden Zaubers: der Glaube an die veredelnde Macht der Frauenliebe. Wie ein Blitz ist in dem damaligen Geschlecht das Bewußtsein des eigenen Empfindungslebens aufgeflammt, und M. schwelgt in der Reflexion darüber, als hätte sich ihm damit das Paradies geöffnet. Die Wunder, welche er selbst entdeckt hat, an sie will er nun auch die Anderen glauben lehren. So muthen seine Lieder uns an wie ein erster Anlauf, den Begriff des Minnedienstes durch ein selbsterlebtes Liebesverhältniß nach allen Regeln der romanischen Kunst durchzuführen. Wir erfahren, wie er die Geliebte kennen lernte: Andere haben sie gelobt und darum habe er sie gesucht, bis er sie fand; wir hören den feierlichen Entschluß, ihr zu dienen; er legt einem Boten den Liebesantrag in den Mund; er vertieft sich in die Theorie der Minnekunst, handelt von den Eigenschaften eines rechten Liebhabers: erst wird behutsame Zurückhaltung und sene-

liche swaere als nothwendige Folge empfohlen, dann — in einer Palinodie? — aus langem Werben fließender übler Erfahrungen, der Störungen durch die Merker gedacht und umgekehrt gepredigt: Wan (man) sol ze liebe gâhen (eilen); für den glücklich Liebenden wird die Verschwiegenheit als erstes Gebot aufgestellt; wir vernehmen von heimlicher Trauer und Sehnsucht; dann wieder erscheint wachsende Leidenschaft, Betheuerung unwandelbarer Treue; nun überbringt der Bote eine bestimmte Einladung an die Frau, im Angesicht der rothen Blumen, der Boten des Sommers, auch dem liebenden Ritter ihre volle Gunst zu gewähren; auch die Dame erhält das Wort: sie freut sich der Rückkehr des Geliebten; sie vertheidigt gegen die Verleumdungen der Merker die Reinheit ihres Verhältnisses; sie wendet sich gegen neidische andere Frauen (altes Motiv der volksthümlichen Poesie ritterlicher Kreise). Der Dichter bemüht sich, einem bestimmten Ideal nachzukommen, er hat über die Liebe nachgedacht; er gibt Grundsätze, Regeln für das Liebesleben; er geht den Gründen seiner Liebesempfindung nach; er motivirt fortwährend, warum er liebt, traurig ist und so fort. Es scheint, als habe er einige Stilmittel der gnomischen Dichtung der Fahrenden entlehnt, um diesem theoretisirenden Charakter seiner Dichtung zu genügen. Er prägt bereits eine förmliche Liebesterminologie aus, die aber, wie sein Wortschatz überhaupt, der oft zu superlativischem Ausdruck greift, noch ziemlich dürftig und von der Spitzfindigkeit und Beredsamkeit späterer Kunst weit entfernt ist. Er erlaubt sich gelegentlich künstliche innere Reime und Wortspiele. Alles in Allem gewährt Meinloh's Poesie das Bild eines Enthusiasmus, der durch eine gewisse Starrheit gebunden ist, starker Impulse, die noch nicht den entsprechenden künstlerischen Ausdruck finden, einer höchst anziehenden Mischung zweier Stile: des alten, wortarmen, der so ungeschmückt, aber so gesättigt ist von verhaltener Leidenschaft, und des neuen zierlichberedten, der höfisch abgestimmte Empfindung in maßvoller, anmuthiger Bewegung kunstgerecht vortragen will.

Lachmann und Haupt, Des Minnesangs Frühling Nr. 3. — Bartsch, Deutsche Liederdichter Nr. 4. — Scherer, Deutsche Studien II. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Phil.-histor. Kl. 1874. Bd. 74, S. 452 ff., Separatdruck S. 18 ff., 2. Auflage: Wien 1891, S. 79 ff.). — Paul, Beiträge 2, 418 ff. — Burdach, Reinmar und Walther S. 58 f., 64, 77, 83, 86 f. — Sievers, Beiträge 12, 499, 502 f. — E. Schröder, Zeitschr. f. d. Alterthum 33, 100 f. Burdach.

Seven: Leutold v. S., Minnesänger aus dem südtirolischen adligen Geschlecht, das sich nach der Burg Säben oder Seven bei Klausen nannte. Der Dichter selbst ist urkundlich noch nicht nachgewiesen, muß aber in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt haben. Von Umfang und Charakter seiner Poesie giebt die handschriftliche Ueberlieferung ein widerspruchsvolles Bild und es bedarf methodischer Kritik, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Die Quelle der Handschriften B und C legt ihm bloß drei Lieder bei und diese allein, in der von C gebotenen Strophenzahl, dürfen als sein sicheres Eigenthum gelten. Dagegen bringt die Heidelberger Handschrift A unter seinem Namen, ähnlich wie unter Gedrût und Niune (s. A. D. B. XXIII, 549) ein Spielmannsliederbuch mit Gedichten, die größtentheils nachweislich anderen Sängern gehören, von denen kein einziges in BC ihm zugeschrieben wird, darunter auch Sprüche. Wahrscheinlich war dies Liederbuch für Leutold von Seven angelegt und wurde von ihm bei seinen Vorträgen benutzt: er war selbst ein Fahrender, ein Spielmann, ritterlichen Standes, wie Walther v. der Vogelweide, der hierin die Bahn gebrochen und die trennenden Schranken zwischen dem Repertoire der ritterlichen Lyrik minniglichen Inhalts und dem der Spielleute niedergelegt hatte. Das geht aus einem Angriff eines bürgerlichen Collegen Reinmar's des Fiedler's (s. A. D. B.

XXVIII, 97) auf Leutold hervor, in dem sich Neid, Rivalität und Standesgegensatz Luft machen. Leider können wir den Inhalt dieser Vorwürfe nicht ganz klar erkennen: höhnisch rückt der bürgerliche dem adligen Nebenbuhler sein großes Repertoire vor und zählt eine Masse von Gattungen mittelhochdeutscher Lyrik auf, die jener alle pflege. — Was nun in B C Leutold zugetheilt ist, zeigt ihn als nicht besonders hervorragenden Schüler Reinmar's des Alten und Walther's: es sind höfische Minnelieder voll Naturempfindung und eines Hauchs von Realismus. Aber er, der sich in seiner Production, wie es scheint, auf die engste Sphäre der ritterlichen Minnepoesie beschränkte, griff offenbar in seinen Vorträgen fremder Lieder weit darüber hinaus und lieh allen Weisen, die im Chor der deutschen Lyrik damals erklungen waren, seine Leier: den lehrhaften, den volksthümlich-realistischen, den burlesken und den parodistischen.

Lachmann, Walther von der Vogelweide zu 85, 34. — v. der Hagen, Minnesinger, I, 305 f., III, 327 f., 451, 468 c, 637, IV, 239 ff. 754 (mit Reinmar v. Hagenau identificiert!). — Wackernagel-Rieger, Walther von der Vogelweide, S. 257 ff. (unkritisch). — Bartsch, Deutsche Liederdichter Nr. 28 (desgleichen). — Wilmanns, Walther von der Vogelweide, 2. Aufl. zu 165, 4. — Roethe, Reinmar von Zweter, S. 182 f. Burdach.

Severin: der heilige S., Mönch in Ufernoricum (Erzherzogthum Oesterreich), wurde für die dortige römische Bevölkerung ein mächtiger Helfer und thatkräftiger Schützer in drangsalvoller Zeit. Eine der wunderbarsten Erscheinungen ist dieser ascetische Mann. Bald nach dem Tode Attila's und der Auflösung seines mächtigen Reiches etwa 454 erschien S. an der Grenze von Pannonien und Ufernoricum, wo er vom heutigen Wien bis Passau und bis nach Salzburg hinein eine staunenerregende Thätigkeit entfaltete. Niemand kannte seine Herkunft, seine Heimath, sein Vaterland. Auf Befragen gab er scherzend die Antwort: „si fugitivum putas, para tibi pretium, quod pro me possis, cum fuero requisitus, offerre"; fügte aber dann ernst hinzu: „quid prodest servo dei significatio loci vel generis sui, cum possit id tacendo facilius vitare iactantiam". Hieraus durfte wohl mit Grund geschlossen werden, daß er von vornehmer Familie abstammte. Betreffs seines Vaterlandes läßt sich nur soviel feststellen, daß seine eigenen Schüler ihn der Sprache nach für lateinischer Herkunft hielten (loquela ipsius manifestabat hominem omnino latinum), auch war ihnen bekannt, daß er sich aus Sehnsucht nach vollkommenem Leben in eine Wüste des Orients zurückgezogen, von wo er vom göttlichen Geist getrieben (divina compulsus revelatione), nach dem durch die Einfälle der Barbaren schwer bedrängten Ufernoricum kam, um der dortigen christlichen Bevölkerung Tröster und Helfer zu sein (Deus ipse, sagt er, me quoque periclitantibus his hominibus interesse praecepit). Das Wahrscheinlichste dürfte somit sein, daß S. aus vornehmer römischer oder besser italienischer Familie stammte, aus Liebe zu klösterlicher Einsamkeit nach Egypten oder Paläſtina ging, um dort das Mönchsleben an seiner Wiege kennen zu lernen, von wo er dann nach Ufernoricum kam. Dieses sein Vaterland dürfte er selbst verrathen haben, wenn er in der letzten Anordnung seinen Schülern mit Hinweis auf den Patriarchen Josef (1. Mos. 50, 23 u. 24) befiehlt, bei ihrem bald erfolgenden Wegzug nach Italien seine Gebeine mitzunehmen. Fast 30 Jahre lang weilte S. in Ufernoricum, nicht als unthätiger Schwärmer, sondern als mächtiger Schützer und werkthätiger Helfer in jeder Noth. Er selbst lebte ein Leben strengster Ascese. Durch anhaltendes Fasten schien er gegen Hunger und Durst fast unempfindlich geworden; für sich fast keine Bedürfnisse fühlend, schien er nur durch die Noth seiner Mitmenschen die Entbehrung zu empfinden. Stets, auch bei strengster Winterkälte, ging er barfuß, in einfacher, ja ärmlicher Kleidung, sein Lager war eine härene

Decke (cilicium) auf dem Boden seiner Zelle. Dieser arme und wehrlose Mönch wurde gefürchteter Streiter für die Freiheit der ganzen Provinz, wie auch überreicher Wohlthäter für alle Bewohner derselben. Mit den Gaben der Prophetie und Wunder ausgerüstet, galt er allen fast für ein überweltliches Wesen und übte auf alle, selbst die rohesten Gemüther, eine fast magische Gewalt. Ueberall, wo er hinkam, mahnte er zu Gebet, Fasten und guten Werken. Durch seine vorsichtigen und eindringlichen Warnungen schützte er die Provinzialen wiederholentlich vor feindlichen Ueberfällen und ermuthigte sie zu tapferer, entschiedener Gegenwehr. Selbst den Königen der Rugier und Alamannen trat er mit achtunggebietender Entschlossenheit entgegen und hielt sie nicht selten von Gewaltthaten gegen die römische Bevölkerung zurück, ja bestimmte sie zur Freigabe der Gefangenen. So schreckte er einzig durch die Macht seines Wortes den Alamannenkönig Gibuld von einem Ueberfalle Passaus zurück und bestimmte ihn zur Freilassung aller Gefangenen. Die Rugierkönige Flaccitheus und Feletheus aber fügten sich nicht selten willig den Mahnungen Severin's oder schreckten doch vor dessen ernsten Drohungen zurück; so bestimmte er des letztern wilde, arianische Gattin Giso von ihrem Vorhaben, die in ihre Macht gelangenden katholischen Christen umzutaufen, abzulassen und die zu Sklaven gemachten Römer freizugeben. Ja so groß war das Ansehen des einfachen Mönchs, daß er zur Loskaufung der Gefangenen und Sklaven, wie auch zur Unterstützung von Noth und Armuth förmliche Zehnten einfordern ließ, die auch willig selbst von entfernteren Orten geleistet wurden. So war es einzig das Verdienst Severin's, wenn diese große und reiche Provinz gegen den Andrang der Barbaren noch für einige Decennien geschützt und gehalten wurde und die Bewohner sich vor gänzlicher Vernichtung noch rechtzeitig retten konnten. An mehreren Orten der Provinz, wo er sich öfter und längere Zeit aufhielt, so bei Passau und Faviana gründete S. klösterliche Niederlassungen, die aber nach Art des Morgenlandes nur aus kleineren Hütten bestanden. Die größte derartige Niederlassung hatte er in der Nähe von Faviana errichtet. Hier traten eines Tages einige Barbaren bei ihm ein, die wegen des großen Rufes des heiligen Mannes vor ihrer Reise nach Italien sich noch dessen Segen erbitten wollten. Unter ihnen befand sich auch Odoaker, ein Jüngling in ärmlicher Kleidung, aber von solch stattlicher Gestalt, daß er sich bücken mußte, um nicht das Dach der niedrigen Zelle zu berühren. S., der die Zukunft des Mannes erschaute, sagte zu ihm beim Abschied: „Ziehe fort nach Italien! jetzt noch in verächtliche Felle gehüllt, wirst du bald vielen reiche Gaben spenden.“ Als König erinnerte sich Odoaker dieser Weissagung und forderte Severin in einem freundlichen Schreiben auf, sich eine Gnade zu erbitten, worauf dieser die Begnadigung eines Verbannten, Namens Ambrosius, verlangte. Die ihm angebotene bischöfliche Würde wies S. ganz entschieden zurück mit der gemessenen Erklärung, er habe Opfer genug gebracht, daß er auf höhere Weisung die liebgewordene Einsamkeit verlassen, um hier unter tausend Wirrnissen zu leben. Nach einem langen, segens- und erfolgreichen Wirken verschied S., wie er es wiederholentlich voraus gesagt, am 8. Januar 482 in seiner Zelle bei Faviana. Trotz der drohenden Warnung und des feierlich gegebenen Versprechens fiel der Rugierkönig Federuchus sofort nach dem Hinscheiden Severin's über dessen Kloster her und plünderte es vollständig aus. In dem sonst ärmlichen Kloster waren hauptsächlich die für Unterstützung der Armen und Gefangenen bestimmten Vorräthe aufbewahrt worden. Die angedrohte Strafe folgte auf dem Fuß, schon nach einem Monat wurde Federuchus von seinem Neffen ermordet. Nach sechs Jahren führte Odoaker die ganze römische Bevölkerung aus Noricum nach Italien; auch Severin's Mönche folgten diesem Ruf und führten, der Weisung ihres Meisters folgend,

auch dessen irdische Ueberreste mit sich. Dieselben wurden schließlich im Castell Cucullanum bei Neapel in einem von einer frommen Matrone, Barbarina, errichteten Grabmal beigesetzt. Ueber demselben erhob sich alsbald ein Kloster der Mönche Severin's, dessen Abt Eugippius, ein Schüler Severin's, im J. 511 eine Vita des verehrten Meisters verfaßte. Diese Vita nun, der wir im Vorangehenden gefolgt, gibt uns neben der Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes, von einem Augenzeugen in möglichst schmuckloser Form geschildert, ein treues, anschauliches Bild von dem Zustand jener Römerprovinz Germaniens unmittelbar vor ihrem völligen Untergang. Da sie das einzige derartige Denkmal ist, hat sie für uns unschätzbaren Werth. Ueber Namen und Lage mancher in der Vita erwähnten Orte, wie: Asturis, Comagenis, Favianae, Cucullis, Joviacum u. a. ist zwar schon viel verhandelt worden, aber ohne daß bis zur Stunde einwandfreie Resultate erzielt werden konnten.

Eugippii vita S. Severini. Ausgaben: AA: SS. Jan. I, 484. — Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands I, 432 ff. — Monum. Germ. Auct. ant. I, p. II. 1877. ed. Sauppe. — Corp. SS. eccl. lat. vol. 9. Vindob. 1886 ed. Knöll. Uebers. von K. Rodenberg, Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, Lief. 55, Leipzig 1878. — Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, 1. Thl. — Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. 5. Aufl. Berlin 1885, S. 43. — Frey, Der heilige Severin, ein Lebensbild. Basel 1872. — Alois Sembera, Ueber die Lage der Wohnstätten des heil. Severin, Comageni, Astura und Faviana. Wien 1871. — Wien der Wohnsitz und Sterbeort des heil. Severin. Wien 1882. Knöpfler.

Severin: Julius S., Genremaler, wurde von sächsischen Eltern stammend (der Vater soll 1883 noch als Arzt zu Cannes gelebt haben) am 29. April 1840 zu Rom geboren, kam 1865 nach München, wechselte, in behaglichen Verhältnissen lebend, seinen Aufenthalt, bis er sich 1870 ganz in der Isarstadt niederließ. Ohne einer Schule oder einer bestimmten Richtung anzugehören, begann er als Autodidakt verschiedene seltsame oder bizarre Stoffe, um selbe unvollendet auf weiteres zurückzustellen, wenn ein frischer Einfall, wozu dann wieder neue Studien gemalt wurden, die Aufmerksamkeit reizte und spannte. So hatte er unseres Wissens noch kein Werk zu stande gebracht, als er am 19. Mai 1883 vom Frühstückstisch aufstehend durch einen plötzlichen Tod aus dem Leben gerissen wurde. Unter seinem im Kunstverein ausgestellten Nachlasse waren nur ein paar, früher beiläufig beendete, etwas gequält aussehende Genrestücke, ein Capri-Mädchen mit Krug und Rechen (1878) und eine wenig anmuthende Italienerin, welche in steiler Felsgegend, unterstützt von ihrem hübschen Töchterchen, mit ihrem auf dem Haupte getragenen schweren Fruchtkorbe rastet — ein Bildchen von tiefer, ernster, fast rauchiger Farbe und Stimmung. Unmittelbar nach der Natur skizzirt schien ein schattiger, unter imposanten Bäumen hinführender Waldweg, auf welchem ein betender Mönch auf seinem Grauohr einhertrabt; S. hatte die Scenerie offenbar nach dem ersten Eindrucke mit freudiger Frische niedergeschrieben und dann wieder beiseite geschoben. Ebenso sicher war ein Frühlings-Morgenspaziergang dreier singender Mädchen angelegt, welcher gleichfalls wieder Fragment blieb. Weniger ansprechend wirkte die Skizze zu einem Zimmer mit Putzmacherinnen, deren frische Gesichter mit den häßlichen Haubenstöcken von Pappe contrastiren sollten. Nach originellen Einfällen haschend, begann er eine mit dem Rücken nach dem Beschauer gewendete nackte Schäferin, welche in grüner Wildniß ihren ganz naturalistisch gemalten Haidschnucken auf einer modernen Fiedel vorspielt — ein an Böcklin erinnerndes Farbenexperiment, dessen Vollendung wieder unterblieb. S. ist jenen Naturen beizuzählen, welche, unter weniger günstigen Verhältnissen zu energischer Arbeit ge-

trieben, in ihren Productionen vielleicht glücklich geworden wären. Er blieb stehen, weil ihm alle Wege geebnet waren, während ein anderer mit Ueberwindung der materiellen Schwierigkeiten, die sich fast unübersteiglich quer über die Lebensbahn werfen, die beste Kraft im Kampfe um das Dasein vergeudet. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist auch Severin's Leben lehrreich und mahnend.

Vgl. Beilage 181 „Allgemeine Zeitung" vom 1. Juli 1883. — Kunstvereinsbericht für 1883. S. 79. — Lützow's Zeitschrift XVIII, 577.

Hyac. Holland.

Sextro: Heinrich Philipp S. (Sextroh), geboren am 28. März 1746 zu Bissendorf im Osnabrückschen, verlor schon nach wenigen Monaten seinen Vater, den Prediger H. H. Sextro, der am 7. September 1746 plötzlich von dem Jäger des katholischen Gutsherrn ermordet wurde. Die Wittwe Anna Maria, geb. Meyer, die zweite Frau Sextro's, zog mit den zahlreichen Kindern nach Osnabrück, wo vorzüglich ihr Bruder, Pastor Meyer, sich ihrer auf das hülfreichste annahm. Die erste Erziehung verdankte S. seiner Mutter, die eine tüchtige und streng religiöse Frau für ihre Familie keine Mühe scheute und nicht zum mindesten durch ihrer Hände Arbeit sie in rechtlichster Weise durchbrachte. Vom siebenten Jahre an besuchte S. das Gymnasium zu Osnabrück. Da er aber bis zum zwölften Jahre sehr kränklich war, so machte er anfangs nicht besondere Fortschritte. Doch holte er, als eine Badekur in Pyrmont ihm die besten Dienste gethan hatte, das Versäumte bald wieder ein und auf das sorgfältigste vorbereitet, konnte er Ostern 1765 die Universität Göttingen beziehen, wo er sich bei Walch, Leß, Michaelis u. s. w. hauptsächlich dem Studium der Theologie widmete, aber auch Philosophie bei Hollmann, Geschichte bei Gatterer und Pütter, griechische und römische Litteratur bei Heyne hörte. Letzterer nahm ihn auch in sein philologisches Seminar auf und seiner Empfehlung hatte er es vornehmlich zu danken, daß er bereits im April 1768 in Hameln als Conrector eine Anstellung fand. Diese Stelle vertauschte er im Mai 1772 mit dem Rectorate der Altstädter Schule zu Hannover, das er bis 1779 inne hatte. Hier entstand seine Freundschaft mit J. Ch. Salfeld, damals Inspector des Schullehrerseminars, die ihr Leben lang währte; auch vermählte er sich in dieser Zeit (27. August 1777) mit Kath. Elis. Mueß, der früh verwittweten Tochter eines Kaufmanns Mueß in Osnabrück, die kurze Zeit an einen Kaufmann gleichen Namens verheirathet gewesen war. Da er trotz großem Eifer für das Schulwesen, mit dem er sich zugleich theoretisch beschäftigte, auch die geistliche Laufbahn sich offen halten wollte, so bestand er 1775, und zwar mit dem Prädicat 'optime', das Consistorialexamen. Das ihm unter der Hand gemachte Anerbieten, als zweiter Hofprediger nach London zu gehen, lehnte er ab; doch folgte er bald darauf einem Rufe an die Albanikirche in Göttingen, wo er am 2. Mai 1779 als Pastor eingeführt wurde. Neben seinem Pfarramte nahm er sich auch eifrig der öffentlichen Angelegenheiten an, wie z. B. als Mitglied der Armen-Administration (1780—85) der Armenpflege. Ganz besonders suchte er aber die studirenden Theologen durch Anleitung zu den Pastoralgeschäften für ihren künftigen Beruf vorzubereiten. Zu diesem Zwecke kündigte er Ostern 1782 am Schlusse einer kleinen Schrift: „Ueber Materialien zum Religions-Vortrage an Kranke" ein theologisch-praktisches Collegium an, worin mit Vorlesungen über die ganze Pastoraltheologie Pastoralübungen im Krankenhause verbunden wurden. Diese Bestrebungen, die er in voller Uebereinstimmung mit dem Universitätsprediger Koppe verfolgte, fanden den Beifall der Regierung; am 3. März 1783 wurde das Pastoralinstitut zu einer öffentlichen Anstalt erhoben und am 8. December 1784 wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt. Ende des Jahres 1788 erhielt er eine so vortheilhafte Berufung nach Helmstedt, daß

er sie annahm, obwohl man ihn in Göttingen durch das Angebot einer ordentlichen theologischen Professur zu halten suchte. Er wurde in Helmstedt ordentlicher Professor der Theologie, Generalsuperintendent, erster Prediger der Stephanikirche und Abt von Marienthal. Ehe er noch seine Stellung im Anfange des Jahres 1789 antrat, wurde er am 6. December 1788 an derselben Hochschule zum Doctor der Theologie befördert. Sextro's Wirksamkeit in Helmstedt war eine sehr erfolgreiche. Er las außer exegetischen und dogmatischen Collegien ganz besonders über Moral und 'praktische Religion', wie er eine seiner Vorlesungen nannte. Mit den theologischen Studien waren philosophische stets eng bei ihm verbunden und vor allem hatte er bei seiner Lehre praktische Ziele, die Ausbildung der Theologen zu tüchtigen Seelsorgern, im Auge. Ueber die Art seines Unterrichts äußerte sich einer seiner bedeutendsten Schüler, der ehrwürdige Bischof Dräseke, später folgendermaßen: „Es leuchtete mir bald ein, daß sich Wissenschaft, Geistestiefe, Scharfsinn und sittlicher Ernst in diesem verehrungswürdigen Theologen zu schönem Bunde vereinigten. Philosophischer Blick, an dem Systeme des Königsbergischen Weisen geübt, strahlte noch mehr hervor, wie es schien, als Gelehrsamkeit; und in dieser stand das Sachliche höher als das Sprachliche.“ Obwohl S. zur Vollendung größerer von ihm geplanter Werke niemals gelangte — das beinahe vollendete Manuscript einer umfangreichen Arbeit über Moral verfiel durch das Ungeschick eines Bedienten dem Flammentode —, so erfreute er sich doch in den akademischen Kreisen des höchsten Ansehens. Das zeigte sich u. A. darin, daß er sowohl 1790 als auch 1795 zum Mitgliede der Commissionen erwählt wurde, die über eine Neugestaltung, wie über eine Verlegung der Universität nach Wolfenbüttel oder Braunschweig berathen sollten. Die politischen Verhältnisse, die Beschränktheit der Geldmittel u. s. w. hinderten die Ausführung der gefaßten Pläne. Die hierdurch für die Professoren verursachte Ungewißheit ihrer Stellung war wohl für S. der Hauptbeweggrund, Helmstedt zu verlassen und als erster Hof- und Schloßprediger, wirklicher Consistorialrath und Generalsuperintendent der Grafschaft Hoya nach Hannover zu gehen. Mit lebhaftem Bedauern wurde ihm unterm 4. September 1798 in Helmstedt der Abschied ertheilt. Auch S. wurde die Trennung schwer, zumal seine kränkliche Frau eine lebhafte Abneigung gegen die Stadt Hannover empfand. Es hatten längere Verhandlungen mit S. stattgefunden, in denen u. A. auch seine Anstellung als Consistorialrath in Wolfenbüttel erörtert worden war. Denn er besaß eine besondere Neigung für die Leitung des Schulwesens, dem er schon in seiner Inspection zu Helmstedt, wie die 1791 eröffnete Industrieschule beweist, trotz dem Widerstreben der dortigen Bürgerschaft erfolgreiche Fürsorge gewidmet hatte. Selbst als bereits seine Nachfolger so gut als ernannt waren, versuchte er noch einmal, jetzt allerdings vergeblich, in seiner alten Stellung zu bleiben. Dennoch söhnte er sich mit seinem Aufenthalte in Hannover, wo er ein weiteres Wirkungsfeld und viele alte Freunde, wie Salfeld, fand, sehr schnell aus und entwickelte auch hier bis in sein hohes Alter hinein eine sehr segensreiche Thätigkeit. Die Hoyasche Generalsuperintendentur vertauschte er 1805 mit der Kalenbergischen. Im J. 1802 wurde er Decan des Stifts Ramelsloh und damit Mitglied der Lüneburger Landschaft. Als solches wurde er 1803 dem in Hannover niedergesetzten Landes-Deputations-Collegio beigegeben. Da dieses den damaligen französischen Gewalthabern in der Contributionsbewilligung nicht nach Wunsche zu Willen war, so wurde es 1807 aufgelöst und S. ward mit zwei Genossen als Gefangener nach Hameln gebracht und dort unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Auch später sprach er sich in der westfälischen Zeit mit solchem Freimuthe über die Verhältnisse aus, daß seine Freunde wiederholt für ihn fürchteten. Sehr betrübte ihn die Ende des Jahres 1812 vollzogene Aufhebung der Schloßkirche, in der dann aber nach

dem Sturze der Fremdherrschaft am zweiten Advent 1813 zu seiner lebhaften Freude der Gottesdienst wieder eröffnet wurde. In den folgenden Jahren (1814—22) gehörte er auch der Ständeversammlung des Königreichs Hannover an. Allmählich nöthigte ihn aber das Alter, seine umfassende Thätigkeit mehr und mehr zu beschränken. So stellte er 1822 das Predigen ein und 1825 hielt er zum letzten Male die Confirmation ab. Am 1. März 1830 wurde ihm noch der Titel eines Oberconsistorialraths verliehen, aber 1833 gab er die Consistorialarbeiten im wesentlichen auf; 1836 legte er auch das Decanat von Ramelsloh nieder. Denn im Frühjahre 1833 hatte er einen Schlagfluß gehabt, dem längere Lähmung gefolgt war. Blieb er nun auch körperlich schwach und gebeugt, so bewahrte sein Geist doch Regsamkeit und Frische; die wissenschaftliche Beschäftigung und den Umgang mit strebsamen Jünglingen setzte er bis zu seinem Tode fort, der am 12. Juni 1838 erfolgte. Seine Frau war bereits 1820 während eines Besuches in Hunteburg gestorben. Da die Ehe kinderlos geblieben war, so bestimmte S. den größten Theil seines Vermögens zu zahlreichen Vermächtnissen für Kirchen- und Schulzwecke, wie für Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten. Insbesondere bedachte er hier, da ihm die wissenschaftliche und praktische Ausbildung der Candidaten und Prediger stets vorzüglich am Herzen gelegen hatte, das Predigerseminar in Hannover, dem er auch seine reiche Bibliothek zuwandte.

Vgl. Fr. Rupstein, Heinr. Phil. Sextro. Eine Gedächtnißschrift. Hannover 1839. — Akten des herzogl. Landeshauptarchivs in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Seybold: Christian S., auch Seibold, Seywald vorkommend, Maler (geboren in Mainz 1690; † in Wien am 29. September 1768). Ueber seine Jugendjahre und den Gang seiner künstlerischen Ausbildung ist nichts Näheres bekannt. Ebenso wenig wissen wir, welche Umstände ihn nach Wien führten und in welchem Jahre dies geschah. Nach Nagler's Angaben bildete sich Seybold als Autodidakt zum Maler aus. Später bemühte er sich, die in jede Zufälligkeit eingehende Detailmalerei seines jüngeren Zeitgenossen Balthasar Denner, des an verschiedenen deutschen Höfen vielbeschäftigten Portraitmalers, nachzuahmen. Seinem Namen begegnen wir zuerst 1749 in den kaiserlichen Hofzahlamtsrechnungen als Titular-Kammermaler, anläßlich der Erwerbung zweier Bildnisse eines Jünglings und eines Knaben, welche für die kaiserliche Belvedere-Gallerie um 1000 Gulden erworben worden und in dieser Sammlung noch heute vorhanden sind. Außer diesen beiden Werken sind noch ein drittes: „Brustbild eines Mädchens", dem erwähnten ähnlich und sich nur in Einzelnheiten der Gewandung unterscheidend, im Belvedere aufgestellt. Auch der Gemäldesammlung des regierenden Fürsten Liechtenstein in dem Wiener Vorstadtbezirke Alsergrund sind zwei lebensgroße, auf Kupfer gemalte Bildnisse, welche S. und seine Tochter darstellen, eingereiht. Selbstportraite des Künstlers sind im Louvre in Paris, in der Dresdener Gallerie und im Besitze des Grafen Edmund Zichy in Wien. Nach der Ansicht des Directors Eduard v. Engerth (im 3. Bande seines Kataloges der Belvedere-Gallerie S. 222) ist das letztere vielleicht das beste von allen. S. malte in Pastell und Oel und die Bilder der letzteren Technik sehen nicht selten wie Pastellbilder aus. Der Künstler starb nach den Sterbematrikeln des Wiener Stadtarchives im Hause zur kleinen Weintraube am Hof am 29. September 1768 im 78. Lebensjahre, woraus sich ergiebt, daß alle bisherigen Angaben seines Geburts- und Todestages unrichtig sind.

K. Weiß.

Seybold: David Christoph S., geboren am 26. Mai 1747 in Brackenheim als Sohn des dortigen Stadtschreibers David Christoph S. und der Johanna

Maria, geb. Thill, besuchte die theologischen Lehranstalten des Landes, doctorirte 1767 in der Physik, wurde 1770 außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena, 1775 Rector des Gymnasiums in Speyer, 1779 (nicht 1775) in gleicher Eigenschaft in Grünstadt, 1779—1792 hessen-darmstädtischer Professor am Gymnasium zu Buchsweiler im Elsaß. Nach vielen zur Schreckenszeit ausgestandenen Gefahren kehrte er 1795 nach Württemberg zurück, wurde 1796 Professor der classischen Litteratur an der Universität Tübingen. Als solcher starb er am 19. Februar 1804. Seine Hauptwerke sind seine „Anthologia historica graecolatina“, „Anthologia romana poetica“, „Hartmann, eine württembergische Klostergeschichte“ 1778, „Historienbüchlein“, Tübingen 1801.

Gradmann, Gelehrtes Schwaben, S. 620 f., wo ein Verzeichniß seiner Schriften. — v. Georgii-Georgenau, biographisch-genealogische Blätter, S. 915 f.

Theodor Schön.

Seybold: Ludwig Georg Friedrich S., geboren am 25. April 1783 (nicht 5. Mai 1784) in Buchsweiler als Sohn des dortigen Professors David Christoph S. und der Friederike Charlotte, geb. Keller, kam 1793 während der Revolution nach Brackenheim, 1796 nach Tübingen, wo der Vater eine Professur erhielt, besuchte die Klosterschulen Denkendorf und 1800 Maulbronn, trat 1801 in französische Kriegsdienste, verließ 1805 den Dienst und widmete sich der Schreiberei, trat Frühjahr 1809 in das württembergische Heer ein, in welchem er mit kurzer Unterbrechung bis 1815 verblieb. Als Hauptmann verließ er den Dienst, bezog die Universität Tübingen und war fortan als Schriftsteller, namentlich im Sinn der Opposition gegen die Regierung thätig, auch 1819 Abgeordneter von Stadt und Amt Brackenheim. 1817 gab er eine Schrift über Landwehr heraus, 1818 die neue Stuttgarter Zeitung, 1818—1824 neue Stuttgarter Hefte, die deutschen Jahrbücher, seit 1820 die Neckar-Zeitung und 1827 die süddeutschen politischen Blätter. Eine zeitlang Redacteur der Donau- und Neckarzeitung verließ er 1830 Deutschland und ging nach Paris, wo er die „Erinnerungen aus Paris im Jahr 1831“ schrieb. Nach seiner Rückkehr nach Stuttgart übernahm er 1836 die Redaction des Beobachters bis zu seinem am 23. Juli 1842 erfolgten Tod. Von seinen Schriften sind zu nennen „Europa und die Türkei“ (1827), „Der Camisarde“ (1828), „Die neue Zeit von einem alten Constitutionellen“ (1830), „Der Patriot“ (1830), endlich Uebersetzungen französischer Werke.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 1843, S. 674—676. — v. Georgii-Georgenau, biographisch-genealogische Blätter, S. 918—925.

Theodor Schön.

Seybold: Johann Georg S., Philolog und Sprichwörtersammler, aus württembergischer Gelehrtenfamilie stammend, lebte etwa 1620—1690, im dritten Viertel des 17. Jahrhunderts nachweisbar in Schwäbisch Hall als Praeceptor Classicus an der 1655 zum Gymnasium illustre erhobenen städtischen Lateinschule. 1656 wird er als „Präceptor der dritten Klasse“ erwähnt und damals trug er auch Geometrie, Kriegsbauwesen und Geographie vor. Seine älteste Vorrede ist von 1654, die letzte bestimmte von 1677 datirt. Weiteres über sein Leben festzustellen war nicht möglich, zumal er eigentlich gar nichts über sich mittheilt (im Viridarium, Praefatio ad lectorem p. 10: Dr. Gottofredus Rabus, Pastor in agrio Comitatus Hohenloici Waldenburgico religiose fidelissimus, Fautor, Affinis et Amicus meus omnium fidelissimus et integerrimus).

S., der von kundiger landsmännischer Feder „überhaupt ein überlegener Kopf“ genannt wird, war bemüht, die Fortschritte der pädagogischen Erkenntniß seiner Zeit dem Gymnasialunterrichte in den alten Sprachen und in der Philosophie zu gute kommen zu lassen. Von diesen Hilfsmitteln, denen heute nicht

einmal mehr historisches Interesse zukommen mag, sind hervorzuheben: „Antibarbarus Latinus“, „Officina scholastica“, „Officina virtutum“. Das verhältnißmäßig bedeutendste ist das letzte, dessen Titel vollständig lautet: „Officina virtutum, seu praeceptiunculae morales in gratiam Tirunculorum conscriptae, et in brevium Exercitiorum formam redactae. Tugend-Schul, Das ist: Ein Bericht, wie die liebe Jugend in den Schulen zu allerhand Christlichen und GOtt wol-gefälligen Tugenden, vermittelst 186 kurtzer so genannter Argumentlein, nutzlich und erbaulich könne angeführet werden: Also von neuem eröffnet durch Johann Georg Seybold, Gymn. Halensis Praecept. Classicum. Nürnberg, In Verlegung Wolfgang Moritz Endters. Anno MDCCXX“ (XVI [unpaginirt] und 136 S. Nur diese Ausgabe lag mir vor, im Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Stuttgart; die Vorrede ist datirt Hall, 1. März 1670). Das Werk ist eine trocken scholastisch-dogmatische Moralisterei. Ferner verfaßte S. die erste lateinische Grammatik in deutscher Sprache (um 1680; als „Erneuerte und verbesserte Grammatica“ noch 1714 neu aufgelegt) und eröffnete somit die unzählbare Legion verschiedenartiger Lehrbücher des classischen Idioms in der Muttersprache; dagegen trägt sein „Compendium grammaticae“ (z. B. Nürnberg 1698) lateinisches Gewand. Eine schon mehr litterarische Leistung stellt dar: „A. S. (= Andreas Salernitanus, Patricius olim Cremonensis) Bellum grammaticale, d. i. Eine sehr artige und kurzweilige Beschreibung deß Kriegs, den beede König der Nominum und Verborum, in der Landschaft Grammatic, um den Vorzug mit einander geführt: Allen der Grammatic und Lateinischen Sprach Liebhabern, absonderlich aber der Jugend zu gefallen, in die deutsche Sprach übersetzt und in gewisse Capita eingetheilt durch Johann Georg Seybold, Praeceptorem Classicum zu Schwäbischen Hall. Daselbsten auch gedruckt und verlegt von Hans-Reinhard Laidigen 1670.“ Schon daß S. als Ordinarius an einem Gymnasium jener Zeit an die Wiedergabe eines derartigen halbsatirischen Werkes heranging, bezeichnet deutlich genug den freieren Standpunkt seines geistigen Strebens; über den bekannten Urtext sei hier nur bemerkt, daß der Verfasser, Andrea Guarna aus Salerno, sein „Grammaticae opus novum, grammaticale bellum“ zuerst 1539 ohne Namen drucken ließ. Den Uebergang zu der zweiten, ungleich bedeutsameren Seite von Seybold's schriftstellerischer Thätigkeit bilden die stets nur knapp Frage und Antwort anführenden „Selectiora quaedam colloquia Latino-Germanica, ex optimis quibusque dialogorum libris in Tironum gratiam et usum collecta, in breves Paragraphos concisa, atque ita adornata, ut facile de quavis fere obvia materia Latine colloqui discant; opera Johannis Georgii Seyboldi, in Gymnasio Halensi Praeceptoris classici, editio nova, cui accesserunt variae et Tirunculis perquam utiles Latine loquendi formulae, in octo classes distributae“ (VIII [unpaginirt] und 396 S. Nürnberg, W. M. Endter, 1722; kaiserliches Privileg von 1719; Vorrede aus Hall ohne Datum; ältere Ausgabe nicht nachweisbar).

Wodurch und wann S. auf Sprichwörtersammeln geleitet wurde, ist nur zu vermuthen; ältere Arbeiten auf diesem Gebiete führt er der allgemeinen Sitte gemäß nirgends an. Den philologisch-gymnasialpädagogischen Ausgang verräth der den lateinischen Sprichwörtern vor den deutschen eingeräumte Vorrang als Grundlage der äußeren Reihenfolge. Uebrigens steht er mit seinen bedeutenden Vorgängern des 16. Jahrhunderts auf vertrautem Fuße, wie die greifbare Herübernahme eigenartig ausgeprägter Beispiele beweist (vgl. Fränkel, Vierteljahrschrift für Litteraturgesch. IV, 378 f., daneben auch dess. Parallelen i. d. Ztschr. f. vergleichd. Litteraturgesch. u. Renaissancelitt. N. F. IV, 89). Jedenfalls verdient Seybold's alphabetisch angeordnete Sammlung lateinischer, durch

deutsche erklärter Sprichwörter die Aufmerksamkeit eines jeden Freundes alter Spruchweisheit und die vollste Rücksicht des Parömiographen, Litteratur- und Culturhistorikers. Sie erschien zuerst 1654 als „Fasciculus Adagiorum Latino-Germanicorum" zu Ulm, dann 1665, 1669, 1678, 1689, 1698, 1711, 1723 als „Selectiora Adagia Latino-Germanica etc." zu Nürnberg, 1667 ebenda als „Viridarium selectissimarum Paroemiarum", 1677 ebenda als „Viridarium selectissimis Paroemiarum et Sententiarum Latino-Germanicarum flosculis amoenissimum, ... Lust = Garten, Von auserlesenen Sprüchwörtern, auch schönen und denckwürdigen Sitten- und Lehrsprüchen, ꝛc. aus den besten sowol alten als neuen Auctoribus bestehend: So nicht nur für die Scholaren und Studiosos, sondern auch für Geistliche und Weltliche, ja für jedermäniglich, er sey gelehrt oder ungelehrt in Reden und Schrifften, überaus dienlich, also zugerichtet und eröffnet," in der letzteren Ausgabe nach der im Titel angedeuteten Seite hin beträchtlich und sachlich bedeutsam erweitert, bis auf 666 Seiten, während die von 1669 und so noch die von 1723 (doch hier Druckfehler 372) deren 392 zählt. Noch die letzte, 1723 erschienene Ausgabe trägt am Schlusse die Notiz: In hac priori Editione sunt Prov. 2840, In hac posteriori deprehend. 3274, Plura itaque accesserunt in hac Edit. 436. Die als „Viridarium" bezeichnete Ausgabe ist außerordentlich reichhaltig und leistet namentlich in der Wiedergabe lateinischer antiker Sentenzen (deren Belegstellen stets genau angegeben sind), meist in gereimten vierfüßigen Jamben oder in fließenden Alexandrinern, äußerst Anerkennenswerthes. Der gelehrte Autor, der sich freilich öfters auf Uebertragungen anderer stützt, ist besonders bemüht, bezeichnende Ausdrücke der deutschen volksthümlichen Anschauung zu verwerthen; z. B. bringt er S. 165 extis pluit das „Schlauraffenland" (vgl. Adagia s. v. extis), S. 181 Ficulnus homo „ein papierner Mensch", sonst giebt er möglichst frei sinngemäß wieder, wie verba Corinthiaca et Jonica durch „prächtig stylisirte Reden" (S. 625), und so ist auch S. 347 für Nihil amabilius quam morum similitudo hübsch gesagt „Die gleichen Humors seyn gern beysammen". S. erweist sich nicht nur als genauen Kenner der classischen Litteratur und des lateinischen proverbium, so daß er in A. Otto's Buch über „Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer" (Leipzig 1890) in umfänglicher Weise hätte herangezogen werden können, sondern weit mehr als treuen Hüter deutscher Volksweisheit in Spruch und Reim. Er hat eine außerordentlich große Fülle von sonst unbekannten, sowie zahllose Varianten geläufiger Sprichwörter erhalten, und die Ueberlieferung steht ihm in so lebendigem Flusse zu Diensten, daß er für sehr viele lateinische zwei, drei und mehr deutsche Parallelen bietet. Auch hat er sich in seiner schwäbischen Heimath selbst nach Varianten umgehört; S. 285 heißt es: „Lumen Soli mutuas, Du trägst Ablaß gen Rom, Wasser in Rhein (Kocher)." All dies beweist seine Abkehr von jeder scholastischen Einseitigkeit, obwohl die lateinisch geschriebene Vorrede sich rein theoretisch über die alten und einige neue „Gnomologici", besonders Erasmus, verbreitet. Hier fließen übrigens einige Beachtung verdienende Sätze über den Werth des Sprichworts und die Bedeutung der Sammlungen mit litterarhistorischen Ausblicken ein. Auch zeigt die Vorrede, noch mehr freilich die Sammlung selbst, gleich den Adagia-Ausgaben (die im ganzen als eine Art Auszug des Viridarium erscheinen) eine umfängliche Belesenheit. Von nichtantiken Autoren citirt S. mit auffälliger Vorliebe Owen, sodann Herm. Hugo, auch (Baptista) Mantuanus, Sylvius, Mich. Verinus, Kerner (welchen?), Faustus Andrelinus, Erasmus, Fr. Taubmann, Joh. Hermann (geistl. Liederdichter) u. a., ferner „Sachsen Kayser-Chr. 253 postr. part." Da er auf weitere Leserkreise rechnete, gibt er die Stellen aus Homer, Hesiod, Aristo-

phanes, Euripides, Thucydides, Hyperides, Aristoteles, Menander, Lucian u. s. w. lateinisch.

Für die Kenntniß von Leben, Sitte und geistigen Anschauungen in Deutschland seiner Zeit wäre vielerlei aus S. zu lernen, wenn man den gewählten Wortlaut genau durchsiebte und etwas zwischen den Zeilen läse. S. ist der letzte in der Reihe der bedeutenden deutschen Sprichwörtersammler der Renaissance. Die wiederholten Abdrücke und Umarbeitungen bezeugen die in den Jahrzehnten unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege verwunderliche Thatsache, daß die Auflagen verhältnißmäßig rasch vergriffen waren und die Sammlung immer von neuem begehrt wurde. Im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts schnitt diese Beliebtheit vollständig ab, bald war er vergessen, und heute besitzt die Hauptbibliothek seines Heimathlandes, die treffliche Königliche öffentliche Bibliothek zu Stuttgart, keinen einzigen Druck der Sprichwörter Seybold's.

Von neueren Parömiographen hat zuerst Nopitsch, Literatur der Sprichwörter (1822) S. berücksichtigt. Doch nennt er (S. 48) nur „Lustgarten“ von 1677, (S. 50) „Selectiora Adagia“ von 1689 und (S. 53) „Adagia selectiora“ von 1711, trägt aber, was Duplessis, „Bibliographie parémiologique“ (1847), der S. 97 Nr. 166 und S. 336 Nr. 572 die Titel von Seybold's Sammlungen abdruckt, S. 97 übersah, S. 273 f. auch den genauen Titel der Ausgabe von 1669 nach. Wander hat S. in seinem großen „Sprichwörter-Lexikon“ verwerthet; doch benutzte er nur das „Viridarium“ von 1677 (vgl. Wander I, S. XLIII), scheint aber Seybold's hervorragende Bedeutung wenigstens für das lateinische Sprichwort geahnt zu haben (ebd. S. XIII Anm.). Auf sicheren Boden gestellt hat die Bibliographie Seybold's Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen (Leipzig 1852) S. 19; vgl. dazu auch Fränkel i. d. Vierteljahrschrift f. Litteraturgesch. IV, 378, Anm. 37.

Vgl. Zedler, Gr. Universal-Lex. XXXVII, 753 („Deutscher Schulmann in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts“); Jöcher, Allg. Gel.-Lex. IV, 546 (der S. Joh. George nennt und ihn ohne Thatsachenbeleg „zwischen 1668 und 1680“ leben läßt); Goedeke, Grundriß II² 17. Zeitschr. des histor. Vereins f. d. württembergische Franken, Heft VII für 1853 od. III. Bd. 1. Heft (Aalen) S. 34 f. (fälschlich Joh. Chr. S.); dies. Zeitschr., X. Bd. 1. Heft (Heilbr. 1875) S. 73 (verweist auf eine im „Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs“, 1875, Nr. 4 gegebene „ansprechende Analyse“ von Seybold's Verdeutschung des „Bellum grammaticale“). „Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Herausg. von dem Königl. statist. Landesamt“ III (1886) S. 526. Nicht erwähnt wird S. in den Mittheilungen über das Gymnasium zu Hall in: Moser, Beschreibung des Oberamts Hall (Stuttg. u. Tüb. 1847) S. 137; M. Heuß, Hall wie es war und ist (Hall 1862); Programm des K. Gymnas. zu Schwäbisch-Hall. Geschichtliches über die Anstalt (S. III—VII, von Rector Krauts), Schw.-Hall 1878. — Herr Professor Th. Schott, Bibliothekar an der Königl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart, ist mir bei einem kurzen Aufenthalt daselbst mit Nachweisungen über S. und seine Werke hilfreich an die Hand gegangen.

Ludwig Fränkel.

Seydel: Friedrich Gustav S., Arzt und Chirurg, geboren am 6. December 1812 als Sohn eines Hausbesitzers zu Dresden, besuchte von 1826—1833 die dortige Kreuzschule, studirte darauf Medicin in Leipzig unter E. H. Weber, Bock senior, Clarus, Kuhl u. A., erlangte daselbst am 31. Januar 1837 die Doctorwürde mit der Dissertation „De genesi auris externae in hominibus“ (mit 2 Steindrucktafeln), machte dann eine etwa einjährige Studienreise nach

Oesterreich, Frankreich, Belgien und der Schweiz mit längerem Aufenthalte in Wien und Paris, ließ sich nach seiner Rückkehr 1838 in seiner Vaterstadt nieder und widmete sich hier fortab consequent praktisch wie schriftstellerisch der Specialität der Krankheiten der Harnwerkzeuge. Er publicirte „Beitrag zur Methodik in der Anwendung der Mineralwässer“ (nämlich besonders bei Blasenleiden, Hufeland's Journal 1840); „Die natürlichen und künstlichen Heilwässer von Vichy als ein wichtiges Mittel gegen Krankheiten der Urinwerkzeuge, namentlich Stein, Gries und Blasencatarrh“ (Dresden und Leipzig 1841, 2. Aufl. ebenda 1844) und erlangte bald in seiner Specialität einen außerordentlichen und weit über Deutschlands Grenzen hinausreichenden Ruf. Zwecks weiterer Ausbildung als Operateur machte er 1843 noch einmal eine Reise nach Frankreich, wo er die Quellen von Vichy noch gründlicher studirte und Civiale, Leroy d'Etiolles und Chassaignac in Paris hörte. Nach seiner Rückkehr schrieb er: „Der Blasencatarrh und seine Behandlung mit Zugrundelegung der Civiale'schen Abhandlung nach fremden und eigenen Erfahrungen dargestellt“ (Dresden und Leipzig 1843) und widmete sich mehr dem operativen Fach im Bereich der Harnorgane. Die Zahl der von ihm mittelst Schnitt oder Zertrümmerung ausgeführten Steinoperationen wird auf mindestens 110 angeschlagen. Ueber die hierbei gesammelten Erfahrungen publicirte er eine Reihe von Abhandlungen in Schmidt's Jahrbüchern, zu deren ständigen Mitarbeitern er vom 45. Band ab gehörte, in v. Walther und v. Ammon's Journal für Chirurgie und Augenheilkunde, in Göschen's „Deutscher Klinik“ u. a. Journalen. Von selbständig erschienenen Schriften sind noch zu nennen: „Die Harnbeschwerden, ihre Ursachen und Wirkungen, sowie ihre Behandlung. Zur Belehrung für gebildete Nichtärzte“ (Dresden und Leipzig 1844; 2. Aufl. 1853; 3. Aufl. Dresden 1860) und als sein letztes größeres Werk: „Die Stricturen der Harnröhre und ihre Behandlung“ (mit 3 Steindrucktafeln, Dresden und Leipzig 1854). 1862 wurde S. zum königlich sächsischen Hofrath ernannt. Er starb an den Folgen einer Mitralklappen-Insufficienz mit Fettmetamorphose des Endocards am 10. Mai 1865. Seine sehr werthvolle Bibliothek wurde von der Wittwe Seydel's dem Medicinischen Collegium in Dresden geschenkt. S. war ein vorsichtiger, geschickter und ruhiger Operateur, von Charakter bescheiden, wohlwollend, gefällig, neidlos und verträglich. Für seine Lieblingsdisciplin scheute er keinen Aufwand an Büchern, Instrumenten, Reisen, und beachtete alle neuen litterarischen und technischen Erscheinungen in seinem Specialfache.

Vgl. Biogr. Lexicon von Hirsch u. Gurlt V, 378.

Pagel.

Seydelmann: Franz S., ein sächsischer einst sehr beliebter Componist, geboren am 8. October 1748 in Dresden und ebendort † am 17. October 1806. (Nach dem thematischen handschriftlichen Verzeichniß seiner Werke auf der königlichen Bibliothek zu Berlin. Andre schreiben den 23. October, und zwar nach Schilling's Angabe, die wenig Sicherheit gewährt.) Er war der Sohn eines Kammermusicus an der königlich polnischen (resp. sächsischen) Capelle, über den aber jegliche Nachricht fehlt und wurde von ihm anfänglich in der Musik unterrichtet, bis er ihn dann dem Capellmeister Weber und später Naumann übergab. Er scheint schon damals vom Kurfürsten ausersehen gewesen zu sein einst in die Capelle einzutreten, denn als Naumann 1765 nach Italien reiste, wurde ihm S. und auch Schuster als Begleitende mitgegeben, über die er zugleich ein väterlich wachsames Auge haben sollte. Der Musiker damaliger Zeit wurde erst dann für fähig gehalten eine höhere Stellung zu bekleiden, wenn er einige Zeit in Italien studirt hatte und der Kurfürst von Sachsen ließ es sich stets angelegen sein den begabteren, jüngeren Mitgliedern seiner Capelle diese Quelle der Vervollkommnung

angedeihen zu lassen. Schuster und S. wurden auf dieser Studienreise unzertrennliche Freunde und selbst der Kurfürst scheint daran seine stille Freude gehabt zu haben, da alle Wohlthaten und Beförderungen im Dienste beide stets zu gleicher Zeit empfingen. Ein treffliches Zeugniß des einstigen patriarchalischen Verhältnisses zwischen Herr und Diener. So im Jahre 1771, wo ihnen durch Rescript vom 16. Januar angezeigt wurde, daß sie für jede eingereichte Kirchencomposition ein bestimmtes Honorar erhalten sollten, bis sie dann am 25. April 1772 als wirkliche Kirchencomponisten mit jährlich 200 Thalern Gehalt angestellt wurden. Der bisherige Kirchencomponist Fischietti wurde entlassen und die Capelle zählte nun vier Kirchencomponisten als Mitglieder: Schürer, Naumann und jene beiden. Diese vier Männer hatten nicht allein für Compositionen zu sorgen, sondern sie auch einzustudiren und abwechselnd zu dirigiren. Letzteren beiden war noch die Clavierbegleitung in der Oper und die Einrichtung der Partituren und Stimmen übertragen, während Schürer und Naumann davon nun befreit wurden. Schürer starb 1786 und Naumann wurde vom Kirchendienst befreit, dafür rückten am 17. Februar 1787 jene beiden zum Capellmeister herauf, mit je 800 Thalern Gehalt, die bald darauf auf 1000 Thaler erhöht wurden. So hatte S. in voller Manneskraft die höchste Stufe im Dienste der Kunst und seines Kurfürsten erreicht und redlich im gangbaren Sinne seiner Zeit seine Kräfte 19 Jahre lang ausgenützt. Opern- und Kirchenmusik unterschieden sich in damaliger Zeit in keiner Weise und man kann getrost unter eine sächsische Kirchenarie einen Operntext legen ohne irgend einen anderen Eindruck zu erhalten. Das Componiren ging daher auch außerordentlich schnell von Statten. Die Form war genau vorgeschrieben und wurde mit einer Strenge festgehalten, als wenn sie seit Anfang der Kunst bestanden hätte. Der Inhalt mußte auf das schwache und seichte Fassungsvermögen des Publicums, resp. des Hofes eingerichtet sein. Die Instrumentation war auf das einfachste Maß beschränkt und modulatorische Feinheiten waren scheinbar unbekannte Begriffe oder waren vielmehr verpönt: die Grundtonart war Alleinherrscherin und nur der Dominanten- oder Paralleltonart im Mittelsatze war gestattet, an bestimmten Stellen eintreten zu dürfen. Es kann uns daher auch gar nicht wundern, wenn ein in Berlin und Dresden befindlicher thematischer Catalog der Kirchencompositionen Seydelmann's nicht weniger als 36 Messen, 1 Requiem, 37 Offertorien, 15 Vespern, 12 Litaneien, 32 Antiphonen, 40 Psalmen, 2 Hymnen, 4 Miserere, 4 Versetii, 1 Completorium und 1 Motette, sämmtlich für Chor, Soli und Orchester im großen Stile (d. h. Umfange) geschrieben, enthält. Das ist aber nur ein Theil seiner Compositionsthätigkeit, denn die öffentlichen Bibliotheken besitzen von ihm (meistens im Manuscript) noch 3 große Oratorien, 9 Opern und Singspiele, mehrere große Cantaten, 12 Duette, Gelegenheitsgesänge, Lieder und Gesänge und etwa 29 Kammermusikcompositionen als Sonaten für Clavier und Clavier mit Violine. (Dresden und Berlin besitzen das Meiste von seinen Werken.) S. stand eine leichte, melodische Erfindungsgabe zu Gebote, und da er sich wohl hütete in die Tiefen der Empfindung hinabzusteigen, sondern seinem Publicum stets gefällige Waare vorsetzte, so war er der gefeierte Liebling so lange, als er im Stande war jeden Kirchtag mit einer neuen Composition aufzuwarten, wurde aber auch ebenso schnell vergessen, als ein anderer an seine Stelle trat.

Fürstenau, Beiträge zur Geschichte der kgl. sächs. musik. Capelle. Dresden 1849, S. 164 und 175. — Leipziger Allgem. musik. Ztg. Bd. 9, Sp. 94.

Rob. Eitner.

Seydelmann: Jakob Crescentius S., Maler, geboren am 25. Juli 1750, † am 27. März 1829. S. wurde zu Dresden als Sohn eines kurfürstlichen Kirchensängers geboren. Er empfing von seinem Oheim dem Hofmaler

Anton Kindermann den ersten Zeichenunterricht und wurde später unter Giuseppe Canale und Johann Casanova weiter gebildet. Sein eigentlicher Lehrer aber wurde Anton Raphael Mengs, unter dessen Leitung er sich seit dem Jahre 1771 (oder 1772?) in Rom durch das Copiren antiker Bildwerke und neuerer Gemälde eine große Fertigkeit im Zeichnen erwarb. Er schuf sich eine eigene Manier, unverlöschbare Zeichnungen anzufertigen, wobei er sich der Sepia bediente, weshalb sein Verfahren die Bezeichnung der Seydelmann'schen Sepiamanier trägt. Da es ihm mit ihrer Hülfe gelang, die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und Bildersammler auf sich zu ziehen, erhielt er zahlreiche Aufträge und erfreute sich eines guten Namens. Als er im Jahre 1781 nach Dresden heimkehrte, wurde er zum Mitglied der Dresdner Akademie ernannt. Seit dieser Zeit führte er mit Casanova und Schenau zusammen die Geschäfte des Directoriums, ertheilte sowohl im Zeichensaal den Anfängern, wie im Actsaal den Vorgeschritteneren gewissenhaften Unterricht, konnte sich aber nicht entschließen, Schüler in seinem eigenen Atelier auszubilden. Er schwärmte für Italien und hat im ganzen neun Reisen nach dem Lande seiner beständigen Sehnsucht unternommen. Es ist daher auch leicht begreiflich, daß sich S. eine Italienerin zur Gattin wählte. Sie hieß Apollonia und war am 10. Juni 1767 (oder 1768) als Tochter eines französischen Gutsbesitzers und einer Römerin in Venedig (oder Triest) geboren. Schon in zarter Jugend nach Dresden übergesiedelt und sorgfältig erzogen, wurde sie kaum sechzehn Jahre alt mit S. vermählt, der ihr selbst Zeichenunterricht ertheilte und sie dann in Rom durch Therese Maron, die Schwester von Mengs, soweit fördern ließ, daß sie zum Mitglied der Dresdner Akademie für das Fach der Miniaturmalerei ernannt werden konnte. Das Ehepaar hat dann mit vereinten Kräften viel zur Ausbreitung des Ruhmes der Dresdner Gallerie beigetragen, da seine zahlreichen Copien nach den Hauptwerken der Gallerie in ganz Europa Verehrer und Käufer fanden. Namentlich legte Kaiser Alexander I. von Rußland Gefallen an den Copien Seydelmann's an den Tag. Er ertheilte ihm den Auftrag, die vorzüglichsten Gemälde der in Dresden vertretenen italienischen Schulen für die kaiserliche Gemäldesammlung in der Eremitage in der Größe der Urbilder in Sepia auszuführen, und bezahlte den Künstler für seine Arbeiten fürstlich. An der Fortsetzung des Dresdner Galleriewerkes war S. insofern betheiligt, als er die Aufgabe hatte, die Zeichnungen für die Stiche zu liefern. S. starb hochbetagt zu Dresden am 27. März 1829, während ihm seine Gattin erst am 27. Juni 1840 im Tode nachfolgte. Ihr Hauptwerk war eine meisterhafte Zeichnung nach Raphael's Sixtinischer Madonna, nach welcher Friedrich Müller seinen bekannten Kupferstich angefertigt hat.

Vgl. C. A. Böttiger im Artistischen Notizenblatt 1829. Nr. 7. S. 25—27. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 7. Jahrgang. 1829. 1. Theil. Ilmenau 1831. S. 296—300; 18. Jahrgang 1840. 2. Theil. Weimar 1842. S. 735. — H. Keller, Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern. Leipzig 1788. S. 166—168. — G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexicon. 16. Bd. München 1846. S. 318—320. — Müller, Klunzinger und Seubert, Die Künstler aller Zeiten u. Völker. 3. Bd. Stuttgart 1864. S. 531.

H. A. Lier.

Seydelmann: Karl S., Schauspieler, wurde am 24. April 1793 zu Glatz in Oberschlesien als Sohn eines bemittelten Kaufmanns geboren, † am 17. März 1843 nach längerem Siechthum in Berlin, wo er auf dem katholischen Friedhofe vor dem Oranienburger Thor begraben liegt. Sein Leben währte, wie das Ludwig Devrient's, nur 50 Jahre, aber sein Name bezeichnet der Nachwelt einen der bedeutendsten Schauspieler aller Zeiten. Der Berliner Hofbühne gehörte er nur die letzten 5 Jahre an, die durch Krankheit und Familienzwist schwer verkümmert

wurden; dennoch bezeichnet er in der Geschichte dieses Theaters einen glänzenden Abschnitt. Der Nachfolger L. Devrient's und der Vorgänger Th. Döring's steht er im Bunde dieser Zwei als ebenbürtiger Dritter. Aber er erreichte diese Höhe nicht wie die beiden Anderen durch eine geniale Urwüchsigkeit des Naturells, sondern durch die strengste Selbstzucht, den eisernen Fleiß, womit sein scharfer Geist und seine leidenschaftliche Liebe zur Kunst angeborne Schwächen siegreich überwand. Dem Glück verdankte er wenig, seiner unerhörten Willenskraft alles. Schon seine Kindheit war voller Kämpfe. Früh hing sich seine Seele an das Ideal des spätern Berufs. Nicht bloß Dilettantenvorstellungen der Vaterstadt nährten diesen Sinn, sondern auch Lectüre dramatischer und theatergeschichtlicher Schriften. Als er eines Nachts über dem Leben Iffland's einschlief, wäre er beinahe in Flammen aufgegangen; dieser Vorfall konnte den nüchternen Vater dem Kunststreben seines Sohnes nicht geneigter machen. Eine vorübergehende patriotische Begeisterung führte ihn unter die Soldaten; in Glatz und Neisse übte er sich bei der Artillerie zur Vaterlandsvertheidigung; aber trotz ehrlichem Haß gegen den Fremdherrn hielt er den Militärdienst nur zwei Jahre aus; ohne ins Feuer gekommen zu sein, entwischte er 1811 über die österreichische Grenze nach Troppau, und es ist bezeichnend, daß derjenige, der den Flüchtling dort in Sicherheit brachte, ein Schauspieler war. Später nahm man den Deserteur, der nun auch vom Vater verstoßen war und sich inzwischen durch Elementarunterricht kümmerlich ernährt hatte, wieder zu Gnaden an, beschäftigte ihn aber nicht mehr auf dem Exercirplatz, sondern in der Schreibstube. Bald entließ man ihn ganz, und nun folgte S. seinem Stern. Beim kunstsinnigen Reichsgrafen v. Herberstein, auf Schloß Grafenort bei Glatz, betrat er zuerst eine größere Bühne; Luise Rogée, die früh verblichene Gattin Holtei's, stand ihm lieblich zur Seite. Sein erstes festes Engagement hatte er bis zum 22. März 1819 gegen einen Wochenlohn von 10 Thalern in Breslau, wo er im Liebhaberfach so Schwaches leistete, daß der alte Prof. Rohde ihm abrieth, seine Bühnenlaufbahn fortzusetzen. Dem zum Trotz trieb er sich mit einem stattlichen Weibe (Luise Fuchs) und dem geliebten Knaben Wilhelm in österreichischen Theaterstädten umher, faßte festern Boden in Graz und Olmütz, liebäugelte vergeblich mit der Wiener Hofburg und bekam endlich im Herbst 1820 eine gedeihlichere Stellung in Prag, wo sein Director, Franz v. Holbein, ihn auf das richtige Rollengebiet brachte und seine Existenz durch ein Jahrgehalt von mehr als 3000 Gulden sicherte. Dennoch zog er, unter wohlwollender Zustimmung des Prager Gönners 1822 fort nach Kassel. Seitdem wirkte S. an Hoftheatern, ohne aber recht zur Ruhe und zum Wohlbehagen zu kommen. Bis 1828 war er in Kassel, von da bis 1829 in Darmstadt, dann bis 1838 in Stuttgart, und endlich in Berlin. Ueberall sollte seine Anstellung für Lebenszeit dauern; denn S. war stets auf das Heil der Seinen bedacht. Aber Hofintriguen und Coulissenkabalen, wohl auch der eigne Starrkopf zuweilen, trieben ihn von Ort zu Ort. In Kassel vermochte ihn auch die innige Freundschaft mit Spohr nicht zu fesseln, in Darmstadt ärgerte ihn die Vorliebe des Hofs für Opern; und in Stuttgart, wo er am längsten ausdauerte, von wo aus sein Ruhm sich am stärksten verbreitete, kam es schließlich zu so heftigem Zwist mit dem Vorgesetzten, Grafen v. Leutrum, daß der vieljährige Liebling des Publicums Knall und Fall weggeschickt und nicht einmal zur Abschiedsvorstellung zugelassen wurde. Es waren nicht bloß gewisse Härten seines Wesens, es war vor allem der Stolz des freien Künstlers, der sich gegen unberufenes Dreinreden kunstfremder Theaterbehörden aufbäumte. Eine Bühne nach eignem Kunstverständniß frei zu leiten, blieb für ihn ein nie erfüllter Traum. Zwar wurde ihm 1835 die Direction in Frankfurt a. M. durch Gutzkow's Vermittlung angetragen; aber schon winkte die Aussicht auf Berlin, und der Plan zerschlug sich. Daß

S. zum Theaterleiter wie Wenige berufen war, bezeugt mit entschiedenem Nachdruck der seinen schauspielerischen Leistungen gegenüber recht kühl urtheilende Historiker der deutschen Schauspielkunst, Eduard Devrient. Daß er sich mit dem Gedanken trug, im Gegensatz zu den sterilen stehenden Theatern, mit einer Mustertruppe durch Deutschland zu wandern, ist aus Mittheilungen August Lewald's ersichtlich, der sogar dieses Gedankens halber den damals noch von ihm reclamehaft verherrlichten Künstler vor Berlin warnte. Aber für den Preußen blieb die preußische Hauptstadt doch das Ziel. Schon 1832 erhielt er einen Antrag vom Intendanten Grafen v. Redern, aber damals beängstigte ihn noch die Macht des sterbenden Ludwig Devrient. Erst im Frühling 1835 kam es zu einem längeren Gastspiel, das am 2. April als Carlos (in Clavigo) begann und am 26. Mai schloß. Es umfaßte 26 Spielabende und der gefeierte Gast erhielt für jede Rolle 90 Thaler. Er wurde zum erklärten Liebling des Publicums, trotz dem todten Meister Ludwig; und nur sein gesteigertes, überaus verletzliches Selbstgefühl konnte in diesen Stürmen des Beifalls, der ihm vom Hof, von den Weisesten und von der Menge gleichmäßig entgegenwogte, mit grämlich seinem Ohr auf einige kritisch-abfällige Stimmen lauern. 1837 erneuerte sich das Berliner Gastspiel, und endlich, am 4. April 1838, debütirte S. zum ersten Male als königlich preußischer Schauspieler im Opernhause in der Rolle des Cromwell (Raupach's Royalisten). Nicht bloß sein kritischer Lobredner und späterer Biograph Rötscher in der Spener'schen, sondern auch der kühlere Gubitz in der Vossischen Zeitung erkannte ihn als würdigen Ersatz für Devrient und Beschort an. Sehr bald bildete sich eine schöngeistige Gemeinde um S., die über seine Schöpfungen in ästhetischer Schätzung lebhaft discutirte und sie ins Hegel'sche Weltganze einzuordnen suchte. Schon 1835 hatte Eduard Gans, der sich sieben Jahre lang dem Hoftheater fern gehalten, die einzelnen Gastrollen eingehend gewürdigt, wozu ihm Ludwig Rellstab in seinem kurzlebigen Blättchen „Berlin" neben sich Raum gegeben hatte. Nun war Gans einer der Ersten, der des Künstlers persönliche Freundschaft suchte, und der mit ihm und mit jüngern Gelehrten, wie Karl Werder, Hotho, Carrière, mit Moritz Veit und Eduard Devrient dramatische Lesekränzchen hielt. Varnhagen v. Ense bedauerte lebhaft, daß Rahel diesen Schauspieler nicht mehr erleben durfte. König Friedrich Wilhelm III. urtheilte: „immer brav, immer anders und immer ein guter Künstler." Als S. dann in einer Iffland'schen Rolle, als Advocat Wellenberger, am 9. Januar 1843 zum letzten Male aufgetreten und zwei Monate später von seinen schweren innern Leiden erlöst worden war, ging ein großes Trauern durch Berlin. Ein Inserent der Vossischen Zeitung klagte: „Schon hat der Lorbeer seinen Sarg umwunden, Mit Iffland ihn, mit Devrient verbunden." Eine Todtenmaske wurde abgenommen und stand im Eichler'schen Kunsthandel zum Verkauf. Wenige Tage drauf erschienen bei Voß „Blätter der Erinnerung für Freunde und Verehrer des Verewigten", und Rötscher ging alsbald daran, Material für ein umfassendes Werk über S. zu sammeln. Berlin war um einen Großen ärmer geworden.

Aber auch im Reich hatte S. für seinen Ruhm durch vielfache Gastreisen zu sorgen gewußt. Schon 1825 hatte er in Hamburg gastirt; „nicht ohne Glück", bemerkt der verstimmte Director F. L. Schmidt in seinen Denkwürdigkeiten; er war verstimmt, weil das Gastspiel zu einem Engagementsvertrage geführt hatte, den S. brach, um Darmstadt anzunehmen; 1835 war dieser in Seydelmann's Leben nicht vereinzelte Contractbruch so weit verschmerzt, daß sich nun, hinter den Berliner Erfolgen her, das Gastspiel in Hamburg wiederholen konnte; und F. L. Schmidt tadelt zwar den nervösen, reizbaren, ruhmgierigen Menschen, erkennt aber den „geistvollen Charakterschauspieler" an. In Breslau hatte er 1829 seine künstlerischen Jugenderinnerungen aufgefrischt und besser als einst der Laertes,

glückten ihm jetzt der Shylock und andre Shakespeare'sche Hauptgestalten; wie ehedem so erfreute er sich auch jetzt der besondern Huld des alten Kunstkenners Karl Schall; auch ein junger scharfer Blick traf ihn dort zum ersten Mal: der Blick Heinrich Laube's. In Weimar spielte S. im November 1830 mehrmals vor den Augen Goethe's, der sich mit ihm über Carlos (in Clavigo) und Mephisto unterhielt. Wie freilich sein Duzfreund Genast erzählt, achtete S. auch in Weimar nicht bloß auf Goethe, sondern gelegentlich auch auf die Menge und rechtfertigte sein gefallsüchtiges Spiel ins Publicum hinein mit der Bemerkung: „Ja lieber Bruder, Klappern gehört zum Handwerk." Es schnitt dem guten Genast durch die Seele, von solch einem Künstler das zu hören. Im Frühjahr 1831 gastirte S. in Wien, wo an der Burg schon damals die beste deutsche Bühne war; aber auch diesmal kam es zu keinem festern Verhältniß. In München wurde 1835, in Zürich und St. Gallen mit stürmischem Erfolge 1836 gastirt. In Düsseldorf war S. im Februar 1833 und unterstützte durch sein Gastspiel das junge Theaterunternehmen Immermann's.

Diese Wanderfahrten trugen nicht dazu bei, den Kunstgeschmack Seydelmann's zu fördern. Sie verleiteten ihn mehr und mehr zum Solospiel und zu jenen erhaschten Effecten, wie Genast einen beklagt, und wie sie an ihm am schärfsten Eduard Devrient getadelt hat, der vielleicht nicht ohne persönliche Vorurtheile auf ihn die Anfänge des modernen Virtuosenthums zurückführt. Diese Vorwürfe finden darin einen Stützpunkt, daß auch Seydelmann's unbedingteste Bewundrer niemals anerkannten, er habe sich einem Ensemble eingefügt. Immer wird vielmehr ausgesprochen, er sei aus dem Ensemble hervorgeragt. Je schwerer es ihm von Anfang an gemacht wurde, sich durchzusetzen, desto leidenschaftlicher that er es; und in der Regel war seine Umgebung nicht dazu angethan, sich ihr einzupassen oder gar unterzuordnen. Eine künstlerische Harmonie wie am Wiener Burgtheater gab es im Berliner Schauspielhause von 1840 so wenig wie später.

Sich durchzusetzen und Hindernisse zu überwinden, war Seydelmann's Schicksal von früh an. Wie Demosthenes hatte der Jüngling sein sprödes Organ zu schmeidigen; völlig geglückt ist es ihm nie. Ed. Devrient nennt seine Zunge dick und lang, seine Stimme rauh und stumpf; er beanstandet Lispellaute und falsche Aussprache der dunklen Vocale. Auch Gans mußte zugeben, daß einige Laute ihm schwer fallen. Um die Rauhheit zu lindern, ließ S. gern die Stimme bei den Versausgängen melodisch abklingen, was dann dem Vortrag etwas Monotones geben konnte. Aber es gab auch Zuhörer, wie Immermann und A. Lewald, die das Organ wohltönend nannten. Recht wird wohl Gutzkow behalten, welcher die affectvollen Töne mehr charakteristisch als schön fand.

Das Charakteristische war überhaupt der Zielpunkt, nach dem Seydelmann's ganzes Streben hinging. Darin offenbarte er sich als echten Schauspieler, als Menschendarsteller. Schon in der Maske sollte der besondere Charakter des Darzustellenden scharf, unverkennbar und ohne Rest irgend eines fremden Wesens hervortreten. S. war von schlanker Mittelgröße, hatte röthliches Haar, blaue schlaue Augen; nichts in seiner Erscheinung ging über das Gewöhnliche hinaus, aber mit Hülfe der Maskirung und des Gebärdenspiels, ließ sich aus diesem gewandten, beweglichen Körper alles mögliche machen. S. verschmähte es auch nicht, falsche Nasen u. dergl. Hülfsmittel anzuwenden, die dem physiognomisch weit selbständigern Döring beispielsweise ein Gräuel waren. Ganze Nächte durch bosselte er mit Unterstützung seiner Frau am äußern Bilde seiner Gestalten. Er war dann auch fast nie wiederzuerkennen; und zum Theil lag es wohl an dieser statuarischen Maske, daß an seinen Darstellungen die Entwicklung und Steigerung vermißt wurde; z. B. von Rellstab. Er bot, wie man wohl gesagt hat, „mehr ein Porträt als ein Charaktergemälde"; also nichts fließendes, sondern etwas

festes. Sobald er auf die Bühne trat, wußte man bereits seine ganze Auffassung; und an dieser hielt er dann mit eherner Consequenz in allen Punkten fest; so daß stets, wie auch Gubitz und Ed. Devrient anerkannt haben, etwas Ganzes herauskam. Wie ihm Naturtreue höher stand als Idealität, sodaß man ihm vorwarf, er gehe mehr nach dem Leben, als die Kunst vertragen könne, so versuchte dieser ausgesprochenste Realist seiner Zeit auch, über das Allgemein Menschliche hinweg zum Nationalen und Individuellen zu gelangen. Sein Essighändler war ganz Franzose, sein Ossip ganz Russe. Das Charakteristischste für den Menschen bleibt neben Gangart und Gebärde immer das Wort, und den Realisten S. kennzeichnete wohl am sichersten der realistische Laube, wenn er von ihm sagt, er habe die große Macht des nüchternen Worts gezeigt, das unmittelbar trifft und nicht im schönen Bogen abgeschossen wird.

Viel gestritten ist, wie weit bei Seydelmann's Schöpfungen das Genie, deutlicher gesagt, die Phantasie mitgewirkt hat, oder wie weit es reine Verstandeswerke waren. Als er 1835 zum Gastspiel nach Berlin kam, war es vor Allen Gubitz, der in der Vossischen Zeitung von der Mäßigkeit seiner innern Erregung und Phantasie sprach, ihm mehr klare Auffassung als Seelenwärme zuerkannte: „wir verstehen ihn mit dem Kopfe, nicht aber ebenso mit dem Herzen.“ Und in seinem eignen „Gesellschafter“ ließ Gubitz am 11. Mai den Dr. Sobernheim zum Wort, der von Gemüthsfrost sprach und auch sonst durch seine abfälligen Vergleiche mit Fleck, Iffland, L. Devrient, den Lebenden, der diesen Todten gegenüber sein Recht in Berlin durchzusetzen hatte, bitterlich kränkte. „Er rechnete den Geist der Rolle heraus“, sagt Sobernheim. Günstigere Kritiker drückten dieselbe Beobachtung milder aus. Gans sah bei ihm nicht die unmittelbare, sondern die vergeistigte Natur; Rellstab meinte, er schaffe durch die Vermittlung des Betrachtens. Aber diesmal ist Eduard Devrient Derjenige, der ihn vor dem Tadel, er sei ein bloßer Verstandeskünstler und Rechenmeister gewesen, in Schutz nimmt; vielmehr waren nach Devrient's Ansicht seine mannigfaltigen und stets originellen Gestalten ihm in der Phantasie lebendig aufgegangen. Wenn er in grüblerischer Einsamkeit seine Menschen schuf, so sah er sie bis ins Kleinste und Klarste vor sich; und in diesem Sinne mag das auf ihn angewendete Wort vom Rafael ohne Hände auch für den Schauspieler gelten. Seine Willenskraft mag dem spröden Körper doch nicht alles abgetrotzt haben, was der erfinderische, bildende Geist und wohl auch das stark empfindende Herz, wollte. „Da hat man mir solange das Herz abgestritten, und nun muß ich es fühlen, daß ich doch ein Herz habe“, scherzte wehmüthig der sterbende, just am Herzen sterbenskranke Mann.

Freilich daß dieses Herz zum Liebhaber ausgereicht hätte, gab er nach seinen Breslauer Jugenderfahrungen selbst nicht zu. An seinen Sohn, der sich als Bassist der Bühne gewidmet hatte, schrieb er, sich selbst in die dritte Person setzend: „Als Liebhaber darf S. nicht erscheinen; er muß zugleich den Teufel stark im Leibe haben oder den blanken Humor.“ Den Teufel hat ihm Niemand abgestritten, im Leben sowenig wie in der Kunst. Sein Humor war nach dem Zeugniß Laube's begrenzt durch satirischen Sarkasmus. Es fehlte der Sonnenschein. Er hatte etwas von der schneidigen Schärfe des Goethe'schen Carlos, der auch seine beste Leistung war, mit dem er zum ersten Mal das Berliner Publicum hinriß. Von diesem Carlos, den er ohne die üblichen Intriganten-Manieren, als seinen klugen Weltmann gab, hat A. Lewald gesagt: „Er verstand es, Recht zu haben.“ Und eine starke Ueberzeugungskraft muß allenthalben in Seydelmann's Leistungen gelegen haben. Er ging fast immer eigne Wege und zog auch Urtheilsfähige mit sich. Am überzeugendsten scheint er in Schiller'schen Rollen wie König Philipp gewirkt zu haben; sein strenger Realismus gab diesen

Idealbildern etwas Menschlicheres. Sein Mephisto war ein besondres Capitel für den Gelehrtenstreit. S. wollte nichts andres geben, als den Teufel des Volksglaubens. Er war, wie Ed. Devrient sagt, der widerliche, kothige und zotige Teufel vom Blocksberg; wie Immermann sagt, ein erdiger knarrender Geist mit infernalisch-thierischem Krächzen, Pusten, Murksen. Die Cultur scheint diesen Teufel nicht beleckt zu haben. Wenn er in Gretchen's Zimmer trat, so blies er das Schwül' und Dumpfige mit seinem Athem in den Raum hinein. In seinem Nathan dagegen erkannte Immermann den „Herder'schen Humanitätsprediger", der den Juden hinter dem Weisen zurücktreten ließ und jenen nur in einer gewissen Demüthigkeit des Auftretens zu erkennen gab. Sein Marinelli war ein bornirter Geck ohne Gewicht, der aber mit einem gewissen hohlen Selbstbewußtsein auftrat. Sein Shylock war ganz Jude und ganz ernst. Das religiöse Gefühl gab ihm etwas Erhabnes, er rechnete stark auf Mitgefühl; schon in der Scene mit Tubal brach er in Thränen aus; vor Gericht raste er wie ein wildes Thier. Etwas vom Thier, theils Tiger, theils Affe, theils Schlange, muß nach Lewald's Zeugniß auch sein Mohr im Fiesco gehabt haben. Die Sucht zu charakterisiren trieb S. oft so weit, daß er den Mohren mit einem Luftsprung zum Galgen schickte, und den Kanzler Antonio verwickelte er in ein zärtliches Verhältniß zur Leonore Sanvitale. Seine letzte Bühnengestaltung war Karl Werder's Columbus, durch den er sich das Anrecht auf den heißersehnten Wallenstein erwerben wollte. Kurz vor seinem Tode sollte er den Jago spielen; es war sein höchster und letzter Wunsch gewesen, dieses Räthsel der Darstellungskunst zu lösen; und Ed. Devrient, der ihn auf der Leseprobe hörte und der seine Gestalten meist prosaisch fand, sagte von ihm: „Als Jago wäre er poetisch gewesen." Was Devrient das Prosaische nennt, hat S. selbst einmal anders ausgedrückt in einem Zufallswort zu Theodor Döring, den er nicht ohne Neid und nicht ohne künstlerische Bedenken bewunderte: „Sie tragen die bunte Jacke, ich trage die graue Jacke." Um diese ihm von der Natur angepaßte Grauheit zu überwinden, griff er zu Effecten, die außer der Sache lagen, und ging in der Scharfzeichnung oft so weit, daß der Mitspieler zu viel von den Absichten des Gegners merken mußte. Aber dennoch stand diesem Meister seine Kunst zu oberst; über sie sprach er, über sie schrieb er die ausgezeichnetsten, wahrhaft lehrreichen Briefe, mit ihr rang er bis hinein in den Tod. Und als alle Arbeit vorbei war und es zum Sterben kam, flüsterte er ingrimmig: „Und darum das alles!"

S. ist kein glücklicher Mensch gewesen und hatte viel Feindschaft geerntet. Er konnte auch im Leben schauspielern; Gutzkow bewunderte an ihm, wie er scheinbar kundig und einstimmend zuzuhören vermochte, wo er nichts verstand. Aber als wahrhaft bedeutender Mensch hatte er auch Stunden hingebendster Heiterkeit. Von einer solchen Stunde, die er beim ersten Abschied von Berlin 1835 im Jagor'schen Weinhause verlebte, sagte er: „Mein ganzes Wesen ging auf, und dann hat mich noch niemand ungern gehabt."

August Lewald, Seydelmann. Ein Erinnerungsbuch für seine Freunde. Neue Ausgabe. Stuttgart 1841. — Wolfgang Menzel im Morgenblatt 1832. — F. Röse, Ueber die scenische Darstellung des Goethe'schen Faust und Seydelmann's Auffassung des Mephistopheles. Berlin 1838. — Hallische Jahrbücher 1838. — Karl Gutzkow, Oeffentliches Leben in Deutschland 1838—1842. S. 152 ff. — Karl v. Holtei, Briefe aus und an Grafenort. 1841. — F. W. Gubitz, Nachruf in der Vossischen Ztg. vom 20. März 1843. — H. Th. Rötscher, Seydelmann's Leben und Wirken. Berlin 1845. 357 S. (Zahlreiche Briefe.) — Heinrich Laube, Das norddeutsche Theater. 1872.

S. 38 ff. — Karl Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben. 1875. S. 59 ff. — Eduard Devrient, Geschichte der Schauspielkunst IV, V, 1874. — Oscar Teuber, Geschichte des Theaters in Prag III. — R. Fellner, Geschichte einer deutschen Musterbühne. 1888.

Paul Schlenther.

Seydewitz: Franz S., Mathematiker, geboren am 11. Januar 1807 in Erfurt, † am 14. April 1852 in Heiligenstadt (preußische Provinz Sachsen), wo er seit 1834 als Lehrer, seit 1846 als Oberlehrer am Gymnasium wirkte. Er war ein fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiete der durch Poncelet in Frankreich, Steiner in Deutschland und Andere neu eröffneten synthetischen und projectivischen Geometrie. Ihr gehören insbesondere zahlreiche Aufsätze an, welche 1843—1851 in den Bänden III—XVII von Grunert's Archiv abgedruckt sind. Außerdem veröffentlichte S. eine Sammlung trigonometrischer Aufgaben (1840), „Theorie der periodisch homologen Punkte, Geraden und Ebenen in Bezug auf ein System dreier Kegelschnitte" (1842) und „Das Wesen der involutorischen Gebilde in der Ebene als gemeinschaftliches Princip individueller Eigenschaften der Figuren" (1846). Die Ausdrucksweise von S. war einigermaßen schwerfällig und stand einer raschen Anerkennung seiner Leistungen im Wege. Erst ziemlich spät, und zwar nach dem Tode ihres Verfassers, wurde ihr Inhalt nach Verdienst gewürdigt.

Poggendorff, Biograph.-literar. Handwörterbuch zur Gesch. der exacten Wissenschaften. II, 915.

Cantor.

Seydewitz: Karl Friedrich August Graf v. S., königlich baierischer Generalmajor, geboren zu Weßnig im damaligen kursächsischen Amte Torgau, am 18. Mai 1769, stand zuerst in der kurfürstlich sächsischen Garde du Corps, verließ diesen Dienst als Rittmeister und wurde am 3. August 1799 zum Major und Flügeladjutanten der kurbaierischen Cavallerie ernannt. An der Spitze des 2. Dragonerregiments Taxis nahm er 1805 am Kriege gegen Oesterreich theil. Sein Verhalten bei Lofer, wo er am 3. November durch standhaftes Ausharren und durch angewendete Zwangsmaßregeln die eigene weichende Infanterie zum Halten brachte und vor einer Niederlage bewahrte, und bei Iglau, wo er am 5. December in vorzüglicher Weise den Rückzug deckte, trug ihm großes Lob ein. Die Verleihung des Militär-Max-Joseph-Ordens aber, welche sein Officiercorps für ihn beantragt hatte, unterblieb, weil der in solchen Dingen sehr peinliche Generallieutenant Deroy (vgl. Seyssel d'Aix) seine Fürsprache versagte. Im October 1806 führte Oberst Graf S. seine Dragoner nach Schlesien gegen Preußen in das Feld; 1809 stand er als General an der Spitze einer Reiterbrigade und schon am 16. April dankte ihm Deroy für die erfolgreiche Weise, in welcher er den Rückzug der von letzterem befehligten Division von Landshut nach Pfaffenhausen geleitet hatte. Seydewitz' Ehrentag wurde aber der 22. des nämlichen Monats, an welchem er in der Schlacht bei Eckmühl auf Napoleon's persönlichen Befehl eine sehr vortheilhaft aufgestellte, schon mehrmals vergeblich angegriffene österreichische Batterie von 16 Geschützen wegnahm. Dieselbe ging freilich zunächst wieder verloren, bald darauf aber nahmen Seydewitz' Reiter, von württembergischer und französischer Cavallerie unterstützt, die Geschütze von neuem und führten damit die Entscheidung des Kampfes herbei. (Archiv für Officiere aller Waffen, herausgegeben von Hütz und Schmölzl, 2. Jahrgang, 2. Heft. München 1845.) Jetzt war auch Deroy nicht mehr gegen die Verleihung des Ordens, um dessen Verleihung S. persönlich nachsuchte und welcher ihm vom Capitel einstimmig zuerkannt wurde. 1812 führte er wiederum eine Cavallerie-

brigade nach Rußland, Krankheit aber zwang ihn schon im Juli zur Rückkehr nach Baiern. Er starb am 19. August 1816 zu München. 1842 wurde ein Festungswerk bei Germersheim nach ihm benannt.

Der königlich baierische Militär-Max-Joseph-Orden vom Geh. Kriegsrath Schrettinger, München 1882. — Schmölzl, Archiv für Officiere aller Waffen, München 1845.

B. Poten.

Seydlitz: Alexander Gottlob Freiherr v. S., preußischer Generalmajor, 1700 in der Neumark geboren, ward 1746 Commandeur des Husarenregiments v. Natzmer Nr. 4, in welchem sein Verwandter, der später so berühmt gewordene Reitergeneral Friedrich Wilhelm v. S. damals Escadronchef war. S. empfing in jenem Jahre, da der König mit ihm bei den Schulmanövern sehr zufrieden gewesen war, einen Ehrensäbel zum Geschenk und im folgenden Jahre erhielt er als Oberst ein eigenes Husarenregiment (Nr. 7). An der Spitze desselben zeigte er sich in den ersten Feldzügen des siebenjährigen Krieges ebenso tüchtig wie er in den vorangegangenen beiden schlesischen Kriegen sich bewährt hatte. Aber schon im Januar 1758 bat er von Landeshut aus um seine Entlassung, er habe 34 Jahre gedient, „leide an Rückenschmerzen, welche ihn nicht auf das Pferd ließen, vermöge gar herunter" und klagt über sein Augenlicht, erhielt aber den Abschied noch nicht, wurde vielmehr im April 1758 zum General ernannt. Erst im März 1759 wurde sein Gesuch bewilligt. Er erhielt 500 Thaler Pension und starb am 2. Mai 1782 im 82. Lebensjahre zu Greiffenberg in Pommern.

König, Biographisches Lexicon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 4. Bd., Berlin 1791. — E. Graf zur Lippe, Husarenbuch, Berlin 1863, S. 271.

B. Poten.

Seydlitz: Anton Florian Friedrich Freiherr v. S., preußischer Generalmajor, Yorck's Waffengenosse und vertrauter Adjutant, ward 1777 im Magdeburgischen, wo sein als Oberförster zu Aken an der Elbe verstorbener Vater als Rittmeister beim Leibcarabinierregimente in Garnison stand, geboren und 1789 zum Pagen bei der Königin-Mutter ernannt, kam aber 1790 in das Cadettencorps zu Berlin und aus diesem 1792 als Junker zum Feldjägerregiment, mit welchem er während der Jahre 1792—1795 an den Feldzügen am Rhein und 1806/7 am Kriege gegen Frankreich theilnahm. 1808 ward er Adjutant bei Yorck, dessen Zuneigung und Vertrauen er in seltenem Grade gewann und welchen er 1812 in den Krieg gegen Rußland begleitete. Er war 1794 Secondlieutenant, 1805 Premierlieutenant, 1808 Capitain, 1811 Major geworden. Als Marquis Paulucci seine Verhandlungen mit dem preußischen Heerführer einfädelte, sandte letzterer am 1. December den Major v. S. nach Berlin, damit er ihm Klarheit über die Absichten der Regierung verschaffe. Dieser kam zurück ohne Gewißheit zu bringen, weil solche in den leitenden Kreisen überhaupt nicht vorhanden war, aber mit dem Entschlusse für seine Person zu thun was in seinen Kräften stände, um die französische Waffenbrüderschaft mit der russischen vertauschen zu helfen. Schon auf seiner am 20. December angetretenen Rückreise in das Yorck'sche Hauptquartier trug er dazu bei, indem er die Capitulation der in Memel stehenden preußischen Truppen mit den Russen zu Stande brachte. (Historische Zeitschrift, herausgegeben von H. v. Sybel, 64. Band, München 1890.) Dann wirkte er zum Abschlusse der Capitulation von Tauroggen mit. Bei Ausbruch des Krieges erhielt er das Commando des Garde-Jägerbataillons. Ungern sah Yorck ihn scheiden. Am 14. December 1813 vertauschte er jene Stellung mit der als Commandeur des 7. Infanterieregiments; die Cabinetsordre sagte,

daß es geschehe um S. einen erweiterten Wirkungskreis und einen besonderen Beweis des königlichen Vertrauens zu geben. Auch während des Feldzuges vom Jahre 1815 stand er an der Spitze dieses Regiments. Der Orden pour le Mérite und beide Classen des Eisernen Kreuzes waren die äußeren Auszeichnungen, durch deren Verleihung sein Kriegsherr Seydlitz' vielfache Dienste und Leistungen belohnte. 1821 erhielt er eine Infanteriebrigade, 1822 ward er zum Generalmajor befördert. Als solcher ist er am 18. Februar 1832 zu Köln gestorben. S. war ein vollendet schöner Mann; der äußeren Erscheinung entsprach durchaus sein Inneres.

B. Poten.

Seydlitz: Friedrich Wilhelm Freiherr v. S., königlich preußischer General der Cavallerie, einer der größten, vielleicht der größte Reiterführer aller Zeiten, wurde am 3. Februar 1721 zu Calcar im Herzogthum Cleve, wo sein Vater, damals Rittmeister im Cürassierregiment Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt Nr. 5, auf Werbung stand, geboren. Derselbe kam später nach Schwedt zurück, verließ 1726 mit dem Charakter als Major den Heeresdienst, ward Forstmeister in Ostpreußen, starb 1728 und hinterließ seine Wittwe, eine geborene v. Flow, in sehr beschränkten Verhältnissen. Sie zog mit ihren drei Kindern nach Freienwalde an der Oder, wo der älteste Sohn Friedrich Wilhelm die Schule besuchte bis ihn, als er dreizehn Jahr alt war, der genannte Markgraf als Pagen zu sich nach Schwedt nahm. Der Knabe muß seine Schulzeit gut benutzt haben, wenigstens hat er während derselben den Grund zu einer wissenschaftlichen Bildung gelegt, welche die der Mehrzahl seiner gleichalterigen Standesgenossen überragte. Er verstand französisch zu sprechen und zu schreiben und kannte die französische Litteratur, liebte aber die Sprache nicht und bediente sich ihrer ungern, schrieb das Deutsche mit schöner fester Hand ungewöhnlich richtig, in gut gebildeten Sätzen und mit treffendem Ausdrucke, und wußte genug Lateinisch, um alle vorkommenden Redensarten und Bezeichnungen erklären zu können. Daneben hatte seine Mutter die in der Kinderseele liegenden Keime wohlwollender Menschenliebe, der Achtung für die Religion und des Sinnes für Wahrheit und Ehre, Treue und Freundschaft sorgsam gepflegt und schön entwickelt. Der Aufenthalt am Hofe des „wilden Markgrafen“, eines Enkels des Großen Kurfürsten und Sohnes des um die brandenburgisch-preußische Artillerie hochverdienten Markgrafen Philipp Wilhelm, diente dazu des Pagen Unternehmungsgeist zu wecken, Geistesgegenwart und eine jegliche Gefahr verachtende Kühnheit zu den Grundzügen seines Verhaltens in allen Lebenslagen zu machen. Auch erwarb er hier jene vollendete Meisterschaft in der Beherrschung des Pferdes, welche alle Cavalleristen entzückte und einen Händler, der ihn, als S. Rittmeister war, in bürgerlicher Tracht auf einem Roßmarkte traf, zum Anerbieten hohen Lohnes veranlaßte, wenn Jener einwillige sein Bereiter zu werden. Seine Anstelligkeit bei allen körperlichen Uebungen und seine Lust an keckem Wagen gewannen ihm bald die Zuneigung des Fürsten, welcher selbst in diesen Dingen Außerordentliches leistete, und bewirkten, daß derselbe ihn zu seinem täglichen Genossen bei den tollkühnen Ritten und Fahrten machte, die sein eigenes Ergötzen bildeten. Mag auch Manches, was in dieser Beziehung erzählt wird, auf Uebertreibung oder auf Erfindung beruhen, so ist doch Vieles thatsächlich wahr, wie das Durchreiten sausender Windmühlenflügel, welches S. noch in späteren Jahren vor zahlreichen Augenzeugen ausgeführt hat. In seiner Stellung als Page blieb S. bis König Friedrich Wilhelm I. ihn am 13. Februar 1740 zum Cornet in des Markgrafen Cürassierregimente ernannte. Er kam nach Belgard in Garnison, wo ihn der Regimentscommandeur Oberst von Rochow,

welcher von den in Schwedt getriebenen „Allotrias“ nichts wissen wollte, in eine strenge Schule nahm. Aber nicht für lange Zeit. Denn schon zu Anfang des Winters 1740/41 rückte das Regiment, und mit ihm S., in den Krieg nach Schlesien. Von seinen dortigen Erlebnissen ist nur das letzte bekannt. Es bestand in einem Fußgefechte und in seiner Gefangennahme. Fürwahr ein seltsamer Beginn für die Ruhmeslaufbahn eines Seydlitz. Es war am 20. Mai 1742. Oberst v. Rochow hatte ihn von dem Städtchen Kranowitz aus mit 30 Cürassieren entsandt, um ein vor den Quartieren des Regiments an der von Ratibor nach Troppau führenden Straße liegendes Dorf, vermuthlich Strandorf, welches den Zugang sperrte, zu besetzen. Als er anlangte, ward er gewahr, daß der Feind von mehreren Seiten gegen ihn im Anmarsche war und daß ihm nichts übrig blieb, als sich in dem Dorfe auf das äußerste zu vertheidigen. Er durfte hoffen, daß herbeieilender Ersatz ihn befreien würde, und konnte, da steile Wände Dorf und Straße einengten, bei der großen Ueberlegenheit seiner Gegner nicht darauf rechnen, daß er zu Pferde entkommen würde. Er ließ die Pferde koppeln und sah mit dem Carabiner in der Hand dem Angriffe entgegen. Derselbe ließ nicht auf sich warten. Länger als eine Stunde erwehrte S. sich seiner Bedränger. Mehrere der Seinen waren todt oder verwundet, der Entsatz blieb aus, der Schießbedarf ging zu Ende. Nur der Versuch sich durchzuschlagen bot Aussicht auf Rettung. Die Cürassiere sitzen auf, S. ist im Begriff einen von ihm hergestellten Verhau zu überspringen. Da bricht sein Pferd, zu Tode getroffen, unter ihm zusammen. Der Feind wiederholt die von S. schon einmal abgelehnte Aufforderung sich zu ergeben. Jetzt willigt dieser ein, aber nur unter der Bedingung, daß ihm seine Waffen, den Cürassieren ihre Bekleidung und Ausrüstung verbleiben. Der feindliche Befehlshaber, der ihm seine Bewunderung nicht versagt, willigt ein und S. wird nach Raab abgeführt. Aber nicht lange bleibt er der Freiheit beraubt. Noch bevor am 11. Juni der Friede zu Breslau geschlossen ist befiehlt der König ihn auszuwechseln. Statt seiner, des Cornet, gibt er den Oesterreichern einen gefangenen Rittmeister zurück. Beim Heere angelangt, erhält S. den Befehl sich beim Könige zu melden, welchem er über den ganzen Vorfall genauen Bericht erstatten muß. Friedrich entläßt ihn darauf mit allen Merkmalen seiner königlichen Gnade und verliert ihn fortan nicht aus den Augen. Nach einer im Frühjahr 1743 bei Stettin abgehaltenen Specialrevue ernennt er ihn am 23. Juli zum Rittmeister bei dem in Schlesien stehenden Husarenregiment v. Natzmer Nr. 4. Daß er seine Beförderung dem Sprunge von einer Brücke in einen Fluß zu danken gehabt habe, wodurch er dem Könige den Beweis geliefert hätte, daß ein Reitersmann, der noch sein Pferd unter sich habe, sich nie ergeben dürfe, ist eine Fabel; es ist durchaus unerwiesen, daß S. jemals ein solches Stück ausgeführt hat. Seine Garnison wurde das Städtchen Trebnitz. Die Husaren waren damals im preußischen Heere eine neue Truppe, sie waren Anfänger und hatten sich bisher den gleichnamigen leichten Reitern der Oesterreicher keineswegs gewachsen erwiesen. Der König hatte sich aber vorgenommen aus ihnen etwas zu machen. Dazu bedurfte er tüchtiger Männer. Sein Adlerblick hatte in S. einen solchen erkannt. Als er im nächsten Jahre die Trebnitzer Schwadron besichtigte, überzeugte er sich, daß er den rechten Griff gethan habe. Auf der anderen Seite war der husarische Dienst eine treffliche Schule für S., der zweite schlesische Krieg gab ihm bald Gelegenheit Zeugniß davon abzulegen. Im August 1744 rückte der König in Böhmen ein, nahm Prag und verlegte dann den Kriegsschauplatz nach dem Süden des Landes. Generallieutenant Graf Nassau führte die Vorhut, bei der sich die vom Major v. Schütz (A. D. B. XXXIII, 125) befehligten Natzmer-Husaren befanden. Des Rittmeister v. S.

Wohlwollen gegen Jedermann und seiner Sitte Freundlichkeit werden oft genug im Gegensatz gestanden haben zu seines Commandeurs roher Sinnesart und dessen gewaltthätiger Härte. Aber Fortuna hatte den preußischen Waffen den Rücken gekehrt und die winterliche Heimkehr nach Schlesien vollzog sich unter schweren Verlusten. Desto besser ging es 1745. Jetzt wird auch der Name S. wieder genannt. Zum ersten Male äußerte letzterer einen Einfluß auf die Gefechtsweise der Cavallerie und auf die für die Waffe maßgebenden taktischen Formen. Wahrnehmungen, welche er gelegentlich eines am 21. Mai bei Reichhennersdorf gelieferten Gefechtes gemacht hatte, überzeugten ihn von der Gefährlichkeit des Rückwärtssammelns ausgeschwärmter Plänkler bei den geschlossenen Unterstützungstrupps, und daß es vortheilhafter sei, letztere den Plänklern entgegenzuführen und diese sich ihnen anschließen zu lassen. Sein Vorschlag ward dem Könige unterbreitet und dieser erhob das Verfahren zur Vorschrift. Nach einem bei Landeshut am 22. Mai rühmlichst bestandenen Gefechte berichtete Winterfeld, ein Menschenkenner, dem Könige: „Haben auch gewiß Ew. Majestät an dem Rittmeister v. S. einen Officier der nicht zu verbessern ist", und bei Hohenfriedberg, am 4. Juni, nahm er den sächsischen General v. Schlichting, nachdem er ihm die Zügel zerhauen hatte, persönlich gefangen. Am 28. Juli ward er zum Major befördert, behielt aber seine Escadron und leistete mit dieser am 30. September bei Soor vortreffliche Dienste, indem er vor der Schlacht die Aufstellung des Feindes erkundete und dann mit Auszeichnung am Kampfe theilnahm, wobei er durch einen Carabinerschuß am Arme verwundet wurde. Auch in dem siegreichen Treffen bei Katholisch-Hennersdorf am 23. November, welches ihm den Nutzen des Vorhandenseins einer geschlossenen Rückhaltstruppe bei den Wechselfällen des Reitergefechtes überzeugend vor Augen führte, war er zur Stelle. Den Schluß seiner Thätigkeit in diesem Feldzuge machte ein glückliches Gefecht bei Zittau am 27. November, ein Ueberfall der feindlichen Nachhut, wobei er 15 Schwadronen befehligte. Die gegenüberstehenden Oesterreicher unter Graf Burghauß wurden zersprengt und fast ganz aufgerieben.

Nachdem am 25. December zu Dresden Friede geschlossen war, kehrte S. mit seiner Schwadron nach Trebnitz zurück. Hier lebte er vor allem dem Dienste und förderte die Ausbildung seiner Husaren auf eine hohe Stufe, hier führte er die meisten der Schwänke und lustigen Streiche aus, von denen namentlich Varnhagen erzählt. Es stammt aus dieser Zeit aber auch die Auffassung, welche S. als einen Trinker und rohen Wüstling hat erscheinen lassen. Sie ist grundfalsch. Es ist dies am schlagendsten durch die Schilderungen erwiesen, welche Warnery von seiner Persönlichkeit und seinem Leben in Trebnitz gibt, denn Warnery, sein Regimentskamerad, kannte ihn genau und war sonst wenig geneigt, das Verdienst Anderer anzuerkennen und sie zu rühmen. Am 21. September 1752 ernannte ihn der König nach einer glänzend ausgefallenen Revue zum Oberstlieutenant und am 13. October des nämlichen Jahres zum Commandeur des Dragonerregiments Prinz Friedrich von Württemberg Nr. 12, dessen Stab zu Treptow an der Rega in Pommern stand. König Friedrich war mit dem Regimente nicht zufrieden, S. sollte es „wieder in ordre setzen". Dieser hatte dadurch den Vortheil, daß er auch die dritte der im Heere bestehenden Reitergattungen kennen lernte. Er muß die ihm übertragene Aufgabe rasch gelöst oder es müssen andere Gründe vorgelegen haben, denn schon am 28. Februar 1753 versetzte ihn der König in gleicher Eigenschaft zum Cürassierregiment v. Rochow Nr. 8 mit der Stabsgarnison Ohlau in Schlesien, welches bald ein Musterregiment wurde.

Da kam der siebenjährige Krieg. S. war am 9. Juli 1755 zum Oberst ernannt worden. Die nächsten Jahre sollten ihn die höchste Stufe des Ruhmes

erreichen lassen, ihm einen Namen verschaffen, dessen Klang unvergänglich ist. Die erste Schlacht, an welcher er Theil nahm, war die am 1. October 1756 bei Lobositz geschlagene. So wenig glücklich sie für die unter Geßler gestellten Reiterregimenter, zu denen die Rochow-Cürassiere gehörten, ausfiel, so lehrreich wird sie für S. gewesen sein. Der zweiten, der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757, mußte er als müßiger Zuschauer beiwohnen. Auf seine Bitte war er während des Einmarsches in Böhmen der von Zieten befehligten Vorhut zugewiesen. Es war nicht üblich Cürassiere bei derselben zu verwenden; S. wollte zeigen, daß die seinen dort sehr wohl zu gebrauchen seien. Der König freute sich des Thatendranges und genehmigte die Bitte und S. bewies, daß er der übernommenen Aufgabe vollkommen gewachsen sei. Bei Prag gehörte er zu der Truppenabtheilung, welche auf dem linken Moldauufer stand und bestimmt war, nach Ueberschreitung des Flusses dem Feinde in Flanke und Rücken zu fallen. Als die Wagen, welche das zum Brückenschlagen erforderliche Geräth bringen sollten, ausblieben, versuchte er den Fluß zu durchreiten. Es hieß, der Treibsand mache es unmöglich, daher wollte S. sich selbst überzeugen. Aber das Pferd versank sofort, fast wäre der Reiter im Flusse umgekommen. Mit genauer Noth ward er gerettet und unthätig mußte er zusehen, wie drüben die preußischen Husaren die feindlichen Reiter verfolgten. Sechs Wochen später war am 18. Juni die Schlacht bei Kollin fast schon verloren, als S., welcher zum ersten Male an der Spitze einer Brigade, aus seinen eigenen und Prinz von Preußen-Cürassieren Nr. 2 zusammengesetzt, stand, vom Könige Befehl erhielt, die siegreich vorgehende österreichische Infanterie anzugreifen; Normann-Dragoner Nr. 1 schlossen sich ihm an. Glänzend entledigte er sich des Auftrages. Zwei feindliche Reiterregimenter waren überritten, 1500 Schritt im langen Galopp zurückgelegt, beide Treffen des feindlichen Fußvolkes durchbrochen, sieben Fahnen erbeutet, da geriethen die preußischen Reiter in ein mörderisches Geschützfeuer und gleichzeitig drang österreichische Cavallerie auf sie ein. Sie flutheten zurück. S. wollte das Regiment Preußen-Cürassiere, das er als zweites Treffen hatte folgen lassen, zur Aufnahme und zur Herstellung des Gleichgewichtes vorführen, aber vergeblich suchte er das Regiment; ein Unbefugter hatte es inzwischen anderweit verwandt und, als S. es gefunden hatte, riß geworfene preußische Cavallerie es mit sich fort. S. hatte das Geschick des Tages nicht abwenden können, aber, indem er Zieten den Rückzug decken half, trug er dazu bei, daß derselbe mit Würde und Anstand geschah. Zwei Tage später dankte ihm der König dadurch, daß er ihn außer der Reihe zum Generalmajor beförderte und ihm den Orden pour le Mérite verlieh. „Es war hohe Zeit, wenn noch etwas aus mir werden soll“, äußerte der sechsunddreißigjährige General gegen Zieten, welcher ihn beglückwünschte. — Ein hübsches Reiterstück, zu dessen Gelingen List und Entschlossenheit zusammenwirkten, vollführte S., als er am hellen Mittage des 20. Juli 10 Schwadronen, welchen deren 40 feindliche den Weg verlegt zu haben meinten, kühn und glücklich aus der Stadt Zittau durch ihre Reihen hindurch führte; ein anderes, als er am 7. September dem Könige auf dem Marsche nach Thüringen den Weg durch die Stadt Pegau bahnte. Abgesessene Husaren bemächtigen sich des Ortes, im Galopp brausen Seydlitz' Reiter durch die Straßen, werfen jenseits die hinter einem Hohlwege vortheilhaft aufgestellte österreichische Cavallerie und verfolgen diese bis Zeitz. — Durch kecken Handstreich setzte er sich am 19. September in den Besitz der Stadt Gotha, aus welcher er Franzosen und Reichstruppen verjagte, und nahm dann mit seinen Officieren an der für die feindlichen Heerführer, die Prinzen Soubise und Hildburghausen, gedeckten herzoglichen Tafel Platz. Der König schrieb über dieses „Avantgarden-Meisterstück“: „Jeder andere Officier

hätte sich Glück gewünscht, wenn er ohne Verlust aus einer so übelen Lage herausgekommen wäre; der Herr v. S. würde sich selbst nicht genug gethan haben, wenn er nicht noch Vortheile gezogen hätte". Dann machte dieser in dreizehn Tagen einen Ritt von 65 Meilen nach dem von Hadick heimgesuchten Berlin und zurück nach Leipzig. Als er in der Hauptstadt ankam, waren die Oesterreicher auf die Nachricht vom Nahen preußischer Truppen abgezogen, nur einen Theil ihrer Beute konnte S. ihnen bei Königs-Wusterhausen abnehmen.

Es waren dies alles Vorspiele zu dem großen Schlage von Roßbach. S., der jüngste Generalmajor, war an die Spitze der gesammten preußischen Reiterei, 38 Schwadronen, gestellt. „Meine Herren, ich gehorche dem Könige, Sie gehorchen mir!" sagte er den ihm unterstellten Generalen. Die Executivarmee, wie das feindliche Heer amtlich genannt wurde, hatte sich am Mittage des 5. November in Marsch gesetzt um die ihr gegenüber lagernde preußische zu umfassen und sie mit einem Schlage unschädlich zu machen. Mit aufmerksamem Auge beobachtete S. alle Maßregeln des Gegners. Als er den Augenblick für gekommen hielt, ließ er auf eigene Verantwortung satteln. Dann befahl der König den Aufbruch. Durch einen Höhenzug den Blicken des Feindes entzogen, folgte das preußische Heer der Bewegung desselben, seinen Marsch seitlich begleitend. Als die Spitzen seiner Heeressäulen, 52 Schwadronen unter dem Herzog von Broglie, in der Höhe des die Gegend beherrschenden Janushügels angekommen waren, schwenkten sie zum Angriffe ein. Aber vom Hügel aus überschütten die dort aufgefahrenen preußischen Geschütze sie mit mörderischem Feuer und in ihre Reihen brechen in vollem Rosseslaufe die plötzlich auftauchenden Reiter. Beim ersten Kanonenschusse hatte S. die letzteren einschwenken lassen, 15 Schwadronen im ersten, 18 im zweiten Treffen, 5 Escadrons Husaren zur Deckung der linken Flanke. Im Marsch! Marsch! stürzen sie sich auf den Feind, wie ein entfesselter Waldstrom alles niederwerfend was sich ihnen in den Weg stellt. In wilder Flucht suchen Broglie's Schwadronen Freiburg zu erreichen. Der Verfolgung macht S. bald ein Ende, denn noch ist die Arbeit nicht abgethan. Es bleibt der Rest der feindlichen Heeresmacht zu bewältigen. Gegen diese hatte der König inzwischen 21 Bataillone in schiefer Schlachtordnung vorgehen lassen. S., kaltblütig und überlegt, sammelte zunächst seine Schwadronen und gedachte wohl die Erfolge der eigenen Infanterie abzuwarten bevor er zu neuem Angriffe vorginge. Da jagten zwei feindliche Reiterregimenter, ihm die Flanke bietend, zwischen der preußischen Cavallerie und der Infanterie der Verbündeten hindurch. Sofort stürzte sich S., die Gelegenheit geschickt erfassend, auf sie, warf sie auf ihr eigenes Fußvolk und richtete unter diesem große Verwirrung an. In diesem Augenblicke ward er verwundet, eine Kugel hatte seinen Arm getroffen, der Angriff gerieth in Stocken und französische Cavallerieregimenter versuchten das Gefecht herzustellen, aber rasch war S. verbunden und wieder im Sattel, von neuem führte er fünf Reiterregimenter vom linken Flügel zum Angriffe vor und bald war der Widerstand des Feindes vollständig gebrochen. Im Vereine mit der Artillerie hatte die Reiterei binnen zwei Stunden einen glänzenden Sieg erfochten. Von der Infanterie waren nur sieben Bataillone zum Feuern gekommen. Noch in der Nacht übersandte der König S. den Schwarzen Adlerorden, am 20. ernannte er ihn zum Generallieutenant und zum Chef des Cürassierregiments, dessen Commandeur er bis dahin gewesen war. Seine Wunde war an und für sich nicht bedeutend. Die Heilung derselben ward aber durch Krankheitsstoffe verzögert, deren Vorhandensein in seinem Körper eine Folge seiner stark sinnlichen Neigungen für das andere Geschlecht war. Bis zum Frühjahr 1758 mußte er den Schauplätzen des Krieges fern bleiben, erst am Zuge nach Mähren durfte er wieder Theil nehmen und im August marschirte

er unter dem Könige gegen die Russen. In der Schlacht bei Zorndorf am 25. jenes Monats hatte die seinen Befehlen unterstellte Cavallerie, 31 Schwadronen, die Heeressäule zu begleiten, welche den Hauptstoß gegen den rechten Flügel des Feindes führen sollte. Bevor er den Augenblick zum Eingreifen für gekommen erachtete, wollte der König ihn zum Anreiten auf den Feind veranlassen. Mit seinem Kopfe machte er S. dafür verantwortlich, wenn durch seine Schuld etwas verabsäumt würde. Dieser aber, eingedenk der vom Könige selbst gegebenen Vorschrift, daß die Cavallerie nicht übereilt attackiren solle, ließ antworten, daß sein Kopf nach der Schlacht dem Könige zu Gebote stände, bis dahin aber möge er ihm erlauben von demselben für seinen Dienst Gebrauch zu machen. Die Gelegenheit bot sich bald. Der Angriff war gescheitert, die preußische Infanterie wich, ihre Geschütze fielen in die Gewalt des Feindes, die russische Reiterei hieb in die zurückfluthenden Massen ein. Da überschritt S. den Zabergrund, der ihn vom Feinde trennte; vorsorglich hatte er Uebergänge über das sumpfige Gelände herstellen lassen. Jenseits gliederte er seine Reiter in drei Treffen, ritt zuerst die aufgelöste russische Cavallerie, dann die Infanterie nieder und machte der Widerstandskraft des feindlichen rechten Flügels ein Ende. Vor den geschlossenen Massen der Mitte aber machte er Kehrt, führte seine Scharen zurück und ordnete sie außerhalb des feindlichen Feuers von neuem. Kampfbereit stand er da, als der König seiner zum zweiten Male bedurfte. Dieser hatte inzwischen den rechten Flügel seiner Infanterie gegen den noch stehenden Theil der russischen Schlachtordnung vorgeführt. Aber auch dieser Angriff mißglückte. Wiederum brachte die russische Cavallerie die preußische Infanterie zum Stocken und zum Weichen — da warf abermals S. sein Schwert in die Wagschale des Sieges und brachte diese zu Gunsten der preußischen Waffen zum Sinken. Er hatte jetzt 61 Schwadronen unter seinen Befehlen. In drei Treffen geordnet führte er dieselben vor. Die russische Cavallerie nahm den Angriff nicht an, sondern jagte zurück; die Infanterie und die Artillerie aber standen fest und empfingen die Anstürmenden mit mörderischem Feuer. Doch unaufhaltsam blieben diese in raschester Gangart im Vorgehen, drangen in die Reihen und begannen ein furchtbares Blutbad anzurichten. Die Russen setzten verzweifelten Widerstand entgegen; erst die sinkende Sonne sah das Ende des Gemetzels. Der Sieg war ein vollständiger. Er war S. zu danken. Der König erkannte es an, indem er noch am Abend der Schlacht, auf ihn zeigend, gegen den englischen Gesandten Sir Andrew Mitchell, wie er später mehrfach in Beziehung auf S. gethan hat, äußerte: „Ohne diesen würde es schlecht aussehen“ und in gleichem Sinne schrieb Napoleon I.: „Tout était perdu, si l'intrépide Seydlitz avec son incomparable cavalerie et le coup d'oeil qui le distinguait, n'y eût porté remède“. Dieser Scharfblick, die Kaltblütigkeit seiner Ueberlegung, sein richtiges Urtheil, seine Kühnheit und Entschlossenheit, verbunden mit glänzender persönlicher Tapferkeit, großer körperlicher Gewandtheit und dem Geiste, welchen er seinen Untergebenen einflößte, waren die Quellen seiner Leistungen, die Ursachen seiner Größe. S. hat die Vorschriften, nach denen er handelte, nicht gegeben und die Formen, deren er sich bediente, nicht geschaffen; das hat der König gethan; aber S. hat den Sinn jener Vorschriften erfaßt und letztere diesem Sinne entsprechend angewandt, er hat die Formen gebraucht, wo und wie sie angebracht waren, und darin steht er unübertroffen da. Es schließt dies nicht aus, daß der König sich seines Rathes bedient und aus seinen Erfahrungen Lehren gezogen hat.

Die nächste Gelegenheit, bei welcher S. hervorragende Dienste leistete, war der Tag von Hochkirch. Er hatte zu denjenigen gehört, welche den König auf das Gefährliche seiner Lage hinwiesen. Als dieser befahl, daß die Cavallerie in der Nacht zum 14. October absatteln solle, gehorchte er, ließ aber zwei Stunden

später wieder aufsatteln. So fand der Ueberfall der Oesterreicher ihn zum Kampfe bereit. Im Dunkel der Nacht konnte er nicht viel ausrichten, als aber der Morgen gekommen war, erhielt er Befehl mit der gesammten zur Stelle befindlichen Reiterei, 108 Schwadronen, den Rückzug zu decken und Daun hemmte vor seiner drohenden Haltung die Verfolgung. Den Winter 1758/59 verlebte S. im königlichen Hauptquartiere zu Breslau, während des Frühjahrs beschäftigte ihn der kleine Krieg in Schlesien, den Sommer hindurch stand er beobachtend in der Lausitz, um Berlin gegen einen russischen Besuch zu decken, dann unterbrach eine neue Verwundung, welche er am 12. August bei Kunersdorf empfing, für längere Zeit seine Ruhmeslaufbahn. Als in jener Schlacht die Angriffskraft der Preußen an dem Widerstande erlahmte, welchen ihnen ihre Gegner in der vortheilhaften Stellung am großen Spitzberge entgegensetzten, befahl der König S. einzugreifen. Dieser zögerte Folge zu leisten, weil er es nicht für die Aufgabe der Reiterei hielt gegen Schanzen anzureiten, und weil er glaubte, die letztere für alle Wechselfälle des Kampfes aufsparen zu sollen, gehorchte dann aber dem ihm bestimmt gegebenen Befehle. Der Versuch fiel unglücklich aus; das Mißlingen war eine der Ursachen des Verlustes der Schlacht; S. selbst ward dabei schwer verwundet. Eine Kartätschkugel zerschmetterte ihm die rechte Hand und das Degengefäß, zu seiner Heilung ward er nach Berlin gebracht. Hier verheirathete er sich am 16. April 1760 mit Gräfin Albertine Hacke, deren Vater 1754 als Generallieutenant und Commandant von Berlin gestorben war; Balcke, der Feldprediger seines Regiments, traute ihn, die Braut war 17 Jahre alt. Einige Tage später reiste er zum Heere nach Sachsen ab. Da er aber keineswegs hergestellt war, seine Hand vielmehr, sowie seine Kinnlade, die letztere in Folge eines überstandenen Starrkrampfes, in solchem Grade gelähmt waren, daß er jene kaum gebrauchen konnte und daß er im Sprechen behindert war, so hieß ihn der König nach Berlin zurückzukehren und zunächst seiner Gesundheit zu leben, welche fortgesetzt unter den obenerwähnten schädlichen Einwirkungen litt. Doch auch hier leistete er gute Dienste, als Russen und Oesterreicher unter Todleben und Lascy Berlin mit einem zweiten Einrücken heimsuchten.

Am 20. Mai 1761 erschien er wieder im Felde. Es geschah auf dem Kriegsschauplatze in Sachsen, unter den Befehlen des Prinzen Heinrich. S. trat damit in einen neuen Abschnitt seiner soldatischen Wirksamkeit. Fortan war er nicht mehr, wie bisher, ausschließlich Reiterführer, sondern er stand an der Spitze größerer, aus allen Waffen zusammengesetzter Truppenabtheilungen. Es ist vielfach die Frage aufgeworfen, ob er sich in diesen Verhältnissen ebenso bewährt habe wie früher im kleinen Kriege und bei der Leitung großer Reitermassen. Namentlich im Hinblick auf ein von ihm geführtes und fehlgeschlagenes Unternehmen gegen Teplitz im August 1762, hat man die Frage verneinen zu sollen geglaubt. Ohne sie entscheiden zu wollen, weisen wir auf sein Verhalten in der Schlacht bei Freiberg, am 29. October jenes Jahres, der letzten des Krieges, hin. Er führte den Befehl der Vorhut und des rechten Flügels; es war die stärkste unter den Heeressäulen, mit denen Prinz Heinrich den Angriff unternahm. An der Spitze seiner Infanterie erstürmte er die Höhen, auf denen der ihm gegenüberstehende Feind sich verschanzt hatte, führte dann seine Reiterei vor, mit welcher er zunächst die errungenen Vortheile ausbeutete, und wandte sich schließlich gegen die Mitte und den linken Flügel, damit die Schlacht entscheidend. „Auch diesen Sieg verdanke ich Ihm", sagte der einige Tage darauf in Freiberg ankommende König zu Seydlitz, nachdem Prinz Heinrich über die Vorgänge berichtet hatte.

Als der Friede geschlossen war kehrte S. nach Ohlau zurück. Aber nicht als einfacher Regimentschef, sondern als „Commissair und General-Inspecteur"

der schlesischen Cavallerie, 5 Cürassier-, 2 Dragoner-, 4 Husaren-Regimenter begreifend, des größten unter den Truppenkörpern, in welche der König seine Reiterei nunmehr gegliedert hatte. Daß er nicht an die Spitze der ganzen Waffe gestellt wurde und daß dieselbe nicht in seiner berufenen Person einen obersten Befehlshaber erhielt, erklärt sich durch die Rücksicht auf den älteren Zieten und durch die Abneigung des Königs, die Oberleitung aus der eigenen Hand zu geben. Ohlau aber wurde die Hochschule der Reiterei; oft sandte der König Officiere aus anderen Inspectionen dorthin um zu lernen, nie umgekehrt, und gern versetzte er Seydlitz' Schüler nach auswärts. Die schlesischen Regimenter wurden die Vorbilder für die gesammte preußische Cavallerie. Aus ganz Europa strömten Wißbegierige herbei um sie zu sehen, besonders war es Seydlitz' eigenes Regiment, welches die allgemeine Aufmerksamkeit rege machte. Als Kaiser Joseph II. 1769 in Neisse war, wünschte er ausdrücklich dieses Regiment zu sehen und zollte ihm seine Anerkennung. Auch der geistigen Ausbildung seiner Untergebenen widmete S. reges Interesse; sein Vorhaben, in Ohlau eine Junkerschule zu errichten, in welcher auch Sprachen und Mathematik gelehrt werden sollten, wurde durch Hindernisse vereitelt, die er nicht beseitigen konnte. Am 29. Juli 1767 ernannte der König ihn zum General der Cavallerie; an sonstigen Gnadenbeweisen erhielt er die Drostei Blotho, die Amtshauptmannschaft Limburg und ein „ansehnlich Jahrgehalt" zu der 2000 Thaler betragenden Inspecteurszulage. Allen, die unter seinen Befehlen oder ihm sonst nahe standen, war er ein treuer Freund, ein wohlwollender Berather und stets bereiter Helfer. Nicht so gut wie im öffentlichen ging es ihm im häuslichen Leben. Seine Ehe war nicht glücklich; die Untreue seiner Gattin veranlaßte, daß der Bund früh getrennt wurde. Es waren aus demselben zwei Töchter hervorgegangen, welche dem Vater verblieben. Die ältere war dreimal verheirathet und wurde einmal geschieden, sie starb im Irrenhause, die jüngere vermählte sich viermal und zweimal wurde ihre Ehe durch richterlichen Spruch getrennt. Keine von Beiden hat Kinder hinterlassen.

Seydlitz' äußere Erscheinung war eine echt soldatische. Er war mittelgroß, schlank und wohlgewachsen, sein Auftreten war voll Würde, seine Bewegungen zeugten von Kraft und Gewandtheit. Sein Gesicht war wohl gebildet, nicht schön, aber durch ein paar Feueraugen belebt, die ebenso freundlich wie zornig blicken konnten, unwillkürlich einnahmen und ohne Widerrede gehorchen machten. Seine Lebenskraft war früh erschöpft; wir haben mehrfach von seinen Krankheiten und Gebrechen zu berichten gehabt. Im April 1772 traf ihn ein Schlaganfall, von welchem Curen in Karlsbad und in Aachen ihn leidlich herstellten, die Besserung war aber nicht von Dauer. Am 27. August 1773 besuchte ihn der König in Ohlau zum letzten Male. Am 8. November des nämlichen Jahres starb er dort in dem von ihm bewohnten Hause, an dessen Stelle sich jetzt das Landrathsamt befindet. Auf dem von ihm erkauften Gute Minkowsky, drei Meilen von Ohlau, am rechten Oderufer gelegen, ist er bestattet worden. „Er lebte unübertroffen; er stirbt ohne ersetzt werden zu können", hatte der König gesagt, als er von Seydlitz' Krankenbette ging. „Ich kann, ich kann ihn nicht missen", rief er aus, als ihm der Tod gemeldet wurde.

Charakter und Lebensgeschichte des Herrn v. S. von v. Blankenburg, Leipzig 1797. — Varnhagen v. Ense, Das Leben des Generals v. S., Berlin 1834. — Graf Bismarck, Die königlich preußische Reiterei unter Friedrich dem Großen oder der General der Cavallerie Freiherr v. S., Karlsruhe 1837. — S. in seiner Bedeutung für die Reiterei von Major Kähler, Berlin 1874. — Friedrich Wilhelm Freiherr v. S. von Premierlieutenant Buxbaum, Rathenow 1890 (Neue Auflage). — Des Herrn Generalmajor v. Warnery sämmtliche Schriften, Hannover 1785—91. B. Poten.

Seydlitz: Johann August S., evangelischer Theologe, geboren am 8. Februar 1704 zu Crimmitschau, † am 22. Januar 1751 zu Kopenhagen. Von seiner Jugenderziehung und von dem Geiste des elterlichen Hauses haben wir zwar keine unmittelbare Nachricht, doch ist für beides wohl ein bedeutsames Zeugniß, daß der Sohn des Rectors Johann Caspar S. zu Crimmitschau im 17. Lebensjahre sich 1721 an den anerkannt tüchtigen, dem Pietismus zugewandten Professor Johann Franz Buddeus in Jena wandte, der ihn in sein Haus aufnahm und seine Studien mit besonderer Sorgfalt leitete. In diesem Hause wohnten mit ihm auch die jüngeren Docenten Rambach und Hildebrand, der erstere Bibelausleger, der letztere Orientalist und biblischer Repetent, deren Freundschaft und Unterricht für seine Entwicklung sehr förderlich waren. Fünf Jahre lang hatte S. in Jena den Studien eifrig obgelegen, als er 1726, erst 22 Jahre alt, von dem Obristen Bielsky als Hausprediger berufen, nach Esthland ging. Vorher begab er sich aber noch auf kurze Zeit nach Leipzig und Halle, wo er A. H. Francke und dessen Mitarbeiter kennen lernte, und machte dann eine Reise durch Niedersachsen, um die persönliche Bekanntschaft der tüchtigsten Geistlichen und Theologen dieser Gegenden zu machen. In den Ostseeprovinzen blieb S. mehrere Jahre und war in der Lage, die reichliche Muße, die ihm sein Amt ließ, gewissenhaft auf die ihm besonders am Herzen liegende Bibelforschung zu verwenden, wobei ihm der Verkehr mit dem Consistorialrath Mickwitz und dem Oberprediger Vierorth in Reval von großem Nutzen war. Im J. 1729 berief Graf Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode den 25jährigen zum Erzieher seines einzigen Sohnes, des Erbgrafen Heinrich Ernst, zugleich von dessen drei Jahre älterer Schwester Luise Christiane, und übertrug ihm auch die Aufsicht über die gräfliche Bibliothek. Daß S. aus so großer Entfernung nach Wernigerode berufen wurde, erklärt sich daraus, daß hier seit Juli und October 1728 zwei treue Anhänger von Buddeus, dessen Schüler Samuel Lau und sein jüngerer Amtsgenosse Liborius Zimmermann, als des Grafen geistliche Hauptrathgeber im Amte standen. Besonders dem letzteren war S. innig befreundet und nennt sich Zeugen seines Kampfes „beim Eintritt in die erste Buße"! Die mit treuer Seelsorge verbundene Unterweisung des Erbgrafen war bei dessen großem Vertrauen und Liebe zu dem Lehrer eine sehr dankbare und gesegnete. Bei Zimmermann's Weggang und Lau's Beförderung zum Hofprediger rückte S. Mitte 1731 in die Stelle eines Hofdiaconus ein, behielt daneben aber sein Verhältniß zum Erbgrafen und zur Bibliothek. Zwar ging Michaelis 1732 der junge Graf Heinrich Ernst mit Graf Christian Günther, dem Vater des Stolbergischen Dichterpaares, nach Halle zur Universität, S. blieb aber auch hinfort sein treuer Berather. In seinem öffentlichen Amte verband S. mit der Predigt fleißige und treue besondere Seelsorge. Die einfachen und klaren, stets die Hauptfragen des Christenthums in's Auge fassenden Predigten behandeln die ganze Ordnung des Heils in Christo, ohne alles gelehrte Beiwerk. Ueberzeugter Vertreter des Pietismus vermied S. doch dessen gefährliche Abwege. Wir sehen dies besonders aus den Antworten, die er im J. 1731 auf ein paar Kernfragen dieser Glaubensrichtung ertheilte. Als damals nämlich Graf Christian Ernst von einer Reihe von Theologen, z. B. Lib. Zimmermann und J. J. Rambach, sich Erklärungen darüber erbat, ob man die Zeit der Bekehrung genau angeben könne und ob man im Bußkampf den höchsten Grad der Traurigkeit empfinden müsse, beantwortete er die letztere Frage entschieden mit Nein, denn Gott habe nach seiner Weisheit einem jeden Menschen das Maß der Traurigkeit bestimmt, das ihm heilsam sei. Bei dem einen trete dieser Bußschmerz plötzlich ein, bei dem andern allmählich. Was den Zeitpunkt der Bekehrung betreffe, so sei diese, möge sie nun nach neutestamentlichem Ausdruck als eine innere Umwandlung des Sinnes,

oder nach alttestamentlichem als eine Heim- und Hinkehr zu Gott gefaßt werden, ein wirkliches und spürbares Ereigniß im Leben eines Menschen, das sich also auch zeitlich bestimmen lasse, nur müsse man nicht von Tagen und Stunden, sondern von einer Zeit und Periode der Bekehrung reden, denn diese geschehe nicht durch einen einmaligen plötzlichen Act, sondern durch wiederholte innere Thatsachen und Bewegungen. S. erfreute sich in Wernigerode des ganzen Vertrauens der ihm mit anvertrauten Gemeinde, besonders der Herrschaft, mit deren Beförderung er auch im J. 1735 mit dem Hoffräulein Christiane Charlotte v. Reinforth vermählt wurde. Aber bei der treuen Hingabe Graf Christian Ernst's als Rath seines Neffen, des Königs Christian VI. von Dänemark, sah sich dieser doch veranlaßt, S. dem letzteren, zunächst als Stiftsprediger in Walloe, einer Stiftung der frommen Königin Sophie Magdalene, zu überlassen. Dies geschah im Frühjahr 1738, und zu Anfang des nächsten Jahres beförderte der König S. zum außerordentlichen Professor der Theologie und zu seinem Hofprediger, ein Amt, das er bis an sein Lebensende versah. In seiner einflußreichen Stellung war S. eins der tüchtigsten Organe, welche bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts deutsches Geistesleben in den dänisch-norwegischen Landen verbreiteten und das Band der Gemeinsamkeit zwischen Deutschland und Skandinavien pflegten. Auch Graf Christian Ernst bediente sich seiner beim Verkehr mit dem Hofe. Als außerordentlicher Professor hielt S. keine Vorlesungen, aber er betheiligte sich bei der Büchercensur, bei der Bibelübersetzung und bei theologischen Bescheiden und Gutachten. In einem der letzteren erklärt er sich für den Taufzwang bei Kindern solcher Eltern, die sich thatsächlich und öffentlich von der evangelischen Kirche losgesagt und keiner anderen kirchlichen Gemeinschaft zugewandt haben. Solche Kinder seien vom Staate zu erziehen. Dagegen will er gegen Separatisten, die es aus geängstetem und zweifelndem Gewissen seien, alle mögliche Geduld und Sanftmuth bewiesen haben. Nur gegen offenbar boshafte, gottlos lebende Abtrünnige könne strenger vorgegangen werden. Die stattliche Reihe im Druck erschienener Predigten wurde stets auf besonderes Ansuchen von Freunden oder seiner Herrschaft veröffentlicht, denn litterarischen Ruhm suchte S. nicht darin. Alle diese Predigten wurden in deutscher Sprache gehalten, die von allen Gebildeten im Reiche verstanden wurde. Besonders wichtige übertrug man auch zur Belehrung und Erbauung weiterer Kreise in's Dänische. Wie S. es in der zum 3. Advent 1741 zu Christiansburg gehaltenen Predigt selbst erklärt, ist Stern und Kern in allen die Hinweisung des Menschen zu dem gekommenen Weltheiland. Da seine zahlreichen Freunde eine umfassende Sammlung von Seydlitz' Predigten wünschten, so begann er eine solche unter dem Titel „Evangelische Zeugnisse" in seiner letzten Lebenszeit. In der Vorrede zu der bald nach seinem Ableben im J. 1751 erschienenen „Anderen Fortsetzung" dieser Zeugnisse ist der Einfluß und die segensreiche Wirkung dieser Seydlitz'schen Predigten in Dänemark mit höchster Anerkennung hervorgehoben. Sein ganzes häusliches Leben und die Kindererziehung waren nach zuverlässigen Zeugnissen musterhaft. Von den Söhnen gelangte besonders der eine zu einer tieferen philosophischen Ausbildung und zu einer angesehenen Stellung in Dänemark. Nachdem seine erste Gemahlin am 4. October 1741 gestorben war, trat er am 7. August 1742 mit dem Fräulein Luise Gottliebe v. Kottwitz aus Vetschau in der Niederlausitz in eine zweite Ehe. Seine Beziehungen mit seiner deutschen Geburtsheimath, insbesondere auch mit Wernigerode, blieben bis an sein Ende lebhafte und waren erfolgreich für christliche Liebeswerke, auch für die Sache der Heidenmission.

Nach Seydlitz' Schriften, den Acten des Fürstl. Archivs zu Wernigerode, sowie nach dänischen Schr., besonders Zwergius, det sjaellandske Cleresi S. 843.

Ed. Jacobs.

Seyfert: Anton S. (auch Seyffart), war geboren am 15. August 1712 zu Krulich in Deutsch-Böhmen, an der mährischen Grenze. Das Verlangen nach Gewissensfreiheit, welches die mährischen Nachbarn trieb, Vaterland und Freundschaft zu verlassen, bewog auch ihn, der sich bis dahin aus Zwang zur katholischen Kirche bekennen mußte, wie auch seinen Vater und drei Brüder ungefähr im Jahr 1728 nach Herrnhut, dem Sammelplatz der mährischen Emigranten, sich zu begeben. Er bezog mit mehreren seiner Altersgenossen das damals gebaute Haus der ledigen Brüder, unter welchen ein besonderer Trieb sich regte, das Heil in Christo, dessen sie persönlich genossen, auch anderen Christen und vorzüglich den Heiden zu verkündigen und anzupreisen. Auch ihn ergriff dies Verlangen und so erhielt er 1734 den Ruf, nach Georgien in Nordamerika zu gehen. England besetzte damals dies Land mit deutschen Colonisten, und dies veranlaßte die Gemeine in Herrnhut, Missionare zu den dortigen Indianern zu schicken. S. begleitete eine Gesellschaft derselben als Mitanführer (Joh. Teltschik war der Hauptleiter) und als Seelsorger der ledigen Mitglieder derselben. Am 20. November 1734 machte er sich zu Fuß auf den Weg, der ihn über Holland und England führte. Die Reise war nicht nur theils des geringen Reisegelds, theils der rauhen Jahreszeit wegen beschwerlich, sondern auch gefahrreich, denn schon zwischen Holland und England entging das Schiff nur mit Noth und Mühe dem Schiffbruch. In England hatte die Gesellschaft anfangs viel zu leiden infolge der Armuth und Unbekanntschaft mit einflußreichen Personen, dann wies ihnen Gott mildthätige Freunde und Gönner zu, unter denen sich auch General Oglethorpe, welcher später Gouverneur von Georgien wurde, befand. Am 7. April 1735 kam S. in Georgien an. Hier galt es zunächst die Transportkosten mit der Hände Arbeit abzuverdienen, und dann das Stück Landes, das ihnen angewiesen war, vom Wald zu säubern, welche Arbeiten lange Zeit beanspruchten, sodaß die Missionare erst spät ihren eigentlichen Beruf beginnen konnten, zu welchem S. bereits durch den Bischof David Nitschmann ordinirt worden war. Die schlimmste Noth, welche sie betraf, war der 1739 zwischen England und Spanien ausgebrochene Krieg, weil man die Brüder nöthigen wollte, die Waffen zu tragen, was sie nach ihrer Ueberzeugung nicht thun durften. Es blieb ihnen schließlich nichts übrig, als alles das, was sie während fünf Jahren erarbeitet hatten, Felder und Wohnung und damit die Mission unter den Cherokee zu verlassen, und sich 1740 nach Pennsylvanien zu begeben. Hier hatte der Methodistenprediger Whitefield, der 1735 mit ihnen nach Georgien gekommen war, ein Stück Land gekauft, um ein Schulhaus für Neger darauf zu bauen. Dies Land cedirte er bedingungsweise den Brüdern gegen ihr Besitzthum in Georgien. Als aber das neue Haus in Nazareth (so wurde die Ansiedlung genannt) ziemlich fertig dastand, änderte Whitefield seine Gesinnung gegen die Brüder, und da sie nicht mit ihm rechten wollten, mußten sie ihm 1741 weichen. Gleichzeitig war ihnen ein Stück Land zwischen dem Delaware- und Lechafluß zum Kauf angeboten worden, das von ihnen nun wirklich bebaut wurde. Hier entstand die Brüdergemeine Bethlehem (jetzt eine nicht unbedeutende Stadt), die ihren Namen daher erhielt, daß die Brüder ihr erstes Weihnachtsfest an diesem Ort in einem Stallgebäude feierten. S. wurde zum Aeltesten dieser Gemeine ernannt und heirathete 1742 seine erste Frau Anna Liebisch. Während des Aufenthalts des Grafen Nicolaus Ludwig v. Zinzendorf in Nordamerika begleitete S. denselben auf mehreren seiner Missionsreisen und hat sich auch später viel mit der Indianermission beschäftigt. 1744 starb seine Frau, und dieser Heimgang war wahrscheinlich Veranlassung zu seinem Abruf nach Europa. Auf der Reise dorthin wurde das Schiff von einem französischen Kaper genommen und nach St. Malo aufgebracht. Die Gefangenschaft der

Passagiere dauerte jedoch nicht allzu lange. 1745 vermählte er sich in Marienborn mit Anna Maria Liebisch, zwar gleichen Namens, aber nicht verwandt mit seiner ersten Gattin. — Von dieser Zeit an war er im geistlichen Beruf in Europa thätig, wurde an Stelle des Freiherrn Johannes v. Watteville zum Subsenior der Brüderkirche ernannt, und als erster Geistlicher der Gemeine Gnadenfrei in Schlesien angestellt. 1749 wurde er, nachdem er zu Zeist in Holland vertretungsweise dasselbe Amt bekleidet hatte und mit der Oberaufsicht der damaligen Brüdergemeinen in Holland und Friesland kurze Zeit betraut gewesen war, in gleichen Aemtern nach England berufen, wo, wie auch in Irland, er als Geistlicher verschiedener Gemeinen 20 Jahr lang thätig war. Von 1765 an wohnte er in Gracehill in Irland und hatte die Oberaufsicht über sämmtliche irländische Brüdergemeinen. In dieser Zeit machte er einmal eine Reise nach Herrnhut, und zwar von London aus über Stettin, auf welcher er bei einem furchtbaren Sturm im Kattegat durch Gottes Wunderhand vor dem Tode bewahrt blieb. 1772 erhielt er seine letzte Anstellung in Zeist als Geistlicher und Oberaufseher der holländischen Gemeinen. Von hier aus wohnte er den allgemeinen Synoden der Brüderkirche in den Jahren 1775 und 1782 als Mitglied bei, der letzteren schon dem Leibe nach ziemlich kränklich. Dieser Zustand steigerte sich im Laufe der Jahre, und als 1784 seine zweite Gattin starb, beabsichtigte er, nach 51jährigem treuen Dienst sich emeritiren zu lassen. Die Verhältnisse ließen dies aber nicht zu, sondern er sollte erst durch den Tod aus dem Arbeitsjoch ausgespannt werden. 1785 befiel ihn eine heftige Krankheit, die am 19. Juni dieses Jahres seinem Leben ein Ende machte.

Der Rede weniger mächtig, war er mit der Feder, auch in gebundener Rede, gewandt. Das Brüdergesangbuch von 1778 hat nur einen Vers von ihm aufgenommen (Nr. 1426, 6).

A. Glitsch.

Seyfert: Bernhard S., in Drum, einem Dorfe Nordböhmens geboren, studirte in Prag, wo er auch im J. 1844 promovirt wurde. Dann war er mehrere Jahre hindurch Secundärarzt am Prager allgemeinen Krankenhause, trat 1847 als Hilfsarzt an der Prager Gebäranstalt ein, wo er zuerst unter Jungmann mit Scanzoni zusammen Assistent war, später 1850 und 1851 unter Kiwisch, während Scanzoni nach Würzburg berufen wurde. Als Kiwisch 1851 starb, wurde er interimistischer Director und leitete die geburtshülfliche und gynäkologische Klinik bis zur Berufung von Chiari nach Prag im J. 1853; im Jahr darauf, nachdem Chiari nach Wien berufen worden, wurde er zuerst nochmals interimistischer und dann definitiver Director jener Abtheilungen, indem er zugleich zum professor ordinarius avancirte. Das große geburtshülfliche Material und die zahlreichen instructiven Fälle der gynäkologischen Abtheilung zogen immer eine große Reihe junger in- und ausländischer Aerzte nach Prag, und S. wußte dieselben durch eine Reihe trefflicher Eigenschaften zu fesseln. Er war sehr redegewandt, hatte viel Humor, kritisirte scharf und treffend und wußte manche überflüssige Doctrinen mit ein paar Worten lächerlich zu machen und abzuthun. Daß er der Beobachtung des natürlichen Geburtsverlaufes sehr viel Sorgfalt widmete, die operativen Indicationen einengte, ebenso wie unnöthige Instrumente verwarf, wird mit Recht als ein Vorzug von ihm gerühmt. Wenn aber gesagt wird, seine hohe Bedeutung als Lehrer habe in der scharfen, treffenden Kritik seiner klinischen Zeitgenossen — darunter sind namentlich C. v. Braun und Scanzoni gemeint — gelegen, so darf doch nicht vergessen werden, daß S. in vieler Beziehung verbittert war, weil er erst später als die von ihm als mindergültig Betrachteten in seine Stellung kam und weil er in Prag trotz seiner großen Erfahrungen private Praxis gar nicht erlangte. Man sagte, es

sei von ihm das Gerücht verbreitet worden, er verschleppe das Puerperalfieber aus der Klinik in die Stadt und durch dasselbe sei ihm jede Privatpraxis entzogen worden. So viel steht fest, daß zu seiner Zeit das Puerperalfieber allerdings fast ununterbrochen in furchtbarer Weise in der Prager Gebärklinik herrschte, ferner daß S. sich gegen die Semmelweis'schen Lehren erklärte, daß er „die Anaemie als die Mutter der Pyaemie" erklärte, und die Prognose bei einer am Puerperalfieber Erkrankten um so besser stellte, je mehr Darmausleerungen sie an einem Tage hatte. Seyfert's schriftstellerische Thätigkeit war durchaus keine hervorragende, seine wesentlichsten Schriften sind folgende: „Ein querverengtes Becken, Beendigung der Geburt durch den Beckenkanal. Verhandlungen der phys.-med. Ges. zu Würzburg", III, 340. 1852; „Der aufsitzende Mutterkuchen, seine Behandlung ꝛc." Prag 1852, 2 Hefte; „Ueber Prolaps des Uterus, geheilt durch Retroflection." Prager Vierteljahrsschrift 1853, I, 156; „Klinische Bemerkungen über chronischen Uterusinfarct". Spitalszeitung 1862, Nr. 38. Bahnbrechende Arbeiten sind nicht unter denselben zu verzeichnen und mancher seiner Zuhörer, dem seine stets wiederholten abfälligen Kritiken über andere Collegen anfangs imponirt hatten, hat später denn doch die schöne Zeit bedauert, welche in dieser Weise vergeudet wurde und es beklagt, daß eine so gut veranlagte Persönlichkeit so wenig positive Leistungen aufzuweisen vermochte. So sind denn auch von einzelnen seiner Collegen wie Hohl (Blicke auf Irrlichter. Deutsche Klinik 1853, Nr. 17) einzelne seiner Vorschläge sehr scharf gegeißelt worden. S. starb am 7. Mai 1870 an einem Magenleiden.

Kleinwächter, Prager Vierteljahrsschrift CIX, 1874, Misc. S. 4. — Gurlt-Hirsch, Biographisches Lexicon V, 379.

F. Winckel.

Seyfert: Ernst Joseph Alexander S., Philologe des 18. und 19. Jahrhunderts. Er war am 11. April 1745 in Zittolip, einem 5 Meilen südlich von Prag gelegenen Dorfe, geboren; im übrigen ist über seine Jugendgeschichte nur bekannt, daß er mit 19 Jahren in den Orden der Piaristen eintrat. Als Mönch, dann als Priester und Privatcaplan wurde er in die verschiedensten Orte Böhmens, Mährens und Ungarns verschickt; wegen seiner freieren Anschauungen seinen Vorgesetzten verdächtig geworden — namentlich nachdem er einmal dem Kaiser Joseph II. über Ordensangelegenheiten persönlich Vortrag gehalten hatte —, sah er sich vielfachen Verfolgungen ausgesetzt und schließlich zur Verantwortung nach Rom gefordert. Dies gab ihm den Anlaß, Oesterreich zu verlassen; er begab sich nach Nürnberg, dann nach Sachsen und wandte sich nun in Halle dem Studium der evangelischen Theologie zu. Seinen Uebertritt zur lutherischen Kirche vollzog er in aller Stille nur durch die Theilnahme am hl. Abendmahle. — Nach mehrjährigem Studium in Halle ging er 1780 nach Magdeburg, verheirathete sich hier, war einige Jahre Lehrer am damaligen Stadtgymnasium und lebte dann lange Jahre in stiller Zurückgezogenheit als Privatlehrer des Zeichnens und der lateinischen Sprache. Die letzten sieben Jahre seines Lebens war er erblindet. Er starb am 25. April 1832. — In der ersten Zeit seines Magdeburger Aufenthalts gab er ohne Nennung seines Namens ein zweibändiges Werk „Ordensregeln der Piaristen oder der frommen Schulen" (1783) heraus, welches großes Aufsehen erregte. Das Hauptwerk seines Lebens war die große „auf Kritik und Geschichte gegründete lateinische Sprachlehre", welche 1798—1802 in fünf Bänden erschien. Die staunenswerthe Belesenheit des Verfassers tritt in diesem Werke ebenso hervor, wie sein Geschick der Beobachtung des Sprachgebrauchs im einzelnen; andererseits ist die Arbeit durch den Mangel an Ordnung, vornehmlich aber durch den sich überall geltend

machenden Mangel des autodidaktisch gebildeten Verfassers an philologischer Bildung (S. verstand z. B. nicht einmal Griechisch und mußte sich mit der Lectüre lateinischer Uebersetzungen der griechischen Schriftsteller begnügen) nicht so werthvoll, als sie nach ihrer Fülle hätte sein können. Die 1804 erschienene „abgekürzte lateinische Sprachlehre“ gab eine Reihe von Verbesserungen und Berichtigungen der größeren Grammatik.

Intelligenzblatt der Allgem. Litteraturzeitung 1832, Nr. 36, Sp. 292 bis 294. — N. Nekrolog d. D. 1832, S. 324.

R. Hoche.

Seyffer: Friedrich August S., Landschaftsmaler und Kupferstecher, geboren im J. 1774 zu Lauffen a./N., wo sein Vater damals herzogl. württembergischer Oberamtmann war, † am 14. August 1845 in Stuttgart als Hofkupferstecher und Inspector der königl. Kupferstichsammlung, genoß im Zeichnen und Stechen den ausgezeichneten Unterricht von Johann Gotthard Müller. Im J. 1802 ging er nach Wien und bildete sich dort als Landschaftszeichner und Radirer weiter. Vorbild und Leiter scheint ihm Martin v. Molitor gewesen zu sein, nach welchem er eine Folge von Landschaften radirte. Er gab auch in größerem und kleinerem Formate Studien nach Claude Lorrain heraus und stach einige Blätter zu einer Reihe von Ansichten aus der Wiener Gegend von Ludwig Maillard u. a. Um 1809 (?) nach Württemberg zurückgekehrt, lebte er zuerst in Cannstatt, wohin sein Vater in gleicher Stellung von Lauffen übergesiedelt war, und später in Stuttgart. S. widmete sich nun fast ausschließlich der landschaftlichen Darstellung seiner schwäbischen Heimath. Das Land kreuz und quer durchwandernd, nahm er mit Bleistift, Feder und Pinsel Gegenden, Städte, Schlösser und Kirchen auf. Einige davon führte er in Wasserfarben aus, ganz wenige auch in Oel; den größeren Theil aber gab er in Radirungen und Stichen heraus, meist in kleinem Format, wie z. B. eine Folge von „Gegenden aus Württemberg“ (Cannstatt 1810 in qu. 8°). Von seinen größeren Blättern, worunter der Hohenstaufen, das Stammschloß Württemberg, die Wurmlinger Capelle, die Städte Cannstatt und Tübingen, wurden viele Abdrücke als Zimmerzierden verbreitet. — Seyffer's Aufnahmen, deren die öffentliche Bibliothek in Stuttgart eine große Anzahl besitzt, zeigen einen scharfen Blick für landschaftliche Eigenart, viel künstlerischen Takt in der Wahl der Standpunkte und eine sichere Linear- und Luftperspective. Von seinen Stichen dagegen machen nur die kleineren eine gute Wirkung, die größeren und noch mehr die ganz großen sind, wie man an Probeabdrücken der Aetzplatten im Stuttgarter Kupferstichcabinet sieht, noch unter der letzten Nacharbeit mit dem Grabstichel matt und eintönig geworden. — Viele Jahre lang — mindestens vom Jahre 1824 an — verwaltete S. das Amt eines Inspectors der königl. Kupferstichsammlung in Stuttgart. Als Schriftsteller trat er einige Mal im Cottaischen Kunstblatt auf, z. B. im Jahrg. 1821 S. 227 f. mit Anmerkungen zu einer Autobiographie seines Freundes, des Malers und Kupferstechers Jak. Gauermann, und ebenda S. 279 f. mit Notizen über die Künstlerlaufbahn des Kupferstechers Karl Rahl.

Vgl. Nagler, Neues allg. Künstler-Lexicon XVI, 321 f.

Wintterlin.

Seyffer: Karl Felix v. S., Astronom, geb. am 25. Jan. 1762 zu Bixfeld (Württemberg), † am 17. September 1822 zu Bogenhausen bei München. Nach in Tübingen vollendeten Studien promovirte S. ebendaselbst und folgte sodann einem Rufe als außerordentlicher Professor an die Universität Göttingen, welcher er von 1789—1804 angehörte. Mehrere astronomische und geographische Aufsätze aus dieser Zeit brachten von ihm Bode's „Astron. Jahrbuch“ und v. Zach's

„Monatl. Korrespondenz“, so über die Polhöhe von Göttingen, über Mondregenbogen, über die neuesten Entdeckungen in der Südsee u. s. w.; seine bedeutendste Leistung aber war jedenfalls die „Bestimmung der Länge von Göttingen, Gotha, Danzig, Berlin und Harefield in Middlessex aus der Sonnenfinsterniß vom 5. September 1793“ (Göttingen 1794). Als Lalande und v. Zach den bekannten Astronomencongreß nach dem Seeberg bei Gotha beriefen, befand sich auch S. unter den Theilnehmern. Welche Umstände S. veranlaßten, seine Stellung in Göttingen aufzugeben und von 1805—6 im Hauptquartiere Napoleon's als „Ingénieur-Géographe“ thätig zu sein, scheint sich nicht aufklären zu lassen; jedenfalls ward für ihn diese Thätigkeit sehr bedeutungsvoll, da er nunmehr mit der Regierung des neuen Königreiches Baiern in Beziehung trat. Dieselbe nahm ihn in ihre Dienste; er wurde Vorstand der in dem Dorfe Bogenhausen unweit München begründeten Sternwarte, 1808 Hofrath und Mitglied des statistisch-topographischen Bureaus im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und 1815 Director dieser Anstalt. Auch wurde er Mitglied der baierischen Akademie der Wissenschaften und (1809) Ritter der Ehrenlegion. Wesentlich auf S. ist die vorzügliche Steuerkatastrirung zurückzuführen, mit welcher Baiern allen anderen deutschen Staaten voranging. Näheres über seine Vermessungsarbeiten, sowie über die damit enge verknüpfte Bestimmung der geographischen Coordinaten des Fixpunktes München enthalten die ersten drei Bände der neuen Münchener Denkschriften. Andere Abhandlungen aus seiner Feder finden sich in den „Göttinger Gel. Anzeigen“ (1798—1800), und im 4. Bande der von dem Akademiker v. Moll herausgegebenen „Jahrbücher für Berg- und Hüttenkunde“ sind Seyffer's meteorologische Beobachtungen abgedruckt.

Pütter-Saalfeld, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte der Universität Göttingen, 3. Theil, S. 209, Hannover 1820. — Meusel-Lindner-Ersch, Das gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert, S. 456 ff., Lemgo 1825.

Günther.

Seyffert: Johann Heinrich S., Astronom, geboren am 11. December 1751 zu Dresden. Ueber das Datum seines Todes, der auf dem Seyffert's Gattin gehörenden Landgute bei Bautzen erfolgte, gehen die Nachrichten auseinander, indem der 11. December 1817 und der 13. Januar 1818 namhaft gemacht werden. S. war seit 1779 geheimer Finanzsecretär in Dresden und übernahm 1801 die Inspection des mit der Kunstkammer verbundenen, früher von Beigel und Köhler verwalteten „Mathematischen Salons“, eines an mathematischen und astronomischen Instrumenten reichen Cabinettes. 1810 wurde er zum Bergrathe ernannt. S. war ein sehr geschickter Mechaniker, dessen Pendeluhren, mit einem neuen Compensationspendel ausgerüstet, sehr gesucht gewesen zu sein scheinen (vgl. darüber Bode's Astron. Jahrb. für 1802 und v. Zach's Monatl. Korrespondenz, 3. Band). Auch eine neue galvanische Batterie wurde von ihm construirt (Gilbert's Ann. der Physik, 11. Band). Als Inspector des Salons hatte S. die Pflicht, regelmäßig astronomische Beobachtungen anzustellen, welche er dann in Bode's Jahrbuch veröffentlichte. Längen- und Breitenbestimmungen sächsischer Orte, sowie auch barometrische Höhenmessungen hat er mehrfach ausgeführt (Monatl. Koresp., 11.—17. Bd.), und insbesondere suchte er den Längenunterschied zwischen Prag und Dresden zu ermitteln. An jenem Congresse, dessen vorhin (anläßlich des Artikels v. Seyffer) Erwähnung geschah, hat auch S. theil genommen.

Bode's Astronom. Jahrbuch, 1821, S. 375. — Meusel-Lindner-Ersch, Das Gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert, S. 458 ff., Lemgo 1825.

Günther.

Seyffert: Johann Gottlob S., Kupferstecher, geboren am 7. Juli 1760; † am 29. März 1824 in Dresden. S. wurde als Sohn eines Postschaffners in Dresden geboren. Den ersten Zeichenunterricht ertheilte ihm der Hofkupferstecher Boetius und J. Casanova. S. scheint aber den eigentlichen Geschmack an seiner Kunst erst durch den Unterricht bei dem Hofkupferstecher Christian Friedrich Stölzel gefunden zu haben. Seit dem Jahre 1814 bekleidete er das Amt eines außerordentlichen Professors an der Dresdner Akademie und eines Inspectors der akademischen Säle. Da er es sehr gewissenhaft verwaltete, fehlte ihm bald die Zeit zu eigenen größeren Arbeiten. Als seine Hauptleistung werden seine Stiche für Becker's Augusteum angesehen. Auch für Casanova's nie gedruckte Vorlesungen über die Kunst lieferte S. eine Anzahl selten gewordener Kupferstiche.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen. 2. Jahrg. 1824. 2. Heft. S. 1097. Ilmenau 1826. — Joh. Gottl. Aug. Kläbe, Neues gelehrtes Dresden. S. 157. Leipzig 1796. — G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexicon XVI, 322. München 1846. — Andreas Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler. II. Bd. 1873. S. 501.

H. A. Lier.

Seyffert: Moritz Ludwig S., hervorragender Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde in Wittenberg am 19. März 1809 geboren als der Sohn eines Kanzleidirectors am dortigen Gerichte und erhielt in der Vaterstadt seine Schulbildung. Der ausgezeichnete philologische Unterricht, den er auf dem dortigen Lyceum durch Fr. Spitzner, Fr. Tr. Friedemann und G. W. Nitzsch empfing, wurde entscheidend für seine ganze spätere wissenschaftliche Entwicklung. Ostern 1826 bezog er die Universität Halle, um Theologie und Philologie zu studiren. Die theologischen Studien blieben bald liegen; für die philologischen gab ihm Karl Reisig die bestimmende Richtung auf lateinische Stilistik und die griechischen Tragiker; er war Mitglied von Reisig's „Privatissimum“, später nach dessen Tode in engem Zusammenhange mit Ed. Meier Mitglied des von diesem geleiteten philologischen Seminars, auch des pädagogischen unter Joh. Aug. Jacobs und der historischen Gesellschaft Voigtel's. Schon als Student trat er durch sein kritisches Talent und seine Sicherheit im lateinischen Stil vor seinen Alters- und Studiengenossen hervor. — Ehe S. seine Studien durch Ablegung des Oberlehrerexamens zu einem äußeren Abschlusse gebracht hatte, wurde er zu Michaelis 1830 vom Magistrate der Stadt Nordhausen als Collaborator an das dortige Gymnasium berufen mit der Aussicht auf feste Anstellung nach Ablegung der Prüfung; bereits Ostern 1831 fand aber diese Thätigkeit ein Ende, als der Director der Francke'schen Stiftungen, H. Ag. Niemeyer, S. eine Lehrerstelle am Königl. Pädagogium in Halle anbot, welche er nicht ausschlagen zu dürfen glaubte. Allerdings stellte sich bei seiner Ankunft heraus, daß er zunächst nicht dem Pädagogium, sondern der lateinischen Hauptschule überwiesen werden mußte, aber auch die Thätigkeit an dieser Anstalt bot des Anregenden und Fördernden viel. Am 4. Juni 1831 promovirte er mit einer — ihm von Ed. Meier als Prüfungsaufgabe gestellten — Dissertation „De duplici Iphigeniae Aulidensis recensione“; bald darauf legte er auch die Prüfung pro facultate docendi ab und trat dann im Herbst 1831 in die ihm zugedachte Stelle am Pädagogium ein, dessen Inspector damals Max Schmidt war. Der Verkehr mit einem ausgezeichneten Lehrercollegium wirkte hier in besonderem Maße fördernd auf S. ein; einer seiner Amtsgenossen, Theodor Echtermeyer, veranlaßte ihn auch zu seiner ersten litterarischen Production, indem beide gemeinschaftlich 1833 „Carmina aliquot Goethii et Schilleri latine reddita“ erscheinen ließen. Die von S. geschriebene Vorrede kündigte bereits das aus-

gezeichnete Schulbuch an, welches als „Palaestra Musarum“ in drei Theilen 1834—1835 erschien und — namentlich der vielgebrauchte und oft aufgelegte erste Theil — lange Jahre hindurch das methodologische Hülfsmittel zur Pflege lateinischer Versübungen auf den deutschen Gymnasien gewesen ist und noch ist. Schon 1836 folgte eine Ausgabe des Bellum gallicum Cäsar's mit grammatischen Erläuterungen. — Die ausgezeichneten Erfolge, welche S. namentlich auch in den obersten Classen des Pädagogiums hatte, führten bald verschiedene Anerbietungen nach auswärts herbei; Ostern 1839 entschloß er sich, dem Rufe des Magistrats zu Brandenburg a. H. zu folgen und die Stelle als Conrector am dortigen Gymnasium anzunehmen. In dieser Stellung ist er, seit 1843 durch die Ernennung zum Professor ausgezeichnet, sieben Jahre verblieben. Im Jahre 1841 erschien sein bahnbrechendes Buch, die „Palaestra Ciceroniana“, welches an „Sicherheit in der Durchführung einer zweckmäßigen Methode und in der Reichhaltigkeit der ganzen wissenschaftlichen Ausstattung“ alle vorhandenen Anleitungen zum lateinischen Stil weit hinter sich ließ. S. legte für diese Stilübungen das Hauptgewicht darauf, daß „die Uebersetzungskunst an deutschen Originalstücken geübt und das Material für den lateinischen Ausdruck aus dem Ciceronischen Sprachgebiete geschöpft werde“. Diesem für die oberste Stufe der Gymnasien und junge Philologen bestimmten Werke folgten nach neulateinischen Mustern 1844 die „Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische“ und 1846 das vielverbreitete und oft aufgelegte „Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für Secunda“. Für dieselbe Classe hatte er schon 1842 ein „Griechisches Lesebuch“ mit Lesestücken aus Xenophon's Memorabilien und aus Lucian bearbeitet; 1844 war die große Ausgabe von Cicero's Laelius mit umfangreichem Commentar, der eine Fülle von werthvollsten eigenen Sprachbeobachtungen enthält, erschienen.

Zu Ostern 1846 wurde S. auf den Betrieb Aug. Meineke's als Professor an das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin berufen und hat dieser Anstalt bis an das Ende seiner Lehrthätigkeit angehört. Der Ruf, den er als Lehrer und Gelehrter auch in dieser Stellung erwarb, veranlaßte u. a. seine Entsendung in die vom Minister v. Ladenberg im Jahre 1849 zur Reform des höheren Schulwesens berufene Landesconferenz, an deren Berathungen er jedoch einen hervortretenden Antheil nicht genommen hat. Auch die von der preußischen Regierung eigens auf seine Person hin getroffene Einrichtung einer Art von Seminar zur Ausbildung von jungen Lehrern in der Methodik des lateinischen Unterrichts hatte keinen Bestand, da S. sich durch die Anwesenheit Fremder in seinem Unterrichte beengt fühlte und auf die ihm unentbehrliche Freiheit der Bewegung vor seinen Schülern nicht verzichten mochte. Dagegen gaben seine, während der Joachimsthaler Zeit herausgegebenen Schriften in weiten Kreisen segensreiche Anregung zur Prüfung pädagogischer und didaktischer Fragen, so namentlich die im Jahre 1852 erschienene Abhandlung „Das Privatstudium in seiner pädagogischen Bedeutung; eine Skizze als Beitrag zur Kritik unserer heutigen Gymnasien“, welcher 1853 „Lesestücke“ aus griechischen und lateinischen Classikern für die Privatlectüre folgten; ferner die zwei Bände der „Scholae latinae“ (1855—1857), in welchen er dem Lehrer ein Rüstzeug für die Behandlung des lateinischen Aufsatzes bot, namentlich auch auf die Chrie als das „Hauptstück der alten Schultechnik“ im zweiten Band von neuem hinführte; die „Progymnasmata“ (1859) gaben dann eine Anleitung zur lateinischen Composition in praktischen Beispielen zur Chrie. Von namhafter Bedeutung wurde weiter seine Bearbeitung der 4. Auflage der Ellendt'schen lateinischen Schulgrammatik (1855), welches Buch, durch ihn zu neuem Leben erweckt, einen wahren Siegeszug durch die deutschen Gymnasien beschritt und bald die un=

bestrittene Herrschaft im Schulunterricht erlangte. — Von seinen nicht unmittelbar auf die Methodik des lateinischen Unterrichts bezüglichen Arbeiten dieser Periode sind noch zu nennen die „Epistola critica ad C. Halmium de Ciceronis pro Sulla et pro Sestio orationibus ab ipso editis“ (1848), die Neubearbeitung seiner „Carmina latina“ (1856), das „Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische“ (1864), die kritischen und erklärenden Ausgaben dreier sophokleischer Stücke (Antigone 1865, Ajax 1866, Philoctetes 1867), endlich die Neubearbeitung von Wüstemann's „Promptuarium sententiarum“ und Ellendt's lateinischem Lesebuche. — Diese überaus umfassende litterarische Thätigkeit und die Anstrengungen seines sehr mühevollen Schulamtes waren auf die Gesundheit des eifrigen und sonst so kräftigen Mannes nicht ohne nachtheiligen Einfluß geblieben; trotz der ihm bereitwillig gewährten Erleichterungen mußte er sich entschließen, zu Ostern 1871 seine Versetzung in den Ruhestand zu beantragen, die ihm in der ehrenvollsten Weise gewährt wurde. Er siedelte nach Potsdam über und starb hier am 8. November 1872.

G. Kießling, Nachruf in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1872, XXVI, 847—879. — M. Seyffert, ein Lebensbild. Berlin 1873.

R. Hoche.

Seyfried: Heinrich Wilhelm S., geb. zu Frankfurt a. M. am 28. Juli 1755 als ältester Sohn eines angesehenen Advocaten. Ueber Seyfried's Ausbildung bis zu seinem Abgange auf die Universität fehlen bis jetzt verbürgte Nachrichten, da er jedoch bereits in jugendlichem Alter ein umfangreiches Wissen besaß, muß ihm sowohl gründlicher Unterricht als mannigfache häusliche Anregung zu theil geworden sein. Das buntbewegte Leben und Treiben in der alten Reichsstadt Frankfurt trug zweifellos auch viel dazu bei, seiner Bildung ein universelles Gepräge zu verleihen. Von Jugend auf hatte S. eine lebhafte Vorliebe für Litteratur und Kunst, besonders aber für das Theater. Da in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bedeutende Wandertruppen in Frankfurt a. M. spielten, war ihm die beste Gelegenheit geboten, seine Neigung zu befriedigen. Der häufige Besuch des Theaters regte Seyfried's lebhafte Phantasie ungemein an und blieb nicht ohne Folgen für seine spätere Wirksamkeit. Auf Wunsch der Eltern studirte er am Ende der siebziger Jahre in Göttingen Jura, ein Fach, dem er nicht die geringste Theilnahme entgegenbrachte. So kam es, daß der junge Mann in Göttingen alles andere eher betrieb als juristische Studien. Bereits in Göttingen muß S. den Entschluß gefaßt haben, die eingeschlagene Laufbahn zu verlassen und zum Theater zu gehen. Doch dies Vorhaben scheiterte an dem Widerstande des Vaters, dessen Wunsch es war, daß sein ältester Sohn sich, wie er selbst, als Jurist dem Dienste der Vaterstadt widmen möge. Entweder 1779 oder 1780 kehrte S. nach Frankfurt zurück, um sich in seinem Fache praktisch weiter auszubilden. Allein die Leidenschaft für das Theater machte ihn auch hier seinem Berufe untreu und trieb ihn zu verschiedenen Handlungen, mit denen seine Eltern keineswegs einverstanden waren. In jener Zeit entwarf er den Plan, eine „Allgemeine kritisch theatralische Bibliothek für Deutschland“ herauszugeben. Von diesem Werke erschienen 1783 der I. und der II. Theil unter dem Titel „Mein theatralisches Tagebuch für Deutschland“. Anfangs der achtziger Jahre begründete S. auch ein Liebhabertheater, er schrieb eine Anzahl Stücke in Sachsenhäuser Mundart für dasselbe und gab ferner gemeinsam mit dem Hofrath Philipp Jakob Rühl 1780 und 81 die „Frankfurter Beiträge“, eine Zeitschrift „zur Ausbreitung nützlicher Künste und Wissenschaften“ heraus. Die Frankfurter Dilettantenbühne wurde für S. eine Vorbereitungsschule für seinen künftigen Beruf. Als dieselbe 1783 eingegangen war, verließ er die juristische Laufbahn, um Schauspieler zu werden. Er wünschte bei der Großmännischen Truppe, die seit Sey=

tember 1782 im neuerbauten Frankfurter Komödienhause spielte, einzutreten, konnte aber wegen einer Verordnung des Raths, nach welcher Frankfurter Bürgerkinder die vaterstädtische Bühne nicht betreten durften, diese Absicht erst nach Ueberwindung verschiedener Hindernisse ausführen. Am 6. Mai 1783 trat er als Schauspieler und Theaterdichter in den Verband der Großmännischen Gesellschaft und debütirte noch am selben Tage als Jude Israel in dem Lustspiel „Der Diamant". Ungefähr zwei Jahre blieb S. bei der Großmännischen Gesellschaft und entfaltete während dieser Zeit eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit. Damals schrieb er auch den „Entwurf einer Geschichte der Frankfurter Schauspielkunst", der wohl, wie manches dramatische Werk Seyfried's, nie gedruckt wurde und deshalb verloren ging. Ausführliche Nachrichten über seine Wirksamkeit bei der Großmännischen Truppe fehlen bis jetzt, doch wäre deren Auffindung um so wichtiger, als S. damals zweifellos mit Schiller in Verbindung stand, dessen Jugendwerke von 1783—85 viel in Frankfurt gegeben wurden. Mit seinem berühmten Landsmann Goethe war S. befreundet. Er bewunderte den Verfasser des „Götz von Berlichingen", der ihn „seines Umgangs würdigte", und sah in ihm einen zweiten Shakespeare. Auch Seyfried's Beziehungen zu Goethe, die auf gegenseitigem Verständniß beruht zu haben scheinen, harren, wie manche dunklen Abschnitte im Leben und Wirken des ersteren, noch weiterer Aufklärung. — Im Jahre 1785 war S. Theaterdichter der Kessel'schen Gesellschaft, Ende der achtziger Jahre und im darauf folgenden Decennium lebte er als privatisirender Gelehrter bald zu Braunschweig, bald zu Berlin. Hier gab er theils in Gemeinschaft mit anderen Schriftstellern verschiedene Blätter, unter anderen die periodische Wochenschrift „Berliner Blau und Roth" heraus. — Nach einem bewegten Leben starb S. im besten Mannesalter am 20. April 1800 zu Braunschweig. Eine beträchtliche Anzahl von Seyfried's Werken kam in Buchform heraus, außer diesen Arbeiten erschienen viele theatralische, historische politische, moralische und litterarische Aufsätze von ihm in den Gothaer „Theaterkalendern", im Gothaer „Theaterjournal für Deutschland", in den „Frankfurter Beiträgen" in der „Olla Potrida" und mehreren anderen Zeitschriften. Auch ist S. der Verfasser vieler Theaterreden, Gelegenheitsgedichte, Vorspiele und Abhandlungen über frühere Bühnenepochen und neu aufgeführte Stücke. Wie mehrere pamphletartige Schriften Seyfried's bezeugen, besaß er eine starke satirische Ader und großen Scharfblick für Mängel und Fehler auf dem Gebiete der Kunst. Seine dramatischen Arbeiten sind heute verschollen; sie bewegen sich in den Gleisen der damaligen Richtung, sind aber nicht weniger bühnenwirksam wie die Stücke der damals beliebtesten Autoren. Besonders wichtig für die Weltanschauung Seyfried's ist ein im Jahre 1782 in Frankfurt erschienenes Werk, das den Titel führt „Spiegel ohne Quecksilber, in welchem alle diejenigen, welche hinein sehen, doch ihr eigenes Bild finden können". Das Buch soll „ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Menschheit" sein, liefert aber zugleich einen Beweis für das schriftstellerische Talent, die Urtheilskraft und die seltene Lebenskenntniß seines jungen Verfassers.

Bezügliche Acten des Frankfurter Stadtarchivs. — H. Schmidt und Mehrings „Neuestes gelehrtes Berlin" II. — J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller XIII. — Schriften von H. W. Seyfried. — Frankfurter Beiträge zur Ausbreitung nützlicher Künste und Wissenschaften III. Frankfurt 1780—81. — Olla Potrida, 22 Jahrgänge, 1778—1800. — Theaterkalender, hsg. v. Reichard, XXIV, 1775 bis 1800. — Theaterjournal für Deutschland, hsg. v. Reichard, 22 Hefte, 1777—84. — J. Peth, Geschichte des Theaters und der Musik in Mainz. — E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. — E. Mentzel,

Schiller's Jugenddramen zum erstenmale auf der Frankfurter Bühne, Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst III, 3. Folge.

E. Mentzel.

Seyfried: Ignaz Ritter v. S., geboren am 15. August 1776 in Wien, † daselbst in der Nacht vom 26./27. August 1841. Sein Vater, Joseph R. v. S., war Hofrath des Fürsten v. Hohenlohe-Schillingsfürst, sein Bruder Joseph langjähriger Redacteur des „Wanderer", seine Neffen Ferdinand und Heinrich dessen Nachfolger in der Redaction. — Schon frühe bethätigte Ignaz große Neigung und hervortretendes Talent für Musik. Abgesehen von allgemeiner sorgfältiger Erziehung und Schulung in allen Lehrgegenständen, erhielt er auch vorzüglichen musikalischen Unterricht. Im Clavierspiel waren Mozart und Kotzeluch, in den Elementen der Theorie war der Organist Hayda sein Lehrer. So vermochte er sich schon im jugendlichen Alter zu einem tüchtigen Musiker heranzubilden. Aber des Vaters Wille bestimmte ihn, den Beruf eines Juristen zu wählen, und dementsprechend bezog er 1792 die Universität in Prag, um hier zunächst die philosophischen Vorstudien zu absolviren. Diese Stadt erwies sich aber gerade seinem Vorhaben minder günstig, denn sie war damals wenigstens eine musikalische Stadt par excellence. Die nachmals hochangesehenen Musiker Dionys Weber, J. Nep. A. Wittassek, J. Wenz. Tomaczek u. a., gleich entflammt für die Kunst der Töne, wurden dort seine intimen Freunde. Nach Wien heimgekehrt, besuchte er nun zwar die Hörsäle, in denen die juristischen Fächer gelehrt wurden, trieb aber nebenher bei Albrechtsberger eifrige Compositionsstudien. Da kam 1794 der bairische Hofcapellmeister P. v. Winter nach Wien, um dort die Opern „Das Labyrinth" (2. Theil der Zauberflöte) 1794, „Das unterbrochene Opferfest" 1795/96, „Babylons Pyramiden" zu schreiben und aufzuführen. S., der sich bereits einen Schatz praktischer Kenntnisse und Fertigkeiten erworben und nun von dem in der dramatischen Composition Erfahrenen weiter gefördert und in eine neue frischere Richtung hinübergeleitet wurde, war des Meisters unzertrennlicher Gefährte. Diesem, von dem bedeutenden Talente des jungen Mannes überzeugt, der keine Gelegenheit versäumte, seinen Gesichtskreis zu erweitern, zu hören, zu lernen, gelang es endlich auch den Vater umzustimmen. Ignaz durfte der Jurisprudenz entsagen, um sich nun ganz seiner heißgeliebten Kunst zu widmen. Dies Vorkommniß hat ihn für immer an den Freund gefesselt. Erst Winter's Tod (1825) löste das Band, das beide ungeachtet der Verschiedenheit ihrer geistigen Richtung umschlungen hielt. Winter gelang vorzugsweise der Ausdruck des Süß-Zarten, das in seiner Potenzirung bei ihm nicht selten zu krankhafter Empfindsamkeit neigte, während S. mehr einem ernst-grandiosen Stil zuneigte. Durch des Freundes Vermittlung auch erhielt letzterer die Capellmeisterstelle am Theater an der Wien, damals im Besitze des bekannten Schikaneder. Der jetzt 21jährige behielt sie, nachdem seine erste Oper „Der Löwenbrunnen" (1797) sehr beifällig aufgenommen worden war, nun durch drei Decennien bis 1825 (1827?), wo sich die Verhältnisse der Oper, schon längst auf schiefer Ebene, ganz ungünstig gestalteten. Die Hoffnung Seyfried's, nach Salieri's Tode (1825) die durch Eybler's Vorrücken erledigte Vicecapellmeisterstelle zu erhalten, erfüllte sich nicht. — J. v. S. war ein äußerst fruchtbarer Opern- und Kirchencomponist. Doch stand mit dieser seiner überraschenden Productivität seine nur unzureichende und etwas beschränkte Erfindungsgabe in keinem Verhältnisse. Eine gewisse Gedankenarmuth macht sich bei seinen dramatischen Compositionen noch auffallender bemerkbar als bei seinen zu ihrer Zeit weit verbreiteten Kirchenmusiken, deren er seit seinem Rücktritte vom Theater sehr viele schrieb und denen er fortan seine ganze Zeit und Kraft widmete. Er stand im Rufe eines umsichtigen, vorzüglichen, wenn auch nicht

gerade sehr energischen Dirigenten, war mit Beethoven, zu dessen wärmsten Verehrern er zählte, sehr befreundet, wurde vielfach durch Orden, Medaillen und fürstliche Geschenke erfreut, war Ehrenmitglied vieler Akademien und Musikvereine und galt als eine für die Kunst, in der er als Musiklehrer bis zum letzten Athemzuge thätig blieb, warm fühlende, sie stets fördernde Persönlichkeit. Auch als musikalischer Schriftsteller hat er sich durch zahlreiche Beiträge in den bedeutendsten musikalischen Blättern ehrenvoll bekannt gemacht und sich außerdem namentlich durch Herausgabe der Werke Albrechtsberger's (1825), der Wiener Tonschule Preindl's (1832), der contrapunktischen Studien Beethoven's (1832) Verdienste erworben. Weniger zu rühmen sind seine ziemlich eigenmächtigen Bearbeitungen und Neuorchestrirungen älterer, besonders französischer Opern. Unbestritten erscheinen aber wieder seine Leistungen als Lehrer. Sein Unterricht war klar, bestimmt, leicht faßlich, vielseitig, fesselnd und anregend. Zu seinen Lehrerfolgen trug sein sympathisches Wesen, weniger energisch als milde, viel bei, so daß die zwischen Lehrer und Schüler geknüpften Beziehungen sich gewöhnlich noch erhielten, wenn auch der Unterricht längst schon beendet war. Die Zahl seiner Schüler (seit 1803) ist eine sehr große, darunter N. Baldenecker, C. Binder, Gentiluomo, Walther v. Goethe, C. Haßlinger, C. Krebs, W. Kühner, L. Köhler, J. Mainzer, Eli Parish-Alvars, S. Sulzer, Fr. v. Suppé und viele andere. (Das vollständige Verzeichniß bei Dr. C. v. Wurzbach XXXIII, 187.) Die Gesammtzahl seiner Compositionen (seit 1797) umfaßt 26 große Opern, 20 Operetten, 5 biblische Dramen, 24 Melodramen, über 200 Musikstücke zu Opern und Schauspielen: Ouverturen, Zwischenacte, Ballete, Einlagen, Chöre, Märsche u. s. w. Außerdem schrieb er viele 4-, 6- und 8stimmige Vocalchöre und zahlreiche Hymnen, Lieder und Sologesänge. — Weiter verdankt man ihm (seit 1811) 13 solenne Messen, 4 Requiem, 17 Graduale, 18 Offertorien, 2 Tedeum, 9 Tantum ergo, und eine ansehnliche Menge anderer kirchlicher Werke aller Art, Hymnen, Cantaten, Motetten, Psalmen, Libera u. s. w. Sie alle, wie die dramatischen Arbeiten (eine vollständige Aufzählung würde hier zu weit führen), finden sich in dem Wurzbach'schen Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich (s. o.) ebenfalls sorgfältig zusammengestellt. — S. war von 1804—17 verheirathet. Dieser Ehe entstammten 12 Kinder, von denen aber nur drei den Vater überlebten. Sein Sohn Leopold trat in das Benedictinerstift Melk. Als Director Carl das Theater an der Wien übernahm und eine Bahn betrat, die jede ernstere, tiefere Kunstschöpfung entbehrlich machte, zog sich S., durch sorgenlose Wohlhabenheit begünstigt, in ein stilles, zufriedenes und glückliches Privatleben zurück, von jetzt nur noch der Composition von Kirchenmusik und seinen Schülern lebend und als musikalischer Schriftsteller unausgesetzt thätig. Er starb, 65jährig, an einem Magenleiden, an dem er von je gelitten, das sich aber zuletzt auf einen edlen Körpertheil geworfen hatte, und ward feierlich und unter allgemeiner Theilnahme seiner Kunstgenossen, auf dem Währinger Kirchhof, gegenüber von Schubert und Beethoven, beerdigt. Sein Grab bezeichnet dort noch ein einfacher Gedenkstein. Sein gesammter musikalischer Nachlaß gelangte in den Besitz seines Schülers Binder, Capellmeisters am Josephstädter Theater in Wien, der die Absicht hatte, ihn zu veröffentlichen, was aber nicht geschah. Da nun auch er seit 1860 ohne Erben verstarb, besteht die Befürchtung, daß Seyfried's immerhin sehr werthvollen Manuscripte möglicher Weise verzettelt wurden. — Wenn auch nicht zu den Größten seiner Kunst zählend, ist S. doch in der Kunstwelt eine sehr beachtens- und achtungswerthe Erscheinung. Er hat keine ewigen Werke, aber doch, namentlich für seine Zeit, höchst bedeutende geschrieben und sich stets als tüchtiger, in allen Sätteln gerechter Tonsetzer bewährt. Er wußte sich ebenso dem Geiste Mozart's anzuschmiegen (wie seine lange benutzte Chorcomposition im ersten Finale des „Don

Juan", die Instrumentalrecitative zu „Titus" u. a. beweisen), wie dem Haydn's (die Operette „Das Ochsenmenuett" 1823). Mit bestem Erfolge und großem Geschick stellte er aus Mozart's Clavierwerken die Musik zum Drama „Ahasverus" (1823) und dem Singspiel „Der hölzerne Säbel" zusammen. Seine großen Opern „Die Druiden" (1801), „Cyrus" (1803), „Moses" (1813) u. a. fanden lebhaftesten Beifall und blieben lange Zugstücke. Ebenso seine Zauberopern und Singspiele (letztere vielfach zusammen mit Fischer, Haibel, Henneberg, Sickl und Tayber componirt). Er besaß unbestreitbar eine komische Ader. Seine Stellung an einer Bühne, die vorherrschend dem Comus huldigte, wies ihn darauf, diese Begabung zu pflegen. Vorzüglich sind „Die Ehemänner nach der Mode" (1804) und die Parodie zu Castelli's „Roderich und Kunigunde" (1807). Nicht minder gelungen sind aber auch die biblischen Dramen „Saul", Melodram a. d. Französischen (1810), „Abraham" (1817), „Die Makkabäer oder Salomena und ihre Söhne" (1818), „Noah" nach J. A. Eckschläger von Kuffner (1819), und seine allbekannten, vielgegebenen Melodramen. — S. nimmt in einer Uebergangsperiode der Kunst eine vermittelnde Stellung ein. Das ist immer eine undankbare Aufgabe. Wenn er heute noch nicht völlig vergessen ist, tritt er doch mehr und mehr in den Hintergrund, bald wird er es ganz sein. Wenn auch nicht einen unerschöpflichen Fonds geistvoller, glänzender Ideen, besaß er doch seltenes Geschick, ausdauernden Fleiß, unermüdlichen Thätigkeitstrieb. Seine Werke, die sich selten zu subjectiver Großartigkeit erheben, sind stets gefällig, zweckentsprechend, den Forderungen des Tages genügend und durchaus nicht gewöhnlich oder trivial. In jedem Genre der Composition hat er sich mit Geschick, in der Kirchenmusik mit dem glücklichsten Erfolge versucht. Was er hier schuf, hat classischen Werth. Diese Kirchenwerke sind es auch, die sich theilweise in unsere Zeit herübergerettet haben und noch immer vielfach gehört werden. In seinen komischen Tonsätzen ist er unübertrefflich. Es geschieht ihm wirklich Unrecht, gerade hier so sehr ignorirt zu werden. Weiteste Verbreitung gewannen seine Melodramen, in Wahrheit Meisterschöpfungen ihrer Gattung, in denen sich orientalische Phantasie, charakteristische Wahrheit und populäre Einfachheit einen und die sich nie in bloß äußerlicher unkünstlerischer Malerei verlieren. Seine Gesangswerke sind Musterarbeiten, von genauer Kenntniß der Kehle wie des Kunstmäßigen zeugend. Ebenso ist er ein Meister in der Instrumentation. Der geschickte Theaterdirigent bewährt hier seine langjährige Erfahrung durch Umsicht, Gewandtheit und verständige Verwendung aller Tonmittel zur Erreichung erstrebter Effecte. Nicht Zufall oder äußere Nöthigung, sondern wahrer innerer Beruf hatten ihn der Kunst zugeführt. Wie er sich in sie eingelebt, machte er sie auch zum Mittelpunkte all seines Empfindens, Fühlens, Lebens und Sinnens. Er war ein ebenso großer Künstler als liebenswürdiger Mensch. — Sein Porträt, von Kriehuber lithographirt, erschien in Wien.

Seyfried's Dramen, Opern, Operetten, Singspiele, Possen: 1798: „Das Jägermädchen" (1 A.) 1799: „Der Wundermann am Rheinfalle". Gr. O. in 2 A. „Die Königspflicht" (1 A.). „Der rothe Geist im Donnergebirge" (1 A.). 1801: „Die Druiden". Gr. O. in 3 A. 1803: „Cyrus". Gr. O. in 2 A. 1804: „Die Ehemänner nach der Mode". K. O. in 3 A. 1806: „Zum goldenen Löwen". S. in 1 A. 1807: „Alamor der Maure". O. in 3 A. „Mitternacht". S. in 1 A. „Idas und Narcissa". K. O. in 3 A. 1808: „Der Ehedoctor". K. S. in 3 A. „Der politische Schuster". P. in 4 A. „Der Briefbote". Operette in 1 A. 1809: „Bertha von Werdenberg." H. O. in 2 A. „Rochus Pumpernickel". Quodl. in 3 A. (in der Folge noch 2. und 3. Theil). 1810: „Die rothe und die weiße Rose." R. O. in 3 A. 1811: „Feodora". S. in 1 A. 1812: „Czech und Cech". K. O. 1814: „Die

100jährigen Eichen". Festsp. 1815: „Er hält wahrhaftig Wort". K. O. in 2 A. „Niclas am Scheidewege". P. in 3 A. „Der Wald von Bondy". D. in 3 A. 1816: „Drei Treppen hoch". 1817: „Die Waise und der Mörder". D. in 3 A. „Amors Triumph". Festsp. „Montag, Dienstag, Mittwoch". P. in 2 A. 1821: „Die Waise aus Genf". „Ugolino". D. in 2 A. 1823: „Das Ochsenmenuett". S. 1826: „Bozena". D. 1829: „Der hölzerne Säbel". Operette in 1 A.

Märchen, Zauberspiele, Feenmärchen, Ballets: 1797: „Die Wunderquelle". „Der Löwenbrunnen". 1798: „Der Feenkönig". 1805: „Untreue aus Liebe". 1816: „Der süße Brei". „Der Rosenhügel". 1817: „Undine". 1819: „Der blöde Ritter" (3 A.) 1820: „Oberon". 1822: „Magandola". 1823: „Der unsichtbare Prinz". 1824: „Der kurze Mantel" (3 A.).

Melodramen: 1804: „Tippo Saib". 1811: „Friedr. v. Minsky". „Die Cisterne". 1817: „Hymne an die Sonne". 1822: „Timur, der Tartarenchan". 1823: „Sintram".

Parodien: 1797: „Agn. Bernauerin." 1800: „Alceste." 1801: „Erwin v. Steinheim." 1807: „Roderich und Kunigunde (v. Castelli), oder Der Eremit vom Berge Prazzo oder Die Windmühle auf der Westseite oder Die lange verfolgte und zuletzt triumphirende Unschuld."

Ouverturen, Entreactes, Chöre, Märsche, Tänze zu Schauspielen (abgesehen von zahllosen kleineren Einlagsnummern, Arien, Arietten, Canzonetten, Romanzen, Liedern, Duetten, Terzetten, Chören u. s. w. zu Opern und Dramen): 1798: Orion. 1804: Der Stein der Weisen. 1808: Räuber v. Schiller. 1809: Kreuzfahrer v. Kotzebue. Attila v. Z. Werner. 1811: J. Cäsar v. Shakespeare. Jungfrau v. Orleans v. Schiller. 1812: Preziosa. 1813: Moses v. Klingemann. 1814: Der Teufelssteg am Wienerberg. 1815: Adelheid v. Italien. 1816: Faust v. Klingemann. Das Haus v. Barcellona. 1817: Ahnfrau v. Grillparzer. Genoveva. Ludlamshöhle. 1818: Odins Schwert. Die Thronfolge. 1819: Eras. Bürger. Die Minnesänger auf der Wartburg. 1820: Bettina. 1825: Ottokars Glück und Ende v. Grillparzer. 1826: Die Blume v. Mull v. Lembach. 1817: Musikbegleitung zu den mimisch-plastischen Darstellungen der Frau S. Schröder.

Bearbeitungen: Die Samniterinnen. Rich. Löwenherz. Zemire und Azor, Opern v. Gretry. K. Theodor in Venedig v. Paisiello.

Für Concert, Kammer und Soloinstrumente schrieb er: Sinfonie in Es (1797) und in D (1799) und bearbeitete die c-moll-Fantasie und Sonate, die Spielorgelfantasie in f-moll mit Hinzuziehung des Allegro und Andante aus dem g-moll-Clavierquartett, und die vierhändige Sonate in C von Mozart für großes Orchester. Weiter ein Streichquartett in G, ein Clavierrondeau. Concertstücke für Flöte, Oboe, Clarinette, Horn, 10 Serenaden für 4 Hörner, und viele Märsche und Harmoniepartien, Menuette und Walzer. Außerordentlich zahlreich sind seine Arrangements beliebter Opern für 6- und 9stimmige Harmonie, für Quartett und Quintett, für Clavier.

H. M. Schletterer.

Seyfried: Johann S., Jesuit, geboren am 15. September 1678 zu Mainz, † 1742 zu Würzburg. Er war am 10. October 1693 in den Orden getreten. Er wurde 1710 Professor der Philosophie, 1713 Professor (1715 Doctor) der Theologie zu Würzburg. Bis 1720 las er über Dogmatik und Moral; dann erhielt er die von dem Fürstbischof Joh. Philipp v. Schönborn in der theologischen Facultät neu errichtete Professur der (Kirchen- und Profan-) Geschichte, mit 200 Thlr. Gehalt. Er hatte schon 1712 eine Gelegenheitsschrift, Bilder der Würzburger Bischöfe mit Elogia, und eine bei dem Jubiläum des Erzbischofs

Lothar Franz von Mainz gehaltene Rede veröffentlicht (beide abgedruckt in der Collectio von J. Gropp, A. D. B. IX, 734). 1721 veröffentlichte er pseudonym: „In rhapsodiam Friderici Schannat, cui titulum fecit: Dioecesis Fuldensis . . . epistola censoria Chiliani Mainberger Ostro-Franci“, und 1736 anonym: „Manuale vocabulorum obscurorum, latino-barbarorum, e nonnullorum scriptorum glossariis . . . excerptum“. 1727 erbat er sich von dem Domcapitel die Erlaubniß, die von Lupold v. Bebenburg (A. D. B. XIX, 649) gesammelten Urkunden und Privilegien des Hochstifts Würzburg herauszugeben, und 1741 erhielt er von dem Fürstbischof Friedrich Karl v. Schönborn einen Vorschuß von 300 Thlr. zur Herausgabe eines historisch-heraldischen Werkes über den alten fränkischen Adel; beide Werke sind aber nicht erschienen. Mehr als durch seine Schriften hat sich S. um die geschichtlichen Studien in Franken dadurch verdient gemacht, daß er die Berufung J. G. v. Eckharts (A. D. B. V, 629) nach Würzburg veranlaßte.

Ruland, Series Professorum p. 97. — Wegele, Gesch. der Univ. Würzburg I, 401. 407. 424; II, 319. 323.

Reusch.

Seyfried: Joseph Ritter v. S., Schriftsteller, Theaterdichter und Kritiker, geboren in Wien am 24. März 1780, † daselbst am 28. Juni 1849 und seine Söhne Ferdinand, † am 9. October 1865 und Heinrich. — Joseph war ein Bruder von Ignaz (s. d.). Er erhielt wie dieser wissenschaftliche Bildung und bezog 1801 die Wiener Universität, ebenfalls um Jura zu studiren und sich für einen staatsdienstlichen Beruf vorzubereiten. Ein Freund seiner Familie aber, der Kaufmann Zitterbarth, der 1801 das Privilegium des Schikaneder'schen Theaters an der Wien erworben hatte, obgleich er in Theatergeschäften ganz unerfahren war, bewog ihn als Secretär und Theaterdichter bei ihm einzutreten. Joseph eröffnete seine neue Laufbahn mit einer Uebersetzung des „Titus“ von Mozart, der bald zahlreiche ähnliche aus dem Französischen, Italienischen und Englischen übertragene Bearbeitungen, sowie Originaldichtungen folgten. Wie er für die Texte, so sorgte dann sein Bruder für den musikalischen Theil (für Instrumentation, Ergänzung der Tonstücke, Einlagsnummern u. s. w.) der vorzugsweise aus dem Französischen herübergeholten Opern und Operetten. Viele dieser Uebertragungen wurden in ihrer neuen Gestalt Zugstücke und mit durchschlagendem Erfolge im In- und Auslande aufgeführt. Man ward dadurch auf Joseph aufmerksam; 1804 erhielt er ehrenvollen und vortheilhaften Ruf an das deutsche Hoftheater in Petersburg. Aber das Wiener Kind vermochte sich nicht zu entschließen, der geliebten und gemüthlichen Heimath zu entsagen und den dasigen angenehmen Verhältnissen. Als Freiherr v. Braun (der Dichter des von K. Kreutzer componirten „Nachtlager von Granada“) das Theaterprivilegium erworben hatte, blieb auch unter ihm S. bis 1806 in seitheriger Stellung und erst als die Leitung des Theaters an der Wien an eine Gesellschaft von Cavalieren überging, gab er seine Stellung auf, ohne jedoch aufzuhören, seine Feder dieser Bühne auch in der Folge zu widmen. So übersetzte er noch die Opern „Die beiden Füchse“, „Der Schatzgräber“, „Pachter Robert“, „Die Vestalin“, „Das befreite Jerusalem“, „Moses“, „Armida“, „Die vornehmen Wirthe“, „Joh. von Paris“, „Joconde“, „Saul“ und andere. — Als 1811 Castelli Theaterdichter beim k. k. Hoftheater wurde, übernahm Joseph die Redaction der seither von jenem herausgegebenen Zeitschrift „Thalia“, bis ihn 1813 der Wiener Buchdrucker Strauß veranlaßte, den seit 1809 begründeten „Sammler“ zu redigiren, ein vom litterarischen Raube ein schmähliches Dasein fristendes Blatt, denn dasselbe druckte nur das Beste aus anderen Blättern ab, ohne Honorare zu zahlen oder auch nur die Quellen zu nennen, aus denen es schöpfte. Ein

Mann von Geschmack und von Verständniß für das Bedürfniß seines Leserkreises konnte solch Piratenblatt mühelos mit Stoff versehen. Joseph übernahm daher im nächsten Jahre auch noch den „Wanderer" und besorgte nebenher, aushülfsweise, die „Vaterländischen Blätter" und die amtliche „Wiener Zeitung". Da in der vormärzlichen Aera Oesterreichs derartige Redactionsarbeiten wenig Kopfzerbrechen machten, ja nicht einmal viele Zeit beanspruchten, so konnte er noch unter Director Hensler (1818) als Theaterdichter seine Stelle versehen und immer mit der Bühne in so enger Fühlung bleiben, daß er zehn Jahre später, als Graf Gallenberg Pächter des k. k. Hofopernhauses wurde, die ihm angebotene Canzleidirectorstelle an der k. k. Hofoper noch übernehmen konnte. Er machte sich nun vornehmlich um die Organisation der deutschen Oper verdient, unternahm zu diesem Zwecke mit dem damaligen Capellmeister dieser Bühne Fr. Lachner eine Reise durch Deutschland, um Künstler und Künstlerinnen kennen zu lernen und das Engagement vorzüglicher Kräfte zu realisiren. Das gelang denn auch in sehr befriedigender Weise. Noch unter dem Nachfolger des Grafen, Duport, blieb er in seiner Stellung, nebenher immer lustig den „Wanderer" und „Sammler" fortredigirend, ja 1832 auch noch den „Jugendfreund" übernehmend. Endlich 1843, von allen Geschäften sich zurückziehend, übergab er die durch drei Jahrzehnte von ihm innegehabte Redaction des „Wanderers" seinem Sohne Ferdinand. In seinem 69. Jahre machte ein Schlagfluß seinem thätigen Leben ein plötzliches Ende. Er hinterließ vier Söhne und drei Töchter. Man besitzt von ihm mehr als 200 übersetzte und bearbeitete Texte von Opern, Singspielen, Dramoletten. Aber auch eigene Arbeiten für die Oper und den Concertsaal lassen sich einzelne aufführen, z. B. die zur Rückkehr des Kaisers Franz nach Abschluß des Preßburger Friedens geschriebene Cantate: „Die Rückkehr des Vaters". Während der verhängnißvollen Jahre 1805—1809 und später verfaßte er zahlreiche poetische und prosaische Artikel zur Belebung einer patriotischen Gesinnung, die nachträglich zumeist in dem seit 1812 erscheinenden Castelli'schen Almanach „Selam" neu abgedruckt wurden. Außerdem gab er 1825 ein seiner Zeit beliebtes Hausbuch: „Heldenspiegel der österreichischen Armee" und die Volksschrift: „Die Gesellschaft im Volksgarten" heraus. — Joseph's Sohn, **Ferdinand**, wie sein Onkel musikalisch sehr talentirt, aber von Jugend auf kränklich, war Beamter an der k. k. ersten österreichischen Sparkasse und mit seltener Ausdauer, wie sein Papa, der denkbar harmloseste Theaterkritiker. Seit dessen Rücktritt redigirte er den „Sammler", der sein unsauberes Dasein noch immer fristete und den „Wanderer", der aber 1848 aus einem Unterhaltungsblatt ein politisches Blatt wurde. Trotz aller Wandlungen der allgemeinen Ansichten, die es nun vertrat, bewahrte sich die Theaterkritik in ihm rührende Stabilität. Ferdinand hatte sich diese Sparte als seine besondere Domäne vorbehalten. Er, eine Specialität in dieser Branche, schrieb alle zahllosen größeren Kritiken und pflegte das Feld der Theaternotizen mit Bienenfleiß, weshalb man ihn auch im Hinblick auf die Riesenbiene, die im Frontispice des Wiener Sparcassengebäudes, wo er bedienstet war, prangte, die „Theaternotizenbiene" nannte. Dabei war der Charakter dieser Notizen, ganz dem Seyfried'schen Familiencharakter entsprechend, in hohem Grade wohlwollend und gutmüthig. Eben seine Ruhe und Sanftmuth ließ ihn auch alles Ungemach verschmerzen, das über ihn manchmal als Redacteur eines politischen Blattes hereinbrach und ihn nicht selten in unangenehme Situationen brachte. Nur einmal gab er seiner Entrüstung rückhaltlos Worte, als man ihm, wie allen Redacteuren Wiener Journale, seinen lange innegehabten Freiplatz im Opernhause entzog. „Seit 30 Jahren (rief er) ging ich täglich in dies Theater, ich setze fortan keinen Fuß mehr hinein." Und er hat Wort gehalten. 1849 traf ihn ein Schlagfluß, der ihn einseitig lähmte, seit 1859 konnte er sein Lager nicht

mehr verlassen. Obwohl immer noch litterarisch thätig, mußte er nun doch die Redaction des „Wanderers“ niederlegen. Aber die Theaternotiz in diesem Blatte, deren Nähr- und Ziehvater er mit liebender Sorgfalt war, fristete ein gemüthliches Dasein fort, wenn auch nicht mehr in der Ueppigkeit, Mannigfaltigkeit und Unantastbarkeit wie einst. In der Einsamkeit und Ruhe seiner späteren Tage, sammelte er seine Erinnerungen, das Ergebniß eines beinahe 50jährigen täglichen Theaterbesuches: „Rückschau in das Theaterleben Wiens in den letzten 50 Jahren“ (Wien 1864). Sie enthalten durchaus Erlebtes und Gesehenes und sind stets auf Wahrheit basirt. — Ferdinand's Bruder Heinrich übernahm nach dessen Ausscheiden die Abfassung der Theaternotizen im „Wanderer“ bis zu dessen Aufhören. Er war zugleich ständiger Correspondent der Leipziger Theaterchronik.

H. M. Schletterer.

Seyssel d'Aix: Max Graf S. d'A., königlich bairischer Generallieutenant, einem zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus Savoyen nach Baiern gekommenen Geschlechte entstammend, wurde am 20. November 1776 zu München geboren und schon als Kind zum Cornet ernannt, so daß er in den Feldzügen, welche er 1794 und 1795 am Rhein mitmachte, bereits Oberlieutenant war. Einflußreiche Fürsprache und ein Stellenkauf förderten seine Laufbahn weiter. Am Kriege des Jahres 1800 nahm er als Rittmeister theil, in den Feldzügen von 1805 gegen Oesterreich und von 1806/7 in Schlesien gegen Preußen war er Major. Er glaubte, daß Verdienste, welche er in einem bei Roth-Waltersdorf in der Nähe von Glatz am 4. Juni 1807 stattgehabten Gefechte erworben haben wollte, ihm Anspruch auf den Militär-Max-Josephsorden gäben und suchte um die Verleihung desselben nach. Generallieutenant Deroy (vgl. Seydewitz, Karl Fr. Aug. Graf) vereitelte aber die Berücksichtigung seiner Eingabe, indem er vortrug, daß die öffentliche Meinung über Seyssel's Leistungen im Feldzuge Urtheile fälle, welche von Rechts wegen das Gegentheil einer Auszeichnung zur Folge haben müßten. Er schrieb u. a., daß es „nach der allgemeinen Stimmung, so gegen den Major Graf S. bestehe, viel unangenehmes Aufsehen erregen würde, wenn selbem der Orden zu theil würde“. Die Verleihung des Ordens unterblieb. Am Feldzuge von 1809 hatte S. nur unbedeutenden Antheil, den Krieg von 1812 machte er, obgleich noch Oberst, bei der Großen Armee als Commandeur der 22. leichten Cavalleriebrigade mit, welche zur Reiterdivision Preyssing gehörte. Er erwarb hier bei verschiedenen Gelegenheiten das Lob und die Anerkennung seiner Vorgesetzten. Wenige Tage nach seiner im Februar 1813 erfolgten Rückkehr in seine Garnison Augsburg rückte er an der Spitze eines combinirten Chevauxlegersregimentes, der Division Raglovich zugetheilt, von neuem ins Feld. Schon bei Bautzen zeichnete er sich aus; das Treffen bei Luckau am 26. Mai, in welchem er durch einen geschickten und gelungenen Reiterangriff die gefährdete Division Pacthod vor schwerem Schaden bewahrte, verschaffte ihm den ersehnten Max-Josephsorden. Die Theilnahme an den weiteren Ereignissen des Feldzuges aber ward ihm versagt. Er hatte während des Waffenstillstandes beim Dorfe Dornwalde in der Nähe von Baruth eine Vorpostenstellung nehmen müssen, deren Gefährlichkeit er einsah und wegen deren er Vorstellungen erhoben hatte. Sobald der Waffenstillstand abgelaufen war, ward er in derselben nächtlicher Weise von feindlichen, mit den Verhältnissen genau bekannten unternehmenden Truppen, der Brigade Borstell angehörend, überfallen und selbst zum Gefangenen gemacht. Als der Beitritt Baierns zu den Verbündeten ihm die Freiheit wiedergegeben hatte, kehrte er zu seinem Regimente zurück, nahm mit demselben an den weiteren Ereignissen des Krieges in Frankreich theil und befehligte es auch 1815 auf dem Kriegsschauplatze im Elsaß. Seine active Laufbahn beendete er als Divisionscommandeur, ward dann am 13. Januar 1837

zum Capitaine des Gardes bei der Leibgarde der Hartschiere ernannt, was eine seinem Wunsche wenig zusagende Veränderung seiner ganzen Stellung bedeutete, trat, nachdem er den mehrfach von ihm erbetenen Abschied erhalten hatte, 1845 ganz in den Ruhestand und starb am 10. September 1855 zu Regensburg. Die größte und für die Vertheidigung wichtigste Defensionscaserne der Festung Germersheim hatte 1842 den Namen „Seyssel“ erhalten.

Allgemeine Militärzeitung, Darmstadt 1856, Nr. 93—96. — Der königlich bairische Militär-Max-Josephsorden vom Geh. Kriegsrath Schrettinger, München 1882.

B. Poten.

Sfondrati: Aloys, mit seinem Ordensnamen Cölestinus S., Abt von St. Gallen und Cardinal, geb. 1644 zu Mailand, † am 4. Sept. 1696 zu Rom. Er stammte aus einer vornehmen Mailänder Familie, der auch der Cardinal Franz S. († 1550), der Papst Gregor XIV. († 1591) und dessen Neffe, der Cardinal Paul S. († 1618) angehörten. Als zwölfjähriger Knabe wurde er nach Rorschach am Bodensee geschickt, wo die Benedictiner von St. Gallen eine Schule hatten. Als ganz junger Mann trat er in den Orden ein. Er zeichnete sich so aus, daß er, ehe er zum Priester geweiht war, 22 Jahre alt, 1666 als Lehrer der Philosophie und Theologie nach Kempten geschickt wurde. Von 1668 an war er in St. Gallen als Lehrer und Novizenmeister thätig. 1679 wurde er in Salzburg Doctor der Theologie und beider Rechte und Professor des kanonischen Rechtes. 1682 kehrte er nach St. Gallen zurück, wurde einige Zeit mit der Seelsorge in einer kleinen Landkirche bei Rorschach beauftragt, bald aber von dem Abte Gallus II. zum Generalvicar ernannt. 1686 ernannte ihn Innocenz XI. zum Bischof von Novara; ehe er aber das Bisthum angetreten, starb der Abt, 4. März 1687, und S. wurde am 16. April zu seinem Nachfolger gewählt. Am 12. December 1695 ernannte ihn Innocenz XII. zum Cardinal (vom Titel der hl. Cäcilia). Er starb, nachdem er kaum ein halbes Jahr in Rom zugebracht hatte.

Schon 1670 gab S. anonym einen „Cursus theologicus in gratiam Fratrum religiosorum“ heraus (10 Bändchen 12°), dem 1686 ein „Cursus philosophicus monasterii S. Galli“ folgte (3 Quartbände, 2. Auflage 1695). Mehr Aufsehen als diese Schulbücher erregten seine Werke gegen den Gallicanismus. Das erste, „Regale sacerdotium Romano Pontifici assertum et quatuor propositionibus explicatum“, veröffentlichte er 1684 unter dem Namen Eugenius Lombardus; die dritte, vermehrte Auflage erschien anonym 1693. Es ist, mit Weglassung des Abschnittes über den Regalienstreit, abgedruckt im 11. Bande von Rocaberti's Bibliotheca pontificia. 1688 veröffentlichte S. unter seinem richtigen Namen: „Gallia vindicata, in qua testimoniis exemplisque Gallicanae praesertim ecclesiae, quae pro Regalia ac quatuor Parisiensibus propositionibus a Ludovico Maimburgo aliisque producta sunt, refutantur“. (1702 erschien eine Editio altera. ex posthumis auctoris autographis auctior reddita. Auch dieses Werk ist bei Rocaberti theilweise abgedruckt.) In demselben Jahre 1688 erschien noch eine kleine Schrift über den Streit zwischen Innocenz XI. und der französischen Regierung wegen des Asylrechtes für die Quartiere der Gesandten in Rom (les franchises): „Legatio Marchionis Lavardini ejusque cum Innocentio XI. dissidium, ubi agitur de jure, origine, progressu et usu Quarterium Franchitiarum [les franchises] seu asyli etc. et refutantur rationes a Lavardini advocato productae in libello, cui initium: Si l'auteur etc.“ — Diesen antigallicanischen Schriften hatte S. die Gunst der Päpste Innocenz XI. und XII. und seine Ernennung zum Bischof und Cardinal zu verdanken. Vor seiner Ernennung zum Cardinal vergewisserte sich Innocenz XII. der Zustimmung Ludwig's XIV.

Die beiden größeren Werke wurden nicht nur von den Gallicanern mißfällig aufgenommen, sondern auch von den Jesuiten, deren Verhalten bei dem Regalienstreite S. scharf getadelt hatte. Briefliche und mündliche Klagen einiger Jesuiten versprach er in einer neuen Auflage zu berücksichtigen; er hat aber seine Darstellung nicht wesentlich geändert (Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten S. 610).

Sehr interessant ist eine kleine Schrift, welche S. anonym und ohne Angabe des Druckortes veröffentlichte, als Innocenz XII. 23. Juni 1692 eine Bulle gegen den Nepotismus veröffentlicht hatte: „Nepotismus theologice expensus, qVanDo nepotIsMVs sVb InnoCentIo XII. abolItVs fVIt" (Döllinger-Reusch, Bellarmin S. 176). Weniger Ehre legte er mit dem Foliobande ein, den er 1695 herausgab: „Innocentia vindicata, in qua . . . ostenditur, D. Thomam pro immaculato conceptu Deiparae sensisse et scripsisse" (2. Auflage Graz 1708, deutsch Augsburg 1718). Thomas v. Aquin hat die „unbefleckte Empfängniß" nicht gelehrt und die Chronik des Flavius Dexter, auf die sich S. beruft, war schon damals von den Gelehrten als Fälschung erkannt.

Nach Sfondrati's Tode erschien noch von ihm zu Rom 1697, unter den Auspicien der Cardinäle Albani und Colloredo von dem Franciscaner Johannes Damascenus herausgegeben, der Quartband „Nodus praedestinationis ex sacris literis doctrinaque SS. Augustini et Thomae, quantum homini licet, dissolutus". Das Buch enthält eine Darstellung der Lehre von der Gnade und Prädestination im Sinne der Jesuiten, namentlich des Luis Molina und des Leonard Lessius, und wurde darum von den Dominicanern und den Jansenisten scharf angegriffen. Es erschienen eigene Gegenschriften von dem Löwener Professor L. Hennebel und von P. Quesnel und seinen Freunden. Eine Vertheidigung des Cardinals Gabrielli wurde, da in Rom selbst anonyme und pseudonyme Schriften nicht gedruckt werden durften, von Fenelon 1698 zu Köln zum Drucke besorgt. Im J. 1697 wurde in einem von Bossuet verfaßten, von mehreren französischen Bischöfen, die der antigallicanischen Schrift Sfondrati's gedachten, unterzeichneten Briefe an den Papst die Verdammung des Buches verlangt. Der Papst beauftragte eine Commission mit der Prüfung desselben; die Sache schlief aber ein. Von dem Jesuitengeneral wurde damals in Rom erzählt, er habe alle Federn des Ordens zur Vertheidigung des Buches zur Verfügung gestellt. — In einem andern Punkte war S. ein Gegner der Jesuiten. Er hatte schon 1681 zu Salzburg in einer Disputatio juridica de lege in praesumtione fundata sich gegen den Probabilismus ausgesprochen; in seinem Nachlasse fand sich ein Tractatus de probabilitate contra morum corruptelas et nimiam sentiendi laxitatem, der leider nicht gedruckt ist.

Argelati, Bibliotheca scriptorum Mediolanensium III, 1358. — Eggs, Purpura docta III, 352. — Ziegelbauer, Hist. rei lit. Ord. S. Bened. III, 416. — M. Sattler, Collectaneen zur Gesch. der Univ. Salzburg, 1890, S. 237. — Reusch, Index II, 249. 683.

Reusch.

Sibäus: Heinrich S. (Sibbe oder Sibe) aus Olfen im Stift Münster, gebildet unter den Münster'schen Humanisten Murmellius und Timann Kemner, wird zuerst 1511 als Lector an der Schule zu Münster genannt und dürfte dort wohl Lehrer der fünften (nicht sechsten) Classe gewesen sein. Nach kurzem Aufenthalt in Wittenberg wurde er Conrector des Rectors Joh. Alexander von Meppen (s. Herm. Stüve) an der Domschule in Osnabrück, im J. 1529 des Rectors Rudolf Möller zu Herford, dem er auch als Rector der Domschule nach Minden folgte. Da er aber hier seines Glaubens wegen vielfache Anfeindungen erlitt, ging er zum zweiten Male — diesmal auf etliche Jahre — nach Wittenberg, wirkte dann an den Schulen in Cassel, Helmstedt und Ditmarschen, wurde

schließlich Conrector des Rectors Sleibing an der Barfüßerschule in Osnabrück, und als dieser dort das Predigeramt an St. Katharinen übernahm, sein Nachfolger. Schon längst ein Freund der Reformation gab er in einem anonymen Pasquill auf den Domschulrector Hubert Brinkaner der Bürgerschaft den Rath, ihre Kinder nicht in die Domschule zu schicken, worüber die Domherren derart erzürnten, daß der Superintendent Sandfurt (s. A. D. B. XXX, 353), den sie für den Verfasser hielten, die Stadt verlassen mußte. Doch auch des S. Tage in Osnabrück waren gezählt: das Interim trieb ihn mit seinem Freunde Sleibing nach Herford, wo er wieder erst dessen Conrector und 1553 sein Nachfolger wurde. Wegen Mißhelligkeiten mit dem Rath legte S. 1555 sein Amt nieder und ging nach Lemgo, wo er das Rectorat bis 1561 verwaltete, dann privatisirte und 1566 trotz seiner mehr als 50jährigen Lehrthätigkeit das Rectorat nochmals übernahm. Schon in demselben Jahre aber endete die Pest sein vielbewegtes Leben. Er war ein tüchtiger Grammatiker und fleißiger Poet: er schrieb viele Epitaphien, so z. B. eins auf Joh. Glandorp (s. A. D. B. IX, 209), das „Liber carminum de obitu multorum excellentium virorum in inclyta urbe Osnaburga“ und das „Elogium de tribus Hermannis Westphalis, Buschio, Bonno, Tulichio“.

Vgl. Strodtmann im Programm des Raths-Gymnasiums zu Osnabrück v. 1869. — Hölscher im Progr. d. Gymnas. z. Herford v. 1874, S. 5 f.

P. Bahlmann.

Sibelius: Kaspar S., reformirter Theolog, ausgezeichneter theologischer Schriftsteller, besonders auf katechetischem und homiletischem Gebiete, hervorragend in seiner Zeit in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten sowie in der Fürsorge für die nach den Niederlanden geflüchteten reformirten Prediger, geboren am 9. Juni 1590 auf einem bei Elberfeld gelegenen Bauerngute, † am 1. Januar 1658 zu Deventer. Sein Vater Peter Sibelius war ein Garnbleicher und Leinenhändler, seine Mutter eine Tochter des Reformators des Wupperthales, Peter Lo. Von fünf Söhnen widmeten sich drei dem Predigerstande, denn die Geschichte des Reformators und mit ihr die Vorliebe für genannten Stand lebte in den Enkeln fort. Kaspar S. erhielt seine Vorbildung in der lateinischen Schule zu Elberfeld, welche er mit den besten Zeugnissen zu Ostern 1605 verließ, um in die Prima zu Herborn einzutreten. Bereits bei der Herbstpromotion des folgenden Jahres wurde er von dem Pädagogearchen Georg Pasor zu den akademischen Vorlesungen entlassen. Der berühmte Piscator, der nassauische Bibelmann, ward hierauf sein Hauptlehrer in der Theologie. Ostern 1608 bezog er die Universität Leiden, wo er unter der trefflichen Leitung des Professors Franz Gomarus sich in die reichhaltige Litteratur reformirter Theologie einführen ließ und zu seinem hiesigen Privatstudium Calvin's Institutio, die Loci von Wolfgang Musculus, Peter Martyr, Stephan Szegedin sowie die theologischen Tractate des Beza, Franz Junius, Wilhelm Perkins u. a. machte. Mit Eifer legte er sich, da ihm die Hinterlassenschaft der Mutter die pecuniären Mittel gewährte, eine ausgesuchte Bibliothek an. Die Vorlesungen des bekannten Jacob Arminius über messianische Weissagungen schärften seine Unterscheidungsgabe inbetreff aller Abweichungen von der biblischen Wahrheit und legten ihm die Nothwendigkeit der Prüfung der Geister nahe. Es war mehr als bedenklich, daß Arminius seinen jugendlichen Zuhörern die Lectüre bedeutsamer arianischer, antitrinitarischer und jesuitischer Theologen aufs angelegenste empfahl. Seine akademischen Studien beschloß S. mit einer öffentlichen Vertheidigung mehrerer Thesen über die Prädestination unter dem Vorsitze des Gomarus am 15. Juli 1609, worauf er auf den Rath seines Vaters und des Elberfelder Pastors Peter Curtenius sich in sein Vaterland zurückbegab. Die Zeitverhältnisse schienen seit dem am 25. März

genannten Jahres erfolgten Tode des unter Leitung der Jesuiten gestandenen blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm für die Evangelischen in den Jülich-Cleve-Bergischen Landen sich günstig zu gestalten. Auf dem Landtage zu Düsseldorf (am 22. Juli 1609) gaben die Fürsten, welche die Regierung dieser Territorien als erbberechtigt gemeinschaftlich angetreten hatten, den Ständen von Cleve und Berg die Zusicherung, die römisch-katholische, wie auch jede andere christliche Religion, die im römischen Reich in Gebrauch und Uebung, zuzulassen und zu erhalten. S., von den Gemeinden Randerath und Geilenkirchen im Jülichschen zum Pastor gewählt, folgte diesem Rufe, nachdem er sich von dem Moderamen der Bergischen Synode zu Elberfeld hatte examiniren und die Hände auflegen lassen. Unter der eifrigen Pflege dieses ihres jugendlichen Hirten wuchsen diese beiden Gemeinden sichtlich, trotz der Unbilden des nunmehr entbrannten Jülichschen Erbfolgekrieges, in welchem S. sich öfters allerlei feindlichen Verfolgungen ausgesetzt fand. Inzwischen hatte der in seinem Amte so eifrige junge Prediger die Aufmerksamkeit der Synode der Jülichschen reformirten Kirche auf sich gezogen. Diese ließ ihn auf Wunsch des Gouverneurs der Stadt Jülich, Friedrich Pithan, unterm 20. August 1611 zum Pastor nach Jülich berufen, wo er sechs Jahre unter mancherlei Bedrückungen, denen die Reformirten nach Eroberung dieser Stadt sich ausgesetzt fanden, eine sehr segensreiche Thätigkeit entfaltete. Die Gemeinde nahm unter ihm zu; dreihundert Römische traten, durch Sibelius' Predigten gewonnen, zu ihr über. An dem regen Synodalwesen, wozu im Jülichschen die am 3. und 4. Juli 1571 zu Bedbur von den Gemeinden unter dem Kreuze oder den geheimen deutschen und Fremdengemeinden gehaltene erste Synode den Grund gelegt, nahm S. den lebhaftesten Antheil, wie ihn denn die zweite Generalsynode der gesammten reformirten Kirchen der drei Fürstenthümer Jülich, Cleve, Berg und der Graffschaft Mark, welche im September 1611 zu Duisburg gehalten wurde, als einen der vier dazu abgeordneten Prediger des Herzogthums Jülich sah. Er nahm bereits eine solche Stellung ein, daß ihn der in der Geschichte der reformirten Kirche jener Tage so bedeutsame Hofprediger des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V., Abraham Scultetus (s. d. A.) auf seiner Rückreise aus England in Jülich aufsuchte und aufs freundschaftlichste mit ihm verkehrte. Eine Mission, welche ihm von dem Commandanten Pithan und seinem Presbyterium übertragen worden, führte ihn nach dem Haag, um von den Generalstaaten eine regelmäßige Unterstützung zum Gehalte des Pastors von Jülich, das die Gemeindeglieder infolge der Kriegsbedrückungen nicht mehr gut aufbringen konnten, zu erwirken. Hier lernte er den bekannten remonstrantischen Prediger Johannes Utenbogaert kennen, dessen Versuche, ihn für seine Partei zu gewinnen, S. mit seinem offenherzigen Wesen in geschickter Weise vereitelte, so daß derselbe ihm die gesuchte Hülfe für seine Amtsbrüder im Jülichschen nicht einmal abschlagen konnte. Auf der Rückreise erfuhr er in Nymwegen, wo ihn die Presbyter um eine Gastpredigt baten, seitens der dasigen drei arminianisch gesinnten Pastoren allerlei Unbilden, um ihm den etwaigen Gedanken, einen Beruf zum vierten Prediger dieser Gemeinde anzunehmen, zu verleiden. S. dankte angesichts solcher Amtsbrüder freiwillig für den ihm wirklich angebotenen Beruf.

Inzwischen war am 11. August 1617 zu Deventer Pastor Jeremias Plancius der Pest erlegen und der Vogt von Gelderland, Dr. u. j. Friedrich van de Sande, welcher von der schlechten Behandlung, die S. in Nymwegen von den Remonstranten erfahren, wußte, empfahl ihn zu dessen Nachfolger. Am 27. October genannten Jahres hielt S. seine Antrittspredigt in Deventer über Luc. 24, 29: Herr, bleibe bei uns u. s. w. Der greise Prediger Thomas Roothusius führte ihn dabei in seinen Dienst ein. Das Predigen in holländischer Sprache bereitete

ihm keine Schwierigkeit, da er schon als Student in Leiden dieselbe hatte kennen lernen und sich zu diesem durch die Bande gemeinsamen Glaubens befreundeten Volke schon damals stark hingezogen fühlte. Der Stand der Gemeinde in Deventer war in der Zeit, da S. daselbst einzog, ein höchst betrübter. Mit richtigem Blicke hatte er die Kriegsunruhen, welche sein Heimathland durchzogen, als das Vorspiel eines großen deutschen Bürgerkrieges erkannt. Gern war er den Greueln eines solchen aus dem Wege gegangen. In Deventer traf er nun die schrecklichsten Verheerungen der Pest an; dabei bearbeiteten die Remonstranten durch allerlei Mittel die Reformirten, sich zu separiren. Inzwischen beschimpften Römische, Ubiquitisten, Anabaptisten und andere Secten die Reformirten auf allerlei Weise. S., von Jugend auf in Controversen geübt, bekämpfte dieselben mit dem größten Erfolge, ohne sich dabei eines streitsüchtigen Zelotismus schuldig zu machen. Wir verstehen das, wenn wir in Erwägung ziehen, daß S., obwohl den streng orthodox reformirten Standpunkt allezeit vertretend, ein äußerst gemüthvoller, ja liebenswürdiger Mensch war, welcher mit dem Feuer seiner vollen Ueberzeugung auch den Gegner leicht zu entwaffnen wußte. Auf dem Landtage der Overyssel'schen Stände bediente sich daher Prinz Moritz von Oranien vor allen seiner, um durch ihn auch die Pastoren von Zwoll für die Berufung einer Nationalsynode zu gewinnen. Bislang ist das Verdienst, was S. an der Beruhigung der großen Aufregung der Geister auf dem kirchlichen Gebiete der Niederlande in jener Zeit, sowie an dem Zustandekommen der zu diesem Zwecke berufenen großen Nationalsynode zu Dortrecht, einer wirklich ökumenischen Synode der reformirten Kirche, sich erworben, noch zu wenig anerkannt worden, was wohl seinen Grund in dem oberflächlichen, meist verächtlichen Aburtheilen über diese Synode hat, zu welchem sich die meisten Schriftsteller durch die remonstrantischen, die geschichtlichen Thatsachen trübenden und entstellenden Berichte hinreißen lassen. Unter den zu dieser Synode Deputirten befand sich auch S., der mit größter Aufmerksamkeit den Verhandlungen derselben folgte. Einen wesentlichen Antheil an dem Aufblühen des höheren Schulwesens in Deventer hat S. gehabt, indem er für Berufung tüchtiger Lehrkräfte an das im J. 1619 neu eingerichtete Pädagogium sorgte und dahin wirkte, daß im J. 1630 ein akademisches Gymnasium daselbst gegründet wurde. Viel größer ist aber sein Verdienst zu nennen, welches er sich durch seine Theilnahme an der Revision der von der Dortrechter Synode beschlossenen neuen holländischen Bibelübersetzung erworben hat. Längere Zeit, vom Jahre 1632 an, brachte er mit der Revision der ihm zugegangenen Theile des Neuen Testamentes in angestrengtester Thätigkeit zu. Dabei hatte sich der Kreis seiner Correspondenz immer weiter ausgedehnt. Vornehmlich waren es die Glaubensgenossen aus Deutschland, welche ihn in ihren Anliegen um Empfehlung bei den Hochmögenden baten; auch wegen ihres Bekenntnisses vertriebene Prediger, sowie verirrte Amtsbrüder, wie der ehemalige Reeser Pastor Absalon v. Kessel; der Schwager Sibel's, Philipp Eilbracht, welcher zu den Römischen in den schrecklichen Kriegswirren übergetreten war und nun wegen seiner Rückkehr zur reformirten Kirche der nöthigen Instruction bedurfte. Aber auch Remonstranten, welche zur genannten Kirche sich wieder in rechter Erkenntniß der Wahrheit wenden wollten, wie der seitherige Prediger Johannes Schotler zu Kampen, schrieben vertrauensvoll an S. Selbst der verbannte reformirte Erzbischof von Cashel, Archibald Hamilton, verschmähte es nicht, sich wegen Erleichterung seines Exils an ihn zu richten.

Als Prediger erwarb sich S. bei seiner Gemeinde wie auch auswärts, da seine Homilien über ganze Bücher der Schrift durch den Druck veröffentlicht wurden, einen bedeutenden Ruf. Nicht leicht findet man aber auch in jener Zeit unter den gelehrten Theologen der reformirten Kirche einen auf das praktische

Leben der Gemeindeglieder mehr bedachten als S. Sein Gebetbuch in holländischer Sprache, zuerst 1633 erschienen und dann öfters, etwas bis dahin unter den Reformirten der Niederlande Unerhörtes, erwarb sich bald eine Menge Freunde. Seine lateinischen Meditationen über den trefflichen Heidelberger Katechismus, vier starke Quartbände, sind wahrhaft classisch zu nennen. Es herrscht darin, wie überhaupt in allen Schriften Sibelius', eine Klarheit des Denkens und der Präcision des Ausdrucks, welche den Leser, dem es um positives Wissen geht, höchst angenehm berühren. S. war mit ungetheiltem Herzen sein Leben hindurch Theologe. Es schmerzte ihn daher sehr, als er 1648 infolge eines Schlaganfalles um seine Emeritirung einkommen mußte. Leider starb auch bald darauf sein einziges Kind, die Wittwe eines Pastors, deren Sohn sein Universalerbe wurde.

Das landläufige Urtheil, das man in Deutschland so oft hört: Calvinisten können nur abstracte Menschen sein, hat S. unter anderen gründlich widerlegt. Schwerlich wird man bei einem Menschen ein reicheres Gemüth finden. Das zeigt ganz deutlich seine Selbstbiographie, welche in lateinischer Sprache geschrieben sich auf der Deventer Stadtbibliothek befindet. Dieselbe ist für die Geschichte seiner Zeit von großem Werthe. Sie ist erfüllt von hohen und prächtigen allgemeinen Gedanken und Gnomen. Wahre Freundschaft schätzte er sehr. Von dem Predigtamte hatte S. eine so hohe Meinung, daß er den Vornehmen auf die Frage, was mit ihren Söhnen anzufangen? empfahl, sie jenem zu widmen. Das Alter ehrte er ungemein. Auch interessirte er sich sehr für die Christianisirung der Eingeborenen auf den niederländischen Colonien, wie man denn in seiner Lebensgeschichte mehrere Missionsnachrichten über die Thätigkeit des Predigers Robert Junius auf der von der ostindischen Compagnie in Besitz genommenen Insel Formosa u. a. findet.

Selbstbiographie. — Herzog's Realencyklopädie, 1. u. 2. Ausgabe, woselbst ein vollständiges Verzeichniß der Schriften von Sibelius. — A. J. van der Aa, Biogr. Woordenboek. — B. Glasius, Godgeleerd Nederland. — W. Tijdeman, C. Sibelius, in leven predicant te Deventer. — Cuno, Franc. Junius. Amsterdam 1891. — Ev. ref. Kirchenzeitung. 1876. — J. Revii Daventria illustrata. Lugd. Bat. 1651. — J. Leusden, Philol. hebraeo-mixtus.

Cuno.

Siber: Adam S., sächsischer Humanist und Fürstenschulrector, wurde am 8. September 1516 zu Schönau bei Wiesenburg im sächsischen Erzgebirge geboren. Sein Vater, Stephan S., war dort wahrscheinlich Geistlicher einer Gemeinde böhmischer Brüder, die er nach Luther's Auftreten in dessen Sinne umgestaltete, und stand in freundschaftlichem Verhältnisse zu dem Zwickauer Schulrector und späteren Stadtschreiber, Stephan Roth. Dieser unterstützte nach seines Freundes frühem Tode in väterlicher Fürsorge dessen Kinder, namentlich Adam, der seit der Mitte der zwanziger Jahre das Gymnasium in Zwickau besuchte und in Johann Rivius (A. D. B. XXVIII, 709) einen tüchtigen Lehrer fand. Als Letzterer 1527 nach Annaberg übersiedelte, zog eine Reihe Zwickauer Schüler mit, unter ihnen auch Adam S. Dieser gedachte später dieses Aufenthaltes in der vor kaum einem Menschenalter gegründeten Bergstadt mit herzlicher Dankbarkeit und schloß hier mit dem späteren Rector der Meißner Fürstenschule, Georg Fabricius (A. D. B. VI, 510), dessen späteren Collegen, Hiob Magdeburg und Kaspar Neefe, der als Arzt zu hohem Ansehen gelangte, einen innigen Freundschaftsbund. Von hier ging er als Cantor nach Schneeberg, gab aber 1536 die Stellung wieder auf, um in Wittenberg seine Studien zu beginnen. Aus dem Briefwechsel erfahren wir, daß er die Vorlesungen von Justus Jonas, Johannes Bugenhagen und Kaspar Cruciger, namentlich aber die von Luther und Melanchthon mit großer Begeisterung hörte. Um so mehr müssen wir uns

wundern, daß wir ihn bereits ein Jahr später wieder in Freiberg, wo unterdeß sein Lehrer und Gönner, Johann Rivius, Rector und Prinzenlehrer geworden war, im Schuldienste finden. Welche Stellung er zunächst eingenommen habe, entzieht sich unserer Kenntniß; jedenfalls wurde er 1539 nach Georg Fabricius' Weggang Supremus (Conrector) und übernahm zwei Jahre später, als Johannes Rivius mit Herzog August nach Leipzig übersiedelte, die Leitung der lateinischen Schule, neben seiner Amtsthätigkeit eifrig mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt. Anfangs durfte sich S. in Freiberg eines schönen Erfolges freuen; die Schülerzahl wuchs, die Schule wurde aus den beschränkten Räumen des Oberklosters in die Thümerei verlegt und die Anstellung eines sechsten Lehrers, des Infimus, genehmigt. Aber bald klagte S. über die Verdorbenheit und Unempfänglichkeit der Freiberger Jugend. Hatte er früher über unberechtigte Eingriffe des Superintendenten Kaspar Zeuner berichtet, so erging er sich jetzt in Beschwerden über Schwierigkeiten, die ihm von Seiten des Rathes bereitet wurden. Namentlich verleidete ihm die Gegnerschaft einiger Rathsherren seine Thätigkeit. Hatte er bereits früher einem Anerbieten des Chemnitzer Rectors Hertel zufolge als Lehrer an die dortige Schule gehen wollen, so erhielt er 1545 den Abschied aus dem städtischen Dienste. Eine ihm vom Rathe ausgestellte „Kundschaft" spricht freilich nicht von Entlassung, sondern gibt als Grund des Wegganges an, daß S. „seine besserunge auch anderswohe zu suchene bedachtt".

Bereits vor Aufgabe seines Amtes hatte er sich nach Leipzig begeben, wohin er mit Weib und Kind übersiedeln wollte, jedenfalls um seine Studien fortzusetzen. Bereits hatte sein Freund Kaspar Börner ihm ein Haus gemiethet, als eine Erkrankung seiner Frau und Arbeiten im Dienste Agricola's S. in Chemnitz festhielten. Kurze Zeit darauf treffen wir ihn als Rector der Parochialschule an der Kirche Unsere Lieben Frauen zu Halle, wohin er durch Justus Jonas' und Melanchthon's Vermittlung berufen worden war. Als aber hier infolge des schmalkaldischen Krieges die Evangelischen in eine schwierige Lage kamen, wandte sich S. wieder nach Chemnitz, wo er jedenfalls auf Fürsprache des Bürgermeisters Agricola und des Superintendenten Fues das durch Valentin Hertel's Tod freigewordene Rectorat der lateinischen Schule erhielt. Diese hatte bereits früher humanistische Anregungen empfangen und durch die Visitationen im J. 1539 und 1540 eine festere äußere Gestalt und finanzielle Sicherstellung erhalten. S. ging jetzt daran, auch dem Unterrichte eine bestimmte Verfassung zu geben in einer Schulordnung, die bereits 1549 in Straßburg von Georg Fabricius' Bruder gedruckt wurde. Sie lehnt sich in den Hauptpunkten an die von Melanchthon im „Unterricht der Visitatoren" getroffenen Bestimmungen an. Doch weicht sie auch in wichtigen Punkten ab: S. teilt die Schüler nicht, wie Melanchthon, in drei, sondern in fünf Classen ein, nimmt auch das Griechische mit auf, während dieses in dem Visitationsbüchlein keine Berücksichtigung gefunden hatte. Auch an die Einrichtungen Sturm's erinnert der Plan, mit denen er wohl durch Georg Fabricius, einen Schüler des Straßburger Meisters, bekannt geworden war.

Den Anschauungen der Zeit gemäß bildete neben dem Katechismus das Latein den Hauptgegenstand des Unterrichts. Am Vormittag wurden zwei, am Nachmittag drei Lectionen gehalten, zwischen welche Repetitionsstunden fielen. Ein Tag der Woche war ausschließlich der Wiederholung gewidmet. Die fünfte Classe beschäftigte sich mit Lesen und Schreiben und dem Einprägen des einfachen Katechismustextes. In der nächsthöheren Classe kam zu dem Religionsunterrichte, der in lateinischer Sprache ertheilt wurde, die Einübung der Declination und Conjugation. Die dritte Classe trieb die regelmäßige Grammatik weiter und wurde in die Lehre von den Redetheilen eingeführt. Außerdem wurden leichtere Briefe Cicero's, wohl auch einzelne Gedichte gelesen und lateinische Sprüchwörter

mit deutscher Uebersetzung auswendig gelernt. In der zweiten Classe begann die unregelmäßige Formenlehre; dazu kamen Regeln aus der Metrik in Anlehnung an Virgil's Bucolica, Ovidische Episteln und Tibullische Elegien. Der Einprägung eines reichen Wortschatzes wurde große Sorgfalt zugewendet. Hier begann man mit Abfassung von Briefen und Gedichten. Diese Uebungen wurden in der ersten Classe fortgesetzt, wo die lateinische Grammatik ihren Abschluß fand und die Anfangsgründe der Rhetorik und Dialektik gelehrt wurden. Gelesen wurde Cicero de senectute, de amicitia und de officiis, dazu von den Dichtern Virgil und Terenz. Der Religionsunterricht bestand in den oberen Classen in der lateinischen Erklärung des Sonntagsevangeliums. Neben dem Unterrichte wandte S. der Erziehung die größte Aufmerksamkeit zu. Dieser Gesichtspunkt tritt namentlich in den ebenfalls von S. entworfenen Schulgesetzen hervor, welche der Sitte der Zeit gemäß auf einzelne Bogen gedruckt und in der Schule angeschlagen wurden. Sie waren in Versen abgefaßt und sind uns in verschiedenen Fassungen erhalten, da S. an sie, wie an seine übrigen Schriften, immer von neuem die bessernde Hand anlegte, und sie mehrfach erweiterte und ergänzte. Sie waren weithin in Deutschland verbreitet und dienten anderen Bearbeitungen als Muster. Den Gesetzen geht ein Vorwort voraus, in welchem der Schüler, ob in der Stadt geboren oder von fremd her eingewandert, zu einem frommen Leben ermahnt wird, namentlich in einer Zeit, die für die Musen so wenig Verehrung hat. Er soll die Schulgesetze sorgfältig durchlesen und das Leben darnach einrichten. Denn ein Jünger der Wissenschaft soll sich als das Muster eines wohlerzogenen Knaben bewähren. Die Gesetze beginnen mit den religiösen Pflichten des Schülers, behandeln dann sein Verhalten gegenüber den Eltern, Lehrern und Mitschülern, verlangen rechtes Betragen in der Schule und beim Spiele, treffen Bestimmungen über die Kleidung u. a. m. Die Forderung des Lateinsprechens wird auch hier stark hervorgehoben. Mit dem Hinweise auf das Vorbild Christi schließt der Verfasser.

Wenn S. weit über die Grenzen seiner Schule hinaus als tüchtiger Schulmann galt und eine Reihe einflußreicher Freunde hatte, so wird es uns nur begreiflich erscheinen, wenn er bald zu einer besonderen Vertrauensstellung berufen wurde. Als nach mancherlei Schwierigkeiten Kurfürst Moritz' Plan bezüglich der Gründung einer dritten sächsischen Landesschule in Grimma seiner Verwirklichung entgegenging, wurde S. 1550 als Rector an die neubegründete Anstalt berufen und hat ihr bis zu seinem Tode am 24. September 1584 vorgestanden. Nachdem er an seinem Geburtstage, einem Montage, mit dem Unterrichte begonnen hatte, eröffnete er die Schule am nächstfolgenden Sonntage in einem feierlichen Actus in Gegenwart des Rathes und der Geistlichkeit mit einer Rede auf Kurfürst Moritz. In einer Zeit, wo allgemein geltende Bestimmungen für Sachsen noch nicht erlassen waren, hatte der neue Rector volle Freiheit in der Ausgestaltung der seiner Leitung anvertrauten Schule und hat ihr seinen Charakter aufgeprägt. Die Chemnitzer Lehrordnung wurde dem Unterricht zu Grunde gelegt; nur konnten, da die Schüler bei der Aufnahme bereits die Declinationen und Conjugationen kennen sollten, die beiden unteren Classen wegfallen. In den drei übrigen erfuhr der Unterricht insofern eine Vertiefung, als die Lectüre nicht unwesentliche Erweiterungen erfuhr. Dies wurde dadurch möglich, daß S. eine Reihe von Lehrbüchern verfaßte, die das zeitraubende Dictiren in Wegfall brachten und eine bessere Ausnutzung der Stunden gestatteten. Dazu mußte die von S. entworfene Hausordnung mit den genau festgesetzten Studirstunden die Leistungsfähigkeit wesentlich erhöhen. Nach der ursprünglichen Tagesordnung standen die Schüler früh um 5 Uhr auf; nach einem Morgengottesdienste in der Kirche war von 6 bis 9 Uhr Unterricht; um 9 Uhr wurde gegessen, dann war Freistunde

bis 1 Uhr. Es folgte eine Arbeitsstunde, darauf zwei Lectionen, von denen die erste dem Musikunterricht gewidmet war. Nach Vespergottesdienst und Vesperbrot war von 3 bis 4 Uhr Unterricht, dann die zweite Hauptmahlzeit, darauf Freistunde und von 6 bis 8 Uhr Arbeitsstunde. Hierauf gingen die Schüler nach gemeinsam verrichtetem Gebet zu Bett. Eine Verbesserung der Verpflegung und eine Erleichterung bezüglich des Unterrichts erfolgte auf Veranlassung des um das sächsische Schulwesen hochverdienten kurfürstlichen Geheimraths Georg v. Comerstadt. Bei Gelegenheit eines Besuches bewilligte er der immer eßlustigen Jugend für 7 Uhr morgens eine Suppe, während sie ursprünglich bis um 9 Uhr mit knurrendem Magen hatte studiren müssen. Auch strich er eine Vormittagslection. Die Schüler wurden durch Hebdomadare, die wöchentlich abwechselten, beaufsichtigt. Dabei wurden die letzteren durch die älteren Zöglinge unterstützt, wie denn S. der gegenseitigen Erziehung der Knaben eine große Bedeutung beimaß. Diese hatten für die äußere Ordnung in den Kammern, Lehrzimmern und im Cönakel selbst zu sorgen; zu besonderen Dienstleistungen waren die aus den ärmeren Schülern gewählten Famuli bestimmt. Mancherlei Schwierigkeiten gab es bei der Schulzucht zu überwinden. Es war ein selbstbewußtes, wohl auch trotziges Geschlecht, das, an ein freies und ungebundenes Leben gewöhnt, auf die Mahnungen väterlicher Milde oft nicht hören wollte. Hatte doch die strenge, fast klösterliche Zucht von Anfang an manche Anfechtung erfahren. Bereits bei der Gründung berichtete der Schulverwalter: „Es ist ein ungezogen folgk allhie und redet von der Schulen spetlich, als wolde mein gnedigster Herr eine newe müncherei anrichten.“ Da mußte man zu strengen Strafen seine Zuflucht nehmen, und die kurfürstliche Regierung bestärkte die Lehrer in der Führung eines straffen Regiments.

Ueberhaupt konnte S. mit Dankbarkeit die Unterstützung seiner Vorgesetzten und die Gnade der Kurfürsten Moritz und August rühmen. Sein Gehalt von 150 Gulden muß unter Berücksichtigung der nicht unbedeutenden Nebeneinnahmen, namentlich der freien Station, als reich bemessen bezeichnet werden. Diese finanzielle Sicherstellung muß S. um so angenehmer empfunden haben, als er in früheren Zeiten nicht selten in Geldnoth gewesen war, die ihn zwang, seine Gläubiger um Nachsicht zu bitten. Auch manche Beweise persönlicher Huld wendeten ihm die Fürsten zu. So gewährte ihm Kurfürst Moritz eine Freistelle für einen Sohn, die von Kurfürst August auf die Familie ausgedehnt wurde. So wurde ihm, als seine Kräfte abnahmen, durch kurfürstlichen Erlaß eine Erleichterung bezüglich der Lectionen und Inspection gewährt. Namentlich trat auch der Kurfürst für ihn ein, als zu verschiedenen Malen Versuche gemacht wurden, die Fürstenschulen aufzuheben oder in ihrer Eigenart zu schädigen. So wollte Kaspar Peucer sie nach württembergischem Muster „zu den Universitäten schlagen“; so wollte Jakob Andreä sie in rein theologische Anstalten verwandeln, während nur eine dem Adel vorbehalten bleiben sollte. Auch fand S. die Unterstützung der kurfürstlichen Regierung bei den mancherlei Schwierigkeiten, die bezüglich der Verwaltung erwuchsen. Hatte er diese mit dem Schulverwalter gemeinsam zu besorgen, so blieb ihm mancherlei Unannehmlichkeit nicht erspart, wenn ein wenig gewissenhafter Beamter ihm zur Seite stand.

Eine einflußreiche Rolle war S. beschieden, als die Vorbereitungen zum Erlaß einer Kirchen- und Schulordnung für das Kurfürstenthum Sachsen im Gange waren. Im J. 1577 wurde ihm die Weisung, einen Bericht über die in Grimma bezüglich der Verwaltung wie des Unterrichts geltenden Grundsätze einzuschicken. Er übersandte einzelne Theile aus seinen Schriften, die handschriftlich ergänzt waren. Eine besondere Genugthuung wurde ihm dadurch, daß seine Chemnitzer Schulordnung die Grundlage für den Theil der Kirchenordnung,

welcher die Fürstenschulen behandelte, wurde. Auch nahm er an dem Torgauer Reformationstage vom Jahre 1579 mit dem Rector der Meißner Fürstenschule, Matthäus Dresserus, theil. Hatte er so maßgebend für die Ausgestaltung des sächsischen Schulwesens gewirkt und aus seiner Schule eine Reihe von Zöglingen hervorgehen sehen, in deren Herzen das Vorbild des Lehrers und Rectors weiter lebte, so verschaffte ihm seine schriftstellerische Thätigkeit Jahrzehnte lang einen großen Einfluß über die engere Heimath hinaus.

Nicht von Bedeutung sind Siber's theologische Werke. Wir können ihm daraus keinen Vorwurf machen, da er eine eigentliche Universitätsbildung nicht genossen hat, sondern nur auf den Verkehr mit angesehenen Theologen, wie Hieronymus Weller und Johann Rivius, sowie auf das Studium von Luther's und Melanchthon's Werken angewiesen war. Mit den Psalmen hat er sich mehrfach beschäftigt. Zu nennen sind „Psalterii seu Carminum Davidicorum Libri V“ (Basel, Oporinus 1562 und öfter); „In Davidis poenitentiam Commentariolum scholasticum“ (Lipsiae 1572); „In Davidis . . . Psalterium Commentariorum scholasticorum libri quinque“ (Wittenberg 1580, 2 Theile). Ebenso sind von geringer Bedeutung seine poetischen Leistungen, wiewohl sie von den Zeitgenossen mit humanistischer Ueberschwenglichkeit gepriesen wurden (Nescius est Phoebi, qui nescit acuta Siberi Carmina). Einzelne Gedichte wurden bei besonderen Gelegenheiten gedruckt, so bei Hochzeiten von Freunden und Gönnern, z. B. des Hieronymus Garisius (1562), Martin Hayneck (1572), Ludwig Camerarius (1573), Balth. Plosius (1580) und Herzog Christian von Sachsen (1582). Die „Lacrimae eiusdem Tumuli recentes“ (1577) enthalten Trauerreden auf verstorbene Freunde. Am umfangreichsten sind die „Poëmata“, die neben Widmungen an Freunde und fürstliche Gönner vielfach biblische Stoffe zum Gegenstande haben. Alle Empfindungen, Freude und Schmerz, Stolz und Enttäuschung spiegeln sich in den Dichtungen des versgewandten Humanisten wieder. Wir vernehmen in ihnen seine Anschauungen über die Ereignisse in dem engeren und weiteren Vaterlande, in Kirche und Schule, wir erfahren von seinen Erlebnissen im Amte, in der Familie wie im Freundeskreise. Auch gab er die Gedichte des Johannes Stigelius heraus (Jenae 1577). Er widmete sie den sächsischen Herzögen. Seine Schriften über Unterricht und Erziehung gestatten uns einen interessanten Einblick in seine pädagogischen Anschauungen, wie in die Praxis der Zeit. Hier ist zu nennen sein Büchlein „Libellus scholasticus“ (Lipsiae 1572), welches seit 1580 in wesentlich vermehrter Gestalt unter dem Titel „Margarita Scholastica“ erschien. Mit dieser Schrift berührt sich vielfach die andere „De educatione discipulorum puerilis scholasticae Σύμμικτα, Aphorismi, Leges“ (Lipsiae 1581). Für den Religionsunterricht schrieb er das Buch „Sabbatum puerile“ (Lipsiae 1575). In 5 Abschnitten behandelt Verfasser 1. die Rudimenta, welche die Hauptstücke des lutherischen Katechismus in Gesprächform enthalten, 2. Gebete für die Schüler, 3. für die oberen Classen Corpus seu doctrinae puerilis capita, 4. Ansprachen an Schüler, 5. Christianae et Antichristianae doctrinae capita praecipue e regione opposita. Eine Ergänzung dazu bietet das „Breviarium Christianum“ (Lipsiae 1575), welches neben einem „Doctrinae Christianae Breviarium“ den Katechismus mit Siber'schen Erklärungen, namentlich Hymnen und Gebete aus der Zeit der alten Kirche bietet. Hierher gehört auch „Sionion seu Historiae sacrae Libri octo“ (Lipsiae 1573) und das „Passionale seu cruenti sacrificii Domini nostri Jesu Christi historia“ (Lipsiae 1589). S. hatte sich am 6. December 1540 mit der Stieftochter seines Freundes Valentin Hertel, Anna Heinemann, vermählt. Nach ihrem Tode vermählte er sich 1555 mit Anna Fues, der Tochter des Chemnitzer Superintendenten. Er begründete seinen

Entschluß in einem längeren Gedichte. Von den 11 Kindern dieser zweiten Ehe erwarb sich Adam Theodor als Gelehrter einen angesehenen Namen (s. u.).

H. A. Schumacher, Historia vitae A. S. Grimae 1719. — K. Kirchner, A. S. und das Chemnitzer Lyceum in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Mitth. des Vereins für Chemnitzer Geschichte. Chemnitz 1887. V, 3—206, wo die ältere Litteratur, die handschriftlichen Quellen und die Schriften mit Inhaltsangabe verzeichnet sind. — K. Kirchner, Nachträge zu den Abhandlungen über . . . A. S. in der genannten Zeitschrift VI, 159 bis 179. — K. J. Rößler, Gesch. der königl. sächs. Fürsten- und Landesschule Grimma. Leipzig 1891. S. 18 f., 33 f. und öfter. — K. J. Rößler, Ausgewählte Nachrichten aus der Zeit A. Siber's in dem Festprogramm der Fürstenschule zu Grimma 1891. — G. Richter, das alte Gymnasium in Jena. Jena 1887. S. 29. — H. Peter, Georgii Fabricii ad Andream fratrem epistolae . . . Meißen 1891, p. 27. 32. — G. Müller, Das kursächsische Schulwesen bei Erlassung der Schulordnung von 1580. Dresden 1888. S. 1. XIX. — Th. Vogel in Schmid's Encyklopädie des gesammten Unterrichts- und Erziehungswesens. 2. Aufl. X, 27. — Fr. Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885. S. 202. — Ein von S. in Freiberg ausgestelltes Zeugniß für einen Schüler befindet sich im Kgl. Sächs. Hauptstaatsarchiv in Dresden. Loc. 10405, die Neuen Schulen belangend. 1543. Bl. 170.

Georg Müller.

Siber: Adam Theodor S., sächsischer Humanist, war 1563 als Sohn des Rectors Adam S. in Grimma geboren, gehörte der dortigen Fürstenschule von 1575—1581 an, studirte zunächst in Leipzig, wo er Johann Rivius den Jüngeren und Joachim Camerarius hörte und setzte seine Studien in Jena und Rostock fort. Hierauf war er Lehrer an der Fürstenschule zu Grimma und wurde von hier als Professor der Poesie, Beredsamkeit und griechischen Sprache nach der Universität Wittenberg berufen, wo er am 5. Januar 1616 starb. Er entfaltete hier eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit, zunächst in Anknüpfung an die Schriften seines Vaters. So gab er dessen Gemma gemmarum mit manchen Umgestaltungen heraus. Hatte er schon die Leipziger Ausgabe von 1601 als vermehrte bezeichnet, so erweiterte er die Wittenberger von 1603 zum Umfange von zwei Bänden. Spätere Auflagen waren wieder verkürzt. Die Leipziger von 1606 bezeichnet sich als Epitome non Epitome, accessit de significatione verborum ad jus pertinentium, während die Wittenberger von 1615 z. B. als Zugabe Schulgesetze enthält. Eine Sammlung seiner zahlreichen Orationes, Praefationes und Epistolae veranstaltete er in der Schrift: Dialexeon Academicarum, deren erste Ausgabe in Wittenberg 1606 erschien. Die zweite, auf zwei Bände vermehrte Auflage (Wittenberg 1614) ist insofern von Interesse, als sie neben Gedichten zahlreiche Briefe aus dem sächsischen Humanistenkreise enthält.

K. Kirchner, Adam Siber und das Chemnitzer Lyceum in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Mittheilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte. Chemnitz 1887. V, 117. 134. — K. J. Rößler, Geschichte der königlich sächsischen Fürsten- und Landesschule Grimma. Leipzig 1891. S. 239.

Georg Müller.

Siber: Christian Andreas S., sächsischer Schulmann und Geistlicher, wurde am 15. November 1662 in Schandau als ältester Sohn des Pfarrers Justus S. (s. u.) geboren, besuchte von 1677—1680 die Fürstenschule zu Meißen unter Wilcke's Rectorat und darauf die Universität Wittenberg, wo er besonders unter Konrad Samuel Schurtzfleisch und Stolberg neutestamentliche

Studien trieb. Hier erwarb er sich 1682 die Magisterwürde und schrieb in den folgenden Jahren mehrere Dissertationen, z. B. „De Asiarchis“ (1683), „De obsidione Viennensi MDXXIX cum nuperâ comparatâ“ (1684), „De περιεργία Ephesiorum“ (1685), „De M. Catonis in Cyprum profectione iussu P. Clodii suscepta“ (1686). 1691 erwarb er sich mit den Handschrift gebliebenen Lectiones contra Richardum Simonium die Würde eines Licentiaten, 1694 die eines Doctors der Theologie. Nachdem er zwei Jahre lang Hofmeister bei dem Baron v. Regal in Regensburg gewesen war, wurde er, 24 Jahre alt, als Rector an die Fürstenschule zu Grimma berufen. Aber er besaß nicht die zu diesem Amte nöthigen Eigenschaften, wie sie seinem Namensvetter, mit dem er übrigens nicht verwandt war, in so hohem Grade eigen gewesen waren. Hatte sein Vorgänger die Entlassung bekommen, weil die Schule unter ihm nicht gedeihen wollte, so machte auch S. sich bald durch sein jugendlich ungestümes Wesen, seine Eigenwilligkeit und Eigenmächtigkeit unmöglich. Doch gehörten in dieser Zeit der Anstalt eine Reihe von Schülern an, die sich später als Gelehrte auszeichneten, z. B. Chladenius, der später die Schwester seines ehemaligen Rectors heirathete. Bereits 1688 gab S. seine Stellung auf und zog vor, ein geistliches Amt anzunehmen. Er wurde Pfarrer in Hohnstein in der sächsischen Schweiz und 1694 Pfarrer und geistlicher Inspector in Tennstädt, wo er an den Folgen eines unglücklichen Falles 1704 starb. Auch als Geistlicher blieb er seinen wissenschaftlichen Neigungen treu. Er trieb mit Vorliebe neutestamentlich-exegetische Studien, wie er für einen ausgezeichneten Kenner der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache galt. In Hohnstein ließ er sich Rabbiner aus Prag kommen.

M. Ranfft, Leben und Schriften aller Chur-Sächsischen Gottesgelehrten, die mit der Doctorwürde gepranget. Leipzig 1742. I, 1197—1202, wo S. 1202 seine Schriften verzeichnet sind. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen. Dresden 1883. S. 218. — K. J. Rößler, Geschichte der königlich sächsischen Fürsten- und Landesschule Grimma. Leipzig 1891. S. 153 f. — Unschuldige Nachrichten 1704, S. 680. — Seine biblischen Abhandlungen sind z. Th. aufgenommen in Ikenii Thesaurus Theologico-Philologicus Novi Testamenti. II, 484 ff. 487 ff. 494 ff. Georg Müller.

Siber: Johannes S. (Syber, französisch: Cyber), ein deutscher Buchdrucker in Lyon am Ausgang des 15. Jahrhunderts. Ist über seine Herkunft auch nichts Näheres bekannt, so ist sein deutscher Ursprung doch durch den Beisatz Alemannus, den er seinem Namen gibt, sicher gestellt. Man kennt bis jetzt nur sieben Drucke von ihm, welche alle seinen Namen tragen: zwei aus dem Jahre 1478, medicinischen Inhalts, die er in Gemeinschaft mit Martin Huß hergestellt hat, drei aus dem Jahre 1482, commentirte Ausgaben von Theilen des römischen und kanonischen Rechts, und endlich zwei undatirte, darunter eine illustrirte lateinische Bibel mit den Postillen des Nikolaus de Lyra. Alles sind stattliche, z. Th. sehr umfangreiche Werke, was die Annahme nahe legt, daß S. nur größere Drucke mit seinem Namen gezeichnet hat. Denn daß er auch sonst noch als Drucker thätig gewesen, ist außer Zweifel. Es geht dies schon aus der Thatsache hervor, daß er noch 1493 als Besitzer einer Presse vorkommt und zwar hatte er damals dem Arzte Jean Thibaud als Miethsentschädigung für die Wohnung in der Rue Bourg-neuf außer 60 Livres ein Exemplar von jedem Buch, das er druckte, zu überlassen.

Von seinem Druckerzeichen haben wir zwei verschiedene Arten gefunden; die wesentlichen Stücke desselben sind, in verzierter Umrahmung, ein Herz, das durch einen schiefen Querstrich in zwei ungleiche Hälften getheilt ist; in der oberen,

größeren ist ein Stern, von einem rechten Winkel umschlossen, dessen einer Schenkel aufwärts bis zur Umrahmung verlängert, von zwei Querstrichen gekreuzt und oben umgebogen ist. In der einen Gestalt des Druckerzeichens, merkwürdiger Weise nicht in beiden, findet sich in dem Herz auch ein Sieb, offenbar mit Anspielung auf den Namen des Mannes.

S. ist unter die gelehrten Buchdrucker zu zählen; denn das Opus digesti veteris et novi von 1482 hat er selbst corrigiert. Es sei darum bemerkt, daß in der Basler Universitätsmatrikel beim Jahr 1460 ein Johannes Syber de Wangen und in der von Freiburg i. Br. beim Jahr 1462 ein Johannes Sibber de nor[d]lingen vorkommt. Möglich, daß der Eine oder der Andere von diesen mit unserem Drucker eins ist. — Mit S. wird von allen Bibliographen Johann Sibert identificirt, von welchem man einen Lyoner Druck aus dem Jahr 1498 (Hain 3682) kennt. Wir halten dies für sehr gewagt. Die Aehnlichkeit der Namen beweist natürlich nichts; man müßte vielmehr einen Druckfehler annehmen, der aber ganz unwahrscheinlich ist, und hätte außerdem eine von S. sonst nicht gebrauchte Genitivform („per mag. Johannem siberti") mit in den Kauf zu nehmen. Namentlich aber sprechen auch die Typen dagegen. Denn in keinem der Drucke Siber's, welche verglichen werden konnten — und es war dies nur bei zwei nicht möglich —, finden sich die Typen des Sibert'schen Drucks.

Vgl. Péricaud, Bibliographie lyonnaise, 2e éd. [I.], 1851, p. 2 sqq. II., 1852, p. 11. Die Drucke Siber's findet man ebendort, sowie auch bei Hain, Repertorium typogr. 2513. 3163. 3601. 9542. 9603. 15197, wozu Brunet, Manuel du libraire, 5e éd. III., 1862, col. 1675 eine Ergänzung gibt.

K. Steiff.

Siber: Johann Caspar S., sächsischer Theolog, war am 29. Februar 1677 als Sohn des Pfarrers Justus S. (s. u.) geboren, besuchte von 1693 an die Fürstenschule zu Meißen, studirte fünf Jahre lang auf der Universität Wittenberg und wurde hier Magister, später auch Doctor der Theologie. Nachdem er seit 1709 dem Superintendenten Elias Rehebold in Oschatz als Hülfsgeistlicher zur Seite gestanden hatte, wurde er 1712 Pfarrer zu Grünhain, 1726 Superintendent in Herzberg, wo er 1746 starb. Er trieb neutestamentliche, patristische und antiquarische Studien. Diesen Gebieten gehören u. a. an seine Dissertationen „De cordis oblatione", „De concionum circularium antiquitate" (Herzberg 1727), „De ἀποκαταστάσεως πάντων seu Restitutione omnium a Juda apostolo commate VI. epist. negata" (Wittenberg 1731). In dem „Cassiodorus Saxonicus" feiert er die Verdienste des Consistorialpräsidenten v. Schönberg.

A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen. Leipzig 1883. S. 100. 274. — G. W. Götte, Das jetztlebende gelehrte Europa. Braunschweig und Hildesheim 1732. II^2, 325.

Georg Müller.

Siber: Justus S., sächsischer Geistlicher und Poet des 17. Jahrhunderts, wurde am 7. März 1628 in Einbeck als Sohn eines Advocaten geboren. Nachdem er früh seinen Vater verloren hatte, verließ er bei dem Herannahen der kaiserlichen Armee im Jahre 1640 seine Heimath und führte das Leben eines fahrenden Schülers, wobei er viel freundliche Unterstützung fand. Von Hannover vertrieb ihn Hungersnoth und Pest nach Celle, von hier wandte er sich nach Lüneburg, wo er die Klosterschule zu St. Michael besuchte. 1647 bezog er die Universität Helmstedt, der er zwei Jahre angehörte. Nachdem er sich einige Jahre in Hamburg und Lübeck aufgehalten hatte, war er Hauslehrer in der Familie v. Eitzen zu Lüneburg. Von 1651 finden wir ihn auf der Universität Leipzig, wo er sich neben den theologischen Studien viel mit der Poesie be-

schäftigte und von dem kurfürstlichen Geheimen Rathe v. Oppel als Dichter gekrönt wurde. Von 1653—1656 war S. Hauslehrer in adligen Häusern in der Oberlausitz, zunächst bei dem Landesbestallten, Johann Friedrich v. Bretlin, später bei der Familie v. Bischofswerder zu Kreba. Weil er aber der wendischen Sprache nicht kundig war und so nicht viel Aussicht hatte in der Lausitz ein Pfarramt zu erhalten, so ging er 1656 nach Dresden, bestand hier vor dem Oberconsistorium die theologische Prüfung, erwarb sich auch in Wittenberg die Magisterwürde und war noch einige Jahre in Hohnstein (bei Pirna) und Dresden als Hauslehrer thätig. 1659 wurde ihm das Pfarramt Schandau (in der sächsischen Schweiz) übertragen, dem er trotz mancher ehrenvollen Berufungen in andere Stellungen bis zu seinem Tode treu geblieben ist. Er starb an den Folgen eines Falles am 23. Januar 1695.

Neben seiner praktisch-kirchlichen Thätigkeit war S. auf theologischem Gebiete auch schriftstellerisch thätig. Außer kleineren Abhandlungen, wie den „Considerationes de salute Philosophorum Gentilium“ (Dresdae 1659); „Gottes Kirche und des Teuffels Capelle“ (Dreßden 1667); „Alter Paulus“ (Leipzig 1668) und „Seneca divinis Oraculis quodammodo consonans“ (Dresdae 1675), sind namentlich seine Predigtsammlungen zu nennen: „Salomonische Inventions-Postille, da ein dictum Salomonis loco Exordii erkläret, und die daraus voraus genommene Invention in Sonntägliche und Festtägliche Abhandlung derer Evangelien behalten wird“ (Leipzig 1669) und „Evangelische Spruch-Postilla oder Erklärung der fürnehmsten Sprüche, so in denen Sonn- und Festtagsevangelien enthalten“ (Dreßden 1672). Hierher gehört auch „Esau oder Neidhart zum Abscheu vorgestellt im 1682. Jahre“ (Dresden). Besonderes Ansehen aber genoß er als Dichter, wie er auch zu mehreren zeitgenössischen Poeten z. B. zu David Schirmer, in Beziehung stand. Eine versificirte Paraphrase des Hohenliedes sind seine „Seelen-Küsse oder Geistliche Liebs-Gedancken“ mit einem Anhange „Ein Sechs-Zehn-Jähriges Trauer-Lager über Unsers Jesus Leiden und Sterben“ (Dresen 1656). Später erschienen die „Pest-Gebethe und Lieder“, „Davids . . . Bußfertiges Hertz oder Sieben Bußgesänge“. Die umfangreichste Sammlung ist die „Poëtisirende Jugend, oder Allerhand Geist- und Weltliche Teutsche Getichte“ (Dresden 1658) in zehn Büchern, deren jedem eine besondere Widmung vorangestellt ist. Außer kleineren Gedichten erschienen noch 1685 in Pirna die „Geistlichen Oden . . Bißhero daheime behalten, ietzo aber umb etlicher verlangender guten Hertze willen . . . herausgegeben“, und „Davids . . . . Harffen-Psalme, nach Sang-üblichen Weisen in Teutsche Lieder versetzt“. — Vermählt war S. seit 1659 mit Katharina Zink, Tochter des Dresdner Bürgermeisters und Brückenamtsverwalters Paul Zink, welche ihm 16 Kinder schenkte. Ihnen ließ der Vater eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden (Chladenius p. 329). Mehrere Söhne gelangten zu angesehenen Stellungen.

K. G. Dietmann, Priesterschaft in dem Churfürstenthum Sachsen. Dresden und Leipzig 1752. I, 1263—1270, wo 1269 der Stammbaum Siber's abgedruckt ist. — Ranfft, Leben und Schriften aller Chur-Sächsischen Gottesgelehrten, die mit der Doctorwürde gepranget. Leipzig 1742. S. 171. 1198. 1204. — Konr. Sam. Schurtzfleisch in H. Pipping, Trias decadum . . . Theologorum. Lips. 1707, p. 1251 ff., wo p. 1356 die Schriften aufgezählt werden. — Die Gedichtsammlungen verzeichnet Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Dresden 1887. III², 707. — Joh. M. Chladenii Opuscula Academica. Lipsiae 1741, I, 328. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Kgr. Sachsen. Dresden 1883. S. 456. — Ueber Verse von ihm auf dem kleinen Winterberge vgl. W. L. Götzinger, Schandau. 2. Aufl. Dresden 1812. S. 299.

Georg Müller.

Siber: Thaddäus S., Mathematiker und Physiker, geb. am 8. September 1774 zu Schrobenhausen in Baiern, wurde 1791 Benedictiner im Stift Scheyern, 1797 Priester, 1798 Hülfspriester zu Fischbachau in Baiern, war dann kurze Zeit Professor am Gymnasium zu Ingolstadt, 1801 Professor der Physik und höheren Mathematik am Lyceum zu Freising, 1803 an dem zu Passau, 1807 Director der Studienanstalt daselbst, wurde 1810 Professor der Chemie, Physik und Mathematik am Lyceum zu München, erhielt 1826 die ordentliche Professur der Physik an der Universität daselbst und war in dieser Stellung bis zu seinem am 30. März 1854 erfolgten Tode thätig. S., der auch Dr. phil. und geistlicher Rath war, veröffentlichte folgende Schriften: „Theorie des Unendlichen nach Schulz und Bendavid“ (Passau 1808); „Anfangsgründe der Physik und angewandten Mathematik“ (Landshut 1815); „Anfangsgründe der Algebra, Geometrie und Trigonometrie“ (ebd. 1819); zusammen mit Thad. Ans. Rixner „Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts“ (7 Bde., Sulzbach 1819—26); ferner „Anfangsgründe der höheren Mathematik“ (ebd. 1826); „Grundlinien der Experimentalphysik“ (München 1837). Auch rühren von ihm zahlreiche meteorologische Beobachtungen in Kastner's Archiv für Chemie und Meteorologie und im Gelehrten Anzeiger der Münchener Akademie her.

Nach Poggendorff's biogr.-litter. Handwörterbuch II, 922 u. Callisen's med. Schriftstellerlexikon XVIII, 69.

Pagel.

Siber: Urban Gottfried S., sächsischer Geistlicher und Universitätslehrer, wurde am 12. December 1669 zu Schandau als Sohn des Pfarrers Justus S. (vgl. S. 132) geboren. Nachdem er seine Vorbildung im Vaterhause durch einen Hauslehrer, J. G. Strobach, erhalten hatte, besuchte er von 1682 an die Meißner Fürstenschule und studirte auf der Universität Wittenberg. Von hier ging er zunächst nach Hamburg, wo er namentlich bei Esdras Edzardi hebräischen Unterricht nahm und setzte dann seine Studien in Kiel fort. Ein im Leipziger Rathsarchive befindliches gedrucktes Zeugniß der genannten Universität gibt über dieselben nähere Auskunft. Hierauf wendete er sich nach Kopenhagen, wo durch Otto Sperling seine Neigung für die Kirchengeschichte und namentlich für die Alterthümer geweckt wird. Unter seinem Vorsitze disputirte S. „De Sacris publicis debita reverentia colendis“. Nach Wittenberg zurückgekehrt wurde er Magister auf Grund einer Dissertation „De templorum antiquitatibus“ und sollte eben Adjunct der philosophischen Facultät werden, als er auf Empfehlung des Consistorialrathes Dr. Börner die Berufung als Rector der lateinischen Schule in Schneeberg erhielt. 1703 wurde er hier Diaconus, 1708 Archidiaconus und ging 1711 als Diaconus an die Thomaskirche zu Leipzig, an welcher er 1714 Vesperprediger, 1730 Archidiaconus, 1739 Pfarrer wurde.

Gleichzeitig war er als Universitätslehrer thätig. 1714 erwarb er sich die Licentiatenwürde, 1715 wurde ihm die neugegründete Professur für kirchliche Alterthümer übertragen. Mit dem letzteren Gebiete beschäftigt sich auch der größere Theil seiner zahlreichen Schriften, während einzelne Dissertationen, namentlich aus der Schneeberger Zeit, Fragen aus dem classischen Alterthum und der neueren Geschichte behandeln. Hierher gehören: „De Anancaeo ad Plauti Rudent. Act. II, Scen. II“, „Moly hermetis herbam . . .“ (1699), „De Statua Memnonis falso credita ad Tacit. Annal. lib. II, c. 61“ (1699), „De Ducenariis“, „De vicissitudinibus libertatis et servitutis Britannicae“ (1698), „De laude civitatis et consulum Schneebergensium“ (1702), „De Jubileo Tertio Academiae Lipsiensis“ (1709), worin u. a. die hervorragendsten Leipziger Gelehrten des 16. Jahrh. genannt werden, „De illustribus Alemannis, imprimis iis

quos Magdeburgum ob nobilitatem gentis . . . ad se recepit atque diffudit" (Leipzig 1710) und „Historia Godeschalcorum" (1712). — Von seinen archäologischen Schriften beschäftigen sich einige mit dem Gotteshause, z. B. „De templorum antiquitatibus" (Wittenberg 1696), „Templorum condendorum ac dedicandorum ritus" (1716), „Canes e templis exterminandum juxta leges ecclesiasticas" (Leipzig 1712); andere betreffen den geistlichen Stand, z. B. „De velo virginum sacrarum" (1708), „De matrimonio iterato" (1712), „De Albatis" (1713), „De antiquitate doctoratus theologici" (1734); andere die Papst-, Bischofs- und Einsiedlergeschichte, z. B. „Enchiridion Sixti II., Pontificis et Martyris ut Christianum saec. III. monumentum" (1725). „Telesphori, pontificis Romani vita ab erroribus purgat." (1714), „De B. Chrysostomo", „De Caesareae Palaestinae Episcopis" (1734), „S. Spyridionis ep. Trinithuntini vitam eiusque in Turcas a Corcyrensi obsidione profligato fortitudinem examinat" (1718), „De sanctis columnaribus" (1714). Besonderes Ansehen erwarb er sich durch seine Studien über die griechischen Hymnen, z. B. durch die Licentiatenarbeit „Historia melodorum ecclesiae Librisque Liturgicis" (1714) und sein „Martyrologium Ecclesiae Graecae metricum ex Menaeis, Codice Chrifletiano, Actisque Sanctorum primum collectum, interpretatum et illustratum" (1727). Außerdem ist zu erwähnen „Apostasia Porphyrii" (Misc. Lips. I, 305), „De Gaza Palaestinae oppido" (1715) und seine Erstlingsschrift aus dem Gebiete der neutestamentlichen Theologie „De σκληροκαρδία s. de duritia mentis". Außerdem hinterließ er eine stattliche Reihe von Handschriften. — Wiewohl er in seiner Schrift „De velo virginum sacrarum" das Cölibat scharf verurtheilte und auch sonst, z. B. in der Schrift „Qualis imperantibus expediat uxor" (1712) mit großer Hochachtung vom weiblichen Geschlechte sprach, starb er doch unvermählt. Vielleicht hielt ihn von dem Entschlusse sich zu vermählen, seine Kränklichkeit zurück, über die er mehrfach klagt. Er starb 1741.

Joh. Mart. Chladenii Opuscula Academica. Lipsiae 1741. I, 321—368. — Fabricii Bibliotheca, tom. IV. V. VI. — Götte, Das jetztlebende gelehrte Europa. II, 317—326. — Ranfft, Leben und Schriften aller Chur-Sächsischen Gelehrten. Leipzig 1742. II, 1203—1211, wo die Schriften mit genauen Litteraturangaben aufgezählt werden S. 1211—1223. — E. H. Albrecht, Sächsische Evangelisch-Lutherische Kirchen- und Predigergeschichte. I, 319, wo die ältere Litteratur verzeichnet ist. — F. A. Hermann, Führer durch die Thomaskirche in Leipzig. Leipzig o. J. S. 47. 86. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Kgr. Sachsen. Dresden 1883. S. 464. — Im Archiv der Ephorie Leipzig I und der Stadt Leipzig finden sich eine Reihe handschriftlicher Mittheilungen über S. — Sein Bild befindet sich im südöstlichen Beichthause der Thomaskirche in Leipzig.

Georg Müller.

Siberti: Jakob S., Benedictiner, im Anfange des 16. Jahrhunderts. Er war gebürtig aus Münstereifel, machte seine humanistischen Studien an dem Gymnasium zu Emmerich, dessen Vorsteher damals Arnold v. Hildesheim († 1500) war, und wurde dann unter dessen Nachfolger Lambert v. Venrad Lehrer an derselben Anstalt. 1500 lernte ihn Johannes Butzbach (s. A. D. B. III, 663) kennen, als er auf einer Reise nach Emmerich kam. Er suchte ihn für sein Kloster Laach zu gewinnen. S. trat 1503 dort als Novize ein. Bald überließ ihm Butzbach den Unterricht der Novizen. Er wird von Butzbach und Trithemius als ein gelehrter, auch des Griechischen kundiger Mann gerühmt und verfaßte viele lateinische Schriften in Prosa und in Versen. Er half Butzbach bei der Abfassung des Auctarium zu dem Buche des Trithemius De scriptoribus ecclesiasticis, welches im wesentlichen 1508 vollendet wurde, zu welchem aber bis

1513 Nachträge beigefügt wurden. Das S. betreffende Capitel des Auctarium, welches auch ein Verzeichniß von 25 Schriften desselben enthält, ist abgedruckt in dem Supplement zu der Ausgabe der Werke Hutten's von E. Böcking, II, 468 und in dem Aufsatze von Krafft und Crecelius (s. u.). Böcking verzeichnet auch die Schriften von S., die sich handschriftlich auf der Bonner Universitätsbibliothek befinden. Eine derselben, De calamitatibus hujus temporis liber unus, hat Gieseler in dem Kirchenhistorischen Archiv von Stäudlin u. a. 1826, H. 2, drucken lassen.

C. Krafft und W. Crecelius, Beiträge zur Geschichte des Humanismus, 1. Heft, 1870 (Separatabdruck aus der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins VII, 213—286). S. 38. — D. J. Becker, Chronica eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Butzbach, 1869, S. 169. 230. 277.

Reusch.

Sibeth: Karl Joachim S., Theologe, am 4. October 1692 zu Marlow (Großherzogthum Mecklenburg) geboren, besuchte, 12 Jahre alt, das Rostocker Gymnasium, studirte alsdann in Rostock und in Leipzig, war, nachdem er einige Jahre an der Rostocker Universität Vorlesungen gehalten hatte, Rector in Güstrow, und seit 1725 Pastor an der Marienkirche in Stralsund und Mitglied des dortigen Consistoriums. In dieser Zeit (1734) kam Graf Zinzendorf, unter dem Namen eines Candidaten Freideck, um sich im Predigen zu üben, nach Stralsund, und wurde zu diesem Zweck von S. und dem Superintendenten Langemak hinsichtlich seiner Rechtgläubigkeit geprüft. Da beide Geistliche nach einem längeren Colloquium ihm ein ausführliches Zeugniß ausstellten, welches die von dem Begründer der Brüdergemeinde zu Herrnhut vorgetragenen Lehren billigte, so läßt sich daraus schließen, daß S., wenn auch im allgemeinen der Orthodoxie anhängend, dennoch eine vermittelnde versöhnliche Richtung befolgte. Von Stralsund erhielt S. im Jahre 1737 einen Ruf nach Danzig, wo er seit 1. April als Senior des dortigen geistlichen Ministeriums und Pastor an der St. Marienkirche bis zu seinem Tode am 1. November 1748 wirkte. „Er war ein sehr eifriger Lehrer" heißt es in einem von einem Zeitgenossen verfaßten Abriß seines Lebens. Nach etlichen Verhandlungen im „geistlichen Ministerium" zu schließen, die S. veranlaßt hatte, scheint er gegen das aus dem Pietismus hervorgegangene Conventikelwesen besonders thätig gewesen zu sein. Seine theils die Exegese des neuen Testaments, theils die Lehre von der Rechtfertigung betreffenden lateinischen Schriften sind in Jöcher's Gelehrten-Lexikon aufgezählt.

Moser, Lexikon lebender Gottesgelehrten. — Kosegarten, Geschichte der Univ. Gr. I, 286. — J. v. Bohlen, Gesch. des Geschlechts Krassow, I, 113, wo er „Karl Jakob Sibeth" genannt ist. — Jöcher, Gelehrten-Lexikon. — Kataloge der Stralsunder und Greifswalder Bibliothek.

Pyl.

Sibmacher: Hans oder Johann S., Wappenmaler und Kupferstecher in Nürnberg. Sein Geburtsjahr und seine Lebensverhältnisse sind unbekannt. Merkwürdigerweise nennen ihn weder Andreas Gulden noch Sandrart. Er starb am 23. März 1611 und hinterließ eine Wittwe Anna Sophie. Er war nicht nur ein Künstler sondern „soll auch ein Chymicus gewesen sein und den um 1607 herausgekommenen Wasserstein der Weisen geschrieben haben" (Will). Im Jahre 1736 erschien dieses Werk zu Leipzig in neuer Ausgabe unter dem Titel: „Das güldene Alles 2c. verfasset durch einen Ungenannten doch wohl Bekannten 2c. Ich Sag's Nicht" (Johann Sibmacher Norimbergensis). Ob er als Tafelmaler thätig war, wie behauptet worden ist, läßt sich nicht erweisen; von seinen Wappenmalereien befand sich in der nunmehr aufgelösten Derschau'schen Kunstsammlung in Nürnberg ein Band mit sorgfältig gemalten Helmzierden. Seine, theils als

Einzelblätter theils als Buchillustrationen erschienenen Kupferstiche und Radirungen zeichnen sich durch decorativen Reiz und große Zartheit der Linienführung aus. Eine sorgfältige Zusammenstellung und eingehende Beschreibung seines Werkes danken wir Andreas Andresen, der auch fünf, auf seinen Blättern vorkommende Monogramme mittheilt. Nach Andresen umfaßt dasselbe 143 Nummern und einige zweifelhafte Blätter. Die Zahl der Einzelblätter beträgt 130, die übrigen Nummern sind illustrirte Bücher, sowie Modell- und Wappenbücher. Außer einer Reihe ornamentaler Blätter, darunter 41 nach Ducerceau, schuf er in Einzelblättern Bildnisse, Monats-, Jagd- und Kriegsdarstellungen, Städteansichten, Landkarten, Wappen ꝛc. Die von ihm mit Kupfern ausgestatteten Bücher gehören den verschiedensten Gebieten an und sind mit reichen Titelblättern versehen. Als Illustrationen finden wir von ihm Bildnisse römischer Kaiser und Kaiserinnen, römische Kaisermünzen, Darstellungen aus den Türkenkriegen, Wappen, Landkarten, Schilderungen merkwürdiger Schifffahrten, Allegorien, Embleme u. a. m. Den größten Reiz besitzen die zierlichen Darstellungen in den Emblemen des Nürnberger Arztes Joachim Camerarius, von denen in den Jahren 1590 bis 1596 drei Centurionen erschienen und denen 1604 eine von diesem begonnene und von dessen Sohn Ludwig Camerarius vollendete vierte Centurie folgte, sowie in den Emblemen der Universität Altdorf, von denen 1602 die erste und 1617 die zweite Auflage erschien.

Sein Hauptwerk ist das für die Heraldik so außerordentlich wichtige große Wappenbuch, dessen erster Theil 1605 unter dem Titel: „New Wapenbuch“ ꝛc. ꝛc. in Quart erschien und ungefähr 3320 Wappen aufweist, während der mit 2400 Wappen versehene zweite Theil „Newen Wapenbuchs II. Theil“ 1609 folgte. Schon 1612 erschien eine neue Ausgabe beider Theile. 1657 veranstaltete der Kunsthändler Paul Fürst in Nürnberg, der vier Jahre früher von der Wittwe Sibmacher's die Restexemplare und die Kupferplatten um 520 fl. erworben hatte, eine dritte Auflage, und fügte einen dritten und vierten Theil sowie zehn Jahre später einen fünften und 1668 einen Anhang zu diesem hinzu. Eine abermalige Erweiterung erfuhr das Werk durch dessen Schwiegersohn Joh. Rud. Helmer, der unter Hinzufügung eines verbesserten Theils nebst Anhang das Ganze im Jahre 1705 unter dem Titel „Erneuert-verbessertes Wappenbuch“ herausgab; aber schon 1734 war eine fünfte Auflage nöthig, die von Christian Weigel in Nürnberg besorgt wurde. Das sechs Theile umfassende Werk enthielt nunmehr 14,767 Wappendarstellungen. In den Jahren 1753 bis 1806 wurde dasselbe noch durch zwölf Supplementbände bereichert. 1855 unternahm die Verlagshandlung Bauer und Raspe in Nürnberg eine anfangs von Otto Titan v. Hefner und jetzt von einer Reihe von Gelehrten besorgte Ausgabe des Werkes, von der heute 340 Lieferungen vorliegen. Schon vor Herausgabe des großen Wappenbuches, nämlich im Jahre 1596, hatte S. ein äußerst selten vorkommendes kleines Wappenbuch geschaffen, dessen Blätter weniger von heraldischer als vielmehr von ornamentaler Bedeutung sind. Wie sein großes Wappenbuch so sind auch seine mit Spitzen-, Näh- und Stickmustern versehenen Modellbücher wegen ihrer praktischen Bedeutung in unserm Jahrhundert neu herausgegeben worden, zunächst im Jahre 1866 von seiten des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien das 35 Blatt enthaltende Modellbuch vom Jahre 1597, die zweite Auflage eines zuerst im Jahre 1591 erschienenen Werkes, und dann im Jahre 1874 von J. D. Georgens im Verlage von Wasmuth in Berlin ein 58 Blatt enthaltendes, zuerst im Jahre 1601 erschienenes und 1604 zum zweiten Mal verlegtes Werk, welches der Pfalzgräfin Maria Elisabeth gewidmet ist und einen lehrhaften Dialog über die Nähkunst enthält. Vortreffliche Muster schuf er auch in den zur Ausführung in Treibarbeit bestimmten zwölf Blättern mit Gefäßentwürfen

für Goldschmiede, welche das Bayer. Gewerbemuseum in Nürnberg neu herausgegeben hat. Diese Serie sowie das erstgenannte Modellbuch werden von Andresen nicht genannt.

J. G. Doppelmayr, Historische Nachrichten ꝛc. 1730. S. 210. — G. A. Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon ꝛc. 1808. VIII, 231. — A. Andresen, Der deutsche Peintre-graveur 1872. II, 281 ff. — O. v. Schorn, „Johann Sibmacher“ in „Kunst und Gewerbe“ Wochenschrift ꝛc., herausgegeben vom Bayr. Gewerbemuseum zu Nürnberg 1879. S. 201 ff.

P. J. Rée.

Sibo: S. (Sibeth, Tzibe), Häuptling von Dornum und Stedesdorp, nachher auch von Witmund und Inhaber von Esens im Harlinger Lande (Ostfriesland), wird vom Kaiser Friedrich III. als Reichsritter anerkannt, ein Titel, den auch sein Sohn Hero Omke II. gelegentlich führt, während sich das Geschlecht später stets nach Esens nannte. Im Hause von Esens und Stedesdorp ist die Herrschaft seit 1429 dreimal in die weibliche Linie übergegangen. Hero Omken I. von Esens und Stedesdorp hinterließ nur eine Tochter Folquet oder Folke, mit welcher die „Herrlichkeiten“ (dominia) an ihren Gemahl Wiptet, Wibet oder Wiptatus von der ostfriesischen Fredeborch kamen. Er heißt nachher Richter in Harlingen (1438). Dieser vergab schon bei Lebzeiten, 1440, an den Gemahl seiner Tochter Folke, Ulrich aus dem Hause Cirksena, den späteren ersten Grafen von Ostfriesland, Esens, der das Land auch behalten sollte, wenn die Ehe kinderlos bliebe. Wiptet starb 1447, seine zweite Tochter Onna heirathete Sybo's von Dornum und der Fraucke, einer Schwester Ulrich's, Sohn Sibo, der mit ihr Stedesdorp erhielt und von Ulrich, nunmehr seinem Oheim und Schwager, auch Esens als Lehen empfing. Er war ein straffer und kluger Parteigänger der Cirksena, die Reimchronik giebt an, er habe in den bekannten Streitigkeiten wegen Emdens 1447 diese Stadt den Hamburgern abgenommen und verbrannt, dabei 300 Gefangene gemacht, aber Ulrich habe 1448 jene wieder verloren. Die bekannteren Quellen sagen nichts davon, vielleicht liegt eine Verwechslung mit dem Schlosse Detern, östlich von Leer, vor. Zu den Gegnern der Cirksena, der Jeverschen Partei, gehörten die Kankena, Häuptlinge von Dornum und Witmund; 1441 nahmen die Brüder Cirksena jene gefangen, die nach einjähriger Haft für ihre Herrlichkeiten die Oberhoheit der Sieger anerkennen mußten, dafür aber diese mit Ausnahme von Norden behielten. Als der alte, kinderlose Tanno Kankena dann Witmund dem Häuptling von Jever, Tanno Duren, in die Hände zu spielen suchte, überfiel ihn Sibo und zwang ihn zur Abtretung Witmunds. Von der Zeit nannte er sich Häuptling von Esens, Stedesdorp und Witmund. Die Chronik verlegt den Ueberfall auf 1457, aber schon 1456 entschied Ulrich, daß Witmund dem S. mit Recht zustehe, und 1460 bestätigte das ein Schiedsgericht von Geistlichen und Laien; 1461 versöhnten sich dann die Parteien dahin, daß Sibo's Sohn Wibet, der bald darnach gestorben sein muß, die Tochter Tanno Duren's, Tiadera, heirathe, und deren Erben das Recht an Witmund haben sollten. Mit Ulrich finden wir S. gemeinsam im Streite mit Groningen und dessen Umlanden, 1457, der durch Hamburg ausgeglichen wurde, noch in demselben Jahre schließen beide einen Vergleich wegen freier Fahrt der Westfalen auf der Ems, 1458 gemeinsam ein Bündniß mit Bremen. So tritt er wiederholt zu den hansischen Städten teils wegen der Vitalienbrüder, theils wegen der Besitzrechte Hamburgs an Emden und des bremischen Einflusses auf die Friesen am Weserstrom und an der Jade in Beziehung. 1462 oder 1463 muß er in Neapel gewesen sein oder mit dem dortigen Hofe in Verbindung gestanden haben; denn am 24. August 1463 erhält er (dat. Graz) als „unser und des Reiches Ritter“ vom Kaiser Friedrich III. das Recht, den neapolitani-

schen Orden Alphons' I. mit der Goldborte (auriphrisium), der weißen Stola und dem goldenen Greif an der Kette zu tragen. Von der Zeit an nennt er sich „Ritter“ und muß den Ritterschlag schon früher erhalten haben. Die Chronik bringt das mit der Erhebung Ulrich's zum Grafen zusammen und setzt beides auf 1462. Vermuthlich ist aber S. im Auftrage Ulrich's zum Kaiser gezogen, um diesen zu bewegen, das seinem Freunde nicht behagende Grafendiplom vom 14. Juni 1463 zu dessen Gunsten abzuändern. Er wird dann gleich im Juni zum Kaiserhofe aufgebrochen sein. Die Chronik bestätigt dadurch indirect den Beweis v. Bippen's, daß das ostfriesische Grafendiplom von 1454 gefälscht sei. 1466 trat „Ritter“ S. mit Graf Ulrich und Bremen in ein Bündniß gegen die Weserfriesen (Land to Butenjade), das indessen nicht zum Kriege führte. 1466, am 24. September starb Ulrich und nun übernahm neben dessen Wittwe, der Gräfin Theda, der Enkelin des Ucko Fokena von Leer, S. die Vormundschaft über die minderjährigen drei Söhne seines Freundes, Uko, Enno und Edzart von Ostfriesland, für welche er persönlich am 27. Juli 1468 in Graz die Belehnung vom Kaiser empfing. In den nächsten Jahren ist er wiederholt neben der Gräfin Theda in Verhandlungen und Kriegsrüstungen, auch in den Weiterungen Hamburgs wegen der Bieraccise, thätig. Noch 1473 schließt er mit Theda und einer Reihe Häuptlinge ein Bündniß gegen Herzog Karl von Burgund, der Ostfriesland zu erobern strebte; am 29. April 1473 lag er auf dem Sterbelager in Emden und ließ sein Testament aufnehmen. 1465 war seine Gemahlin Onna gestorben, 1467 heirathete er noch einmal wieder, Margaretha die Häuptlingstochter und Erbin von Westerwolt; zu der Hochzeit sandte ihm der Hamburger Rath ein Fäßchen griechischen Weines, wie derselbe ihm später noch zweimal eine Tonne Eimbecker Bieres verehrte. Kurz vor ihrem Gemahl starb auch Margarethe am 13. April 1473; er und beide Frauen wurden in der Kirche zu Esens im Chor unter einem „Stein meisterlich erhaben“ beigesetzt. Sie hinterließ ihm noch zwei junge Söhne; Erbe der Herrlichkeit in Harlingerland wurde der Sohn Onna's, Hero Omken der Jüngere (A. D. B. XII, 201), mit dessen Sohne, dem wilden Junker Balthasar (A. D. B. II, 27), das Geschlecht wieder ausstarb. Mit „Frauchen“ Anna, Balthasar's ältester Schwester, kam Harlingen dann an das Haus der Grafen von Rittberg. Als Wappen führte S. einen rechts aufgerichteten Bären im Schilde, auf dem Helm eine Lilie.

Friedländer, Ostfriesisches Urk.-B. — Hieronymus Grestius, Reimchronik von Harlingerland. Von D. Möhlmann. Stade und Hamburg 1845. — Suur, Häuptlinge rc. — v. Bippen, die Erhebung Ostfrieslands zur Reichsgrafsch. Hans. Geschichtsbl. Jahrg. 1883. Ueber den Hamburg. Accisestreit: ders. ibid. Jahrg. 1884. — Vergl. auch Koppmann in Mitth. des Vereins für Hamburg. Geschichte VI, 58 ff. — Ueber die Unzuverlässigkeit Beninga's und Wiarda's s. Möhlmann, Kritik der ostfries. Geschichtschreibung. Emden 1862. Krause.

Sibrechts: Jan S., auch Siebrechts, Siberechts genannt, geboren in Antwerpen 1625, war Landschaftsmaler im Charakter eines Dujardin oder Berghem. Seine Bilder, welche Landschaften mit Thieren zum Vorwurf haben, sind selten geworden; sie sind so treu im Stil der Vorbilder, daß seine Bilder oft für Originale derselben genommen wurden. Als der Herzog von Buckingham von Paris, wo er Gesandter war, über Flandern heimkehrte, gefiel ihm Sibrechts' Kunst so wohl, daß er den Künstler überredete, nach England zu kommen. Er malte hier Ansichten von Chatsworth (1686). Im englischen Privatbesitz sind darum seine Bilder zumeist zu suchen, und dies mag Ursache ihrer Seltenheit auf dem Festlande sein. Im Landhause des Lord Byron wurden zwei Bilder

von seiner Hand bewundert. Nicht so selten wie seine Gemälde kommen Aquarelle vor. Er starb 1703 oder nach anderer Angabe 1698. (Immerzeel.)

W.

Sibutus: Georg Daripinus S., Humanist, lateinischer Dichter und Arzt. Im J. 1505, unter dem Rector Simon Duchkon, wurde in die Matrikel der Universität Wittenberg eingetragen: Georgius Sibutus daripinus poeta laureatus (vgl. Car. Ed. Foerstemann, Album Academiae Vitebergensis etc. (Lips. 1841) S. 16). Da er höchst wahrscheinlich ein Thüringer war, so deutet Böcking die Bezeichnung Daripinus (von δέρειν und pinus) so, daß S. vielleicht aus dem weimarischen Städtchen Tannroda gewesen sei. Den Dichterlorbeer hatte ihm Kaiser Maximilian, der Gönner der humanistischen Bildung, verliehen, wie man aus einem Gedichte von Kilian Reuter aus Mellerstadt auf ihn (wieder abgedruckt Hutteni opp. ed. Boecking I 14) und aus dem Auctarium des Joannes Piemontanus (handschriftlich auf der Bonner Universitätsbibliothek) sieht, dessen Artikel über S. mit den Worten beginnt: Georgius sibutus natione teutonicus poeta regius iam pridem ab inclito rhomanorum rege Maximiliano laurea coronatus. — Er ist wahrscheinlich ein Schüler von Konrad Celtis, wie er auch Verbindungen mit Freunden des Celtis hat (Ad Theodericum Ulcenium, Ad Petrum Bononium-Bonomum). Auch mit dem „Wanderprediger des Humanismus", Hermann van dem Busche, war er bekannt. Dieser fügte zu dem Panegyricus, mit welchem S. die Ankunft des Kaisers Maximilian in Köln feierte, und der 1500 bei Quentel in Köln im Druck erschien, ein Epigramm von 14 Versen hinzu. Vor seinem Eintritt in die Universität Wittenberg dürfte S. an der Hochschule zu Köln gelehrt haben. — In Wittenberg gehörte er zu jenem humanistischen Kreise, welcher vor dem Auftreten Luther's 1517 die Hochschule beherrschte und seine warme Verehrung für den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den Stifter und gütigen Beschützer der Hochschule, auch in Schriften aussprach. Zunächst betheiligte er sich an der Verherrlichung der neugegründeten Universität durch Besingung der Stadt Wittenberg in seiner Siluula in Albiorim (= Wittenberg) illustratam (Impressum Lipcz per Baccalaureum Martinum lantzberg Herbipolitanum). Der Inhalt dieses seltenen Schriftchens ist bei F. G. Freytag (Adparatus litterarius II, 982—987) verzeichnet. Als wahrscheinlich im Herbst 1510 ein großes Turnier in Wittenberg stattfand, besang S. das Fest in einem lateinischen Gedichte von etwa 1000 Hexametern: Friderici et Joannis Illustriss. Saxoniae principum torniamenta per Georg. Sibutum, Poe(tam) et Ora(torem) Lau(reatum), heroica celebritate decantata. Wittenberge per Joannem Gronenberg. — Daß S. zum Kreise der entschiedenen Humanisten oder „Poeten" gehörte, dafür spricht seine Erwähnung in dem Carmen Rithmicale des Magisters Philipp Schlauraff in den Epistolae obscurorum virorum. Darnach wohnt er in Wittenberg, besitzt gute medicinische Kenntnisse und hat ein nahezu 80 Jahre altes Weib, das er nur deshalb geheirathet haben soll, weil sie reich ist, noch den Ofen heizen und gutes Bier bereiten kann, das sie dann selbst verkauft. Auch nennt ihn Hutten in seiner zehnten Lötz-Elegie als einen vom Kaiser gekrönten Poeten (Hutteni opp. ed. Boecking III, 67). — Als lateinischen Schnelldichter oder Improvisator lernen wir S. kennen durch sein „Carmen de musca Chilianea in tribus horis" (Leipzig 1507). — Am 15. Juli 1520 wurde er in Rostock immatriculirt. Vgl. Hofmeister, Matrikel d. Universität Rostock II, 1, 77. — Im J. 1522 erklärt sich Luther bereit, für S. einzutreten (De Wette, Luther's Briefe II, 270). In einem anderen Kreise finden wir ihn mit seiner Publication: Ad potentissimum atque invictissimum Ferdinandum, deren Vorrede „Wien den 16. März 1528" unterzeichnet ist. Dieselbe ist an Bernhard von Gleß, Bischof von Trient, gerichtet, der ein Freund humanistischer Bildung war und z. B. mit

Desiderius Erasmus von Rotterdam in Briefwechsel stand (vgl. Adalb. Horawitz, Erasmiana I (Wien 1878) S. 35). S. versichert in der Vorrede, er habe seine Widmung auf Rath des Doctors Fabri, des „einzigartigen Verteidigers der christlichen Religion", gemacht. Damit ist jedenfalls Johann Heigerlin (genannt Faber), Bischof von Wien, gemeint, der Luther in einer Streitschrift angegriffen hat (vgl. Ad. Horawitz, Joh. Heigerlin. Wien 1884). Die genannte Schrift enthält noch eine Aufforderung zum Türkenkriege (Exhortatio in Thurcum), eine Widerlegung der Wiedertäufer (Confutatio in Anabaptistas), die bekanntlich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Oesterreich sehr zahlreich waren, eine Beschreibung von Olmütz, am Schlusse ein Epitholamium (sic) ad Vuolfgangum Festinantium, virum doctum et omni uirtute praeditum. In dem von mir benutzten Exemplare dieses seltenen Schriftchens aus der Hof- und Staatsbibliothek in München fehlt übrigens die Widerlegung der Wiedertäufer. Nach dieser Schrift ist kein Zweifel darüber möglich, daß er, obgleich früher Humanist, sich später der katholischen Partei angeschlossen hat. — Einem in jener Zeit vielbehandelten Thema gilt seine Schrift „Ars memorativa", die für Prediger und Juristen als sehr nützlich bezeichnet wird. Darin findet sich ein Gedicht auf die hlg. Anna, deren Cultus im Volke und bei den Humanisten am Ende des Mittelalters sehr verbreitet war. Von den weiteren Gedichten, welche Piemontanus verzeichnet, scheint nichts erhalten zu sein.

Artikel Sibutus von Böcking in dessen Ausgabe der Opera Hutteni. Supplement II, 2, 469—471. — K. Schmidt, Wittenberg unter Kurfürst Friedrich dem Weisen. Erlangen 1877. — Weller, Altes u. Neues, II, 716. — Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. II, 89.

Karl Hartfelder.

Sibylle, Kurfürstin von Sachsen, geboren zu Düsseldorf am 17. Juli 1512, † zu Weimar am 21. Februar 1554, Tochter Herzogs Johann III. von Cleve und Marias, der Tochter Herzogs Wilhelm von Jülich und Berg und durch diese eine Urenkelin der Tochter Kurfürst Friedrich's II. von Sachsen, wurde am 3. Juni 1527 mit dem sächsischen Kurprinzen, nachherigen Kurfürsten Johann Friedrich (dem Großmüthigen) von Sachsen (s. d.) vermählt, nachdem die Eheberedung zwischen diesem und der Infantin Katharina von Spanien aufgelöst worden war. Auf der Bestimmung des Ehevertrags, daß nach Abgang des jülich-clevesschen Mannesstammes das Herzogthum auf S., ihren Gemahl und beider männliche Nachkommen fallen solle, beruhten die Ansprüche des ernestinischen Hauses auf die jülich-clevesche Erbschaft; doch verweigerte Kaiser Karl V. dem Kurfürsten Johann 1530 die Bestätigung dieses Vertrags. Wohl schon an dem von Erasmus beeinflußten Hofe ihres Vaters reformatorischen Ideen zugewandt, theilte sie mit ihrem Gemahl den Eifer für Luther's Lehre, der Angriff Herzogs Moritz auf das Kurfürstenthum in Abwesenheit ihres Gemahls erfüllte sie mit heftiger Entrüstung gegen dessen Undankbarkeit (v. Langenn, Herzog Moritz I, 296 f. 336). Nach der Schlacht bei Mühlberg übergab sie Wittenberg 24. Mai 1547 dem Kaiser, der ihr große Achtung bewies, und zog sich nach Weimar zurück. Ihre Bitten um Erleichterung der Gefangenschaft ihres Gemahls, mit dem sie einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, blieben erfolglos. In Koburg feierte sie September 1552 ein rührendes Wiedersehen mit dem Befreiten, ging ihm aber schon am 21. Februar 1554 im Tode voraus. Beide ruhen in der Stadtkirche zu Weimar.

Die ältere Litteratur über sie bei Weinart, Litteratur der sächsischen Geschichte II, 233. Dazu: C. A. H. Burkhardt, Briefe der Herzogin Sibylle von Jülich-Cleve-Berg an ihren Gemahl, Bonn 1869 und J. Voigt, Briefwechsel der Kurfürstin Sibylle mit Herzog Albrecht von Preußen in Pölitz' Jahrbüchern 1844, 2.

Flathe.

Sicard: August S. v. Sicardsburg, Architekt, geb. am 6. December 1813 in Pest, † am 11. Juni 1868 in Weidling bei Wien. War der Enkel des von Kaiser Franz in den Adelstand erhobenen Registrators des k. k. Artilleriehauptzeugamtes in Wien Dominik S. v. S. und der Sohn des Cassencontrolleurs der k. k. priv. Nationalbank Dominik S. v. S. — Nachdem August v. S. 1829—1832 seine erste fachliche Ausbildung an der polytechnischen Schule in Wien erhalten hatte, trat er im November 1833 in die Architekturschule des Professors Nobile an der Akademie der bildenden Künste ein, in welcher er bis zum Jahre 1835 verblieb. Schon damals legte S. den Grund zu seinem innigen Freundesbündniß mit Eduard van der Nüll, das durch ihre gleiche künstlerische Begabung befestigt wurde. Bezeichnend ist es jedenfalls, daß beide Künstler gleichzeitig für ihre vorzüglichen Arbeiten mit der goldenen Fügermedaille ausgezeichnet wurden. Wie van der Nüll fand auch S. an dem damals akademischen Classicismus keinen Gefallen, und beide neigten mit ihren Kunstanschauungen den Romantikern zu. Ihr Ideal war aber keineswegs das Mittelalter, sondern sie setzten sich die freie Erfindung nach eigener Sinnes- und Ausdrucksweise zum Ziele. Als beide von der kaiserlichen Regierung Reisestipendien zu ihrer ferneren künstlerischen Ausbildung erhalten hatten, machten beide Künstler in den Jahren 1839—1842 gemeinschaftlich eine Studienreise und erwirkten die ausnahmsweise Genehmigung, nicht nur Rom und Italien, sondern auch Deutschland, Frankreich und England besuchen zu dürfen. Die Fülle der mitgebrachten Studien, meist über maurische, spätmittelalterliche und Renaissancewerke, war bereits bezeichnend für ihre Geistesrichtung. Zurückgekehrt von dieser Reise erhielt S. die Stelle eines Assistenten an der Akademie. Schon in dieser Stellung bekundete er seine Befähigung für zweckmäßige Dispositionen von Grundrissen und bauliche Constructionen bei der Lösung der verschiedensten Aufgaben. Der erworbene gute Ruf war die Veranlassung, daß dem jungen Künstler über Vorschlag der k. Akademie der Künste am 26. December 1843 von dem damaligen Präsidenten der Akademie Fürsten Metternich „in Anerkennung seiner vorzüglichen Fähigkeiten und Kenntnisse sowie seiner Mittheilungsgabe als Lehrer" provisorisch die Stelle eines dritten Professors an der Akademie verliehen wurde. Und als gleichzeitig von der Akademie der Künste die Nothwendigkeit erkannt worden war, dem Studium der Ornamentik eine breitere, die verschiedenen Stile mehr berücksichtigende Grundlage zu geben, erhielt wenige Wochen später — am 5. Februar 1844 — Eduard van der Nüll die neugeschaffene Stelle eines Professors für Ornamentik. Diese parallel laufende Berufung der beiden Künstler war keine zufällige. Denn die Erkenntniß war bereits in die maßgebenden Kreise gedrungen, daß es nothwendig sei, einen neuen Geist in das Studium der Baukunst zu verpflanzen, und daß beide Künstler, von gleichen Kunstanschauungen durchdrungen und in gleichem Geiste zusammenwirkend, sich gegenseitig ergänzten, daß ersterer durch die constructive und letzterer durch die decorative Pflege der Architektur letztere in neue Bahnen einzulenken berufen war. Seither wirkten sie in ununterbrochener Gemeinschaft bei der Bewältigung der an sie herangetretenen künstlerischen Aufgaben. Kein Mißtrauen, keine Rivalität trübte das Verhältniß, und diese Erscheinung ist um so merkwürdiger, als sie eine grundverschiedene Lebensauffassung hatten. S. war heiter und zu geselligen Vergnügungen stets bereit; van der Nüll ernst und in sich gekehrt. In der Kunst vereinigte sie aber gemeinsames Arbeiten und gemeinsames Denken. S. verrieth mehr praktischen Sinn und geschäftliche Routine, welche sich bei van der Nüll weniger geltend machten. Beide waren sich nur darin gleich, daß sie stets das künstlerische Interesse in den Vordergrund stellten, die Architektur als Kunst und nicht als Gewerbe behandelten und ungeachtet ihrer vielfachen Beschäftigung kein nennenswerthes Vermögen hinterließen. So ent-

standen als Werke gemeinsamer Arbeit: das Karltheater in Wien (1846), der Sophienbadsaal (1848), der preisgekrönte Entwurf des Stadterweiterungsplanes (1859), einzelne Theile des k. Arsenals (1856), das Hofoperntheater (1856), der Palast des Grafen Larisch, I verlängerte Johannesgasse 26 (1866), das Geschäftshaus des Großindustriellen v. Haas, I Stockimeisenplatz (1867). Außerdem führte S. theils gemeinschaftlich mit van der Nüll, theils allein verschiedene Zinshäuser und Landhäuser aus. Das größte Verdienst erwarb sich S. als Lehrer an der Akademie der Künste durch sein gründliches Erfassen der Behandlung der Bauconstructionen mit Rücksicht auf deren Zweck und das zur Anwendung kommende Material und, wie van der Nüll durch den feinen Geschmack in den decorativen Formen, legte S. durch sein Streben, neben der Schönheit auch die Zweckmäßigkeit eines Bauwerkes stets im Auge zu behalten, den Grund zur neuen Wiener Schule, deren Leistungsfähigkeit sich an den großartigen Aufgaben der Neugestaltung Wiens erprobte. Wenn S. ebenso wie van der Nüll in späterer Zeit von den Leistungen einzelner ihrer Schüler infolge der Begabung und der günstigeren Verhältnisse weit überragt wurde, so bleibt seine Bedeutung für die Zeit, in der er lebte und wirkte, doch unbestritten. Durch ein schweres Leiden, das ihn anderthalb Jahre vor seinem Tode heimsuchte, wurde S. ungeachtet seiner kräftigen Natur frühzeitig seinem Wirken entrissen. Er erlebte ebensowenig wie van der Nüll den Tag der Eröffnung des Hofoperntheaters (25. Mai 1869), des bedeutendsten Bauwerkes, an dem er mitgewirkt, und er theilte mit diesem auch die schweren Anfeindungen, welche dieses Werk unberechtigt erfuhr. Nur wenigen war es damals bekannt, daß die geringe Wirkung der Außenarchitektur der Oper wesentlich dadurch herbeigeführt wurde, daß nachträglich zu Ungunsten der letzteren das ganze Niveau der Ringstraße in deren Nähe abgeändert wurde. Erst später klärten sich die Anschauungen, und heute ist unbestritten, daß die Oper in Bezug auf Schönheit der Innenräume und Zweckmäßigkeit in der Disposition des Grundrisses zu den glänzendsten Leistungen der modernen Wiener Architektur zählt. S., tief erschüttert durch die Nachricht von dem Tode seines Freundes van der Nüll, welcher am 3. April 1868 Hand an sich gelegt hatte, endete sein Leben wenige Wochen später in seinem Landsitze zu Weidling bei Wien. Aus seiner Ehe mit Louise Jantschky hinterließ er nur eine Tochter Namens Valentine.

K. v. Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst (Leipzig), Jahrgang 1869. — C. v. Wurzbach, Biograph. Lexikon 34. Bd. S. 204.

K. Weiß.

Sichardt: Johannes S. (Sichardus), Humanist und Rechtsgelehrter, geb. zu Tauberbischofsheim um 1499, † zu Tübingen am 9. September 1552. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts waren die Baseler Buchdrucker aufs eifrigste mit Herausgabe juristischer Quellenwerke beschäftigt, zu welchem Behufe sie zahlreiche Gelehrte um sich versammelten; zu letzteren gehörte auch S., welcher sich durch seine Veröffentlichungen frühzeitig unter den Vertretern der humanistischen Richtung der Rechtswissenschaft einen bleibenden Namen erworben hat. Sichardt's Eltern, Georg und Christine, waren unbemittelte, kleine Bürgersleute zu Tauberbischofsheim, und wurde S. mit Unterstützung seines Onkels, des Dechanten Martin Golia, auf die Schule nach Erfurt geschickt. Erst 15jährig (1514) bezog er als Hörer, dann als Privatinstructor die Hochschule zu Ingolstadt, wurde dort nach Ausweis der Freiburger Universitätsmatrikel magister artium, und bald darauf vom Magistrate München an die dortige schola poëtica berufen. Allein schon 1521 verließ er diesen Dienst und ging völlig mittellos nach Freiburg, wo er vergeblich eine Professur anstrebte, erhielt jedoch 1525 auf Empfehlung des ihm befreundeten Professors Ulrich Zasius in Basel

jene der Rhetorik und las dort über Cicero, Livius und andere römische Classiker. 1527 unternahm er mit einem Freibriefe des österreichischen Erzherzogs und ungarischen Königs Ferdinand eine archivalische Forschungsreise nach rheinischen Klöstern und Domstiften, von welchen er aus Straßburg, Lorsch und Fulda reiches Material heimbrachte. Schon im J. 1528 veröffentlichte er unter dem irrigen Titel „Codicis Theodosiani Libri XVI etc." (Basil., Henr. Petrus) das Breviarium Alaricianum (die Lex Romana Visigothorum), dem er ein paar kleinere Juristen- beziehungsweise Agrimensorenschriftchen von Metianus (Mäcianus), Frontinus und Aggenus Urbicus anreihte, dann im J. 1530 die „Leges Riboariorum Baioarumque, quas vocant a Theodorico, rege Francorum latae, item Alemannorum leges, a Lothario rege latae etc. etc." Beide Editionen sind sichere Beweise für den weiten Blick, den geschichtlichen Sinn und die gründliche Bildung des Herausgebers. 1530 verließ S. ohne ersichtlichen Grund Basel und ging im April wieder nach Freiburg, um sich unter seinem Gönner und Meister Ulrich Zasius dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Er hörte bei diesem Pandekten, bei Derrer den Codex, bei Amelius canonisches Recht, und zwar mit solchem Eifer, daß er schon am 28. November 1531 mit seinem Hausgenossen und späteren Biographen Johann Fichard aus Frankfurt a. M. von Derrer als Doctor utriusque juris promovirt wurde, worauf er an Studirende, die er zugleich in sein Haus aufnahm, Privatunterricht ertheilte. Denn obwohl ihn Zasius als „einen Mann von großer Zukunft" rühmte, wollte ihm erst durch seine im Sommer 1535 erfolgte Berufung nach Tübingen gelingen, eine feste Stellung zu erlangen, in der er bis zu seinem Tode (1552) eine hervorragende Thätigkeit entwickelte. S. wurde von Herzog Ulrich von Württemberg als Institutionarius mit 100 fl. gerufen, wobei Professor S. Grynäus die Verhandlungen leitete; inscribirte am 28. Juni in die Tübinger Matrikel und begann nach seiner Aufnahme in den Senat (30. desselben Monats) am 7. Juli seine Vorlesungen. Aber schon am 22. August 1535 erhielt S. mit einer Zulage von 60 fl., welche im Herbste 1537 (wahrscheinlich infolge eines aus Nürnberg ergangenen Rufes) auf 100 fl. erhöht wurde, die Professur des Codex, welche er ohne weitere Gehaltsmehrung bis zu seinem Tode inne hatte. Er las über das 2. bis 8. Buch des Codex, also über dessen privatrechtliche Theile, und war sein Hörsaal von Studirenden fast aus ganz Deutschland überfüllt, welche den durch Klarheit und Faßlichkeit hervorragenden Vorträgen mit gespannter Aufmerksamkeit folgten. Seine Vorlesungshefte wurden nicht bloß noch nach Jahrzehnten zur Weiterverbreitung abgeschrieben, sondern ungeachtet seines Verbotes nach seinem Tode dreimal auf Veranlassung bedeutender Gelehrter herausgegeben; 1565 von Joh. Michael Fickler, 1586 von Franz Modius; schließlich 1598 — also fast 50 Jahre nach Sichardt's Tode — im Auftrage der Tübinger Juristenfacultät selbst von Samson Hertzog (Tom. I u. II). Diese dem Herzoge Joh. Friedrich von Württemberg gewidmete Ausgabe ist infolge sorgfältiger Collationirung die beste und zuverlässigste. Die Athenae Raur. erwähnen zwar S. 310 zwei weitere Ausgaben (Genev. 1594. 4° und Francof. 1616 fol.), die jedoch weder auf den Bibliotheken zu Tübingen noch in München zu finden sind.

Mit dem Lehrerberufe verband S., der eine vorwiegend praktische Natur war, und die Lehrsätze auf das praktische Leben anzuwenden pflegte, eine sehr umfassende Consulententhätigkeit. Wie sehr damals die Arbeitskraft der juristischen Professoren (zum Nachtheile ihrer Vorträge) durch jene Thätigkeit in Anspruch genommen wurde, zeigt der Proceß der württembergischen Herzöge Ulrich und Christoph mit dem römischen Könige Ferdinand, in welchem über eine einzige Frage und nur von einer Partei mindestens neun verschiedene Gutachten erholt wurden. Die Re-

sponsa, welche S. theils für sich allein, theils im Namen der Universität abgab, sind nach des Verfassers Tode größtentheils im Druck erschienen, herausgegeben von J. G. Godelmann, Frankfurt a. M. 1599. Es sind im ganzen 53 Gutachten, welche eine große Vielseitigkeit bekunden, da sie criminal-, lehen-, ehe-, und testamentsrechtliche Fragen erörtern. Unter diesen Anforderungen des praktischen Lebens mußte Sichardt's wissenschaftliche Entwicklung ins Stocken gerathen, insbesondere nach seiner Ernennung zum besoldeten herzoglichen Rathe (1544), in welcher Eigenschaft ihm umfangreiche und wichtige Arbeiten oblagen. S. hatte nun neben Gutachten unmittelbar Streit- und Staatsschriften zu fertigen (so jene, welche Herzog Christoph auf dem Reichstage zu Augsburg dem Kaiser persönlich überreichte), Vergleichsverhandlungen zu pflegen, bei Revision der ersten württembergischen Eheordnung, bei Entwerfung des ersten Landrechtes, bei den Vorarbeiten zur Mömpelgart'schen Gerichtsordnung mitzuwirken; 1543 war er bei der Visitation des Reichskammergerichtes zu Speyer, im Mai 1551 auf dem Augsburger Reichstage. Ueberall aber zeigte er den gewandten Geschäftsmann, den scharfsinnigen Juristen, den pflichttreuen Beamten, wodurch er sich auch das volle Vertrauen seines Herzogs erwarb. Dagegen wird sein Einfluß auf Abfassung des Württembergischen Landrechtes von 1555 häufig überschätzt. Allerdings wurde er im Februar 1552 zum Mitglied der Vorberathungscommission ernannt, und auf seinen Vorschlag in deren Bericht vom gleichen Datum vorzugsweise das Freiburger Stadtrecht berücksichtigt, aber erst längere Zeit nach seinem Tode (9. Sept. 1552) das Gutachten der Juristenfacultät erstattet. Daß ein Mann von der hervorragenden Stellung, dem praktischen Blicke und der unbedingten Zuverlässigkeit unseres Gelehrten an der Verwaltung der Hochschule lebhaften Antheil nahm und ebenso bedeutenden als nachhaltigen Einfluß übte, ist sehr naheliegend. Er bekleidete viermal (1535/36, 1542/43, 1545/46, 1549) das Rectorat, war mindestens siebenmal Decan, saß in verschiedenen Superattendenzen und Commissionen, betheiligte sich bei den Deputationen an den Herzog, bei Berathungen über neue Statuten, bei Protestationen gegen schädigende Steueranlagen, kurz so ziemlich überall, wo es sich um wichtige oder schwierige Fragen handelte. Indeß ist seit dem Jahre 1543 (dem Zeitpunkte, in dem er mit den Geschäften des Herzogs betraut wurde), eine erheblich verminderte Betheiligung an den Universitätsgeschäften wahrnehmbar. In der kirchlichen Bewegung stand S. auf Seite der Wittenberger Reformatoren, mit welchen er in den zwanziger Jahren einen Briefwechsel unterhielt, haßte aber jede Ueberstürzung, hielt als Jurist am canonischen Rechte fest, zeigte sich tolerant gegen Angehörige der alten Kirche wie gegen Anhänger Calvin's und Zwingli's und blieb dem Versuche zugethan, die Einigungspunkte mit der alten Kirche zur Geltung zu bringen.

In den letzten Lebensjahren trat bei unserem Gelehrten Nachlaß der Kräfte ein; am 27. October 1550 schrieb er dem Herzog Christoph, daß ihm seine Gesundheitsumstände größere Arbeiten nicht mehr gestatteten. Dessenungeachtet bis ans Ende rastlos thätig, starb er am 9. September 1552 an den Folgen des Siechthums. Die amtliche Leichenrede hielt Mathias Garbitius Illyricus, Professor der griechischen Sprache am 16. October desselben Jahres. Unter den glänzenden Eigenschaften des Dahingeschiedenen rühmt sie besonders dessen fromm-christlichen Sinn, gepaart mit einer milden, toleranten Anschauung. (Oratio funebris de vita et obitu cl. v. D. Joannis Sichardi D. J. U. consultiss. in celeberrima Academia Tüb. habita Mathia Garbitio Illyrico. Anno MDLII Cal. Octob. XVI.) S. hinterließ eine kinderlose Wittwe Eva, geborene Hesler, Kaufmannstochter aus Freiburg, welche er um's Jahr 1522 dortselbst heimlich und ohne Vorwissen der Eltern geheirathet hatte. Wenige Jahre nach dessen Tode schritt die Wittwe zu einer zweiten Ehe mit Dr. Justus Lorbeer, nachherigem Rathe

des Bischofs von Bamberg. Ueber sein nicht unerhebliches Vermögen, zu dem auch ein Wohnhaus in Tübingen gehörte, hatte S. laut Testament vom 25. August 1552 verfügt, und in diesem seiner Geburtsstadt Tauberbischofsheim wie auch Tübingen je 1000 fl. zu mildthätigen Zwecken vermacht. Daß S. am Beginne seiner Laufbahn eine schriftstellerische Thätigkeit entfaltete, ist bereits erwähnt, in späteren Jahren mangelte ihm hierzu bei seinen vielen und vielfachen Arbeiten die erforderliche Zeit. Er widmete das sogenannte Breviarium Alaric. (eine in den germanischen Reichen entstandene gesetzgeberische Zusammenstellung aus meist vorjustinianischen Rechtsquellen) dem Könige Ferdinand von Ungarn unter genauer Angabe der von ihm benutzten Handschriften. Aus dem Titel und der langathmigen Dedicationsepistel erhellt, daß er das breviarium irriger Weise für den Codex Theodosianus mit dazu gehörigen Anhängen hielt, welcher zum erstenmale von Tilius (Paris 1550) veröffentlicht wurde. Wie schwer die Zeitgenossen den Verlust des großen Gelehrten empfanden, geht unter anderem aus einem Schreiben des Herzogs Christoph hervor, worin er nach Sichardt's Tode Amerbach in Basel mittheilt, daß er einen gelehrten, extres berühmten Mann brauche, der der Sprachen, sonderlich der griechischen mächtig, als Lehrer wie Praktiker geübt und zu einem „primären Cathedranten geeignet sei“. In der That waren auch weder der Franzose Carolus Molinäus noch der Italiener Mathäus Gribaldus, welche nach verhältnißmäßig kurzer Wirksamkeit (December 1553 bis Juli 1557) Tübingen wieder verließen, im Stande, als Sichardt's Nachfolger die schwer gefühlte Lücke auszufüllen.

Die Hauptquelle für S. ist neben der erwähnten Oratio funebris des Garbitius die Lebensbeschreibung von dessen Hausgenossen und Mitschüler Joh. Fichard „Vita Clarissimi Viri Joannis Sichardi Jureconsulti Germani per Joannem Fichardum Francofurtensem J. C. Patriaeque Advocatum et Syndicum descripta“, welche den drei Ausgaben der Codexvorlesungen beigegeben ist. — In neuerer Zeit hat Professor Dr. Mandry in Tübingen eine Denkrede auf S. gehalten, welche mit umfassenden Quellenangaben in den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde Jahrg. 1872 II, 18 ff. (Stuttgart 1874, 4°) abgedruckt ist, und alle früheren Arbeiten über S. entbehrlich macht. — Vgl. auch Stintzing, Gesch. d. deutsch. Rechtswissensch. I, 212 ff. Eisenhart.

Sichart: Louis Heinrich Friedrich S. v. Sichartshoff, königlich hannoverscher Generallieutenant, einer Nürnberger, später in der Gegend von Hof ansässigen Familie entstammend, wurde am 15. Juni 1797 zu Herzberg am Harz, wo sein Vater als kurhannoverscher Dragonerlieutenant in Garnison stand, geboren und, als dieser 1805, um nach Auflösung der hannoverschen Armee in den Reihen von „Des Königs deutscher Legion“ gegen die Franzosen zu kämpfen, nach England gegangen war, unter der Obhut eines in Göttingen lebenden Großoheims, des Obersten v. Schmidt auf Altenstadt, erzogen. Für den Soldatenstand bestimmt, trat er nach rühmlichst bestandener Prüfung, welche namentlich mathematische Kenntnisse forderte, im Herbst 1812 in die westfälische Artillerie- und Genieschule zu Kassel und, nachdem die Ereignisse des folgenden Jahres dem Bestehen dieser Anstalt im Herbst 1813 ein Ende gemacht hatten, im Frühjahre 1814 als Ensign (unterster Officiersgrad) in das 2. Linienbataillon der genannten Legion, brachte mit diesem den Winter 1814/15 in Belgien zu und focht bei Waterloo. Bereits im Mai 1815 war er Lieutenant (Premierlieutenant) geworden. 1816 ward die Legion aufgelöst, die Officiere erhielten Halbsold. Im Fortgenusse desselben ward er in hannoverschen Diensten bei den in der Hauptstadt des Landes garnisonirenden Gardegrenadieren angestellt und im Herbst 1823, nachdem er inzwischen ein halbes Jahr lang in Göttingen

akademische Vorlesungen gehört hatte, zur Theilnahme am Unterrichte der in Hannover neuerrichteten Generalstabsakademie befehligt. Nach beendetem Lehrgange ward er auf Grund der abgelegten Schlußprüfung im J. 1829 in den Generalstab versetzt. Als Generalstabsofficier fand er vielfache Verwendung, sowohl im Inlande bei der Landesvermessung, als Lehrer, bei größeren Truppenübungen und organisatorischen Arbeiten, wie im Auslande zum Zweck der Beiwohnung von Manövern; die wichtigste aber war die als Chef des Stabes des vom General Halkett (A. D. B. X, 412) befehligten 10. Bundesarmeecorps im Kriege des Jahres 1848 gegen Dänemark. S. hat über dieselbe in einem kriegsgeschichtlichen Werke „Tagebuch des 10. deutschen Armeecorps während des Feldzuges in Schleswig-Holstein im J. 1848", Hannover 1851, Bericht erstattet. Nach Beendigung des Krieges kehrte er am 1. Januar 1849, als Major in das zu Verden garnisonirende 6. Infanterieregiment versetzt, in den Frontdienst zurück; seine vorzügliche Geeignetheit zur Erfüllung militärisch-diplomatischer Aufträge bewirkte, daß er auch in dieser Stellung zu solchen verwendet wurde. So wohnte er 1856 der Krönung Kaiser Alexander's II. in Moskau bei. Am 1. October 1856 ward er als Oberstlieutenant in den Generalstab zurückversetzt und am 27. Mai 1857 unter Beförderung zum Oberst zum Chef desselben ernannt. Sein Streben ging dahin, den Generalstab in nähere Beziehungen zur Truppe zu bringen und ihn für kriegerische Verhältnisse mehr geeignet zu machen, als bisher geschehen war. Auch um das Ingenieurwesen, an dessen Spitze er bald nach seiner Beförderung zum Chef des Generalstabes gestellt war, um die Einführung der Feldtelegraphie und um die Vervielfältigung der Ergebnisse der Landesaufnahme erwarb er sich Verdienste. 1858 wurde er zum Generalmajor, 1864 zum Generallieutenant ernannt. Als bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 die hannoverschen Truppen bei Göttingen zusammengezogen wurden und König Georg V. durch einen Wechsel in den Personen der in den höchsten Stellungen befindlichen Officiere ein Mittel zur Befreiung aus seiner schwierigen Lage zu finden hoffte, ward auch General v. S. seiner Stellung enthoben, in welcher er schon aus dem Grunde nicht bleiben konnte, weil der Oberbefehl einem jüngeren General übertragen worden war; an dem Zuge nach Langensalza nahm er daher nicht theil. Bei Auflösung der hannoverschen Armee trat er in den Verband der preußischen und zugleich in den Ruhestand. Er beschäftigte sich zunächst mit der von König Georg ihm schon früher aufgetragenen Herstellung einer „Geschichte der königlich hannoverschen Armee", deren erster Band noch 1866 erschien, mußte aber, nachdem er seine Arbeit in drei folgenden bis zum Jahre 1871 veröffentlichen Bänden bis zum Jahre 1803 gefördert hatte, der Weiterführung entsagen, weil ein Augenleiden, welches vollständige Erblindung befürchten ließ, ihn an der Fortsetzung hinderte, und starb am 14. April 1882 zu Hameln an der Weser, wohin er sich 1871 zurückgezogen hatte.

Militärwochenblatt Nr. 47, Berlin 10. Juni 1882 (vom Unterzeichneten geschrieben).

B. Poten.

Sichel: Julius S., berühmter Augenarzt und ausgezeichneter Entomologe, dabei auf dem Gebiete der Archaeologie und Philologie thätig, einer der fleißigsten und vielseitigsten Gelehrten, geboren am 14. Mai 1802 zu Frankfurt a. M., † am 11. November 1868 zu Paris. S. besuchte bis zum 18. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt und begann 1820 seine medicinischen Studien, nach der einen Quelle in Tübingen (Stricker), nach der anderen in Würzburg (Wecker). Jedenfalls siedelte er aber 1822 nach Berlin über und promovirte daselbst 1825 mit der Dissertation: Historiae Phthiriasis internae verae fragmentum. Er war darauf Assistent bei Schönlein in Würzburg und bei Friedrich

v. Jäger in Wien und ging auf Anrathen des letzteren 1830 nach Paris, wo er zunächst vorzugsweise theoretischen Studien oblag und sich zum französischen Staatsexamen vorbereitete. Er machte dasselbe 1833 mit der Schrift: „Propositions générales sur l'ophthalmologie, suivies de l'histoire de l'ophthalmie rhumatismale“ (in deutscher Uebersetzung von Philipp, Berlin 1834) und erwarb gleichzeitig den Titel eines „licencié des lettres“. Der Schritt, den S. mit seiner Niederlassung in Paris that, war für seine fernere Laufbahn entscheidend, für den Bestand und Fortschritt der Augenheilkunde in Frankreich von höchster Bedeutung. Die Augenheilkunde lag nämlich zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich gänzlich darnieder; nur ganz wenige Chirurgen gaben sich mit Operationen ab, und der Durchschnitt der Aerzte wußte aus Mangel an jeglicher Unterweisung im Universitätscurse nichts von Augenkrankheiten; so fiel deren Behandlung Quacksalbern und herumziehenden Künstlern zu. S. gebührt das große Verdienst, eine wissenschaftliche Augenheilkunde in Frankreich gegründet zu haben. Der erste Schritt dazu war die Errichtung einer Klinik im J. 1832, der ersten Augenklinik in Paris, und die Abhaltung von Vorlesungen. Sichel's Klinik erlangte bald hohe Bedeutung und seine Privatpraxis wurde die ausgedehnteste der damaligen Zeit. S. stieg nun in seiner Lebensstellung von Staffel zu Staffel: er wurde Augenarzt der Erziehungsanstalten der Ehrenlegion, beständiger Ehrenpräsident des internationalen ophthalmologischen Congresses, Ehrenpräsident des deutschen ärztlichen Vereins u. a.; 1867 kam S. für den durch Civiale's Tod freigewordenen Sitz in der Akademie in Frage; er blieb jedoch mit 10 gegen 45 Stimmen gegen Larrey in der Minderheit, der einen mächtigeren Einfluß zur Seite hatte. — Wie hier, so hatten in der glänzenden Laufbahn, auf die S. schon im besten Mannesalter zurückblicken konnte, sich ihm mannigfache Hindernisse in den Weg gestellt: es bedurfte der ganzen unermüdlichen Arbeitskraft Sichel's, um sie zu überwinden. Den besten Beweis dafür liefert seine Erwähnung in dem 1845 von Sachaile herausgegebenen Buche: Les médecins de Paris, wo ihm, dem ersten Ophthalmologen des damaligen Frankreich, — jegliche Bedeutung abgesprochen wird und an Stelle sachlicher Erörterung allerlei kleinliche und hämische Bemerkungen treten, deren Beweggrund — Brotneid — nur zu deutlich zu ersehen ist. Wir erfahren aber aus dem interessanten Schriftstück, daß S. in wahrhaft großem Stile arbeitete: er ist der gesuchteste Augenarzt, hält von 7 bis 12 Uhr Vormittags Sprechstunde, Nachmittags um 2 Uhr beginnt seine Thätigkeit auf der Klinik — und diese enorme praktische Thätigkeit sah S. nur als Dienerin seiner wissenschaftlichen Studien an, neben dieser Thätigkeit hat er Zeit gefunden und Kraft besessen, seine ärztlichen Erfahrungen durchzuarbeiten und litterarisch zu verwerthen und nebenher noch selbständige Studien auf anderen Gebieten zu treiben. Bei Gelegenheit seiner Candidatur zur Akademie (1867) gab S. ein Verzeichniß seiner Schriften heraus: dasselbe umfaßt 140 Nummern verschiedensten Umfangs und verschiedenster Gebiete. Besonders der Zeitraum von 1840—1860, mit dem Abschluß der „Iconographie ophthalmologique“ endend, stellt eine Periode intensivster litterarischer Thätigkeit dar; die „Gazette des hôpitaux“ sowie die „Annales d'oculistique“ bringen fast in jedem Bande einen oder mehrere Beiträge aus der Feder des rastlos thätigen Gelehrten; die Zahl der Veröffentlichungen steigt mehrfach während eines Jahres auf 10 und selbst 15. Mit dem Abschluß des genannten Zeitraums nimmt die Zahl von Sichel's Veröffentlichungen ab, und neben den rein medicinischen Schriften nehmen solche anderer Gebiete einen größeren Raum ein als früher. Thätig war jedoch S. bis an sein Lebensende; drei Wochen vor seinem Tode hat er seine letzte Arbeit „Geschichte der Operation des grauen Staars durch die

Methode des Aussaugens" (Archiv für Ophthalmologie 14) vollendet. Sie ist im obengenannten Verzeichnisse noch nicht enthalten. Dasselbe zählt im übrigen 107 ophthalmologische, 4 medicinische oder chirurgische Werke im weiteren Sinn und 8 Schriften zu Geschichte der Medicin auf. Sichel's Hauptwerk ist die 1852—59 erschienene „Iconographie ophthalmologique, ou description des maladies de l'organe de la vue, comprenant l'anatomie pathologique, la pathologie et la thérapeutique médico-chirurgicales" (Text von 823 Seiten und Atlas von 80 Tafeln in 4⁰). „S. gibt in ihr eine bündige, besonders die Diagnose scharf bezeichnende Darstellung der Augenkrankheiten mit colorirten Abbildungen, deren künstlerische Ausführung und Naturtreue kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Sie machen den wichtigsten Theil des Werkes aus. Der Text soll nur als Commentar dienen" (Cannstatt, Jahresbericht 1853). Die Iconographie ist die Frucht zwanzigjähriger Arbeit und umfaßt vieles von dem, was S. früher in kürzerer Form mitgetheilt. Es kann hier weder auf dies, noch auf die übrigen medicinischen Schriften Sichel's näher eingegangen werden. Es mag nur bemerkt sein, daß S., obwohl Specialist, niemals den Blick für das Ganze verlor, im Gegentheil stets von seinem Specialfach ausgehend in diesem den Schlüssel zur Lösung allgemeinerer Fragen suchte. Dieser weitere Blick zeigt sich besonders in den auf die Geschichte der Medicin bezüglichen Arbeiten, bei deren Abfassung S. neben allem anderen besonders seine umfassenden Sprachkenntnisse zu statten kamen; konnte er doch selbst arabische Schriftsteller in den Kreis seiner Darstellung ziehen.

Neben der Ophthalmologie war es die Entomologie, speciell das Studium der Hymenopteren, in der S. am meisten thätig war; dieselbe ist mit 25 Arbeiten in der obigen Aufzählung vertreten. S. war der bedeutendste Kenner der Hymenopteren, der bis jetzt lebte, und besaß eine Sammlung, die noch heute einzig dasteht. Sie wurde von S. dem Museum des Jardin des plantes vermacht; das Britische Museum zu London wie das Senckenbergische zu Frankfurt a. M. thaten vergebliche Schritte, sie zu erwerben. Sichel's Schriften über Hymenopteren, darunter als umfangreichste die „Études hyménoptérologiques" 1865, sind fast sämmtlich in den „Annales de la Société entomologique de France" erschienen, deren Alterspräsident S. geraume Zeit war. Auch hier, auf dem engumgrenzten Felde der zoologischen Wissenschaft suchte S. Aufschluß über Fragen allgemeinen Interesses zu erhalten; das Verhältniß von Art und Varietät, der Zusammenhang der Formen beschäftigte ihn; seine letzte Veröffentlichung zoologischer Natur führt den Titel: „Considérations sur la fixation des limites entre l'espèce et la variété, fondées sur l'étude des espèces du genre hyménoptère Polistes." (Comptes rendus Paris 67. 1868.)

S. starb an den Folgen einer Steinoperation; zehn Jahre hatte er sein Leiden mit Geduld ertragen, so lange als es ihn nicht an der Thätigkeit hinderte. Als dies eintrat, war er zur Operation entschlossen, da ihm ein Leben ohne Arbeit unerträglich war; den Vorstellungen der Freunde hielt er entgegen, er sei Philosoph genug, um auch einen unglücklichen Ausgang gleichgültig hinzunehmen. Der Ausgang war unglücklich; ein Leben voll rastloser, unermüdlicher Thätigkeit war beendet, nach den Worten der Schrift ein köstliches Leben, wie kaum ein zweites.

Nekrolog von Wecker, Monatsblätter für Augenheilkunde. 1869. S. 33. — Biographie von Stricker in: Hirsch, Biogr. Lexikon der Aerzte V, 386. — Notice sur les travaux scientifiques de M. Sichel. Paris 1867. 4⁰. 73 p. — Sachaile, Les médecins de Paris. Paris 1845. — Annales d'oculistique 1869. p. 92.

Jännicke.

Sichem: Christoph van S. der Aeltere, Formschneider aus Basel, dessen Geburtsjahr unbekannt ist. Im J. 1573 erschien in Basel das Werk: Die 13 Orte der löbl. Eydgenossenschaft . . . . . mit Holzschnitten von seiner Hand. Später arbeitete er in Straßburg und war auch für Feyerabend in Frankfurt thätig. Seine Holzschnitte sind meist in Büchern zu suchen und wir finden sie in Josephus Flavius, Titus Livius, L. Florus, sowie auch verschiedene Titelblätter zu Büchern sein Werk sind. In Straßburg erschien Joach. Meyer's gründliche Beschreibung der freien ritterlichen und adeligen Kunst des Fechtens. Später dürfte sich S. in Holland und zwar in Delft aufgehalten haben, wo ihm sein gleichnamiger Sohn geboren wurde. Das Todesjahr ist unbekannt.

Christoph van Sichem der Jüngere, ebenfalls Formschneider, geb. 1580 in Delft, kam später nach Amsterdam, wo er einen Kunstverlag besaß, wie es auf der Folge der vier Evangelisten beglaubigt wird. Er soll ein Schüler von H. Goltzius gewesen sein. Nach diesem schnitt er das Bildniß des Otto Heinrich v. Schwarzenberg, die Beschneidung Christi, Judith, den Hackbrettspieler und andere; nach J. Matham das Brustbild eines afrikanischen Fürsten. Andere Holzschnitte sind Copien nach Dürer, Lucas von Leyden, Holbein und Pencz. Es werden dem Christoph (oder Christophel, wie er genannt wurde) auch Kupferstiche zugeschrieben, aber es ist sehr fraglich, ob er neben dem Schneidemesser auch den Grabstichel geführt hat. Es werden vielmehr die ihm zugeschriebenen Stiche dem Karl van Sichem angehören, der auch in Amsterdam eine Zeit lang lebte und ein ähnliches Monogramm führte.

s. Nagler, Monogr. II. Wessely.

Sick: Paul (v.) S., geb. zu Stuttgart am 17. Februar 1820 als Sohn des dortigen Hofraths Sick, † ebenda am 3. April 1859. Seit 1847 beim königlich württembergischen statistisch-topographischen Bureau verwandt und bei dieser Anstalt im J. 1858 in die Stelle eines Finanzraths aufgerückt, trug er zur Kenntniß der Landes- und Volkszustände Württembergs nicht unwesentlich bei, vertrat auch Württemberg auf den ersten statistischen Congressen zu Brüssel und Paris. Insbesondere hat er, ein speciell um die württembergische, aber auch um die Statistik überhaupt verdienter Schriftsteller, tüchtige, in mancher Hinsicht auch auswärts nachgeahmte Arbeiten über Ackerbau-, Bevölkerungs-, Conscriptions-, Auswanderungs-, Brand- und Geisteskranken-Statistik des Landes in dem Organe des genannten Bureaus, den Württembergischen Jahrbüchern für vaterländische Geschichte u. s. w., veröffentlicht.

Nekrolog in der Schwäbischen Chronik von 1859. S. 837.

P. Stälin.

Sickel: Heinrich Friedrich Franz S., verdienter Pädagog und beliebter Prediger, zu Groß-Oschersleben am 17. October 1794 geboren, erhielt seine Schulbildung in Halberstadt, studirte 1812—14 in Göttingen, wirkte seit 1817 als Rector in Schwanebeck, dann als Lehrer an verschiedenen Anstalten in Magdeburg, bis er Ende 1823 als Oberpfarrer nach Aken an der Elbe berufen wurde. 1830 zum Director des königlichen Schullehrerseminars in Erfurt ernannt, war er es, der im dortigen Regierungsbezirke die erste Präparandenanstalt ins Leben rief und durch persönliche Anregung wie litterarische Thätigkeit eine zahlreiche, tüchtige und ihn hochverehrende Lehrerschaft heranbildete. Für mehrere Jahre auch als städtischer Oberschulaufseher erfolgreich thätig, kehrte er indeß 1840 wieder in das Predigtamt zurück, doch hatte er die damals übernommene Stelle als Oberprediger in Hornburg am Harze nur kurze Zeit inne; bereits am 30. Januar 1842 starb er daselbst. Professor Friedrich Adolf Theodor v. Sickel in Wien ist sein ältester Sohn. Neben verschiedenen Hülfs- und Uebungsbüchern für den Unterricht in Religion, Geschichte, Erdbeschreibung und Rechnen

veröffentlichte er ein pädagogisches Schriftchen unter dem Titel „Schulmeisterklugheit“ und gab in Verbindung mit Director Heyse in Magdeburg ein Handbuch der Dichtungsarten heraus.

Schum.

Sickingen: Franz oder eigentlich Franciscus v. S., einziger Sohn des Ritters und kurpfälzischen Hofmeisters Schwicker v. S. und seiner Gemahlin Margarethe v. Hohenburg, war am 2. März 1481 auf der Ebernburg bei Kreuznach geboren. Schon im März 1505 sah sich der junge Mann durch den Tod des Vaters, welcher zu Landshut während der Wirren des pfälzisch-bairischen Erbfolgekrieges gestorben war, an die Spitze seines Hauses und eines ansehnlichen Besitzes gestellt. Wenn man nach den Gründen des glänzenden wenn auch kurzen Aufschwungs des Stammes forscht, so enthüllt der eigene Schwager des Helden das Geheimniß durch die charakteristische Bezeichnung „in allen bürgerlichen und Kriegshändeln anstellig“. S. verstand sich ebenso gut auf die Verwaltung wie auf das Heerwesen. So konnte unter seinen geschickten Händen das Besitzthum des Hauses stetig an Bedeutung gewinnen. Zu dem Alleinbesitz der ererbten Besitzungen Ebernburg, Landstuhl, Hohenburg traten sorglich gepflegte ganerbschaftliche Beziehungen in Steinkallenfels, Dhaun, Lützelburg u. s. w. Zu den Erträgnissen derselben gesellte sich der Segen des Bergbaues, den Franz in lucrativer Weise zu beleben verstand.

In großartiger Weise wurde für Befestigung und Ausrüstung der Hauptburgen gesorgt. Dienstverträge mit fürstlichen Herren, wie Pfalz und Mainz, gestatteten dem Schloßherrn den Luxus, dauernd kleinere Geschwader reisiger Mannen um sich zu haben. Solche Verpflichtungen machten für den bald geschätzten Hauptmann zahlreiche Verbindungen mit dem benachbarten Adel unerläßlich und vortheilhaft. Die Gunst des dem Hause von Alters her gewogenen Kurfürsten von der Pfalz gab dazu breiten Spielraum. S. erschien so bereits in seinen Anfängen wie ein Kriegsoberst, dessen Dienste man sich im Frieden gern für den Kriegsfall sicherte.

Von vornherein tritt bei seinen Kriegszügen auf eigene Faust, im Unterschied von sonstigen ritterlichen Raub- und Raufhändeln, die Verwendung gemischter Waffengattungen hervor. Ueberraschend, mit Uebermacht traf er die Gegner: neben reisigen Geschwadern führte er Landsknechte ins Feld, auch an Geschütz gebrach es dem reichen Edelmann nicht, der durch Verbindung mit ähnlich gestellten Dynasten in den deutsch-französischen Grenzländern, wie dem gefürchteten Robert von der Mark, zeitig eines fast fürstlichen Ansehens in und außerhalb seines Standes sich erfreute.

Es versteht sich, daß Beamtungen wie die eines Oberamtmannes der Rheingrafen und nachher eines pfälzischen Amtmanns zu Kreuznach, erwünscht in finanzieller und autoritativer Beziehung, mehr nur ein Zierrath der auf eigener Kraft beruhenden Stellung waren. Wie die Dinge in Deutschland standen, waren solche Amtspflichten kein Hemmniß für Geltendmachung von Standes- und Sonderinteressen.

Solchen dienten Sickingen's Fehden. Daß durch die jüngste Reichsgesetzgebung dem niederen Adel das Recht zur Kriegführung in eigener Sache entzogen war, kümmerte weder die Realisten noch die Idealisten des Ritterstandes. Wie S. sich hierin den Fürsten gleichstellte, hat auch Hutten in seinem erst neuerlich entdeckten Ausschreiben wider den Kurfürsten von der Pfalz es für eine alte und unsträfliche Gewohnheit erklärt, die Fehde zur bewaffneten Vertheidigung der eigenen Sache sowie zur Beschirmung Unschuldiger gegen Vergewaltigung der Machthaber zu erheben. In einer Zeit des Ueberganges aus alten zu neuen Lebensformen ist es verständlich, wenn die in die Ecke gedrängte Ritterpartei die

freie Bahn um sich her mit geschwungenem Schwerte zu behaupten sich anschickte. Aber wie steht's mit jener vermeinten Schirmerrolle des Adels für die Vergewaltigten? Es sind ganz neuerdings wieder Stimmen laut geworden, welche S. in den mannigfachen Fällen des Einschreitens zu Gunsten angeblich von den herrschenden Gewalten Benachtheiligter, nicht nur ehrliche Ueberzeugung von dem Recht seiner Schützlinge, sondern sogar die großartige Gesinnung beimessen wesentlich nur um jener willen, aus Gerechtigkeit, den Kampf zu wagen.

Ich habe längst eine andere Auffassung begründet und kann nur an derselben festhalten. Hier sei nur wieder darauf hingewiesen, daß ein ritterlicher Ehrenmann und frommer Vorkämpfer des Rechts, wie der verwandte und befreundete Hartmuth v. Kronberg, ausdrücklich eingeräumt hat, daß die Anlässe zu Franzens Fehden viel zu gering zu so schweren Händeln gewesen sein. Mit der Heckenreiterei eines Götz v. Berlichingen hat dagegen S. auch in seinen Anfängen nichts gemein.

Die Wormser Fehde hat zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Die Stadt Worms, zur Reichsfreiheit hinstrebend und längst in Hader sowohl mit dem kurpfälzischen Nachbar als mit dem eigenen Bischof wurde im J. 1513 durch wiederholte Erhebung eines Theils der Gemeinde wider den Rath in Verwirrung gestürzt. Mit kaiserlicher Unterstützung ward unter herkömmlicher Bestrafung der Schuldigen an Leib oder Gut die Herrschaft der Geschlechter wieder aufgerichtet. Dem Strafverfahren hatte sich eine Anzahl Verdächtiger durch Entfernung entzogen, darunter der bischöfliche Notar Balthasar Schlör. Seiner, den deshalb Beschlagnahme der Habe und Ansprüche betroffen, nahm auf Anrufen Sickingen sich an. Er versuchte die Schuldner, und als das nichts half, die Stadt selbst zur Herausgabe der Besitzstücke zu drängen. Um das in Worms sitzende Reichskammergericht, das ihn auf den Rechtsweg wies, kümmerte er sich nicht. Er wollte die Sache seines Schützlings und nunmehrigen Dieners zugleich mit dem Conflict zwischen Stadt und Bischof, dessen Lehensmann er war, zum Austrag bringen. Den Trotz der Bürger empfindlich zu demüthigen, überfiel er am 22. März 1514 eine Anzahl, die zu Schiff zur Frankfurter Messe wollte, und zwang sie durch Kanonenschüsse zur Ergebung. Des Ihren beraubt und soweit vermöglich noch um schweres Lösegeld erleichtert kehrten die Erbitterten heim. Natürlich traf den Frevler wider den Reichsfrieden jetzt Acht und Aberacht in schärfster Form. Aber uneingeschüchtert griff S. im Juli des gleichen Jahres mit einem Heere von etwa 7000 Mann die Stadt selber an. Wenn diese auch widerstand, die Fehde dauerte Jahre lang fort unter Verwüstung von Aeckern und Weinbergen sowie Hemmung des gesammten Handels und Verkehrs. Weder waren die Schwesterstädte im Reiche muthig genug der Bedrängten beizuspringen, noch brachte die vom Kaiser verfügte Rüstung des oberrheinischen Kreises und später der Reichskreise überhaupt Erleichterung. Der pfälzische Geleitsherr begnügte sich mit papiernen Mahnungen: die Acht zu vollziehen, fiel keinem Menschen ein. S. ist so schließlich aus diesem Kampfe als Sieger hervorgegangen: aber von Anfang an bereits hatte sein keckes Unterfangen ihn zum bewunderten Heros seiner Standesgenossen gemacht. Nur so versteht es sich, wie ihm im J. 1516 von Graf Geroldseck der Vorschlag eines Angriffs auf einen Reichsfürsten, den Herzog von Lothringen, gemacht werden konnte. An die allgemeine Verknüpfung dieser Fehde in die europäische Kriegspolitik, innerhalb deren sie als eine vom Kaiser gewollte und durch seine Vermittlung mit englischem Golde genährte Digression erscheint, kann hier nur hingedeutet werden. Indirect im Sinne und Auftrag des Kaisers, dessen Achtdecret ihm Namen und Stamm abgesprochen, zauste S. im Sommer 1516 den franzosenfreundlichen Lothringer so derb, daß dieser ihn

durch Gewährung eines Jahrgeldes als Officier für den Kriegsfall annahm. Die schon früher geknüpfte Verbindung mit Robert von der Mark führte wenig später den aus dem Reichsrecht gestoßenen Condottiere in die Arme des gefährlichsten Rivalen des kaiserlichen Habsburgers. In Amboise von König Franz I. von Frankreich mit gewinnender Zuvorkommenheit empfangen, verpflichtete er sich demselben gegen Zusicherung eines Jahrgeldes zum Dienste wider Jedermann, ausgenommen das Haus derer von der Mark. Demselben Bedürfniß nach Rückendeckung gegenüber kaiserlicher Ungnade entsprach nicht lange nachher ein Dienstvertrag mit Herzog Ulrich von Württemberg, der gleich ihm mit dem Reichsoberhaupte zerfallen war. Dessen Vorgang bildete nicht das einzige üble Beispiel, auf welches S. sich berufen durfte: die nie rastende Selbstsucht, die frevelnde Rücksichtslosigkeit des hohen Adels deutscher Nation bildet die wirksamste Erklärung für das Thun eines Mannes wie S. und gleich stehender Standesgenossen. Um bei Fortgang der Wormser Fehde die Städte noch mehr einzuschüchtern verübte S. am 25. März 1517 bei Mainz einen frechen Raubanfall auf Kaufmannsgüter, welche Bürgern von Augsburg, Nürnberg, Ulm, Ravensburg u. s. w. gehörten und unter pfälzischem Geleit standen: nicht allzu klug, weil er dadurch seinen nachsichtigen Gönner, den Kurfürsten, den Schadlosforderungen der Städte und des schwäbischen Bundes aussetzte. Bei derselben Gelegenheit waren, angeblich wegen eines unbefriedigten Rechtsanspruches gegen Mailand, auch die Waaren französischer Unterthanen aus diesem Herzogthum in des Ritters Hände genommen worden. Vielleicht ist auf die deshalb erhobene Reclamation der Geschädigten die Einhaltung der verheißenen französischen Pension, aus der S. nachher den Anlaß zur Lösung seines Dienstverhältnisses schöpfte, verfügt worden. Auch die Stadt Landau hatte damals seinen Zorn zu fühlen, weil in ihren Mauern die zur Abwehr wider ihn bestimmte Versammlung des oberrheinischen Kreises stattgefunden hatte. So durfte es nicht weiter gehen! Der Kaiser, von den Ständen nicht unterstützt, entschloß sich den kriegsgewaltigern der beiden inneren Störenfriede wider den anderen auszuspielen, wobei der Gedanke mitwirkte, angesichts der nahegerückten Frage der Nachfolge im Reiche einen nicht unwichtigen Parteigänger an sich zu fesseln. Nachdem er den Ritter, der sich schon seit Anfang 1517 wieder um einen „gnädigen Kaiser“ bemüht hatte, zur Verantwortung vor die im J. 1517 zu Mainz versammelten Kurfürsten zugelassen, enthob er ihn plötzlich der Acht. Dafür ging am 16. August S. auf einen Waffenstillstand mit Worms ein und verpflichtete sich Sr. Majestät zu einem Dienste wieder den Herzog von Württemberg. Da auch Robert von der Mark zeitweise zur habsburgischen Partei übergetreten war, fand S. kein Arg dabei um Ostern 1518 zu Innsbruck, nach persönlicher Aussprache mit Maximilian, der alles für ein Mißverständniß erklärte, gegen eine Pension aus den französischen in kaiserliche Dienste zu treten. Das Verhältniß war auch hier so, daß er für den Bedürfnißfall seine Dienste als Kriegsoberst zugesichert hatte. Mittlerweile glaubte er sich durch das neue Band so wenig behindert, daß er im gleichen Sommer mit Heereskraft erst die Stadt Metz angriff und zum Abkauf zwang, sodann unter nicht viel besserem Vorwande einen hervorragenden Reichsfürsten, den jungen Landgrafen Philipp von Hessen, überfiel und zur Genehmigung eines seiner in Darmstadt belagerten Ritterschaft abgepreßten nachtheiligen Vertrags nöthigte. Gerade der letztere, in welchem nicht nur Sickingen's persönliche Forderungen, sondern zugleich eine Menge von ihm gleichsam in Entreprise genommener Ansprüche Dritter an Hessen befriedigt wurden, erhöhte den Ruf seiner Findigkeit und Furchtbarkeit allenthalben außerordentlich. Unbekümmert um die auf Anrufen der Standesgenossen Philipp's erlassenen kaiserlichen Einhaltsbefehle war S. weiter gegangen, unbekümmert um das Gebot Maximilian's jene ganz

ungebührlichen Vertragspunkte nur vor seinem Richterstuhl zu verfolgen, hatte er die hessischen Bürger aufs heftigste an ihrer Ehre angegriffen. Schon vorher hatte er mit Frankfurt a. M. angebunden und durch Fehdeansage den Rath zu einer Zahlung genöthigt. Im October d. J. wurden Drohungen laut, die er gegen Erfurt und die sächsischen Fürsten ausgestoßen haben sollte, und um dieselbe Zeit mußte der Kaiser es rügen, daß Graf W. v. Fürstenberg der Stadt Besançon um die Zeit der Metzer Fehde S. auf den Hals gehetzt hatte. In Basel und Mühlhausen erscholl das Gerücht, der gefürchtete Parteigänger wolle diese zu den Eidgenossen übergetretenen Gemeinwesen wieder unter das Reich zurückzwingen. Der Tod des Kaisers Max änderte zunächst weder an der rasch wachsenden Geltung noch an der habsburgischen Parteistellung des Mannes das Mindeste. Gegen den franzosenfreundlichen Ulrich von Württemberg führte auf Bestallung des schwäbischen Bundes im Frühjahrsfeldzuge von 1519 unser Ritter eine stattliche reisige Schaar. Gegenüber französischen Wahlbestrebungen hat dann die seit Ende Mai mit unter seinem Befehl bei Höchst aufgestellte Kriegsmacht des Königs von Castilien eine wesentliche Bedeutung gewonnen für die Wahl Karl's V. Am 25. October 1519 erhielt er seine Bestallung als kaiserlicher Rath, Kämmerer und Diener vorläufig auf fünf Jahre. Noch enger wurde das Verhältniß als, um gewissen Gefahren bei der Behauptung Württembergs zu begegnen, der Ritter, bei der Krönung in Aachen mit Auszeichnung behandelt, bald darauf dem Kaiser auf sein bloßes Wort und ohne Pfand zwanzigtausend rheinische Gulden vorgeschossen hatte. Fester als durch alle Bestallungen mußte er sich durch solche Beziehungen an das Glück von Habsburg gefesselt fühlen. In der kaiserlichen Huld erblickte er offenbar eine Rückendeckung gegen die Folgen seiner früheren Thaten: er war sich bewußt, daß diese neue Stellung gewisse Rücksichten von ihm fordern würde. Ein Irrthum war es, wenn er ebensolche meinte für sich erwarten zu dürfen, auch wenn er einmal wieder seines eigenen Weges ginge.

Man tritt derb praktischen Persönlichkeiten wie S. zu nahe, wenn man sie neben Zeitgenossen stellt, die ganz in ihren idealen Zielen aufgehen, wie Luther. Gleich dem Ritterstande zur Kreuzzugszeit, der, daheim nicht minder in wilde Fehden verstrickt, den Segen einer idealen Aufgabe in glänzendem Emporsteigen an sich erfahren hatte, entbehrte S. nicht des Schwunges der Seele und blieb nicht unberührt von den höheren Zeitströmungen. Sein Anschluß an die Kaiserpolitik war zum Theil hervorgerufen durch den nationalen Zug, der mächtig gerade die mittleren Schichten unseres Volkes in jenen Tagen ergriffen hatte. Noch ganz anders wurde er erfaßt durch die religiöse Bewegung, deren Träger Martin Luther war, um so mehr seit dieser selbst unzweifelhaft einen starken Hauch jenes nationalen Geistes erfahren hatte.

S. ist durch Ulrich v. Hutten in diesen Gedankenkreis gezogen worden, auf den wohl der nahe verwandte Hartmuth v. Kronberg ihn schon vorbereitet hatte. Jener geistreiche Standesgenosse war ihm seit dem württembergischen Feldzug näher getreten und hatte rasch so starken Einfluß auf ihn gewonnen, daß sich Franz auf sein Zureden des bedrängten Reuchlin gegen seine ketzerriechenden Peiniger, die Predigermönche, angenommen hatte. An sich ohne litterarische Bildung besaß S. Geist und Empfänglichkeit für Höheres. Auf seinen Wunsch hatte ihm Hutten die Uebertragung seines Dialogs „Fieber" zugeeignet. S. war es dann gewesen, der den kühnen Publicisten aus dem Traume eines gelehrten Stillebens in Bamberg weggerufen durch den von ihm vermittelten Antrag des Hofdienstes bei Erzherzog Ferdinand in Brüssel. Als sich das zerschlagen hatte und Hutten, nach Deutschland heimgekehrt, sich in Gefahr glaubte vor den Verfolgungen der Römlinge, da hat ihm S. gastlich den Schutz seiner Burgen

gewährt. Da schmiedeten denn im Winter 1520/21 die beiden Ritter, so verschieden nach Anlage, Sinnesart und Zielen, auf der Ebernburg ihre Pläne für das Vaterland und die Freiheit. Hutten wußte den tapferen und thatkräftigen Burgherrn zu begeistern, zunächst für die nationale Richtung gegen das römische Papalsystem, wobei freilich für diesen die Rücksicht auf den Kaiser, dessen Stellungnahme erst allmählich erkennbarer wurde, nicht außer Acht blieb. Die Denkart, mit welcher Leute vom Schlage Sickingen's gegenüber den positiven Satzungen des weltlichen Rechtes im Sinne einer höheren Gerechtigkeit sich bisher eine Kritik angemaßt, mußte es erleichtern, gewissermaßen aus dem Geiste wahren Christenthums heraus dem Bestehenden in der Kirche das Recht der Gültigkeit abzusprechen. Damit ist aber keineswegs innere Ueberzeugung des Ritters von der Wahrheit der Lehren Luther's ausgeschlossen. Wenn er, ebenso wie sein Lehrmeister Hutten, gewissen dogmatischen Grundvorstellungen Luther's gleichgültig gegenüberstand, ist es doch vollkommen sicher, daß er sich in den deutschen Schriften Luther's gut auskannte und ernstlich für eine Reformation gewonnen war. Er selbst richtete eine Schrift an Diether v. Handschuchsheim, hinsichtlich des Abendmahls in beiderlei Gestalt, der Messe, der Ehelosigkeit der Geistlichen und der Anrufung der Heiligen, um ihn, der wohl gleich anderen Gesippten scheel blickte auf den gefährlichen neuen Geist, der auf der Ebernburg eingezogen war, zu bekehren. Bald bot S. dem wittenbergischen Reformator für den Nothfall großmüthig seinen Schutz an. Mit hohem Stolz blickte Hutten auf seinen Freund, dessen schirmende Burgen ihm jetzt, wo er jenem die deutsche Uebersetzung seiner Dialoge widmete (December 1520), als „Herbergen der Gerechtigkeit“ erschienen. In der Praxis freilich differirten beide mannigfach. Hutten's sehnlichster Wunsch war gegen die zum Reichstag erschienenen päpstlichen Legaten und gegen die verhaßte Gesellschaft der Curtisanen mit der That vorzugehen. Man wußte längst, daß S. es war, der seinen Eifer gezügelt hat. Aber erst ganz neuerdings ist es an den Tag gekommen, daß er als kaiserlicher Diener außer Stande, seine Burgen zu Stützpunkten eines völkerrechtswidrigen Anfalles herzugeben, für den Freund, der sich erst gar nicht bändigen lassen mochte, einen Unterschlupf bei Robert von der Mark, der inzwischen wieder französisch geworden war, nachgesucht hat. Aber nicht, wie man gemeint, zum Schutz, sondern nur zum Trutz hat S. die Offenhaltung seiner Burgen dem Freunde im Januar 1521 versagt. Nach wie vor war er fest entschlossen gegen Vergewaltigung ohne rechtliches Verhör ihn zu schützen. Hutten blieb denn auch auf der Ebernburg, da ihm der Aufenthalt in „fremder Art“, schon bei dem angetragenen Dienste Erzherzog Ferdinand's bedenklich, jetzt, mitten drinn im Kampfe um deutsche Geistesfreiheit, erst recht nicht behagen mochte.

S. hielt weiter an sich. Er hatte die Hoffnung auf Karl V. noch nicht aufgegeben: noch wagte er eine Wendung zu hoffen, wenn der junge Kaiser die etwa ins Französische übersetzten Schriften Luther's lesen würde. Bei dem Besuche des Kämmerers Armstorf und des Beichtvaters Glapion bot er die Hand zu dem hinsichtlich Luther's gemachten Compromißvorschlage. Aber bekanntlich ließ sich der letztere auf nichts ein und zog stracks gen Worms. Sickingen's thatsächliche Stellung und die Meinung, die man sich von ihr im Kreise der päpstlich Gesinnten zu Worms machte, hat unzweifelhaft ihre Wirkung auf den Gang der Dinge im Reichstage nicht verfehlt. Des letzteren kann hier nicht weiter gedacht werden. S., unzufrieden mit der im antinationalen Sinne gefällten Entscheidung, hielt fest an Luther, der ihm aus der Verborgenheit am 1. Juni 1521 seine Schrift über die Beichte zueignete. Wenn er selber nicht, wie vielfach geglaubt worden war, bei Sickingen Unterschlupf gesucht hatte, so fanden sich auf dessen Burgen doch bald andere Opfer religiöser Ueberzeugung

zusammen, ausgetretene Mönche wie M. Bucer und Oecolampad sowie Johann Schwebel und Aquila. Welcher Art die Beziehungen zu Heinrich v. Kettenbach waren, ist nicht bekannt. Einige blieben bei S. als Burggeistliche, nachdem sie sich zum Theil verheirathet. Durch Oecolampad wurde 1522 auf der Ebernburg die Reform des Cult in evangelischem Sinn selbständig in Angriff genommen. Während man an die Formen der Messe noch nicht rührte, begann man Evangelium und Epistel dabei deutsch zu verlesen und zu erläutern.

S. hat wohl gewußt, weshalb er es mit Karl V. nicht durch voreiliges Losbrechen wider die Legaten verderben durfte. Bis in die Zeit des kaiserlichen Aufenthaltes in Worms gehen Unterhandlungen zurück, bestimmt, unsern Ritter in dem wider Frankreich begonnenen Kriege zu verwenden. Wieviel ihm daran lag zeigt, daß er sich im Juli 1521 ohne weitere Sicherung als den kaiserlichen Auftrag bereit finden ließ, auf seinen und seiner Freunde Credit ein Heer von etwa 15000 Mann zu werben und zur Unterstützung des Grafen von Nassau, als Höchstcommandirenden, nach Lothringen zu führen. Nachdem im August die Vereinigung vollzogen, nahm S. erst Theil an der Einnahme von Sedan und dem Abschluß eines Waffenstillstandes mit Robert von der Mark, sodann an der Eroberung von Mouzon und der Belagerung des tapfer vertheidigten Mezières. Franz würde lieber einen Vorstoß in das Herz des feindlichen Gebiets gewagt haben. Aber er mußte sich dem Befehle Nassau's hierbei ebenso fügen wie bei jenem während der Belagerung vollzogenen Rückgang (* die historiographische Notiz am Schlusse) vom westlichen auf das östliche Maasufer, der unverdienter Weise ihm zu schwerem Vorwurfe gereicht hat. Bekanntlich ging das Unternehmen seitdem den Krebsgang: das Heer trat den Rückzug an und S. mußte, da ihm keine Bezahlung geworden war, sein Heer, so gut es ging befriedigt, entlassen. Vergebens waren alle Bemühungen, auch persönliche in Brüssel, zu seinem Gelde zu gelangen. Um bei dem leicht argwöhnischen Kriegsvolke nicht ganz seinen Glauben einzubüßen, hat er, so wird behauptet, dem Kaiser damals den Dienst aufgekündigt: Karl V. aber hat darauf bestanden, daß er den Rest seiner Dienstzeit aushalte und S. hat sich gefügt.

Sein Credit bei den alten Genossen hoch angespannt, beim gemeinen Kriegsvolk bedenklich mitgenommen: dazu Geschütz und Munition aus eigenem Vorrath unter Entblößung seiner Schlösser auf papierne Zusagen hin drangegeben: das war ein unerfreuliches Resultat des Dienstes unter Habsburgs Fahnen.

Dazu hatte sich bei dem erst vierzigjährigen Kriegsmanne ein übler Gast, das Podagra, bereits angemeldet. War es Krankheit, war es eine Folge obigen Rückschlags auf alle seine Verhältnisse: es ist ziemlich still von S. in dieser Zeitspanne, nachdem Jahrs zuvor alle Welt vor ihm gezittert. Seine reformatorischen Maßregeln fallen zum Theil in den Winter 1521/22. Damit würde stimmen die neuerdings wieder ans Licht gezogene Notiz, wonach S. die damals von Hutten durch Fehdedrohung an oberdeutsche Stifter geübte praktische Exclusive aller Curtisanen hätte unterstützen wollen. Ferner ist es psychologisch ganz begreiflich, daß der Ritter, als Einzelner in seiner Bedeutung zurückgeworfen, wieder mehr Anschluß suchte an die gemeinsamen Anliegen seiner Standesgenossen. Nicht zum Heil dieses Standes, dessen dumpfe Mißstimmung mit der neuen Rechtsentwicklung zu Gunsten des Fürstenthums sich fortwährend noch erhitzte, diente es jedoch, wenn ein Sickingen sich an seine Spitze stellte. Der auf seine Aufforderung im August 1522 zu Landau gestiftete Ritterverein war im Grunde eine Organisation zum Rechtsschutze. Aber wer wollte spähendem Argwohn verwehren dahinter ganz andere revolutionäre Tendenzen zu vermuthen, wenn in Landau S. zum Hauptmann erkoren wurde, eine ohnedies viel zu ausgesprochene Persönlichkeit, die obendrein in denselben Stunden die letzten Vor=

kehrungen traf zum Losschlagen gegen einen der hervorragendsten geistlichen Fürsten des Reiches.

Die Anlässe der Fehde wider den Kurfürsten Richard von Trier sind nicht besser und nicht schlechter als gemeinhin bei unserem Ritter der Fall war. Vielleicht hat den vielen Warnungen von nahestehender Seite der Wunsch die Wage gehalten, sein erschüttertes Ansehen durch eine kühne Unternehmung wiederherzustellen. S. hatte Grund zum Groll gegen den Erzbischof, aber er unterschätzte ihn. Sein Plan dürfte dahin gegangen sein, diesmal nicht bloß den Gegner zu beschädigen, sondern durch seine Vernichtung sich eine Staffel zum eigenen Emporkommen, zum Emporsteigen in fürstlichen Stand zu schaffen. Gelang der Streich, so war durch das Verschwinden eines Krummstabsgebietes in der That „dem Evangelium eine Oeffnung gemacht", der ritterliche Adel eines unverächtlichen Widersachers ledig.

So kündete er denn im August 1522 kecklich dem Reichsfürsten Fehde an und brach mit etwa 7000 Mann, darunter 1500 Reitern, in das Erzstift ein. Weitere Verstärkungen zogen zur Vereinigung im Feindeslande heran. Aber, durch wachsame Bundesgenossen des Trierers abgefangen, ließen sie sich vergebens erwarten. Franz hatte mittlerweile St. Wendel eingenommen und nach einem Umwege am Abend des 8. September sich vor Trier gelagert. Hier war inzwischen der entschlossene Erzbischof selber eingetroffen. Sickingen's Angriffe blieben erfolglos, und schon am 14. September, bevor noch den Eingeschlossenen Hülfe geworden, brach er die Belagerung ab und zog heimwärts. Während des Feldzuges hatte er listig den falschen Schein zu erwecken versucht, als ob er Namens des Kaisers an dem 1519 französisch gesinnten Erzbischof ein Amt ausübe. Jetzt wünschte er mit seiner Truppe im kaiserlichen Dienste wider Frankreich verwendet zu werden. Der Kaiser, und ebenso seine Angehörigen, ließ aber keinen Zweifel bestehen, daß er das Unterfangen des Ritters mißbillige. Vom Nürnberger Reichsregiment, dessen Friedensgebot er vor Trier mit schnöder Nichtachtung in den Wind geschlagen, war er, nach längerem Schwanken, ohne vorherige Citation, am 10. October 1522 als Landfriedensbrecher in die Reichsacht erklärt worden.

Mit diesem bald bereuten Spruch, der von einem Gesichtspunkte aus verspätet, von einem anderen verfrüht erscheint, hatte das Regiment den Gegnern Sickingen's, die zum Theil auch die eigenen waren, die Waffen in die Hände gegeben. Jene, Erzbischof Richard und seine Bundesgenossen, der seit geraumer Zeit dem Ritter entfremdete Kurfürst von der Pfalz und der tödtlich beleidigte Landgraf von Hessen, beschlossen die erforderliche Abrechnung selber vorzunehmen. Taub gegen alle Vermittlungsversuche haben sie den Winter über dafür gesorgt, dem Ritter durch rücksichtsloses Einschreiten gegen seine Bundesgenossen oder vermeinten Gönner das Wasser abzugraben. Das gelang, wie hier nicht weiter erzählt werden kann, so gut, daß S. fast ganz vereinzelt war, als im Frühjahr 1523 die Vergeltung nahte. Die Männer, die bei ihm Zuflucht gesucht, hatte er selbst fortgesandt, um sie nicht in sein Schicksal zu verwickeln.

Nachdem die drei Kriegsfürsten sich bei Kreuznach vereinigt, wandten sie sich mit plötzlicher Schwenkung gegen Landstuhl, wo sie den Vogel im Neste zu treffen erwarteten. Ende April begann die Beschießung, der die zu neuen Mauern um so weniger Widerstand leisten konnten, als die Geschosse von überhöhender Stellung aus auf das Schloß geschleudert werden konnten. Als der Burgherr nach einigen Tagen den angerichteten Schaden in ungedeckter Stellung sich besah, erlitt er eine tödtliche Verletzung. Da die ohnedies schwache Hoffnung auf Entsatz sich nicht verwirklichte, die Fürsten sich jede Vermittlung verbeten hatten und am 7. Mai den zerschossenen Trümmerhaufen mit Sturm zu nehmen sich anschickten, entschloß er sich mit Rücksicht auf seinen hoffnungslosen

Zustand zur Ergebung. Nachdem er seine Bezwinger noch an seinem Schmerzenslager in kugelsicherem Felsgewölbe gesehen, verschied der unruhige Kriegsmann am 7. Mai 1523. Im Flecken unter der Burg ist er begraben worden.

Wie Landstuhl wurden bald auch die Ebernburg und die anderen Sitze des Ritters sowie die, an denen er ganerbschaftlich betheiligt war, eingenommen und als gute Beute von den Siegern vertheilt. Erst nach fast zwei Jahrzehnten ist eine Herstellung des Geschlechtes in den Besitz des Hauses erfolgt.

In Franz v. Sickingen haben weite Kreise des deutschen Volkes damals den Mann der That erblickt, den man vermißte zur Durchführung der nationalen Aufgaben. In Wahrheit hat er zumeist am Bau der eigenen Größe gezimmert. Wuchtig und unerschrocken ist er daneben eingetreten für das Ringen des niederen Adels nach bleibender politischer Bedeutung sowie für eine Reformation der Kirche im deutschen Interesse. Für beide Ziele sind seine Fehler und deren verdiente Sühne in eigenthümlicher Weise von unbeabsichtigter Wirkung gewesen.

Der Darstellung liegt mein „Franz v. Sickingen", Leipzig 1872 zu Grunde. Hie und da sind Archivalien benutzt, die ich später gefunden. Unter *) habe ich einiges richtiggestellt aus einer Denkschrift der Söhne Sickingen's an den Kaiser, die mir Herr Dr. S. Szamatólski in einer Abschrift des Birkenfelder Archives zur Verfügung gestellt hat, offenbar demselben Actenstück, aus dem Münch, Sickingen II, 105 ff. ein Bruchstück gegeben hatte (s. meinen Sickingen 200). Von Werth war mir die neue Ausgabe der Flersheimer Chronik von O. Waltz und S. Szamatólski: U. v. Hutten's deutsche Schriften, Straßburg 1891. In der Schrift von F. P. Bremer: F. v. Sickingen's Fehde gegen Trier und ein Gutachten C. Cantiunculas, Straßburg 1885 kann ich keine Förderung des Gegenstandes erkennen. An Vermehrung des Quellenmaterials im einzelnen merke ich noch an: Augsburg Allgem. Zeitung, Beilage 1873 Nr. 84. — Forschungen zur deutschen Geschichte 18, 650 ff. — Amtl. Sammlung eidgenöss. Abschiede III, 2, S. 1051, 1057, 1059 in Verbindung mit Anzeiger f. Schweiz. Gesch. 1891 Nr. 1, S. 152. — Mossmann, Cartul. de Mulhouse Bd. V.

H. Ulmann.

Sickingen: Karl Heinrich Joseph Reichsgraf v. S. ist in der Geschichte der Chemie als der Verfasser der wichtigsten Arbeiten bekannt, welche im 18. Jahrhundert über das Platin ausgeführt worden sind. Er war der erste, welcher die Schweißbarkeit dieses Metalls erkannte und dem es gelang, das Platin in Blechform auszuhämmern und es zu feinen Drähten auszuziehen. Karl v. S. stammt in directer Linie von dem Ritter Franz v. S. (s. o. S. 151) ab; er war der letzte Stammherr des älteren Astes der Linie S. zu S. Die Vorliebe zur Beschäftigung mit Edelmetallen in dieser Familie scheint auf jenen ritterlichen Ahnherrn zurückzuführen zu sein, denn Joh. Trithemius berichtet von ihm, als einem homini mysticarum rerum percupido, auf dessen Anregung ein Abenteurer zu einer Lehrerstelle in Kreuznach gelangt sei, ein magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, in alchimia omnium qui fuerint unquam perfectissimus. Auch der Vater Karl Heinrich's war der Alchemie ergeben: Karl Anton Johann Damian v. S. wurde am 16. Juli 1702 geboren, ward 1743 Oberamtmann zu Simmern, war k. k. Geheime Rath und erwarb am 3. März 1773 für sich und die ganze Familie S. die Reichsgrafenwürde. Die Mutter war eine Gräfin Maria Charlotte Maximiliane v. Seinsheim; sie vermählte sich 1733 mit Karl Anton und starb am 16. März 1747. Dieser lebte später in Mainz und sein Ende hat vermuthlich den Stoff zu jener Begebenheit in Schiller's Räubern abgegeben, wo Franz Moor seinen Vater bei Wasser und Brod gefangen hält. Er verschwendete nämlich mit seiner Goldmacherei so große Summen, daß ihn die beiden Söhne, Karl Heinrich und

Wilhelm Friedrich (geb. am 7. September 1739, kurmainzischer Staatsminister; nach 1794 außerordentlicher k. k. Minister), um nicht ganz zu Grunde gerichtet zu werden, entführten und in einem Gewölbe der im Besitze der Familie befindlichen Sauerburg, im Sauerthal bei Lorch, gefangen hielten. Als der Kurfürst den Greis zu befreien befahl, fand man ihn nicht mehr. Wie die örtliche Tradition später bestätigte, soll er in einer Hütte am Fuße der Burg hinter eisernem Gitter verwahrt worden sein. Er starb um 1786.

v. S. wurde 1737 geboren; er war pfalzbairischer wirklicher Geheimrath, des Malteserordens Ehrenritter und Ritter des Ordens vom pfälzischen Löwen. In den Jahren 1780—91 wird er im pfalzbairischen Hofkalender als Sr. chfrstl. Durchlaucht zu Pfalzbaiern bevollmächtigter Minister am königl. französischen Hofe geführt. Er starb am 13. Juli 1791 in Wien. Von dort schreibt Georg Forster am 14. Aug. 1784 über ihn an Thomas Sömmering nach Mainz: Der Graf S. ist auch hier, er sieht aus wie ein alter Liebhaber in der französischen Comödie oder ich möchte sagen, wie ein Charlatan, das er aber nicht ist, oder wie ein Alchymist, der Mittel hat, auf sein exterieur was zu verwenden. Das letztere paßt, denn man versichert mich, er laborire. Ein gescheuter Kopf ist er aber. Er hat ein Stück Platinablech, das über einen Schuh ins Gevierte hält, es sieht wie Silber aus und ist völlig biegsam." Einige Jahre später, am 26. Januar 1788 schreibt Sömmering von Mainz an Forster nach Wilna: „Graf S. ist hier, ich finde doch, daß er viele schöne gründliche Kenntnisse in Physik und Chemie hat, und mich dünkt seine Conversation ganz angenehm."

Die Versuche über das Platin machte S. um das Jahr 1772 in Paris, 1778 wurden sie in der Akademie vorgelesen. Eine deutsche Uebersetzung der französischen Abhandlung durch Prof. Suckow erschien 1782 in Mannheim: „Versuche über die Platina, mit 2 Kupfern", und Crell in Helmstedt, welcher mit S. in Briefwechsel stand, gab einen Auszug davon in seinen neuesten Entdeckungen in der Chemie, Bd. VI, S. 197, 1782.

Die Untersuchungen v. Sickingen's tragen einen rein wissenschaftlichen Charakter, zeugen von guter Beobachtungsgabe und sind völlig frei von alchemistischen Gedanken. Sowohl in der erwähnten Abhandlung, wie auch in seinen Briefen, welche Crell mittheilt, sind eine Menge wichtiger und richtiger Beobachtungen über dieses durch sein hohes Gewicht, seine Schwerschmelzbarkeit und Unangreifbarkeit ausgezeichnete Metall. Obwohl es schon im 16. Jahrh. als ein neuer Stoff erkannt ward, wurden seine Eigenschaften erst in der Mitte des 18. durch den Engländer Watson, durch den Schweden Scheffer und namentlich durch Marggraf in Berlin näher studirt; aber erst die Entdeckung v. Sickingen's, das bis dahin nur in unschmelzbaren Körnern vorhandene Metall in zusammenhangendes Blech und in Draht zu verwandeln, war von einer hervorragenden praktischen Bedeutung. Seine noch heute benutzte Methode bestand darin, den aus einer Platinlösung in Königswasser mit Salmiak erhaltenen gelben Niederschlag durch Glühen in fein vertheiltes Platin zu verwandeln und dieses mit dem Hammer zu dehnbarem Blech zusammenzuschweißen. Die Wichtigkeit dieser Erfindung erhellt aus der ausgebreiteten Anwendung, welche das kostbare Metall in der chemischen und physikalischen Wissenschaft und Technik seitdem gefunden hat. Vor hundert Jahren erregte Sickingen's Platinblech „einen Schuh ins Geviert" groß, berechtigtes Staunen und jetzt werden jährlich 7—8000 Kilogramm Erz nach seinem Verfahren zu Platinblech und -draht verarbeitet, einen Gesammtwerth darstellend von über sechs Millionen Mark! — So hat sich das ahnungsvolle Wort glänzend bestätigt, mit welchem Crell den Auszug der Abhandlung Sickingen's beschließt: „Den aufrichtigsten und wärmsten Dank können dem

Herrn Verfasser seine chemischen Zeitgenossen, die Unsterblichkeit die Nachwelt nicht versagen."

Kopp, Geschichte der Chemie, 1847, IV, 224; — ders., Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit, 1886, II, 206. — Poggendorff's biographisch-literarisches Handwörterbuch, II, 922 (die Daten bei Kopp und Poggendorff beziehen sich zum Theil fälschlich auf den Vater, statt auf den Sohn). — Hettner, Forsters Briefwechsel mit Sömmering, 1877, S. 111 u. 484. — v. Stramberg, Das Rheinufer, im Denckwürdigen und nützlichen Rheinischen Antiquarius, 1856, Abth. II, Bd. 5, S. 230. — Crell, Die neuesten Entdeckungen in der Chemie, 1782, VI, 141 u. 197; 1783, VIII, 96.

B. Lepsius.

Sickinger: Anselm S., Bildhauer und Architekt, geboren 1807 zu Oringen (Hohenzollern-Hechingen), arbeitete sich sozusagen von der Pike auf zu einem angesehenen, vielgenannten und geachteten Künstler empor. Seine Lehrzeit fällt in den Beginn der großen Bauwerke König Ludwig I. An den Capitälen im Thronsaal der Münchener Residenz und in der Basilika meißelte der junge S. unverdrossen, dann lieferte er einen Theil des decorativen Schmuckes für die Ludwigskirche, die Bibliothek und den Saalbau des kgl. Schlosses. Außerdem versuchte er sich bald in der, insbesondere durch J. O. Entres zu Ehren gebrachten Holzsculptur und im Altarbau, wobei er die Gesetze des Spitzbogenstils, soweit man denselben damals erfaßte und verstand, in selbständiger Manier belebte. Sickinger's sogenannte Gothik trug einen subjectiven Charakter und wurde als solche sprichwörtlich. Es fehlte damals nicht an Auswüchsen, ebenso wenig wie in der darauffolgenden „Renaissance"-Periode, nur daß man die Schaden- und Schattenseite erst entdeckte, als die rechte Zeit schon verrauscht war. Daß die „Gothik" in München nur kurz treibende Wurzel schlug, lag nicht im Princip dieser Kunst, sondern die Schuld fällt auf ihre damaligen Träger und Repräsentanten, welche, mit Ausnahme des trefflichen Fr. Hoffstadt, das Innere dieser Kunst kaum ahnten oder wissenschaftlich erkannten. Trotz des reichsten Wechsels der äußeren Motive blieb bei S. doch eine gewisse steife Herbigkeit, welche aus dem wuchernden Spiel der Ornamentik als sogenannte „Schreiner-Gothik" immer wieder herausragte und die von ihm begründete Schule kennzeichnete. Als in der Folge die Aufträge sich häuften und drängten, hatte S. das Glück, junge, strebsame und originelle Talente zu finden, welche seine Ideen weiter bildeten. So den durch sprudelnde Erfindungsgabe ausgezeichneten Architekten Georg Schneider, der mit dem trefflichen Adolf Guggenberger und Dominik Stadler, als selbständiger Künstler hervorging, ebenso wie Joseph Knabl, dessen plastische Gruppen und Reliefs lange Zeit unter Sickinger's Atelier-Firma in die Welt wanderten, bis die Figur der „heiligen Afra" (im Altarschrein des Augsburger Domes) den Ruf dieses Künstlers bleibend begründete. Ein ganzer Wald von gothischen Altären ging aus Sickinger's Werkstätte hervor, in welcher Hunderte von Händen zimmerten, meißelten und schnitzten. Zu seinem Ruhme aber sei es gesagt, daß S., obwohl er ein beträchtliches Vermögen erwarb, nie dem Handwerk oder der industriellen Speculation verfiel, sondern nach seinen besten Kräften immerdar Künstler blieb. Seine Arbeiten waren reell und solid, so zwar, daß, wenn die eigenen Kosten der Ausführung den Voranschlag überstiegen, er lieber den Schaden trug, statt durch Nachforderungen oder leichtere Arbeit oder wohlfeileres Material sich herauszuhelfen. Zu seinen besten Leistungen gehören die Altäre zu Velden (in Niederbaiern) und in der Jodocus-Kirche zu Landshut. Für die Münchener Frauenkirche lieferte er nach M. Berger's Zeichnung die zierliche Kanzel und als eigenes Werk den zwar geistreich erdachten, in seiner Ausführung immerhin etwas schwerfälligen, von der Bäcker-Innung

gestifteten Altar (1865). Außerdem bevölkerte S. den Münchener Campo Santo mit zahllosen Grabdenkmalen, in welchen er anfänglich sein Princip der Gothik zur Geltung brachte, bis er schließlich zur einfachsten Wirkung mit verschiedenfarbigen, kostbaren Steinarten griff. Der unantastbare Ruf eines Ehrenmannes folgte ihm, als er am 19. October 1873, nach dritthalbjährigen Leiden starb; er hatte den Schmerz, auch seinen erwachsenen Söhnen, den Stützen und Gehülfen seines Namens und seiner Kunst, ins Grab sehen zu müssen.

Vgl. Vincenz Müller, Handbuch von München. 1845. S. 178. — Nagler. 1846. XVI, 353. — Nr. 293 Allgemeine Zeitung vom 20. October 1873. — Bruno Meyer, Deutsche Warte. 1874. VII, 447. — Lützow IX, 71.

Hyac. Holland.

Sickius: Peter S., protestantischer Theolog und Pädagog, † 1588. S. wurde 1530 zu Rendsburg geboren. Nach Absolvirung seiner Universitätsstudien promovirte er in Rostock am 15. October 1555 als Magister. Bald darauf begegnet er uns als Docent in Wittenberg. Von hier aus begab er sich 1558 auf Empfehlung Melanchthon's nach Königsberg und hielt daselbst neutestamentliche Vorlesungen, war aber zunächst Mitglied der philosophischen Facultät; erst 1566 erhielt er die „zweite“ ordentliche Professur der Theologie. Daneben war er als erster Inspector der Alumnen thätig, welche auf herzogliche Kosten in Königsberg unterhalten wurden. Im J. 1575 verließ S. Königsberg und waltete von nun an als Schulmann, und zwar von 1575 an als Rector des Gymnasiums in Elbing, in derselben Eigenschaft von 1579 an in Brieg und von 1583 an in Goldberg in Schlesien. Hier starb er am 26. April 1588. Sein dogmatischer Standpunkt wird dadurch gekennzeichnet, daß er 1567, den 28. Mai, die anti-osiandristische Repetitio corp. doctr. Prut. unterschrieb, sich dadurch also für das symbolisch-correcte Lutherthum entschied. Eine Rede von ihm unter dem Titel „De statu ecclesiae Prutenicae et confessione Alberti senioris adversus calumnias Pauli Scalichii“ erschien 1572 (in 4°) und findet sich neu gedruckt in Acta Borussica Tom. I, p. 713 ff. Eine biographische Skizze über S. lieferte mit Quellenbelegen Dan. Heinr. Arnoldt in seiner „Historie der Königsbergischen Universität“, 2. Theil (1746), S. 176 f. 457 f.; „Zusätze“ zu ihr (1756), S. 32. „Fortgesetzte Zusätze“ (1769), S. 164. — Weiteres findet sich in Tolkemit, Elbingischer Lehrer Gedächtniß S. 251 ff.

P. Tschackert.

Sickler: Johann Volkmar S., Pfarrer zu Kleinfahnern bei Gotha, geboren im J. 1742 zu Günthersleben unweit Gotha, † am 31. März 1820. Derselbe hat sich namentlich als Pomologe theils durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Horticultur, theils durch umfassende schriftstellerische Arbeiten entsprechenden Inhalts hervorgethan. Seit dem Jahre 1770, wo er das Pfarramt des genannten Ortes übernahm, widmete er sich neben den mit großer Pflichttreue geübten geistlichen Functionen auch der Leitung einer ausgedehnten Oekonomie, in welcher eine größere Baumschule sein volles Interesse in Anspruch nahm. Hier erzielte er schon in den nächsten Jahrzehnten ganz bedeutende Erfolge in der Verbesserung der Pflege der Obstbäume, sowie in der Vervollkommnung der Veredlungsmethoden und in der Klärung der Kenntnisse hinsichtlich der Eigenthümlichkeiten, Anforderungen und Vorzüge der verschiedenen Obstsorten. Dabei war er eifrig bemüht, solche Fortschritte durch belehrend und anregend gehaltene Schriften einem größeren Kreise des interessirten Publicums zugänglich zu machen. Er redigirte von 1794—1804 die pomologische Zeitschrift „Der deutsche Obstgärtner“, desgl. das „Allgemeine deutsche Gartenmagazin“ von 1804—1810, er stellte ein „Pomologisches Cabinet“ zusammen, welches getreue Nachbildungen

von allen im Deutschen Obstgärtner beschriebenen Fruchtsorten enthielt. Außerdem verfaßte er 1808 ein „Gartenmemorandum für Liebhaber des Gartenbaues", sowie 1811 ein „Gartenlexikon für Unerfahrene in der Gartenkunst", lieferte Uebersetzungen von mehreren französischen pomologischen Schriften und auch eigene Abhandlungen über verschiedene Zweige der Obstcultur.

Durch seine mannigfaltigen Aufgaben bei der Leitung der Oekonomie hatte er sich auch nicht geringe Kenntnisse aus dem landwirthschaftlichen Fach angeeignet und suchte dieselben ebenfalls zur Förderung des landwirthschaftlichen Gewerbes zu verwerthen, indem er von 1802—1812 ein Sammelwerk unter dem Titel: „Die deutsche Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange", herausgab. Seine verschiedenen Schriften zeugten von gründlichen Kenntnissen und richtiger Anwendung derselben, sowie von großer Umsicht bei Aufstellung rationeller Grundsätze, sie fanden daher auch in weiteren Kreisen viel Beachtung. In Anerkennung ihres lehrreichen Inhaltes wurde er zum auswärtigen Mitgliede der Horticultural-Society zu London, zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, der öconomischen Societät zu Leipzig und der Landwirthschaftsgesellschaft zu Hannover ernannt. Mit hervorragenden Männern seiner Zeit, wie mit dem Legationsrath Bertuch in Weimar, dem Dompropst v. Seebach u. A. stand er in regem und intimem Verkehr; aber auch in seiner Pfarrgemeinde wurde er als Seelsorger und Lehrer, sowie als Förderer der Bodencultur und als edler Wohlthäter leidender Mitmenschen allgemein verehrt.

Vergl. Dr. A. v. Lengerke, Landw. Conversationslexikon IV. — Brockhaus' Conversationslexikon, 13. Auflage.

Leisewitz.

Sidler: Georg Joseph S., schweizerischer Staatsmann, geboren zu Zug am 25. Juni 1782, † in Unterstraß bei Zürich am 27. Mai 1861. Der Sohn eines gewesenen französischen Officiers und nachherigen in verschiedenen höheren Beamtungen seiner engeren Heimath stehenden angesehenen Bürgers von Zug, erlebte S. in den ersten Jünglingsjahren die helvetische Revolution von 1798, in deren Folge er schon mit sechszehn Jahren als Secretär der Verwaltungskammer des neuen Kantons Waldstätten diente. Dann aber studirte er von 1801 bis 1808, mit knappen Mitteln, in Freiburg, Salzburg und zuletzt längere Zeit in Wien die Rechtswissenschaft. Zurückgekehrt, wurde er 1809 Mitglied des Stadt- und Amtsraths in dem durch die Mediationsacte hergestellten kleinen Staatswesen von Zug, und von 1810 an vertrat er lange Zeit hindurch seinen Kanton, bald als erster, bald als zweiter Gesandter, auf den Tagsatzungen. In dieser Eigenschaft wurde er — wie mit Recht angenommen wird, gewiß zu seiner eigenen Ueberraschung — durch sein Auftreten auf der in Solothurn abgehaltenen Tagsatzung von 1811 eine auf einmal vielgenannte Persönlichkeit. Der französische Selbstherrscher, der in ungewöhnlicher Weise tiefe Einsicht in Dinge, welchen er seine Sachkunde zugewendet hatte, mit billiger Rücksicht und verständnißvoller Mäßigung bei Aufstellung der „Vermittlung" der Schweiz 1803 verbunden hatte, war infolge der Continentalsperre seiner milderen Handlungsweise abtrünnig und auch gegen die Schweiz gewaltsam, keine Schranken achtend, geworden. Das Einrücken von Truppen des Königreichs Italien in den Kanton Tessin und das graubündnerische Thal Misocco, eine rohe Verletzung der eigenen früher ertheilten Ordnung, schien eine Andeutung in sich zu enthalten, daß der St. Gotthard als Südgrenze der Schweiz zu gelten habe. Allein die Tagsatzung, wenn sie sich auch zu schwach fühlte, um gegen den Gebieter Europas etwas thun zu können, ließ wenigstens in Bitten um Zurückziehung der willkürlich schaltenden fremden Soldaten ihre Nichteinwilligung in das Geschehene erkennen. Da wagte es S., eben in Solothurn, in dem gewohnheitsgemäß

dargebrachten eidgenössischen Gruß, in Worten, welche zwar so wenig provocirend als möglich, ja fast schüchtern lauten, doch wenigstens von der Existenz dieser Angelegenheit zu sprechen. Er erinnerte an das kaiserliche Wort des „erhabenen Vermittlers", daß die Schweiz bei ihrer Independenz und Integrität unangetastet bleiben solle, äußerte sich aber daneben, Ruhe und Festigkeit seien dem schweizerischen Geschäftsmann nöthig. Vielleicht infolge der lebhaften Art und Weise der Vorbringung dieser Worte durch den Redner, der „wegen seiner Jugend ein Phänomen in der schweizerischen Diplomatie" war, dann durch ein Mißverständniß des französischen Gesandten, wurde die Sache Napoleon in einem unrichtigen Lichte dargestellt, was denselben bewog, am 27. Juni die Gesandtschaft der Schweiz, welche theils zur Geburt des Königs von Rom den Glückwunsch äußerte, theils Vorstellungen machen sollte (s. A. D. B. XXVIII, 40 u. 41), in auffällig bitterer hochfahrender Weise anzufahren, daß mauvaises têtes leicht die Schweiz in das Verderben hineinziehen könnten, wie es möglich gewesen sei, daß der Landammann und die anwesenden alten Magistrate den „jungen Brausekopf, kaum erst von einer deutschen Hochschule entlassen", nicht Stillschweigen geboten hätten, und andere polternde Drohungen mehr. Erst die Mittheilung des authentischen Wortlautes der Rede Sidler's brachte Beschwichtigung. — In der Zeit der Restauration zählte S., der 1818 zum ersten Male die Würde eines Landammanns von Zug bekleidete, zu den der Zeit am lebhaftesten vorauseilenden schweizerischen Politikern. 1828 scheute er sich nicht, in den eidgenössischen Gruß vor der Tagsatzung Worte der Ermahnung einzuflechten, daß die Tagsatzung dem Volke näher trete, ihre Verhandlungen nicht mehr hinter verschlossenen Thüren halte, worauf freilich der solothurnische Gesandte ihn scharf zurecht wies. Umsomehr stieg die Popularität des Vertreters von Zug, und die helvetische Gesellschaft ehrte ihn geflissentlich durch die Wahl zum Präsidenten. Auch 1830 wieder sprach S. öffentlich in Bern aus Anlaß des der Tagsatzung gleichzeitig stattfindenden Schützenfestes. Allein während jetzt seit der Julibewegung in der Schweiz die von S. gehegten Ideale ihrer Verwirklichung näher gerückt zu sein schienen, verlor derselbe in seiner engeren Heimath allmählich den sicheren Boden unter den Füßen. Eine an die angrenzenden Urkantone sich anlehnende demokratisch-katholische Opposition erhob sich gegen seinen Liberalismus in schweizerischen Fragen; dazu kam, daß er bei aller Beredsamkeit kein organisatorisches Talent war. Während S. Ende 1832 als Mitglied der Tagsatzungscommission für den Entwurf einer Bundesrevision (s. A. D. B. XII, 495) mit eintrat, zählte 1833 Zug zu den das Project verwerfenden Kantonen. Ebenso wurde er 1833 zum ersten Male als Tagsatzungsgesandter nicht wieder gewählt, und 1834 erhob die Zuger Landgemeinde Sidler's politischen Gegner zum Landammann. Immer mehr schmolz von da an auch im Landrathe seine Partei zusammen, und so entschloß sich S., seine Heimath ganz zu verlassen. Er verlegte seinen Wohnsitz nach der Vorstadt Unterstraß bei Zürich, die ihn 1845 mit dem Bürgerrecht beschenkte. Seit 1837 als eidgenössischer Zollrevisor, als welcher er sich eifrig auf nationalökonomische Studien warf, Beamter der Tagsatzung, trat er jetzt seit der Bürgerrechtsschenkung als Mitglied in den Großen Rath, die gesetzgebende Behörde, des Kantons Zürich. 1848 aber wählte ihn sein zürcherischer Wahlkreis auch als Mitglied des neuen Nationalraths, den er als Alterspräsident jetzt und noch vier Mal eröffnete, an dessen Berathungen er den thätigsten Antheil nahm. Auch in eidgenössischen wichtigen politischen Missionen diente er noch mehrmals. In der Familie des Zürcher Philologen, Professor Heinrich Schweizer, der mit Sidler's geistesstarker Tochter, einer selten begabten Frau († 1871), verheirathet war, verlebte der jugendfrisch gebliebene Greis seine Jahre, bis ihn eine Entzündungskrankheit nach kurzer Frist dahin-

raffte. S. war eine originelle Erscheinung. Schon durch seine Erziehung abgehärtet, ein unermüdlicher Fußgänger, der es verstand, in den Tagsatzungswochen, wenn die Session von Zug nicht allzu entfernt war, den Sonntag im Schoß der Familie zuzubringen und doch schon Montags der Frühsitzung beizuwohnen, ein Schwimmer, der noch in späteren Lebensjahren sein gewohntes Seebad bis in die winterliche Jahreszeit ausdehnte, einfach in seinem Haushalte, ein Freund des Landbaues, der seinen Wein selbst zog und auf die schönen Insassen des Stalles sich etwas zu gute that, war er zugleich allen geistigen und litterarischen Interessen zugeneigt. Ein glühender Idealist, ein Redner, der hinzureißen verstand, — „Nicht in geschlossenen Sälen, an freier Landsgemeinde muß man ihn sehen, wie das Feuer der Begeisterung ihn ergreift, wie sein Auge flammt, seine Adern anschwellen, seine Muskeln in zitternde Bewegung gerathen, muß die Donnerstimme hören, mit der seine Rede ununterbrochen, kühn, glänzend, bilderreich dahinströmt" —, war er doch ein sorgsamer Arbeiter, auch als Orator nicht improvisirend, so daß die in seinem Nachlasse vorgefundenen schriftlichen Ausarbeitungen als Quellenstücke für seine rhetorischen Leistungen noch vorhanden sind. Die Inschrift des Grabmals wendet auf S. die horazischen Verse vom justus ac tenax propositi vir mit Recht an.

Vgl. den kurzen anschaulichen Lebensabriß in Hartmann's Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit, Bd. I, 1868.

Meyer v. Knonau.

Sidonius, katholischer Bischof von Merseburg, † 1561. S. hieß eigentlich Michael Helding und führte seinen Namen Sidonius erst, nachdem er zum Bischof von Sidon in partibus infidelium ernannt worden war. Er wurde als eines Müllers Sohn im Jahre 1506 zu Langenenslingen unweit Riedlingen in Schwaben geboren. 1525 begann er Universitätsstudien in Tübingen, wo er in der Matrikel Riedlingensis genannt ist. Nachdem er auf der heimischen Hochschule Weihnachten 1528 zum Magister promovirt war, setzte er seine Studien in Mainz fort. 1531 begegnet er uns hier bereits als Rector der Domschule, und 1533 als Domprediger; es ist wahrscheinlich, daß er ebenfalls in Mainz vorher die Priesterweihe empfangen hat. Da er sich als Kanzelredner bald auszeichnete und bei dem Mainzer Erzbischofe, dem als Gegner Luther's bekannten Cardinal Albrecht von Brandenburg, in hohe Gunst kam, so machte ihn dieser zu seinem Weihbischofe, wobei ihm der Papst Paul III. den Titel eines Bischofs von Sidon i. p. i. verlieh. Als Pfründen erhielt er gleichzeitig in Mainz zwei Kanonikate, und im J. 1543 promovirten ihn die dortigen Theologen zum Doctor der Theologie. So lange Albrecht lebte, genoß er dessen Vertrauen, wie ihn dieser z. B. im J. 1545 als seinen Gesandten auf das Concil nach Trient schickte. Von Albrecht's Nachfolger zurückgerufen, war er doch seit dieser seiner Mission in den Gesichtskreis des Kaisers Karl V. gerückt, welcher ihn von da an für seine eigene Kirchenpolitik zu gebrauchen suchte. Günstige Gelegenheit, sich Helding's geistlich-politischer Virtuosität zu bedienen, bot sich dem Kaiser nach der Niederwerfung des Schmalkaldischen Bundes, als er dem Protestantismus einen von ihm selbst zurechtgemachten Staatskatholicismus aufzulegen sich anschickte. Er berief H., nachdem derselbe bereits zum kaiserlichen Rath ernannt war, auf den Reichstag nach Augsburg, ließ ihn als Reichstagsprediger gegen den Protestantismus Predigten halten und beauftragte ihn, in Gemeinschaft mit dem Bischofe Julius v. Pflug und dem brandenburgischen Hofprediger Johann Agricola eine einstweilige Kirchenordnung, das „Interim", zu entwerfen, das am 15. Mai 1548 Gesetzeskraft erhielt. Aus der Reformationsgeschichte ist bekannt, wieviel Unheil dieses „Interim Augustanum" über die deutschen evangelischen Prediger brachte. Denn da durch dasselbe der Protestantismus

in der Verfassung wiederum dem Papste und den Bischöfen unterworfen und im Dogma wie im Cultus wieder der römischen Kirche angenähert werden sollte, während man den protestantischen Predigern nur die Ehe, und den protestantischen Gemeinden nur die Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt einstweilig beließ: so sahen sich Hunderte von Geistlichen, die sich nicht fügten, alsbald gezwungen, Amt und Brot aufzugeben und mit Weib und Kind in die Verbannung zu ziehen. Helding aber wurde zum Lohn für die bei Aufrichtung des Interims geleisteten Dienste vom Kaiser dem Merseburger Domcapitel unter dem 4. November 1548 als Candidat für den damals daselbst erledigten Bischofsstuhl empfohlen. Die Domherren wagten sich dem kaiserlichen Drucke nicht zu entziehen und postulirten den Vorgeschlagenen am 28. Mai 1549. Da sich indeß die päpstliche Bestätigung der Wahl einige Zeit hinzog, konnte H. erst gegen Ende des folgenden Jahres, den 2. December 1550, in sein Bisthum einziehen. Fürst Georg von Anhalt, welcher als ältestes Mitglied des Domcapitels bis dahin die Verwaltung des Bisthums geführt hatte, verpflichtete den neuen Bischof bei dieser Gelegenheit eidlich, daß er „in Religionssachen keine Veränderungen vornehmen und namentlich die verheiratheten Geistlichen in ihren Aemtern belassen sollte". Bei dem Ueberwiegen der Evangelischen innerhalb seines Bisthums sah sich denn H. am Anfang seiner Amtsführung zu „gelindem" Betragen genöthigt; je länger je mehr aber wandte er seinen Einfluß zur Wiederherstellung des römischen Kirchenwesens an — ein Unternehmen, welches freilich durch den Widerstand vieler evangelisch gesinnten Geistlichen und Gemeinden so erheblich gehemmt wurde, daß Helding's ganze bischöfliche Thätigkeit keine rechten Erfolge aufzuweisen hat. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit scheint überhaupt nicht in Merseburg gelegen zu haben; vielmehr war er häufig mit kaiserlichen Aufträgen bei kirchlich-politischen Verhandlungen betraut und infolge davon oft von seiner bischöflichen Residenz abwesend; so begegnet er uns 1555 in Augsburg und 1556 in Regensburg auf den Reichstagen und 1557 auf dem Religionsgespräch zu Worms; einer aufrichtig friedfertigen Vermittlung hat er sich dabei allerdings nicht befleißigt. Immerhin muß er sich in diesen Verhandlungen so geschickt bewiesen haben, daß der Kaiser Ferdinand ihn 1558 zum Mitgliede des Reichskammergerichts in Speyer und 1561 zum Mitgliede und sodann zum Vorsitzenden des Reichshofrathes ernannte. Durch die mit diesen Aemtern verbundenen Obliegenheiten war H. veranlaßt, seinen Wohnsitz bald in Speyer, bald in Wien aufzuschlagen, während die Angelegenheiten des Bisthums Merseburg von einem 1558 dort eingesetzten Verwaltungsrathe geleitet wurden. Sein letztes Amt hat H. indeß nur kurze Zeit inne gehabt, denn noch in demselben Jahre, in welchem er es erhielt (1561), starb er am 30. September und wurde im St. Stephansdom zu Wien beigesetzt; das Bisthum Merseburg aber fiel durch eine „perpetuirliche Capitulation" an das Kurfürstenthum Sachsen.

Den Lebenswandel Helding's haben katholische Schriftsteller als sittenstreng gelobt, während sein litterarischer Gegner Flacius (bei Kawerau s. u.) nicht unterlassen hat, ihn grober fleischlicher Vergehen zu beschuldigen.

In der theologischen Litteratur verdient Helding's Name aus zwei Gründen Beachtung. Einerseits hat er selbst praktisch-theologische Schriften verfaßt; so eine „Brevis institutio ad christianam pietatem secundum doctrinam catholicam" Moguntiae 1549, lateinisch und deutsch, seitdem oft gedruckt, z. B. lateinisch Antw. 1554; Deutscher Katechismus (Maintz 1557), neuerdings bei Moufang, Katholische Katechismen des 16. Jahrh. (Mainz 1881), S. 365—414; sodann zahlreiche Predigten in mehreren Sammlungen, z. B. die auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 gehaltenen „Fünfzehn Predigten, Von der heiligsten Messe" (Ingolstadt 1548, Neudruck 1563), Predigten über den Propheten Jonas (Mainz

1558), „Postille“ (Mainz 1565). Nach Kawerau's Urtheil darf H. daraufhin unter den katholischen Predigern des sechzehnten Jahrhunderts eine hervorragende Stellung beanspruchen. Andrerseits hat dieser Prediger durch seine gerade in Augsburg vor Kaiser und Reich zuversichtlich vorgetragenen und oft wiederholten Behauptungen von dem apostolischen Ursprunge der römischen Cultushandlungen, die Protestanten zu geschichtlichen Studien über die kirchliche Liturgie veranlaßt, als deren reifste Frucht die Schrift des Matthias Flacius „Missa latina, quae olim ante Romanam . . . in usu fuerit“ im J. 1557 erschien.

Vgl. über Helding den Artikel von Haas in Wetzer's und Welte's Kirchen-Lexikon X, 121 f. (1853) und den von Kawerau in Herzog's Real-Encyklopädie, 2. Aufl. XIV, 213—217 (1884), wo auch die übrige, auf H. bezügliche Litteratur verzeichnet ist.

P. Tschackert.

Siebel: Franz S., Silhouetteur, Porzellan- und Glasmaler, geboren am 2. November 1777 zu Lichtenfels (Sohn eines Schreiners und technischen Tausendkünstlers), zeichnete und schnitt schon mit 10 Jahren Silhouetten, welche auf Goldgrund gehöht, durch ihre Aehnlichkeit viel begehrt wurden und der zahlreichen Familie des trunksüchtigen Vaters eine hübsche Einnahme gewährten. Wegen einer Züchtigung durch den Vater floh der Knabe 1789 aus dem Hause, trieb sich, da seine Kunst eine gute Erwerbsquelle bot, zu Frankfurt a. M. und später zu Wien, mehrere Jahre herum, ließ sich dann zu Bamberg und Burgundstadt nieder und trat 1804 als Maler in die zu Hausen bei Lichtenfels errichtete Silbermann'sche Porzellan-Fabrik. Daselbst erfand S. 1814 das Abziehen von Kupferstichen auf Porzellan und 1816 die Kunst Glas im Feuer zu vergolden und diese Vergoldung zu graviren; 1820 machte er die Versuche, Porzellanfarbe auf Kupferplatten aufzutragen und die hierdurch gewonnenen Abdrücke auf Porzellan im Feuer einzuschmelzen. Ebenso gelang es ihm, unabhängig von Siegmund Frank's gleichzeitiger Wiedererfindung der Glasmalerei, gläserne Trinkgefäße zu bemalen und die Farbe einzubrennen, ein Verfahren, welches er dann auch auf kleinen Glasplatten mit Erfolg in Anwendung brachte und dafür von Herzog Ernst von Koburg, und 1827 durch König Wilhelm von Holland mit der großen goldenen Verdienstmedaille ausgezeichnet wurde. Seine Tochter Clara übte dieselbe Kunsttechnik. S. starb am 17. Januar 1842. Der in seinem Laboratorium oft von hohen Potentaten besuchte Künstler erwies sich in seinem Leben als echter Sonderling, achtete das Geld nicht, war freigebig gegen die Armen, widerstand allen Anerbieten, sein Geschäft kaufmännisch auszubeuten, war aller Menschen Freund und von unverbrüchlicher Rechtschaffenheit. Er hatte eine Freude am Niedlichen, wie er selbst eine kurze gedrungene Gestalt war, aber mit stolzer Haltung und imponirendem Feuerblick; sein kleines Häuschen und Gärtchen hätte er um alle Reichthümer der Welt nicht verlassen. Auf seinem Sterbebette verlangte er, gegen die gebräuchliche Prunksucht bei Leichenbegängnissen das seine ganz still zu begehen, ihm das schlechteste Hemd anzuziehen und sein bestes einem Armen zu schenken.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen. Zwanzigster Jahrgang 1842. II, 958—61. Weimar 1844.

Hyac. Holland.

Siebel: Karl S., Dichter, als Sohn eines Kaufherrn in Barmen am 13. Januar 1836 geboren, † am 9. Mai 1868. Schon auf der Barmer Stadtschule schloß er enge Freundschaft mit Emil Rittershaus und mit beiden schloß Hugo Oelbermann den „Wupperbund“ zu jugendlich poetischem Treiben. Der ältere Litteraturkreis des Wupperthals, welcher sich hauptsächlich um Fr. Roeber zusammenschloß, ward bald auf diese jungen Männer aufmerksam, welche schon

damals mit Gedichten auch an die Oeffentlichkeit traten. In den 50er Jahren gehörte S. auch als thätiges und geschätztes Mitglied dem „Sonntagskränzchen“ des Roeber'schen Hauses an, wie er sich gleichfalls unter den Dichtern des „Albums aus dem Wupperthale“ findet, welches Rich. Seel 1854 herausgab. Auch mit den litterarischen Kreisen von Elberfeld und Düsseldorf hielt man lebendige geistige Gemeinschaft. 1850 trat S., nachdem er inzwischen die hohe Schule in Rheydt besucht hatte, in das Geschäft seines Vaters ein, obgleich er wenig Neigung für den Kaufmannsstand empfand. Auch ein Aufenthalt in England von 1856—60 söhnte ihn mit seinem Beruf keineswegs aus. Seine Dichtungen bildeten dagegen während dieser ganzen Zeit sein vornehmstes Interesse. Nach Barmen zurückgekehrt, verheirathete er sich dort mit Reinhilde v. Hurter aus Elberfeld und sah sich dadurch doppelt genöthigt wieder in das väterliche Geschäft einzutreten.

1854 hatte er unter dem Pseudonym Emil Thilva das epische Gedicht Tannhäuser herausgegeben, welches von der Kritik recht freundlich aufgenommen ward und 1858 in zweiter Auflage vermehrt um die Dichtung „Ein Sohn der Zeit“ gedruckt ward. Größeren Anklang noch fand ein erster Band „Gedichte“, welcher 1856 vor seiner Abreise nach England erschien und in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte. Weniger glücklich fiel die epische Erzählung „Jesus von Nazareth“ (1856) aus. Verfehlter noch ist der Roman „Religion und Liebe“ (1860). Mit Freude aber begrüßte man den mit Recht geschätzten Lyriker wieder in den „Arabesken“ (1861) und besonders in der „Lyrik“ (1866), obwohl sich in dieser letzten Sammlung zum Theil sehr schöner Gedichte, ein trüber Zug von Müdigkeit und Ermattung kundgibt. Es war nicht allein der Zwiespalt seines Lebensganges, der ihn niederdrückte: ein verhängnißvolles Brustleiden hatte ihn gepackt. Auch ein zweimaliger Aufenthalt auf Madeira 1866 und 1867 brachte keine Rettung mehr; bald nach der Heimkehr im J. 1868 erlag er. — Die Wupperthaler bezeichnen ihn nicht mit Unrecht als ihren Romantiker. Es paart sich in seinen Dichtungen Gedankentiefe mit glühender, in den Jugenddichtungen manchmal überschwenglicher Empfindung; dennoch weiß er daneben auch schlichten Volkston oft in glücklicher Weise zu treffen. Seine Lieder sind sehr musikalisch, deswegen auch viel in Musik gesetzt worden, u. a. von Karl Reinecke, der damals als Musikdirector in Barmen lebte und zu den Freunden des Roeber'schen Hauses gehörte. Zu Siebel's anmuthigsten Dichtungen zählen im ersten Band der Gedichte die „Bilder aus dem Leben“.

Herzog, Die neuere Litteratur im Wupperthal. 1888. S. 35 ff.

v. L.

Siebelis: Johannes S., Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 15. Mai 1817 in Bautzen als der Sohn des dortigen Gymnasialrectors K. G. Siebelis (s. u.) geboren, besuchte das Gymnasium der Vaterstadt und studirte dann in Leipzig Philologie. Nachdem er daselbst promovirt war, übernahm er im October 1840 eine Lehrerstelle am Gymnasium in Hildburghausen. Da sein Gesundheitszustand bereits seit 1848 die regelmäßige Fortführung seines Amtes nicht gestattet hatte, wurde er im August 1851 zur Disposition gestellt. Mehrmals — besonders 1859 und 1863 — hat er wieder vorübergehend am Gymnasium unterrichtet; 1860 wurde ihm der Professortitel verliehen. Er starb nach langem Siechthum am 8. October 1867. — S. hat sich durch eine Reihe philologischer Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht: „Disputationes V“ 1837; „Additamentum“ 1842; „Quaestiones Lucretianae“ 1844; „In Aeneidos a Peerlkampio editae lib. I annotationes“ 1844; vornehmlich aber haben seine erklärenden Schulausgaben des Phaedrus (zuerst 1851)

und der Metamorphosen des Ovid (1853), sowie das „Tirocinium poëticum“ (1851) in zahlreichen Auflagen weiteste Verbreitung gefunden.

Nachruf im Progr. des Gymn. zu Hildburghausen 1868, S. 18. — Schriftenverzeichniß bei Pökel, S. 257.

R. Hoche.

Siebelis: Karl Gottfried S., Philologe und Schulmann des 18. und 19. Jahrhunderts. Er wurde als der Sohn eines nicht unbemittelten Bäckermeisters am 10. October 1769 in Naumburg a. S. geboren und dort, da er beide Eltern früh verlor, im großelterlichen Hause Kießling erzogen, besuchte das damalige Rathsgymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann von Ostern 1788 in Leipzig Theologie und alte Sprachen, vornehmlich bei Morus, Reiz und Beck. Von seinen Studiengenossen stand ihm G. Hermann besonders nahe; in der Beck'schen Societas philologica verblieb er auch, als er bereits zum Magister promovirt war und eine Hauslehrerstelle angenommen hatte. Im Jahre 1798 wurde er als Conrector an das Stiftsgymnasium in Zeitz berufen, blieb daselbst aber nur fünf Jahre, da er im Jahre 1803 durch den Rath der Stadt Bautzen zum Rector des dortigen Gymnasiums gewählt wurde. Dieses Amt hat er vom 30. Januar 1804 an 37 Jahre hindurch in Segen geführt; sein Gedächtniß wird durch ein 1829 gestiftetes Stipendium Siebelisianum an der Anstalt dauernd lebendig gehalten. Ostern 1841 trat er in den Ruhestand und starb in Bautzen am 7. August 1843. — Von Siebelis' zahlreichen philologischen Arbeiten sind die folgenden erwähnenswerth: „De Aeschyli Persis“ 1794; „*Ἑλληνικά*“ 1800; „Notae in Hellenica“ 1803; „Synbolae criticae et exegeticae“ 1803, 2 Bde.; „Philochori fragmenta“ 1811; „Phanodemi, Demonis, Clitodemi atque Istri *Ἀτθίδων* fragmenta coll., ed., ill. C. G. Lenz et S.“ 1812; „De *Ἀτθίδων* scriptoribus“ 1812; „Pausanias ed. ill.“, 1822—1828, 5 Bde.; „Kleines griechisches Wörterbuch in etymologischer Ordnung“ 1833; „Stimmen aus den Zeiten der alten griechischen und römischen Classiker“ 1837.

Kurze Lebensbeschreibung des M. C. G. S., vom ihm selbst verfaßt. 1843. — Nekrolog von J. E. R. Käuffer im N. Nekrolog 1843, S. 718—728; daselbst S. 725 f. ein Schriftenverzeichniß. — Ameis, Blätter der Erinnerung an S. 1845. — Bursian, Gesch. d. Phil. S. 600.

R. Hoche.

Siebenbürger: Dr. Martin S., genannt Capinius, auch Copinitz, Bürgermeister von Wien in den Jahren 1521 und 1522, entstammte einer siebenbürgisch-sächsischen Familie, welche in einer, nicht näher zu bestimmenden Zeit die ursprüngliche Heimath verlassen und in Wien eine neue gefunden hatte. Die Behauptungen, daß Martin S. von Geburt ein Hermannstädter gewesen sei und längere Zeit die Stelle eines Pfarrers von Heltau (nächst Hermannstadt) bekleidet und im Jahre 1507 Wien zu seinem Domicile gewählt habe, sind längst in's Wesenlose zurückgetreten und mußten das Feld vor der ernsteren historischen Kritik räumen. Schon im Jahre 1490 erscheint Martins Vater, Siegmund Siebenbürger, als eine einflußreiche Persönlichkeit zu Wien; er bekleidet das Amt eines Stadtrichters und erfreut sich des Besitzes eines großen Hauses in der inneren Stadt, welches ihm Kaiser Maximilian wegen treuer Dienste zugesprochen hatte. Nach dem am Bartholomäustage des J. 1506 erfolgten Tode Siegmund's, dessen Leichnam in der Kreuzcapelle der Stephanskirche beigesetzt wurde, gelangte sein Sohn Martin zu immer steigendem Ansehen und Einflusse im Kreise seiner Mitbürger, an der Universität und in der Landschaft unter der Enns. Die Erklärungsgründe für sein rasches Aufsteigen liegen einmal in dem Ansehen und dem Rufe seiner Familie, — konnte sich ja Martin in einem Schreiben an den Kaiser einmal rühmen, daß seine Vorfahren den

Habsburgern bei der Befreiung Wiens von den Ungarn auf das beste gedient und darüber Schrift und Siegel erlangt haben — aber im höheren Maaße wurde seine Popularität durch seine eminente Begabung, seine Rechtsgelehrsamkeit, seine diplomatische Gewandtheit, seine kühne Energie und glänzende Beredtsamkeit errungen. Dreimal bekleidete er die Würde eines Decans der Juristenfacultät an der Wiener Universität, und zwar in den Jahren 1505, 1510 und 1516; seit 1508 ist er mit dem Bürgerrechte ausgestattet, 1512 erscheint er als Stadtrichter, wie dies von ihm selbst in seinem Tagebuche mit den bezeichnenden Worten erzählt wird: „In der Fastenzeit des Jahres 1512 bin ich durch das Regiment zu Wien und auf kaiserlichen Befehl gegen meinen Willen zum Stadtrichter gewählt worden". Nach seiner Geistesrichtung und politischen Ueberzeugung war er ein energischer Vorkämpfer für die ständischen Rechte und städtischen Gerechtsamen gegen die landesfürstliche Gewalt, ein Mann, der zur heftigsten Opposition sich entschlossen zeigte. Bei diesen Charaktereigenschaften und bei seiner hohen Begabung konnte es nicht anders sein, als daß ihm das Vertrauen seiner Mitbürger zu den Landtagen und Ausschußverhandlungen, welche in der letzten Zeit der Regierung Maximilian's, von 1510 bis 1518 immer zahlreicher abgehalten wurden, die Sendung gab. Auch an dem denkwürdigen großen Ausschußlandtage zu Innsbruck im Jahre 1518, der das große Reformwerk auf dem Gebiete der Verfassung und Verwaltung durchzuführen berufen war, hat Martin S. den lebhaftesten Antheil genommen und daselbst eine hervorragende Rolle gespielt. Aber erst die einschneidenden Ereignisse, welche nach dem am 12. Januar 1519 erfolgten Tode des Kaisers Maximilian eintraten, haben die Thätigkeit und den Einfluß Siebenbürger's im höheren Grade in den Vordergrund gedrängt. In den Wirren, welche da eintraten, in dem leidenschaftlich bewegten, fast 3 Jahre währenden Kampfe zwischen den Ständen und der landesfürstlichen Gewalt hat S. die Rolle eines kühnen Oppositionsführers gespielt, welche schließlich sein tragisches Ende herbeiführte. — Es liegt ganz außerhalb des Rahmens der uns hier gestellten Aufgabe, die verwickelten Ereignisse und den heftigen Parteikampf zwischen der ständischen Libertät und den landesfürstlichen Bestrebungen nach Ausdehnung der Landeshoheit ausführlich zu schildern. Es soll nur kurz der Charakter dieses Kampfes bezeichnet und dann die Stellung angegeben werden, welche S. in demselben einnahm.

Kaiser Maximilian hatte in seinem Testamente vom 6. Januar 1519 seine beiden Enkel, Karl und Ferdinand, die damals in weiter Ferne weilten, zu Erben der österreichischen Länder eingesetzt; zugleich enthielt das Testament eine Klausel mit der Bestimmung, daß die Erbprovinzen dem bisherigen „Regimente" (d. i. der von Max eingesetzten obersten Regierungsbehörde) bis zur Ankunft der neuen Landesfürsten Gehorsam zu leisten verpflichtet seien und daß bis dahin alle Beamten ihre Stellen behalten sollten, wobei jedoch die Testamentsvollstrecker die Befugniß erhielten, Personalveränderungen bei dem Regimente nach ihrem Ermessen vorzunehmen. An der Frage der Anerkennung der von Max eingesetzten Regierung entbrannte nun der heftigste Kampf der Stände. In allen niederösterreichischen Ländern (d. i. den 5 Provinzen: Oesterreich unter und ob der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain) stieß die alte Regierung auf eine allgemeine und tiefe Opposition; überall erklärten die Stände, es entspreche dem alten Herkommen und ihrem guten Rechte, die Landesregierung nach dem Hinscheiden des Fürsten bis zur Ankunft des Nachfolgers selbst zu führen, und es müsse die Bestätigung der Landesfreiheiten durch den Fürsten der Huldigung der Stände vorangehen. Wenn auch die Stände von Steiermark, Kärnten, Krain und Oesterreich ob der Enns in die Gerechtsame des Landesfürsten keinen Eingriff wagten, so verweigerten sie dennoch dem bisherigen Regimente die An=

erkennung und den Gehorsam und beriefen zur Leitung der Verwaltung ständische Ausschüsse.

In dem Bilde, das hier entworfen werden soll, findet der Gang der Parteikämpfe in den genannten vier Ländern keine Stelle. Unsere Aufmerksamkeit fesselt nur die schicksalsschwere Entwickelung der ständischen Kämpfe in der Landschaft unter der Enns und insbesondere in Wien, mit welchen die hervorragende Thätigkeit und das tragische Ende Siebenbürger's auf das engste verflochten sind. In der Landschaft unter der Enns und insbesondere in Wien gingen die Wogen der ständischen Bewegung am höchsten; hier wurde am heftigsten der alten Regierung Widerstand geleistet, ihr der Vorwurf der Willkürherrschaft und Bestechlichkeit, ja selbst des Landesverrathes entgegengeschleudert. Martin S. war die Seele der Opposition. Der Landtag Oesterreichs unter der Enns trat schon am 28. Januar 1519 — also 16 Tage nach dem Tode des Fürsten — zusammen; schon einige Tage vor dem Zusammentritte der Stände hatte sich in Wien ein bemerkenswerther Umschwung mit fieberhafter Hast vollzogen. Die radicalen Elemente der Stadt hatten es unter der Führung Siebenbürger's durchgesetzt, daß ein städtischer Ausschuß — bestehend aus 53 Mitgliedern („Genannten") — dem Stadtrathe an die Seite gesetzt wurde.

Diese Träger einer radicalen Gesinnung bildeten nun das treibende Element, das der ganzen Bewegung in der Landschaft unter der Enns seinen Charakter aufdrückte; denn hier fand sich die größte Abneigung gegen das alte „Regiment", hier loderte die Flamme des Widerstandes am heftigsten empor.

Als der obenerwähnte Landtag eine Spaltung zeigte, die große Majorität (23 Herren und 61 Ritter) der bisherigen Regierung die Anerkennung und den Gehorsam versagte, wogegen eine kleine, aber einflußreiche Minorität der Regierung sich geneigt zeigte und zur Anerkennung derselben unter gewissen Bedingungen bereit war: überließen die Stände in diesem Zwiespalt die Entscheidung der Frage merkwürdiger Weise dem Rathe und der Gemeinde der Stadt Wien. Bei der radicalen Strömung, die da seit den jüngsten Veränderungen herrschte, konnte der Sieg der Opposition keinem Zweifel unterliegen. Die besonneneren Mitglieder des Rathes und der arme, schwankende und zaghafte Bürgermeister Kirchhofer wurden von der wilden Strömung fortgerissen und erklärten sich schließlich ebenfalls gegen die Regierung. Die Landschaft schritt nun zunächst zur Bildung einer neuen Landesordnung; man schuf einen Landrath, bestehend aus 64 Mitgliedern, je 16 aus jedem Stande (Prälaten, Herrn, Ritter und Städte), aus diesen sollten 16, je 4 aus jedem Stande, die Regierungsthätigkeit üben. Wien erhielt die Begünstigung, 8 Mitglieder in den Landrath wählen zu dürfen. Unter den Gewählten erscheint an erster Stelle Martin S., vor dessen Rührigkeit und Energie seine sieben städtischen Mitgenossen völlig zurücktraten. Im Landrathe selbst gewann S. ein immer steigendes Ansehen und einen bestimmenden Einfluß. Indem die Absage gegen das bisherige Regiment und die Einführung der Selbstverwaltung die leitenden Grundsätze der neu eingesetzten Regierung bildeten, so war es eine natürliche Folge, daß dieselbe alle Staatsgewalt an sich riß; man legte die Hand auf das Kammergut und die landesfürstlichen Zölle, man änderte viele Anordnungen der früheren Regierung, man besetzte die Amtsstellen mit Anhängern der neuen Ordnung, ja man ließ selbst eigene Münzen prägen. Innerhalb des engen Rahmens, der uns hier gezogen ist, können die einzelnen Phasen und die an Verwickelung so reichen Wandlungen während des nahezu drei Jahre währenden Kampfes zwischen der landesfürstlichen Gewalt und der ständischen Libertät nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen werden.

Wir wollen nur kurz den Antheil Siebenbürger's an diesem Aufruhr schildern. Volles Licht über seine Thätigkeit wird vielleicht erst dann verbreitet werden, wenn sein in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrtes Tagebuch vollständig veröffentlicht sein wird, aus dem die Geschichtschreiber Buchholz, Th. v. Karajan und V. v. Kraus nur Auszüge zur Mittheilung gebracht haben. Fast an allen landtäglichen Berathungen, welche in der Zeit von 1519 bis 1521 gepflogen wurden, ebenso an hochwichtigen diplomatischen Missionen hat S. hervorragenden Antheil genommen.

Wir begegnen seiner einflußreichen Thätigkeit auf dem Generallandtage zu Bruck an der Mur (13. März 1519), er erscheint neben Michael v. Eitzing als Vertreter Oesterreichs bei der an Karl nach Barcelona abgeschickten Gesandtschaft, welche Ende Juni (1519) von Villach aufbrach, über Venedig, Rom, Neapel und von da seewärts, Sardinien und Corsika berührend, nach Spanien zog und am 3. November (1519) glücklich in Barcelona anlangte. Am 6. November hat dann S. als Wortführer der ständischen Abgeordneten jene kühne Rede vor Karl gehalten, welche die spanische Grandezza so tief verletzte. (Der Wortlaut der Rede ist uns in Herberstein's Selbstbiographie noch erhalten.) Hervorragenden Antheil nimmt S. dann auf dem Huldigungslandtage, der auf den 4. Juli 1520 nach Klosterneuburg berufen wurde, und erscheint als Mitglied der Deputation, welche bald darauf, dem Wunsche des Kaisers Karl entsprechend, an die von demselben in Augsburg eingesetzte oberste Regierung abgeordnet wurde.

Am 23. Juli 1520 verließ S. mit seinem Mitdeputirten Gampus die Heimath, um nach Augsburg zu ziehen und dort mit der kaiserlichen Regierung zu verhandeln. Aber eine Verständigung wurde auch da nicht erzielt; die Hindernisse eines guten Einvernehmens wollten kein Ende nehmen. Die Kluft blieb bestehen, die Schärfe der Gegensätze dauerte ungemindert fort. Die vom Landesfürsten eingesetzte Regierung fand in der Landschaft unter der Enns keine Anerkennung, die von den Ständen geschaffene Behörde fuhr fort, alle Hoheitsrechte auszuüben. Ja die Wirren steigerten sich, indem drei Regierungen mit ihren Ansprüchen nach Geltung rangen: das alte „Regiment", der von der Opposition eingesetzte Landrath und die oberste kaiserliche Regierung in Augsburg. Die fruchtlosen Verhandlungen im letztgenannten Orte währten vom August bis September 1520. Indessen war ein Mandat Karl's nach Wien gelangt (d. d. 10. September 1520). welches die Neuwahl eines Bürgermeisters forderte. „Die Wahl — sagt ein einsichtsvoller Geschichtschreiber (Professor V. v. Kraus —), die nun Wien vollzog, hat ihr später auf lange Zeit die Ungnade des Landesfürsten zugezogen, sie war der Ausdruck der tiefen Gährung, die sich damals der Gemüther unserer Vorfahren bemächtigt hatte."

Martin S. ging bei dem Wahlacte mit eminenter Majorität als Bürgermeister hervor. Für ihn lag darin ein Vertrauensvotum gefährlichster Art; die oberste Regierung bewies aber dadurch, daß sie der Wahl durch ein Mandat Karl's am 27. Januar 1521 die Bestätigung ertheilte, wie sicher sie sich jetzt schon fühlte. Freilich fügte Karl bei, daß die Bestätigung nicht im geringsten ein Gutheißen des bisher Geschehenen involvire, vielmehr jeder sich seiner Zeit zu vertheidigen haben werde. — S., als ob er eine Ahnung gehabt hätte, daß dadurch sein Verhängniß beschleunigt werde, schrieb damals in sein Tagebuch: „Deß ich von Herzen erschrocken, Gott geb, ich sey es nit, denn mein Verderben daran steht, Gott schick's zum pesten."

Nach dem Abschluß der Verhandlungen in Augsburg begab sich S. im Verein mit mehreren anderen Häuptern der Opposition an das Hoflager des Kaisers Karl. Sie trafen ihn in Mastricht. Am 18. Oct. 1520 hatten sie die erste Audienz. S. war Sprecher der Abgeordneten und brachte die Glückwünsche zur Kaiserwahl und

die Gefühle der Freude über dieselbe zum lebhaften Ausdrucke. Die Gesandten gaben dann dem Kaiser das Geleite nach Aachen und von da nach Mainz, wo sie vom Kaiser abermals empfangen wurden. Wieder fungirte S. als Wortführer und entwickelte alle Klagen und Beschwerden Wiens und anderer Städte in der Landschaft unter der Enns in ausführlicher Weise. Der Kaiser gab ganz allgemeine Antworten und verschob die Entscheidung bis zur Abhaltung neuer Landtage. Karl's Zaudern hatte einen tieferen Grund, der in der nahenden Lösung der Herrschaftsfrage in den habsburgischen Erbländern lag. Schon damals war der Theilungsvertrag aufgerichtet, der erst ein halbes Jahr später — am 29. April 1521 — kundgemacht worden ist, in welchem Karl die fünf niederösterreichischen Erbprovinzen seinem Bruder Ferdinand überließ. Das Mandat Karl's vom selben Tage entband alle Unterthanen der erwähnten Landschaften des geleisteten Eides und wies sie an Ferdinand, den neuen Landesherrn, den sie als Erbherrn zu betrachten und dem sie Treue und Gehorsam zu leisten verpflichtet wurden.

Zielbewußt, energisch und rücksichtslos griff der neue Landesfürst in die verwickelten Verhältnisse seiner Erbländer ein.

Zwei Aufgaben hatte er sich da zunächst gestellt: die Herstellung der landesfürstlichen Autorität und die strenge Bestrafung der Empörer, welche sich gegen die legitime, von Maximilian eingesetzte Regierung aufgelehnt und im Widerstreite mit den Souveränitätsrechten der fürstlichen Gewalt alle Regierungsrechte an sich gerissen hatten. Schon in den letzten Maitagen 1521 traf Ferdinand in seinem neuen Herrschaftsgebiete ein, feierte in Linz am 27. Mai mit allem Pompe seine Vermählung mit der ungarischen Königstochter Anna und nahm auf dem Landtage zu Ybbs am 5. Juli die Huldigung der beiden Landschaften ob und unter der Enns entgegen. Schon die Anfänge der neuen Regierung gaben Zeugniß für den Beginn eines strammeren Regimentes. Auf die vorgebrachten Klagen, Beschwerden und Denunciationen ertheilte Ferdinand den Bescheid, er könne augenblicklich keine Entscheidung treffen, müsse noch um wichtiger Staatsgeschäfte willen nach den Niederlanden reisen, nach seiner Rückkehr werde er „justitiam halten". Vor seiner Abreise setzte er seine Gemahlin Anna als oberste Regentin ein.

Erst im Juni 1522 erfolgte seine Rückkehr aus den Niederlanden, wo zu Brüssel am 27. Februar mit seinem Bruder Karl der zweite Vertrag über die Theilung der habsburgischen Länder geschlossen worden war. Anfangs Juni betrat er den österreichischen Boden und am 12. Juni 1522 traf er — ohne Wien berührt zu haben — in Wienerneustadt, dem Sitze der alten, so vielfach bekämpften Regierungsbehörde ein, fest entschlossen, der landesherrlichen Idee zum Siege zu verhelfen, die Entscheidung in dem drei Jahre währenden Kampfe zu geben und über die Rebellen Gericht zu halten. Zu letzterem Zwecke setzte er unmittelbar nach seiner Ankunft in Wienerneustadt einen Gerichtshof von zwölf Personen ein; es waren dies durch Stellung und Gelehrsamkeit hervorragende Herren, aber Ausländer, denen die österreichischen Rechtsverhältnisse und die Entwickelung des ständischen Wesens eine fremde, unbekannte Sache waren. Ein Mandat Ferdinand's d. d. 17. Juni 1522 lud alle Mitglieder des ersten Wiener Landtages vom Jahre 1519 auf den 8. Juli nach Wienerneustadt. Am 10. Juli fand unter Ferdinand's Vorsitz die erste Gerichtsverhandlung statt. Beide Streitparteien wurden gehört. Die Mitglieder des alten Regimentes traten als Ankläger auf, die Anhänger der neuen Landesordnung suchten ihre Vertheidigung zu führen. Am 16. Juli Abends wurde das Parteienverhör geschlossen; am 23. Juli hat dann in Ferdinand's Gegenwart die Verkündigung des Urtheils durch den Mund des Secretärs Oeder stattgefunden. Darin wurde ausgesprochen,

es werde zu Recht erkannt, daß nach Maximilian's Tode die von ihm eingesetzten Regenten rechtmäßig berufen gewesen seien. die Regierung zu führen; dagegen sei dies jenen keineswegs zugestanden, welche eine neue Landesordnung aufgerichtet, sie seien Rebellen gewesen, hätten gegen die Regierung des Kaisers Max den Widerstand geweckt, das Volk aufgehetzt, ungesetzliche Versammlungen gehalten, das Kammergut und den Besitz des Fürsten usurpirt, die Berghauptleute und andere Beamte durch Eide sich verpflichtet, die Münzstätte in den Kreis ihrer Gewalt gezogen, neue Münzen geschlagen, Kundmachungen der Regenten zum Hohne fürstlicher Autorität abgerissen, die Briefe zur Einladung auf den Huldigungslandtagen geheim gehalten, den Zeugmeister vertrieben und das schwere Geschütz an sich gerissen. Das Urtheil erklärte weiter, daß die ganze Partei der Landschaft, welche die Landesordnung anerkannt, der schwersten Strafe verfallen sei, doch wolle der Landesfürst aus angeborener Milde ihr dieselbe nachsehen, er behalte sich aber vor, die Urheber und Leiter des Aufruhrs nach Recht und Gesetz zu strafen. Sogleich wurden die beiden Barone Eitzing und Puchaim, S., Rinner und 8 Wiener Bürger verhaftet und vor das Blutgericht gestellt.

Vergebens erhob S. Einspruch gegen das summarische Verfahren und gegen die ernannten Richter, als seine Gegner, vergebens wandte er sich schriftlich an Ferdinand, Karl und an die Regentschaft, vergebens intervenirte für ihn Ferdinand's Schwager, König Ludwig II. von Ungarn. Noch ist der Brief desselben erhalten, den er an Ferdinand „pro poena capitali doctori Martino Sybenburger, civi Viennensi condonanda" gerichtet hat. Am 9. August 1522 wurden die beiden Barone, Eitzing und Puchaim in Wienerneustadt hingerichtet. Zwei Tage später, am 11. August fiel Siebenbürger's Haupt; zugleich mit ihm wurden Rinner und vier Wiener Bürger vom Leben zum Tode gebracht. „Sie starben" — sagt ein hervorragender Geschichtschreiber unserer Zeit (Alphons Huber) — „sie starben als die Vertreter einer Idee, die sich überlebt hatte, als die Vorkämpfer des particularistischen Ständewesens, das sich über ein Jahrhundert lang der landesfürstlichen Gewalt als gleichberechtigt, ja als übergeordnet an die Seite gestellt hatte, aber einem energischen und durch einen mächtigen Rückhalt gedeckten Vertreter des modernen Absolutismus gegenüber beim ersten Zusammenstoße zerschellte." — Siebenbürger's unglückliche Familie hatte es der Intervention des ungarischen Königs Ludwig II. zu danken, daß ihr das confiscirte Vermögen Siebenbürger's zurückerstattet wurde. Seine Wittwe Helene und ihre vier Kinder, Thomas, Andreas, Ulrich und Martha erscheinen nach einer urkundlichen Mittheilung aus dem Jahre 1538 als Eigenthümer des von Martin S. hinterlassenen Wiener Besitztumes.

Zur Geschichte Oesterreichs unter Ferdinand I., 1519—1522. Ein Bild ständischer Parteikämpfe von Prof. Victor v. Kraus. (Jahresbericht des Leopoldstädter com. Obergymnasiums in Wien. 1873.) — Die Familie der Siebenbürger in Wien. Von Karl Schwarz. Siebenbürger Quartalschrift, Jahrgang 1859, S. 39 u. f. — Die Parteikämpfe in Niederösterreich in den Jahren 1519 und 1520, von Karl Oberleitner. 1864. — Geschichte Oesterreichs von Alfons Huber, 3. Band, S. 479 u. f. — Denkblätter der Siebenbürger Deutschen von Joseph Trausch. Kronstadt 1868, S. 205 u. f. — Capiniana strenae 1851, von Theodor v. Karajan, 7 Seiten.

Zieglauer.

Siebenkees: Johann Philipp S., Philologe des 18. Jahrhunderts. Er wurde am 4. October 1759 in Nürnberg als der Sohn des Organisten an der Sebalduskirche und geschätzten Orgelvirtuosen Johann Siebenkäs (so!) geboren, erhielt seine Bildung zuerst durch Privatunterricht, dann auf der Lorenzer Schule, deren trefflicher Rector Serz (ob. S. 39) auf die Richtung seiner Studien

vornehmlich bestimmend einwirkte. Im Herbst 1778 bezog er die Universität Altorf, um Theologie und Philologie zu studiren; außer den Philologen Nagel, Jäger und Will gewann namentlich der Theologe Döderlein, dessen Erklärung des Alten und Neuen Testamentes ihm auch für die Interpretation der Alten mustergiltige Anleitung gab, Einfluß auf ihn. Als Frucht der für eine von ihm gegründete litterarische Gesellschaft von S. übernommenen Arbeiten erschien 1781 dessen erste Schrift: „Von der Religion der alten deutschen und nordischen Völker“, welche später (1791) in der Ernesti'schen Uebersetzung der Germania des Tacitus nochmals abgedruckt werde. Doch war damals die Theologie noch Siebenkees' Hauptstudium; durch wiederholte Predigtversuche bereitete er sich für ein geistliches Amt vor. — Im Jahre 1782 nahm er eine ihm gebotene Hauslehrerstelle in der Familie der Bankiers Reck und Laminit in Venedig an und hat diese Stellung sechs Jahre hindurch beibehalten. Der Aufenthalt in Venedig wurde für ihn eine Zeit der ergiebigsten historischen, archaeologischen und philologischen Studien, da die dortigen Bibliotheken und sonstigen wissenschaftlichen Sammlungen ihm jederzeit zugänglich waren. Aus diesen Studien ging zunächst die 1789 erschienene Schrift: „Lebensbeschreibung der Bianca Capello di Medici, Großherzogin von Toskana, aus Urkunden bearbeitet“, hervor; außerdem eine Reihe von Aufsätzen über seine Untersuchungen der Handschriften der Marcus-Bibliothek, deren Vorsteher Morelli ihn auf das bereitwilligste unterstützte. Er beschäftigte sich vorwiegend mit den Codices des Strabo, der Ilias-Scholien, des Proklus, des Heliodorus und der Plato-Scholien und berichtete über seine Funde wiederholt in der „Bibliothek für die alte Litteratur“ und anderen Zeitschriften. Auch durch eingehende Studien in den Kunstsammlungen Venedigs wohl vorbereitet, begab er sich im August 1788 auf eine größere italienische Reise. Er besuchte die Städte Nord- und Mittelitaliens und blieb dann 15 Monate in Rom, wo er unter der kräftigen Unterstützung des Bibliothekars der vatikanischen Bibliothek Reggio umfangreiche handschriftliche Studien zu Strabo, Heliodor und Theophrastus machte. Der Cardinal Borgia öffnete ihm den Zutritt zu seinem Museum in Velletri, eine Gunst, für welche S. durch die Ausarbeitung seiner „Expositio tabulae hospitalis ex aere antiquissimo in Museo Borgiano Velletris asservato“ (1789) dankte. Die gelehrte Gesellschaft zu Velletri ernannte ihn damals zu ihrem Ehrenmitgliede. Nachdem er noch Neapel besucht, kehrte S. nach Deutschland zurück, hielt sich noch zum Besuche der Bibliotheken in Augsburg, Memmingen und einigen süddeutschen Klöstern auf und traf endlich gegen Ende 1790 in der Vaterstadt Nürnberg wieder ein. Bereits zu Anfang des Jahres 1791 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie und der abendländischen Sprachen in Altorf ernannt. 1794 wurde er zugleich Inspector des Alumneums und der Oekonomie, auch nach Jäger's Tode im Mai 1795 ordentlicher Professor der Philosophie und Stellvertreter Will's in der Professur für Geschichte. Neben dieser fast alle Fächer der philosophischen Facultät umfassenden Lehrthätigkeit ging bei S. eine eifrige litterarische Production her; 1791 erschien der „Versuch einer Geschichte der Venetianischen Staats-Inquisition“, 1793 der „Grundriß einer Ausführung zum Studium der römischen Statistik“, 1795 der „antiquarische Versuch über den Tempel und die Bildsäule des Jupiter zu Olympia“. Sein wissenschaftliches Hauptwerk war die auf Grund seiner italienischen Collectionen unternommene neue große Ausgabe des Strabo, deren erster Theil — dem Cardinal Borgia gewidmet — 1796 erschien; die Vollendung dieser grundlegenden Arbeit sollte ihm aber nicht beschieden sein: er starb in Folge eines Schlagflusses bereits am 25. Juni 1796. Nach seinem Tode erschienen noch die von ihm vorbereitete Ausgabe des Theophrastus und sein werthvolles Werk, die „Anecdota graeca e praestantissimis italicarum bibliothecarum

codicibus descripsit J. P. Siebenkees“, beide von Goez 1798 herausgegeben; in demselben Jahre gab Tzschucke den zweiten Theil des Strabo heraus, dem sich dann bis 1818 noch 5 weitere Bände (von Tzschucke und Friedemann besorgt) anschlossen. Aus seinem reichen litterarischen Nachlasse erschien außerdem ein zweibändiges „Handbuch der Archaeologie“ in den Jahren 1799 und 1800, sowie eine größere Anzahl von Aufsätzen und Abhandlungen.

Koenig, Memoria I. P. S., 1796. — J. A. Goez, Vorrede zu der Ausgabe der Anecdota, 1798, S. III—XXV. — Will-Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon, 1806, Bd. VIII, S. 228—231; daselbst auch ein Verzeichniß von Siebenkees' Schriften. — Hirsching-Ernesti, hist.-litt. Handbuch, XII, 2, S. 92—97. — Allg. litter. Anzeiger, 1797, Nr. 29, S. 308—310. — Schlichtegroll's Nekrolog für 1796, S. 296—308.

R. Hoche.

Siebenkees: Johann Christian S., Geheimer Hofrath und Professor der Rechte, geb. zu Wöhrd am 20. August 1753, † zu Nürnberg am 22. November 1841. Johann Christian S., der Sohn eines Kaufmanns und Salzhändlers in der Vorstadt Wöhrd bei Nürnberg, begann gründlich vorbereitet im Jahre 1770 seine akademische Laufbahn zu Altorf; behufs Fortsetzung seiner juristischen Studien ging er 1793 nach Göttingen, wo er nebenbei während zweier Jahre die wissenschaftliche Aufsicht über einen Sohn des dortigen Universitätsprofessors Gatterer führte. Im April 1776 verließ er genannte Hochschule und folgte einem Rufe als außerordentlicher Professor der Rechte nach Altorf. Vor dem im November desselben Jahres erfolgten Amtsantritte unternahm S. in Begleitung eines hildburghausischen Kammerjunkers eine Reise durch Ober- und Niedersachsen. Seine Vorlesungen eröffnete er mit dem Programme: „De studio chronologico Juris, praesertim Germanici“, und erlangte im nächsten Jahre (1777) mit der Inauguraldissertation „de capitibus quibusdam successionis conjugum ab intestato“ die Würde eines Doctors beider Rechte. Nach dem Tode von Spieß erhielt S. die ordentliche Professur des Natur- und Völker-, etwas später jene des Staats- und Lehenrechtes. 1795 wurde er außerdem erster Professor des Kirchenrechtes, und seit 1806 hielt er auch geschichtliche Vorträge. S. war mehrmals Decan der Facultät und bekleidete wiederholt die Würde eines Rector magnificus. Nach Auflösung der Altorfer Hochschule ging er als Professor der Litteraturgeschichte nach Landshut, wo ihm als Oberbibliothekar auch die leitung der Universitätsbibliothek übertragen wurde. Nach fünfzigjähriger Lehrthätigkeit trat S. mit dem Titel eines bayer. geh. Hofrathes in den Ruhestand und verlebte seine letzten Lebensjahre in Nürnberg. S. war ein gediegener Gelehrter, welcher sowohl in Rechtswissenschaft wie auch namentlich in Sprachen und Litterärgeschichte über ein umfassendes Wissen gebot. Nebenbei entfaltete er als Schriftsteller eine rege Thätigkeit. Dr. H. Döring hat im „Neuen Nekrolog der Deutschen“, 1841, Thl. 2 S. 1118 u. 19 ein sehr umfassendes Verzeichniß der Schriften zusammengestellt. Von den juristischen erwähnen wir: „Allgemeine juristische Bibliothek, herausgegeben von zweien Altorf'schen Gelehrten“ (Siebenkees und Malblanc). Nürnberg 1781—1786. 6 Bde. — „Juristisches Magazin“. Jena 1782—1783. 2 Bde. — „Neues juristisches Magazin“. Ansbach 1784. — Bereits an den beiden ersten Bänden von Holzschuher's „Deduktionsbibliothek von Deutschland“ betheiligt, hat er den 3. und 4. Band selbstständig herausgegeben, Nürnberg 1781—1783. Außerdem lieferte er häufig Beiträge in historische oder litterarische Zeitschriften und Magazine. Von den nicht-juristischen Arbeiten sind namentlich jene hervorzuheben, welche sich auf die Reichsstadt Nürnberg und deren Einrichtungen beziehen. Die Silhouette von S. findet sich in Müller's Schattenrissen der rc. Altorf'schen Professoren;

sein Bildniß im 5. Hefte von Bock's und Moser's Sammlung von Bildnissen berühmter Gelehrten. 1792.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 19. Jahrg. 1841. 2. Theil, Nr. 341, S. 1117—1119. Eisenhart.

Siebenpfeiffer: Dr. Philipp Jakob S., politischer Schriftsteller, geboren am 12. November 1789 in Lahr, † zu Bümpliz bei Bern am 14. Mai 1845. Zuerst 1804 als Schreiber an dem Oberamte zu Lahr und später von 1806 an bei der Finanzverwaltung in Freiburg im Breisgau beschäftigt, studirte S. seit 1810 in Freiburg die Rechte und wurde nach Vollendung seiner Studien kurze Zeit als Secretär in badischen Diensten verwendet. Als die verbündeten Armeen 1814 das linke Rheinufer besetzten, stellte sich S. der deutschen Verwaltung zur Verfügung, kam zunächst zum österreichischen Generalgouvernement in Colmar, sodann zu der österreichischen und baierischen gemeinschaftlichen Landesadministration in Kreuznach und wurde hierauf Adjunct bei der Kreisdirection in Trier. Nach dem zweiten Pariser Frieden nahm Oesterreich am 11. December 1815 vorläufig Besitz von der Stadt Landau und übertrug S. die dortige Verwaltung. Bei Uebernahme des Rheinkreises durch Baiern trat S. 1816 als Kreisdirectionsassessor in Frankenthal in den bairischen Staatsdienst über und wurde nach zwei Jahren 1818 zum Landcommissär zu Homburg i. d. Pf. befördert. Seit dieser Zeit war er auch litterarisch thätig, schrieb über Gemeindegüter und Gemeindeschulden (Mainz 1818) und „über die Frage unserer Zeit in Beziehung auf Gerechtigkeitspflege" (Heidelb. 1823), veröffentlichte aber auch poetische Versuche („Baden-Baden oder Rudolf von Habsburg, episches Gedicht", Zweibrücken 1823). Von dauerndem Werthe für pfälzische Verwaltungsbeamte ist Siebenpfeiffer's fünfbändiges „Handbuch der Verfassung, Gerichtsordnung und gesammten Verwaltung Rheinbayerns" (Zweibrücken, dann Neustadt a. H. 1831—33). In weiteren Kreisen wurde S. bekannt, als er sich seit 1830 in den ersten Reihen der Kämpfer an der freiheitlichen Bewegung jener Tage betheiligte. In diesem Jahre gründete er in Homburg die Zeitschrift „Rheinbayern", in welcher er seiner Unzufriedenheit mit den von den Regierungen eingeschlagenen Wegen offenen Ausdruck gab. Deshalb gemaßregelt und am 29. November 1830 als Vorstand mit dem Range eines Polizeicommissärs an das Zwangsarbeitshaus in Kaisheim versetzt, trat S. sein neues Amt nicht an, verließ den Staatsdienst, verlegte seinen Wohnsitz nach Oggersheim und später nach Haardt und wirkte im Verein mit Gleichgesinnten, insbesondere mit dem Herausgeber der seit 1832 in Homburg erscheinenden „Deutschen Tribüne" Dr. Wirth, mit doppelter Energie für die mit Begeisterung erfaßte Idee der „Befreiung und Wiedervereinigung Deutschlands". Die von S. seit April 1831 herausgegebene Zeitung „Der Westbote" wurde, nachdem unmittelbar vorher eine Reihe von Nummern derselben beschlagnahmt worden war, am 2. März 1832 von der deutschen Bundesversammlung verboten und zugleich verfügt, daß S. „binnen fünf Jahren in keinem Bundesstaate bei der Redaction an einer ähnlichen Schrift zugelassen werden dürfe". Trotzdem gestattete die baierische Regierung das Weitererscheinen jener Zeitung, als S. am 9. März 1832 erklärte, daß er sich der Censur des Westboten unterwerfen und keinen von derselben gestrichenen Artikel in seine Zeitung aufnehmen werde. S. war auch der Verfasser des am 20. April 1832 von 34 Bürgern aus Neustadt a. H. und der Umgebung erlassenen Aufrufs zu einer Sonntag den 27. Mai 1832 auf der sogen. Kestenburg (nunmehr Maxburg) bei Hambach abzuhaltenden großen Volksversammlung, welche dem „Kampfe für Abschüttelung innerer und äußerer Gewalt, für Erstrebung gesetzlicher Freiheit und deutscher Nationalwürde" dienen sollte. Der Aufruf wurde in ganz Deutschland verbreitet, die Versammlung selbst aber von der Kreisregierung zu

Speyer am 8. Mai 1832 als gesetzwidrig erklärt und verboten. Als sich jedoch gegen dieses Verbot allgemeiner Widerspruch erhob und auch der gerade in Speyer versammelte Landrath der Pfalz die Zulassung der Versammlung begehrte, wurde das Verbot am 17. Mai förmlich zurückgenommen und die unter dem Namen des „Hambacher Festes“ bekannte Versammlung unter gewaltigem Zudrange einer von allen Seiten zusammengeströmten Volksmenge an dem bestimmten Tage ungehindert abgehalten. S. war einer der gefeiertsten Männer, und, wenn auch ein urtheilsfähiger Zuhörer, wie Friedrich Blaul (Träume und Schäume vom Rhein) in seiner Rede zu sehr den kalten Verstand und beißende Ironie hervortreten sah und die in Wirth's Rede spürbare Begeisterung vermißte, immerhin hervorragendsten Redner dieses Tages, dessen Verlauf hier nicht geschildert zu werden braucht. Nach dem Feste setzte S. seine schriftstellerische Thätigkeit zunächst noch in der Pfalz fort. Trotz mehrfacher Confiscationen erschien seine an Stelle des Blattes „Rheinbayern“ nunmehr herausgegebene Zeitschrift „Deutschland“ weiter, bis S. 1833 wegen Verbrechens gegen die innere Sicherheit des Staates in den Anklagestand versetzt, verhaftet und mit Wirth und Anderen vor das am 29. Juli 1833 in Landau eröffnete Schwurgericht verwiesen wurde. Hier wurden zwar sämmtliche Angeklagte am 16. August freigesprochen, aber S. ward in Haft behalten und wegen Schmähung der Beamten vor das Zuchtpolizeigericht verwiesen, welches ihn zu zweijährigem Gefängnisse verurtheilte. Es gelang S. jedoch, am 15. November 1833 aus dem Gefängnisse in Frankenthal zu entfliehen und nach Weißenburg in Sicherheit zu gelangen. Von hier wendete sich S. nach der Schweiz, wo er bereits 1834 außerordentlicher Professor in Bern wurde. Von da an trat er nur wenig in die Oeffentlichkeit. Später an einem schweren Gehirnleiden erkrankt, wurde er in die Heilanstalt Bümplitz gebracht, in welcher er 1845 starb.

Pfälzisches Memorabile VI, 90 f. — Vollständige Verhandlungen des Schwurgerichts zu Landau, von L. Hoffmann. Zweibrücken 1833.

Ney.

Sieber: Franz Wilhelm S., botanischer Reisender, geb. zu Prag am 30. März 1789, † ebendaselbst am 17. December 1844. Nach fünfjährigem Besuche des Gymnasiums seiner Vaterstadt, wandte sich S. zuerst, begünstigt durch ein bedeutendes Zeichentalent, der Bauwissenschaft zu, ging aber bald zum Ingenieurfach über, das er indessen nach dreijährigem Studium auch wieder aufgab, um sich ganz den Naturwissenschaften, vorzugsweise der Botanik zu widmen. Im Dienste dieser Wissenschaft wirkte er vornehmlich als Sammler und errang in dieser Eigenschaft durch seinen Fleiß und Speculationsgeist große Erfolge. Er selbst besuchte auf mehreren Reisen Italien, Kreta und die Inseln des griechischen Archipels, Aegypten, Palästina, und während einer zweijährigen Erdumsegelung das Cap, die Insel Mauritius und Neuholland, woselbst er sieben Monate zubrachte, von überall her erstaunliche Sammlungen an Pflanzen, Thieren, Kunst- und ethnographischen Gegenständen nach Europa überführend. In Amerika ist indessen S., entgegen einer in der botanischen Litteratur wiederholt auftauchenden Behauptung, nie gewesen. Es liegt hier eine Verwechslung vor mit dem schon viel früher, in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts auf Veranlassung des Grafen Hoffmannsegg nach Brasilien geschickten Sammler Friedrich Wilhelm Sieber. Abgesehen aber von seinen eigenen Reisen, ließ S. auch durch von ihm instruirte und bezahlte Sammler die verschiedensten Weltgegenden bereisen. So besuchte in seinem Auftrage der Böhme Franz Kohaut, sein Begleiter auf der orientalischen Reise, die Antillen, Theodor Hilsenberg aus Erfurt Isle de France und Mauritius, Pfeiffer aus Würzburg die Bocche di

Cattaro in Dalmatien, Wenzeslaus Bojer aus Böhmen Mauritius und Bourbon, während andere, wie Franz Wrbna aus Mähren und Carl Zeyher aus Neuwied, durch ihn angeregt, botanische Reisen ausführten, die den ersteren nach Cayenne und Trinidad, letzteren an das Cap der guten Hoffnung führten. Wenn es nun auch S. nicht gelang, alle diese Männer dauernd an sich zu fesseln, so bleibt ihm doch das Verdienst, die meisten von ihnen, die sonst wohl einfache Gärtner geblieben wären, für den Dienst der botanischen Wissenschaft gewonnen zu haben. Die Mittel zu allen diesen Expeditionen verschaffte sich S. auf folgende Weise. Er suchte sich Subscribenten zu werben auf die zu Specialherbarien zusammengestellten Pflanzen, die er centurienweise verkaufte, ja mitunter schon annoncirte, noch ehe die betreffende Reise angetreten war. Außerdem veranstaltete er Ausstellungen der mitgebrachten Kunst- und ethnographischen Gegenstände, wie er beispielsweise nach seiner Reise in den Orient ein „Aegyptisches Cabinett" zusammenstellte, für dessen Besichtigung er einen Eintrittspreis von zwei Gulden forderte. Später glückte es ihm, nach vielen vergeblichen Unterhandlungen mit der österreichischen Regierung, die Sammlung, mit Ausschluß des botanischen Theils, an die bairische Akademie der Wissenschaften für 6000 Gulden zu verkaufen. Freilich entsprachen durchaus nicht immer die pecuniären Erfolge seinen Erwartungen. Dazu waren seine Pläne zu großartig angelegt. Hatte er doch die Absicht gefaßt, einen allgemeinen, weltumfassenden Naturalienhandel zu gründen, von dem er den Mittelpunkt bilden wollte. So kam es denn, daß er nicht selten in materielle Bedrängniß gerieth, infolge welcher sich seiner eine erbitterte Stimmung bemächtigte, die sich nicht nur in heftigen Invectiven gegen Behörden und höher gestellte Personen Luft machte, sondern schließlich zu einer Geistesumnachtung führte, die ihn im Alter von 55 Jahren im Prager Irrenhause nach längerem Siechthum den Tod finden ließ. Schon 1820, ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Aegypten, hatte ihn die fixe Idee ergriffen, ein Mittel gegen die Hundswuth entdeckt zu haben. Die Veröffentlichung desselben sollte ihm neue Subsistenzmittel verschaffen und da dies nicht gelang, steigerte sich die unglückliche Idee, die immer von neuem wieder bei ihm auftauchte, zum Wahnsinn. Nach seiner Rückkehr von Australien, 1824, hielt sich S. abwechselnd in Dresden und Leipzig auf, mit der Ordnung seiner reichen Sammlungen und mit litterarischen Publicationen beschäftigt, ging 1830 nach Paris, von wo aus er, um Pflanzen zu sammeln, einen Abstecher in die Dauphinée unternahm und verblieb den Rest seines Lebens in Prag. Soweit die Bearbeitung seiner Pflanzensammlungen in Frage kam, störte ihn seine geistige Abnormität nicht, in seinen litterarischen Publicationen machte sie sich dagegen häufiger bemerkbar. Geschrieben aber hat S. viel und vielerlei. Zuerst erschien 1819 ein Verzeichniß seiner in den Jahren 1817 und 1818 auf Kreta, in Palästina und Aegypten gesammelten Naturproducte, Alterthümer u. s. w., nebst einer Abhandlung über ägyptische Mumien. 1823 gab er sein zweibändiges Hauptwerk heraus: „Reise nach der Insel Kreta", ein wirklich gutes Buch, das sich durch werthvolle naturhistorische Beobachtungen auszeichnet und noch in demselben Jahre erschien: „Reise von Kairo nach Jerusalem und wieder zurück, nebst Beleuchtung einiger heiligen Orte". Kleinere Abhandlungen und Aufsätze über die mannigfaltigsten Gegenstände finden sich zerstreut in verschiedenen Zeitschriften von 1811—1823, so in Hoppe's botanischem Taschenbuch, André's Hesperus, Oken's Isis und in der Regensburger Flora. Einzelne Brochüren, die zum Theil schon durch ihre Ueberschrift die geistige Zerrüttung ihres Verfassers bekunden, mögen unerwähnt bleiben. Dagegen hat sich S. durch die Herausgabe seiner zahlreichen Herbarien um die Botanik wohl verdient gemacht. Nicht weniger als 23 solcher Floren sind erschienen. Die bedeutendsten unter ihnen

sind die Flora Creticae mit 450 Species, die Flora Martinicae mit 400, Flora Capensis mit 362, Flora Novae Hollandiae, 645 Phanerogamenarten enthaltend und die Flora mixta, welche 900 Arten aus den Florengebieten Neuhollands, vom Cap und den Inseln Mauritius und Martinique aufweist. Leider befinden sich diese Herbarien in vielen Händen, so daß eine allgemeine Zusammenstellung ihrer Resultate nicht gut möglich ist, doch ist der Beginn einer Veröffentlichung derselben mit der Herausgabe einer Uebersicht des Herbarium Florae Novae Hollandiae durch den unlängst verstorbenen Custos des Berliner botanischen Museums F. C. Dietrich in einem Anhange zu dem Nekrologe Sieber's gemacht worden.

F. C. Dietrich, F. W. Sieber, ein Beitrag zur Geschichte der Botanik vor 60 Jahren. — Pritzel, thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Sieber: Ludwig S., geboren am 17. März 1833 in Aarau, † am 21. October 1891 in Basel. S. verlor schon in früher Jugend seinen Vater, und dieses hatte seine Uebersiedlung nach Basel, der Heimath seiner Mutter, zur Folge. Nachdem er hier die Schulen mit Auszeichnung durchlaufen, studirte er classische und germanistische Philologie, zuerst in Basel, dann in Göttingen und zuletzt in Berlin. Nach Basel zurückgekehrt, war er lange Jahre hindurch als Lehrer am städtischen Gymnasium thätig, bis er 1871 zum Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek ernannt wurde. Dieses letztere Amt aber versah er volle 20 Jahre hindurch, bis zu seinem am 21. October 1891 erfolgten Tode.

In der litterarischen Welt ist S. wohl am ehesten bekannt durch die Herausgabe von Wilhelm Wackernagel's Poetik, welche er als dessen begeisterter Schüler mit großer Pietät und Umsicht besorgte. Einige Vorträge, die er als Mitglied der Historischen Gesellschaft zu Basel hielt, sind in den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte" erschienen. Außerdem aber benützte er jeden festlichen Anlaß, um aus den Schätzen der ihm anvertrauten Bibliothek irgend ein werthvolles kleineres Schriftstück — wie z. B. das Testament des Erasmus, oder das Informatorium der Carthäuserbibliothek — in sorgfältiger und geschmackvoll ausgestatteter Ausgabe zu veröffentlichen. Die Schriftstellerei war jedoch für ihn durchaus nur Nebensache; denn seine hervorragende Bedeutung liegt wesentlich in seiner Amtsführung als Bibliothekar, und hierin leistete er wirklich Großes. Als er 1871 sein Amt antrat, da galt es zunächst, eine kurz vorher erst in Angriff genommene Reorganisation der ganzen Bibliothekverwaltung ernstlich durchzuführen, und dieser Aufgabe lag S. mit unermüdlicher Beharrlichkeit ob. Zugleich aber blieb er fortwährend bemüht, die Bibliothek auch in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen und ein allseitiges Interesse für dieselbe zu wecken. So ließ er z. B. keinen Anlaß unbenützt, wo er durch eine Ausstellung ihrer Schätze, oder Vorzeigung einzelner Seltenheiten ihr neue Freunde gewinnen konnte. Die Zahl dieser Prachtstücke vermehrte er selber durch manchen glücklichen Fund, so z. B. durch die Entdeckung des ältesten Stadtplanes von Paris, von 1552, von welchem bis jetzt nirgends ein zweites Exemplar gefunden wurde. Seine vielfachen Bemühungen, die Bibliothek in jeder Hinsicht zu heben und vorwärts zu bringen, blieben denn auch nicht ohne Erfolg; denn unter seiner Verwaltung nahm nicht nur die Benützung derselben eine früher nie geahnte Ausdehnung, sondern es flossen ihr von mancher Seite sowohl namhafte Geldspenden als auch reichliche Schenkungen an werthvollen Büchern zu, so daß ihr jetziger Bücherbestand ein ungleich größerer ist als noch vor 20 Jahren. Diesen ihren beträchtlichen Aufschwung verdankt die Basler Universitätsbibliothek zum guten Theile Sieber's außergewöhnlichem Organisationstalent und seiner Gewandtheit im Verkehr, vielleicht noch mehr jedoch der oft weitgehenden Gefälligkeit und Urbanität, womit er gegen Jedermann seines Amtes waltete. Diese

uneigennützige Dienstfertigkeit aber ging bei S. hervor aus einem durch und durch edlen und humanen Charakter, und darin liegt die tiefere Ursache, warum S. als Bibliothekar so Vorzügliches geleistet hat. A. Bernoulli.

Siebert: August S., Arzt und hervorragender Kliniker, geb. am 31. Juli 1805 zu Nymphenburg bei München, studirte zunächst von 1824—1825 Philosophie und Theologie in Erlangen, vertauschte dann aber auf specielles Anrathen des Anatomen Fleischmann dieses Studium mit dem der Medicin, bezog 1826 die Universität Würzburg, erlangte hier 1829 mit der Inauguralabhandlung: „Beiträge zur pathologischen Anatomie der Tuberculose, der Malacien, der Magenscirrhen und des Aorten-Aneurysmas“ (Bamberg 1831) die Doctorwürde, war darauf 2 Jahre lang Assistenzarzt am städtischen Krankenhause zu Bamberg unter Pfeufer sen., und ließ sich dann als Arzt in Bamberg nieder, wo er neben seiner ausgedehnten praktischen Thätigkeit sich in so hervorragendem und erfolgreichem Maße schriftstellerisch beschäftigte, daß er 1846 einen Ruf als ordentl. Professor der Medicin und Director der mediciniscben Abtheilung der Landesheilanstalten nach Jena erhielt. Hier wurde er 1848 zum Reichstags-, später zum Landtagsabgeordneten gewählt, 1853 zum Hofrath ernannt, starb aber bereits am 1. Juli 1855. S. galt besonders als ausgezeichneter Diagnostiker. Von seinen zahlreichen Schriften führen wir als die wichtigsten an: „Zur Genesis und Therapeutik der epidemischen Cholera und über deren Verhältniß zum Morbus miliaris nach eigenen, in Eger und München gesammelten Erfahrungen“ (Bamberg 1837); „Zur Genesis und Therapeutik der rothen Ruhr und über deren Verhältniß zum Erysipelas“ (Ebda. 1839); „Die Schlange des Aesculap und die Schlange des Paradieses. Eine Remonstration im Interesse der freien Wissenschaft gegen die Restauration des Dr. Joh. Nep. v. Ringseis“ (Jena 1841); „Technik der med. Diagnostik“ (Bd. I. u. II., Erlangen 1843—1845; Bd. III. u. d. T.: „Diagnostik der Krankheiten des Unterleibes“, Ebda. 1855); „Schönlein's Klinik und deren Gegner Conradi, Scharlau u. Lehrs. Eine Reclamation der practischen Medicin“ (Ebda. 1843); „Mittheilungen aus der med. Klinik zu Jena“ (Jena 1848). Bezüglich der übrigen Schriften, wozu auch einige, unter dem Pseudonym A. Kornfeger in Jean Paul'scher Manier abgefaßte, humoristisch-satyrische, sowie zahlreiche Journalabhandlungen gehören, verweisen wir auf die unten angeführte und die daselbst citirten Quellen.

Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte rc. von Hirsch u. Gurlt, V, 388.

Pagel.

Siebert: Emil S., Schauspieler, † am 21. Mai 1890. S. war der Sohn eines fahrenden Musikanten und zeigte selbst von Jugend auf Begabung für die Musik. Er trat schon als Knabe in Wirthshäusern mit Vorträgen auf der Ziehharmonika, Flöte und anderen Instrumenten auf und wirkte dann als musikalischer Clown im Circus und in Café chantants, bis er eine Anstellung als Komiker am Theater fand. Unter anderen hatte er an den Theatern zu Frankfurt a. M., München, Nürnberg und Cassel feste Engagements, doch hielt er es nirgends lange aus. In den sechziger Jahren war er Inhaber einer Theateragentur in München. Als er dieses Geschäft nach wenigen Jahren satt bekam, siedelte er nach Nürnberg über. Dort trat er alljährlich auf dem Stadttheater in Gastspielrollen auf, und zwar mit demselben Erfolg, wie an allen anderen Orten in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, die er auf zahlreichen Gastspielreisen besuchte. Er hatte sich auf seinen vielen Streifereien durch Deutschland eine seltene Kenntniß der verschiedenen deutschen Dialekte angeeignet und trat mit Vorliebe in vier Einactern auf, die ihm Gelegenheit gaben, seine Virtuosität in der Behandlung der Dialekte an den Tag zu legen. Sein Lieutenant v. Prudelwitz, sein gemüthlicher Sachse, sein Zwiesele in der

„Schwäbin“, sein österreichischer Canzleirath, waren köstliche Leistungen, die überall Beifall fanden. Bis zum Jahre 1884 scheint S. in seiner Villa in Nürnberg in günstigen Verhältnissen gelebt zu haben. Seitdem ging es mit ihm bergab. Seine Villa mußte Schulden halber verkauft werden. S. verschwand, bis er eines schönen Tages wieder als nobler Herr in Graz auftauchte. Man erzählte, daß er in jener Zeit seinen Unterhalt durch Vermittlung von Orden bestritt. Als dieses Geschäft keinen Ertrag mehr abwerfen wollte, machte er am 21. Mai 1890 zu Graz seinem Leben durch Erschießen ein Ende.

Vgl. Neue Freie Presse, 22. Mai 1890, Morgenblatt S. 5, Abendblatt S. 2; 29. Mai 1890, Morgenblatt S. 4. — Deutscher Bühnen-Almanach. 55. Jahrg. Hrsg. von Th. Entsch. Berlin 1891. S. 331.

H. A. Lier.

Siebert: Friedrich S., Arzt und Psychiater, als Sohn von August S. (s. S. 180) am 22. Febr. 1829 in Würzburg geboren, besuchte zunächst die lateinische Schule in Bamberg, wohin sein Vater mittlerweile als Oberarzt am Krankenhause berufen worden war, dann das Gymnasium in Weimar, das er 1849 mit dem Zeugniß der Reife für die Universität verließ. Seine medicinischen Studien machte er bis 1850 in Jena, von da ab in Würzburg unter Virchow und Kölliker und schließlich wiederum in Jena, wo er 1853 die Doctorwürde erlangte. Nachdem er kurze Zeit als Assistent der inneren Klinik bei seinem Vater, sowie der chirurgischen Klinik unter Ried fungirt hatte, absolvirte er 1854 das Staatsexamen in Weimar, beabsichtigte sich in München als Privatdocent zu habilitiren, ging aber nach dem plötzlichen Tode seines Vaters nach Jena zurück und habilitirte sich hier als Privatdocent für pathologische Anatomie. Litterarisch war er in dieser Zeit damit beschäftigt, daß er zu dem bekannten Lehrbuch der pathologischen Anatomie von Förster nicht unerhebliche Beiträge lieferte. Nachdem er 1864 in Weimar das Physicatsexamen bestanden hatte, übernahm er 1865 das Physicat in Jena und zugleich provisorisch als Nachfolger des verstorbenen Professors Schömann die Direction der alten Irrenanstalt daselbst, sowie 1866 die Leitung der von ihm eingerichteten landwirthschaftlichen Colonie Kapellendorf (die übrigens 1879 mit dem Karl-Friedrich-Hospital in Blankenhain unter Keßler's Direction vereinigt wurde). Von jetzt ab wandte sich S. ausschließlich dem Studium der Psychiatrie zu, wurde 1869 definitiv in den obengenannten Functionen bestätigt und 1870 zum außerordentlichen Professor der Psychiatrie an der Universität zu Jena ernannt. Nebenher beschäftigte sich S. eingehend mit dem Studium der reinen Neuropathologie, begründete für Kranke dieser Art 1868 ein eigenes Familienpensionat, erlebte 1879 auch noch die Eröffnung der wesentlich nach seinen Intentionen von Gropius und Schmieder neuerbauten Landes-Irrenanstalt am 1. November genannten Jahres, wobei er die Festrede hielt, erkrankte aber schon zu Anfang des Jahres 1882 an einem Sarcom im Mediastinum und starb an den Folgen desselben am 20. Mai desselben Jahres. S. war, obwohl Autodidact in der Psychiatrie, doch ein ausgezeichneter und beliebter Lehrer in derselben. Seine Zuhörerzahl belief sich in den letzten Jahren auf 40—50 durchschnittlich, worunter junge Aerzte, Professoren und selbst Juristen sich befanden. Die Kunst der Diagnostik war ihm, ähnlich wie seinem Vater, in hohem Maße eigen. Seinen Kranken war er im wahren Sinne des Worts ein Vater, uneigennützig und selbstlos bis zur äußersten Grenze. Er war eine Zierde des ärztlichen Standes, ein eifriger Theilnehmer an ärztlichen Vereinen, sowie nicht weniger am Gemeindeleben. Seine litterarischen Arbeiten sind zwar geringfügig, zeugen aber von genialer Auffassung. Die Titel einiger derselben sind: „Ueber die menschliche Hand“; „Trichinose“; „Ueber die wichtigsten Phänomene im Geistesleben“; „Ueber die Ursachen der

Nervosität unserer Zeit"; „Ueber Erblichkeit und Erziehung". Die letztgenannten sind mehr populär gehalten und für das gebildete Laienpublicum geschrieben.

Vgl. noch Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte ꝛc. von Hirsch und Gurlt, V, 389.

Pagel.

Siebigk: Ferdinand S., geboren zu Dessau am 8. Februar 1823, † zu Zerbst am 8. Mai 1886 als Geheimer Archivrath und Vorstand des herzoglich anhaltischen Haus- und Staatsarchivs. Nach dem frühen Tode seiner Mutter, Charlotte geb. Bobbe, verlor er 1837 auch schon seinen Vater, den Stadt- und Landgerichtsrath Friedrich S. Die Angehörigen und Freunde der Familie nahmen sich liebevoll des strebsamen Jünglings an, besonders General August Stockmarr, seitdem er von Prima aus 1841 in das dessauische Bundescontingent eingetreten war. 1842 ward er zum Unterlieutenant ernannt. Mitten aus seinen wissenschaftlichen Studien auf der Kriegsakademie zu Berlin, die ihm zugleich die Hörsäle der Universität eröffnete, riß ihn der 18. März 1848 heraus, infolgedessen die Officiere sofort in ihre Garnisonen entlassen wurden. Die Entwicklung der Dinge in Deutschland und besonders auch in Anhalt verhinderte für die nächste Zeit die Wiederaufnahme und den Abschluß der theoretischen Ausbildung in Berlin. Zu Weihnachten 1848 zum Oberlieutenant befördert, nahm er 1849 am Feldzug in Schleswig Theil. Auf seinen Wunsch 1851 aus dem herzoglichen Militär entlassen, erhielt er 1855 den Charakter als Hauptmann a. D. Im Civildienst blieb er seit 1851 bis zu seinem Tode. Zuerst nur Rendant der herzoglichen Regierungshauptcasse und der Schuldenverwaltungscasse, übernahm er 1855 daneben auch die Rendantur der Dienerwittwencasse. Später ward er Mitglied der Staatsschuldenverwaltung und des Wittwencassencuratoriums. In diesen Stellungen verblieb er, als er, zum Finanzrath und später zum Cabinetsrath ernannt, 1862 expedirender Secretär beim Geheimen Cabinet und Rendant der herzoglichen Familienfideicommißcasse ward. Nebenher ward ihm das Archivariat des Dessauischen Hausarchivs und des Zerbster Archivs übertragen. Bis zu seinem Tode war er in der Commission zur Verwaltung des Nachlasses des Prinzen Friedrich August zu Anhalt.

Nach dem Tode des Herzogs Leopold 1871 entschloß sich, hochherzig und allen Geschichtsforschern zu Danke, Herzog Friedrich, die bisherigen herzoglichen Einzelarchive zu Zerbst, Dessau, Cöthen, Bernburg und Harzgerode in einem gemeinsamen Haus- und Staatsarchiv unter besondrer Verwaltung im Schlosse zu Zerbst zu vereinigen. Infolge dessen wurde S. unter dem Ministerium v. Larisch mit der Einrichtung, Verwaltung und Leitung dieses neuen Archivs 1872 beauftragt. Die Ueberführung der Bestände der Sonderarchive nach Zerbst ließ sich erst nach 1875 unter dem Ministerium v. Krosigk beenden. An der Neuordnung der Abtheilungen hat S. zuerst allein, seit 1873 mit dem Unterzeichneten, seinem Amtsnachfolger, gearbeitet.

Wie in Dessau, wo er einen schönwissenschaftlichen Lesecirkel mit leitete, war er auch in Zerbst Mitglied der Litteraria. Seit 1875 war er in den Gemeindekörperschaften an St. Nicolai thätig. Sein reges geographisches Interesse befriedigte er verständnißvoll zu Hause und auf Reisen. Ein Hauptverdienst erwarb er sich 1867 durch Neubearbeitung des Heinrich Lindner'schen Buchs von 1833 in der Darstellung des Herzogthums Anhalt. Außer vielen Beiträgen zu E. v. Webern's Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, zu B. Poten's Militärlexikon, der Allgemeinen Deutschen Biographie, der Deutschen Encyklopädie, dem Anhaltischen Staatsanzeiger, der Zerbster Extrapost, den Mittheilungen des Anhaltischen Geschichtsvereins schrieb er 1854: „Das anhaltische Reichscontingent in den Türkenkriegen von 1684—1689",

1864: „Ein Bild aus Dessaus Vergangenheit“, 1873: „Catharina der Zweiten Brautreise nach Rußland 1744/45“. Die Selbstbiographie des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau (von 1676—1703) ließ er 1860 wieder abdrucken. 1875 stellte er Altes und Neues aus dem Herzoglichen Haus- und Staatsarchive in Zerbst zusammen (nicht für den Buchhandel). Zahlreiche Ehrenbezeigungen durch Ordensverleihungen bewiesen ihm die huldreiche Anerkennung seiner Leistungen in der Heimath und an auswärtigen Höfen. Er ist in Dessau beerdigt.

Vgl. Nekrolog in der Zerbster Extrapost Nr. 111 vom 13. Mai 1886.

F. Kindscher.

Siebold: Adam Elias v. S., der jüngste Sohn Karl Kaspar v. Siebold's (S. 186), wurde am 5. März 1775 in Würzburg geboren. Während die drei älteren Brüder Philosophie, Naturwissenschaften und Medicin studirten, wurde A. E. v. S. zum Kaufmannsstande bestimmt und trat in ein Augsburger Geschäft ein, aber nur für wenige Monate; dann begann auch er Medicin zu studiren und zwar zuerst in Würzburg, später in Jena und Göttingen und schließlich wieder in Würzburg, wo er 1798 den Doctortitel erhielt. Frühzeitig hatte er eine besondere Liebe zur Geburtshülfe gefaßt, in welcher schließlich Stark in Jena, F. B. Osiander in Göttingen und später, als er schon Professor extraordinarius war, Johann Lukas Boër in Wien seine Lehrer wurden. Seit 1798 in Würzburg habilitirt und seit 1799 Extraordinarius, hatte er 1804 den Bau der neuen und ersten Gebäranstalt daselbst zu leiten, und zum Ordinarius ernannt, eröffnete er dieselbe 1805 mit einer Rede „Ueber Zwecke und Organisation der Klinik in einer Entbindungsanstalt“. 1804 hatte A. E. v. S. bereits die „Lucina“, eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunst gegründet; während dieser Titel den Gedanken nahe legen konnte, daß er in die Fußtapfen F. B. Osiander's getreten sei und das Entbinden, nicht die Beobachtung der natürlichen Hergänge als Hauptaufgabe des Arztes und Lehrers betrachte, hat er das erste Heft der Zeitschrift grade seinem Lehrer Johann Lukas Boër, wegen dessen Verdiensten um die „Entbindungskunst“ gewidmet. So nahm v. S. einen vermittelnden Standpunkt zwischen Osiander's Polypragmasie und Boër's expectativem Standpunkt ein, wie sich auch in seinem Aufsatze „Ideen zur Beschränkung der Instrumentalhülfe bei schweren Geburten“ zeigt, in welchem er auf die richtige Lagerung der Parturiens, speciell die Seitenlagerung zur Beförderung des Geburtsmechanismus hinweist (Lucina II, 2, 1, 1805). In dieser Zeitschrift besprach er auch schon frühzeitig Frauenkrankheiten (Bd. III, 372), z. B. den Vorfall der Scheide und Gebärmutter, die Inversion derselben (IV, 55) u. A. In einer Anmerkung zu dem Verzeichniß der Vorlesungen über Medicin, Chirurgie und Entbindungskunde an der Universität Würzburg für das Wintersemester 1806—7 sagte er, daß man im Auslande das Gerücht ausgestreut habe, daß unter dem Kurfürsten Ferdinand die Würzburger Universität eingehen werde; der Kurfürst sei aber der Universität sehr gnädig gesinnt und dieselbe habe auch noch 420 Studenten, darunter gegen 100 Mediciner. Speciell aber habe die medicinische Facultät die vortrefflichsten Anstalten und in der Entbindungsanstalt habe er eine Privatsammlung von Becken, Präparaten, Instrumenten, Zeichnungen und Stichen und eine hinlängliche Menge von Schwangern und Gebärenden. Mit großem Eifer wirkte v. S. als Lehrer und das Aufblühen der medicinischen Facultät ist ihm zum großen Theil zu danken. 1816 wurde er nach Berlin berufen und eröffnete daselbst 1817 die neue Universitätsfrauenklinik, mit welcher er eine Poliklinik für kranke Frauen und eine geburtshülfliche Poliklinik verband.

Bereits 1803 hatte v. S. ein „Lehrbuch der theoretisch-praktischen

Entbindungskunde" geschrieben, dessen zweiter Band 1804 erschien und welches bis 1824 verschiedene Auflagen erlebte; von seinen größeren Schriften sind ferner zu nennen: „Annalen der klinischen Schule an der Entbindungsanstalt zu Würzburg", 1806; „Lehrbuch der Hebammenkunst" 1808; „Handbuch der Frauenzimmerkrankheiten", 2 Bände, 1821—26. Seine Lucina wurde 1813 zum „Journal für Geburtshilfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten" erweitert. v. S. starb, nur 53 Jahre alt, am 12. Juli 1828 an einem (?) carcinomatösen Magenleiden mit Magenblutungen. Er hinterließ zwei Söhne und vier Töchter. Universität und Stadt betrauerten seinen Tod in hohem Maaße.

Lucina, Bd. I—IX. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. VI, 1828, I, 572. — Ed. C. J. v. S., Versuch einer Geschichte der Geburtshilfe, Berlin 1845. II, 630, und Geburtshülfliche Briefe. 1862, S. 48. — Kleinwächter in Gurlt-Hirsch, Biogr. Lexikon, V, 391.

F. Winckel.

Siebold: Eduard Kaspar Jakob v. S. wurde als erster Sohn des Adam Elias v. S. (s. o.) in Würzburg am 19. März 1801 geboren, seine Mutter war eine Tochter des fürstlich Thurn- und Taxis'schen Leibarztes Dr. Schäffer, so daß auch von dieser Seite seine Abstammung eine ärztliche war. Frühzeitig in Musik unterrichtet, konnte er sich schon als neunjähriger Knabe mit einem Concert von Sterkel auf dem Flügel öffentlich hören lassen. Um seine Handgelenke gehörig auszubilden, ließ ihm der Vater Unterricht auf der Trommel bei einem Stadttambour geben; seitdem waren die Pauken so sehr sein Lieblingsinstrument, daß er später in Berlin 1½ Jahre als Volontär in das dortige Hofopernorchester eintrat und auch später als Professor noch oft als Paukenschläger in öffentlichen Concerten mitwirkte. 1812 kam er auf das Gymnasium in Würzburg, wo er sich besonders mit Ignaz Döllinger († 1829) befreundete. Nach der Uebersiedelung des Vaters kam v. S. in Berlin im October 1816 auf das Gymnasium zum grauen Kloster. Auf dem Gymnasium fühlte er sich besonders von den Vorträgen von Walch angezogen, welcher mit der tiefsten Gründlichkeit der Sprachkenntnisse eine genaue Exegese der Autoren verbunden haben soll und ihm noch ganz speciell mit ein paar Freunden Privatstunden im Griechischen gab. So kam er zu der Liebe zur Philologie, gab Privatstunden an jüngere Schüler und gedachte sich ganz den philologischen Studien zu widmen. Nur mit schwerem Herzen folgte er den Rathschlägen seines Vaters und ließ sich nach absolvirter Maturitätsprüfung 1820 als Studiosus medicinae in Berlin immatriculiren. Jene philologischen Studien aber, die er auch auf der Universität noch fortsetzte, haben in einer für die Geburtshülfe sehr erfreulichen Weise seine spätere litterarische Thätigkeit beeinflußt und gefördert. Im Wintersemester 1821/22 als junger Student hielt er bereits osteologische Vorlesungen vor 20 Studenten im Auditorium seines Vaters und legte sich dabei eine eigene Knochensammlung an. In den propädeutischen Wissenschaften waren Knape, Rudolphi und Link, in den Kliniken Rust, Berends, Hufeland, Horn seine Lehrer. Besonders befreundet war er mit Karl Mayer, dem Famulus und Assistenten seines Vaters, dem späteren berühmten Gynäkologen. Von 1823—1825 studirte er in Göttingen, wo ihn außer den vorzüglichen Lehrern, namentlich Langenbeck d. Ae., und die großartige Bibliothek sehr anzog. Nach seiner Rückkehr wurde er Assistent seines Vaters, promovirte 1826 mit der Dissertation: De scirrho et carcinomate uteri adjectis tribus totius uteri exstirpationis observationibus, also einem noch heute sehr modernen Thema. Im Mai 1827 nach absolvirtem Staatsexamen als erster Assistent seines Vaters angestellt, habilitirte er sich bereits im Juni desselben Jahres als Privatdocent für Geburtshülfe und begann am 21. Juni 1827 seine Vorlesungen mit 20 Zuhörern.

Von 1827 bis zum Tode seines Vaters war er dessen Assistent, versah dann interimistisch die Directorstelle, ließ eine Uebersetzung des Werkes von Maygrier Nouvelles démonstrations de l'accouchement (Atlas) erscheinen und schrieb 1829 die „Einrichtung der Entbindungsanstalt in Berlin". Im April 1829 verheirathete er sich mit der Tochter des Schiffahrtsdirectors Noeldechen und folgte endlich, nachdem D. H. W. Busch Nachfolger seines Vaters geworden, einem Rufe an dessen Stelle nach Marburg am 14. Juli 1829. Von Marburg aus besuchte v. S. zuerst Naegele d. V. in Heidelberg 1830 und 1831 Paris, wo ihm der zufällig anwesende Alexander v. Humboldt durch Empfehlungen manches sonst für Fremde schwer sichtbare zugängig machte. Im November 1832 erhielt er einen Ruf als Nachfolger F. B. Osiander's nach Göttingen, welchem er im April 1833 folgte.

So war sein sehnsüchtigster Wunsch erfüllt und er war an der Universität Ordinarius, welche ihm ihrer herrlichen Bibliothek und ihrer ausgezeichneten Institute wegen als Student so sehr lieb geworden war. Als Antrittsprogramm schrieb er 1834: „De circumvolutione funiculi umbilicalis adjectis duobus casibus rarioribus" und 1835 fing er bereits die Ausführung seines längst gehegten Planes an, eine Geschichte der Geburtshülfe zu schreiben. Der erste Band derselben erschien 1839, der zweite 1845. Wie kein anderer war v. S. zu einem solchen Werke befähigt, er, der tüchtigste Philologe und der Enkel und Sohn ausgezeichneter Geburtshelfer. Sein Werk ist denn auch ein classisches zu nennen, da er sich „besonders auf das Quellenstudium verlegte, nie den Angaben Anderer traute, sondern Alles selbst einsah, und besonders bemüht war, der Bücherkunde die bestmöglichste Genauigkeit zuzuwenden" (gebh. Briefe S. 73). Das Werk zeichnet sich bei seinem enorm reichen Inhalt durch eine sehr knappe, klare Darstellung und durch eine gerechte Kritik aus. Während er noch mit dem zweiten Bande desselben beschäftigt war, schrieb er 1841 sein „Lehrbuch der Geburtshülfe" und setzte die Herausgabe des A. E. Siebold'schen Journals für Geburtshülfe, Frauen- und Kinderkrankheiten fort (9—17. Band), in welchem er eine Reihe kleinerer Aufsätze publicirte und welches später in die mit Busch, Doutrepont und Ritgen zusammen publicirte Neue Zeitschrift für Geburtshülfe überging, die schließlich 1853 zur Wochenschrift für Geburtskunde unter der Leitung von Busch, Credé, Ritgen und E. v. S. wurde. Neben seinen gynäkologischen Arbeiten pflegte er immer auch noch die Liebe zu den alten Classikern und gab (die 6. 1854) Juvenal's Satiren mit lateinischem Text, mit metrischer Uebersetzung und Erläuterungen 1858 heraus, nachdem er im Winter 1854/55 ein philologisches Collegium: Ueber vergleichende Psychologie des weiblichen Geschlechts der älteren und neueren Zeit, wobei die Erklärung der sechsten Satire Juvenal's zu Grunde gelegt wurde, publice gelesen hatte. Diese Vorlesung war so besucht, daß der größte Hörsaal nicht ausreichte, sämmtliche Hörer zu fassen, was aber v. S. nicht seinem Verdienste, sondern „einzig und allein dem pikanten Stoff" zuschrieb.

In seinen Geburtshülflichen Briefen legte v. S. zum Schluß seines Lebens nochmals alle seine Erlebnisse und zugleich seine Ansichten über die Ausbildung des Arztes speciell des Geburtshelfers und Gynäkologen nieder. Die letzten — der letzte ist datirt vom 15. October 1861 — schrieb er bereits unter den Qualen einer aufreibenden Krankheit und doch sind sie noch so geistig frisch und anregend und von so humanen Anschauungen durchweht, daß ihre Lectüre wahre Freude gewährt und jungen Medicinern nicht genug empfohlen werden kann. Am Morgen des 27. October 1861 verschied er. „In ihm, so heißt es in dem Nachwort zu jenen Briefen mit vollem Recht, „ging wieder eine jener glänzenden Erscheinungen dahin, die nur noch vereinzelt, ehrwürdige Gestalten

einer andern Zeit, in die Zunftmäßigkeit heutiger Fachwissenschaft herrüberragen, in ihm aber auch eine jener ursprünglichen, gefühlskräftigen antiquen Naturen, wie sie nicht mehr auf dem Boden „politischer Reife“, aber sittlicher Prüderie gedeihen wollen. Mit S. verlor nicht nur die gesammte Medicin, insonderheit sein specielles Fach, für dessen Geschichte er zum Thukydides ward, einen wahren Meister, sondern auch die medicinische Facultät der Göttinger Hochschule ihre anerkannteste Berühmtheit. — Fülle der Ideen, Vielseitigkeit, lebendige Empfindung für alles Große und Schöne zeichneten ihn aus. Sein Tact, sein Humor, sein Sinn für Schönheit und Kunst, sein feines Wahrnehmungsvermögen wird von keinem geringeren als Spiegelberg, seinem bedeutendsten Schüler hervorgehoben: besonders aber auch seine unermüdlichen Anstrengungen ernst den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen. 1845 war er nach d'Outrepont's Tode nach Würzburg berufen worden, hatte aber abgelehnt. 16 Stunden vor seinem Tode besorgte er noch die letzte Correctur seiner „Geburtshülflichen Briefe“. Er erlag einer Lungenentzündung bei Herzklappenfehler und Aortenatherom.“

Spiegelberg, Monatschrift für Geburtskunde von Credé 2c., XIX, 321. — E. C. J. v. Siebold, Geburtshülfliche Briefe. Braunschweig 1862. — Kleinwächter, Gurlt-Hirsch, Biographisches Lexikon. V, 392, 393.

F. Winckel.

Siebold: Karl Kaspar S., der Sohn eines Wundarztes vom Niederrhein, geboren im Herzogthum Jülich zu Nideck, am 4. November 1736, wurde von seinem Vater zwei Jahre lang praktisch in der Chirurgie ausgebildet, wurde dann Feldarzt in französischen Spitälern und übernahm 1760 bei dem Oberwundarzt Stang im Juliusspitale zu Würzburg die Stelle des ersten Assistenten. Während dieser Zeit besuchte er drei Jahre lang naturwissenschaftliche und medicinische Vorlesungen an der Universität; 1763—1766 reiste er in Frankreich, England und Holland, promovirte 1769 und wurde darauf in Würzburg ordentlicher Professor für Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe. Ausgezeichnet als Lehrer und Operateur zog er viele Schüler nach Würzburg, erweiterte das anatomische Theater daselbst, legte eine pathologisch-anatomische Sammlung an, verbesserte den Hebammenunterricht und führte verschiedene neue Operationen zuerst aus. 1777 wurde er Leibarzt und Hofrath des Fürsten Georg Karl, 1787 lehnte er einen Ruf als Professor der Chirurgie an die Charité nach Berlin ab; 1801 wurde er in den Reichsadel erhoben, 1803 zum Medicinalrath des Fürstenthums Würzburg ernannt und starb am 5. April 1807. Er ist der Stammvater einer Familie, welcher bis auf die Gegenwart ausgezeichnete Naturforscher und Aerzte entsprossen sind; seine drei Söhne Georg Christoph, Johann Bartholomäus und Adam Elias sind als Chirurgen und Geburtshelfer berühmt. Außer mehreren kleineren Abhandlungen und Dissertationen sind von seinen Schriften zu nennen: „Collectio observationum medico-chirurgicarum“. Bamberg 1769. 4. „Chirurgisches Tagebuch“, Würzburg 1792. 8. „Praktische Bemerkungen über die Castration“, Frankfurt a. M. 1802. 8. Unter seinen Schülern sind zu nennen Hesselbach, Ph. v. Walther und Textor. Schon zu seinen Lebzeiten wurde sein Sohn Adam Elias sein Nachfolger als Professor der Geburtshülfe in Würzburg.

Karl Kaspar v. Siebold's Leben und Verdienste von Joh. Barth. Siebold, Würzburg 1807. — Häser, Geschichte der Medicin. 3. Bearbeitung II, 663. — Seitz, Biographisches Lexikon v. Hirsch, V, 390. — Häser in Pitha-Billroth's Chirurgie, I, 23. 1865.

F. Winckel.

Siebold: Karl Theodor Ernst v. S., zweiter Sohn des Adam Elias v. S. (S. 183), wurde am 16. Febr. 1804 in Würzburg geboren. Bei der Ueber-

siedelung seines Vaters nach Berlin im Jahre 1816 trat er in die Quarta des Gymnasiums zum grauen Kloster ein und blieb auf diesem Gymnasium bis zu Michaelis 1823, wo er zur Universität überging. Schon in Würzburg hatte er, wahrscheinlich durch den Verkehr im Hause des Anatomen Ignaz Döllinger, dessen anatomische Präparate wirbelloser Thiere ihn sehr fesselten, die Zoologie lieb gewonnen und als Gymnasiast in Berlin sammelte er zwar vorwiegend Schmetterlinge, brachte aber auch Schnecken, Tritonen wie andere Süßwasserbewohner heim, um sie im Aquarium zu züchten und ihre Lebensweise zu beobachten. Von 1823—1828 studirte er in Berlin und Göttingen Medicin. In Göttingen zog ihn besonders Blumenbach an. Nach beendigten Studien absolvirte er auch die Physikatsprüfung und wurde 1831 Kreisphysikus in Heilsberg, wohin er seine Braut, eine geborene Noeldechen als Gattin mit sich nahm. 1834 auf seinen Wunsch als Physikus nach Königsberg versetzt, erhielt er schon im Herbst desselben Jahres die Direction der Hebammenschule in Danzig, „um, wie er im späteren Leben oft scherzweise sagte, bequem seinen zoologischen Studien in der Ostsee nachgehen zu können". Während seines Aufenthaltes in Ost- und Westpreußen hat S. etwa vierzig größere und kleinere zoologische Abhandlungen verfaßt und einige der in ihnen dargestellten Untersuchungen, z. B. die Entwicklungsgeschichte der Ohrenqualle und der Saugwürmer gehören zu den wichtigsten Entdeckungen der damaligen Zeit. Deshalb brachte ihn C. v. Baer bei seinem Abgange von Königsberg nach Petersburg für die durch ihn frei gewordene Professur mit in Vorschlag. Allein Rathke wurde statt seiner nach Königsberg berufen. Dagegen ist es wohl dem Einfluße Alexander v. Humboldt's, der 1835 während der Naturforscherversammlung in Danzig bei Siebold wohnte und dem er die von ihm neu entdeckten höchst merkwürdigen Jugendformen der Ostsee-Meduse zeigte, zu danken, daß C. Th. v. S. 1840 für die durch Rudolph Wagner's Abgang von Erlangen frei werdende Professur der Zoologie, vergleichenden Anatomie und Veterinärwissenschaft berufen wurde. 1845 wurde er dann nach Freiburg i. B., 1850 als Nachfolger des Physiologen Purkinje nach Breslau und 1853 endlich nach München berufen. In Freiburg schon hatte er auch die Physiologie übernommen. In München war er zunächst nur Physiologe und vergleichender Anatom, dann las er zwei Jahre menschliche Anatomie (1853—55), gab aber nach Bischoff's Berufung die Physiologie und menschliche Anatomie auf und las nur die vergleichende Anatomie. Zugleich trat er in die philosophische Facultät ein, in der er Conservator der zoologischen Staatssammlung wurde und von neuem Zoologie lehrte (1855). S. besaß einen merkwürdigen Blick für das Gesetzmäßige; das Wesen seiner Forschungen hat R. Hertwig als „geistvolle Naturbetrachtung bezeichnet, wobei er sich aber nicht bloß mit der klaren Auffassung und Darstellung der Thatsachen begnügt, sondern auch bemüht habe, die Einzelbefunde zum Ganzen der Wissenschaft in Beziehung zu setzen und durch vorurtheilsfreie Beurtheilung derselben wichtige allgemeine Resultate zu erzielen". In Erlangen schrieb er ein Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. In den Ruhm, die Geheimnisse des Bienenstaates aufgeklärt zu haben, theilt sich Siebold mit Dzierzon und Leuckart; er hat aber stets anerkannt, wie besonders die Genialität Dzierzon's der Forschung die richtigen Bahnen eröffnet habe. — Zur Zeit seines rüstigen Schaffens gehörte er zu den beliebtesten Lehrern der Münchener Universität. Schon an der Schwelle des Greisenalters stehend, als Darwin's Schriften die gewaltige Umwälzung aller bisherigen Anschauungen in der Zoologie hervorriefen, arbeitete er sich noch voll und ganz in den neuen Ideenkreis ein und entschied sich schließlich mit aller Bestimmtheit für die Descendenztheorie. Von uneigennützigster Wahrheitsliebe, von eisernem Fleiß bei heiterer Geistesstimmung und gesunder

Constitution war S. in seinem Schaffen unermüdlich. Als seine wichtigsten Werke sind zu nennen: „Die vergleichende Anatomie der wirbellosen Thiere", (1848), welche in's Englische und Französische übertragen wurde, ferner: „Die Süßwasserfische Mitteleuropa's" (1863), dann seine „Untersuchungen über die Naturgeschichte und Entwicklung der Eingeweidewürmer" (1854). Die meiste Arbeitszeit seines Lebens hat er aber auf die Erforschung der Parthenogenesis (München 1862) verwandt, und man kann S. mit vollem Recht als den wissenschaftlichen Begründer dieser Lehre bezeichnen. — Endlich hat er mit Kölliker zusammen die Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie gegründet.

Wie sein Bruder Eduard war auch er ein großer Freund von Musik und machte sein Haus zu einem Sammelpunkt befreundeter Gelehrter und Künstler der verschiedensten Berufszweige. Nach längerem Siechthum unterlag er am 7. April 1885.

Chronik der Ludwig Maximilians-Universität. München 1884/85. — R. Hertwig, Denkrede auf K. Th. E. v. Siebold in der Münchener Akademie der Wissenschaften am 25. März 1886. — Seitz, in Gurlt-Hirsch, Biographisches Lexikon. V, 393. F. Winckel.

Siebold: Philipp Franz Jonkheer v. S., Reisender und Naturforscher, geboren zu Würzburg am 17. Februar 1796 als Sohn des Universitätsprofessors Christoph v. S., † zu München am 18. October 1866.

S. stammt aus einer alten Gelehrtenfamilie und ist ein Enkel des berühmten in den Reichsadelstand erhobenen Karl Kaspar v. S. (S. 186), dem seine Zeitgenossen die Bezeichnung Chirurgus inter germanos princeps verliehen hatten. Nach dem frühen Verlust seines Vaters wurde S. von seinem Oheim Domcapitular Lotz erzogen und bekundete frühzeitig eine Vorliebe für die Naturwissenschaften. Es war daher auch ganz natürlich, daß er sich dem Studium der Medicin widmete, da diese so nahe mit den Naturwissenschaften verbunden ist. Im J. 1820 promovirte S. zu Würzburg zum Doctor der Medicin und 1833 zum Dr. philos. Ausgerüstet mit einem seltenen großen Fond naturwissenschaftlicher und allgemeiner Bildung, angezogen und durchdrungen von einer warmen Sehnsucht nach jenen Ländern, die des Knaben Phantasie angeregt hatten, erfüllt von der Begierde, mehr als das Alltägliche zu leisten und gestählt durch einen festen Willen, war ihm auch das Schicksal günstig, insofern seine Sehnsucht und sein Forschungsgeist ihn nach Ländern und auf Gebiete führte, welche bis dahin der Wissenschaft so gut wie verschlossen waren.

Mit Erlaubniß des Königs von Baiern folgte S. einer ehrenvollen Aufforderung mehrerer deutschen und österreichischen gelehrten Gesellschaften, eine Forschungsreise nach Ostindien zu unternehmen. Hierzu bot sich ihm die günstigste Gelegenheit durch Eintritt in königlich niederländische Dienste. Es war eine besondere Auszeichnung, daß S. gleich mit dem Range eines Sanitätsofficiers I. Classe angestellt, und zur Begleitung eines an Bord der Fregatte de jonge adriana nach Batavia abgehenden Truppencontingents bestimmt wurde. Am 23. September 1822 verließ S. Holland und langte nach einer langwierigen Reise in Batavia an, wo er durch Decret des Generalgouverneurs als „Chirurgien Major" dem 5. Artillerieregiment zu Weltevreden auf Java attachirt wurde.

Um diese Zeit hatte die niederländische Regierung besonders ihr Augenmerk auf die Entwicklung der Handelsbeziehungen mit Japan gerichtet, welche infolge der Napoleonischen Kriege sehr zurückgegangen waren, da die englischen Kreuzer die holländischen Handelsschiffe aus fast allen Meeren vertrieben hatten. Eine neue besondere Mission sollte an den Hof des Shoguns (damals irrthümlich weltlicher Kaiser genannt) abgesandt werden, um die Erneuerung der alten

Handelsprivilegien zu erlangen, aber zugleich den Versuch zu machen, bessere Bedingungen und größere Freiheiten zu erreichen. Diese handelspolitischen Zwecke sollten durch die Entsendung eines wissenschaftlich gebildeten Arztes unterstützt werden. Man wußte, daß die Japaner die europäischen Wissenschaften schätzten: Medicin, Naturgeschichte und Mathematik waren bei diesem Volke von jeher beliebt und es war seit den Zeiten Kämpfer's und Thunberg's Thatsache, daß Gelehrte bei der niederländischen Factorei sich stets einer besonderen Beliebtheit erfreut hatten, und besonders Aerzte gut aufgenommen wurden. Letzteren verschaffte ihre Kunst die Erlaubniß und Gelegenheit, mit den Eingeborenen in nähere Berührung zu kommen und zu Nagasaki und bei der Reise an den Hof des Shoguns in Yedo sich mancherlei Vortheile zu verschaffen, welche der Erforschung des Landes günstig waren.

Im April 1823 wurde S. zum Arzt bei der Factorei in Desima ernannt und in dieser Eigenschaft dem Colonel de Sturler, welcher als „Opperhoofd“ in außerordentlicher Mission nach Japan abgesandt wurde, zugetheilt.

Am 26. Juni 1826 schiffte sich S. an Bord der „drie Gezusters“ ein, welche von der „Onderneming“ begleitet war. Nach einer gefahrvollen Reise, bei der die Schiffe an der Küste von Japan in einem Cyclon nahe daran waren zu Grunde zu gehen, liefen dieselben glücklich am 11. August im Hafen von Nagasaki ein. S. glaubte sich beim Anblick hier lebender Holländer ins 17. Jahrhundert zurück versetzt, ihre den Japanern nachgeahmten steifen Höflichkeitsformen, die altmodische Tracht: gestickte Sammetröcke, schwarze Mäntel und Stahldegen, erregten sein Erstaunen. Die eifersüchtige polizeiliche Ueberwachung seitens der japanischen Behörden hingegen, welche die Ausländer auf der kleinen Insel internirt hielten und nur bei besonderen Gelegenheiten die Stadt zu besuchen erlaubten, versprach weder den Aufenthalt angenehm zu machen, noch die ihm gewordene schwierige Aufgabe zu erleichtern.

S. ging jedoch mit jugendlicher Energie, gepaart mit großer Vorsicht an die Ausführung der ihm gegebenen Instructionen, durch seine Stellung als Arzt die politischen Zwecke der Mission zu unterstützen. Er ließ es sich angelegen sein, gleichzeitig mit seinen naturhistorischen und ethnographischen Studien das Volk und seine Regierung näher kennen zu lernen, und Beobachtungen über Staatsverfassung, Politik und Volkswirthschaft anzustellen, welche der Entwicklung der niederländischen Handelsinteressen dienlich sein konnten. Es gelang ihm auch unter dem Vorwande des Krankenbesuchs das Vorrecht des freien Aus- und Eingangs zu erlangen. Nach und nach dehnte er seine Ausflüge, wobei er nur von seinen Schülern begleitet war, über die ganze Umgegend von Nagasaki aus, und da die Niederländer in Japan baares Geld nicht führen durften, machte er sich durch ärztliche Dienstleistungen beliebt, und stellte seine ethnographischen Sammlungen durch Tausch mit europäischen Gegenständen zusammen. S. knüpfte namentlich auf der Landreise nach Yedo beim Besuche des Hofes des Shoguns im J. 1826 Beziehungen mit japanischen Gelehrten und hochgestellten Persönlichkeiten an, und besuchte auch die Städte Shimonoseki, Osaka und Kioto. Es gelang ihm, trotz des strengen Verbots, über staatsrechtliche, volkswirthschaftliche und religiöse Verhältnisse werthvolle Materialien zu sammeln, welche seine vertrauten Schüler ins Holländische übersetzten.

Durch Gefälligkeiten, die er dem Hofastronomen Taka hasi Sakusaye mon erwiesen hatte, gelang es ihm, Copien der wichtigsten Landesaufnahmen, sowie Karten der angrenzenden Gebiete, wie Saghalien, das Amurgebiet und die Liu-Kiu-Inseln zu erhalten, welche unsere geographischen Kenntnisse über Ostasien außerordentlich bereicherten. Immer zahlreicher wurde die Schaar seiner Schüler. Allmählich hob sich der Schleier des Geheimnisses, welcher bis dahin das japa-

nische Volk, seine Sitten und Gesetze verhüllt hatte. Plötzlich, entweder durch Zufall oder Verrath, wurden Siebold's Beziehungen zum Hofastronomen von der japanischen Regierung entdeckt. Der unglückliche Beamte wurde sogleich ins Gefängniß geworfen, und bald theilten die meisten Freunde und Schüler Siebold's dasselbe Schicksal. Die japanische Regierung faßte die Angelegenheit als Landesverrath sehr ernst auf. Mehrere der Getreuen Siebold's nahmen sich durch das landesübliche Leibaufschlitzen das Leben, andere wurden auf die Folter gespannt, um Mitschuldige zu verrathen und über den Verbleib der Karten Auskunft zu geben. S. selbst wurde vom 18. December 1828 bis 28. December 1829 auf Desima in strenger Untersuchungshaft gehalten und schwebte fortwährend in Lebensgefahr. Gravirend für ihn war der Umstand, daß sich herausstellte, daß er kein geborener Holländer, sondern ein fremder Staatsangehöriger, ein Deutscher sei. Die niederländischen Behörden, denen der Zwischenfall sehr ungelegen kam, konnten ihn nicht nur nicht beschützen, sondern verlangten sogar von ihm die Herausgabe aller ihm seitens des Generalgouverneurs von Indien ertheilten Aufträge und Instructionen, um die niederländische Regierung nicht zu compromittiren. S. war auf sich selbst angewiesen und vertheidigte sich vor den japanischen Behörden, denen hauptsächlich daran gelegen schien, die Karten wieder zurück zu erlangen. Lange kämpften in S. die Gefühle der Selbsterhaltung und der Wunsch, seine Freunde zu retten, mit dem Widerstreben, die errungenen Schätze wieder preisgeben zu müssen. Doch endlich mußte er sich zur Herausgabe der Karten bequemen, nachdem er nächtlicherweile flüchtige Copien davon angefertigt hatte, welche er unter seinen zoologischen Sammlungen versteckt an Bord des holländischen Schiffes in Sicherheit brachte. Nun wurden ihm noch seine übrigen Sammlungen durchsucht und alles was irgendwie Verdacht erregte, wie Waffen, Münzen oder Culturgegenstände, confiscirt. Schließlich wurde ihm der Beschluß mitgetheilt, wodurch er des Landes für immer verwiesen ward. Am 2. Januar 1830 verließ er Nagasaki. Er reiste zuerst nach Batavia und erhielt dort die Erlaubniß nach Holland zurückzukehren.

Von dem Könige Wilhelm II. mit großer Auszeichnung aufgenommen, gab er sich nun ganz der Herausgabe seiner Werke hin (siehe Verzeichniß am Ende) und ordnete seine Sammlungen, welche in Leiden aufgestellt wurden. Hier legte er auch einen botanischen Garten an, der den Zweck verfolgte, japanische Gewächse zu acclimatisiren, ein Versuch, der die glücklichsten Resultate erzielte und dem wir die Bereicherung unserer Gartenflora um viele hundert Species verdanken.

Vom Könige von Holland mit dem Range eines Obersten des niederländisch-indischen Generalstabs und Aufnahme in den holländischen Adelstand mit dem Titel Jonkheer ausgezeichnet, vermählte sich S. im J. 1845 mit Helene v. Gagern, mit der er in glücklichster Ehe zum Theil in Holland, zum Theil auf seiner Besitzung St. Martin am Rhein und in Bonn lebte.

In politischer Hinsicht war er durch seine Stellung beim Ministerium der Kolonien als „Adviseur“ für japanische Angelegenheiten thätig und folgte auch 1852 einem Rufe des Kaisers von Rußland, um in der Frage der Grenzregulirung des Amurgebiets mit China seine Ansichten darzulegen.

Inzwischen hatte sich im fernen Ostasien vieles geändert; die Dampfkraft hatte Japan den Westmächten näher gerückt, und die Eröffnung des Reiches war nur noch eine Frage der Zeit. Seit lange hatten S. die großartigsten Pläne zur Erweiterung des Handels mit Japan erfüllt, dessen reiche Quellen für Volkswohlfahrt er frühzeitig erkannt hatte. Auf seine Veranlassung schrieb König Wilhelm II. einen epochemachenden Brief an den Shogun von Japan, um ihm den Rath zu geben, freiwillig den Verkehr mit den Westmächten anzubahnen.

S. hat in seiner 1854 herausgegebenen Brochüre „Urkundliche Darstellung der Bestrebungen von Niederland und Rußland zur Eröffnung Japans“ ausführlich bewiesen, daß Holland und Rußland, nicht Amerika die Ehre zukommt, Japan dem Welthandel eröffnet zu haben.

Als endlich die neuen Verträge mit Japan abgeschlossen waren und die japanische Regierung das Verbannungsurtheil gegen S. aufgehoben hatte, konnte er nicht länger der Sehnsucht widerstehen, das schöne Land im Aufgange der Sonne wiederzusehen, dessen Interessen so ganz mit seinem Leben verwachsen waren. Da sich Bedenken gegen seine Verwendung in neuer diplomatischer Eigenschaft geltend machten, ging er nicht im Regierungsauftrage hin, sondern nahm das Anerbieten der „Nederlandschen Handel Maatschappij“ an, als Beirath ihrer Handelsverbindungen nach Japan zu reisen. Im April 1859 im Alter von 63 Jahren schiffte sich S. in Marseille in Begleitung seines zwölfjährigen Sohnes Alexander ein und erreichte im August desselben Jahres Nagasaki. Von vielen seiner alten Freunde und Anhänger mit offenen Armen empfangen, benutzte er seinen Aufenthalt in Nagasaki, unter den jetzt erleichterten Verkehrsverhältnissen seine Studien über Japan zu vervollständigen, dabei aber auch die große ethnographische Sammlung anzulegen, die sich heute in München befindet. Der beste Beweis dafür, daß sich auch in japanischen Regierungskreisen die Ansichten über Siebold's frühere Thätigkeit vollständig geändert hatten, war seine Berufung nach Yedo im J. 1861 in eine Vertrauensstellung bei dem damaligen Staatsrathe des Shoguns. Der Zweck dieser Ernennung war nicht nur die Einführung europäischer Wissenschaften, sondern auch um sich seines Raths in politischen Fragen zu bedienen.

Die Verwicklungen, welche infolge der Eröffnung des Landes entstanden waren, hatten bereits die ganze Staatskunst der Regierung erschöpft. Einerseits machte sich der Widerstand der japanischen Landesfürsten gegen den Fremdenverkehr geltend, andererseits war die Haltung der Fremdmächte drohend geworden, weil man ihnen die Ausführung der Verträge nicht genügend zugestehen konnte. Im Innern des Landes bereitete eine starke Partei von Patrioten den Umsturz des Regierungssystems vor und wollte den Vertreter der legitimen Dynastie, den Mikado, wieder zur Regierungsgewalt bringen. Bewaffnete Banden bildeten sich in den Provinzen und machten die großen Städte unsicher. Sie überfielen sowohl die japanischen Minister wie die fremden Ansiedler und stürmten sogar die englische Gesandtschaft in Yedo.

S., die wahren Motive der Bewegung erkennend, war einer der ersten, die Restauration des Mikados als unvermeidlich anzusehen, ein Standpunkt, den er später nach seiner Rückkehr nach Europa in Briefen an den Kaiser von Rußland auch vertrat. In der schwierigen Stellung als Berather der Minister des Shoguns beschränkte er sich darauf, die Reibungen mit den Westmächten möglichst zu vermindern und die Regierung zu einer liberalen Politik zu ermuthigen.

Siebold's Einfluß auf politischem und diplomatischem Gebiet erweckte nun aber die Eifersucht des niederländischen Vertreters Mr. de Witt, welcher nebenbei auch noch von Besorgniß erfüllt gewesen sein mag, einen niederländischen Beamten in so exponirter Stellung zu wissen. Er forderte ihn daher auf, Yedo zu verlassen, und da sich S. weigerte diesem Verlangen Folge zu leisten, wandte er sich an die japanische Regierung, um die Entlassung Siebold's aus ihrem Dienste zu veranlassen.

So mußte S. zum zweiten Male inmitten einer segens- und einflußreichen Thätigkeit seine Laufbahn abbrechen. Bald darauf erfolgte seine Abberufung nach Batavia seitens seiner vorgesetzten Behörde, des Generalgouverneurs von Indien. Dieser stellte ihm eine baldige Verwendung in diplomatischer Eigen-

schaft in Japan in Aussicht. Vertrauensvoll folgte S. dem Rufe und kehrte nach Batavia zurück, wo er jedoch bald entdecken mußte, daß seine Hoffnungen sich nicht erfüllten. Bei seiner Ankunft erklärte der Generalgouverneur sich außer Stande, etwas für ihn zu thun, weil inzwischen die japanischen Angelegenheiten an das auswärtige Ministerium im Haag übertragen worden seien.

In Holland erwarteten den nun dahin zurückgekehrten S. eine Reihe von Enttäuschungen und Kränkungen. Nach einer erbitterten Auseinandersetzung mit dem Ministerium forderte er seine Entlassung und nachdem ihm diese mit allen Ehrenbezeigungen gewährt war, zog er sich nach Baiern zurück. Hier beschäftigte er sich mit der Vollendung seiner Werke und der Aufstellung seiner Sammlungen, welche vom bairischen Staate angekauft wurden. Noch bis zu seinem Tode am 18. October 1866 zu München gab er sich der Hoffnung hin, Japan, das Land seiner Wünsche, wieder zu sehen und machte noch bis zuletzt Vorbereitungen zu einer dritten Reise, welche aber nicht mehr zur Ausführung kommen sollte. In seiner Geburtsstadt Würzburg und in Nagasaki haben seine Freunde und Verehrer ihm Monumente errichtet. Auf dem japanischen Denkmal, einem großen Felsblock im Park von Nagasaki, sind seine Verdienste um Japan verzeichnet; seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft sichern ihm auch in Europa für alle Zeiten ein dauerndes Andenken als dem ersten und bedeutendsten der Erforscher Japans.

Siebold's Hauptwerke sind meist im Selbstverlag erschienen. Hervorragend sind:

„Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern“, Leiden 1852, enthält: I. Mathematische und physische Geographie von Japan, Jezo u. s. w. — II. Volk und Staat, Beschreibung der Bewohner von Japan ꝛc. Land- und Seereisen des Verfassers. — III. Mythologie, Geschichte, Archäologie und Numismatik. — IV. Künste und Wissenschaften, besonders Sprache und Litteratur. — V. Religion unter dem Titel „Nippon Pantheon“. — VI. Landwirthschaft, Kunstfleiß und Handel. — VII. Die Neben- und Schutzländer von Japan ꝛc.

„Fauna Japonica“, mit C. H. Temmink und H. Schlegel bearbeitet: Reptilia. Crustacea. Mammalia. Aves. Pisces.

„Flora Japonica“ mit Dr. Zuccarini bearbeitet.

„Bibliotheca Japonica“ mit Ko Tsching Dschang und Hofmann bearbeitet. 6 Bücher.

„Catalogus librorum Japonicorum“.

„Isagoge in Bibliothecam Japonicam.“ Leiden 1841.

„Epitome linguae Japonicae.“

„See- und Handatlas vom Japanischen Reiche und dessen Neben- und Schutzländern.“

Frhr. A. v. Siebold.

Siefert: Paul S. (lateinisch Syfertus), bisher nannten ihn die Lexika Seyfert oder Syfert, erst nach Auffindung von Documenten von Siefert's Hand konnte die richtige Schreibweise festgestellt werden. Seinem Porträt zufolge muß er 1586 zu Danzig geboren sein und starb ebendort am 6. Mai 1666, begraben am 10. Mai in der St. Marienkirche. Dasselbe Bild (im Neudruck in der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft, Jahrg. 7, Seite 399 mitgetheilt) belehrt uns auch, daß er ein Schüler des berühmten Organisten Sweelinck in Amsterdam ist. Von da aus kam er vielleicht gleich an die Hofcapelle in Warschau, wahrscheinlich als Organist und diente dort, wie er selbst sagt, mehreren Königen. Warum er gegen 1620 die Stellung verließ, ist nicht ersichtlich, vielleicht hatte er sich, wie später in Danzig, bei seinen Vorgesetzten

und den Mitgliedern der Capelle durch sein herrschsüchtiges Wesen so unbeliebt gemacht, daß er es für gut fand, der Stadt den Rücken zu kehren. Dem polnischen Herrscherhause blieb er trotzdem in dankbarer Erinnerung zugethan und bethätigte dies in mehrfacher Hinsicht bei Herausgabe seiner Compositionen. Kurz vor Ostern im Jahre 1620 tritt er in Danzig, seiner Geburtsstadt auf und überreicht dem Rathe der Stadt ein Verzeichniß neuer Compositionen, um deren Aufführung er während der Osterfeiertage in der Kirche nachsucht. Der Rath faßte den Beschluß, daß S. seine Compositionen zu Ostern aufführen könne, sich jedoch vorher darüber mit Kaspar Förster verständigen solle. Dieser Kaspar Förster war zur Zeit Cantor am Gymnasium und hatte wohl die Verpflichtung, die Kirchenmusik an St. Maria mit seinem Chore zu unterstützen, resp. den jeweiligen Capellmeister zu vertreten; nur so läßt es sich erklären, daß sich S. nicht an den Capellmeister Andreas Hackenberger (der bis 1625 im Amte war), sondern an Förster zu wenden hatte. S. war ein fleißiger und tüchtiger Componist und seine Arbeiten scheinen auch in Danzig gewürdigt worden zu sein, denn der Rath befahl deren Aufführung zu verschiedenen Malen, wo feindliche Gesinnungen seiner unmittelbar Vorgesetzten dieselben unterdrücken wollten. S. wurde, als die Stelle eines Organisten an St. Maria durch den Tod Michael Weyda's frei wurde, 1623 an dessen Statt eingesetzt. Als aber 1625 die Kapellmeisterstelle an St. Maria frei wurde, zog man ihm Kaspar Förster vor und das war der Beginn einer fast dreißigjährigen Feindschaft zwischen ihm, dem Kapellmeister und den Musikern, denn stets hatte er Klage zu führen, daß man seine Compositionen bei der Aufführung verpfusche und sah darin nur bösen Willen und Uebelwollen gegen ihn. Jahr aus Jahr ein wurde der Rath mit Klage- und Vertheidigungsschriften beider Theile bestürmt, die von Seiten Siefert's aus sich oft zu großer Leidenschaftlichkeit steigern. Der Rath tritt gegen S. ungemein mild auf und sucht ihn zu schützen so weit er kann, ein Beweis, wie man ihn als Künstler schätzte. Eine ausführliche Darstellung nebst Abdruck zahlreicher Actenstücke und Eingaben findet man in der oben bereits genannten Vierteljahrsschrift. Von Siefert's Compositionen hat sich nur Weniges erhalten und zwar sind dies 2 Bände Psalmenbearbeitungen „nach französischer Melodey oder Weise“ zu 4 und 5 Stimmen mit Instrumentalbegleitung. Sie erschienen 1640 und 1651 in Danzig und befindet sich ein vollständiges Exemplar in der Stadtbibliothek in Danzig. G. Döring äußert in seiner Geschichte der Musik in Preußen (Elbing 1852, S. 198) über dieselben, daß sie den Cantiones sacrae von Stobaeus vielfach verwandt seien, doch sich mehr einem lieblichen Wohlklange zuwenden, als durch Kraft und Tiefe sich auszeichnen. Schon nach dem Erscheinen des 1. Theils benützten die Feinde Siefert's die Gelegenheit zu einem neuen Schlage gegen ihn, und um ihn desto sicherer zu treffen, wurde der Capellmeister Marco Scacchi in Warschau bewogen, Siefert's Psalmen einer Kritik zu unterziehen. Daß Scacchi nicht aus eigenem Antriebe handelte, ist aus der Dedication ersichtlich, die an den Danziger Kaspar Förster gerichtet ist, also an denjenigen, von dem die Anregung zu dem Angriff nur ausgegangen sein kann. Am Ende der Schrift theilt Scacchi 50 Canons von italienischen und polnischen Componisten mit, welche S. beweisen sollen, wie man zu componiren habe. Von der Schrift sind bis heute nur zwei Exemplare: in dem British Museum und in dem Liceo musicale in Bologna bekannt, leider aber bisher von Niemandem ordentlich untersucht worden, so daß wir selbst über den Inhalt nur durch Mattheson oberflächlich unterrichtet sind. Betitelt ist dieselbe: Cribrum musicum ad triticum Syferticum, seu examinatio succincta Psalmorum, quos non ita pridem Paulus Syfertus Dantiscanus, in

aede . . . Venetiis 1643. Alex. Vincentius. S. antwortete 1645 mit einer „Anticribatio musica ad avenam Scacchianam“ . . . in Danzig gedruckt, worin er geradezu ausspricht, daß die Kritik von Förster ausgegangen sei. Er geht übrigens dem Italiener hart zu Leibe und sagt ihm ins Gesicht, daß die heutigen in der Oper verlotterten Italiener gar nicht im Stande wären, einen kunstvollen Satz zu beurtheilen. Scacchi soll sich darauf an den Componisten Micheli Romano, Beneficiat an der Kathedrale zu Aquileja, einen im alten Stile wohlbewanderten Componisten, gewandt und dieser soll S. eine Anzahl seiner Compositionen nebst einem höflichen Schreiben übersendet haben, worauf S. im Februar 1647 ihm antwortete, daß er durch solche Kunstfertigkeit sich allerdings geschlagen sehe und der italienischen Schule die ihr gebührende Anerkennung nicht versagen könne. Im Jahre 1652 starb der Kapellmeister Kaspar Förster, doch befand sich S. bereits in einem Alter, daß er wohl mehr den Wunsch der Ruhe als neuer Arbeitslast hegte; wie es scheint, ließ er sich auch bald darauf pensioniren, wenn man der amtlichen Bezeichnung „E. E. Rahts Stipendiat“ diese Bedeutung beilegen kann. Leider hat sich von seinen Orgelcompositionen, die als Arbeiten eines Schülers von Sweelinck ein ganz besonderes Interesse hätten, nichts erhalten und dies benimmt uns die Gelegenheit, Siefert's Leistungen so recht kennen zu lernen. Vielleicht ist eine spätere Zeit im Stande, diese Lücke auszufüllen.

Rob. Eitner.

Siegbert: s. Sigbert.

Siegel: Michael S., geboren zu Thum im Meißnischen, vom Jahre 1623 an Cantor in Hayn, lieferte für das Meyfart'sche Lied: „Sag, was hilft alle Welt“ eine Melodie, die im 3. Theil des großen Gothaer Cantionals (1648) abgedruckt ist. Von seinen Lebensumständen scheint nichts weiteres bekannt zu sein.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., III, 277. Die Melodie: Johannes Zahn, die Melodien der deutsch-evangelischen Kirchenlieder, 1. Bd., Gütersloh 1889, S. 31, Nr. 101.

l. u.

Siegemund: Justine S., geb. Dittrich, Ende des 17. Jahrhunderts in Rohnstock bei Jauer in Schlesien geboren, als Tochter eines Geistlichen, und mit dem Rentschreiber Siegemund verheirathet, wurde als 20jährige Frau für schwanger gehalten und 14 Tage lang als vermeintliche Kreißende von verschiedenen Hebammen gequält, bis sich endlich herausstellte, daß sie nicht schwanger war. Dadurch wurde sie veranlaßt, sich selbst dem Hebammenberufe zu widmen, um ihren Mitmenschen ähnliche Qualen, wie sie sie überstanden, zu ersparen. Wenn von irgend einer Frau gesagt werden kann, daß sie ihres Glückes eigner Schmied gewesen, so sicher von der Siegemundin, welche sich einen eigenen Unterricht verschaffte, durch Bücher und Abbildungen, und von ihrem 25. Jahre an zwölf Jahre hindurch armen Bäuerinnen beistand, bis ihr Ruf immer weiter drang, und sie erst als Hebamme nach Liegnitz und dann durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Hof-Wehe-Mutter nach Berlin berufen wurde. Von hier führte ihre Praxis sie bis nach Friesland und Holland. Ihre Erfahrungen legte sie in dem der medicinischen Facultät zu Frankfurt a. O. zur Censur unterbreiteten Werke „Die Kur-Brandenburgische Hof-Wehe-Mutter“ u. s. w. Cölln a. d. Spree nieder und erhielt von dieser ihre Approbation am 28. März 1689. Dieses Werk hat mehrere Auflagen 1692, 1723, 1756 — die letzteren unter dem Titel: Die Königl. Preußische und Kurbrandenburgische Hofwehemutter — erlebt und wurde schon 1691 von Cornelis Solingen in das Holländische übersetzt. Es enthält nur Originalabbildungen, welche in mancher Beziehung besser sind, als die der da-

maligen Hebammenlehrbücher von Rößlin und Rueff. Sie schildert den Verlauf der Geburten trefflich, weiß auch, daß Gesichts- und Beckenendlagen ohne Kunsthülfe gut enden können; sie giebt genaue Schilderung der Untersuchungen, beschreibt die Wendung auf die Füße sehr gut; sie erfand ein Stäbchen zum Einführen von Wendungsschlingen; kannte auch bereits das Einleiten des vom Beckeneingang abgewichenen Kopfes durch innere Handgriffe und empfahl bei dem vorliegenden Mutterkuchen eine Behandlung, welche noch heutigen Tages oft mit Glück ausgeführt wird. In einem Streit mit dem Professor A. Petermann in Leipzig, welcher ihre Encheiresen absurde nannte, trat die Frankfurter Facultät auf ihre Seite. Zwar waren ähnliche Hebammenlehrbücher, wie das ihre, in Form von Fragen und Antworten zwischen zwei Hebammen geschrieben, schon früher erschienen, so von der Margarethe du Tertre 1677, aber sie waren weit unter dem Werke der Siegemundin stehend, obwohl die du Tertre als Lehrerin im Hôtel Dieu jedenfalls bei weitem mehr Gelegenheit hatte, Erfahrungen zu sammeln, als die nur privatim prakticirende S.

Siebold, Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe II, 201—205. — F. B. Osiander, Lehrbuch der Entbindungskunst. I. Theil: Geschichte. Göttingen 1799. S. 178.

F. Winckel.

Siegen: Arnold v. S. war ein Sohn des Kölner Rathsherrn Gerhard v. Siegen. Man kann ihn als den angesehensten und einflußreichsten Bürger Kölns im 16. Jahrhundert bezeichnen. Zwölfmal wurde er zum Bürgermeister gewählt; auch andere hohe Rathsämter, wie das eines Rentmeisters und Universitätsprovisors hat er bekleidet. Sein gewinnendes Wesen und seine Beredsamkeit, welche Hermann v. Weinsberg in seinem Gedenkbuche rühmt, verschafften ihm schon frühzeitig die Gunst seiner Rathsgenossen, die ihn vielfach zum kaiserlichen Hofe, zu Reichs- und Städtetagen, sowie zur Brüsseler Regierung als ihren Vertrauensmann entsandten. Schon im J. 1526 war er als Vertreter Kölns auf dem Reichstage zu Speyer und unterzeichnete die Denkschrift der zur Vermittlung zwischen den religiösen Gegensätzen neigenden Reichsstädte. Er wurde sodann in die Gesandschaft nach Spanien gewählt, welche dem Kaiser über den Stand der kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland berichten sollte. Bei dieser Gelegenheit wird er den streng katholischen Standpunkt des Kölner Rathes vertreten und dadurch das Vertrauen des Kaisers erworben haben, der ihn später zum Ritter schlug und zu seinem Rath ernannte, in welcher Stellung er auch unter König Ferdinand verblieb. Nicht nur nach außen hin war S. bestrebt, die katholische Haltung Kölns zu wahren; er war es auch, der den ersten Regungen des Protestantismus in seiner Vaterstadt selbst mit Energie entgegentrat und an dem Processe gegen die hingerichteten Protestanten Klarenbach und Fliesteden thätigen Antheil nahm. Wenige Jahre später beim Reichstage zu Regensburg im J. 1532 äußerte er sich sehr absprechend über die innere Kraft der lutherischen Bewegung: Es würden manche Lutherische gern zum alten Glauben zurückkehren, weil die Reformation zu einer Revolution geworden sei. Nichtsdestoweniger verlangte er vom Kölner Rathe, um die Unzufriedenheit des Kaisers zu beseitigen, strenge Maßregeln gegen die Sectirer. In der eingeschlagenen Richtung beharrte er während seiner ganzen langen politischen Laufbahn. Als der Erzbischof Hermann v. Wied die Reformation des Kölner Bisthums durchsetzen wollte, stand S. auf Seiten der sich dagegen auflehnenden Geistlichkeit und schloß sich als Vertreter der Stadt Köln ihrer Appellation an. Aber S. war kein Fanatiker. Mit Sicherheit können wir ihn zu den Anhängern der conciliaren Richtung rechnen. Er pflog auch regen Verkehr mit freier denkenden Männern. Noch im J. 1541 widmete ihm der Jurist Johann Oldendorp, 1540 von

Landgraf Philipp nach Marburg berufen, seine Collatio iuris civilis et canonici. Derselbe S. war es, der 1554 als Wortführer des Rathes für den Rechtsschutz des der Ketzerei verdächtigten Justus Velsius gegen die glaubenseifrige Universität eintrat, allerdings auch dessen Verweisung aus der Stadt durchsetzte. Ebenso entsprach es der Stellung Siegen's als Kölner Bürgermeister, wenn er mit Eifersucht über die Bewahrung der Rechte der Stadt gegenüber dem Erzbischof Adolf wachte, und erst den Huldigungseid leistete, nachdem alle Formen, welche städtische Vorsicht für den Eintritt des Erzbischofs in die Stadt geschaffen, erfüllt waren. Siegen's letztes Auftreten im öffentlichen Leben war seine Theilnahm an dem Ehrenessen anläßlich der Wahl Maximilian's zu Frankfurt im J. 1562, wobei der streng katholische Charakter des Rathes und der Stadt noch besonders zum Ausdruck gelangte, indem der Kaiser persönlich Siegen's Abordnung zur Feier wegen seiner Verdienste um die katholische Sache selbst gewünscht hatte. Bald darauf, im J. 1564, legte S., obzwar ein alter Mann, aber körperlich noch rüstig, zum Erstaunen aller seine Rathsämter nieder und sagte den Bürgereid auf. Die einen behaupteten, weil ihm die schwankende Haltung des Rathes in der religiösen Frage nicht mehr zusagte, andere, weil ihm der Rath einen persönlichen Gefallen abgeschlagen habe; beides mag zu Siegen's Entschlusse neben dem Hauptgrunde mitgewirkt haben, der darin zu suchen ist, daß seine materiellen Interessen empfindlich geschädigt wurden durch die Repressalien, welche die Brabanter Regierung in einem Streite mit der Stadt Köln ergriffen hatte, indem sie ihm als einem Kölner Bürger die Renten zu Kerpen vorenthielt. Noch 15 Jahre bis zu seinem am 8. Januar 1579 erfolgten Tode lebte S. in Zurückgezogenheit. Er war ein überaus reicher Mann, dem auch seine Frau, eines begüterten Wollfärbers Tochter, ein beträchtliches Vermögen zugebracht hatte. Sein väterliches Haus auf dem Holzmarkt baute er zu einem prächtigen Palast mit zwei Thürmen aus, welcher als eine Sehenswürdigkeit des damaligen Köln galt. Karl V. und andere fürstliche Personen sind oft dort abgestiegen. In seinem Haushalte führte S. die Gebräuche ein, wie sie bei Hofe üblich waren. Ihm gehörten auch verschiedene große Landgüter. Weinsberg giebt an, daß man sein Vermögen auf 100 000 Gulden schätzte. Den geistlichen Kurfürsten gewährte er große Darlehen. Siegen's kirchliche Gesinnung zeigte sich namentlich auch in seiner Wohlthätigkeit gegen seine Pfarrkirche zum heiligen Johann Baptist. Diese hat ihm eine namhafte Erweiterung und Ausschmückung, die Dotation der Pfarrstelle und eine große Armenstiftung zu verdanken. Er schenkte ihr u. a. einen Altaraufsatz, dessen Flügelbilder der berühmte Maler Barthel Bruyn gemalt hatte; auf denselben sind Arnold v. S. und seine Frau knieend dargestellt. Die Bilder befinden sich jetzt in der Boisserée'schen Sammlung in der alten Pinakothek in München. Bemerkenswerth ist das spätere Schicksal der Familie und des Hauses. Die Mehrzahl von Siegen's Nachkommen wandte sich dem Protestantismus zu nach dem Vorgange seines jüngeren Sohnes Hieronymus. Das Haus wurde im J. 1591 vom Rathe wegen einer dort abgehaltenen protestantischen Versammlung geschlossen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts ward es zum großen Armenhause der Stadt Köln umgewandelt. Es lag dort, wo die Rheinaustraße auf den Holzmarkt einmündet.

Ennen, Geschichte der Stadt Köln IV. Köln und Neuß 1875. — Stein, Die Familie v. Siegen in Köln in Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 35 (Köln 1880) 170 ff. — Varrentrapp, Hermann von Wied. Leipzig 1878. — Das Buch Weinsberg im Kölner historischen Stadtarchiv, bis 1578 herausgegeben von Höhlbaum. Leipzig 1886/87, von da ab Auszüge von Ennen in Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Jahrg. 1874.

Herm. Keussen.

Siegen: Ludwig v. S. (v. Sechten), Erfinder einer besonderen Gattung des Kupferstichs, der Schabkunst, von deutscher Abstammung, aber 1609 in Utrecht geboren. Nachdem er bis 1626 in Cassel studirt hatte, machte er Reisen, und wurde von Amalia Elisabetha von Hessen 1637 zum Pagen des Prinzen Wilhelm ernannt. Wo er Kunstunterricht erhielt, ist unbekannt. Nach den Unterschriften auf einigen seiner Blätter hat er auch gemalt. Seine Anstellung beim Hessischen Hofe wird ihm genug freie Zeit zur Ausübung der Kunst gelassen haben. Im J. 1642 vollendete er sein erstes Blatt in der von ihm entdeckten neuen Manier, das Bildniß der erwähnten Prinzessin, aber er bewahrte die Herstellungsweise als ein großes Geheimniß. Die Schabkunst, die der Künstler angewendet hat, ist aber von der von anderen Künstlern später ausgeübten ganz verschieden. Er arbeitete mit der Punze, kalten Nadel und nebenher nur wendete er das Herausschaben der vorbereiteten rauhen Platte an. Um 1641 ging er nach Amsterdam und später nach Wolfenbüttel, wo er als Oberstwachtmeister diente Als er sich später in Mainz aufhielt, theilte er sein Geheimniß dem Domcapitular Theodor C. v. Fürstenberg mit, der selbst auch Künstler war und sich gleich in der neuen Kunst versuchte. Später wurde von S. das Geheimniß auch dem Prinzen Ruprecht, dem Sohne des Winterkönigs mitgetheilt, von dem wir einige Radirungen und geschabte Blätter besitzen. Diese Blätter, die den genannten drei vornehmen Dilettanten gehören, sind durchweg, als Incunabeln dieser Kunstgattung sehr selten und werden sehr hoch gezahlt. Von S. sind sieben Blätter bekannt, eine heilige Familie nach H. Carracci (1657), der heilige Bruno und fünf Bildnisse: außer der genannten Amelia Elisabetha von Hessen noch Eleonora Kaiserin, Wilhelm II. von Oranien, Henriette, Tochter Karl's I. von England und Kaiser Ferdinand III. Der Künstler soll 1676 nach Wolfenbüttel zurückgekehrt und daselbst 1680 gestorben sein. Doch sind diese Angaben nicht beglaubigt.

L. de Laborde, Hist. de la gravure .... — Andresen, Deutscher P. Grav. V. — P. Seidel, Jahrb. der k. preuß. Kunstsamml. X. — Wessely, Gesch. d. gr. K.

Wessely.

Siegen: Nicolaus S., s. Nicolaus v. S.: Bd. XXIII, S. 627.

Sieger: Alexander Ignaz Stephan Hubert v. S., katholischer Geistlicher, geb. am 2. September 1798 zu Münster, † am 18. März 1848 zu Bonn. Nachdem er am 16. Juni 1821 zum Priester geweiht war, war er elf Jahre Caplan zu Düsseldorf, fünfzehn Jahre Pfarrer zu Mülheim an der Ruhr. Nicht lange vor seinem Tode zog er sich als Emeritus nach Bonn zurück. Am 8. Juni 1832 hatte er zu Freiburg den theologischen Doctorgrad erhalten. Er war einer der ersten, aber nicht einer der bedeutendsten litterarischen Gegner des Hermesischen Systems: „Urphilosophie, den Systemen der Dogmatisten Kant's, Jacobi's, vorzüglich dem Nothwendigkeitssysteme von G. Hermes gegenüber angedeutet," 1831. Prof. Cl. A. v. Droste-Hülshoff (s. A. D. B. V, 417) schrieb dagegen „Beleuchtung I. der Urphilosophie . . . II. der Anpreisung derselben in der Zeitschrift „Der Katholik" vom Jahre 1831" u. s. w., 1832, und der Pfarrer J. J. Kreutzer „Etwas zur Vertheidigung des philosophisch-theologischen Systems des sel. Prof. G. Hermes wider die Verunglimpfungen desselben von Herrn v. S.", 1832. Diesem antwortete S. mit der „Vertheidigung der in der Urphilosophie aufgestellten Theorie des Glaubens gegen J. J. Kreutzer", 1832, worauf Kreutzer replicirte mit „Noch Etwas zur Würdigung der Prüfung und Begründung des Glaubens. In Form eines Sendschreibens an A. v. S.", 1833. Ein langer Aufsatz von S. über die „Grundsätze des Hermesianismus in seinem Verhältniß zur katholischen Kirche" im 44—46. Bande des „Katholiken"

(1832. 1833) veranlaßte Entgegnungen von Biunde und Repliken von S. in derselben Zeitschrift, Band 44—49. (Von S. ist wahrscheinlich auch die lange Recension von Rosenbaums (A. D. B. XXIX, 201) „Beiträgen zur Rechtfertigung des sel. Prof. Hermes".) Später schrieb S. noch: „Theorie des Glaubens, zur Verständigung mit der Hermesischen Schule", 1836, und „De natura fidei et methodo theologiae", 1839. Von anderen Gegnern des Hermesianismus wird S. vorgeworfen, er sei bei der Bekämpfung desselben der ebenso unkatholischen Theorie Bautains bedenklich nahe gekommen (Denzinger, Vier Bücher von der religiösen Erkenntniß I, 151). Außerdem hat er geschrieben: „Katholisches und evangelisches Christenthum und die Vereinigung der Christen", 1827, „Ueber gemischte Ehen", 1840, und einen Aufsatz: „Kein Sacrament der Ehe ohne den Priester", der das ganze 1. Heft des 3. Bandes der „Zeitschrift für Kirchenrecht" (Regensburg 1846) füllt.

Hurter, Nomenclator III, 1021.

Reusch.

Siegert: August Friedrich S., geb. zu Neuwied am 5. März 1820, † zu Düsseldorf am 13. October 1883. Er bezog im J. 1835 die Akademie zu Düsseldorf, von 1837—41 arbeitete er unter Hildebrandt, von da an bis 1846 unter Schadow. In diesem Jahre begab er sich nach Antwerpen mit der Absicht dort längere Zeit zu studiren. Er begnügte sich jedoch mit einem kürzeren Aufenthalt und ging, nachdem er einige Bilder von Rubens copirt hatte, nach Paris und durch Holland, dann ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder und malte eine Reihe von Bildnissen. Aber schon im folgenden Jahre machte er sich abermals auf die Wanderung und besuchte Wien, Venedig und München. Seit 1848 war er wieder in Neuwied, malte Bildnisse und ertheilte Unterricht in der fürstlichen Familie. Nach einem kurzen Besuche in Dresden siedelte er 1851 definitiv nach Düsseldorf über, wo er ein akademisches Atelier der Meisterclasse inne hatte, im Jahre 1872 wurde er zum Professor ernannt. Eine Blutvergiftung brachte dem noch sehr kräftigen und schaffensfreudigen Meister einen vorzeitigen Tod. Zu seinen größeren Bildern wählte er Stoffe aus der Geschichte, vornehmlich der deutschen. Sein erstes Bild stellte den Grafen Eberhard den Rauschebart bei der Leiche seines Sohnes vor (1840 im Kunstverein zu Prag). Darauf folgte im nächsten Jahr ebenfalls nach Uhland's Gedicht Graf Eberhard und sein Sohn Ulrich nach des letzteren Flucht bei Reutlingen, wie der Vater das Tafeltuch zwischen ihnen entzweischneidet (F. C. Schütte in Hamburg). Der Stuttgarter Kunstverein kauft 1844 das Bild: Luther's Auftreten in der Reichsversammlung zu Worms. Luther ist im Begriff einzutreten und Frundsberg ruft ihm die Worte zu: „Mönchlein, du gehst einen schweren Gang." Der Kölnische Kunstverein 1845: Joachim I. von Brandenburg läßt einem beraubten Kaufmann Gerechtigkeit widerfahren, der Hannoversche Kunstverein in demselben Jahre: David und Abisai in Sauls Zelt. Nach New-York kam: Friedrich mit der gebissenen Wange, Landgraf von Thüringen hält die Feinde zurück, bis sein Kind an der Brust der Amme getrunken hat (1846), in den Besitz des Domänenraths Roller in Essen: Kaiser Max dem Albrecht Dürer die Leiter haltend, eine Wiederholung davon zu Herrn Dehna in Wien. Alle diese Bilder behandeln nicht einschneidende Ereignisse der Geschichte, sondern sind der Specialgeschichte entnommen und nähern sich dem historischen Genre. S. hatte mit sicherm Blick seine eigenthümliche Talentlage erkannt und sich durch das eifrige Studium der großen Werke der alten Meister nicht aus seinem engeren Kreise herausbringen lassen. Immer liegt seinen Gemälden ein sinniger Inhalt zu Grunde, und eine wahre anspruchslose Empfindung spricht sich in denselben aus. Er führte seine Bilder bis in's feinste Detail durch und erreichte jedesmal eine

sichere harmonische Vollendung. Von der Zeit, in welcher er sich endgültig in Düsseldorf niederließ, beschränkte er sich immer mehr auf das eigentliche Genrebild, dabei verlegte er seine Scenen fast immer in die Vergangenheit. 1850 malte er Das Dachstübchen (Hamburger Kunstverein), 1851 Der Willkomm (einmal bei J. Busch in Minden, einmal im Kunstverein zu Hannover), in demselben Jahre Die Kinder des Trompeters (Berliner Kunstverein), ein junger Krieger tritt ein, sein Weib hält ihm sein Kind entgegen, der größere Junge versucht sich auf der Trompete seines Vaters. Zu seinen vollendetsten Bildern gehört Der Feiertag vom Jahre 1852 (Oberpfarrer Hutmacher in Köln), in einer mittelalterlichen Stube liest ein Mädchen seiner kranken Mutter aus dem Gebetbuch vor, während draußen vor dem Fenster auf der sonnigen Straße Kirchgänger vorüberziehen. Ferner malte er 1857 Wirthshausscene, Feindliche Einquartirung und Soldaten Beute verkaufend (Mr. Stiff in London), in demselben Jahre Soldaten beim Würfelspiel (Herzog von Sachsen-Coburg), 1858 Eine arme Familie wird im Schlosse gespeist (K.-V. f. Rheinld. und Westf.), 1860 Die Bibliothek (Präsident v. Möller Köln), Kinder im Atelier, 1862 An der Klosterpforte, dann Das Innere einer Patricierwohnung, 1864 Die Essenszeit (Hauptbild), 1866 Willkommene Pause und Sonntagsfrühe (Käufer König von Hannover), 1870 Der Liebesdienst (Hauptbild, Kunsthalle Hamburg), dann Am Geburtstag 1872, Beim Goldschmidt, 1874 Im Forsthause, In der Carmeliterkirche zu Boppard, Sonntag Morgen, 1876 Verschiedene Interessen, Die Fruchtmalerin (Kunsthalle Düsseldorf), 1879 Liebesgruß, 1880 Vor der Rüstung, An der Wiege, Die Vereinsamten (Hauptbild, Mannheimer Galerie), 1882 Unser täglich Brot gieb uns heute, Dem Liebsten, Alter an der Wiege, Gute Freundschaft, Frühlingszeit, 1883 Gute Bewirthung, schlechte Bezahlung (beide H. Adolf Siegert in Düsseldorf). Stiche nach seinen Bildern von Dinger, Barthelmeß, Vogel, Steifensand, Glaser, Drömer I und II u. a.

Autobiographie. — Wiegmann, Die Kunstakademie in Düsseldorf. — Illustrirte Zeitung 1866. M. G. Zimmermann.

Siegesbeck: Johann Georg S., namhafter Botaniker, am 22. März 1686 zu Merseburg geboren, studirte in Wittenberg Medicin und erwarb sich im Jahre 1716 nach Vertheidigung einer Dissertation de Borella unter Adam Brendel den Doctorgrad. Er ließ sich zunächst in Seehausen als Arzt nieder und prakticirte daselbst bis zum Jahre 1730, dann ging er als Physiker nach Helmstedt; neben seiner medicinischen Praxis beschäftigte er sich sehr eifrig mit dem Studium der Botanik und veröffentlichte einige botanische Abhandlungen. Durch den berühmten Helmstedter Professor Heister, der gleichzeitig Chirurgie und Botanik las, wurde S. als tüchtiger Botaniker dem Dr. Fischer, Chef des russischen Medicinalwesens zu einer Anstellung in Rußland empfohlen. Am 21. Juli (1. August) 1735 traf S. in St. Petersburg ein und trat sofort als Arzt beim Seehospital in Dienst; gleichzeitig erhielt er die Stelle eines Verwalters des botanischen Gartens auf der sogenannten Apotheker-Insel. Ueber die ärztliche Praxis Siegesbeck's ist nichts bekannt, dagegen wird seine Thätigkeit als Verwalter des botanischen Gartens rühmlichst hervorgehoben und anerkannt. Daneben war S. als Schriftsteller auf botanischem Gebiete thätig. Im J. 1742 richtete S. an die Akademie der Wissenschaften die Bitte, ihn zum Mitglied der Akademie für Botanik zu erwählen. Schumacher, der damals ohne Präsident zu sein, die Geschäfte der Akademie leitete, ging auf die Bitte ein, ohne die Akademie zu befragen. Der Grund dazu lag darin, daß Lestocq, der Nachfolger Fischer's, sich des Dr. Siegesbeck, dessen Thätigkeit im Medicinaldepartement er für überflüssig hielt, entledigen wollte. — Schumacher folgte einem nachdrücklichen Wunsch des damals einflußreichen Lestocq. So wurde S. am

5. April 1742 als Akademiker für Botanik und Naturgeschichte an Stelle des verstorbenen Amman angestellt. Die Verpflichtung den Botanischen Garten zu beaufsichtigen, behielt S. bei; dafür erhielt er 600 Rubel Jahresgehalt, eine freie Wohnung, freie Beheizung und Beleuchtung. Der Eintritt in die Akademie brachte aber dem Dr. S. keinen Vortheil, sondern nur Unannehmlichkeiten; es ist heute nicht möglich zu ergründen, wer die Schuld trägt, ob S. selbst oder seine Collegen, oder ob ungünstige Verhältnisse obwalteten. Viel mag der Umstand dazu beigetragen haben, daß S. gegen den Wunsch der Akademie zum Mitglied derselben ernannt worden war. Bald nach der Rückkehr Gmelin's aus Sibirien begannen ärgerliche Streitigkeiten wegen des botanischen Gartens zwischen beiden Gelehrten, die einander bei der Akademie verklagten. Später hatte S. Differenzen mit dem Adjuncten für Botanik Kraschenninikow, dann mit dem Anatomen Weitbrecht, weiter mit Schumacher. Infolge dessen richtete Schumacher am 15. Januar 1745 an S. ein Schreiben mit der Aufforderung, seinen Abschied zu nehmen. S. weigerte sich selbstverständlich. Nachdem aber Graf Rasumowski Präsident der Akademie geworden war, erhielt S. am 1. Mai 1747 seine Entlassung. Trotz seiner Weigerung, trotz Berufung auf seinen Contract, wurde am 17. Juli 1747 ihm sein Paß übergeben und S. verließ St. Petersburg, kehrte nach Deutschland zurück und zwar wiederum nach Seehausen, nahm die ärztliche Praxis wieder auf und starb daselbst am 3. Januar 1755. — S. war verheirathet und hatte einen Sohn, der auch Mediciner war. Wegen dieses Sohnes, den der Vater zum Adjuncten für Anatomie vorgeschlagen hatte, kam es zum Zwist zwischen S. und Weitbrecht. Ueber die weiteren Schicksale dieses Sohnes fehlen Nachrichten. — S. hat zuerst während seines Aufenthaltes in Seehausen und Helmstedt einige medicinische und botanische Abhandlungen verfaßt, die in der Breslauer Sammlung von Natur- und Medicin-Geschichten gedruckt sind; außerdem ließ er in Helmstedt einige botanische Arbeiten erscheinen. In Petersburg übergab er der Akademie 1735 eine Abhandlung, „Dubia contra systema Copernicanum“, die aber nicht veröffentlicht worden ist. Ferner gab er heraus: „Primitiae florae Petropolitanae“, Rigae 1736. Eine gewisse Berühmtheit erlangte S. durch sein Werk: „Botanosophiae verioris brevis sciagraphia, accedit ob argumenti analogiam Epicrisis in Cl. Linnaei nuperrime evulgatum Systema plantarum sexuale et huic superstructam methodum botanicam. Petropol. 1735. — S., der die Bedeutung der genialen Entdeckung Linné's nicht erkannte, bekundet sich hier als Gegner Linné's. Als Gleditsch (1740) die Ansichten Linné's gegen S. vertheidigte, schrieb S. die Abhandlung: „Vaniloquentiae Gleditschianae Specimen“ Petropoli. Uebrigens ist bemerkenswerth, daß Linné, seinen Gegner ehrend, eine asiatische Pflanzengattung „Siegesbeckia“ benannte.

A. Andreae, Chronik der Aerzte des Reg.-Bez. Magdeburg I, Magdeburg 1860, S. 207. — P. Pekarsky, Geschichte der k. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. 1. Bd. St. Petersburg 1870, S. 723—728 (in russischer Sprache).

L. Stieda.

Siegfried, s. Sigfried.

Siegfried: Hermann S. wurde am 14. Februar 1819 als Sohn des Gerbermeisters Karl Friedrich Siegfried in Zofingen, Kanton Aargau, Schweiz, geboren. Seine Mutter war Anna Dorothea Siegfried geb. Allgäuer. Vierjährig kam Hermann zu seinem Onkel Christian Heinrich Zeller, der in Beuggen eine Armenerziehungsanstalt leitete und als christlicher Pädagoge einen bedeutenden Ruf hatte. Hier wurde Hermann zum Lehrer ausgebildet und circa 18jährig übernahm er eine Lehrstelle an einem Privatinstitut in Riehen bei Basel. Kurze Zeit nachher begab er sich in das Lehrerseminar nach Karlsruhe, wo er sich unter der

Direction Stern's in einem zweijährigen Aufenthalt weiter ausbildete. Im Frühling 1841 wandte er sich nach Genf, um an der dortigen Akademie Naturwissenschaften zu studiren. Bei Alphonse Decandolle hörte er Botanik, bei Pictet de la Rive Zoologie, Mineralogie und vergleichende Anatomie. Decandolle machte den fleißigen Studenten zum „Conservateur des plantes“ seines großen Herbariums und zum Aufseher des botanischen Gartens, obgleich Siegfried das eigentliche Botanisiren weniger bevorzugte als das Studium der Pflanzenphysiologie. Nebenbei lernte er mit Eifer privatim Latein, so daß er die Classiker lesen und verstehen konnte, trieb auch Griechisch, Englisch und Spanisch. Im Jahr 1843 wandte er sich zu den mathematischen Wissenschaften, um sich auf das Officiersaspiranten-Examen vorzubereiten. Er besuchte die Vorlesungen über höhere Mathematik von Decrun und von Colladon über Mécanique appliquée. 1844 fiel er zwar in dem erwähnten Examen durch, dies war aber nur ein Sporn zu umso gründlicherem Studium. Zu gleicher Zeit nun kam S. auf das topographische Bureau des damaligen Generalquartiermeisters G. H. Dufour und dies sollte für sein ganzes Leben entscheidend sein; denn Dufour wurde sein Lehrmeister und bald belohnte volles Vertrauen den Eifer des Schülers. Den Sonderbundkrieg von 1848 machte S. als Corporal in der ersten Division unter Rilliet de Constant mit und im gleichen Jahr trat er als zweiter Unterlieutenant in den Geniestab. In St. Maurice beaufsichtigte und leitete er die Fortificationsarbeiten; beinahe wäre aber S., der sich nach einer festen Anstellung sehnte, seiner Bestimmung entzogen worden, wenn nicht der Rath einsichtiger Freunde ihn abgemahnt hätte, eine zur Besetzung ausgeschriebene Lehrstelle an der Kantonschule in Chur anzunehmen. Er blieb glücklicherweise der Schweizer Topographie und weitern vaterländischen Aufgaben erhalten. Dufour verwendete nun S. bei den Aufnahmen für den topographischen Atlas. 1851 nahm er das sehr schwierige Blatt Basodino und einen Theil des Blattes Cerutino auf, 1853 und 1854 die Blätter Faido, Locarno, Olivone und einen Theil von Brissago, 1855 das Blatt Hinterrhein, einen Theil von Splügen, vom Blatt Reiden Kt. Luzern, 1856 den größten Theil vom Blatt Laax und Elm, 1857 ebenso vom Blatt Sixmadun und Amsteg und Tödi, 1858 das Blatt Greina und einen Theil von Truns, 1859 das Blatt Evolena und Theile von den Blättern Matterhorn und Mischabel, 1860 das Blatt Engelberg und einen Theil von Isenthal, 1861 einen Theil des Blattes Wassen und 1862 dito von Blatt Gyswilerstock. Im ganzen sind es 2500 km², d. h. ein Gebiet von der Größe der Kantone St. Gallen und Appenzell. Die betreffenden Aufnahmen erfolgten im Maßstab 1 : 50 000, mit Ausnahme des Blattes Reiden, des einzigen im Flachland, das in 1 : 25 000 gehalten ist. Außerdem vermaß er 1858 die Luciensteig in Graubünden, ebenso die Festung St. Maurice in 1 : 10 000 und mit 5 m Curven. So war S. Jahre lang während des Sommers im Hochgebirge, im Winter zeichnete er dann seine Planchetten in Zürich oder Zofingen. Seine Arbeiten gehören zu den besten des topographischen Bureaus; zwar zeichnen sie sich weniger durch Brillanz der Ausführung als durch absolute geometrische Genauigkeit aus und das will für jene Zeit, wo die Aufnahmen noch viel schwieriger waren und auch die Controlle fehlte, viel bedeuten. Nebenbei hielt er im Winter am neugegründeten Polytechnikum in Zürich Curse über Ballistik und Befestigungskunst ab und hatte solchen Erfolg, daß er dieselben deutsch und französisch halten mußte. Ferner wirkte er von 1859—1866 als Instructionsofficier in der Genieabtheilung der eidgenössischen Generalstabsschulen. 1863 studirte er speciell die Organisation der topographischen Abtheilung des französischen Generalstabs und so konnte 1864 Dufour, als er mit der Publication des topographischen Atlasses in 25 Blättern 1 : 100 000 seine Aufgabe

als erfüllt betrachtete und von der Leitung des topographischen Bureaus und des Generalstabs zurücktrat, mit gutem Gewissen und vollem Vertrauen S. als seinen Nachfolger vorschlagen. Der Bundesrath ernannte am 30. December 1865 S. definitiv zum Chef des Generalstabs, dessen Thätigkeit bis dazumal hauptsächlich in der topographischen Aufnahme des Landes bestand. Das topographische Bureau siedelte um diese Zeit von Genf nach Bern über. (Militär-Carriere: 1847 siebenundzwanzigjährig noch Soldat, 1848 Unterlieutenant des Genie, 1853 Hauptmann des Genie, 1860 Major des Genie, 1863 Oberstlieutenant des Genie, 1867 Oberst des Generalstabs.) Zwar schienen durch die Publication des sogenannten Dufouratlasses die größeren topographischen Arbeiten des Schweizerlandes Ende 1864 abgeschlossen. Auch die Generalkarte in 4 Bl. 1 : 250 000 war vorbereitet und niemand dachte an neuere größere Arbeiten oder ahnte, welchen Aufschwung unter dem neuen Chef die schweizerische Kartographie nehmen würde. Man weiß aber, auf wie ungleichwerthigem Material die Ausgabe des Dufouratlas beruhte und Niemand als S. konnte dies klarer überschauen. Da stellte er sich die Aufgabe für Vervollkommnung des Materials alle Hebel einzusetzen. Es galt vor allem das Interesse an der Kartographie zu fördern, deshalb folgte 1867 die Herabsetzung des Preises der Dufourkarte von 115 Frcs. auf 50, 1869 auf 40 Frcs. Dann faßte S. den überaus glücklichen Gedanken, den topographischen Atlas der Schweiz im Maßstab der Originalaufnahmen herauszugeben. Der Kanton Zürich war in dieser Beziehung vorangegangen und hatte unter der Direction v. J. Wild von 1852—65 sein Gebiet in 32 Bl. 1 : 25 000 mittelst Chromolithographie im Maßstab der Originalaufnahmen publicirt.

Diese Idee auf die ganze Schweiz auszudehnen, war kühn, allein S. schreckte vor keinen Schwierigkeiten zurück. Er fand kräftige Unterstützung am schweizerischen Alpenclub, der schon 1864 und 1865 die Tödi- und Triftgebiete, sodann die Silvretta und Medelsergebiete und acht Blätter über Südwallis im Maßstab und der Manier der Originalaufnahmen (1 : 50 000) mit Hülfe des Topographischen Bureaus und Siegfried's und seiner Ingenieure publicirt hatte und von der Generalversammlung in St. Gallen 1866 wurde eine Petition an die Bundesbehörden gerichtet mit dem Gesuch, den gesammten Schweizeratlas im Maßstab der Originalaufnahmen herauszugeben. Eine Commission unter dem Vorsitz Siegfried's berieth zwei Gesetzentwürfe, die dann die eidgenössischen Räthe annahmen, nämlich Bundesgesetz vom 18. December 1868 betreffend die Publication der topographischen Aufnahmen und Bundesgesetz, betreffend die Fortsetzung der topographischen Aufnahmen. S. ging außerordentlich energisch zur That über, erließ Verordnungen für die Neuaufnahmen, die Revision, Verification und Publication der Blätter nach einheitlichem Plan. Der ganze Atlas zählt mit Grenz- und Seeblättern 566 Blätter und zwar 444 in 1 : 25 000 und 122 in 1 : 50 000. Von den ersten sind gegenwärtig 1891 noch 91 zu publiciren und von den zweiten noch 19. Mit den Kantonen schloß man Verträge über die finanzielle Betheiligung ab, ein zahlreiches Personal wurde zur Ausführung der Triangulationen und Revisionen herangebildet, Stich, Gravur und Druck hingegen an Private übergeben. Schon 1870 konnte die erste Lieferung erscheinen und dieselben folgten Schlag auf Schlag, sodaß beim Tode Siegfried's 1879 3/5 der Blätter für die Publication vorbereitet und 1/3 thatsächlich publicirt waren. Einige Zahlen mögen noch die Thätigkeit des topographischen Bureaus unter S. illustriren: Von der Generalkarte, die 1873 vollendet wurde, sind unter S. 23 856 Blätter gedruckt, vom eigentlichen Dufouratlas viele Nachtragsarbeiten gemacht und 151 051 Blätter gedruckt, außerdem

bearbeitete man 164 633 Specialkarten, wie Manöverkarten, Kantonskarten, Alpenclubkarten, Militärkarten ꝛc., gab eine Karte der Schweiz in 1 : 1 000 000 und 1 : 500 000 heraus, und übernahm 1878 die Triangulation im eidgenössischen Forstgebiet. Wenn man bedenkt, mit welch einfachen Mitteln das alles geleistet worden ist, wie dies schließlich bloß eine Seite der Thätigkeit Siegfried's überhaupt war, so wird man die eminente Bedeutung dieses Mannes für das Schweizerland würdigen. Die neue Militärorganisation vereinigte in einer Person die Stellen eines Chefs des Generalstabes im Frieden und diejenige des Vorstands des topographischen Bureaus. Was S. in der erstern Stelle als Leiter des eidgenössischen Generalstabs gewirkt hat, ist nicht minder großartig. Unter ihm hat sich die eigentliche Generalstabsabtheilung erst entwickelt. Umfassende Kenntniß der Waffengattungen erleichterte ihm seine Arbeit. Er ist Schöpfer der Eisenbahnabtheilung des eidgenössischen Generalstabs und bereitete die schwierige Frage der Landesbefestigung vor, unterrichtete selbst in einfacher und klarer Methode über Militärgeographie, Mobilisation und Landesvertheidigung und beförderte die Initiative der Generalstabsofficiere auf mannichfache Weise. Als langjähriges Mitglied der Artilleriecommission leitete er seit 1862 die Schießversuche zur Erprobung der Hinterladungsgeschütze und wurde in diesen Fragen ebenso Autorität, wie in denjenigen der Landestopographie, indem er die Formeln der Ballistik in einfache Gestalt brachte. Seine „Schießtheorie, Handbuch der Artillerie" 1870 erwarb sich die Anerkennung des Artilleriegenerals und nachmaligen österreichischen Kriegsministers Bylandt und der deutsche Waffentechniker Hauptmann Weygand widmete 1872 seine „Waffenlehre" dem schweizerischen Oberst S. Außerdem war S. mehrmals eidgenössischer Commissar bei Grenzregulirungen (hierher gehört auch seine Arbeit „Die Grenzen der Schweiz", Brugg 1869. 8°), Mitglied der schweizerischen geodätischen Commission, militärischer Experte und Schiedsrichter, Jurymitglied bei internationalen Weltausstellungen. Sein Bericht über die „geographischen und kosmographischen Karten und Apparate an der internationalen Weltausstellung in Paris 1878" ist eine classische Arbeit und zugleich sein letztes größeres Werk. Diese vielfache Thätigkeit rieb die Kräfte dieses Mannes vorzeitig auf, und ehe noch alle Aufgaben, die er sich gestellt hatte, gelöst waren, wurde Oberst S. am 5. December 1879 dem Vaterlande durch den Tod entrissen.

Siegfried's Werke sind: „Die Bedeutung der Festungswerke von Genf, militärisch betrachtet von H. S. und politisch beleuchtet von James Fazy". Genf 1850. 41 S. — „Bericht über die Schießversuche zur Bestimmung der Visirhöhen der schweizerischen Handfeuerwaffen im Jahre 1864." Basel 1865. 99 S. 1 Tafel. (Schweizerische Militärzeitung, auch separat.) — „Rapport sur les Essais de tir faits en 1864 pour la détermination des hausses des armes à feu portatives Suisses." Lausanne 1866. 49 S. 1 Tafel. (Revue militaire Suisse, auch separat.) — „Die Grenzen der Schweiz." Brugg 1869. 13 S. — „Handbuch für schweizerische Artillerieofficiere": XII Capitel Schießtheorie; II. Theil: Schießen mit Geschützen. Aarau 1870. 160 S. 6 Tafeln. — „Beitrag zur Schießtheorie, angewendet auf das Schießen mit den schweizerischen Handfeuerwaffen." Bern 1871. 150 autographirte S. 2 Tafeln. — „Das Jura-Bahnnetz vom Standpunkt der militärischen Interessen der Eidgenossenschaft." Bern 1872. 11 S. — „Geographische und cosmographische Karten und Apparate von der internationalen Weltausstellung in Paris." Zürich 1879. 71 S.

Wolf, Geschichte der Vermessungen in der Schweiz. Zürich 1879. S. 282. 283. — L. Held, Die schweizer. Landestopographie unter der Leitung von Oberst H. S. Jahrb. des schweiz. Alpenclub. 1880. S. 456. — Nekrolog

in der Neuen Zürcher Zeitung 1879, Nr. 587. 589. 590. Journal de Genève Nr. 18. 1880. (C. Favre.) — Manuscriptband des eidgen. Generalstabsbureau.

J. H. Graf.

Siegfried: Mag. Johannes S., geboren am 20. Februar 1564 zu Borna, starb am 9. October 1637 als Superintendent zu Schleiz. Nach der aus dem Jahre 1627 stammenden durchaus glaubwürdigen Angabe von Joseph Clauder (s. A. D. B. IV, 278) ist S. der Dichter des bekannten Sterbeliedes: „Ich hab' mich Gott ergeben, dem liebsten Vater mein", in vier achtzeiligen Strophen nach dem Versmaaß (der Melodie) von: „Herzlich thut mich verlangen". Zweifelhaft kann nur die Herkunft der ersten Strophe dieses Liedes sein; sie findet sich schon als ein besonderes Lied in zwei vierzeiligen Strophen nach dem Versmaaß von: „Christus, der ist mein Leben" in Johann Leon's (s. A. D. B. XVIII, 298) Trostbüchlein vom Jahre 1589, 2. Aufl. 1611; und hernach kommen diese beiden vierzeiligen Strophen mit anderen Strophen verbunden vor, die sonst auch als zu dem Liede: „Christus, der ist mein Leben" gehörig angesehen werden. Der Sachverhalt ist nicht ganz klar; doch wird wohl Leon der Dichter der ersten Strophe des Siegfried'schen Liedes sein, zu der S. dann die übrigen hinzudichtete, infolge dessen auch dieses ganze Lied mitunter unrichtig Leon zugeschrieben ward. Das Lied hat eine sehr große Verbreitung gefunden und findet sich auch heute noch in Gemeindegesangbüchern, wie z. B. in dem neuen Gesangbuch für Reuß j. L. vom Jahre 1870. Bekannt ist, daß Friedrich Perthes in den letzten Tagen seines Lebens die Gedanken, die ihn bewegten, mehrfach in Worten dieses Liedes aussprach. Nach Döring soll es schon im J. 1624 gedruckt sein (?). — S. war auch Componist; u. a. hat er eine Motette auf das Michaelisfest: „Es erhub sich ein Streit u. s. f." sechsstimmig gesetzt. Ueber S. genauere biographische Angaben als die angeführten zu erlangen, hat nicht gelingen wollen; auch Erkundigung in Schleiz blieb erfolglos.

Josephi Clauderi Psalmodia nova, Centuria I, Altenburg 1627, S. 494 ff.; zweite Auflage, Leipzig, [1630], S. 550 ff. Hier ist das Lied als von J. S. herrührend bezeichnet, und diese Abkürzung wird im Register am Ende des Bandes Johannes Siegfried aufgelöst. — Wetzel, Hymnopoeographia III, 219. — Walther, Musikalisches Lexikon, Leipzig 1732, S. 568. — Rambach, Anthologie II, 246 f. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II, 257; VIII, 622 f. — Döring, Choralkunde S. 239. — Mützell, geistliche Lieder, III, 1063. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 339a. — Clemens Theod. Perthes, Friedrich Perthes' Leben, 6. Aufl., III, 531 ff.

l. u.

Siegfried: Nikolaus S., Stralsunder Bürgermeister und Begründer einer wohlthätigen Stiftung, stammte aus einer alten Patricierfamilie, welche im Wappenschilde zwei Adlerflügel, mit einem über dieselben gelegten geschachteten Balken, führte, und schon seit 1301 unter den Rathsmitgliedern vorkommt. Im J. 1373 in den Rath gewählt, erhielt er (1392) an Stelle Bertram Wulflam's (s. d. Art.), die Bürgermeisterwürde, und führte in derjenigen Versammlung den Vorsitz, in welcher der wegen verbotener Kornausfuhr suspendirte Rathsherr Herm. Hosang seinen Racheversuch ausübte. Da S. als Anhänger des Patriciats, und als Sarnow's (s. A. D. B. XXX, 374) Gegner, dem in seiner Ehre gekränkten Rathsherrn als Haupturheber seines Unglücks erschien, so stürzte letzterer mit gezogenem Dolche in den Rathsstuhl der Nikolaikirche, um den Bürgermeister zu tödten; er wurde jedoch vor der That ergriffen und zum Tode verurtheilt. Wahrscheinlich aus Dankbarkeit für seine Lebensrettung stiftete S. nun in derselben Kirche einen Altar für eine Seelenmesse, welchen er mit reichen Hebungen in den Dörfern Barnkevitz und Lobkevitz ausstattete. In erster Ehe

vermählt mit Geseke Wyckber, einer Urenkelin von Dietrich W. (cons. Sund. 1283—1313) und Elisabeth Valke, erbte er auch das Patronat eines von deren Vater, dem Bürgermeister Leo Valke, in der Nikolaikirche (1300) gegründeten und mit Hebungen aus Langendorf bewidmeten Altars, zwei Stiftungen, welche nach der Reformation in der Weise verändert wurden, daß die für die Messepriester bestimmten Präbenden als wohlthätige Unterstützungen an L. Valke's und N. Siegfried's Nachkommen zur Vertheilung kommen. Aus seiner zweiten Ehe stammt eine Tochter Wobbeke, vermählt mit Dr. H. Rubenows (s. A. D. B, XXIX, 417) Oheim Everhard R., und der Bürgermeister Zabel Siegfried († 1451). Von dessen aus 4 Ehen hinterbliebenen zahlreichen Nachkommen ist außer mehreren Töchtern, deren Descendenz noch gegenwärtig die Stiftungen verwaltet und genießt, besonders zu nennen Zabel (Sabellus) Siegfried d. J., welcher (1456—61) als akademischer Lehrer in der Artistenfacultät, von 1461—72 aber als Doctor der Rechte und juristischer Professor in Greifswald thätig war. In der Folge (1472) trat er jedoch in den Stralsunder Rath, und führte von 1481—91 daselbst die Bürgermeisterwürde, ohne Kinder zu hinterlassen. Johannes Cegheverid de Sundis, welcher (1394) als Vorstand (rector) der Juristenfacultät in Prag genannt wird, war vielleicht ein Bruder von Nikolaus S.

Dinnies, Stemmata Sundensia s. n. — Monumenta univ. Pragensis II, 4, 17, 45, 79, 105, 136, 146. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. Greifswald I, S. 89, 95; II, 109, 204—7, 179, 288; Balt. Stud. XXI, 1, S. 21, 74, wo der Name auch in der Form Zegheverid und Cegheverid vorkommt. — Dinnies, Nachr. v. d. geistl. Stiftungen zu Stralsund, in Gadebusch, Pom. Samml. II, 269 ff. — Brandenburg, Gesch. d. Mag. d. St. Stralf., S. 79—88. — Fock, Rüg. Pom. Gesch. IV, 97. — Kruse, Sund. Stud. I, Entwurf einer Stralsunder Bürgermeister-Tafel, S. 8—12.

Pyl.

Siegismund: Justus S., Philolog, geb. am 25. Juni 1851, † am 3. März 1876. S. erblickte am 25. Juni 1851 zu Leipzig als Sohn eines Handwerkers das Licht der Welt. Von Geburt aus schwächlich und wegen des Fehlens des schwarzen Pigmentes in der Iris mit lichtscheuen, sehr empfindlichen Augen versehen, konnte er erst im Alter von acht Jahren einer öffentlichen Schule zugeführt werden. Mit zehn Jahren trat er in die damals unter Friedrich August Eckstein's Leitung stehende Thomasschule ein, an der er so große Fortschritte machte, daß er zweimal eine Classe mit nur einem halben Jahre absolviren konnte. So kam es, daß er bereits im siebzehnten Jahre die Universität seiner Vaterstadt beziehen durfte, an der er sich unter dem speciellen Einflusse Georg Curtius' dem Studium der klassischen Philologie und insbesondere dem der griechischen Grammatik widmete. Bereits im Mai 1872 erlangte er auf Grund einer Abhandlung über die Metathesis im Griechischen („Quaestionum de Metathesi Graeca particula I." Lipsiae 1872, wieder abgedruckt und um ein zweites Capitel vermehrt in den „Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik". Hrsg. von Georg Curtius. 5. Bd., 2. Heft, S. 117—217, Leipzig 1872) den philosophischen Doctorgrad. Nachdem er das Staatsexamen glänzend bestanden und dabei nach dem Zeugniß Eckstein's eine ungewöhnliche Lehrgabe an den Tag gelegt hatte, wurde er als Lehrer am Leipziger Nicolaigymnasium angestellt. Im J. 1873 wurde er in gleicher Eigenschaft an das protestantische Gymnasium zu Straßburg i. E. berufen, wo er eine erfolgreiche Thätigkeit in seinem Amte entwickelte. Trotzdem fand er Zeit, seine wissenschaftlichen Fachstudien fortzusetzen. Gemeinschaftlich mit dem damaligen Conrector an dem kaiserlichen Lyceum zu Straßburg, Wilhelm Deecke, unternahm er es, die auf Cypern gefundenen griechischen Inschriften, die bisher noch nicht hatten entziffert werden können, auf ihre Be-

deutung hin zu untersuchen. Seine und Deecke's Abhandlung (u. d. Titel: „Die wichtigsten cyprischen Inschriften“ im 7. Bde. 1875, S. 217—264 der „Studien“ von Curtius erschienen) kam ziemlich gleichzeitig mit einer Veröffentlichung von Moritz Schmidt in Jena heraus, die in den wichtigsten Ergebnissen mit ihr übereinstimmte, in einzelnen Punkten aber von ihr abwich. H. L. Ahrens urtheilte damals über das gegenseitige Werthverhältniß der beiden Untersuchungen, daß das Verständniß der cyprischen Inschriften im ganzen nicht unerheblich weiter durch S. und Deecke als durch Schmidt gefördert worden sei (vgl. Philologus Bd. 35, S. 3, Göttingen 1876 und Bd. 36, S. 1 ff., Göttingen 1877). Infolge der günstigen Aufnahme seiner Arbeit durch die gelehrte Welt erhielt S. von der kgl. sächs. Regierung ein Stipendium bewilligt, damit er eine Reise nach Griechenland und den griechischen Inseln unternehmen könnte. Nachdem er in Straßburg Urlaub für sechs Monate erhalten hatte, reiste er im August 1875 über Leipzig nach Berlin, wo er die dortigen cyprischen Alterthümer im Original kennen lernen wollte. Dann ging die Reise über Wien, Pesth, Constantinopel weiter nach Athen. Er beschäftigte sich hier hauptsächlich mit dem Studium der neugriechischen Sprache und mit archäologischen Vorbereitungen für seine weitere Reise. Im Februar 1876 traf er auf Cypern ein, über das er eine eingehende topographisch-historische Arbeit zu veröffentlichen gedachte. Von Larnaka aus unternahm er zunächst eine zwölftägige Reise nach Golgoi, Idalion, Nikosia, Lapithos und Keryneia. Der Rückweg führte S. über Chytra, Constantia und Famagusta wieder nach Larnaka. Am 1. März brach er von dort aufs neue auf, um sich nach Limassol zu wenden. Am 3. März besichtigte er bei dem Dorfe Hagios Tychonas ein etwa 40 Fuß tief unter dem Boden liegendes phönicisches Grab, das der amerikanische Consul Cesnola vor kurzem hatte öffnen lassen. Aus der Tiefe dieses Grabes hervorsteigend, wurde er vom grellen Sonnenlichte so geblendet, daß er eine Stufe verfehlte und von einem herabrollenden Stein getroffen, todt hinabstürzte. S. erhielt sein Grab auf dem Kirchhof zu Limassol, wo ihm der Gemeindevorstand und die Priester der griechischen Kirche St. Napa und Andronika die letzte Ruhestätte bereiteten. Leider fand sich in seinem Nachlasse nicht genügend wissenschaftliches Material, dessen Veröffentlichung sich gelohnt hätte, vor. Sein Arbeitsgenosse Wilhelm Deecke, der ihm (in einem Briefe an den Verfasser vom 19. December 1891) nicht nur „tüchtiges Wissen“, sondern auch „einen bescheidenen, liebenswürdigen“ Charakter nachrühmt, widmete deshalb seinem Andenken eine selbständige Abhandlung: „Der Ursprung der cyprischen Silbenschrift“, Straßburg 1877. Von wissenschaftlichen Arbeiten Siegismund's sind noch zwei zu nennen: „Epigraphisch-Grammatisches“, abgedruckt im 9. Bde. 1876, S. 87—107 der „Studien“ von Curtius, und der „Jahresbericht über die griechische Grammatik“, abgedruckt im „Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft“, hrsg. von Bursian, 1. Jahrg. 1873, 2. Bd. S. 1255—1292. — „Siegismund's Name“, urtheilt Georg Curtius, „wird mit der Entzifferung der merkwürdigen (cyprischen) Sprachreste in ehrenvoller Weise verbunden bleiben“.

Vgl. (Albrecht), Zur Erinnerung an Dr. Justus Siegismund. Straßburg 1876. — Programm des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg für 1876—1877. Straßburg 1876, S. 11. — Allgemeine Zeitung 1876, Beilage zu Nr. 88, S. 1327.

H. A. Lier.

Siegmund: s. Sigmund.

Siegwart: Constantin S., katholischer schweizerischer Politiker, geboren am 10. October 1801, † am 13. Januar 1869. Geboren als der Sohn eines ursprünglich dem Schwarzwalde entstammenden Inhabers einer Glashütte auf

dem Boden der italienischen Schweiz, wurde S. frühe elternlos und kam zur Erziehung in das Haus des würdigen Pfarrers von Seelisberg (Kanton Uri), wo er bis in sein 18. Jahr blieb. Vom Besuch schweizerischer und deutscher höherer Schulen, zuletzt der von Heidelberg, zurückgekehrt, bewarb er sich 1826 um das urnerische Land- und Bürgerrecht. Allein obschon er, wie er selbst sagt, eine erste litterarische Arbeit: „Wilhelm Tell der Urner“ (darin die hohle Phrase: „Es giebt Witzlinge, welche über Tell's Geschichte spotten, weil sie nicht verstehen, was ein freier Mann zu thun vermag ..... Du aber verachte die Elenden!“) hauptsächlich zu seiner Empfehlung verfaßt hatte, gelangte er nur mit Schwierigkeit an der Landsgemeinde zum Ziele. Aber S. fand für seinen Ehrgeiz Uri, wo er, über seine Stellung als Landsfürsprech hinaus, umsonst sich Geltung zu verschaffen suchte, zu enge, obschon er sich mit einer Urnerin angesehenen Geschlechts — er nannte sich später stets „Siegwart-Müller“ — verheirathete. 1832 nannte er die Urner Verhältnisse „unerträglich“ und bewarb sich in einer Casimir Pfyffer (s. A. D. B. XXV, 717) gewidmeten Darlegung seiner radicalen Grundsätze um die Aufnahme in den Kanton Luzern, dessen neue Verfassung er in dieser Schrift beleuchtete. In das Luzerner Kantonalbürgerrecht aufgenommen, ließ er sich 1833 als Advocat, bald auch, doch mit wenig Glück, als Redactor einer liberalen Zeitung in Luzern nieder. 1834 wurde S. zweiter, 1835 erster Staatsschreiber, später auch durch indirecte Wahl Mitglied des Großen Rathes und betheiligte sich in seinen öffentlichen Stellungen anfangs sehr entschieden, gleich seinem priesterlichen Freunde Christoph Fuchs (s. A. D. B. VIII, 162), an den kirchenpolitischen Maßregeln seiner liberalen Gönner in der Regierung. Andererseits erklärte er sich 1838 bei Anlaß eines heftigen social-politischen Zwistes im Kanton Schwyz, der über die Benutzung der Allmenden ausgebrochen war, für die radicale (Klauen-)Partei, was für ihn äußerst compromittirende Folgen hatte, da durch die Gegenpartei ein von ihm geschriebener aufreizender Privatbrief aufgefangen wurde, dessen Inhalt mit seiner damaligen Aufgabe — S. war als Secretär vermittelnder eidgenössischer Repräsentanten in Schwyz anwesend — ganz im Widerspruche stand; der, wie ein conservatives Blatt schrieb, „wegen seines Ultra-Radicalismus beinahe allgemein discreditirte Staatsschreiber“ konnte es nicht mehr wagen, die Commissarien ferner zu begleiten. Aber zur gleichen Zeit hatte er doch auch schon begonnen, sich von den leitenden Staatsmännern Luzerns zu trennen, besonders Casimir Pfyffer da und dort entgegen zu treten. Während er auf der einen Seite in der neu von ihm herausgegebenen „Schweizerischen Bundeszeitung“ maßlos leidenschaftlich, besonders auch gegen „die römische oder auch Pfaffenpartei“, noch im J. 1839 schrieb und durch seinen Radicalismus die Regierung, die um dieselbe sich gruppirenden Liberalen weit hinter sich zurückzulassen suchte, betonte er daneben, im Gegensatz zum bestehenden Repräsentativsystem, das Princip der „wahren Volkssouveränetät“. In der Beurtheilung der für die gesammte schweizerische Entwicklung so wichtigen zürcherischen Fragen im J. 1839, wo allerdings die dortige Regierung sich zu dem Willen der Mehrheit des Volkes in Gegensatz gestellt hatte und deßwegen gestürzt wurde (vgl. besonders A. D. B. XII, 496 u. 497), war zwar S. keineswegs so säuberlich folgerichtig gewesen, wie er sich später gerne hätte darstellen wollen; aber jedenfalls war sein Satz, „daß das Volk wirklich politischer Herr und Meister im Lande würde“, in Zürich nun bewiesen, und derselbe konnte auch in Luzern Anwendung finden, wo eine Agitation von ebenso bäuerlich demokratischer, als streng kirchlicher Färbung unter der Führung von Joseph Leu (s. A. D. B. XVIII, 470) auf die bevorstehende Zeit einer verfassungsgemäß ermöglichten Revision der Constitution schon im Gange war. S. brach nun ganz offen mit seinen früheren Parteigenossen, und da er, bei allem

Radicalismus während der letzten Jahre, seinen kirchlichen Verpflichtungen stets nachgekommen war, stand seinem Anschlusse an das gegnerische Lager nichts im Wege. Als der streng gläubige, überzeugungstreue bäuerliche Demagoge den Boden genügend bearbeitet fand und das bestellte Centralcomité auf den 5. November 1840 eine Versammlung nach Ruswil einberief, diente S. als Secretär zur Seite des Präsidenten Leu, und darauf verherrlichte er in einem Zeitungsartikel den Sieg der Verfassungsrevision. Der Schultheiß des Kantons konnte also mit Recht in einer Erklärung an den Kleinen Rath sagen, daß „ein durch den Großen Rath angestellter Staatsbeamter“ durch feindliche Drohungen zu einem „verunglimpfenden“ Angreifer der die Staatsordnung repräsentirenden Organe geworden sei, und so wurde S. am 25. November als Staatsschreiber suspendirt, am 30. December durch den Großen Rath seiner Verrichtungen gänzlich enthoben. Ein Preßproceß, welcher dann freilich unter den rasch sich ändernden politischen Verhältnissen mit Freisprechung endigte, veranlaßte S., von Luzern hinweg nach Uri zu gehen, und so wurde er nicht als ein Mitglied des im März 1841 sich versammelnden Verfassungsrathes erwählt, sandte aber demselben aus Altorf schriftlich theils weitgehend demokratisch, theils ausgesprochen clerical gefärbte „Bemerkungen und Wünsche“ zu.

Die auf Grund der vom Volke angenommenen neuen Verfassung am 23. Mai 1841 erfolgenden Neuwahlen hoben nun dagegen S. in den Großen Rath, und diese ganz neu gestaltete Repräsentation wählte ihn als Mitglied des Regierungsrathes, als welches er alsbald eine Nichtigerklärung seines Absetzungsdecretes und der Folgen desselben forderte, ohne jedoch sogar bei seiner eigenen Partei mit dem ganzen Umfange seines Begehrens durchdringen zu können. Als Mitglied der um Leu sich schaarenden „Volkspartei“ nahm S. an den Maßregeln des siegreichen Systemes zunächst einen keineswegs bedeutenden Antheil; vielmehr hielt er sich anfangs bescheiden zurück und bewies nur seine arbeitsame, geschäftserfahrene Geschicklichkeit. Erst als er sich bei dem im Großen Rathe völlig maßgebenden „Vater Leu“ ganz unentbehrlich zu machen gewußt hatte und als Leu ihm die Leitung der Dinge geradezu zuwies, begann sein Einfluß überwiegend zu werden. Das fiel mit Siegwart's Erhebung zur Schultheißenwürde, an die Spitze der Regierung 1844, zusammen. — Gerade aus diesen Jahren entwirft von S. ein kundiger und dem Geschilderten nichts weniger als gegnerisch gesinnter Beurtheiler — A. Ph. v. Segesser — ein nicht gerade ansprechendes Bild. „Sein Aeußeres war unangenehm. Ein ungewöhnlich großer Kopf, der im Gehen beständig im Tempo des Schrittes hin und her wackelte, ein glattes ausdrucksloses Gesicht, in welchem kleine graue Augen saßen, aus deren gewöhnlicher Ruhe nur bisweilen stechende Blitze schossen, ein Zug um den Mund, der auf kleinliche Gehässigkeit deutete, etwas Lauerndes, Unheimliches in seinem Wesen waren Aeußerlichkeiten, die mißfallen mußten“.

Als Schultheiß von Luzern hatte nun aber S., weil Luzern für 1843 und 1844 eidgenössischer Vorort war, zugleich das Tagsatzungspräsidium zu bekleiden, und hier ergaben sich jetzt die größten Differenzen von weitgehender Wirkung. Seit 1841 beherrschte die Frage der Aufhebung der Aargauer Klöster die gesammteidgenössischen Verhältnisse, und in Luzern kam jetzt, eben 1844, die Wiederaufnahme der Betreibung des schon 1839 geäußerten Lieblingswunsches Leu's, der Berufung von Jesuiten an die höhere Lehranstalt in Luzern, hinzu, eine Frage, die innerhalb der conservativen Partei selbst Zwist hervorrief. In der Angelegenheit der Klöster stand Luzern, der Vorort, seit September 1843, wo die absolute Mehrheit der Tagsatzung sich durch die entgegenkommenden Schritte des Kantons Aargau als befriedigt erklärt und die Sache aus den Verhandlungen der Tagsatzung als erledigt ausgeschieden hatte, an der Spitze

der gegen diesen Beschluß als gegen einen Bundesbruch protestirenden Kantone, und dabei zeigte S. schon in den ersten Vorbesprechungen besondere Lust zum angriffsweisen Vorgehen, indem ja die Verfolgung der Katholiken in allen paritätischen Kantonen die katholischen Stände schon längst berechtigt hätte, zum Aeußersten zu schreiten. Sein Vorschlag vom 13. September 1843, Uebertragung der Leitung der Angelegenheit an eine beständige Conferenz, nebst Anordnung einiger militärischer Vertheidigungsmaßregeln, wurde die Grundlage der ersten Berathungen, aus welchen die weiteren Entwicklungen und zuletzt der Abschluß eines eigentlichen Separatbündnisses sich ergaben. Was die Frage der Jesuitenberufung betraf, so hatte hierin S. anfangs, 1842, nach seiner beliebten Art der Tergiversation einen ihm den Rücken deckenden Mittelantrag in einem Gutachten aufgestellt, welches Weltgeistliche als Professoren unter einem Rector zu einem Convicte zusammenfassen wollte; ebenso hatte er damals bei der Berathung im Großen Rathe seine mangelnde Kenntniß des jetzigen Standes der Gesellschaft Jesu vorgeschützt. 1844 dagegen bahnte er nunmehr bei der ausschlaggebenden Verhandlung, freilich wieder auf anfänglich verdecktem Pfade, selber für Leu den Weg zur Erreichung des Zieles, und als endlich — erst am 1. November 1845 — die Installation der Jesuiten stattfand, war es S., der in gewaltig klingenden Worten als Abgeordneter der Regierung deren Schutz zusagte.

Inzwischen war aus der gegen die Jesuitenberufung entstandenen Vetoagitation heraus am 8. December 1844, im ersten Freischaarenzuge, ein Aufstand gegen die Luzerner Regierung in das Werk gesetzt worden, und am 31. März und 1. April 1845 wurde ein zweiter ähnlicher, noch umfangreicherer unter offener Störung des Landfriedens geschehender Angriff blutig zurückgeschlagen. War S. als Schultheiß schon das erste Mal mit Maßregeln zur Niederwerfung und für Verhaftungen bei der Hand gewesen, so stieg sein Ansehen noch mehr nach der zweiten Abweisung, vollends als in den Erneuerungswahlen zum Großen Rathe am 1. Mai die der unbedingten Herrschaft Siegwart's abgeneigte conservative Mittelpartei ganz in der Vertretung hinwegfiel. Allerdings war, wie das S. selbst am klarsten erkannte, für das in ihm verkörperte Regierungsprincip der im Sommer 1845 durch Mörderhand erfolgte Tod Leu's ein schwerer Verlust. Aber S. gedachte durch die Gründung einer Art Centralgewalt Luzern's gegenüber den politisch einverstandenen Kantonen sich auch in Luzern selbst gegenüber localen Gegensätzen noch mehr zu stärken. Wie er 1846 — in diesem Jahre wurde er zum zweiten Male Schultheiß — durch eine sogenannte Borromäische Akademie die wissenschaftlichen Kräfte der katholischen Schweiz um sich zu schaaren suchte, wie er mit Vorliebe Nicht-Luzerner als seine Creaturen in den Staatsdienst zog, so sollte die „Schutzvereinigung“ der sieben Kantone — Luzern, der an Luzern sich anschließenden Waldstätte nebst Zug, dazu Freiburg und Wallis — ihn und sein System sichern. Umsonst wurde ihm gegenüber geltend gemacht, durch die Hülfeleistung der Urkantone im Freischaarenkampfe sei Luzern auch ohne einen solchen Vertrag geschützt worden; in seiner Neigung zum Formalismus und gestützt auf seine Autorität setzte S. den Plan durch. — Aus den Berathungen der Vertretungen der sieben Kantone, wobei S. zweiter Abgeordneter für Luzern war, erwuchs in der entscheidenden Conferenz zu Luzern, 9. bis 11. December 1845, „zur Wahrung der Souveränetäts- und Kantonalrechte gemäß dem Bundesvertrage vom 7. August 1815, sowie gemäß den alten Bünden“, die schon länger in Aussicht genommene engere Verbindung, von welcher die Luzerner Regierung ihrem Großen Rathe niemals förmliche Kenntniß gab, indem sie auf die ihr ertheilten allgemeinen Vollmachten

sich stützte (erst die Verhandlungen des Großen Rathes von Freiburg brachten den Abschluß des Bündnisses zur Oeffentlichkeit).

Dadurch daß nun im Juni 1846 der eidgenössische Vorort Zürich eine Anfrage an Luzern hierüber richtete und die Tagsatzung mit zehn und zwei halben Stimmen sich für die Auflösung der bundeswidrigen Sondervereinigung aussprach, mußten, bei solchermaßen näher gerückter Gefahr einer Execution, auch die auf Abwehr berechneten Vertragspunkte eine größere Bedeutung gewinnen; denn gleich 1845 war zur „Besorgung der obersten Leitung des Krieges“ ein „Kriegsrath“ angeordnet worden, versehen mit allgemeinen, so viel möglich ausgedehnten Vollmachten. Diesen Kriegsrath beschäftigte schon seit dem Spätjahre von 1846 die Frage der Besetzung der Obercommandantur. Doch gerade zur Leitung einer kriegerischen Politik und vollends zum Vorsitze in einem Kriegsrathe war S. am wenigsten geeignet, da er ganz der militärischen Bildung und Erfahrung ermangelte. Im Glauben an eine höhere Mission, Gott werde die in der Luzerner Regierung verkörperte Sache nöthigenfalls durch ein Wunder zum Siege bringen, trieb S. der Krisis entgegen, ohne Kraft und Mittel zu besitzen, um deren Verlaufe zu begegnen. So hatte er später, in den Tagen des Krieges, noch die Verblendung, einem Warner, der zum Abschlusse des Friedens, als ein solcher noch denkbar, mahnte, zu antworten: „Unsere Gegner, nicht wir, sind verloren“. Jetzt sah sich S. selbst, schon seit 1845, in theilweise geradezu abenteuerlicher Art, nach polnischen, carlistischen und anderen kriegerischen Größen um und fing Correspondenzen an, um sich einen Heerführer zu verschaffen. Behufs Erlangung von Geldhülfe und von Kriegsmaterialien begann man Anknüpfungen mit dem Auslande, wobei sich S. selbst besonders mit dem österreichischen Gesandten, Freiherrn v. Kaisersfeld, in Austausch befand. In Luzern selbst sollten verschärfte polizeiliche Anordnungen, außerordentliche Instructionen die Regierung gegen befürchtete neue Attentate schützen. — Doch außerdem ging S. jede genügende Einsicht in die allgemeinen Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander, sowie in auffallendem Grade Menschenkenntniß überhaupt ab. „Er war — so urtheilt abermals Segesser, welcher als Rathsschreiber S. zu durchschauen seit 1841 reichlichste Gelegenheit gefunden hatte — eine jener verschlossenen Naturen, die nach außen hin nichts als kalte Verständigkeit zeigen, deren impassible Züge niemals von einer gemüthlichen Aufregung Zeugniß geben; doch die ganze Beobachtung seines Wesens zeigt, daß träumerische Idealität, politisch wie religiös, ihn vielfach beherrschte“. Besonders bedenklich war auch, daß er bei seinem bedeutenden Selbstbewußtsein, seiner großen Arbeitskraft, abgeschlossen, wie er sich hielt, selbständige Geister, freimüthige Einwendungen nicht ertrug. Gerade der zumeist in der Sonderbundszeit neben S. in Betracht kommende Politiker Luzerns, der erste Staatsschreiber Bernhard Meyer (s. A. D. B. XXI, 555 ff.), welcher an Urtheilskraft S. hinter sich zurückließ, stand mit dem Leiter des Sonderbundes nie in einem engeren vertraulichen Verhältnisse, wozu neben Charakterverschiedenheiten auch materielle Erwägungen beitrugen (in einer projectirten neuen Dampfschifffahrtsunternehmung auf dem Vierwaldstätter See erlag, als der Große Rath dem neuen Unternehmen eine erdrückende Concurrenz sichern sollte, S. mit seiner Coterie in peinlich beschämender Weise gegenüber den durch Meyer repräsentirten älter berechtigten Interessen): in Wien fand Meyer später weitgehende Beweise von Verdächtigungen, die S. gegen ihn ausgestreut hatte. So war denn S. durchaus nicht befähigt, das begonnene Werk durchzuführen, als dessen Kern Segesser den Plan zu erkennen glaubt, auf Grund eines potenzirten Föderativsystemes und bei einer centralisirenden Zusammenfassung der Kraft der katholischen Kantone einen Dualismus in der Eidgenossenschaft herbeizuführen, der Art, daß eine katholische

Schweiz, unter Luzern als leitendem Vororte, mit der ähnlich organisirten reformirten Schweiz durch einen weiteren allgemeinen Bund verknüpft, das Uebergewicht der großen reformirten Kantone im Gesammtbunde also aufgehoben worden wäre. Eine private Studie, die sich in Siegwart's Papieren fand und über eine neue Gebietseintheilung der Kantone im Sinne vorzüglicher Vergrößerung Luzerns und anderer katholischer Stände sich verbreitete, bewies, wie bestimmt S. auf den Sieg seiner Sache rechnete. — Als nämlich nach Erlangung der Stimmenmehrheit die Tagsatzung zu Bern im Juli 1847 das Separatbündniß der sieben Kantone, weil mit dem Bundesvertrage unverträglich, als aufgelöst erklärt hatte und nachdem angesichts der Weigerung und der fortgesetzten Rüstungen der Sonderverbündeten, nach dem Scheitern auch der letzten Vermittlungsversuche, am 4. November der Executivausschuß der Tagsatzung in Kraft gesetzt worden war, zählte S. im Kriegsrathe zu der Minderheit, welche Ergreifung der Offensive wünschte, während nebst dem Obercommandanten Joh. Ulrich v. Salis-Soglio die Mehrheit der Mitglieder nur zur Defensive sich verstehen wollte. Daneben setzte S. als Präsident des von Leu gestifteten Ruswiler Vereins, mit Herbeiziehung religiöser Mittel, die Agitation stets noch eifrig fort: die kleine Minorität des Großen Rathes, welche im September und nochmals im October Rücktritt des Kantons Luzern vom Sonderbunde, Entgegenkommen gegenüber der Tagsatzungsmehrheit begehrt hatte, war völlig zurückgedrängt worden. So mußte sich die folgenschwere Entscheidung vollziehen, für welche von vorne herein alle Aussichten für die Sache Siegwart's ungünstig waren. Die durch Dufour mit überlegener Kraft und Einsicht geleitete Executionsarmee legte zuerst die vorgeschobenen Posten des Sonderbundes lahm und umschloß dann mit eisernen Armen den Kanton Luzern selbst. Als am 23. November bei Gislikon, zwei Stunden nordöstlich von Luzern, der letzte entscheidende Schlag zu Gunsten der Tagsatzungsbewaffnung gefallen und auf den folgenden Tag ein Sturm auf die Hauptstadt selbst zu befürchten war, gaben auf einmal der Kriegsrath und die Luzerner Regierung, obschon Luzern voll von Bewaffneten lag und noch nicht die Hälfte des eigenen Heeres zum Schlagen gekommen war, ihre Sache auf; mit eingebrochener Nacht verfügten sich S., die meisten anderen leitenden Persönlichkeiten, zahlreiche weitere Flüchtlinge, unter ihnen die Jesuiten, auf einem schon bereit gehaltenen Dampfboote nach Uri. Damit hatte Siegwart's dictatorische Stellung ihren Abschluß erreicht; denn mochte auch noch von Flüelen aus am gleichen Abend eine Proclamation der Geflüchteten als von „Schultheiß und Regierungsrath des Kantons Luzern“ erlassen worden sein, so sahen dieselben doch ein, daß alles zu Ende sei, und sie zerstreuten sich.

Damit begann für den gestürzten Politiker eine bis an sein Lebensende dauernde Zeit der Verfolgung. Zuerst suchte S. noch in Wallis sich zu halten, erkannte dann aber, als auch dieser Stand sich zur Capitulation anschickte, daß hier seines Bleibens ebenfalls nicht sei, und ging nach Mailand, wo er das zu spät eingetroffene Hülfsgeld Oesterreichs der Regierung zurückgab. In Oesterreich, im Elsaß, wo ihn wieder Ereignisse der inzwischen, 1848, ausgebrochenen großen Revolution aufstörten, an verschiedenen Orten Deutschlands verbrachte S. mit seiner Familie ein unstätes Flüchtlingsleben, bis 1857, in welchem Jahre er sich nach Uri, der Heimath seiner Gattin, begab. Der Kanton Luzern blieb ihm verschlossen; denn abgesehen von dem Landesverrathsprocesse, welcher gegen S. schwebend blieb, obwohl sich Segesser mehrmals im Nationalrathe für dessen Niederschlagung energisch ausgesprochen hatte, war 1848 vom neugewählten Großen Rathe gegen S. eine Contributionsforderung im Betrage von 20 000 Franken aufgestellt und darauf vom Luzerner Fiscus der Concurs über ihn

herbeigeführt worden. S. selbst suchte nie um eine Amnestie nach. Er widmete seine Mußezeit historischen Studien, besonders der Ausarbeitung der drei Bände eines breit angelegten, nicht übersichtlichen, aber reichhaltigen, halb autobiographischen, halb zeitgeschichtlichen Werkes (Altdorf, Selbstverlag des Verfassers, 1863, 1864, 1866), von welchem ein Band Joseph Leu speciell zum Gegenstande hat. Schon die Benennung dieser zwar beachtenswerthen und viele Documente enthaltenden Arbeit — „Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft" und „Der Sieg der Gewalt über das Recht in der Schweizerischen Eidgenossenschaft" — beweist, daß dieselbe nicht den Werth eines im wahren Sinne historischen Werkes hat, sondern apologetischen Zwecken dient.

Vgl. neben dem genannten Werke und Cas. Pfyffer: Geschichte des Kantons Luzern, Bd. II, besonders noch Segesser's nekrologischen Artikel in der Sammlung kleiner Schriften, Bd. II (1879), S. 448—460, sowie dessen Fünfundvierzig Jahre im Luzernischen Staatsdienst (1887), in welchen „Erinnerungen" Capitel I, eben über 1841 bis 1847, jedenfalls das Hauptstück bildet. Meyer v. Knonau.

Siemens: Adolf S., königlich preußischer Generalmajor, wurde am 4. März 1811 zu Pyrmont, wo sein Vater fürstlich waldeckscher Amtmann war, geboren, trat am 1. Mai 1829 als Cadet bei dem damaligen Artillerieregimente in den hannoverschen Militärdienst, wurde am 13. November 1832 zum Secondlieutenant ernannt und am 28. December 1839 zum Premierlieutenant, am 17. November 1850 zum Kapitän, am 27. Mai 1860 zum Major und am 28. Mai 1866 zum Oberstlieutenant und Bataillonscommandeur befördert. Nach Auflösung der hannoverschen Armee trat er im Frühjahr 1867 in preußische Dienste, wurde der Garde-Artillerie-Brigade aggregirt und zur Dienstleistung bei der Artillerie-Prüfungscommission zu Berlin commandirt, bei welcher Behörde er bis zu seinem, nachdem er am 22. März 1868 zum Oberst aufgerückt war, am 16. Juni 1872 unter Verleihung des Charakters als Generalmajor erfolgten Ausscheiden aus dem Heere in Verwendung geblieben ist. Seine Bedeutung liegt auf dem Felde der Technik, auf welchem er sich schon als junger Officier versuchte, nicht auf dem rein militärischen Gebiete; an Kriegen hat er nicht theilgenommen. 1866 hatte er, da wegen Mangels an Bespannung nur eine der Compagnieen seines Bataillons in das Feld rücken konnte, in seiner Garnison Stade zurückbleiben müssen und war, als die den Namen einer Festung führende Stadt in der Nacht zum 18. Juni von den Preußen überrumpelt wurde, nächst dem Commandanten der älteste Officier der Besatzung, sodaß er von der Mitverantwortung für die vorgefallenen Unterlassungssünden, welche den Angreifern ihre Sache sehr leicht machten, nicht freigesprochen werden kann. Während des Krieges von 1870/71 blieb er bei der Artillerie-Prüfungscommission in Verwendung. — Von den durch S. gemachten Erfindungen und den durch ihn vorgeschlagenen Einrichtungen haben die nachstehenden in mehr oder weniger weiten Kreisen Aufnahme und Verbreitung gefunden und seinen Namen bekannt gemacht: Eine Art von Reibschlagröhren, welche in ähnlicher Weise die bis dahin zum Abfeuern der Geschütze gebrauchten Lunten ersetzten wie die Reibzündhölzer an Stelle von Stein, Stahl und Schwamm traten; ein Shrapnel, dessen Kugeln durch einen Einguß von Schwefel festgelegt wurden, wobei ein cylindrischer Raum für die Sprengladung freigelassen ward; ein nach ihm benannter Zünder zum Inbrandsetzen der Ladung von Sprenggeschossen. Zu diesem Zwecke hatte man bis dahin hölzerne Brandröhren verwendet, welche den Brennsatz enthielten, im Augenblicke des Gebrauches auf die erforderliche Länge abgesägt und dann in das Geschoß eingestoßen wurden. Die durch S. vorgeschlagenen Zünder waren Metallzünder, welche einen eine größere

Brenngleichheit verbürgenden liegenden Satzring enthielten und mit dem Geschosse in fester Verbindung waren, sodaß es zum Gebrauche nur des Anbohrens an der der Entfernung des Zieles entsprechenden Stelle bedurfte, was die Feuergeschwindigkeit wesentlich förderte. Die Herstellung des Siemens'schen Zünders veranlaßte damals einen lebhaften Meinungsaustausch zwischen S. und einem aus königlich sächsischen in belgische Dienste getretenen Artillerieofficier Bormann (1874 als General gestorben). — In die Zeit von Siemens' Zugehörigkeit zur preußischen Artillerie-Prüfungscommission fällt eine Sendung nach England, bei welcher es sich um die Entscheidung der Frage handelte, ob die Flotte Vorder- oder Hinterlader führen solle und wie die Letzteren beschaffen sein müßten. Siemens' Bekanntschaft mit der englischen Sprache und in den Kreisen der englischen Artillerieofficiere machten ihn für den Auftrag besonders geeignet. Der erstattete Bericht wird auf die allerdings erst nach Einführung des prismatischen Pulvers und der Geschosse mit dünnem Bleimantel erfolgte Lösung der Frage zu Gunsten der Krupp'schen Hinterlader von Einfluß gewesen sein. — Auch nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste blieb S. auf dem Gebiete derjenigen Bestrebungen thätig, deren Verfolgung der Eigenart seiner Persönlichkeit entsprechend von früh auf sein Interesse hervorragend in Anspruch genommen hatte, auf dem Felde der Technik; seine Verwandtschaft mit dem Geheimen Regierungsrath Dr. Werner S. bot ihm dazu erwünschte Gelegenheit. — S. starb am 30. Juni 1887 zu Berlin.

Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, herausgegeben von H. v. Löbell, Jahrgang 1887, Berlin.

B. Poten.

Siemens: Karl Wilhelm S., Ingenieur, als jüngerer Bruder von Ernst Werner S. am 4. April 1823 in Lenthe in Hannover geboren, studirte von 1841—42 in Göttingen, trat 1842 in die gräflich Stolberg'sche Maschinenfabrik ein, ging 1842 zusammen mit seinem vorgenannten Bruder und im Interesse desselben nach London, um dort verschiedene Erfindungen (galvanische Versilberung, Differential-Regulator u. a.) zu verwerthen, und ließ sich dort als Civilingenieur nieder. 1858 übernahm er die Leitung der Filialen des Berliner Geschäfts seines Bruders und lieferte außer Telegraphenapparaten vorzugsweise Kabel und eiserne Tragsäulen, sowie Isolatoren für oberirdische Leitungen. Zugleich war er Mitarbeiter an mehreren wissenschaftlichen Arbeiten seiner Brüder Werner und Friedrich S.; mit letzterem arbeitete er über die vortheilhaftere Ausnutzung der Brennmaterialien. Er wandte die zuerst 1816 von Stirling vorgeschlagenen Regeneratoren bei Dampfmaschinen an, baute 1847 eine Regenerativdampfmaschine, in welcher der Dampf abwechselnd überhitzt und wieder gesättigt wurde und widmete sich seit 1856 hauptsächlich der so folgenreichen Einführung der Regeneratoröfen, deren er sich besonders bei der Eisen- und Stahlgewinnung bediente, während sein Bruder Friedrich sie in der Glasindustrie anwandte. 1867 gründete er ein Stahlwerk in Birmingham und 1869 die Landore-S. Steel-Works, in welchen der Stahl theils nach eigenem Verfahren unmittelbar aus Erzen, theils nach dem Siemens-Martin'schen Verfahren aus Guß- und Schmiedeeisen erzeugt wird. Ein neueres Verfahren bezweckt die unmittelbare Darstellung von Schmiedeeisen aus den Erzen. Von S., der 1871 verstarb, rühren noch folgende Erfindungen her: ein Regenerativcondensator zum Vorwärmen des Speisewassers (1850), der jetzt allgemein eingeführte Reactions-Wassermesser (1851), ein Widerstandsthermometer und Pyrometer (1860), ein Bathometer (1861), eine hydraulische Bremse zur Hemmung des Rücklaufs der Geschütze (1867), ein Dampfblaserohr (1872) und in neuester Zeit erfand er noch einen Tiefenmesser. — Seine Schriften sind fast ausschließlich in englischen

Journalen veröffentlicht. Ein bis zum Jahre 1863 reichendes Verzeichniß gibt Poggendorff's biographisch-litterarisches Handwörterbuch II, 926.

Vgl. noch Meyer's Conversationslexicon 3. Aufl. XIV, 670 und Rosenberger, Geschichte der Physik III, 687.

Pagel.

Siemering: Karl Eduard Fritz S., Genremaler, geboren am 11. Juni 1826 als der Sohn des Hôtelbesitzers H. Siemering zu Hannover, besuchte zuerst das damals berühmte Institut Thierbach, absolvirte daselbst die höhere Bürgerschule und das Polytechnikum, wendete sich dann aber, obwohl alle seine Wünsche auf die Kunst gerichtet waren, nach dem Willen des Vaters zur Landwirthschaft auf der Domäne Winzenburg, wurde dort Verwalter, dann Oberverwalter in Hornsen und übernahm Siemerings-Hof (1852), das zweite Gut seines Vaters, zur eigenen Bewirthschaftung. Während seiner ganzen Laufbahn als Oekonom vergaß S. niemals die Kunst, zeichnete, wie Theodor Mintrop völlig auf sich angewiesen, im guten und schlimmen Sinne völlig ein Autodidakt, nach der Natur, malte Porträts und Madonnen für bäuerlichen Hausgebrauch, bis der Vater endlich 1867 in den Verkauf des Gutes willigte. S. weilte vorerst noch an der Kunstschule zu Hannover und übersiedelte 1869 mit den heißesten Hoffnungen und Plänen nach München. Hier wurde ihm aber eine unerwartete Ueberraschung: Piloty, an welchen S. sich vertrauensvoll wendete, wies ihn ab, theils wegen Ueberfüllung der Akademie, theils wegen des vorgerückten Alters des angehenden Kunstjüngers. Einen Winter lang malte nun S. viele Studienköpfe und verkehrte noch mit einer geringen Zahl von Künstlern. Da er aber auch hier auf Widerstand stieß, indem er hart und streng gegen sich, denselben Maßstab an andere legte, zog sich S. von allen Genossen ganz auf sich zurück, seine Probleme mit eiserner Willenskraft verfolgend. Seine Stoffe waren höchst harmloser Natur, am liebsten aus dem Tiroler Volksleben: Eine Frau „Auf Besuch", welche ein Kind durch den mitgebrachten Hampelmann erfreut, „Ein böses Loch" (1873), „Ein neuer Rock" u. s. w. Sie trugen alle einen gutmüthigen Anflug von Heiterkeit, wie z. B. ein alter Griesgram, welcher ingrimmig das auf „Schlechtes Wetter" diagnosirende Barometer beschaut. Alle seine Bilder, darunter auch eines „Aus dem Grödner Thal" (1882), wurden auswärts verkauft und brachten dem Maler erfreuliche Anerkennung, darunter 1874 auch eine goldene Medaille aus London. In München aber blieb S. unbekannt und unbeachtet; er starb am 13. December 1883 nach kurzer Krankheit. Eine Anzahl von Oelstudien, welche nach seinem Ableben im Kunstverein ausgestellt wurden, fanden überraschend schnell Liebhaber und Käufer, darunter das lebensgroße Brustbild eines Kriegers, ein Eselstall mit Tauben, allerlei Landschaftliches aus der Bergwelt, hübsche Interieurs aus Alpenhütten, Bauernstuben und Höfen (darunter auch eine Skizze aus Rothenburg), vieles davon durch seine Fremdartigkeit interessant und anziehend, Manches hart und gequält, anderes wieder von großer Feinheit des Tons und der Stimmung. In Anbetracht der Ungewöhnlichkeit dieses Mannes und der seltsamen Geschichte seines Bildungsganges und Charakters nöthigt seine nach ernster Tüchtigkeit und Wahrheit strebende Kraft zu hoher Achtung und constatirt in uns die Ueberzeugung, daß sich der Hôtelbesitzer H. Siemering in einem großen Irrthum befand, als er seinem ganz zur Malerei begabten Sohne die rechtzeitige Ausbildung zur Kunst verwehrte.

Vgl. Allgem. Zeitung vom 13. Febr. 1884, S. 44. — Kunstvereins-Bericht f. 1884, S. 66.

Hyac. Holland.

Siemers: Clemens S., katholischer Geistlicher, geb. zu Münster am 21. April 1801, † daselbst am 25. Mai 1851. Er studirte in Münster Philo-

logie und Theologie, wurde 1822 Lehrer am Progymnasium zu Warendorf, 1824 am Gymnasium zu Münster, am 24. September 1824 zum Priester geweiht. 1827—28 vollendete er seine philologischen Studien in Berlin. 1832 wurde er Oberlehrer in Münster. Sein „Religionshandbuch für die mittleren Classen katholischer Gymnasien", 2 Theile, 1831—32, und seine „Geschichte der christlichen Kirche für katholische Gymnasien", 1848, haben mehrere Auflagen erlebt, letztere, nach Siemers' Tode von Hölscher erweitert, 1888 die neunte. Außerdem hat er veröffentlicht: „Die sacramentalische Beichte, eine theologische Abhandlung", 1844; „Abhandlung über die allgemeinen Eigenschaften des deutschen Styls für Gymnasien", 1839, 2. Aufl., 1847, und einige Gymnasialprogramme und Aufsätze im „Christkatholischen Magazin".

E. Raßmann, Nachrichten von Münsterländ. Schriftstellern, S. 317.

Reusch.

Siemssen: Adolf Christian S. war am 2. Mai 1768 im Flecken Strelitz (Mecklenburg-Strelitz) geboren, † am 17. Juni 1833. Sein eigentliches Fach war die beschreibende Naturgeschichte, namentlich die Zoologie, doch betrieb er eine Menge zum Theil weit abliegender Studien nebenher. Prof. M. Braun sagt, man könne ihn fast den „Vater der Mecklenburgischen Thierkunde" nennen. Er studirte in Bützow und Göttingen, wurde dann Hauslehrer, wurde am 9. Januar 1792 zum Dr. phil. in Rostock promovirt und erhielt zugleich die venia legendi auf die eingereichte Abhandlung „Vorläufige Nachricht von den Mineralien Mecklenburgs", die 1792 in Schwerin gedruckt wurde. Er las über Zoologie, sagt Braun nach den akademischen Acten, über Botanik, Mineralogie, Technologie, Oekonomie, Astronomie, Waarenkunde, holländische und dänische Gedichte, selbst Vergil's Bucolica und Georgica. Als Lebensaufgabe hatte er sich die naturgeschichtliche Erforschung Mecklenburgs gestellt, er betrieb sie in eifrigem Sammeln, in Vermehrung der vom Professor H. F. Link (A. D. B. XVIII, 714) seiner Fürsorge fast allein überlassenen akademischen Sammlung, in fleißiger litterarischer Arbeit in der „Monatsschrift von und für Mecklenburg", im „Patriotischen Archiv der Herzogthümer Mecklenburg" und in seinen fortlaufenden Berichten über die „Mecklenburgische Naturforschende Gesellschaft". Die Begründung der letzteren in Rostock hatte er vorzugsweise betrieben und er war später ihr ständiger Secretär. Trotz all dieses erfolgreichen Eifers hat er es nie zu einer Professur gebracht, er ist immer Privatdocent geblieben. 1796 trat er als letzter Lehrer mit einem Gehalte von 300 Thalern, = 900 Mark von heute, und dem Titel Collaborator bei der Großen Stadtschule ein, damals einer Latein- und Bürgerschule, die mit einem studirten Rector und Conrector und den 4 Cantoren der Stadtkirchen besetzt war. Siemssen's Platz war hinter den Letzteren. Er ist auch hier in dieser Stellung geblieben. Als 1828 die Schule reorganisirt und in ein modernes Gymnasium mit einer deutschen Bürgerschule verwandelt ward, wurde er mit 2 andern älteren Lehrern vom Rathe der Stadt in den Ruhestand versetzt. Die von ihm zusammengebrachte große Sammlung mecklenburgischer Naturalien fiel 1833 bei seinem Tode an das akademische Museum, ist aber nicht als Einheit erhalten. Eine Abhandlung über die sicherste Befestigung der Dünen in Warnemünde erschien von ihm 1803.

M. Braun, Zoologie, vgl. Anatomie und die entsprechenden Sammlungen bei den Univ. Bützow und Rostock seit 1775 (Rostock 1891), S. 18 f., wo auch Siemssen's Bildniß. — Schulacten, s. auch Meusel, Gel. Teutschland.

Krause.

Sierstorpff: Kaspar Heinrich Freiherr v. S., Forstmann und Kunstkenner, geboren am 19. Mai 1750 zu Hildesheim, † am 29. März 1842 zu Braunschweig. Er war Sohn des fürstbischöfl. Hildesheimschen Kanzlers

Peter Joseph Albert Francken v. S. und Enkel des am 22. November 1738 in den Freiherrnstand erhobenen gleichfalls Hildesheimischen Kanzlers Kaspar Francken v. S. Nach Beendigung seiner Studien lebte er am kurmainzischen Hofe zu Regensburg, begab sich dann auf Reisen und trat 1783 als Jägermeister in herzoglich braunschweigische Dienste. Am 28. Februar 1788 wurde er zum Oberjägermeister befördert und unter dem 4. Mai 1789 mit der Generalaufsicht über das Forst- und Jagdwesen im Herzogthum Braunschweig und im Fürstenthum Blankenburg betraut. Das schon damals in Personal-Union mit Braunschweig-Wolfenbüttel stehende Blankenburg hatte bis zum Jahre 1806 eine gesonderte Regierung; es lag also ein ähnliches Verhältniß vor, wie es noch jetzt zwischen Coburg und Gotha besteht. Die Napoleon'sche Gewaltherrschaft und Gründung des Königreichs Westfalen brachte ihm 1808 die Ernennung zum Conservateur des eaux et des forêts im Ocker-Departement. Die westfälische Herrlichkeit dauerte aber nicht lange, und nachdem die herzoglich braunschweigische Regierung wieder eingesetzt worden war, ernannte ihn diese mit Beibehaltung seines früheren Titels „Oberjägermeister" zum Mitgliede des fürstlichen Kammercollegiums in Braunschweig mit Sitz und Stimme, in welcher Stellung er bis 1828 verblieb. Vorübergehend stand er nach Löhneysen's Tod im Jahre 1818 auch dem Oberforstdistricte Braunschweig commissarisch als Oberforstmeister vor. (Die Oberforstmeister bildeten damals noch eine Zwischeninstanz zwischen der Kammer und den Inspectionsbeamten, kamen jedoch bald darauf in Wegfall.) Eine eigenthümliche Episode änderte aber mit einem Schlage seine ganzen seitherigen Verhältnisse. Eines Tages wurde er in Hannover von dem Vicekönige Herzog von Cambridge zur Tafel gezogen und hierbei von diesem befragt, wie es in Braunschweig aussehe? Seine freimüthige Antwort: „Königliche Hoheit, es thut ein Oberhofmeister Noth, kam dem durch seine Willkürherrschaft berüchtigten Herzog Karl von Braunschweig zu Ohren und hatte übele Folgen. Der Herzog ernannte ihn nämlich zum Oberhofmeister, setzte seinen seitherigen Gehalt von 2000 Thaler auf die Hälfte herab und eröffnete ihm, daß diese Maßregel als eine landesherrliche Würdigung seiner Verdienste aufzufassen sei. v. S. lehnte Titel und Gehalt selbstverständlich ab und bat um seinen Abschied. Als Antwort hierauf erfolgte der herzogliche Bescheid, daß er — wegen verletzter Ehrerbietung — aller Titel, Aemter und Würden für verlustig erklärt und des Landes verwiesen werde. Eine zu seinen Gunsten publicirte Entscheidung des herzoglichen Districtsgerichtes zu Braunschweig wurde durch landesherrliche Willkür cassirt. (Vgl. die Schrift: Der Aufstand in der Stadt Braunschweig am 6. und 7. September 1830 und der bevorstehende Anfall des Herzogthums Braunschweig an Hannover, Leipzig 1858. S. 254 und 298.) v. S. mußte daher noch in dem hohen Alter von 78 Jahren wirklich seiner Heimath entsagen, wurde aber, nachdem Herzog Wilhelm an Stelle seines vertriebenen Bruders Karl im September 1830 zur Regierung gelangt war, sofort wieder in sein früheres Amt eingesetzt und bekleidete dieses noch 4 Jahre, um dann in den Ruhestand zu treten. Durch königliches Diplom vom 15. October 1840 — also kurze Zeit vor seinem Tode — wurde ihm noch die Erhebung in den preußischen Grafenstand zu theil. Seine Leiche wurde neben seiner Gemahlin, einer geb. v. Vincke, auf dem katholischen Friedhof in Braunschweig beigesetzt.

v. S. war ein Edelmann im vollen Sinne des Wortes. Ausgezeichnet durch eine umfassende allgemeine Bildung und mit hervorragenden forstlichen Kenntnissen ausgestattet, leistete er seinem Vaterlande langjährige ersprießliche Dienste. Auch als Schriftsteller muß sein Name rühmlich genannt werden; seine Schriften bezeugen, daß er bereits auf dem richtigen Wege zur Specialforschung angelangt war. Er verfaßte folgende Werke: „Einige Bemerkungen über die in dem Winter 1788—89

erfrorenen Bäume" (1790); „Ueber einige Insektenarten, die den Fichtenwaldungen vorzüglich schädlich sind, und über die Wurmtrockniß der Fichtenwälder des Harzes, mit 3 illuminirten Kupfertafeln" (1794); Ueber die forstmäßige Erziehung, Erhaltung und Benutzung der vorzüglichsten inländischen Holzarten rc.", 2 Theile (1796 und 1813). Der erste Theil behandelt die Forstbotanik, die Naturkunde der Bäume überhaupt und die Eiche im besonderen. Der zweite Theil enthält die Beschreibung der Fichte. Die beigefügten illuminirten Kupfertafeln sind vortrefflich. v. S. war endlich auch ein feiner und liebenswürdiger Cavalier, sowie ein hervorragender Kunstkenner und Kunstfreund. Dieser Neigung entsprang 1804 ein Werk u. d. T. „Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris, größtentheils in Beziehung auf Gemälde und Kunstgegenstände." Er verfügte über ein großes Vermögen, besaß eine bedeutende Gemäldesammlung und hatte insbesondere einen ansehnlichen Grundbesitz in Driburg (Provinz Westfalen); auch begründete er das dortige Bad. Die Familie ist vor einigen Jahren im Mannesstamme erloschen.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1842, S. 193 (Personalnotiz). — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, V, 1. S. 9, Nr. 45; S. 50, Nr. 178 und S. 81, Bemerkung 3a. — Acten der Braunschweigischen Kammer.

R. Heß.

Sieß: Johannes S. oder Sies, aus Oesterreich gebürtig, wird 1519 als Capellmeister an der Hofcapelle in Stuttgart genannt, wie Sittard Seite 9 in seiner Geschichte der Musik am württembergischen Hofe aus den Acten mittheilt. Schon 1512 muß er sich als Sänger an derselben Capelle befunden haben, denn er wird nach Straßburg gesandt, um dort Sänger für die Capelle zu werben und erhält als Reisegeld 49 fl. ausgezahlt. Von seinen Compositionen haben sich nur vier deutsche vierstimmige Lieder in Peter Schöffer's Liederbuch von 1513 erhalten und sind die einzigen Zeugen seiner Thätigkeit. Es sind vier Liebeslieder: 1. „Mich hat gros leid umbgeben." 2. „Ach lieb, was zeichstu mich". 3. „Ich schweig und las versausen das." 4. „Wer sah dich für ein solche an." Die Melodie liegt im Tenor. Von den Liedern 1—3 sind andere Bearbeitungen derselben Melodie nicht nachweisbar, wogegen Nr. 4 auch von Machinger oder Malchinger bearbeitet ist und sich in Oeglin's Liederbuch von 1512 Nr. 13 befindet, wieder aufgenommen in dem 1. Theil der Forster'schen Sammlung von 1539 Nr. 129. Eine dem Text anpassende und charakteristische Composition findet man nur bei dem Liede „Mich hat gros leid umbgeben, verwundt bis auf den tod, in ellend mus ich leben, mein herz das leidet not". Ob Melodie und Tonsatz von S. sind, ist nicht festzustellen. Die Melodie des letzteren Liedes trägt ganz den Charakter der späteren Choralmelodieen, nur die am Ende jedes Verses lang ausgesponnenen Melismen, die sehr schön sind, geben ihr einen bewegteren Charakter. Die eigentliche Stimmung tritt aber erst durch den vierstimmigen Satz ins rechte Licht, und das Klagende und Traurige ist trefflich getroffen. Die Führung der Stimmen ist bei allen vier Liedern meisterlich, der Zusammenklang aber, d. h. der harmonische Eindruck, ist oft steif und alterthümlich. Die vier Lieder geben so recht den Beweis, wie gering der Schritt vom weltlichen Liede zum geistlichen Liede, dem Chorale, war und daß es völlig genügte, den Text zu ändern, um ein Kirchenlied zu erhalten. Selbst die Verseinschnitte sind wie beim späteren Chorale mit großer Gleichmäßigkeit festgehalten.

Rob. Eitner.

Sieveking: Amalie Wilhelmine S., gewöhnlich Amalie S. genannt, Vorsteherin des von ihr gegründeten „Weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege" in Hamburg, ist am 25. Juli 1794 zu Hamburg geboren und starb

daselbst am 1. April 1859. Ihr Vater war der Senator Heinrich Christian S., ein Bruder des Kaufmanns Georg Heinrich S. (vgl. unten S. 220) und des Syndikus Johann Peter S. (vgl. unten S. 224); ihre Mutter eine Tochter des Senators Peter Diedrich Volckmann. Im 5. Jahre verlor sie ihre Mutter und im 15. Jahre ihren Vater; sie wurde nach dem Tode des Vaters zunächst zu Fräulein Dimpfel, einer Schwägerin Klopstock's, in Pension gethan, kam aber schon nach zwei Jahren (1811) zu einer Verwandten ihrer Mutter, der verwittweten Frau Brunnemann, ins Haus, mit welcher sie bis zu deren Tode im J. 1839 zusammen wohnte, und die ihr eine treue mütterliche Freundin gewesen ist. Infolge des Todes ihres Vaters wurde sie auch von ihren Brüdern getrennt, was ihr großen Schmerz bereitete; als die Brüder Hamburg verließen, hat sie durch brieflichen Verkehr mit ihnen die innige Gemeinschaft aufrecht erhalten, in der die Geschwister einander an ihren Lebenserfahrungen Antheil nehmen ließen und einander berathend und fördernd zur Seite standen. Der ältere Bruder, Eduard Heinrich, kam früh auf ein Comptoir in London und ward dort Theilhaber an einem größern kaufmännischen Geschäfte; er starb dort im J. 1868 und hinterließ Söhne und Enkel, durch die er Stammvater des englischen Zweiges der Sieveking'schen Familie geworden ist. Ihr jüngerer Bruder, — zwei andere Brüder waren vor dem Vater gestorben, — Gustav Adolf, ging Ostern 1815 zum Studium der Theologie nach Leipzig und von hier Ostern 1816 nach Berlin, wo er am 1. Mai 1817 starb. Die Geschwister waren in dem damals üblichen Rationalismus erzogen; Amalie, die von früh an das Bedürfniß hatte, sich alle Dinge klar zu machen und sich von ihren Ansichten genau Rechenschaft zu geben, verhielt sich lange den eigentlichen christlichen Lehren gegenüber abwehrend. Als ihr heißgeliebter Bruder Gustav in Berlin unter Schleiermacher's Einfluß sich entschieden der positiven Richtung zuwandte, ward sie bange, er könne ein Mystiker werden; doch fand sie selbst schon damals in dem, was ihr die s. g. Vernunftreligion bot, kein Genüge mehr. Seit dem Tode ihres Bruders Gustav, der sie mit außerordentlicher Trauer erfüllte, kam über ihr ganzes Wesen ein ihren heiteren, fröhlichen Sinn manchmal erdrückender Ernst; das Verlangen, wieder mit ihm vereint zu werden, weckte eine Sehnsucht „nach oben, nach oben hin!" „Fürchte indeß nicht", so schrieb sie an eine Freundin, „daß dies Sehnen verzehrend auf mich wirke; ich fühle mich noch lange nicht rein genug, einzugehen in die Gemeinschaft des selig Verklärten, fühle noch in mir Beruf, zu leben und zu wirken für die Erde." In dieser Stimmung machte sie sich, durch Thomas a Kempis' Nachfolge Christi auf die Bibel gewiesen, an ein genaueres Studium derselben, wobei sie durch August Hermann Francke's kurzen Unterricht, wie man die heilige Schrift zu seiner wahren Erbauung lesen solle (der noch immer vor den Ausgaben der v. Canstein'schen Bibelanstalt abgedruckt wird), sich zu einer fruchtbaren Beschäftigung mit der Bibel anleiten ließ. Ihren eigentlichen Beruf fand sie im Unterricht junger Mädchen, mit welchem sie schon während ihres Aufenthaltes bei Fräulein Dimpfel begonnen hatte, und den sie mit nur ganz geringen Unterbrechungen bis zu ihrem Tode fortgesetzt hat. Sie hatte gewöhnlich eine Classe von Töchtern aus den bessern Ständen, die sie ganz klein um sich sammelte und dann bis zur Confirmation unterrichtete. Grade die Beschäftigung mit den Kindern, denen sie auch den Religionsunterricht selbst ertheilte, hielt das Verlangen, zu allen religiösen Fragen eine klare Stellung zu gewinnen, rege; um die Zeit des in der deutschen evangelischen Kirche wieder erwachenden kirchlichen Lebens gewann auch sie volle Freudigkeit zum evangelischen Bekenntniß; „einige Zweifel blieben mir", so sagt sie selbst, „anfangs noch übrig über die Versöhnungslehre, doch wurden sie mir später auch gelöst." Mit dieser Umwandlung hing es zusammen, daß sie im Frühjahr 1823, als sie

in ihrem 29. Lebensjahre stand, den Vorsatz faßte, eine barmherzige Schwesterschaft innerhalb der evangelischen Kirche zu gründen; ein solcher „im Namen des Herrn geschlossener Liebesverein" sollte einerseits das neuerwachte kirchliche Leben fördern und befestigen und andrerseits der großen Zahl alleinstehender und im Grunde unbeschäftigter Mädchen in den höhern Ständen einen wichtigen und sie innerlich befriedigenden Lebensberuf schaffen. Sie überlegte diesen Plan zunächst mit dem Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium in Hamburg, Karl Friedrich August Hartmann (geb. 1783, † 1828); hernach besprach sie ihn mit Johannes Goßner (s. A. D. B. IX, 407), als dieser im Sommer 1824 längere Zeit in Altona lebte. Bei beiden Männern fand sie verständnißvolle Theilnahme; mit dem letztern correspondirte sie dann noch weiter über die Sache, doch rieth ihr namentlich dieser, nichts zu übereilen. Als sie um diese Zeit das von Friedrich Stolberg herausgegebene Leben des Vincentius von Paula (München 1818) las, tröstete es sie, daß auch dieser langsam zu Wege gegangen war und den Willen Gottes erst genau zu prüfen pflegte. Wie sie es sich ursprünglich gedacht hatte, hat sie ihren Plan nicht auszuführen vermocht; bekanntlich geschah dies dann im J. 1836 von Theodor Fliedner (s. A. D. B. VII, 119) in Kaiserswerth a. Rh. durch Gründung der ersten evangelischen Diakonissenanstalt. Doch gelang es Amalie schon vorher, wenigstens einen Verein zu gründen, der, wenn auch nicht in der Form einer Schwesterschaft, doch den Gedanken, weibliche Kräfte zur Uebung dienender Liebe zu vereinigen, verwirklichte. Als die Cholera im J. 1831 auch in Hamburg ausbrach, glaubte sie zunächst, zu der Ausführung ihres Planes nun einen vorbereitenden Anfang machen zu sollen; da aber auf ihren „Aufruf an christliche Seelen, sich mit ihr zur Krankenpflege im christlichen Geiste zu vereinigen", den sie im „Bergedorfer Boten", einem damals in den kirchlich angeregten Kreisen Hamburgs und der Umgegend verbreiteten Blatte, erließ, sich Niemand meldete, bot sie sich selbst bei der Direction eines für Cholerakranke erbauten Hospitals als Pflegerin an und ward am 13. October 1831 zum Eintritt gerufen, als die erste weibliche Kranke aufgenommen war. Selbst in den Kreisen der ihr Nahestehenden sah man in diesem Schritt anfänglich vielfach nur wunderliche Schwärmerei; sie aber gewann sich durch ihre Treue und Tüchtigkeit und durch ihr verständiges und nach allen Seiten hin gewinnendes Verhalten bald so sehr das Vertrauen der dem Hospital vorgesetzten Aerzte, daß man sie zur Oberaufseherin über das gesammte männliche und weibliche Wärterpersonal ernannte; und als sie nach wohlvollbrachter Arbeit am 7. December ihre Stellung wieder verließ, war man ganz allgemein voll Staunen über das, was sie geleistet hatte. Sie selbst aber hatte gemerkt, daß es noch nicht für sie möglich sei, eine evangelische Schwesterschaft ins Leben zu rufen; dagegen unternahm sie es jetzt, durch die Anerkennung, die ihr ward, dazu ermuthigt, ihr gleichgesinnte Frauen und Jungfrauen zur Gründung eines „weiblichen Vereines für Armen- und Krankenpflege" zu gewinnen. Nachdem sie die Sache mit einer größeren Anzahl solcher, bei denen sie für ihre Absicht Verständniß hoffte, besprochen hatte, und zunächst zwölf sich hatten willig finden lassen, die Sache anzufangen, versammelte sie diese am Mittwoch, den 23. Mai 1832, in der Wohnung ihrer Pflegemutter und eröffnete die Versammlung mit einer Anrede, in welcher sie die Grundsätze des Vereins, wie sie sich seine Wirksamkeit dachte, einfach und klar darlegte. Unter Hinweis auf Jesajä 58 und Matthäi 25 sprach sie es aus, daß es auf Uebung einer Barmherzigkeit ankomme, die aus dem Glauben stamme; Gaben könnten nur Segen bringen, wenn die Herzen des Gebenden und des Nehmenden sich gegeneinander aufthäten; man müsse den Armen nicht nur Geld, sondern auch Zeit und Kraft opfern, dann werde sich der Segen der Liebe offenbaren. Der Verein wurde am genannten Tage gestiftet und begann alsbald seine

Wirksamkeit. Die Statuten, welche für dieselbe aufgestellt wurden, zeugen von Amaliens richtigem Verständniß und praktischem Geschick; es wurden hier für die christliche Barmherzigkeit in evangelischem Geiste theilweise zuerst Regeln ausgesprochen, die sich seitdem allgemeiner Anerkennung erfreuen. Von der persönlichen Einwirkung der pflegenden Damen auf die Armen und Kranken in sittlicher und religiöser Hinsicht wird am meisten gehofft; bei Vertheilung von Gaben soll die größte Vorsicht angewandt werden; lieber sollen Lebensmittel u. dgl., als Geld verabreicht werden; Gesunden soll womöglich nur Arbeit zugewiesen werden. Die Besuche bei den Pfleglingen wurden wöchentlich von andern Damen gemacht; über das bei ihnen Wahrgenommene wurde kurz Buch geführt. Alles wurde aufs genaueste geordnet; wöchentliche und monatliche Versammlungen der Vereinsmitglieder dienten zu gewissenhafter Berathung schwieriger Fälle und zur Erzielung übereinstimmenden Verfahrens. Die ganze Verwaltung des Vereins, der bald immer mehr Mitglieder gewann und dessen Thätigkeit immer mannigfaltiger wurde, geschah durch die Damen selbst; nur das Rechnungswesen des Vereins, dem zum Besten der Armen bald reichliche Gaben zuflossen, wurde von zwei Bürgern besorgt. — Es dauerte nicht lange, so gründete man auch in andern Städten ähnliche Vereine; mehrfach wurde Amalie veranlaßt durch Vorträge auswärts dazu die Anregung zu geben. Sie selbst hatte die Freude, in den 27 Jahren, die sie als Vorsteherin den Verein leitete, denselben sich immer mehr ausbreiten und durch den Erfolg die Richtigkeit der Grundlagen desselben bewährt zu sehen. Zwar blieben auch Mißerfolge nicht aus; die Mitglieder wurden nicht selten von den Armen hintergangen; auch der Vorwurf, daß der Verein Heuchelei begünstige, wird in einzelnen Fällen zutreffend gewesen sein. Aber trotzdem wird man sagen müssen, daß ihrem Verein gelungen ist, in wesentlich richtiger Weise christliche Barmherzigkeit unter den schwierigen Verhältnissen einer Großstadt zu üben und einer großen Anzahl Armer und Kranker geistliche und leibliche Hülfe zu bringen. Amalie starb am 1. April 1859 an den Folgen eines Lungenleidens, fast 65 Jahre alt; sie ward begraben in dem Sieveking'schen Familienbegräbniß an der Ostseite der Kirche in Hamm vor Hamburg; bei ihrer Bestattung, die auf ihren Wunsch äußerlich in der schlichtesten Weise erfolgte, zeigte es sich an der außerordentlichen Theilnahme der Bevölkerung, daß man eine Mutter der Armen begrub. Ihr Verein, dem jetzt (1892) Frau Doctorin Mary Sieveking, geb. Merck (die Schwiegertochter eines Vetters von Amalie), vorsteht, wirkt noch im Segen.

Amalie S. gab über die Thätigkeit des Vereins jährlich Berichte heraus; aus ihnen ist namentlich über die Organisation des Vereins das Genauere zu ersehen. Im 10. Jahresbericht, Hamburg 1842, S. 56 ff., ist ihre am 23. Mai 1832 gehaltene Ansprache (vgl. oben) abgedruckt. Außer diesen Berichten hat sie drei Erbauungsschriften, in welchen Abschnitte der heiligen Schrift erklärt werden, drucken lassen. — (Emma Poel,) Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie S., in deren Auftrage von einer Freundin derselben verfaßt. Mit einem Vorwort von Dr. Wichern. Hamburg 1860. Dieses Werk erschien auch in französischer und englischer Uebersetzung. — Leesenberg, Die Familie S. Als Manuscript gedruckt. Berlin 1886. S. 23 f. — Herzog und Plitt, Theologische Realencyklopädie. 2. Aufl. XIV, 223 ff.

Bertheau.

Sieveking: Georg Heinrich S., Kaufmann in Hamburg, geboren am 28. Januar 1751, † am 25. Januar 1799. Er gehörte, wie Wichern von dessen Nichte, Malchen S. bemerkt, „einem Familien- und Freundeskreise an, der seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in mehr als einer Beziehung ein eigenthümliches, scharf gezeichnetes Spiegelbild der tieferen Geistesbewegungen

geworden, die sich in unserem deutschen Volksleben Geltung verschafft. Seit der genannten Zeit möchten in unserem Vaterlande nur wenige bedeutendere Momente des öffentlichen litterarischen, künstlerischen, wissenschaftlichen, politischen und kirchlichen Lebens vorgekommen sein, denen in diesen vaterstädtischen Kreisen nicht in hervorragender Weise eine persönliche Vertretung oder irgendwelche unmittelbare Förderung und Pflege zu Theil geworden wäre". Die Familie stammt aus Westfalen, woselbst in der Grafschaft Ravensberg der Name seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts unter den Amtmännern, den Predigern, Capitularen und Kirchenvorstehern des Stiftes Schildesche vorkommt. Peter Nicolaus S., geb. 1718 in Versmold, wandte sich nach Hamburg, begründete dort ein Tuchgeschäft und verheirathete sich mit Katharina Margaretha Büsch, einer Cousine (nicht Bruderstochter) des Professors Joh. Georg Büsch (s. A. D. B. III, 642). Er ist der Stammvater der Hamburger Familie dieses Namens, die sich u. a. auch in Großbritannien und dessen Colonien verbreitet hat. Der älteste seiner drei Söhne war Johann Georg S., welcher durch seine Heirath mit Johanna Margaretha Reimarus, einer Tochter des Arztes Albert Heinrich Reimarus (s. A. D. B. XXVII, 704—709) und Enkelin des Wolfenbüttler Fragmentisten dem damals vielgenannten, mit Lessing, Büsch, Klopstock verkehrenden Kreise angehörte. Als S. kaum das zwölfte Jahr vollendet hatte, verlor er den Vater (15. März 1763). Die Erziehung der Kinder lag der Mutter ob unter dem curatorischen Beistande ihres Bruders, des Senators Georg Heinrich Büsch. S. wurde von Privatlehrern unterrichtet und erhielt u. a. als zwölfjähriger Knabe den mathematischen Unterricht von Professor Büsch. Seine Kameraden wollten seine Ueberlegenheit im Kartenspiel auf seine bedeutenden mathematischen Kenntnisse zurückführen. Später (1768) trat er in die Büsch'sche Handelsakademie ein. In der Kirche schrieb er die Predigten von Alberti, Goeze's Gegner nach. Latein und neuere Sprachen betrieb er für sich; mit Freunden wurde Klopstock's Messiade gelesen und Wieland'sche und Weisse'sche Trauerspiele aufgeführt. In späteren Jahren bildeten Mendelssohn's Schriften sein Studium. Am 1. August 1766 trat S. als „Handlungs-Lehr-Bursche" (s. den Lehrcontract in den hansischen Geschichtsblättern, Jahrgang 1887, S. 143—145) mit siebenjähriger Dienstverpflichtung in das angesehene Handlungshaus des Senators Caspar Voght ein (s. den Artikel Caspar Reichsfreiherr v. Voght), der von Pieter Poel (Bilder aus Karl Sieveking's Leben. Hamburg 1887. Abth. I, S. 6) als ein mürrischer, grober alter Vorgesetzter des jungen Lehrlings bezeichnet wird. Indes so sehr auch S. seiner hochstrebenden selbständigen Natur in dieser Lehrzeit Gewalt anthun mußte, so hatte doch weder Voght noch er selbst seinen Eintritt in das Haus zu bereuen: denn was der Lehrherr in jenem Contract in Aussicht gestellt hatte, nämlich dem jungen Mann bei Gelegenheit zu seinem Glücke beförderlich zu sein, hielt er getreulich, indem er ihn zu seinem Gesellschafter machte. S. erhob aber das Haus schon bei Lebzeiten des Senators Voght († 1781) zu einem der größten Hamburgs, das später geradezu eines europäischen Rufes genoß. S. nahm u. a. die günstige Gelegenheit wahr, als der amerikanische Freiheitskrieg die Verbindungen zwischen dem Mutterlande und den Colonien aufgehoben hatte, einen Theil des amerikanischen Handels nach Hamburg zu leiten, während bisher die Handelsunternehmungen sich wesentlich nur auf die europäischen Häfen beschränkt hatten. S. selber hatte nicht nur Frankreich und England wiederholt besucht, sondern auch Rußland und die amerikanischen Freistaaten. (Bilder aus vergangener Zeit. Pieter Poel. Hamburg 1884. S. 8.) „Als Geschäftsmann", so schreibt sein Freund Pieter Poel (a. a. O. S. 7.), „that es ihm Keiner an Thätigkeit, Umsicht und Leichtigkeit zuvor. Nach der Trennung von dem jüngeren Voght († 1839) übersah und

leitete S. Alles, indem er das Detail der Ausführung seinen jüngern Handelsgesellschaftern überließ. Er verwaltete mit Verstand, Treue und Pünktlichkeit die ihm anvertrauten Stadtgeschäfte. Er verweigerte auch entfernteren Bekannten seinen Rath und Beistand nicht in verwickelten Angelegenheiten, in denen Männer seines Standes vorzugsweise zu ihm, als einem der erfahrensten und einsichtsvollsten ihre Zuflucht nahmen." Sein Entwurf einer neuen Wechselordnung, den die Commerz-Deputation herausgegeben hatte, galt bei erfahrenen Kaufleuten als ein Meisterwerk seiner Zeit. Obgleich S. allseitiges Vertrauen genoß, „großherzig, dienstfertig, von unerschütterlicher Rechtschaffenheit und ein warmer Patriot war" hat er nur wenige sogenannte städtische Ehrenämter bekleidet, vielleicht deshalb, weil er in seinen Ideen und Plänen dem althergebrachten, städtischen Geschäftsgange der bürgerlichen Collegien zu sehr vorauseilte. Statt dessen war er ein thätiges Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, und nicht zum mindesten eine Zeit lang ein hervorragendes Mitglied des Freimaurerordens, von dem er sich aber später abwandte. Die Themata einzelner, in der Loge gehaltenen und hernach gedruckten Reden über „die Bestimmungen des Menschen zur Glückseligkeit durch Weisheit und Tugend", über „Luxus, Bürgertugend und Bürgerwohl" lassen es schon errathen, daß S., der Schwiegersohn von Reimarus und Freund von Büsch, ein eifriger Förderer der Aufklärung war. Auch von S. und seinem Freundeskreise wurde die französische Revolution mit Jubel begrüßt, der Jahrestag des Bastillesturms in einem oft besprochenen Feste von ihm durch ein Gedicht gefeiert. Ohne den Voltaire'schen Spöttereien zu huldigen, sahen die Freunde des Reimarus-Sieveking'schen Kreises in der französischen Revolution sowohl eine Befreiung Frankreichs aus feudaler Knechtschaft als auch ein für die ganze Menschheit weltbeglückendes Ereigniß. Sieveking's Haus bildete den gastlichen Mittelpunkt für die Gleichgesinnten. Er hatte anfangs gemeinsam mit Pieter Poel und Joh. Conrad Matthiessen, später als alleiniger Besitzer einen herrlichen Landsitz (gegenwärtig im Besitz der Erben des Conferenzraths C. H. Donner) am hohen Elbufer in Neumühlen erworben. Dort unter den alten Eichen, an den sprudelnden Quellen versammelten sich zu den Hamburger Freunden die zahlreichen Fremden, die als Politiker, als Männer der Wissenschaft selbsthandelnd in die Bewegung der Zeit mit eingegriffen hatten und für längere oder kürzere Zeit sich in Hamburg aufhielten. Es war bei aller edlen Einfachheit und Zwanglosigkeit des Umgangs Sieveking's Haus eins der gerühmtesten und gastlichsten Häuser, die sich damals den Fremden öffneten: Freiheitskämpfer aus Amerika, Theilnehmer der französischen Revolution, Emigranten aus vornehmen Häusern, zum Theil dem bittersten Elend preisgegeben, fanden sich, an Hamburger Handlungshäuser empfohlen, damals bei S. ein. Durch wiederholten Aufenthalt in Paris war übrigens S. auch persönlich bekannt, zum Theil befreundet mit angesehenen Männern Frankreichs. Seine Verbindungen mit Frankreich, die erfolgreichen Handelsunternehmungen, erregten unter manchen seiner Mitbürger wohl Neid. Hannover und Preußen aber hatten, als das Haupt Ludwig's XVI. unter der Guillotine gefallen war, sich als die kreisausschreibenden Stände mit einer Beschwerde über das revolutionäre Treiben an den Hamburger Rath gewandt und geradezu Sieveking und Voght als diejenigen genannt, die sich nicht entblödet hätten, sich öffentlich mit Lehoc, dem französischen Ministerresidenten, über des Königs Tod zu freuen. Preußen und Hannover forderten demnach (im Februar 1793), daß diesem Unfug ungesäumt ein Ende gemacht werde und Lehoc in zweimal 24 Stunden die Stadt verlasse, widrigenfalls preußische Truppen einrücken würden. Dazu kam es nun freilich nicht, da Lehoc sich sogleich auf ein amerikanisches Schiff begab. S. aber fand sich ver-

anlaßt, sich gegen die seit langer Zeit über ihn ergangenen Verleumdungen durch eine kleine Schrift „An meine Mitbürger" zu vertheidigen. Poel schrieb darüber: „Das Gerede über unsere Freunde scheint jetzt ein Ende zu haben. Sieveking's Vertheidigung hat bei Vielen eine gute Wirkung hervorgebracht. Mir ist der Ton nicht männlich genug. Er müßte es deutlicher sagen, daß seine Verleumder Schurken sind, nicht von ihnen sprechen, als hätte er Ursache, sie zu schonen." Hamburgs Verhältniß zu Frankreich blieb aber nach Lehoc's Entfernung ein mehr oder weniger gespanntes, da der deutsche Kaiser noch im Krieg mit Frankreich war, und andererseits das Directorium bestrebt war, den europäischen Norden, besonders auch die Hansestädte für eine neutrale Haltung zu gewinnen. Dies zu erwirken wurde im October 1795 K. F. Reinhard (s. A. D. B. XXVIII, 44 bes. S. 49 ff.) als französischer Gesandter nach Hamburg geschickt. Um des Kaisers willen lehnte der Rath es ab, Reinhard als Gesandten anzuerkennen, wich aber auch einer entschiedenen Nichtanerkennung aus und suchte die Entscheidung zu verzögern. Die bürgerlichen Collegien neigten zur Anerkennung des französischen Gesandten hin, und wurden darin auch wohl durch die Zustimmung des preußischen Hofes bestärkt. Wie immer auch die Entscheidung ausfallen mochte, so sah sich Hamburg von der „Feindschaft einer der beiden Parteien bedroht, in welche Europa gespalten war". Der Handel, die Schifffahrt war gefährdet. Darum nahm nun, ehe Rath und Bürgerschaft zu einem Entschluß gelangt waren, die Hamburger Kaufmannschaft, vertreten durch die Commerz-Deputation (die heutige Handelskammer) die Angelegenheit in die Hand. Nach den Verleumdungen, denen S. in der Lehoc'schen Angelegenheit ausgesetzt gewesen war, konnte es für ihn keine glänzendere Genugthuung und keinen größeren Beweis des Vertrauens, das man in ihn setzte, geben, als daß die Deputation ihn ersuchte, in Paris die zur Abwendung des Anerkennungsverlangens erforderlichen Verhandlungen zu führen (März 1796). Versehen mit Vollmachten von der Commerz-Deputation und vom Senat an das französische Directorium, sowie mit einer Instruction des Senats, daß S. sich auf keine Geldnegociation einlassen solle, reiste S. am 18. März ab. Lübeck, aber nicht Bremen, hatte S. auch unter gleichen Bedingungen zum Unterhändler ernannt. In Paris am 31. März angekommen, fand er das Directorium gegen Hamburg sehr erbittert; Rewbell, eins der Mitglieder desselben, war besonders gegen S. eingenommen, wahrscheinlich durch Einflüsterungen von holländischer Seite infolge von Handelsneid. Entrüstet erklärte der Präsident (12. April), daß die nationale Würde der Republik durch Zurückweisung des französischen Ministers beleidigt sei. Hamburg komme es zu, sich so zu benehmen, daß es die Freundschaft der Republik verdiene. Der Hamburger Doctor F. J. Schlüter, hanseatischer Agent, hatte freilich schon gleich nach Sieveking's Ankunft, am 2. April geschrieben: „Ich glaube immer, daß es hier auf den goldnen Regen ankommen wird, dies habe ich S. gesagt." Er hatte richtig die Sachlage erkannt; Frankreich übte den schwersten Druck aus, um möglichst viel herauszupressen, indem es am Tage jener Audienz (12. April), auf alle Hamburger Schiffe in französischen Häfen Embargo legen ließ. Ohne bedeutende Geldopfer — am 24. April theilt S. an Schlüter mit, Frankreich habe 10 Millionen Livres in hartem Geld gefordert — war nichts zu machen und doch hatte S. ausdrücklich die Instruction, sich nicht in Geldnegociationen einzulassen. Trotz seiner Berichte nach Hamburg wurde er vom Senat auf seine Instruction verwiesen und auch von der Commerz-Deputation wurden ihm nur ungenügende Beträge zu bewilligen eingeräumt. In dieser Lage, da S. erkannte, daß jede Verzögerung nur ungünstigere Bedingungen zur Folge haben würde, bewährte er seinen Scharfblick, seine kaufmännische Gewandtheit und endlich nicht zum Geringsten seinen Patriotismus.

S. entschloß sich, eigenmächtig zu verfahren, „jedoch so, daß, wenn seine Schritte nicht gebilligt würden, er persönlich allein das Risico zu ertragen hätte". „Ich sagte", so schreibt S. am 19. Juli an die Commerz-Deputation, „daß ich nicht autorisirt sei, irgend ein Opfer zu bringen, ich zeigte meine Vollmacht. Aber man wollte mir persönlich trauen." Gewiß ein seltenes Beispiel von hohem kaufmännischen Credit, daß es für ausreichend erachtet wurde, wenn S. mit seinem persönlichen Credit für den Hamburgischen Staat eintrat. S. gelangte zu einem glimpflichen Abkommen, indem das Directorium sich dazu verstand, das Embargo aufzuheben und die Anerkennung des Gesandten nicht vor dem allgemeinen Frieden zu fordern, und für die Zukunft eine für Hamburgs politische Rechte und den Handel günstige Verwendung versprach. Die Gegenleistung Hamburgs bestand darin, daß der Senat oder das Commerzium 2 Millionen Livres in Wechseln acceptiren und in drei Monaten 8 Millionen Livres Quittungen der Gläubiger Frankreichs in Hamburg und im Norden liefern sollte, beides gegen Empfang von 5 Millionen holländischer Rescriptionen. S. wurde bei seiner Rückkehr (Juli 1796) von Mitgliedern der Commerz-Deputation, die ihm auf der Elbe entgegenfuhren, ehrenvoll empfangen und bewillkommt. Sie veranstaltete es auch, daß nicht die Stadt die Zahlung jener Summen übernahm, sondern der „Ehrbare Kaufmann", was ungefähr so viel sagen wollte, als daß die die Börse besuchenden Kaufleute für die Forderung Frankreichs aufkamen. Dadurch war auch S. seiner persönlichen Haftung für die Erfüllung der genannten Forderungen enthoben. Ihm wurde aber die Abwicklung des Geschäftes mit den Gläubigern des französischen Staates übertragen, wiederum ein vollgültiger Beweis des allgemeinen und unbeschränkten Vertrauens, dessen er sich erfreute. Der Aufenthalt in Paris hatte für Sieveking's Entwicklung übrigens eine wohlthätige Folge. Hatten die Näherstehenden nämlich bei aller Hochachtung gegen den Freund doch bisweilen seine auffahrende Heftigkeit zu tragen gehabt, so erschien er ihnen nach dieser Reise viel liebevoller und milder. Sein langjähriger Freund Poel schrieb diese Veränderung dem Zwange zu, den er sich im Verkehr mit verdorbenen, aber einflußreichen Menschen, gegen die seine edle Natur Widerwillen empfand, hatte auferlegen müssen. Zurückgekehrt empfand er erst recht den Werth seiner Umgebung. Aber nicht mehr lange blieb er den Seinen erhalten. Nach kaum achttägiger Krankheit entschlief er im Alter von 48 Jahren (25. Januar 1799) an einem heftigen Fieber. Seine Gattin überlebte ihn um ein Menschenalter. Von seinen vier Söhnen ist Karl als Hamburgischer Syndikus (s. diesen), Friedrich als Bürgermeister seiner Vaterstadt gestorben.

Hamb. Schriftsteller-Lexikon VII, 176 f. — J. G. Büsch, Zum Andenken an . . Dorner und Sieveking. Hamburg 1799. — Georg Heinrich Sieveking, An meine Mitbürger. 1793. — Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. 1800. S. 127—137. — (G. Poel), Bilder aus vergangener Zeit. 1. Theil. Hamburg 1884. S. 7—67; 2. Theil. 1887. S. 1—24, 43—46. — A. Leesenberg, Die Familie Sieveking. Als Manuscript gedruckt. Berlin 1886. — (E. Poel), Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Am. Sieveking. Hamburg 1860. S. III, IV. — Hansische Geschichtsblätter, Jahrgang 1875: Ad. Wohlwill, Reinhard als franz. Gesandter in Hamburg. S. 73—108. — Hansische Geschichtsblätter, Jahrgang 1887. S. 143—145.

Sillem.

Sieveking: Johann Peter S., J. U. Dr. und Hamburgischer Syndikus, geb. in Hamburg am 16. Dec. 1763, † auf der Rückreise von dem Regensburger Reichstage in Hanau am 30. Nov. 1806, war der jüngste Bruder von Georg Heinrich S. (s. oben.) Nachdem er im März 1790 in Göttingen zum

Dr. jur. auf Grund einer Dissertation über Seeassecuranz promovirt worden war, wurde er bereits am 9. Juli 1792 zum Syndikus in der Vaterstadt erwählt. Als solcher hatte er Namens des Senats Verhandlungen mit auswärtigen Regierungen zu führen. Schon während des Krieges mit Frankreich, und besonders seit dem Basler Frieden trachteten die Hansestädte danach, in zukünftigen Kriegen eine „wirkliche Neutralität zu erlangen, der zufolge sie mit dem Reichsfeinde während der Dauer eines Reichskriegs, wie mitten im Frieden, den commerziellen Verkehr fortsetzen dürfen, unter alleinigem Verbot der Zufuhr von Kriegsmunition", (s. Wohlwill in den Hansischen Geschichtsblättern, Jahrgang 1875, S. 67) Vortheile, die mehr oder weniger vollständig dann und wann im Laufe des vorigen Jahrhunderts bereits den Hansestädten eingeräumt worden waren. An den Hamburger Conferenzen, die mit Bremen und Lübeck, um dies in Paris durchzusetzen, abgehalten wurden, nahm S. seitens Hamburgs Theil. Eine noch wichtigere Thätigkeit wurde S. übertragen, als es im Sommer 1802 verlautete, daß zur Ergänzung des Lüneviller Friedens das sogenannte Entschädigungswerk in Regensburg beginnen würde. Als eine Vorversammlung des letzten Regensburger Reichstags fand sich daselbst die „Reichs-Friedensdeputation" ein, um die Entschädigungen an die durch die Abtretung des linken Rheinufers geschädigten ehemaligen Landesherren zu vertheilen, und die verschiedenen geistlichen Stiftungen, wozu auch das Hamburger Domstift gehörte, den neuen Obrigkeiten zu überweisen. Die politische Lage war hinlänglich dadurch gekennzeichnet, daß Rußland, durch den Baron v. Bühler, und Frankreich, durch den Citoyen Laforêt vertreten, die vermittelnden Mächte zwischen den deutschen Ständen waren, thatsächlich aber der französische Einfluß den russischen gänzlich überwog. Diese beiden Herren hatte Sieveking's Freund, C. J. Matthiessen, in Carlsbad kennen gelernt, und schrieb am 10. August von Eger aus dem Präses des Hamburgischen Commerziums (der heutigen Handelskammer entsprechend), daß das Entschädigungswerk unverzüglich seinen Anfang nehmen werde, daß Hamburg zwar seine Stimme auf dem zukünftigen Reichstage verlieren, aber die stets geforderte Neutralität und den Besitz des Domes erlangen werde. Matthiessen ging selbst nach Regensburg. Der Senat aber sandte S. dahin als außerordentlichen Gesandten. Ihm waren in seiner Instruction (am 25. Aug. entworfen) besonders die folgenden vier Punkte aufgetragen, nämlich dahin zu wirken, daß die noch bleibenden sechs Reichsstädte nicht dem Fürstencolleg incorporirt würden; daß in Sachen des Doms Hamburg wie Bremen behandelt würde, demnach Hannover, der damalige Besitzer des Doms, der Domhöfe und Stiftungen, seine Rechte nicht einem Dritten übertragen dürfe; daß die Neutralität gesichert und daß endlich die Freiheit des Elbstromes anerkannt werde, wozu noch die Oberalten, als Vertreter der Bürgerschaft, die Aufhebung des Stader Zolls hinzugefügt hatten. Am 8. Sept. traf S. in Regensburg ein. Um den kleinen Staat erfolgreich zu vertreten, war viel Umsicht, Geschäftskenntniß in den verwickelten Fragen des deutschen Staatsrechts und besonders viel Tact in den ebenso weitläuftigen Fragen der Etikette und des Ceremoniells erforderlich. Da der hannoversche Gesandte, v. Ompteda († 1803, s. A. D. B. XXIV, 354), sich entgegenkommend erwies, so erledigte sich die Domangelegenheit sehr bald und Hamburg ging in den Dombesitz über. Nicht so leicht war die, übrigens in Hamburg und nicht von S. geführte Verhandlung mit Dänemark, welches für die Abtretung einiger Dörfer, die dem Dom gehört hatten und auf holsteinischem Gebiet lagen, ein Haus in Hamburg für die dänische Gesandtschaft und Post forderte. S. erlangte es auch, daß die sechs freien Städte eine selbständige Stellung auf dem künftigen Reichstage behielten, und durch das Vertrauen der

anderen fünf Städte wurde S. das Directorium derselben übertragen, obwohl anfangs der Hamburger Senat diesen Vorzug lieber Lübeck überlassen wollte. Aber die beiden andern Wünsche Hamburgs wegen der Neutralität und der Freiheit der Elbe auch nur zu berühren, war S. gar nicht im Stande, da bereits im Juni 1803 die Elbe aufs neue gesperrt war infolge des wieder zwischen Frankreich und England ausgebrochenen Krieges. Sieveking's Verdienst mußte sich fortan darauf beschränken, von der Stadt die Uebernahme größerer jährlicher Renten abzuwenden. Weil die Hansestädte nichts verloren hätten, so wurde ihnen zugemuthet, einen Theil der fehlenden 400 000 fl. jährlicher Rente für den Erzkanzler Dalberg zu übernehmen, wovon Hamburg 50 000 fl. tragen sollte. Ein andermal wurde ihnen ein hoher Beitrag für Einrichtung der Reichshofrathskanzlei zugemuthet, da sie nichts für Dalberg zu geben brauchten; der preußische Minister v. Haugwitz meinte, die Anerkennung des Grundsatzes: „Frei Schiff, frei Gut“ sei eine solche Steuer werth, die Hansestädte seien reich, worauf S. nachwies, daß allein die hannover'sche Demarcationslinie der Stadt Hamburg seit 1793 über 6½ Millionen Mark Banco (1 Mk. Bco. = 1½ Reichsmark) gekostet hätte. An den eignen Senat schrieb aber S. gleich im Anfang seiner Mission, am 25. October: „der übertriebene Aufwand und die thörichte Prahlerei unserer Mitbürger verbreitet auch hier die Meinung von Hamburgs ungeheurem Reichthum.“ In einer vortrefflichen Denkschrift vom October 1803, als die Frage im Senat aufgeworfen wurde, ob Hamburg noch fernerhin einen außerordentlichen Gesandten in Regensburg benöthigte, setzte Syndikus Gries (s. A. D. B. IX, 656), der den Briefwechsel mit S. von Hamburg aus führte, auseinander, daß man es nur S. zu verdanken habe, wenn die erwähnten Steuern Hamburg nicht belastet hätten. Hätte man S. den Auftrag gegeben, wegen des Doms mit Dänemark zu verhandeln, so wäre das Abkommen günstiger ausgefallen. Wenn Frankfurt eine geeignete Persönlichkeit in Regensburg gehabt hätte, so würde es weniger belastet worden sein. Die noch übrigen Reichsstädte und der kaiserliche Concommissarius, Baron Hügel (s. A. D. B. XIII, 305), ersuchten den Senat, S. nicht von der Führung des Directoriums der Städte abzuberufen. So sehen wir, wie S., obgleich er erfolgreich im Interesse Hamburgs unrechtmäßige Forderungen abzuweisen wußte, doch mehr als gewöhnliche Achtung sich erworben hatte. Der Vertreter der Reichsritterschaft ersuchte S. um seine Fürsprache und Vermittlung. Der kaiserliche Commissarius, der Erbprinz von Thurn und Taxis, zeichnete S. vor andern Bevollmächtigten aus; bei dem Erzkanzler Dalberg, der sich seines Briefwechsels mit den Hamburgern, Professor Büsch und Senator Günther (s. A. D. B. X, 174) erinnerte, war S. willkommen. Diese maßgebenden Kreise sahen es gern, daß S. sich entschloß, in Regensburg auch als Comitial-Bevollmächtigter zu bleiben und demgemäß seine Familie nachkommen ließ. S. hatte außer den erwähnten officiellen Geschäften auch manche Obliegenheiten privater Art unter der Hand zu erledigen, welche nach Lage der Dinge nothwendig waren und Geschick erforderten: schon Matthiessen hatte in jenem ersten Briefe die Bemerkung gemacht, daß dem französischen Bevollmächtigten wohl ein Opfer zu Theil werden müsse, und S. hatte die Sachlage sogleich richtig erfaßt, indem er am 10. October 1802 dem Senate räth, Laforêt einen „thätigen Beweis“ der Dankbarkeit zu geben. Derselbe bestand in 30 000 Mark Banco. Auch Madame Laforêt, die ihrerseits mit Erfolg bemerkte, daß der Legationssecretär auf Dankbarkeit Anspruch habe, mußte bedacht werden. S. schrieb an den Senat, daß das Geschenk aber nicht zu kostbar sein dürfte, 5—6000 Mark würden genügen. Nicht nur in diesen nebensächlichen Dingen, sondern, so viel zu ersehen, in allen Anträgen richtete sich der Senat nach den Vorschlägen seines Abgesandten. — Indes die Tage des alten deutschen Reiches waren gezählt.

S., der wiederholt in seinen Briefen an Gries seine Kränklichkeit erwähnt hatte, hatte Regensburg verlassen. Auf der Rückreise nach der Heimath verschied er in Hanau am letzten November des Jahres 1806, in der traurigsten Zeit Deutschlands. Hamburg war ganz und gar in Anspruch genommen durch die Kriegsereignisse in nächster Nähe; Lübeck war von den Franzosen genommen, Blücher hatte in Ratkau capitulirt. Am 19. November hatte Mortier Hamburg besetzt. Wegen dieser Umstände scheint es auch von den Professoren des akademischen Gymnasiums unterlassen zu sein, das Andenken des edlen Syndikus, wie es sonst üblich war, durch eine Memorie zu feiern. In den Zeitungen ist, meines Wissens, kein Nachruf erschienen. Die Wittwe, eine Tochter des Altonaer Bürgermeisters und Conferenzrathes J. H. Baur, zog mit den Kindern nach Altona, wo noch die Nachkommen des Syndikus ansässig sind.

Hamb. Schriftsteller-Lexikon VII, 178. — Das Meiste aus den Acten des Hamburger Stadtarchivs. — Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte, 14. Jahrgang, S. 309—312. Sillem.

Sieveking: Karl S., Syndikus und Diplomat in Hamburg, daselbst geb. am 1. Nov. 1787, † am 30. Juni 1847, war der zweite Sohn von Georg Heinrich S. (s. diesen) und dessen Gattin Johanna Margaretha, Tochter des Arztes Joh. Albert Heinrich Reimarus (s. A. D. B. XXVII, 704—709). S. wurde fast 20 Jahre nach dem Tode seines Urgroßvaters, des Wolfenbüttler Fragmentisten Herm. Sam. Reimarus († 1. März 1768, s. A. D. B. XXVII, 702—704) geboren. Die geistige, sowohl kirchliche als litterarische und politische Entwicklung Deutschlands von der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Aufklärungsperiode, bis in die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, wo positiv evangelischer Sinn das Leben angefangen hat zu durchdringen, spiegelt sich wieder in diesen vier Generationen der Reimarus-Sieveking'schen Familie. Ehe S. das 12. Lebensjahr vollendet hatte, starb sein Vater (1799). Die Erziehung der Söhne lag der treuesten Pflege und Liebe der Mutter ob, einer in jeder Beziehung ausgezeichneten Frau, die, in dem Ideenkreise des väterlichen Hauses aufgewachsen, sich später nicht so leicht in die Denkweise ihres Sohnes Karl finden konnte, der in der zweiten Hälfte seines Lebens u. a. zu den wärmsten Beförderern des Rauhen Hauses gehörte, ja in gewisser Weise die Begründung desselben allein ermöglichte. Steffens hatte sie im J. 1803 kennen gelernt und schreibt von ihr: „Nie habe ich eine Frau gekannt, die mich so ganz beherrschte, deren stets milde Gegenwart dennoch eine unwiderstehliche Gewalt auf mich übte. Von ihrer frühesten Jugend an hatte sie in der großartigsten Umgebung gelebt. Alle geschichtlichen Bewegungen Europas, geistige wie politische und commerzielle, umgaben sie durch würdige Repräsentanten, die in ihrer Nähe erschienen. Zwar war die religiöse Ueberzeugung, die in diesem Kreise herrschte, nicht die meinige. Die Ansicht, die mit Reimarus anfing und mit Strauß in unsern Tagen den höchsten Gipfel erreicht hat, bildete, wenn auch weniger entwickelt, doch die Grundlage ihrer Religiosität, und dennoch herrschte in diesem Kreise eine Pietät, ja eine Andacht, die ich mit voller Ueberzeugung eine christliche nennen muß." Und Poel schrieb ein Menschenalter später: „Sie war die personificirte Charitas mit aller Grazie und Lebendigkeit des jugendlichen Alters. Hat je die Natur das Wort „hülfreich" in leserlichen Zügen einem Wesen aufgeprägt, so ist es dieses gewesen . . . Trotz vollkommenster Weiblichkeit besitzt sie einen männlichen Geist, der, ungetrübt durch Vorurtheil und Illusionen, die Verhältnisse klar durchschaut; und männlich wie ihr Verstand, ist auch ihr Muth, wenn große Unglücksfälle ihr schwere Opfer auferlegen. . . . Ueberhaupt aber gibt es wohl keine Matrone in Hamburg, die einer gründlicheren Verehrung genösse." Nach dem Willen des verstorbenen Vaters zum Kaufmannsstande bestimmt, ward S.

der Pensionsanstalt des Abbé Guyot in Altona übergeben, trotzdem der alte Professor Büsch grade dem seinen Freunden Sieveking und Dorner gewidmeten Nachrufe eine eindringliche Warnung an die Eltern vor Pensionsanstalten eingeflochten hatte. Indes, da Sieveking's Neigungen sich nicht auf einen praktischen Beruf beschränkten, sollte er ein Gymnasium besuchen. Lübeck erschien dazu geeigneter als die zerstreuende Heimath. Von 1801—1803 blieb er daselbst, u. a. mit Karl v. Rumohr befreundet, im Hause des Subconrectors Trendelenburg, die Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Mitschüler durch seine Kenntnisse und seinen Fleiß erregend. Im J. 1803 nach Hamburg zurückgekehrt, trat er in die Prima und das Haus Gurlitt's ein, des Directors des Johanneums, seine mathematischen und Sprachstudien fortsetzend. Ostern 1805 ging S. zugleich mit dem spätern Kirchenhistoriker August Neander auf das Akademische Gymnasium über. Gurlitt ließ die Abschiedsreden dieser beiden Abiturienten im Programm veröffentlichen als Beweis, wie weit es tüchtige Schüler auf dem Johanneum gebracht hätten. Während Varnhagen und Friedr. Wilh. Neumann, später mit Chamisso und Neander im Nordsternbunde vereinigt, schon auf dem Gymnasium sich mit letzterem für Plato begeisterten, stand S. damals Neander noch fern. Nachdem S. das Gymnasium verlassen, gewährte ihm die Mutter eine Reise nach Schottland, wohin zu reisen er einige Jahre vorher einen sehr selbständigen Versuch gemacht hatte, der ihn aber nicht weiter als nach Tönning geführt hatte. Vom Februar bis Juni (1806) blieb er in Schottland, schon damals durch die väterlichen Verbindungen bei bedeutenden Männern eingeführt, z. B. bei H. J. Temple, hernach Lord Palmerston. Eine Frucht dieser Reise war es wohl, daß Sieveking's „Achtung vor Deutschland, als Sitz ernster Bildung", wie er schrieb, „stieg". Im Herbst traf er in Heidelberg ein, nachdem er in Hannover den Minister v. d. Decken, Kestner und Blumenbach, in Frankfurt Schlosser kennen gelernt hatte. Die traurigen Zustände Deutschlands, da Preußen bei Jena unterlag, schmerzten S. tief. In Heidelberg trat S. den Professoren Thibaut, Voß und besonders Daub näher. Geneigt, bald sich ganz den Wissenschaften hinzugeben, bald wieder an allen Erscheinungen des politischen Lebens Theil zu nehmen, widmete er sich seinem Fachstudium, der Rechtswissenschaft, nur in geringem Maße, so daß die Mutter in ihren Briefen nicht müde wird, ihn zu der nothwendigen Concentrirung seiner Studien zu ermahnen. Eine Ferienreise führte ihn um Ostern 1807 nach München zu Jacobi; Zwistigkeiten in der Studentenwelt bewogen ihn, im Sommer Heidelberg zu verlassen und die Schweiz zu bereisen. Pestalozzi in Yverdun wurde besucht und ein längerer Aufenthalt in Lausanne und Genf genommen, das ihm damals als ein Muster eines selbständig regierten städtischen Gemeinwesens erschien. Darauf hielt er sich zwei Jahre in Göttingen auf, vom October 1807 bis zum October 1809. „Zunächst werde ich durch das holperige Steinpflaster praktischer Jurisprudenz meine Rippen tüchtig zusammenschütteln lassen müssen", schrieb er von dort aus. Aber daneben betrieb S. höhere Mathematik und Experimentalphysik. Plato hatte er immer zur Hand. Für sein späteres und inneres Leben wurde ihm die Göttinger Zeit besonders dadurch wichtig, daß er hier, vielleicht durch seinen Pensionsfreund Ed. Loder († 1812 als a. o. Professor der Medicin in Königsberg, s. A. D. B. XIX, 78), mit Neander in nähere Berührung kam, so daß dieser schon damals an S. schrieb: „Deine Liebe, die mir unter Allem auf Erden das größte Kleinod ist, macht mir weit mehr Freude, als Alles, was Du für mich gethan hast . . . Du bist doch der einzige Freund, der lebendig auf mich gewirkt hat." Außer Neander's Freundschaft war es der Umgang mit Leopold v. Gerlach, Rumohr und Villers, was ihm die Studienzeit besonders werth machte. Im Herbst 1808 führten die Ferien S. nach

Jena in den Frommann'schen Kreis, nach Weimar zu Goethe, nach Halle zu Steffens und Reichardt. Als Sieveking's Landsmann, Vincent Rumpff, nachmaliger hanseatischer Geschäftsträger in Paris von 1824—1864, nach Heidelberg ging, schloß sich S. dem jüngeren Freunde an, und wandte sich auch jetzt endlich der Jurisprudenz zu. Doch schrieb er über die Professoren: „Daub ist mir von allen bei Weitem der Liebste.“ S. hatte eine gewisse Scheu vor dem Betreten des Weges bürgerlicher Erwerbsthätigkeit; aber durch seinen Ernst, seine Kenntnisse und die Reife seines Urtheils, war der zwanzigjährige junge Mann Allen eine merkwürdige Erscheinung. Nachdem die Vaterstadt dem französischen Kaiserreich einverleibt war, erschien es wünschenswerth, daß S. das französische Gerichtsverfahren in Paris kennen lerne. Auf Wunsch der Mutter, und um Rechtssachen, die ihr Handlungshaus betrafen und in Paris anhängig waren, zu ordnen, reiste S. im April 1810 dorthin. Auch hier hatte er Zutritt sowohl im Salon der Recamier als im Dachstübchen des Grafen Schlabrendorf. Am wohlsten fühlte er sich aber unter den Norddeutschen und Nordländern, die für ihre Heimath Waldeck, Oldenburg, Norwegen, in Paris Begünstigungen zu erlangen hofften. „Ich komme hoffentlich deutscher aus Paris zurück, als ich hingekommen bin“, schrieb S. der Mutter. Schlabrendorf hatte ihm noch beim Abschied den Rath ertheilt, sich einer bürgerlichen Thätigkeit zuzuwenden. So kehrte S. denn über Heidelberg nach Göttingen zurück, wo er in der That promovirte (11. Dec. 1810). Kaum war S. nach der Vaterstadt zurückgekehrt, als sich das Haus der Mutter genöthigt sah, seine Zahlungen einzustellen (Frühjahr 1811, nicht 1799) und S., der noch in demselben Sommer, bezeichnend für seine Lebensanschauungen, schrieb: „In Handelsstädten hat man zu viel Achtung vor dem Erwerben und zu wenig vor dem Ererben“, mußte nun auch auf das erstere bedacht sein. Erwünscht war ihm die Aufforderung seines Oheims Reinhard (s. A. D. B. XXVIII, 44 ff.), sich als Privatsecretär bei ihm in Cassel einzustellen (Juni 1811). Reinhard's Bemühungen, S. in die französische Diplomatie einzuführen, lehnte S. ab. So versatil seine Natur auch war, so konnte er doch darin seinem Oheim nicht nachfolgen und entschied sich, nachdem er 1811 in Cassel zugebracht, sich in Göttingen als Privatdocent der Geschichte zu habilitiren. Dort angekommen (27. Mai 1812), wandte sich S., von jeher ein Kenner des Plato, der florentinischen Geschichte zu und ließ seine „Geschichte der Platonischen Akademie in Florenz“ (September 1812) erscheinen. Seine im Winter begonnenen Vorlesungen über florentinische Geschichte fanden reichlichen Beifall, und kein Geringerer als Niebuhr sprach noch 1828 sein Bedauern aus, daß S. der Stellung eines Diplomaten später vor der des Gelehrten den Vorzug gegeben habe. Nach langem Schwanken schien S. als Docent das für ihn passende Feld der Wirksamkeit gefunden zu haben. Allein die Ereignisse des Frühjahrs 1813 führten auch ihn vom Studium zu den Waffen, wenn auch nur in der Bürgerwehr der Vaterstadt, die von Tettenborn (28. März) befreit, am 30. Mai wieder von den Franzosen besetzt wurde. S. wurde als Secretär des Syndikus Gries (s. A. D. B. IX, 656), der zu dem hanseatischen Directorium gehörte, in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden gesandt, dann (im November 1813) nach Frankfurt, um bei den versammelten Monarchen die Anerkennung der Unabhängigkeit der drei Hansestädte zu betreiben. Und während S. auf diese Weise ganz in die Aufgaben der Gegenwart eingeweiht wurde, befestigte sich in ihm „immer mehr die Ueberzeugung, daß den Menschen doch nur die Wiedergeburt ihrer Seele recht helfen könne“. Im Sommer 1814 reiste S. auf Wunsch der Hamburger Bankinteressenten als Mitglied einer Deputation nach Paris, die wegen Restituirung der von den Franzosen geraubten Bank daselbst verhandeln sollte. Allein in der Vaterstadt fühlte er sich nicht heimisch, im Winter

1814 15 ist er in Berlin, um seine Studien wieder aufzunehmen. Neander und Leopold v. Gerlach sind seine Freunde. Und im Umgange mit diesen, namentlich dem ersteren, befestigt sich in S. die Ueberzeugung, wie er schreibt „die ich keinem Lehrgebäude, sondern sittlichen Erfahrungen verdanke, daß nur die Kräfte einer zukünftigen Welt unser Herz wahrhaft zu erwärmen und zu beseligen vermögen". Napoleon's Rückkehr aus Elba veranlaßte ihn zu dem Wunsche, an den Rhein zu gehen und sich dem Hauptquartier anzuschließen, als er von Hamburg beauftragt wurde, als Abgesandter der drei Hansestädte, mit Hauptmannsrang, ins Wellington'sche Hauptquartier sich zu verfügen, um den Subsidienvertrag über die englische Unterstützung für die hanseatischen Truppen abzuschließen. S. zog mit Wellington in Paris ein, und schloß dort den Vertrag zur Zufriedenheit seiner Vollmachtgeber. Während dieses dritten Aufenthalts in Paris erwarb er auch für S. Boisserée den einen der beiden Originalrisse des Kölner Doms. Wohl die Anerkennung, die Sieveking's Thätigkeit gefunden hatte, bestimmte ihn, sich fortan in der Vaterstadt, und zwar als Advocat (Dec. 1815) niederzulassen, indem dies die Stellung war, aus welcher er zu größerer Thätigkeit gelangen konnte. Seine bisher hin und herschwankenden Pläne hatten ein Ziel gefunden. Bald (1819) wurde er als Ministerresident nach Petersburg gesandt, kehrte aber 1821 zurück, da er 1820 (Mai) zum Syndikus erwählt worden war. Die Syndici mußten den Verkehr mit den hiesigen fremden Gesandten unterhalten und selbst auswärtige Missionen übernehmen, Verpflichtungen, zu deren Erfüllung S. durch seine ganze Vergangenheit, seine gewinnende Liebenswürdigkeit, die Gabe geistreicher und witziger Unterhaltung, seine freimüthige Selbständigkeit und hohe classische Bildung geeignet war. Und wenn ihn auch sein Beruf Jahre lang von Hamburg entfernte, so bildete doch die Vaterstadt den Mittelpunkt seiner Thätigkeit, sein Haus den Mittelpunkt edelster Geselligkeit, namentlich seitdem er, mit Caroline de Chapeaurouge vermählt (1823), fünf Jahre später die schöne ländliche Besitzung der Schwiegereltern in Ham bei Hamburg erhielt und das Wohnhaus von Chauteauneuf hatte erweitern und umbauen lassen. Die erste amtliche Reise führte S. (28. Februar 1827) nach Brasilien, woselbst er (17. Nov.) einen für Hamburg sehr vortheilhaften Handelstractat abschloß, infolge dessen das Hamburger Geschäft mit Brasilien sich vielseitig entwickelte. S. war unter den verschiedenen fremden Gesandten beim Kaiser der beliebteste. Nach seiner Rückkehr (Februar 1828) blieb er drei Jahre ungestört in Hamburg und Ham, bis er, zum hamburgischen Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt, sich im December 1830 dahin verfügte. Diese Stellung, die er bis zu seinem Tode (1847) bekleidete, hinderte ihn aber nicht, auf längere Zeit sowohl nach der Heimath zurückzukehren als auch Italien, England und Holland zu besuchen. Im J. 1842 war S. Vertreter Hamburg's in der zweiten Elbschifffahrts-Revisions-Commission zu Dresden, durch welche alle Elbzölle bis auf den Stader Zoll (und den Eßlinger Zoll bei Hamburg-Bergedorf) aufgehoben wurden. Als Vertreter eines kleinen Freistaates, dessen friedliche Bestrebungen keine irgend eifersüchtigen Regungen wachrufen konnten, „begegnete er in den höchsten Kreisen stets vielem Wohlwollen und einem Vertrauen, das gelegentlich den Charakter der Vertraulichkeit annehmen konnte". In seiner Heimath beförderte er unablässig künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen. So veranstaltete S. im J. 1840 (26. August), als König Christian VIII. von Dänemark, selbst ein Beschützer der Künstler, eine Collation unter Sieveking's „Strohdache" in Ham (der Landsitz daselbst war allerdings mit Stroh gedeckt, barg aber unter anderen Kunstschätzen in seinem Innern auch den Thorwaldsen'schen Alexanderzug) angenommen hatte, eine Ausstellung von Gemälden Hamburgischer Künstler, die erste ihrer Art in Hamburg. Im J. 1844

eröffnete er die Herausgabe der Schriften der „Akademie von Ham“ mit der Geschichte von Florenz, auf seine Jugendarbeit zurückgreifend, die er jetzt als „Studien aus den Lehrjahren eines unzünftigen Freimeisters“ bezeichnete. Hermann Reuchlin (s. A. D. B. XXVIII, 280), damals Erzieher in Sieveking's Hause, hat die Vorstudien zu seiner Geschichte des Port Royal in Sieveking's auserlesener Bibliothek gemacht, und Mordtmann's (s. A. D. B. XXII, 219) erste Schriften über den Orient wurden von der Akademie zu Ham herausgegeben. Wie umfassend aber Sieveking's Ideen waren, zeigt sein im J. 1841 entworfener Plan, die Chatam-Inseln bei Neuseeland für eine deutsche Colonisation zu erwerben. Schon in Brasilien hatte die Berührung mit Pfälzer Auswanderern ihn auf den Gedanken gebracht, anstatt die Auswanderung zu verhindern, sie vielmehr zu organisiren. Aus der „Zuversicht zu dem weltgeschichtlichen Beruf des deutschen Volks“ war jener Plan geboren; „ein netzartig weiter über Polynesien sich verbreitendes Gewebe deutscher Colonisation“ sollte nach Sieveking's Meinung in jenen Inseln seinen Ausgangspunkt finden. Allein der Hamburger Brand (Mai 1842) machte diesen Plänen ein Ende, die erst in veränderter Gestalt nach 1870 realisirt werden konnten. Waren diese nun auch gescheitert, so begünstigte er mit der ihm eignen Wärme und Umsicht die Arbeiten der innern Mission in seiner nächsten Umgebung. An demselben Tage (13. Nov. 1832) nämlich, als der letzte Zögling das Haus verlassen hatte, das Sieveking's, aus Genf stammende Schwiegereltern nach Pestalozzi's Weise auf ihrem Hammer Besitz errichtet hatten, hatten sich zuerst Wichern, der Vater der innern Mission, und S. einander gegenübergestanden. S. war von der Nothwendigkeit, des ersteren Bestrebungen zu unterstützen, durchdrungen. Er gab jenes Haus, seit langen Zeiten „das Rauhe Haus“ genannt, nebst beträchtlichen Ländereien her zur Gründung der Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder; er eröffnete am 12. Sept. 1833, dem Gründungstage derselben, die erste öffentliche Versammlung in der Börsenhalle, die einen größern Zuhörerkreis mit derselben bekannt machen sollte, durch eine empfehlende Rede. S. hat von da ab bis an sein Ende mit Rath und That Wichern zur Seite gestanden und wird mit Recht als der zweite Begründer des Rauhen Hauses angesehen. „Es war die gleiche Gesinnung des christlichen Glaubens“, so sprach Wichern am Sarge Sieveking's, „die gleiche Hoffnung und Zuversicht zu der Macht des lebendigen Christus in der Gemeinde, die ihn den Bestrebungen der Anstalt von Anfang aufs innigste verbunden hielt.“ An den Folgen eines Herzübels entschlief der bisher so kräftige und rüstige Mann am 30. Juni 1847. In dem Erbbegräbniß neben der Hammer Kirche wurde seine irdische Hülle beigesetzt. Von seinen vier Söhnen erreichte allein Johannes Hermann S., Dr. juris, 1852—1873 Senatssecretär, ein höheres Alter. Ein Jahr vor seinem Tode (21. Juni 1884) versammelte er in dem väterlichen Hause zu Hamm die zahlreiche Festversammlung, welche gekommen war, das 50jährige Stiftungsfest des Rauhen Hauses (12. Sept. 1883) zu feiern.

Bilder aus vergangener Zeit von G. Poel. 2. Theil. Bilder aus Karl Sieveking's Leben. Hamburg 1887. — Steffens, Was ich erlebte V, 315 ff. — Friedrich Oldenberg, Joh. Heinr. Wichern. Hamburg 1884. I, 316 ff., 599 ff. — Hamb. Schriftsteller-Lexikon VII, 179. — Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte III, 493. — Mittheilungen d. Vereins für Hamb. Geschichte. 14. Jahrg. S. 207.

Sillem.

Sievers: Gottlob Reinhold S., Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde in Hamburg als der Sohn eines gleichnamigen Kaufmanns am 25. Juni 1811 geboren, erhielt auf dem vaterstädtischen Johanneum

von 1824 an seine wissenschaftliche Vorbildung und studirte dann von 1830 an in Göttingen, Kiel und Berlin Philologie und Geschichte. Mit der Dissertation „Commentationes historicae de Xenophontis Hellenicis“, auf Grund deren er am 7. Februar 1833 in Berlin zum Dr. phil. promovirt wurde, führte er sich überaus vortheilhaft ein; die mit dieser begonnene Durchforschung der von Xenophon behandelten Periode blieb zunächst sein wissenschaftliches Arbeitsgebiet. Das Ergebniß dieser Studien war die im J. 1840 erschienene werthvolle „Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea“, der schon 1837 die Specialstudie über „Thebens Befreiung von spartanischer Herrschaft“ vorausgegangen war. Später wandte sich S. der römischen Kaisergeschichte zu: 1850 und 1851 erschien in 2 Theilen die Schrift „Tacitus und Tiberius“, 1860 die „Geschichte des Nero und Galba“, 1861 „Antoninus Pius“, 1863 „Aus dem Leben des Libanius“. — S. war nach seiner Promotion nach Hamburg zurückgekehrt und hatte im Februar 1834 eine Beschäftigung als Hülfslehrer an der Gelehrtenschule des Johanneums gefunden, war dann 1835 Collaborator und 1837 ordentlicher Lehrer an der Hamburger Realschule geworden. In dieser bescheidenen Stellung, die ihm für seine gelehrten Studien weder Anregung noch Verwendung bot, starb er am 10. December 1866. Nach seinem Tode wurden aus seinem Nachlasse von seinem Sohne Gottfried noch das „Leben des Libanius“ 1868 und die „Studien zur Geschichte der römischen Kaiser“ 1870 herausgegeben.

Herbst, Nekrolog in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, 1867, S. 944—947. — Progr. der Hamb. Realschule, 1867, S. 4. — Hamb. Schriftsteller-Lexikon, VII, 183 f.

Hoche.

Sievers: Jakob Johann Graf S., der bedeutendste unter den Staatsmännern Katharina's II., entstammt einer Familie, deren Mitglieder zu den Lehnsleuten der Bischöfe von Hildesheim (Sievershausen) gehörten. Ein Vorfahre, der sich der Reformation anschloß, soll infolge dessen seines Lehens verlustig erklärt worden sein, trat in das Heer Gustav Adolf's und kam später nach Estland. Seine Nachkommen dienten in der schwedischen Armee als Officiere. Sein Urenkel, dessen Gut im nordischen Kriege verwüstet wurde, floh mit Weib und Kind nach Finland und kämpfte dort unter den Fahnen seines Königs. Nach dem Nystädter Frieden kehrte er völlig mittellos nach Estland zurück. Seine Söhne Joachim und Karl mußten sich durch eigne Arbeit forthelfen und ihre Eltern unterstützen. Dem älteren, Joachim, gelang es, sich in Livland ein eigenes Heim zu gründen und später eine größere Anzahl Güter zu erwerben, die noch heute im Besitze der Familie sind.

Joachim von S. war eine kräftige, kernige Natur, religiös und ein strenger Arbeiter. Er heirathete seine Base, Anna von S., an der Herzensgüte, seines Gefühl, offener Sinn für die Natur und große Wirthschaftlichkeit gerühmt werden.

Am 19. August 1731 wurde Jakob Johann S. zu Wesenberg geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, später wurde für ihn und seine zwölf Geschwister ein Hauslehrer gehalten. 12 Jahre alt kam er zu seinem Oheim Karl von S., der am Hofe der Kaiserin Elisabeth von Rußland eine einflußreiche Stellung bekleidete. 13 Jahre alt trat er als „Collegien-Junker“ in das Collegium des Auswärtigen, wo er mit Chiffriren und Dechiffriren von Depeschen beschäftigt wurde und sich an Ordnung und Ausdauer in der Arbeit gewöhnte. Mit 17 Jahren kam er zur russischen Gesandtschaft in Kopenhagen. Hier lernte er die Werke des dänischen Dichters Holberg und die deutsche Litteratur kennen. Klopstock's Messias machte einen großen Eindruck auf ihn. Des dänischen

Ministers Bernstorff finanzielle Reformen regten ihn zu eingehenden Studien auf diesem Gebiete an. Nach einem Jahre wurde er zur Botschaft nach London versetzt. Die 7 Jahre, die er daselbst verbrachte, sind für seine Entwickelung die wichtigsten gewesen. Das rege öffentliche Leben, das unumwundene Aussprechen eigener Meinungen in Parlament, Versammlungen und Zeitungen, der offene Kampf politischer Parteien, die öffentlichen Demonstrationen gegen die Regierung machten einen gewaltigen Eindruck auf ihn, der in einer Residenz erzogen war, wo öffentliche Angelegenheiten überhaupt nicht besprochen, geschweige denn kritisirt werden durften, der einem Staate diente, wo dem Gesandtschaftspersonal nur eine Correspondenz mit ihren nächsten Verwandten und nur unter Controlle des Collegiums des Auswärtigen gestattet wurde. In dieser Zeit eignete er sich die umfassende Bildung an, über die er gebot: all sein Geld gab er für Bücher und Karten aus. Er war bald bewandert in der französischen und englischen Litteratur. Shakespeare und Friedrich's d. Gr. Brandenburgische Denkwürdigkeiten rissen ihn hin. Durch sein ernstes Streben und sein männliches Verhalten hatte er sich die Achtung und das Vertrauen seiner Vorgesetzten erworben. Im Jahre 1755 kehrte er auf Veranlassung seines Oheims nach Livland zu seinem Vater zurück, um sodann den Krieg gegen Preußen mitzumachen. Im Jahre 1756 trat er mit dem Range eines Majors in die Armee und wurde zum Quartiermeister einer Division ernannt. Er kämpfte in den Schlachten von Großjägerndorf, Zorndorf und bei der ersten, vergeblichen Belagerung von Kolberg. Auf die Aufforderung des Günstlings der Kaiserin, des Senators Grafen J. J. Schuwalow, mußte er verschiedene Denkschriften über den Verlauf des Krieges und über den Gang der Ereignisse abfassen, die sich durch große Klarheit und sachliche Darstellung auszeichneten. Im Jahre 1758 wurde er nach Petersburg berufen, um über den Feldzug und das Verhalten der Generale untereinander zu berichten. Er hatte die Pflicht eines tapferen Kriegers erfüllt, als umsichtiger Officier beim Generalstabe sich Ansehen erworben und durch geschickte Unterhandlungen in der Cartellcommission zur Auswechselung der Gefangenen die Aufmerksamkeit höchststehender Männer auf sich gezogen. Die Anstrengungen im Feldzuge hatten seine Gesundheit angegriffen, er erhielt noch vor Beendigung des Krieges Urlaub: ein längerer Aufenthalt in Italien kräftigte ihn, zugleich lernte er die große Welt und Menschen kennen. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1763 wurde er mit dem Range eines Generalmajors und einer Pension von 300 Rbl. aus dem Militärdienst entlassen. Er nahm einen längeren Aufenthalt bei seinem Vater auf dessen Gute Bauenhof und lernte in Livland die Landwirthschaft und die Selbstverwaltung kennen, wie sie damals geübt wurden.

Die Kaiserin Katharina II. suchte beim Beginn ihrer Regierung die Provinzialverwaltung in Rußland zu regeln. Sie schuf eine einheitliche Verwaltung für jede Provinz, indem sie den Gouverneur als das Haupt und den Herrn derselben hinstellte, und ihn direct dem Senat und nicht den Collegien, den damaligen administrativen Centralbehörden, unterstellte. So waren die Gouverneure Statthalter, welche die Provinzen unter Aufsicht des Senats, aber zugleich unter unmittelbarer Leitung der Kaiserin verwalteten. Bei solcher Stellung kam alles auf die sorgfältige Auswahl der Gouverneure an, von deren Charakter und persönlichen Eigenschaften das Wohl und Wehe der Provinzen abhing. Die Kaiserin ließ sich eine sorgfältige Auswahl derselben angelegen sein. Nowgorod, eines der wichtigsten Gouvernements, das sich von der polnischen Grenze bis zur schwedischen und bis zum Eismeere und von Ingermannland bis Twer erstreckte, 1700 Werst lang und 600 Werst breit, vertraute sie S. an. Bevor er seine Provinz antrat, hatte er einen Monat hindurch fast täglich stundenlange Conferenzen mit der Kaiserin, in denen seine Instructionen eingehend durchgesprochen

und ergänzt wurden. Die eingehenden, sorgfältig ausgearbeiteten Berichte, und Denkschriften, die er während seiner Verwaltung einreichte, enthalten nicht nur eine ergreifende Schilderung der damaligen Zustände, sondern zeugen auch von seiner staatsmännischen Einsicht, seinem klaren Blick und seiner unermüdlichen Arbeitskraft. Er verschwieg nichts und konnte mit Recht sagen, daß die gesetzliche Freiheit des Menschen und deren persönliches Wohl nie einen eifrigern Vertreter am Throne Katharina's gehabt habe als ihn. Die Kaiserin gestand, daß sie durch ihn erst das Innere ihres ungeheuren Reiches kennen gelernt habe, sie bezeugt, daß der Senat nicht oft solche Berichte wie die seinen erhalte, daß sie sie mit Interesse lese und stets aus ihnen lerne. Das damals auf dem europäischen Continente herrschende System war der aufgeklärte Absolutismus: die Kaiserin Katharina und S. standen gleichfalls auf diesem Standpunkte. S. aber brachte dazu unbedingte Achtung vor dem Rechte des Einzelnen, sorgfältiges Eingehen auf die Verhältnisse des praktischen Lebens: niemals arbeitete er nach der Schablone. Ging er auch ans Werk mit großer, ja übertriebener Vorstellung von der Wirksamkeit bureaukratischer Maßregeln, Vorschriften, Berichte, Controlle, so war er doch frei von dem starren Eigensinn, der sonst absolutistische Reorganisatoren beherrscht. Stets war er bereit, auf Vorstellungen zu hören, unermüdlich die wirklichen Verhältnisse kennen zu lernen und die Maßregeln ihnen anzupassen. Da er zu der Begeisterung, mit der er an die ihm gestellte riesige Aufgabe ging, Ausdauer, scharfen Blick, raschen Entschluß, umfassende Bildung, Ehrenhaftigkeit, unerschütterliches Wohlwollen und milde Formen allen Untergebenen gegenüber mitbrachte, so ist es ihm gelungen, Großes zu leisten. Wiederholt ist er bestrebt gewesen, die Selbstverwaltung, die er als Livländer praktisch kannte und deren hohe Bedeutung für das Staatsleben er in England schätzen gelernt hatte, anzuregen.

Ganz besonders tritt sein staatsmännischer Blick in seinen Reformvorschlägen hervor, denn stets hatte er Maßregeln von reichhaltigster, weitgreifendster Bedeutung im Auge, welche die wichtigsten Lebensinteressen des russischen Volkes und Staates betrafen, nirgends ein Haschen nach Tageserfolg. Wenn auch nicht die russischen Geschichtsschreiber, so hat die russische Geschichte ihm Recht gegeben, denn nicht nur sind die Reformen, die von ihm durchgeführt wurden, von größter Bedeutung für die Volkswohlfahrt gewesen, sondern auch die Vorschläge, deren Ausführung zu seiner Zeit durch Neid, Mißgunst und Intriguen hintertrieben wurden, haben sich als unbedingt nothwendig erwiesen, und mußten früher oder später in der von ihm angegebenen Weise ausgeführt werden, und wo man nicht in seinem Geiste sie ausführte, ist es nicht zum Heile Rußlands geschehen. Beispiele werden das erläutern. S. ist der erste gewesen, der in Rußland der rechtlosen Leibeigenen sich annahm, für ihr Recht eintrat und nicht müde ward, unmittelbar praktische Vorschläge zu machen, um ihnen Rechtsschutz zu verschaffen. Er forderte Normirung ihrer Leistungen, Schutz ihres Eigenthums, Beschränkung der Willkür des Gutsherrn, besonders des Bestrafungs- und Verschickungsrechts. Obwohl er sich nur an das Erreichbare hielt, scheiterten seine Vorschläge an dem Egoismus der Umgebung der Kaiserin. — Er wies nach, daß die Kronbauern den ärgsten Bedrückungen ausgesetzt seien, daß die ganze Verwaltung der Reform bedürfe — es blieb Alles beim Alten; erst unter Nikolaus, nachdem Speranski jenen Beweis zum zweiten Mal geführt hatte und der Kaiser selbst die Sache in die Hand nahm, kam es zu einer Reform. Bei der Verbesserung der Lage der Bauern hatte S. stets auch die Hebung der Landwirthschaft im Auge, was im praktischen Leben immer verbunden sein wird. Daß dieser vor hundert Jahren von S. betonte Gesichtspunkt bei der Aufhebung der Leibeigenschaft außer Acht gelassen worden ist, rächt sich jetzt. S. stieß bei seinem

Eintreten für das unterdrückte Volk sogar dann auf Hindernisse, wenn er den unmittelbaren Nutzen für die Armee nachweisen konnte. Wiederholt drang er darauf, daß die Willkür bei der Rekrutirung beseitigt wurde und nur zum Theil gelang es ihm, seine Vorschläge durchzusetzen.

Vergeblich verlangte er, daß die Kinder der Dorfgeistlichen und der Kirchendiener von der Leibeigenschaft befreit würden (erst unter Alexander I. durchgeführt), daß die „Bürger", welche von den Beamten wie Leibeigene des Staates behandelt wurden, von der Kopfsteuer, als dem Sklavenzeichen befreit wurden (erst 100 Jahre später unter Alexander II. geschehen); daß die Körperstrafe gemildert und die Anwendung beschränkt würde (gleichfalls erst 100 Jahre später unter Alexander II. geschehen); daß das schädliche Salzmonopol aufgehoben würde (geschah erst unter Alexander II. und III.). Da er mit seinen Vorschlägen zu Gunsten des bedrückten Volkes nicht durchdrang, so mußte er sich darauf beschränken, diesen Classen in seinem Gouvernement Schutz angedeihen zu lassen. Seine Frau und seine Verwandten haben es, sogar noch nach seinem Tode, erfahren, mit wie rührender Dankbarkeit das niedere Volk ihn dafür segnete. Vergeblich beantragte er eine Reorganisation der Forstverwaltung, um der zunehmenden Verwüstung der Wälder zu wehren, und die von ihm aufgedeckten Mißbräuche zu beseitigen.

Vom Jahre 1765 an hat er den Anbau der Kartoffeln in seinem Gouvernement eingeführt. Er war es, der es durchsetzte, daß man den Klostergeistlichen, denen man die Klostergüter genommen hatte, den versprochenen Unterhalt festsetzte und anwies. Nach seinem Plane wurde die „Freie ökonomische Gesellschaft" in Petersburg gegründet. Freilich hat sie die großen Hoffnungen, die S. auf die Thätigkeit dieser nach englischem Muster gestifteten Gesellschaft gesetzt hatte, nicht gerechtfertigt, weil er eben die Verschiedenartigkeit der Zustände in England und Rußland nicht genügend in Anschlag gebracht hatte. S. hat die Kuppel der altehrwürdigen Sophienkirche in Nowgorod vor dem Einsturze bewahrt und durchgesetzt, daß die zur Restauration nöthigen Geldmittel angewiesen und zweckmäßig verwandt wurden. Eine Reihe von Städten dankt ihm ihren Wiederaufbau nach dem üblichen Brande, so Twer, Staraja Russa, Kargopol u. a., und dabei setzte er es durch, daß dieser Wiederaufbau in monumentaler, zweckmäßiger Weise und aus Stein erfolgte. Ueberhaupt beförderte er auf jede Weise Steinbauten in den Städten. Er ist es gewesen, der zur Beseitigung der mit Mord und Todtschlag verbundenen Grenzstreitigkeiten eine Generalvermessung sämmtlicher Ländereien beantragte und zwar mit Zugrundlegung rationeller Grundsätze und mit Aufgabe der bis dahin üblich gewesenen Reduction des nicht documentarisch nachgewiesenen Eigenthums zu Gunsten der Krone. Um der zunehmenden Verwüstung der Wälder zu wehren, suchte er die Torfindustrie und das Aufsuchen von Steinkohlenlagern zu fördern. Er setzte es durch, daß Rybinsk, der bedeutendste Binnenhafen des Reiches, zur Stadt erhoben wurde.

S. ist es gewesen, der unabläßig darauf drang, die Folter müsse abgeschafft werden. Da die damaligen Räthe der Kaiserin behaupteten, daß dann Niemand seines Lebens im eigenen Hause sicher sein werde, so führte er aus den Criminalacten den Beweis, daß der Vater des Fürsten Orlow als Gouverneur die Anwendung der Folter in seinem Gouvernement nicht geduldet und doch Ordnung und Ruhe aufrecht erhalten habe. Am 11. November 1767 gelang es ihm, die Kaiserin zur Aufhebung der Folter zu bewegen. Freilich erlebte er es noch, daß die Folter 1801 vom Kaiser Alexander I. zum zweiten Mal für immer aufgehoben werden mußte. S. ist es gewesen, der den Plan zur Gründung der 1768 errichteten Assignationenbank ausgearbeitet hat, die Assignationen sollten an Stelle deponirten Metalles (hauptsächlich Kupfer) zur Erleichterung der Geld-

circulation ausgegeben werden. Die Organisation erreichte ihren Zweck. Nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst benutzte man die Notenpresse, um Papiergeld ohne Vermehrung des Metallfonds auszugeben. Er verwahrte sich energisch gegen diese Mißbräuche. Die allgemeine Einrichtung der Posten ist von ihm ausgegangen: er bewies durch die That, daß die Vermehrung nicht nur dem Publicum nützlich, sondern auch für die Regierung vortheilhaft sei. Die Salinen in Staraja Russa, seit dem XVII. Jahrhundert im Betrieb, waren infolge der Bedrückungen der Beamten, die die Einwohner ruiniert hatten, eingegangen. S. stellte sie wieder her und organisirte die Verwaltung, sodaß die Salinen eine Quelle des Wohlstandes für die Einwohner wurden.

Aus den angeführten Beispielen ist ersichtlich, wie umfassend seine Thätigkeit war, dabei war seine Arbeitskraft unermüdlich. In zwei Jahren hatte er sein Gouvernement bereist (9000 Werst im Norden, 7000 Werst im Süden). Auf seinen Reisen verfolgte er mit warmer Begeisterung die Spuren der Thätigkeit Peter's d. Gr. und nahm dessen Arbeiten im Wege- und Canalbau wieder auf, die unter Peter's Nachfolgern seit Münnich's Verbannung vernachlässigt und verfallen waren. S. erst hat Peter's d. Gr. Pläne ausgeführt, ja erweitert. Bei der Ausführung all' dieser Pläne und Reformvorschläge hatte S. mit der anfangs ablehnenden, später in Chikanen auslaufenden Opposition des Senats und besonders des intriguanten General-Procureurs Fürsten Wäsemski zu kämpfen. Neid und Mißgunst gingen soweit, selbst nützliche Maßregeln, die man nicht hintertreiben konnte, böswillig zu hindern (vgl. Blum, I, 276 u. 77 und an vielen anderen Stellen). In der ersten Zeit hatte S. die Kaiserin auf seiner Seite. Allein als der Türkenkrieg in Aussicht trat, häuften sich die Hindernisse. Mit größter Offenheit sprach S. gegen den Krieg, er hob hervor, wie verderblich die Folgen desselben sein müßten, daß die Wohlfahrt des Reiches ganz andere Maßregeln verlange: Gesetze, Hebung von Handel und Gewerbe, Gründung von Städten, Bau von Canälen und Wegen u. s. w. Es half nichts; als der Krieg ausgebrochen war, nahmen die auswärtigen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit der Kaiserin so völlig in Anspruch, daß sie für die Nöthe des täglichen Lebens und für Arbeiten zur Hebung der Wohlfahrt des Volkes keine Zeit und keine Mittel übrig hatte. Es gerieth Vieles ins Stocken, sogar die Gründung neuer Städte, obwohl es sich bei Sievers' Städtegründungen nur um die Umbenennung bedeutender Handels- und Fabrikdörfer in Städte, die factisch schon bestanden, handelte, und um keinerlei bedeutende Ausgaben. Der Senat verzögerte die Sache 7 Jahre hindurch. Der leichtfertig heraufbeschworene Krieg hatte in seinem Gefolge die Pest nach Rußland gebracht. In jener Zeit war S. überall, gab durch seine directe Thätigkeit das Beispiel strenger Pflichterfüllung, sodaß seine Frau ihm vorwarf, er werde den Pestkranken wohl gar selbst die Medicin reichen und durch Ansteckung sie zur Wittwe und seine Kinder zu Waisen machen. Durch seine umsichtigen Maßregeln hemmte er die Verbreitung der Pest.

Mit dem Frieden von 1772 kehrten auch für S. bessere Zeiten zurück. Mit einem Federstriche machte die Kaiserin in Sachen der Städte der Verschleppung ein Ende, was für S. die schönste Belohnung war. Freilich blieb er für's erste unbelohnt, obwohl sein Gehalt für seine Reisen nicht ausreichte und er sich in Schulden gestürzt hatte. Als er beim Friedensfest von 1775 Belohnungen erhielt, waren sie verschwindend gegenüber den ungeheuren Summen, die Andere erhielten. Ihm wurde die Generaldirection der Canäle übertragen, auf diesem Felde hat er unter unsäglichen Mühen, Sorgen und Anfeindungen Hindernisse aller Art überwunden und Großes geleistet. Das Canalsystem, welches Baltisches, Kaspisches Schwarzes und Weißes Meer mit einander verbindet, ist im wesentlichen sein Werk. Kaum hatte er die Verwaltung übernommen, so spürte man es: nie

waren die Barken so rasch befördert, nie das Getreide so bald nach Petersburg geschafft worden. S. hatte es versucht, eine riesige Provinz der Willkür zu entreißen und nach Recht und Gerechtigkeit zu verwalten. Durch ihn angeregt entschloß sich die Kaiserin, das was sie hier gelernt hatte, zu einer großartigen inneren Reform der Verwaltung zu verwerthen. Bei ihrer Arbeit war S. das treibende und berathende Element, obwohl außer ihm noch der estländische Landrath Ulrich von der Kaiserin hinzugezogen wurde und monatelang mit ihr und für sie arbeitete. (Ueber das bemerkenswerthe und höchst lehrreiche Detail siehe F. Bienemann, Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Estland. Ein Capitel aus der Regentenpraxis Katharina's II. S. 29—47. Leipzig 1886. (Nach Sievers' Plan sollte die Reform sich auf die Provinzial- und Centralverwaltung erstrecken und die Kaiserin ein das Ganze umfassendes Gesetzbuch schreiben. Die Vollendung der Reform durchzusetzen gelang S. nicht. Am 7. November 1775 wurde die Statthalterschaftsverfassung, die Organisation der Provinzialbehörden umfassend, als ein Bruchstück publicirt. 1780 kamen noch 3 Capitel hinzu. Als S. 1781 aus dem Dienste schied, schwand jede Aussicht auf Vollendung des Werkes.

Am Tage der Publication der Statthalterschaftsverfassung wurde S. zum Generalgouverneur (Statthalter) von Twer ernannt. Ihm ward die Ehre, der Erste zu sein, der die neue Verfassung der Gouvernements in's Leben rief. Er löste diese Aufgabe mit vielem Tact und in glänzender Weise. Es gehörte nicht geringes Geschick dazu, die Wahlen bei der Neuheit und Ungewohntheit der Sache zu glücklichem Ende zu führen und sodann überall bei der Hand zu sein, damit die neuen Behörden nach dem Gesetz und nicht nach der langgewohnten Willkür fungirten. Sein Verfahren diente als Vorbild für die übrigen Generalgouverneure. Die Kaiserin war zufrieden und S. auf der Höhe seines Ansehens. So lange er in Twer durch seine Thätigkeit das Gesetz populär machte, ihm Anerkennung verschaffte, seine Lebensfähigkeit erwies, und den Ruhm, den Glanz und die Macht der Kaiserin erhöhte, ließ sie ihm freie Hand, ja sie ließ ihn gewähren, wenn er weiter ging als sie, wenn er ergänzte, was sie vergessen zu haben schien. S. ist es gewesen, der dem Adel des Gouvernements sein Haupt, den Gouvernements-Adelsmarschall, gegeben, und ihn zur Corporation zusammengeschlossen hat. Aber so wie er weiter ging, so wie er der Adelscorporation das Selbstbesteuerungsrecht vindicirte, stieß er auf Widerstand. Diese erste Lebensbedingung einer wirklichen Selbstverwaltung schnitt die Kaiserin einfach ab — obwohl es sich um Schulen handelte, die der Staat nicht beschafft hatte und damals und auf lange hinaus auch nicht im Stande war zu beschaffen. Es ist charakteristisch für die Stellung Sievers' zur Kaiserin, daß sein Vertrauen zu ihr unerschütterlich blieb: trotz der bitteren Wahrheiten, die er ihr sagte, wollte er nie daran glauben, daß sie selbst absichtlich die Begründung fester, organisirter Corporationen und wirklicher Selbstverwaltung hinderte. Auch in späteren Jahren hat er nur die Umgebung der Kaiserin für das Scheitern ihres Gesetzes in seinen wesentlichsten und heilsamsten Theilen verantwortlich gemacht und doch ist gerade in dem bei den erwähnten Gelegenheiten hervorgetretenen Gegensatze der Grund zu suchen, der die Entfremdung zwischen der Kaiserin und ihrem Staatsmann veranlaßte, der wie kein Anderer die Aufgaben der inneren Verwaltung erfaßte und beherrschte und der organisatorisches Talent, richtigen Blick und nachhaltige Arbeitskraft besaß, um ihre Pläne und Entwürfe in großem Styl auszuführen.

Nach Sievers' Auffassung handelte es sich bei der Statthalterschaftsverfassung um Begründung von Gesetz und Recht für alle Gebiete provinziellen und staatlichen Lebens. Der Erfolg beruhte auf sorgfältiger Durchführung. Wenn die

Statthalter, die Bevollmächtigten der Kaiserin, das Gesetz hoch und unverletzlich hielten, so mußten die übrigen Beamten Achtung vor dem Gesetz lernen, wenn sie ihre Pflichten peinlich erfüllten, so mußten die Beamten gewissenhafte Pflichterfüllung lernen. S. ist jedoch der einzige Statthalter gewesen, der ein solches Beispiel gegeben hat. Von den anderen hat keiner selbst in den Behörden gearbeitet. Als die Procureure darüber berichteten, resolvirte der Senat, das hänge von den Statthaltern ab. Bald hörten einige Statthalter auf, in ihren Gouvernements zu residiren, und lebten in Petersburg. Andere hielten sich für befugt, Ukase zu erlassen, das wurde ihnen freilich gelegt, aber sie erbaten und erhielten Vollmacht, nicht nur Beamte, sondern auch Richter beliebig abzusetzen und sonst nach Ermessen zu handeln. So hielt die Willkür wieder ihren Einzug in die Provinzialverwaltung und dem Beispiel der Vorgesetzten eiferten die Untergebenen nach. S. hat das der Kaiserin direct gesagt und den Fürsten Wäsemski als den bezeichnet, der die neue Verfassung untergrabe. Allein gegen ihn arbeiteten Potemkin und Wäsemski, sein alter Feind, und ihnen schloß sich Betzki an, der in dem Zwiste zwischen S. und seiner Frau, der zur Scheidung führte, für letztere Partei genommen hatte. Die Kaiserin, in der Potemkin den Durst nach Ruhm und die Leidenschaft wachzurufen verstand, hatte nur noch Sinn für Macht, für Glanz und Ruhm, für Eroberung und für Vertheilung von Kronen. Da war ein Mann, der immer an das Wohl des Volkes und an die Pflicht erinnerte, sehr unbequem. S. arbeitete unbeirrt fort, jede scheinbare Wiederkehr des Vertrauens benutzte er, um für Schulen zu sprechen und das Besteuerungsrecht des Adels für solche. Er erinnert, daß das Statthalterschaftsgesetz, dazu noch unvollendet, nur eine Form äußerer Ordnung biete, daß der eigentliche Inhalt, die Gesetze, noch verfaßt werden müsse: Gerichtsordnung und peinliches Gesetzbuch, bürgerliches Gesetzbuch und Wechselrecht, Finanzgesetze und Organisation der Hauptstädte, Städterecht und Adelsrecht und endlich das landwirthschaftliche (Bauer-) Gesetz, „das der Menschlichkeit". Je länger die Abfassung verschoben werde, je mehr verliere die Statthalterschaftsverfassung an Werth — denn nach Willkür füllten Minister und Statthalter jene Lücken aus. (Von diesen Bedürfnissen sind nur die zweiten vier durch die Kaiserin Katharina und zwar nach Sievers' Ausscheiden aus dem Dienst befriedigt worden, die ersten vier erst 50 Jahre später unter Kaiser Nikolaus und das Bauergesetz, die Aufhebung der Leibeigenschaft, erst 100 Jahre später durch Alexander II.) Aeußerlich antwortete die Kaiserin im alten Tone des Vertrauens, sie habe gearbeitet, allein innerlich wurde die Entfremdung immer größer. Seine Richtung auf wirkliche Begründung der Selbstverwaltung und Organisation des Adels als fester Corporation widerstrebte der Kaiserin, sie hatte bei ihren Organisationen nur noch das fiskalische Interesse im Auge und wollte eine Organisation des Adels nur so weit, um eine genügende Anzahl Beamter zu gewinnen. Als die Hindernisse und Chikanen sich mehrten, sagte S. der Kaiserin den Verfall der Wasserverbindungen voraus und buchstäblich ist das eingetroffen. Er warf der Kaiserin vor, daß sie auf seine wichtigsten Anträge keine Antwort gebe. Dann ging er in seinem Schreiben zu directem Angriff gegen die Hauptgünstlinge, Potemkin, Lanskoi und den Fürsten Wäsemski, vor und wies nach, wie alle drei die Gesetze direct untergrüben. Er schloß: „Ich vermag mich nicht zu trösten: das Schicksal der Schulen überwältigt mich!" Da die Kaiserin schwieg, so reichte er sein Abschiedsgesuch ein, dessen Annahme 14. Juni 1781 (definitiv 24. November 1782) allgemeines Aufsehen hervorrief.

S. durfte mit Stolz auf seine 17jährige Thätigkeit zurückblicken. Trotz seiner Entlassung unterließ er es nicht, sachlichen Rath zu ertheilen, ja behielt auf Wunsch der Kaiserin bis zum Eintreffen seines Nachfolgers die Leitung der Wasserverbindungen bei. Dafür entzog ihm dieser gegen kaiserlichen Befehl seine

Tafelgelder und Wäsemski wußte die Pension um die Hälfte zu vermindern. Als es eine schwierige Aufgabe galt, wo ein Mann von fleckenlosem Rufe am Platze war, wußte die Kaiserin S. gleich zu finden. Im J. 1792 wurde er zum Botschafter in Polen ernannt und ihm ward die Durchführung der zweiten Theilung Polens übertragen. Eine Schilderung seiner Thätigkeit würde eine eingehende Darstellung dieser tragischen Katastrophe verlangen, wozu es hier an Raum mangelt. Obwohl alle Wünsche der Kaiserin erfüllt wurden, wurde er oft ohne Geldmittel gelassen. Obwohl er Alles durchsetzte und trotzdem durch seinen ehrenhaften Charakter und sein unerschütterliches Wohlwollen unter den Polen die allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte, wurde er in Ungnaden abberufen, angeblich weil er im Allianzvertrage zwischen Rußland und Polen einige Clauseln zugelassen hatte, — in Wahrheit, weil er gar zu sehr Subow's Erpressungen und die Machinationen von dessen Helfershelfern kreuzte. Subow ließ er in einem Schreiben fühlen, daß er ihn durchschaue und der Kaiserin sagte er es offen, sowie daß „ihre jungen Minister und Glücksritter von Generalen den Krieg herbeiführen wollten", den er vermieden hätte. Er habe in ihrem Namen Polen Frieden und Glück versprochen und hätte sein Wort gehalten. Nur möge sie nicht glauben, daß er Verlangen trage, dorthin zurückzukehren, sein verlorenes Ansehen sei nicht mehr wiederherzustellen. Seine Voraussagungen trafen ein. Nach der entsetzlichen Katastrophe trat er für die Angehörigen der unglücklichen Polen ein, die ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an Rußland geworden waren, und bat um seine Verabschiedung mit der Pension, die ihm gebühre. Seine Gesuche wurden sämmtlich bewilligt. Er erhielt umfangreiche Güter in Litauen zum Geschenk. Die Beobachtungen, welche er auf seiner Reise auf diese Güter und weiter in den Süden machte, benutzte er, um der Kaiserin ein Bild der bestehenden Zustände zu entwerfen und ihr zu zeigen, was mit ihrer Zustimmung ihre Günstlinge aus ihrer Statthalterschaftsverfassung gemacht hatten. Es war sein letzter Brief an die Kaiserin, einige Monate später hatte sie ihre Laufbahn vollendet.

Sievers' Beziehungen zum Thronfolger und dessen Gemahlin waren die besten gewesen. Bei der Nachricht von der Thronbesteigung eilte S. sofort nach Petersburg. Er wurde zum Senator und zum Chef der Wohlthätigkeitsanstalten ernannt, welche unter die Leitung der Kaiserin gestellt wurden. Gleich darauf wurde ihm dazu noch die Leitung der Wasserverbindungen im Reiche übertragen. In beiden Aemtern leistete er Hervorragendes, sein Verhältniß zur Kaiserin gestaltete sich zu wirklicher Freundschaft. Die Zustände während der kurzen Regierung Kaiser Paul's wurden jedoch bald derart, daß sie eine ruhige geordnete Thätigkeit unmöglich machten. Auch S. hat das in vollem Maaße erfahren. Mit den höchsten Ehren überschüttet, in den Grafenstand erhoben, traf ihn infolge einer falschen Denunciation die unverdiente Ungnade des Kaisers. Er bat um seine Entlassung und erhielt sie. Mit der Kaiserin blieb er in beständiger Correspondenz bis zu seinem Tode. Von Kaiser Alexander I. erhielt er die Aufforderung, auf's neue in den Staatsdienst zu treten, lehnte aber ab. Mit zweien der neuen Minister führte er eine längere Correspondenz, die jedoch abgebrochen wurde, als S. ihnen zu scharfe Wahrheiten sagte. Ueber die große Politik sprach er sich dem Kaiser gegenüber aus, indem er vor Frankreich warnte. 1805 schrieb er dem Kaiser: „die Russen werden am Ende die Rolle der braven Parther spielen" und schilderte eingehend, was 1812 wirklich geschah. Als er sein Ende nahe fühlte, verbrannte er 3—400 eigenhändige Briefe der Kaiserin Katharina. „Ich war's dem Andenken meiner Kaiserin schuldig", sagte er. So sehr man das bedauern muß, so bezeugt diese Handlung doch seine Treue, eine Treue noch über das Grab hinaus. Ihm konnte der Inhalt jener Briefe nur

Ehre bringen. Seine letzte Zeit war wohlthätigen Anordnungen gewidmet. Am 11. Juli 1808 schied er aus diesem Leben.

K. L. Blum, Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers' Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. 4 Bde. Leipzig und Heidelberg 1857 u. 58. Ein Auszug in einem Bande erschien 1864 von Blum selbst unter dem Titel: Graf Jakob Johann von Sievers und Rußland zu dessen Zeit. — J. Engelmann, Jakob Johann Graf Sievers, Baltische Monatsschrift Bd. XXXI, Heft 4, S. 257—304. Reval 1884. — F. Bienemann, Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Estland 1783—1796. Ein Capitel aus der Regentenpraxis Katharina's II. Leipz. 1886. S. 27—47, 126—129, 191—193, 200—201, 279—280, 284—286, 345—346. — Graf Jakob Johann Sievers und die zweite Theilung Polens. St. Petersburg 1888, von Graf Eugen Sievers. 161 S. lithographirt in 40 Exemplaren. — Von russischen Schriftstellern hat nur Ilowaiski über S. geschrieben, siehe Russki-Westnik, Januar bis März 1865, doch ist die Arbeit unvollendet geblieben und 1884 in seinen „Schriften" noch einmal als Bruchstück unverändert abgedruckt worden.

J. Engelmann.

Sievers: Otto S., Gymnasialdirector und Schriftsteller, geboren am 5. Mai 1849, † am 25. Juli 1889. S. wurde zu Braunschweig als Sohn eines Böttchermeisters geboren. Auf verschiedenen Lehranstalten seiner Vaterstadt, zuletzt auf dem Gymnasium Martino-Catharineum vorgebildet, bezog er zu Michaelis 1868 die Universität Leipzig, an der er sich bis Ostern 1872 dem Studium der classischen und deutschen Philologie widmete. Unter den Professoren seines Faches zog ihn namentlich Friedrich Ritschl an. Durch Ritschl, zu dem er in nahe persönliche Beziehungen trat, wurde er zu Studien über die Geschichte antiker Namen angeregt. Als eine Frucht derselben haben wir seine im J. 1872 veröffentlichte Dissertation: „Quaestiones onomatologicae" anzusehen, deren zweiter Theil in den „Acta societatis philologae Lipsiensis ed. Fr. Ritschelius I" (1872) erschien. Nachdem S. das Staatsexamen bestanden hatte, wurde er Hülfslehrer an dem Gymnasium Martino-Catharineum zu Braunschweig und rückte zu Michaelis 1873 zum Collaborator an derselben Anstalt vor. Seit Januar 1876 hielt er Vorlesungen über Litteratur und Geschichte am Braunschweiger Carolinum, der heutigen technischen Hochschule. Im Zusammenhang mit dieser Thätigkeit fing er an, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zur Geschichte der deutschen Litteratur zu beschäftigen. Es scheint, als ob er sich besonders für Jean Paul interessirt habe. Er gab dessen „Titan" in anthologischer Bearbeitung (Wolfenbüttel 1878) und „Dr. Katzenberger's Badereise" mit Einleitung und Anmerkungen (Leipzig 1879) heraus und verbreitete sich in einem Vortrag über die Anschauung seines Helden von Welt und Leben (Dessau 1881). Ferner würdigte er in einer eingehenden biographisch-kritischen Skizze die Bedeutung Robert Griepenkerl's, des Dichters des „Robespierre" (Leipzig 1879), dessen trauriges Ende und geistiger Verfall ihn zu wehmuthsvollem Antheil bestimmten. Bei der Braunschweiger Gedächtnißfeier zu Lessing's hundertjährigem Todestage hielt er die Festrede (abgedruckt in der Denkschrift der Festfeier, Braunschweig 1881). Nebenher veröffentlichte er eine Anzahl kritischer und ästhetischer Aufsätze in verschiedenen deutschen Zeitschriften. In den Jahren 1882—1883 gab er selbst in Braunschweig im Verlag von Schwetschke & Sohn eine populär-historische Monatsschrift unter dem Titel: „Aus allen Zeiten und Landen" heraus. Ihr folgten im J. 1884 im gleichen Verlage die „Akademischen Blätter", ein Versuch, die Gebildeten für die Theilnahme an den Studien über die neuere deutsche Litteraturgeschichte zu gewinnen,

der erfolglos blieb, sodaß nur ein Jahrgang der Zeitschrift und dieser auch nur mit Mühe vollendet werden konnte. Weit größeres Glück hatte S. mit seinen poetischen Arbeiten, von denen er zuerst einzelne Dichtungen meist lyrischen Charakters an die Oeffentlichkeit treten ließ. Im J. 1888 veröffentlichte er seinen auf sorgfältigen Vorstudien beruhenden „Demetrius. Geschichtliches Trauerspiel in vier Aufzügen. Mit Benutzung des Schiller'schen Bruchstücks bis zur Verwandlung im zweiten Aufzug." Das Stück fand bei seiner ersten Aufführung auf dem Leipziger Stadttheater am 9. November 1888 und bei den späteren Wiederholungen in Braunschweig, Prag und Oldenburg großen Beifall. Allgemein erkannte die Kritik an, daß S. mit seiner Bearbeitung und Ergänzung des Schiller'schen Fragmentes einen Fortschritt über Laube's Versuch hinaus gemacht habe, und daß namentlich seine Sprache sich weit mehr derjenigen Schiller's anschließe, als dies bei Laube der Fall war. Gleichwohl muß gesagt werden, daß auch S. die schwierige Aufgabe nicht wirklich befriedigend gelöst hat, nicht nur, weil er sich in der Schilderung des Verhältnisses des Demetrius zu Axinia, der Tochter des Boris, einer unangebrachten Sentimentalität schuldig gemacht hat, sondern vor allem deshalb, weil auch er mit seiner Begabung an den dichterischen Genius Schiller's nicht heranreichte. Jedenfalls aber hatte die ihm reichlich gezollte Anerkennung das Gute, daß S. sich dadurch zu neuem Schaffen ermuntert fühlte und den Entschluß faßte, fortan alle ihm zur Verfügung stehende Zeit auf poetische Productionen zu verwenden. Schon Ende des Jahres 1880 zum Oberlehrer befördert und zu Ostern 1881 zum Professor ernannt, war er bei der Theilung des Martino-Catharineums in zwei Anstalten dem Lehrercollegium des Neuen Gymnasiums zu Braunschweig zugewiesen worden. In dieser Stellung blieb er, bis er zu Neujahr 1889 zum Director des Gymnasiums zu Wolfenbüttel berufen wurde. Hier vollendete er noch einen zweiten dramatischen Versuch, den ihm die fünfundsiebzigste Wiederkehr eines nationalen Gedenktages nahe gelegt hatte, das Schauspiel: „Waterloo. Historie in fünf Aufzügen" (Braunschweig 1890). Es enthält eine Reihe überaus lebensvoller Scenen aus der Geschichte des Jahres 1815, die unter sich allerdings nur dadurch in Zusammenhang stehen, daß sie sich den wirklichen historischen Ereignissen eng anschließen, die aber einen entschiedenen Fortschritt des Verfassers in dramatischer Hinsicht erkennen lassen und bei der Bühnenaufführung von großer Wirksamkeit sein müßten. Nach dieser Probe seines Talentes wäre man berechtigt gewesen, noch manche werthvolle Gabe von S. zu erwarten. Diese Hoffnung sollte sich jedoch nicht erfüllen, da S. plötzlich in der Fülle seiner Kraft am 25. Juli 1889 infolge von Ptomainvergiftung starb. Nach seinem Tode gab die Wittwe die Gedichte aus dem Nachlaß des Dichters (Braunschweig 1891, mit dem Bildniß) heraus. Auch sie legen von seiner mehr als gewöhnlichen poetischen Begabung ein vollgültiges Zeugniß ab und nehmen namentlich in formeller Hinsicht wegen ihrer Sprachgewandtheit für ihren Autor ein.

Vgl. Sievers, Schul-Nachrichten über das Herzogliche Gymnasium zu Wolfenbüttel für 1888 bis 1889. Wolfenbüttel 1889, S. 12. — K. Dauber, Jahresbericht über das Herzogliche Gymnasium zu Wolfenbüttel 1889 bis 1890. S. 12 und 13. — Otto Sievers, Gedichte. Braunschweig 1891. S. XXI u. XXII. — Eckart, Lexikon der Niedersächsischen Schriftsteller. Osterwieck, Harz (1891) S. 157. — Richard Kukula, Allgem. deutscher Hochschulen-Almanach. Wien 1888. S. 815. — Blätter für litterarische Unterhaltung I, 132 u. 133. Leipzig 1889. — Leipziger Zeitung 1888, Nr. 264, S. 3826. — Leipziger Tageblatt 1888, Nr. 317, S. 6893.

H. A. Lier.

Sigbert (Sigibert) **I.**, merowing. Frankenkönig (561—575), Enkel Clodovech's I., Sohn Chlothachar's I. und der Ingundis, erhielt bei des Vaerts Tod durch Erbtheilung mit seinen Vollbrüdern Guntchramn und Charibert und seinem Halbbruder Chilperich (der zugleich sein Vetter war, denn Chlothachar hatte neben Ingundis zugleich deren Schwester Aregundis zur Ehe genommen) Austrasien d. h. das Ostland, alles fränkische Gebiet rechts vom Rhein und Ripuarien links vom Rhein, aber auch einen Theil der Champagne bis Châlons sur Marne und Laon im Nordwesten mit der Hauptstadt Rheims. Gleich im nächsten Jahre (562) fielen die Awaren (aware, persisch der „Schweifende"), aus Verbrüderung zweier türkisch-finnischer Horden hervorgegangen, 460 zuerst in den Wolgasteppen, 558 in Pannonien auftauchend, in Thüringen ein: zurückgeschlagen von Sigibert kehrten sie 565 (?) verstärkt wieder und erzwangen nun nach einer Niederlage der Franken einen günstigen Vertrag. Inzwischen hatte Chilperich die Abwesenheit des Bruders zu einem treulosen Ueberfall auf Rheims benutzt: aber S., zurückgekehrt, vertrieb ihn rasch und nahm ihm zur gerechten Strafe Soissons. Verhandlungen mit dem Kaiser Justinus II. (566?) waren vielleicht gegen den gemeinschaftlichen Feind, die Awaren, gerichtet. Nach dem Tode Charibert's 567 erhielt S. durch Erbtheilung mit den Brüdern aquitanische Landschaften und von der Provence den Küstenstreifen nebst Avignon. Paris, das Keiner der Brüder dem Andern gönnte, blieb allen gemeinsam, sollte aber von Keinem ohne Verstattung der beiden Andern betreten werden dürfen. Während seine Brüder mit niedrigen, auch unfreien Weibern in Buhlschaft lebten, hob S., dem das merowingische Familienlaster der Wollust so wenig wie das der Mordlust anhaftete, seine Stellung bedeutsam durch Vermählung mit Brunichildis, der Tochter des westgothischen Königs Athanagild (567). Chilperich eiferte ihm hierin nach, indem er Brunichildens Schwester Gaileswintha heirathete. Da er sie bald erdrosseln ließ, um Fredigundis, die er früher schon, zweifelhaft ob als Buhle oder als Ehefrau, gehabt hatte, nun wieder zu nehmen, verfeindeten sich die Brüder: Guntchramn scheint vermittelt zu haben. Bald darauf suchte S. vergeblich sich Guntchramn's Stadt Arles zu bemächtigen (568/9). Er verstattete Sachsen, welche (568) mit den Langobarden nach Italien gewandert waren, den Durchzug, um sich wieder in Nordthüringen anzusiedeln (572). Nun beginnen die erst mit Sigibert's Ermordung endenden Kämpfe mit Chilperich, in welchen dieser stets der Angreifer, Guntchramn, der aus uns unerforschlichen Gründen seltsam hin und her Schwankende ist. Im J. 573 entriß Chilperich S. Tours und Poitiers durch seinen Sohn Chlodovech — er selbst weilte viel lieber bei Fredigundis als in der Schlacht! — dieser ward aber von da und von Bordeaux durch Mummolus (s. A. D. B. XXII, 712), den Feldherrn des S. verbündeten Guntchramn, vertrieben. Im folgenden Jahre (574) ließ Chilperich abermals Tours und Poitiers durch seinen Sohn Theudibert angreifen, welchen S. 565 zu Soissons (s. oben) gefangen und „mildgütig wie er war" — ein Lob, das er in der That verdient — seinem Vater unversehrt und reichbeschenkt zurückgeschickt hatte, unter der einzigen Bedingung, daß der Neffe nie mehr gegen ihn die Waffen führen solle. Dieser Theudibert schlug nun Sigibert's Feldherrn Gundobald bei Poitiers und drang unter grauenhaften Verwüstungen weiter gen Süden nach dem Limousin und Cahors.

Nun (574) bot aber S. seine gefürchteten „Ueberrheiner" auf, d. h. den Heerbann der rechtsrheinischen Stämme Austrasiens: Alamannen, Thüringe, Baiern, was von den ausschließlich in Gallien geschriebenen Quellen jedesmal als etwas ganz Gewaltiges hervorgehoben wird. Der Schreck vor diesen grimmen Recken bewog Guntchramn, welchen Chilperich gewonnen hatte, zu S. überzutreten. Chilperich, statt die nach altgermanischem Heldenbrauch von S. ange-

botene Wahl des Kampfplatzes anzunehmen, floh bis Alluge bei Chartres und bat um Frieden. Kaum aber waren die gefürchteten Ueberrheiner abgezogen, als der Treulose (575) abermals Guntchramn auf seine Seite zog und verwüstend in Sigibert's Gebiet bei Rheims einfiel. Abermals rief S. seine tapfern, aber sehr wilden Ueberrheiner auf, entriß mit ihnen alles Land bis Rouen den Verbündeten, wollte diese Städte den Gefürchteten zur Plünderung Preis geben, ward durch seine (romanischen) Großen hiervon abgebracht, hatte aber nun große Mühe, durch kühnen Muth und durch gute Worte die Ergrimmten zu beschwichtigen: — erst nachträglich konnte er manche der Ungehorsamen mit dem Tode bestrafen lassen. Einstweilen hatten seine Feldherrn Guntchramn Boso und Godigisil Theudibert geschlagen und getödtet: erschrocken trat König Guntchramn zu S. zurück, der bis Rouen und Paris vordrang, während Chilperich und Fredigundis nach Tournai entflohen. Damals ging es dem schlimmen Fuchs Chilperich sehr schlimm: Fredigundis wollte ihren neugeborenen Knaben lieber morden als — unter dem Sieger S. — leben lassen. Allein bald fand sie bessern Rath. S. war, siegreich von Rouen zurückgekehrt, in Paris eingezogen. Dort suchte ihn auf eine Gesandtschaft von zahlreichen Großen Chilperich's — alle, welche weiland Childibert I. zum Herrscher gehabt hatten: — also die aus der Brie, aus der Bretagne und einem Theil der Normandie (Aremorica), dann aber aus dem ganzen Lande zwischen Seine, Loire und Meer mit der Hauptstadt Paris —: alle diese erklärten ihren Abfall von Chilperich und forderten S. auf, ihr König zu werden. S. nahm an und während er Mannschaften zur Belagerung nach Tournai abschickte, begab er sich nach Vitry (zwischen Douai und Arras), wo der gesammte Heerbann seiner neugewonnenen Lande ihn erwartete. Er ward feierlich auf den Schild erhoben — was nur bei Abweichungen von der regelmäßigen Thronfolge geschah — und als König ausgerufen. Da näherten sich ihm zwei Männer unter dem Vorwand eines Geschäftes und stießen ihm zwei starke vergiftete Kurzschwerter (Scramasachse) von beiden Seiten in die Brust. Er schrie auf, brach zusammen und starb gleich darauf (570). Fredigundis hatte die beiden Knechte ausgesandt und die Klingen vergiftet. Auch sein Kämmerer Charigisel und der Gothe Sigila wurden verwundet. S. war ohne Zweifel der Beste, der zum Königthum meist Berufene der vier Brüder gewesen. Er hat außer den Avaren (oben S. 242) die Dänen abgewehrt, die Thüringe zum Gehorsam zurück, auch wohl die dem Rheine nächsten Gaue der Sachsen zu einer gewissen Botmäßigkeit gebracht. In den Kämpfen gegen die Brüder erscheint er Guntchramn gegenüber fast immer (nur eine Ausnahme, oben S. 242), Chilperich gegenüber immer als der Angegriffene: — abgesehen von der Blutrache für Gaileswintha. Sein früher und grauser Untergang gab das Reich dem bösartigen Chilperich Preis und erleichterte in Austrasien das Emporwachsen des junkerhaften Dienstadels über die Krone zum schwersten Schaden des ganzen Staates.

Quellen: Gregorius Turonensis, Historia ecclesiastica Francorum, ed. Arndt et Krusch, Monumenta Germaniae historica: Scriptores rerum Merovingicarum I (Hannoverae 1884) IV, 22—51 (dazu einzelne Angaben in Gregor's Heiligenleben, ed. Krusch, ebenda II. (1885). — Venantius Fortunatus, Opera poetica, ed. Leo, ebenda auctorum antiquissimorum IV, 1 (Berolini 1881). — Paulus Diaconus, Historia Langobardorum, ed. Waitz, ebenda, Scriptores rerum germanicarum (Hannoverae 1878).

Litteratur: Fauriel, Histoire de la Gaule méridionale I. Paris 1836. — Paul v. Roth, Geschichte des Beneficialwesens (Erlangen 1850). — Bonnell, Die Anfänge des Karolingischen Hauses. Berlin 1866. — Richter, Annalen

des fränkischen Reiches (Halle 1873). — Löbell, Gregor von Tours und seine Zeit. 2. Aufl. durch Bernhardt. Leipzig 1869. — Bekker, De Sigiberto I. Francorum rege. Münster 1869. — v. Giesebrecht, Gregor von Tours (Uebersetzung). 2. Aufl. (Leipzig 1878). — Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte II, 1. u. 2. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III. Berlin 1883; — Deutsche Geschichte I b (Gotha 1888.)

Dahn.

Sigbert (Sigibert) II., merowing. Frankenkönig (613), Sohn Theuderich II. von Burgund, von einer ungenannten Buhle, Enkel Childibert II., Urenkel von Sigibert I. und Brunichildis. Den elfjährigen Knaben erhob nach seines Vaters Tod seine Urgroßmutter Brunichildis zum alleinigen König des burgundischen und des (von Theuderich kurz vor seinem Tode eroberten) austrasischen Reiches, indem sie, in echt staatlicher Auffassung der Thronfolge, die sonst wie eine privatrechtliche Erbfolge behandelt ward, die drei jüngeren Brüder: Childibert Corbus und Merowech, ausschloß. Sie führte kraftvoll für den Urenkel wie früher für Enkel und Sohn die Regentschaft, den reichsverderberischen Dienstadel zum Recht anhaltend. Allein eben deshalb verschwor sich dieser Adel der beiden Reiche wider sie mit Chlothachar II., dem Sohn ihrer Todfeindin Fredigundis, König von Neustrien. Auf das heimliche Bestreben dieses Adels, zumal der Stammväter des Karolingischen (richtiger Arnulfingischen) Hauses, des Bischofs Arnulf von Metz und Pippin's (s. die Artikel), drang Chlothachar in Austrasien ein und bis Andernach vor: die Aufforderung Brunichildens (von Worms aus), das Gebiet zu räumen, beantwortete er mit Berufung auf einen Schiedspruch erlesener Franken, d. h. des mit ihm einverstandenen Adels. Der Versuch der Regentin, die Thüringe und die übrigen rechtsrheinischen Stämme aufzubieten, ward durch Verrath des hierzu entsendeten burgundischen major domus Warnachar vereitelt. Und als nun die austrasischen und burgundischen Scharen Sigibert's bei Châlons-sur-Aisne mit dem Heere Chlothachar's II. zusammenstießen, da wandten jene, wie verabredet war, auf gewisse Zeichen hin den Rücken und zogen davon. Chlothachar folgte langsam, wie es ebenfalls verabredet war, holte an der Saone die vier Knaben ein und ermordete (wie unter grausamsten Qualen Brunichilden) so Sigibert und Corbus. Childibert entkam noch durch rascheste Flucht und verscholl, Merowech verschonte Chlothachar, weil er sein Pathe war und sandte ihn zur Bewachung dem Grafen Ingobod nach Neustrien, wo er nach einigen Jahren starb.

Fredigarius Chron. ed. Krusch, Monumenta Germaniae Historica, Scriptores rerum Merovingicarum II., Hannoverae 1883. IV. 39, 40. — Jonas, vita St. Columbani († 615) ed. Mabillon, Acta Sanctorum ordinis St. Benedicti, Saecul. II, 5—29. — Vita St. Rusticulae (Marciae), Aebtissin von St. Caesaria zu Arles († c. 632) von Florentius Gallus, Priester von St. Paul-Trois-Châteaux, ebenda S. 319. — Litteratur: Bonnell, die Anfänge des Karolingischen Hauses. Berlin 1866 (Jahrbücher der Deutschen Geschichte). — Fauriel, Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants Germains. Paris 1836. II, 407. — Richter, Annalen des fränkischen Reiches I, 105. Halle 1873. — Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte II, 2. [3]. Kiel 1882. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, 190. Berlin 1833. — Dahn, Deutsche Geschichte I, b. Gotha 1888. S. 173.

Dahn.

Sigbert (Sigibert) III., merowing. Frankenkönig (632—656) Sohn Dagobert I. (s. d. Art.) von Ragnetrud. Schon lange hatten die austrasischen geistlichen und weltlichen Großen der freilich von ihnen selbst 613 herbeigeführten Be-

herrschung ihres Landes durch einen Gesammtkönig aller drei Theilreiche widerstrebt, der seinen Sitz nach Paris oder Orleans verlegen und dem Einfluß der neustrischen oder burgundischen Vornehmen folgen mochte. Der Gegensatz des Ostlandes zu dem viel stärker romanisirten Neustrien und Burgund macht sich gegen Ende des 6. Jahrhunderts immer lebhafter fühlbar und drängt schon unter Chlothachar II. zur Lösung des soeben erst mit Blut gekitteten Verbandes: wie Chlothachar von Bischof Arnulf von Metz und seinem major domus, dem ältesten Pippin, als Führern des austrasischen Adels dahin gedrängt wurde, seinen jungen Sohn Dagobert 622 zum Sonderkönig von Austrasien zu bestellen und nach Metz zu senden, wo jene beiden in Wirklichkeit an des Knaben Statt herrschten, ganz ebenso drangen nun Bischof Kunibert von Köln und Pippin's Eidam, der major domus Adalgisel, Dagobert die Einsetzung seines erst dreijährigen (geboren 629) Knäbleins S. zum Sonderkönig von Austrasien ab mit dem Sitze zu Metz: dort führten jene beiden die Regentschaft: ein neuer Beweggrund für Errichtung eines austrasischen Königthums war das Bedürfniß gewesen, die Wenden kräftiger von Thüringen abzuwehren, als dies von Paris aus geschehen mochte. Im folgenden Jahre (533) ward zwischen Dagobert und den Regenten Austrasiens eine Vereinbarung getroffen, wonach diese die ausschließende Thronfolge des eben geborenen Sohnes Dagobert's Chlodovech II. in Neustrien und Burgund anerkannten, wogegen Austrasien die früher zu diesem Reiche gehörigen Landschaften in Aquitanien und in der Provence zurück erhielt. Diesem Vertrage gemäß ward bei Dagobert's Tod (638) verfahren. Pippin der Aelteste, welcher seit 629 in Burgund in einer Art Einbannung war festgehalten worden, kehrte nun nach Austrasien zurück und nahm — vielleicht als major domus — wieder Theil an der Leitung des Reiches, starb aber schon im folgenden Jahre (639). Sein Sohn Grimoald versuchte vergeblich den Majordomat zu erringen: Otto, der Sohn des Erziehers des jungen Königs, machte ihm denselben streitig. Im folgenden Jahre (640) empörte sich offen gegen S. der Herzog der Thüringe Radulf, durch seine Erfolge gegen die Wenden mächtig erhöht. S. (11 Jahre alt) zog wider ihn mit starken Streitkräften, welche aber durch Schuld der uneinigen Heerführer und des Verrathes der Mainzer (vielleicht die geschichtliche Grundlage der Kerlingischen Sage von Ganelon von Mainz) bei einem Ausfall der in einer Burg an der Unstrut (Steinklebe bei Kloster Memleben) belagerten Thüringe so schwer geschlagen wurden, daß der Rückzug an den Rhein nur durch Vertrag erkauft werden konnte: Radulf erkannte fortab nur dem Namen nach die Oberhoheit Sigibert's an, in Wahrheit aber waltete er, gekräftigt durch Bündnisse mit den Wenden und andern Nachbarn (den Sachsen?), in Thüringen wie ein König. Bald darnach (642) erwarb Grimoald den Majordomat, da Otto durch den jenem befreundeten Alamannenherzog Leuthari erschlagen ward, und beherrschte nun thatsächlich Austrasien und den König S. bis an dessen Tod (655). Er war es gewiß auch, der 644 in einem Schreiben an Bischof Desiderius von Cahors so kraftvoll die Kirchenhoheit der Krone wahrte, daß er auf das schärfste den Bischöfen verbot, in Austrasien Synoden zu halten oder außerhalb Austrasiens Synoden zu besuchen ohne Erlaubniß des Königs. S. beschäftigte sich eifrig mit frommen Werken: er stiftete die beiden Klöster Stavelot (Stabulense) und Malmedy (Malmundariense), in der Folge wichtige Pflege- und Verbreitungsanstalten kirchlicher Bildung. Außer den beiden auf diese Stiftungen bezüglichen (von 648 und 651) sind uns noch zwei Urkunden Sigibert's erhalten von 644 und 653 (falsch ist die ihm zugeschriebene vom 15. Mai 653 für Trier). Papst Martinus machte den Versuch, durch Sanct Amand, Bischof von Maastricht, S. und die fränkischen Bischöfe in den Kampf gegen die byzantinische Irrlehre des Monotheletismus (nur Ein Wille in Christus) auf seine Seite zu

ziehen, jedoch ohne Erfolg. S. hatte die Sorge für seinen Sohn Dagobert II. Grimoald besonders empfohlen, der aber dieses Vertrauen täuschte (s. Dagobert II. und Grimoald).

Quellen und Litteratur: Außer den unter Sigibert II. angeführten siehe noch: Monumenta Germaniae historica, Diplomatum Imperii I. ed. Karl Pertz (Hannoverae 1872) Nr. 21—24, spuria Nr. 54, aber dazu und dagegen Sickel, Monum. Germ. hist. etc. besprochen (Berlin 1873). Stumpf, in v. Sybels histor. Zeitschrift 1873. S. 380 f. — Indiculus Sigiberti in Pardessus, Diplom. II, 81. — Vita St. Boniti, Bischofs von Clermont-Ferrand, † 709 (von einem nicht viel jüngeren Zeitgenossen). Acta Sanctorum ed. Bolland. 15. Januar I. 1070. — Vita St. Amandi, Bischofs von Mastricht, † 679. — v. Baudemund, † 685 l. c. 6. Febr. I, 848. — Briefe Papst Martins, Jaffé, regesta pontificum, 2. Ausg. durch Wattenbach I. Lipsiae 1885, Nr. 2058—2061. — Digot, histoire du royaume d'Austrasie I—III. Paris 1852. — Wilhelm, über das Castell Raduls's des Thüringerherzogs, Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Naumburg 1823 (III, 66). — Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands I, 155. Göttingen 1846.

Dahn.

Sigebert: Chronist, Mönch der Benedictinerabtei Gembloux, unweit Namur im Sprengel von Lüttich, geboren um 1030, † am 5. October 1112. S. war romanischer Abkunft und Sprache, aber Angehöriger des deutschen Reiches. Schon sehr früh als Mönch eingekleidet, hat er vorzüglich als Lehrer gewirkt; in jungen Jahren vom Abt Fulkuin nach dem Vincenzkloster in Metz berufen, stand er der dortigen Schule vor, bis er um 1070 zurückkehrte und nun in gleicher Stellung in seinem eigenen Kloster blieb bis an seinen Tod. Ehrgeiz war ihm fremd, und er hat niemals nach höheren Stellungen gestrebt, genoß aber als durchgebildeter Gelehrter und gewandter Schriftsteller einer großen Autorität. Seinem Berufe ernstlich und aufrichtig ergeben, schrieb er verschiedene Werke kirchlichen Inhalts, bearbeitete namentlich ältere Legenden, darunter das Martyrium der thebäischen Legion in einem Heldengedicht, welches sich durch geschickte Behandlung des Hexameters auszeichnet, sowie durch die Kunst, womit er, unterstützt durch umfassende geschichtliche Kenntnisse, seiner Legende durch Darstellung der Zeitverhältnisse einen lebensvollen Hintergrund zu schaffen wußte. Sehr lebhaft bewegten ihn die Gegensätze, welche damals in der Kirche sich bekämpften und namentlich auch den Lütticher Sprengel beunruhigten, wo die Bischöfe zum Kaiser hielten, in einigen Klöstern aber die neuen ascetischen und hierarchischen Grundsätze eifrige Anhänger hatten. S. war durchaus reformatorisch gesinnt, billigte aber nicht die Bestrebungen, die ganze Kirche unter das Joch des Mönchthums zu beugen, und am wenigsten die rücksichtslose Gewaltthätigkeit, womit Hildebrand seine Forderungen durchsetzte, indem überall die Volksmassen oder dienstwilligen Laienfürsten gegen die Obrigkeiten aufgehetzt wurden. Furchtlos sprach S. seine Ueberzeugung aus in Abhandlungen, die in Briefform erschienen und um so größeren Eindruck machten, weil er auf den Wunsch des Archidiakon Heinrich und als Organ der Lütticher Kirche schrieb. Er antwortete auf Gregor VII. berühmtes Schreiben an Hermann von Metz über die Berechtigung des Papstes, den König zu bannen und den Eid der Treue zu lösen, und widerlegte die Behauptung, daß die Messen verheiratheter Priester ungültig wären: vorzüglich ist es die Aufreizung des Volkes zur Gewaltthätigkeit gegen solche Priester, welche er in ihren schlimmen Folgen darstellt und als unchristlich verwirft. Mit besonderer Lebhaftigkeit und vortrefflicher Beweisführung bekämpfte er endlich im Namen der Lütticher Kirche das Verfahren Paschalis II., welcher den Grafen Robert von Flandern zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen diese

kaisertreue Kirche aufgefordert hatte: mit allem Apparat geistlicher Gelehrsamkeit stellt er dieses unerhörte Vorgehen als unchristlich und unerlaubt dar.

Von Sigebert's geschichtlichen Arbeiten ist zuerst das Leben des Bischofs Dietrich I. von Metz zu nennen, welches er im Vincenzkloster zu Ehren dieses seines Stifters verfaßte; es ist als Jugendarbeit in einer zu gesucht zierlichen Schreibart und mit zur Schau getragener Gelehrsamkeit verfaßt, aber auch schon ausgezeichnet durch umfassende Geschichtskenntniß; dem Zweck entsprechend sind alle Schatten fortgelassen, welche S. selbst in seiner Chronik später nicht verschwiegen hat. Auch das Leben Wicbert's, des Stifters von Gembloux, nebst der Geschichte des Klosters bis 1048, hat er geschrieben, und nachdem es ihm gelungen war, von Bischof Otbert die Erlaubniß zur feierlichen Erhebung der Gebeine zu erlangen, noch kurz vor seinem Tode die Antiphonen und Lectionen zur Feier des neuen Festes verfaßt. Sein Hauptwerk aber und das für die Folgezeit wirksamste war seine Chronik, deren Ausarbeitung er in seinem Alter unternahm, beginnend mit dem J. 381 nach dem Ende der Chronik des Prosper. Es kam ihm vorzüglich auf die chronologische Ordnung an, und unendliche Mühe hat er auf die Einreihung der damals so hochgehaltenen Legenden verwandt: kritische Zweifel lagen ihm fern. Eine ausführlichere Behandlung der ihm naheliegenden Zeit lag nicht in seinem Plan, doch ist die nach Vollendung der ersten Ausgabe bis 1106 hinzugefügte Fortsetzung etwas eingehender. Wesentlich auf objectiven Bericht der Thatsachen sich beschränkend, verhehlt er doch auch hier nicht seine Mißbilligung des durch Gregor VII. entfachten Kampfes. Den Schluß bildet der ohne Commentar mitgetheilte Vertrag Heinrich's V. mit Paschalis II. vom 13. April 1111. Als bequemes und zweckmäßiges Handbuch der Weltgeschichte, welches einem dringenden Bedürfniß entgegenkam, mit umfassender Belesenheit ausgearbeitet, war die Chronik bei den Zeitgenossen und in den folgenden Jahrhunderten außerordentlich geschätzt und wurde vielfach mit Zusätzen und Fortsetzungen versehen. Ihre Autorität war groß, man hielt sie für vollkommen zuverlässig. Erst im 19. Jahrhundert hat die genauere Prüfung gezeigt, daß abgesehen von dem Mangel an Kritik, doch auch seine chronologischen Ansetzungen lange nicht so sorgfältig und genau sind, wie man gemeint hatte, und da außerdem die von ihm benutzten Quellen fast ohne Ausnahme auch uns bekannt sind, gilt die Chronik jetzt als beinahe werthlos. Das ist die Wirkung der sehr sorgfältigen Ausgabe von C. L. Bethmann, welchem es geglückt war, das Autograph der Chronik aufzufinden; mit größtem Fleiße hat er überall die Quellen nachgewiesen. Auch ein Werk über die kirchlichen Schriftsteller hat S. verfaßt, doch auch darin fehlt die nöthige Sorgfalt; im letzten Capitel hat er seine eigenen Schriften verzeichnet.

S. Hirsch, De Vita et Scriptis Sigiberti Gemblacensis, Berol. 1841. — Chron. ed. C. L. Bethmann, Mon. Germ. Script. Vol. VI. — Wattenbach, Deutschl. Geschichtsquellen II, Cap. IV, 22.

W. Wattenbach.

Sigeboto: Mönch des thüringischen Benedictinerklosters Paulinzelle, von Geburt aber vermuthlich ein Süddeutscher und in Hirschau vorgebildet, von wo er um 1119 nach Paulinzelle scheint versetzt worden zu sein. Dort verfaßte er in den Jahren 1132—1133 eine lateinische Lebensbeschreibung Paulinens, der im Jahre 1112 gestorbenen Stifterin und Namensgeberin des Klosters. Ueber Sigeboto's äußere Lebensumstände ist nichts weiter bekannt. Aus seinem Werke lernen wir ihn kennen als einen Mann von achtungswerther Gelehrsamkeit, der in den kirchlichen Schriftstellern wie in der alten Profanlitteratur wohl bewandert war und auch geschichtliche und geographische Kenntnisse besaß. Sein Stil ist von charakteristischer Eigenart, elegant, gewählt, oft gekünstelt und dadurch bis-

weilen undurchsichtig. In politischer Beziehung war S., wie von einem vormaligen Hirschauer nicht anders zu erwarten, Gregorianer, seiner Erbitterung gegen den Kaiser machte er mehrmals in starken Ausdrücken Luft, doch ist seine Darstellung im übrigen besonnen, ruhig, wahrheitsliebend, ja selbst kritisch, sodaß sein Werk nicht wie manche zeitgenössische Schriften ähnlicher Art zum wunder- und schmeichelsüchtigen Panegyrikus wird, sondern bei aller Verehrung für die Heldin doch auch an deren Schwächen mit schonender Rücksicht erinnert. Neben dem laufenden Faden der Hauptereignisse flicht S. auch minder wichtige Begebenheiten und nebensächlichere Züge zwanglos ein, wodurch er seiner Darstellung eine plastische Anschaulichkeit verschafft, die vor uns ein lebendiges Bild damaliger Zustände aufrollt. Die Vita Paulinae umfaßt 54 Capitel und behandelt außer dem vollständigen Lebenslauf der Heldin auch noch die Schicksale ihrer Stiftung Paulinzelle bis zur Einweihung der Klosterkirche (1132) und endgültigen Beisetzung von Paulinens Gebeinen in derselben. In einer Episode werden wir mit einigen Momenten aus dem Leben des Merseburger Bischofs Werner (1063—1093), der Paulinens Vatersbruder war, bekannt gemacht. Die hierauf bezüglichen Capitel sind von einem Benutzer frühzeitig abgetrennt und als besondere Vita Wernheri in Umlauf gesetzt worden. (Vgl. Monum. Germ. Hist. Script. XII, 244—248.) Weitere Benutzungen Sigeboto's lassen sich nachweisen bei Nikolaus von Siegen, sowie bei Mader und mittelbar in der sogen. deutschen Lebensbeschreibung Paulinens, bei Trithemius und Paulus Jovius. Seit dem 17. Jahrhundert galt Sigeboto's Vita Paulinae als verloren, die Bemühungen sie aufzufinden, blieben erfolglos. Neuerdings ist es dem Unterzeichneten geglückt in einem Sammelbande der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar das Werk in einer Abschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts wieder zu entdecken und nach dieser Vorlage ist die editio princeps bearbeitet worden.

E. Anemüller, Sigeboto's verlorene Vita Paulinae. Im Neuen Archiv der Gesellsch. f. ä. d. G. X, 9—34. — P. Mitzschke, Sigeboto's Vita Paulinae, zum erstenmale herausgegeben. Gotha 1889. — Stälin, Sigeboto's Vita Paulinae. In den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1890, Nr. 3, S. 116—120.

Mitzschke.

Sigeher: Meister S., Spruchdichter und geistlicher Lyriker des 13. Jahrhunderts, gehört zu den wenigen Epigonen, die mit politischen Strophen in die Fußtapfen, weniger Walther's von der Vogelweide selbst, als seiner Schüler, Bruder Wernher's und Reinmar's v. Zweter, traten. Seine Heimath steht nicht fest: gewisse mitteldeutsche Züge seiner Sprache erklären sich aus seinem langen Aufenthalt in Böhmen zur Genüge; litterarische Tradition, Technik und manche Spuren in Reim und Wortschatz deuten eher auf Oberdeutschland, ins Oesterreichische oder Bairische hin. Noch bei Lebzeiten König Wenzel's I., den er in einem an Reinmar v. Zweter anklingenden Spruche preist, kam S. nach Böhmen, also vor September 1253; persönlich wird er seinen Vorgänger Reinmar dort doch nicht mehr kennen gelernt haben. Die Mehrzahl seiner politischen Sprüche gilt dem talentvollen, unruhigen Sohne des bequemen Fürsten, gilt Ottokar. S. mag den mährischen Markgrafen schon 1251 und 1252 begleitet haben, als dieser sich in Oesterreich die Herzogskrone holte; damals sang er etwa den Lobspruch auf die aus Oesterreichs Geschichte sattsam bekannten Edlen, die Brüder Preußel. Nahezu sicher nahm S. an König Ottokar's Kreuzzug nach Preußen 1254/55 Theil und rief dort unter den Heiden inbrünstig Gottes Hilfe für ihn an. Es sieht fast so aus, als ob S. seinem Fürsten damals auch die deutsche Königskrone zudachte; in zwei Sprüchen, in denen er ihm Alexander als Vorbild hinstellt, scheint er seinen Ehrgeiz auf dies Ziel zu lenken, dadurch Tendenzen

Ottokar's begegnend und sie bezeugend, die für die fünfziger Jahre sonst angezweifelt worden sind: leider ist die entscheidende Stelle der einen Strophe lediglich Nachahmung von Versen, mit denen einst Bruder Wernher Friedrich II. bei der Thronbesteigung begrüßte, und die andere ist recht zweideutig. Sigeher's letzter sicher datirbarer Spruch gilt Ereignissen des Jahres 1261; an andern Höfen als dem böhmischen ist er nicht nachzuweisen. Wenngleich ihm durch Fürstengunst nicht alle Existenzsorgen erspart blieben, gehörte der bürgerliche Meister doch zu einer vornehmeren Sängerclasse; er ist beritten, übt sogar die Herrensitte des Spazierritts, und seine Gedichte deuten nirgends darauf hin, daß er Fahrender war; er mag so etwas wie den böhmischen Hofpoeten gespielt haben.

Wie sehr S. in seiner politischen Dichtung abhängig war von seinen größeren Vorbildern, zumal von Reinmar v. Zweter, das zeigt überraschend seine grimmige nationale Richtung gegen den wälschen Papst und seine Sehnsucht nach einem großen Reiche, einem einzigen mächtigen Reichsoberhaupt; mit beidem arbeitete S. Ottokar's Politik ebenso schnurstracks zuwider, wie einst Reinmar v. Zweter den Bestrebungen Wenzel's. Freilich, von den Staufern will auch er nichts wissen, auch das wie Reinmar, und er verdächtigt Konrad IV., den Erben von Jerusalem, gar höchst unmotivirt des geheimen Pactirens mit dem Papste gegen Wilhelm von Holland; ein anderer Spruch läßt doch ahnen, daß auch ihm der Staufername noch leise Hoffnungen rege macht, die er sich selbst kaum gesteht. Sein politischer Held ist eben Ottokar; der soll das Reich mehren, soll Recht und Friede schaffen. Eine unklare und unpraktische Politik, wie sie aus dem Widerstreit der fernen Ideale, die die Spruchdichtung sich aus der staufischen Glanzzeit bewahrte, mit der umgebenden, hart nüchternen Wirklichkeit nicht nur bei S. erwuchs. Wenn er in einem Spruch über die Salvatio Romae die Unzuverlässigkeit der eigennützigen Reichsfürsten schilt, so müssen doch wohl selbst ihm Zweifel gekommen sein, ob Ottokar sich seiner Pflichten gegen das Reich wirklich treu bewußt war. So sieht er beklommen in die Zukunft, er glaubt an die Nähe des Antichrists; geschehenes und gefürchtetes Schlimme kleidet er in die Form von Prophezeihungen, die er aus einem Schwerte liest oder für die er Sibylle citiert.

Trübe Erfahrungen im Herrendienst verstärken einen religiösen Zug in ihm, dem seine antikirchliche Richtung natürlich nicht widerspricht. Gerne eröffnete er neue Töne mit Weihesprüchen, und wir haben von ihm eins der wenigen deutschen Marienlieder, die uns aus dem 13. Jahrhundert erhalten sind. Es ist in bekannter Manier lediglich aus gehäuften Epithetis zusammengesetzt, unter denen zwei regelmäßig an entsprechenden Strophenstellen wiederkehren; von Inhalt und Gedankengang keine Rede. Trotzdem muß das Lied seinerzeit gefallen haben, in Reimpaare umgesetzt wurde es einem Salve regina des 14. Jahrhunderts einverleibt (Altd. Blätter I, 88). Stilistisch und formell ahmt S. in ihm lateinische geistliche Dichtung nach; die Verse sind demgemäß alle vierhebig stumpf oder dreihebig klingend, und auch die Dreitheiligkeit, wie sie deutsche Lyrik erforderte, fand in den Responsorien mit Versus der lateinischen Liturgieen Gegenstücke, an die sich S. anlehnen konnte: so ist die Reimordnung seines Liedes z. B. wesentlich identisch mit dem Responsorium Gloriosa de te dicta bei Dreves, Analecta hymn. V, 106. Des Lateinischen war S. einigermaßen mächtig, und er macht von seinem Bischen Gelehrsamkeit manchmal mehr Gebrauch, als uns geschmackvoll scheint; doch war er gewiß nie Cleriker.

Zu seiner oberdeutschen Schule stimmt es ganz gut, daß er auch ein weltliches Lied versucht hat, in dem er das Nahen des Sommers schildert: der seelische Kummer, der traditionell mit der heitern Natur contrastiert wird, ist aber nicht Minneleid, sondern die Enttäuschung des am Hofe nicht belohnten Sängers.

Neben Alexander und Salomon sind doch auch Frute und mehr noch Artus ihm Fürstenideale, auch das ein höfisch oberdeutscher Zug. In Versbau und Stil verräth er gute, sichere Schulung: den Auftact gebraucht er wechselnd, aber ziemlich regelmäßig; die Strophenformen, deren eine nach Wernher's Muster verschiedene Reimstellung der Stollen aufweist, sind complicirt, aber sauber gebaut; in den Reimen fällt Neigung zur Apokope auf. Die Darstellung hat etwas Unruhiges, das durch die vielen Bilder und Gleichnisse nur erhöht wird; die Anapher weiß S. nach oberdeutscher Art gut zu verwenden; dagegen wünschte man sonst seinen poetischen Stil geschliffner und abgerundeter. Daß S. der naive Sinn für volksthümliche Wirkung fehlt, verräth doch den Meister, so wenig sonst der Charakter seiner Dichtungen eigentlich meisterliche Art zeigt. Die Meistersinger kennen keinen Ton unter seinem Namen, wenn auch dieser selbst, wer weiß wie, in zwei der großen Meisterregister hineingerathen ist (als Sigher oder Sither). Durch Goldast wird er Opitz bekannt; er ist unter den sehr wenigen älteren deutschen Dichtern, von denen Opitzens Buch von der deutschen Poeterei Notiz nimmt.

Minnesänger, hsg. von v. d. Hagen, I, 360 fgg. III, 728. IV, 661 fgg.; das Marienlied besser in Bartsch's Deutschen Liederdichtern, 2. Aufl. (Stuttg. 1879), S. 216 ff.

Roethe.

Sigel: Hans S. aus Weil der Stadt, Meistersinger des 16. Jahrhdts., ist nicht durch einen selbsterfundenen Ton bekannt. Dagegen dichtete er vor Michaelis 1551 in Fritz Zorn's verholenem Ton einen siebenstrophigen Bar auf die Stände des römischen Reichs, ein geistloses Verzeichniß der Kurfürsten und anderer in üblicher aus Wappenbüchern bekannter Weise zu festen Vierzahlen gruppirter Fürsten, Edlen und Städte: das Register, ein beliebtes Thema damaliger Meisterlieder, wird nur selten durch banale Zwischenbemerkungen unterbrochen. Zum Lande Sachsen aber findet sich die Notiz, daß von dort „das götlich wort lauter vnnd klar in alle welt so weit erklang"; S. war also Protestant und dichtete erst, nachdem die Reformation sich erfolgreich ausgebreitet hatte, kaum vor den dreißiger Jahren. Durch diese Berechnung wird es recht fraglich, ob der Dichter S., wie Goedeke wollte, identisch ist mit dem Maler Johann S. oder Siglin, der, wegen einer Rauferei aus Ulm verbannt, am 2. Mai 1492 durch Maximilian's Gattin Blanca Maria beim Ulmer Magistrat um seiner Familie willen von der Strafe freigebeten wurde. Auch ein unter den älteren Meistersingern zuweilen angeführter Sigeler, von dem nichts weiter bekannt ist, hat mit Hans S. gewiß nichts zu schaffen.

Dresdner Hs. M 8. Fol. 343a.

Roethe.

Sigfried II., Bischof von Hildesheim (1279—1310), ein geborener Herr v. Querfurt, war vor seiner Wahl, 18. Juli 1279, Domcantor (s. Regg. archiep. Magdeburg. III, Nr. 163 und 278), nicht, wie das Chron. Hildesh. (Pertz, Monum. Germ. hist. SS. VII, 865) angiebt, Domdechant in Magdeburg. Ihm werden ein ehrenhafter Charakter, viele guten Eigenschaften und wissenschaftliche Bildung nachgerühmt. Als das Capitel ihn wählte, war die unter seinem Vorgänger Bischof Otto I. zwischen dem Stifte, auf dessen Seite der Erzbischof von Magdeburg und der Markgraf Albrecht von Brandenburg standen, und dem Herzog Albrecht von Brandenburg ausgebrochene Fehde noch nicht beendet. Nach dem bald darauf eintretenden Tode des letzteren (15. August 1279) setzten seine Söhne den Kampf gegen das Stift fort. Die Herzöge eroberten die Burg Campen und nahmen hier 70 Ritter des Stiftes gefangen. Als aber Zwietracht unter den Söhnen Herzog Albrecht's ausbrach und zwei von ihnen, Albrecht und

Wilhelm, sich mit Bischof S. gegen ihren Bruder Heinrich (den Wunderlichen) wandten, trat eine günstigere Wendung des Krieges für den Bischof ein. Im J. 1288 belagerte S. mit seinen Verbündeten Helmstedt, das sich dem Herzog Heinrich angeschlossen hatte. Die Stadt, von den Belagerern hart bedrängt, wollte Frieden schließen. Die vornehmeren Ritter des Fürsten begaben sich deswegen in die Stadt, wo man sie gastlich aufnahm, dann aber die Thore schloß und sie hinterrücks tödtete. Wegen dieses Friedensbruches wurde Helmstedt in die Acht erklärt, aus der es erst am 22. October 1290 befreit wurde. Der Krieg zwischen dem Herzog Heinrich und den verbündeten Fürsten hatte damit sein Ende noch nicht erreicht. Vom Harlingeberg, einer bei Vienenburg unweit Goslar gelegenen Feste, verwüsteten die Leute des Herzogs das benachbarte Hildesheimer Land. Der Bischof belagerte mit seinen Verbündeten die Feste, schlug den zu ihrem Entsatz herbeieilenden Herzog, eroberte und zerstörte sie (17. Mai 1291). Aus den Materialien der zerstörten Feste erbaute der Bischof die Liebenburg. Als der Bischof auch das Gericht Bocla (Buchladen), das sich die Herzöge Albrecht und Heinrich angemaßt hatten, für seine Kirche beanspruchte, entbrannte der Kampf von neuem. Die Herzöge belagerten die neu entstandene Liebenburg, aber vergeblich. Um das Stift schädigen zu können, erbauten sie bei Oelsburg eine neue Burg, der sie dem Namen Löwenthal gaben, gegen die wiederum der Bischof eine zweite Burg, die Pfaffenburg, errichtete. Der Bischof führte den Krieg mit Glück, er zerstörte die herzogliche Burg. Jetzt erhob sich aber ein neuer Gegner, der Herzog Otto von Lüneburg. In einer früheren, für ihn unglücklich ausgefallenen Fehde hatte dieser dem Bischof die Stadt Hannover und die Burg Lauenrode (16. December 1283) abtreten müssen, war aber von ihm damit wieder belehnt worden. Herzog Otto verband sich mit seinen Vettern, den Herzögen Albrecht und Heinrich, mit den Markgrafen Otto und Hermann von Brandenburg und anderen Fürsten und Herren. Herzog Otto erbaute, um einen Stützpunkt zu Einfällen in das Stift zu haben, die Feste Calenberg an der Leine. Der Bischof verstärkte seine Streitmacht durch Söldner, eroberte und zerstörte die befestigten Orte Uslar, Eberburg, Gieboldehausen und Echte und schlug seine Feinde in verschiedenen Treffen. Danach kam es zwischen den streitenden Theilen zum Frieden, nur Herzog Heinrich setzte den Kampf fort. Er erbeutete in der Grafschaft Bocla die Mosburg, welche aber der Bischof zerstörte, ebenso wie die Burg Werder, deren Besitzer sich mit dem Herzog verbunden hatte. Das Schloß Wallmoden kaufte der Bischof für 950 Mark, um von hier aus die Angriffe des Herzogs von der Burg Lutter am Barenberge abzuwehren. Auch das Schloß Schladen belagerte der Bischof. Endlich machte auch Herzog Heinrich mit dem Bischof Frieden, den aber dieser nur noch kurze Zeit genoß.

Zu der in stetiger Entwicklung begriffenen Stadt Hildesheim waren seine Beziehungen mannigfaltiger als die seiner Vorgänger. Bereits am 6. Januar 1281 bestätigt er der Stadt nicht nur ihr bisheriges Recht, sondern erkennt auch bei Streitigkeiten den Ausspruch der zwölf Rathsmänner als für ihn verbindlich an und verpflichtet sich, die Stadt gegen Angriffe zu vertheidigen. Nicht immer war das Verhältniß zwischen ihm und der nach größerer Selbständigkeit strebenden Stadt ein ganz freundliches, aber die vorhandenen Zwistigkeiten wurden beigelegt. Als über die Stadt 1295 wegen Eingriffe in die Rechte der Kirche von dem bischöflichen Official das Interdict verhängt wurde, kam nach langen Verhandlungen durch seine Vermittlung ein Vertrag zwischen den streitenden Parteien zu Stande (24. Nov.). Fünf Jahre später (20. December 1300) wurde zwischen ihm und der Stadt das Münzwesen geregelt.

Ebenso wie er sein Bisthum mit den Waffen gegen Feinde zu vertheidigen wußte, war er auch darauf bedacht, dessen Besitzungen durch friedliche Erwerbungen

zu erweitern. Er befreite einen Theil der Poppenburg von den Ansprüchen des Grafen von Schauenburg; er erwarb die Burg Harste bei Göttingen, Westerhof mit der Grafschaft und in Verbindung mit der Stadt Goslar das Schloß Neu-Wallmoden; er löste die Vogtei zu Hasekenhausen (Winzenburg) ein und kaufte die Grafschaft Dassel. Um die für diese Erwerbungen und seine zahlreichen Fehden nothwendigen Mittel aufzubringen, mußte er häufig Güter des Stifts versetzen und zu wiederholten Malen Beden ausschreiben. Die vielen Verpfändungen und Verkäufe bischöflicher Güter veranlaßten den Erzbischof Heinrich von Mainz ihm den Befehl zu ertheilen, künftig keine Veräußerungen weiter vorzunehmen (29. August 1287). Trotz der vielen Fehden, die er auszukämpfen hatte, erfüllte er doch in jeder Beziehung die Pflichten seines geistlichen Amtes. Er wohnte gern dem Gottesdienste bei. Wenn er an hohen Festen und bei der Einweihung von Geistlichen und Nonnen das Hochamt celebrirte, wurde er von der Andacht so ergriffen, daß er in Thränen ausbrach und kaum mit Singen und Sprechen fortfahren konnte. Auch die von seinen Vorgängern Jahrelang außer Acht gelassenen Kirchenvisitationen führte er mit der größten Gewissenhaftigkeit aus. Für die geistlichen Stiftungen seines Sprengels sorgte er in ausgiebigster Weise. Unter ihm entstand das Capitel in der bischöflichen Burg zu Hildesheim, das er dotirte. Die später unter dem Namen Beghinen bekanntgewordene Frauencongregation ließ sich im J. 1282 in Hildesheim nieder. Er starb am 27. April 1310.

Chron. Hildesh. bei Pertz, Monum. Germ. hist. SS. VII, 865 ff. — Henrici Roshae Hartingsberga bei Meibom, Script. Rer. Germ. I, 775 ff. — Sudendorf, Urkundenbuch z. Gesch. der Herzöge von Braunschw. und Lüneb. I, IX und X. — Döbner, Urkundenbuch der Stadt Hildesheim I, 180 ff. — Lüntzel, Gesch. der Diöcese und Stadt Hildesheim II, 271 ff.

Janicke.

Sigfrid: S. oder Sifrid (so ist die gleichzeitige urkundliche Schreibform) von Westerburg, Erzbischof von Köln, consecrirt am 7. April 1275, † am 7. April 1295. Nach dem Tode seines Vorgängers Engelbert II. am 20. Oct. 1274 hatte sich das Domcapitel wegen des über die Stadt Köln verhängten Bannes zur Wahl in Bonn versammelt. Dieselbe fiel durch den Einfluß des Grafen Adolf V. von Berg fast einstimmig auf seinen Bruder, Graf Konrad, Propst des Kölnischen Mariengradenstiftes. Nur Dompropst Peter v. Vianden hatte seine Stimme dem Mainzer Dompropst Sifrid v. Westerburg gegeben. König Rudolf und Papst Gregor X. erklärten sich für ihn. Letzterer bestätigte seine Wahl im April 1275, worauf Rudolf die Regalien ertheilte. Der Umstand, daß Konrad nicht das gesetzmäßige Alter hatte, war wohl weniger Ursache seiner Nichtanerkennung, als vielmehr seine Zugehörigkeit zu jenem bergischen Grafengeschlechte, aus dem in früherer Zeit eine Reihe kölnischer Kirchenfürsten hervorgegangen war, und eine Preisgebung des Erzstiftes an dieses mächtig aufstrebende Herrscherhaus lag ebensowenig in Rudolf's wie Gregor's Plänen. S. entstammte keiner der niederrheinischen Familien, er war der älteste Sohn des Grafen S. IV. v. Westerburg. Seine Mutter war eine Gräfin v. Diez. Mit seinem geistlichen Berufe verband er kriegerische Gesinnung und die dazu erforderliche Waffenübung, erworben in den zahlreichen Fehden der kaiserlosen Zeit, sowie rücksichtslose Thatkraft, unbeengt von Gewissensscrupeln in der Durchführung seiner Pläne. Die Wiederherstellung der alten Größe des Kölner Erzstiftes, wie sie unter Konrad I. bestanden, war das Ziel, das er sich setzte und dem er alles opferte. Engelbert hatte in allen seinen Plänen der Stadt Köln und den niederrheinisch-westfälischen Territorialherren gegenüber vollsten Mißerfolg gehabt. S. bemühte sich daher, Bundesgenossen zu erwerben. Vor allem suchte er mit der Stadt Köln, welche

seit der Mitte des XII. Jahrhunderts am Niederrhein und in Westfalen im Kampfe um die Freiheiten der Bürger die führende Rolle übernommen hatte, in ein günstigeres Verhältniß zu kommen. Er erwirkte die Aufhebung des Bannes und versprach, ihre Rechte und Privilegien anzuerkennen. Die Reichsstadt Aachen war sofort aus Besorgniß für ihre Selbständigkeit bereit, mit ihm ein Bündniß gegen den Grafen von Jülich, den Führer der weltlichen Dynasten im Kampfe mit dem geistlich-politischen Centrum des Erzstifts Köln, abzuschließen. Ihm hatte König Richard 1269 die Vogteischaft über Aachen verliehen und Graf Wilhelm hatte die neue Stellung zur Erweiterung seiner Macht und hoheitlichen Rechte benutzt. Er hatte im Wurmthal die feste Burg Wilhelmstein errichtet, dadurch die Stadt Herzogenrath, die Hauptfeste des Herzogs Walram von Limburg, in Schach haltend. Mit diesem hatte S. bereits am 24. August 1275 ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze abgeschlossen, bald darauf erfolgte die Erneuerung des alten Schutzbündnisses mit den beiden andern rheinischen Erzbischöfen. Zu ihnen trat dann Bischof Konrad von Osnabrück. In dem mit diesem im October desselben Jahres abgeschlossenen Bündnisse wurden als die Gegner die Grafen von Jülich, Mark und Ravensberg bezeichnet. Dem gegenüber säumten die niederrheinisch-westfälischen Territorialherren nicht, sofort ein Gegenbündniß zu schließen. Dasselbe kam am 7. April 1277 zu Deutz zu stande. An die Spitze desselben trat Bischof Simon von Paderborn, dessen Hauptstadt dagegen zur Wahrung der eigensten Interessen zu S. hielt. Seit Uebertragung der westfälischen Herzogswürde durch Friedrich Barbarossa an Philipp von Köln für seine ihm und dem Reiche geleisteten Dienste waren Kölns Erzbischöfe bestrebt gewesen, sich ein geschlossenes Fürstenthum am Niederrhein und in Westfalen zu schaffen und waren dadurch in einen beständigen Kampf mit den kleinen, nach größerer Macht und Unabhängigkeit ringenden weltlichen Landesherren gerathen, welche ohnehin der Trieb der Selbsterhaltung zwang, mit allen Kräften dem entgegenzutreten. Nicht minder waren die Bischöfe von Münster und Paderborn in ihrer Selbständigkeit bedroht und zu einem Abwehrbündniß mit den weltlichen Territorialherren gezwungen, um die Bestrebungen der Erzbischöfe von Köln zur Unterwerfung der beiden Sprengel unter ihre Hoheit zu vereiteln. So stand denn auch diesmal wieder Bischof Simon auf Seiten der Gegner Sifrid's. Unter diesen seien hier noch erwähnt außer dem genannten Grafen Wilhelm v. Jülich, dem S. schon wegen seiner drei festen auf kurkölnischem Gebiet gelegenen Schlösser Worringen, Liedberg und Caster grollte, Landgraf Heinrich von Hessen, Graf Adolf v. Berg, der mit S. seit der Wahl auf gespanntem Fuße stand, Gottfried v. Sayn, Engelbert von der Mark und Gottfried v. Arnsberg. König Rudolf war nicht in der Lage, offen Partei zu ergreifen. Sein bisheriges Auftreten hatte allerdings gezeigt, daß er den weltlichen Territorialherren in ihren Bestrebungen zur Erweiterung der Hausmacht nicht abgeneigt war; indessen durfte er es im Hinblick auf seinen noch unbezwungenen mächtigen Gegner, den Böhmenherzog Ottokar, nicht wagen, es mit S. zu verderben. Daher überließ er diesem, der im andern Falle vor einem Bündniß mit Ottokar nicht zurückgeschreckt wäre, während seines Aufenthaltes am Niederrhein im Frühjahre des Jahres 1276 die ihm durch Wahl des Stiftes zugefallene und von S. eifrigst erstrebte Vogteischaft über Essen; den Grafen Heinrich v. Solms, welcher Sifrid's Schwester Adelheid geheirathet hatte, ernannte er zum Burggrafen der kaiserlichen Pfalz zu Kaiserswerth. Hierdurch veranlaßte er den Grafen Adolf v. Berg, zum Schutze seines Gebietes auf dem Oberhofe des kölnischen Domstiftes Ratingen an der Heerstraße nach Westfalen eine neue Stadt zu gründen. — Drohend genug für S. war der gegen ihn geschlossene Bund, allein das Geschick kam ihm zu Hülfe und befreite ihn von seinen mächtigsten Gegnern in Westfalen wie am

Niederrhein. Bischof Simon von Paderborn starb schon am 6. Juni 1277, bald darauf folgte ihm Graf Engelbert von der Mark in's Grab, welchen Hermann v. Loon verrätherisch überfallen und nach seiner Burg Bredevort gebracht hatte. Die Stadt Aachen hatte den Herzog von Brabant zu ihrem Vogte erwählt, Graf Wilhelm v. Jülich suchte sich dagegen durch einen Ueberfall in den Besitz der Stadt zu setzen, hierbei wurde er in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1278 mit seinem ältesten Sohn durch einen Metzger oder Schmied erschlagen. Sifrid's Freude war groß, als er die Nachricht erhielt, er eilte sofort nach Köln, veranstaltete daselbst eine Siegesfeier und ließ im Dome die Messe vom heiligen Petrus anstimmen: Nun weiß ich wahrlich, daß der Herr seinen Engel gesendet, der mich befreit hat von dem Rachen des Löwen, damit auf das Jülich'sche Wappen, einen Löwen, hindeutend. Sodann überfiel er das Jülich'sche Land und brachte es fast ganz in seine Gewalt. Schloß und Stadt Jülich ward nach heftiger Gegenwehr genommen und zerstört. Zugleich setzte er fast überall Amtmänner ein, damit andeutend, daß er das Land als dauernd dem Erzstifte unterworfenes Gebiet betrachte. Das bergische Land ward furchtbar verwüstet und die Schlösser Mülheim und Monheim erobert und zerstört. Inzwischen gewann Graf Wilhelm's Wittwe mit Hülfe ihrer Dienstmannen und Bundesgenossen allmählich ihr Land zurück. Unter Vermittelung des Grafen Gottfried v. Sayn kam am 14. October 1279 der Friede zu stande. Jetzt hatte S. den Gipfel seiner Macht erreicht, keiner seiner Vorgänger hatte eine solche dominirende Stellung innegehabt. Allein bald trat ihm in dem Grafen Eberhard II. von der Mark ein Gegner entgegen, der es verstand, sich zum Mittelpunkte aller antiklerikalen Bestrebungen der niederrheinisch-westfälischen Territoriengruppe zu machen und umsichtiger und besonnener als Graf Wilhelm von Jülich deren Sache zu führen.

Seit 1281 betrieb dieser unermüdlich den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses der Territorialherren gegen S., mit seinem Schwager, dem Grafen Adolf v. Berg und dem Grafen Walram v. Jülich knüpfte er Unterhandlungen an und suchte durch eine nähere Verbindung der Stiftsstädte Köln, Münster und Osnabrück unter einander ein kräftiges Gegengewicht gegen Sifrid's Bestrebungen zu schaffen. Ein Günstling König Rudolf's, wußte er auch diesen seinen Plänen geneigt zu machen und seine eigene Politik derjenigen des Reiches anzupassen, ohne dadurch sein eigentliches Ziel der Vernichtung der geistlichen Oberherrschaft aus dem Auge zu verlieren. Dem König Rudolf war es gelungen, in den Niederlanden, wo noch der Kampf um den Besitz von Reichsflandern andauerte, eine Partei gegen Köln zu bilden. 1282 am 4. December bestätigte er zu Ungunsten Sifrid's den von der Stadt Neuß veranlaßten Ausspruch, daß kein Bürger einer vollfreien Stadt von dem Landesherren vor ein auswärtiges Gericht geladen werden dürfe, so lange nicht durch einen richterlichen Spruch die Ermächtigung dazu ertheilt sei, sodann ordnete er eine Untersuchung über den rechtmäßigen Besitzer der Stiftsvogtei von Essen an, wiewohl er früher dieselbe dem Erzbischofe übertragen hatte. Er betrieb die Stiftung eines Landfriedensbündnisses und suchte durch eine möglichst enge Verbindung der weltlichen Territorialherren wie der Städte die dem Erzbischofe aus der herzoglichen Gewalt herrührenden Rechte und Pflichten zu beschränken und letztere an sich zu ziehen. S. widerstrebte diesen Bestrebungen auf's äußerste, erst durch Heeresmacht wurde er gezwungen, sich zu unterwerfen, auf dem Hoftage zu Boppard beschwur er nothgedrungen den Landfrieden und erhielt hierbei zu Ungunsten der kleineren Herren und Städte ein wichtiges Münzprivilegium, doch begannen bald nach Rudolf's Abzuge die Fehden im Westen des Reiches von neuem. Noch verwickelter wurde das Verhältniß durch den Tod Herzog Walram's v. Limburg

1280. Dieser, der väterliche Oheim des Grafen Adolf v. Berg, hatte eine Tochter Irmgard hinterlassen, welche mit dem Grafen Reinald v. Geldern vermählt war. Nach ihrem kinderlosen Tode (1282) betrachtete sich Graf Adolf als allein berechtigter Nachfolger, ihm wollte Graf Reinald nicht weichen. Die hierdurch hervorgerufene Limburger Erbfolgefrage nahm eine immer bedrohlichere Wendung für den Frieden der niederrheinisch-westfälischen Gaue an. S. stand zu Reinald aus Haß gegen den Herzog von Brabant, dem Graf Adolf seine Ansprüche verkauft hatte, wegen der Aachener Vogteischaft, mit ihm Bischof Konrad von Osnabrück, Erzbischof Erich von Magdeburg neben den Grafen von Anhalt, Wernigerode u. a. Dagegen fehlte die Unterstützung durch Mainz und Trier. Bischof Heinrich von Basel verdankte seine Wahl zum Mainzer Erzbischof König Rudolf, mit dem er in Fragen der Reichspolitik zusammenwirkte, und der Trierer Stuhl war verwaist. Auf gegnerischer Seite befanden sich die meisten Herren Rheinlands und Westfalens. Auch die Stadt Köln schloß sich dem Bündniß gegen S. an. Bestimmend war für dieselbe, daß der Erzbischof nach der Unterwerfung des Jülicher Grafen die Befestigung von Worringen nicht zerstört hatte, wie er doch am 29. November 1276 feierlich gelobt hatte. Nicht mit Unrecht sahen die Kölner in derselben eine gegen ihren Handel gerichtete Zwingburg. König Rudolf's nachmaliger Vermittelungsversuch hatte keinen Erfolg, auf dem Hoftage zu Boppard, den er zur Beilegung des Streits zu Pfingsten 1288 berufen hatte, erschien S. nicht. Die Entscheidung durch die Waffen erfolgte am 5. Juni 1288 bei Worringen, sie fiel zu Ungunsten Sifrid's und seiner Verbündeten aus. S. hatte persönlich am Kampfe theilgenommen und war mit vielen andern in die Hände seiner Feinde gefallen. Graf Adolf ließ ihn nach Monheim und von dort am nächsten Tage nach Schloß Burg bringen, wo er bis zum 6. Juli des nächsten Jahres in Haft verblieb. Hier mußte er wie sein Vorgänger Engelbert während der Gefangenschaft zu Nideggen die volle Rüstung, die er im Kampfe getragen, anbehalten, man beabsichtigte dadurch etwaige Beschwerden wegen der Gefangennahme eines Kirchenfürsten zurückzuweisen. Nur unter den schwersten Bedingungen erhielt S. die Freiheit zurück. Den Ausgleich zwischen ihm und seinen Gegnern verdankte S. den Bemühungen des Kölner Domscholasters Wicbold v. Holte, welcher auch eine bereits geplante Neuwahl zu Ungunsten des gefangenen Erzbischofs verhindert hatte. Am schwierigsten gestaltete sich die Sühne Sifrid's mit Köln, welche Graf Adolf zur Bedingung seiner Entlassung gestellt hatte. Der Vertrag wurde durch Vermittelung dieses Grafen am 18. Juni abgeschlossen. S. verzichtete auf jeden Schadenersatz unter Vorbehalt aller Besitzungen und Gefälle, welche ihm nach der Schlacht innerhalb Kölns entzogen waren. Tief gedemüthigt zog er am 8. Juli wieder in Bonn ein, Rachepläne gegen die Ueberwinder schmiedend. Mit den beiden neugewählten Erzbischöfen von Mainz und Trier Gerhard v. Eppstein und Boemund v. Warnesberg erneuerte er die alten Schutz- und Trutzbündnisse. Papst Nicolaus IV. hatte auf die Nachricht von der Schlacht bei Worringen mittelst Bullen vom 5. und 8. August 1289 die sofortige Freilassung des Erzbischofes sowie die Wiederherstellung des früheren Zustandes verlangt und die Bischöfe von Trier, Worms und Straßburg angewiesen, in diesem Sinne zu wirken und nöthigenfalls Bann und Interdict zu verhängen. Allein S. trug Bedenken, sich sofort in kriegerische Unternehmungen einzulassen, hatten doch bereits im April 1290 die ihm mißtrauenden Grafen Johann v. Sayn, Adolf v. Berg und Eberhard von der Mark ein Bündniß gegen ihn geschlossen. König Rudolf grollte dem Erzbischofe noch heftiger, als dieser seine Aufforderung, an das Hoflager nach Erfurt zu kommen, unberücksichtigt gelassen hatte. S. mußte also die Ausführung seiner Rachepläne auf günstigere Zeiten

verschieben. Nur die Stadt Köln wurde trotz der früheren Sühne wegen Empörung gegen ihren Oberhirten und Schädigung des Erzstiftes mit Bann und Interdict belegt. Mit Walram v. Jülich gelang es S., eine Aussöhnung herbeizuführen, die noch mehr dadurch gekräftigt wurde, daß S. die Tochter seines bei Worringen gefallenen Bruders Heinrich v. Westerburg Walram zur Frau gab. König Rudolf's Tod (15. Juli 1291) brachte zunächst eine Wendung zu Sifrid's Gunsten. Auf sein Betreiben fiel die Wahl auf den alten Waffengefährten in der Worringerschlacht, den Grafen Adolf v. Nassau. Derselbe zögerte nicht, ihm alle gewünschten Zugeständnisse zu machen. Vorsorglicher Weise hatte er indessen während seines längeren Aufenthaltes in Köln nach der Krönung zu Aachen den Landfrieden Rudolf's vom 24. März 1287 auf 10 Jahre erneuert, erst dann verlieh er S. den Pfandbesitz von Dortmund, Duisburg und Sinzig, dazu kam die so heiß ersehnte Vogteischaft von Essen. Es zeugt von Sifrid's politischem Scharfsinn, daß er auch nicht versäumte, mit der Stadt Köln in ein näheres Verhältniß zu treten. Mittelst Urkunde vom 11. October 1291 bestätigte er derselben die Privilegien Friedrich's II. und Rudolf's, wie er auch alle Bürger dieser Stadt, welche den Landfrieden beschworen und von ihm Recht zu nehmen versprochen hatten, in seinen besonderen Schutz nahm. Des Erzbischofes S. bediente sich der König zu wichtigen Vertrauensangelegenheiten, 1294 beauftragte er ihn mit der friedlichen Lösung des zwischen den Grafen v. Loon und Walram v. Valkenburg schwebenden Streites und ernannte ihn zum Unterhändler mit Markgraf Otto v. Brandenburg und Herzog Albert v. Sachsen in seinen thüringischen Unternehmungen, ebenso mußte derselbe im August desselben Jahres den Abschluß des Bündnisses mit dem König Eduard von England gegen Philipp den Schönen von Frankreich vermitteln. Da trieb S. seine unbezähmbare Ungeduld, an den Ueberwindern in der Schlacht bei Worringen Rache zu nehmen, zu einem Schritte, der ihm den König, wenn es diesem mit der Aufrechterhaltung des Landfriedens Ernst war, völlig entfremden mußte. König Adolf war mit Heeresmacht nach Thüringen gezogen, in seiner Begleitung Graf Eberhard von der Mark. Dessen Abwesenheit benutzte S., um in sein Gebiet einen verheerenden Einfall zu machen, Eberhard veranlaßte darauf den Grafen Johann II. von Brabant zur Hülfe gegen den friedlosen Erzbischof, dessen Veste Recklinghausen ward erobert und geschleift, ebenso ward Wassenberg genommen, welches S. Walram v. Jülich verpfändet hatte. Auch König Adolf zögerte nicht, S. seinen Unwillen wegen des Landfriedensbruches fühlen zu lassen. Er bestätigte dem Grafen Dieterich v. Cleve den Pfandbesitz von Duisburg, verpfändete die Stadt Sinzig dem Edelherren Gerhard VII. v. Jülich und sprach die Essener Vogtei dem vom Capitel gewählten Grafen Eberhard von der Mark endgültig zu. Trotzdem ließ S. nicht ab, Bundesgenossen für seine Sache zu werben: Paderborn, Osnabrück und Arnsberg gewann er für sich und knüpfte auch mit den Machthabern in Westfalen Verbindungen an. Seine Gegner säumten nicht, Gegenrüstungen zu machen, allein zu einem offenen Ausbruch der Feindseligkeiten kam es nicht mehr, König Adolf gebot Waffenruhe. S. zog sich um Weihnachten 1296 nach Bonn zurück, woselbst er schon im folgenden Jahre am 7. April, ohne seine Rachepläne verwirklicht zu sehen, starb. Er wurde in der Cassiuskirche daselbst beigesetzt.

Lenfers, de Sifrido archiepiscopo et principe Coloniensi 1275—1297. Münster 1857. — Lacomblet im Archiv f. d. Gesch. d. Niederrheins, Bd. 3 und 4, sowie dessen Urkundenbuch, Bd. 2. — v. Haeften, Ueberblick über die niederrheinisch-westfälische Territorialgeschichte in Zeitschr. d. Bergisch. Gesch.-Vereines, Bd. 3 und Crecelius, Beiträge zur Bergisch-Niederrheinischen Geschichte 1891.

Wachter.

Sigfrid: S. (Graf von Ballenstedt), Pfalzgraf von **Lothringen**, † am 9. März 1113. Adalbert, der Sohn des Esiko, von Ballenstedt, des ersten bekannten Ahnherrn des ascanischen Hauses, hatte von seiner Gemahlin Adelheid, der Tochter des Markgrafen Otto von Meißen und der Adela, zwei Söhne, Otto und S., welche bei dem durch Meuchelmord herbeigeführten Tode des Vaters wohl noch in jugendlichem Alter standen. Die Brüder theilten nunmehr die Grafschaften, welche Adalbert unter sich vereinigt hatte, wobei S. den Nordthüringergau erhielt. Doch dadurch, daß Adelheid, wahrscheinlich nicht sehr lange, nachdem sie Wittwe geworden, sich mit Heinrich von Laach, dem Pfalzgrafen von Lothringen (s. A. D. B. XI, 558 u. 559), neuerdings vermählte, wurden die beiden Grafen mit den Verhältnissen der rheinischen Gebiete in Verbindung gesetzt. Heinrich war kinderlos und nahm so die Stiefsöhne als Erben seiner großen Allodialgüter an. 1095 folgte nach Heinrich's Tode S., unter Verzicht auf sein ganzes sächsisches Erbe, im Rechte seines Stiefvaters, ebenso entweder unmittelbar oder in Erbanwartschaft in den Gütern der Mutter, dem Orlamünder Allod, nach. Dagegen scheint S. noch nicht sogleich in die Leitung der Pfalzgrafschaft von Lothringen gekommen zu sein, vielleicht weil er noch nicht mündig war; wenigstens erscheint bis etwa Mitte 1099 ein Heinrich, am ehesten Heinrich von Limburg, in deren Verwaltung. Erst im November des gleichen Jahres ist S. als Pfalzgraf genannt. S. erwies sich in Heinrich's IV. letzter Zeit, in den Kämpfen zwischen dem kaiserlichen Vater und Heinrich V., als treuer Anhänger des Kaisers. Durch die Sperrung des Rheins hinderte er in der Mitte des Jahres 1105 den König, das linke Flußufer zu erreichen und den Vater in Mainz zu bedrohen: doch als im December dem von Mainz stromabwärts ziehenden Könige der Weg verlegt werden sollte, damit der Kaiser seinerseits nach Mainz kommen könne, mißlang das, indem S. am Soonwalde vor Heinrich's V. überlegener Heeresmacht zurückweichen mußte. In Heinrich's V. Seele mußte der Argwohn gegen den Pfalzgrafen wach geblieben sein; denn 1109 ließ er auf der Fürstenversammlung zu Frankfurt S. verhaften und bei Bischof Erlung von Würzburg in Gefangenschaft legen, weil S. gegen ihn mit hochverrätherischen Plänen umgegangen sei, doch nach anderer Nachricht aus Gier nach den Gütern des Pfalzgrafen. Indessen scheint S. nicht ganze drei Jahre in Haft geblieben zu sein, wie Ekkehard von Aura behauptet, da er schon 1110 in seiner doppelten Eigenschaft als Pfalzgraf und Vogt des Erzbisthums Trier, als Zeuge handelt. Ohne Zweifel war 1112 die Freundschaft mit Heinrich V. hergestellt, weil in diesem Jahre der Kaiser einen Sohn Sigfrid's aus der Taufe hob und am 25. April für S. die durch denselben vollzogene Neubegründung des Klosters Laach bestätigte. Doch alsbald trat neuerdings Zwiespalt ein. Als am 13. Mai Graf Udalrich von Weimar-Orlamünde gestorben war, erhob S. Anspruch auf die erledigte Erbschaft, sah sich aber durch den Kaiser, der diese Reichslehen als erledigt ansah, abgewiesen. Die Einziehung der Güter durch Heinrich V. reizte S. zum Aufstande (s. A. D. B. XX, 233), sodaß er in seinem Stammlande am Harz durch seine heftigen Klagen Genossen gewann und das Land in die Empörung hineinriß. Besonders machte sich auch die Schwägerschaft mit Herzog Lothar von Sachsen — Sigfrid's Gemahlin Gertrud, Tochter Heinrich's des Fetten von Nordheim, war die Schwester der mit Lothar verheiratheten Richenza — dabei geltend. Heinrich V. zeigte seine volle Thatkraft, indem er, als die verschworenen Fürsten in Erfurt sich zu stellen verschmähten, mit den schärfsten Mitteln gegen sie vorging. Dann aber überließ der Kaiser die Fortsetzung der Aufgabe dem Grafen Hoier von Mansfeld (s. A. D. B. XX, 232), welcher die Feinde bei Quedlinburg besiegte und zer=

sprengte. S. starb nach einigen Tagen an den empfangenen Wunden. Ekkehard pries S. als einen vornehmen und von keinem zu seiner Zeit an Tüchtigkeit übertroffenen Mann. Heinrich V. zog die reiche Erbschaft des Pfalzgrafen, als die eines Hochverräthers, ein; die hinterlassenen Söhne aber, Siegfrid und Wilhelm — erst unter Lothar folgte dann dieser letztere, der den 1124 verstorbenen ältern Bruder überlebte, in der Pfalzgrafschaft nach —, verharrten in Gegnerschaft gegen Heinrich V.

Vgl. O. v. Heinemann, Albrecht der Bär, S. 21—37. — M. Schmitz, Die Geschichte der lothringischen Pfalzgrafen bis auf Konrad von Staufen, S. 40—46.

Meyer v. Knonau.

Sigfrid I., Erzbischof von Mainz, † am 16. Februar 1084, vielleicht der bedeutenden Familie der Eppsteiner angehörig, empfing seine Erziehung im Kloster Fulda, wo er erst Mönch, dann Weihnachten 1058 Abt wurde; am 6. Januar 1060 zu Oettingen ernannte ihn die Kaiserin Agnes zum Erzbischofe von Mainz. Die Curie weigerte sich jedoch, ihm das Pallium zu ertheilen, wenn er nicht deswegen persönlich nach Rom käme; erst 1063 erhielt er es zugesandt. Obgleich Nebenbuhler des ehrgeizigen Erzbischofs Anno von Köln, billigte er die Entführung Heinrich's IV. zu Kaiserswerth im Frühjahr 1062 und nahm daher Antheil an dem Reichsregiment, doch trat er hinter Anno und dann hinter Adalbert von Bremen zurück. Auch durch den hochfahrenden Bischof Burchard von Halberstadt, gegen den er vergebens in Rom Klagen erhob, fühlte er sich gekränkt. Gegen Ende 1064 unternahm er mit mehreren Bischöfen und zahlreicher Begleitung eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, auf der er große Gefahren zu bestehen hatte; zurückgekehrt, bewirkte er im Januar 1066 den Sturz des Erzbischofs Adalbert und dessen Verbannung vom Hofe. Sein stetes Bestreben war darauf gerichtet, seinem Stifte den Zehnten in ganz Thüringen zu verschaffen; selbst dem Kloster Fulda, welchem er einst vorgestanden, wurde er deswegen zum Feinde. Immer wieder suchte er mit Benutzung der jeweiligen Verhältnisse bald hier bald dort für seine Ansprüche Unterstützung zu finden. Auch um die Gunst der Curie warb er in jeder Weise, ohne deren Beifall im gewünschten Grade zu finden.

In eine sehr schwierige Lage kam S., als Heinrich IV. seine Ehe mit Bertha von Susa auflösen wollte und von ihm den Scheidungsspruch begehrte. Obgleich der Erzbischof nicht wagte, selbstständig zu handeln, sondern die Meinung des Papstes einholte, ging er immerhin damit auf des Königs Begehren ein und nahm die Sache in die Hand, so daß er Unwillen erregte. Der Papst verbot nicht nur die Trennung, sondern lud den Mainzer vor, damit er sich simonistischen Treibens und anderer Dinge wegen verantworte. So erzürnt S. war, fügte er sich dennoch. Andere unangenehme Erfahrungen und Kränklichkeit riefen in ihm (1072) den Entschluß hervor, abzudanken und sein Leben in Cluny zu beschließen; auf Bitten der Mainzer kehrte er indessen auf seinen Stuhl zurück. Auch jetzt noch erfuhr er von Rom Demüthigungen und Beeinträchtigungen seiner Rechte. Der ausbrechende Aufstand der Sachsen gegen den König brachte auch ihn in persönliche Gefahr; er suchte dann zwischen beiden zu vermitteln, bis Ende Januar 1074 der vorläufige Friede zu Gerstungen zu Stande kam. Als die Sachsen die Bedingungen verletzten und überschritten, leistete er, wie die anderen Fürsten, dem Könige zu deren Besiegung Beistand und bewog darauf im October 1075 die sächsischen Fürsten zur Unterwerfung.

Gregor VII. war von Anfang seines Pontificates an gegen S. mit der rücksichtslosen Schärfe aufgetreten, die er den deutschen Bischöfen zu zeigen liebte,

und als der Mainzer sich den päpstlichen Legaten nicht willfährig genug zeigte, auch für die Durchführung des Coelibats nicht den gewünschten Eifer entfaltete, wurde er wiederum nach Rom vorgeladen. Nachdem er erst abgelehnt hatte, zu erscheinen, ging er im Frühjahr 1075 dorthin und bemühte sich weiter, die Gunst Gregor's durch Ausführung seiner Befehle zu erlangen und zu bewahren, aber das Vorgehen Roms erbitterte ihn ebenso, wie so manchen andern seiner Amtsgenossen. Die Wormser Synode im Januar 1076 sprach unter seiner Leitung die Absetzung des Papstes aus; er soll auch der Verfasser des Schreibens gewesen sein, mit dem die deutschen Bischöfe den Gehorsam aufkündigten. Dafür trafen ihn nur Suspension vom Amte und Ausschluß von den Sacramenten, da der Papst mit Absicht vorläufig Milde gegen die Bischöfe gebrauchte. Und in der That fiel S. vom Könige ab, nachdem er noch den Sommer hindurch zu diesem gegen den Papst gehalten, und schlug sich zu den in Tribur vertretenen Fürsten. Er nahm an der Wahl Rudolf's in Forchheim Theil und krönte ihn am 26. März 1077 in Mainz zum Könige. Doch gegen Rudolf erhob sich die Bürgerschaft und mit ihm mußte S. seine Bischofstadt verlassen, die er nicht mehr betreten hat. Er blieb Gegner des Saliers, über den er 1077 den Bann aussprach; im August 1078 bei Melrichstadt wurde er von der Niederlage Rudolf's mitbetroffen, auf der Flucht von den Landleuten gefangen und erst durch Vermittlung des Pfalzgrafen Friedrich entlassen. Auch jetzt blieb er Rudolf getreu und verhängte nochmals 1080 den Bann über den König, der die mainzischen Besitzungen in Thüringen verwüstet und Erfurt in Brand gesteckt hatte. Obgleich S. nach Rudolf's Tode im Februar 1081 an den Verhandlungen zu Kauffungen theilnahm, durch welche ein Ausgleich mit Heinrich getroffen werden sollte, war er thätig bei der Aufstellung eines neuen Gegenkönigs, wie daraus zu schließen ist, daß er am 26. December 1081 Hermann von Luxemburg in Goslar zum Könige krönte. Ueber die folgenden Jahre bis zu seinem Tode liegen keine sicheren Nachrichten vor. S. starb am 16. Februar 1084 in Thüringen und wurde in dem hessischen Kloster Hasungen bestattet, wohin er Benedictiner aus Hirschau berufen hatte. Auch das Collegiatstift in Erfurt verwandelte er in ein Kloster.

Erst in dem letzten Abschnitt seines Lebens, von der Wahl Rudolf's an hat S. eine folgerechte Haltung eingenommen, aber Führer scheint er auch da nicht gewesen zu sein. Er war ein unbedeutender Mann, der beherrscht wurde von den kirchlichen Anschauungen der cluniacensischen Richtung, ohne sich von ihnen so durchdringen zu lassen, daß er danach sein ganzes Leben gestaltet hätte oder gar ihr entschlossener Vorkämpfer geworden wäre; er fühlte sich zugleich als Reichsfürst, ohne es zu wagen, diese Stellung dem Papste gegenüber zu vertheidigen. So schwankte er in seinen Meinungen, in der Regel sich jeder stärkeren Gewalt beugend. Er übte daher nicht den Einfluß aus, der in diesen wirren Zeiten einem Mainzer Erzbischofe nach Rang und Amt hätte zukommen müssen.

C. Will, Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe, I. — Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, III. — Lindner, Anno II., Erzbischof von Köln. — Meyer von Knonau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V. — H. Dönniges, S. v. Eppenstein, Erzbischof von Mainz, Programm des Rathsgymnasiums zu Küstrin 1878. — Max Herrmann, S. I., Erzbischof von Mainz, Dissertation, Leipzig 1889.

Theodor Lindner.

Sigfrid II. von Eppstein, Erzbischof von Mainz, 1200—1230. Er war Propst zu St. Peter in Mainz, als er nach dem am 4. Juli 1200 erfolgten Tode des Erzbischofs Konrad I. von Wittelsbach, von einigen Anhängern König

Philipp's von Schwaben, zu Bingen dem bereits von der wittelsbachischen Partei zum Erzbischof erhobenen Bischof Lupold von Worms entgegengesetzt wurde. Aus Bingen mußte er zunächst weichen, aber er kehrte nach zu Köln erfolgter Belehnung durch König Otto mit einem Heere zurück und gewann Bingen wieder. Nachdem er das Jahr darauf von dem päpstlichen Legaten Guido zu Köln zum Priester und Bischof geweiht war, erhielt er zu Rom vom Papst Innocenz III. das Pallium. Auf der Seite Otto's bis zu dessen Absetzung, verkündete er als päpstlicher Commissarius in Gemeinschaft mit dem Bischof Johann von Cambrai am 19. Juni 1205 im Dom zu Köln die Absetzung des Erzbischofs Adolf, vermochte aber nicht nach dem im folgenden Jahre von König Philipp über König Otto bei Wassenberg gewonnenen Siege sich in Deutschland zu halten, flüchtete nach Rom und wurde zum Cardinalbischof von Sta: Sabina ernannt. Nach Deutschland zurückgekehrt, verkündigte er im J. 1211 die Excommunication Otto's, wirkte nach dem Willen des Papstes unter den Fürsten für die Wahl des jugendlichen Staufers Friedrich, zog, zum päpstlichen Legaten für Deutschland ernannt, mit anderen Fürsten ihm entgegen, als er im Herbst des Jahres 1212 das Reich betrat, empfing von ihm auf dem Hoftage zu Mainz die Lehen, vollzog an ihm, da der erzbischöfliche Stuhl von Köln unbesetzt war, am 25. Juli 1215 zu Aachen die Krönung und nahm an demselben Tage mit dem Gekrönten und vielen Fürsten und Großen das Kreuz. Nach der im April 1220 zu Frankfurt erfolgten Wahl Heinrich's VII. ist er im Sommer Friedrich II. zur Kaiserkrönung nach Rom gefolgt, aber schon im November nach Deutschland zurückgekehrt und hat unter den Regentschaften des Erzbischofs Engelbert von Köln und des Herzogs Ludwig von Baiern bis zu seinem am 9. September 1230 erfolgten Tode seiner hohen Stellung gemäß an allen wichtigen Reichsangelegenheiten hervorragenden Antheil genommen.

Schirrmacher.

Sigfrid III. von Eppstein, Erzbischof von Mainz (1230—1249), Neffe seines Vorgängers, wurde als Domherr zu Mainz und Propst zu Frankfurt im December 1230 gewählt, also wenige Monate nach Abschluß des zwischen Papst Gregor IX. und Kaiser Friedrich II. zu San Germano abgeschlossenen Friedens, für den nebst anderen Reichsfürsten S. die Garantie übernahm. Infolge dieses Friedens geschah es, daß des Kaisers Sohn, König Heinrich VII. auf zwei zu Worms abgehaltenen Hoftagen von den Reichsfürsten, zu denen in erster Linie Erzbischof S. gehörte, genöthigt wurde, seine den Städten in Betreff ihrer Vereinigungen eigenwillig gemachten Zusagen zu widerrufen und ihnen, geistlichen wie weltlichen, das ihre Landesherrlichkeit begründende Privileg vom 1. Mai 1231 zu ertheilen. Das Jahr darauf fehlte S. nicht unter den Fürsten, welche zu Ostern in Aquileja der Unterwerfung des ungehorsamen Heinrich VII. unter den Willen des Vaters beiwohnten und von diesem die Bestätigung jenes ihnen wichtigsten Privilegs empfingen. Eine besondere Gnade wurde dem Erzbischof durch die Verleihung des in Verfall gerathenen Klosters Lorsch zu Theil, dessen Reformirung und Hebung seine nächste und andauernde Sorge war. Als König Heinrich kurz nach seiner Rückkehr aus Italien eigenwillig sich für die Wormser gegen ihren Bischof entschied, vertrat natürlich Erzbischof S. die Sache des Letzteren im August 1232 auf dem Hoftage zu Frankfurt, und wurde das Haupt der Reichscommission, die mit der Uebernahme der Stadtverwaltung an Stelle des aufgehobenen Raths die Verfassung von Worms neu gestalten sollte. Großes Verdienst erwarb sich der Erzbischof dadurch, daß er in den beiden nächsten Jahren, 1233 und 1234, seinen ganzen Einfluß zur Abwehr der auf Gebot des Papstes Gregor IX. durch Konrad von Marburg und seine fanatischen Helfershelfer in Deutschland betriebenen Ketzerverfolgungen

zur Geltung brachte. Im Spätherbst des Jahres 1234 begab er sich mit dem Bischof von Bamberg nach Unteritalien, um dem Kaiser das keineswegs ehrlich gemeinte Versprechen seines Sohnes zu überbringen, sich dessen Willen in allen Stücken unterwerfen zu wollen. Als er dann im neuen Jahre mit dem Manifest des Kaisers vom 28. Januar zurückkehrte, worin dieser die Fürsten an ihre übernommenen Verpflichtungen erinnerte, seine Ankunft in nahe Aussicht stellte, und eine letzte Mahnung an seinen Sohn richtete, hatte dieser sich bereits zu der ihm selbst unheilvollsten Empörung fortreißen lassen. Dem Kaiser zur Seite hat dann der Erzbischof an der zur Wiederherstellung des Rechtszustandes am 15. August 1235 zu Mainz eröffneten berühmten Reichsversammlung den thätigsten Antheil genommen; er ist dem Kaiser das Jahr darauf nach Italien gefolgt, hat in Gemeinschaft mit zehn anderen Fürsten im Februar 1237 zu Wien dessen Sohn von der Isabella von Brienne als Konrad IV. zum König erwählt und seit dem Ende dieses Jahres bis zum Jahre 1241 als Reichsverweser an der Spitze der Regierung gestanden. Als solcher erschien er nach Beilegung eines mit dem Herzog Otto von Baiern über das Kloster Lorsch ausgebrochenen heftigen Streites im Sommer 1238 mit dem erst zehnjährigen Konrad auf dem Hoftage zu Verona und folgte dem Kaiser zur Belagerung Brescias. Auch im J. 1239 hat der Erzbischof, da die auf die Aufstellung eines Gegenkönigs gerichteten Machinationen des bekannten päpstlichen Agitators Albert des Böhmen zu einer Spaltung der Reichsfürsten führten, auf dem Fürstentage zu Eger, im Juni, und auf dem im nächsten Monat zu Mainz abgehaltenen Concil seinen Eiden und Pflichten gegen Kaiser und Reich nichts vergeben. Er hat, als im Frühjahr 1241 die Mongolengefahr näher und näher rückte, alle zur Abwehr erforderlichen Maßregeln getroffen; kaum aber ist die Gefahr vorüber und die Angst gewichen, so erhebt er sich, seit dem 10. September 1241 mit dem Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, auf das engste verbündet, zum offenen Kampf gegen den Kaiser, indessen reicht sein Arm nicht weit, denn diesem gelingt es, den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen durch die Uebertragung der Würde des Reichsverwesers für sich zu gewinnen. Der Erzbischof von Köln wird im Frühjahr 1242 Gefangener des Grafen Wilhelm von Jülich. Er selbst aber sieht sich in diesem und dem folgenden Jahre in seinen rheinischen Besitzungen von König Konrad IV. hart bedrängt. Während der danach zwischen dem Kaiser und dem neugewählten Papst Innocenz IV. gepflogenen Unterhandlungen verhält er sich beobachtend, zögert aber nicht, schon im Frühjahr 1244, da diese noch keineswegs völlig abgeschlossen sind, in Deutschland die Excommunication des Kaisers zu verkündigen, dessen Sturz im Geheimen betrieben wird. Dann begibt er sich mit dem Erzbischof von Köln, Ostern 1245, auf das Concil zu Lyon, verpflichtet sich für den Fall der Absetzung des Kaisers zur Erhebung eines Gegenkönigs, ist im Juni wieder in Deutschland, bringt am 22. Mai 1246 zu Hochheim bei Würzburg die Wahl des längst in Aussicht genommenen Landgrafen Heinrich von Thüringen, und als dieser machtlos am 16. Februar 1247 auf der Wartburg gestorben, auch die des zweiten Pfaffenkönigs, Wilhelm von Holland, schon am 3. October dieses Jahres zu Stande. Die erhoffte Hülfe bleibt aber aus. Während dem König Wilhelm Aachen und Kaiserswerth den heftigsten Widerstand entgegensetzen, sieht sich der Erzbischof wiederum von Konrad IV. bedrängt. Da ist er im belagerten Ingelheim schwer erkrankt und zu Bingen, wohin man ihn brachte, am 9. März 1249 gestorben.

Neuere Darstellungen: Hermes, Die Erzbischöfe von Mainz. 3. Aufl. Mainz 1879. — Schirrmacher, Kaiser Friedrich II., Bd. 1—4. — Winkelmann, Geschichte Kaiser Friedrichs II., 1212—1235, Berlin 1863, und:

Jahrbücher der deutschen Geschichte, Philipp von Schwaben und Otto IV. 2 Bände; — Kaiser Friedrich II., erster Band, 1218—1228.

Schirrmacher.

Sifrid: S. v. Ballhausen, d. i. Pfarrer in Groß-Ballhausen (Balnhusin), unweit Weißensee in Thüringen, ist uns nur durch seine Weltchronik bekannt, die er unter dem Titel „Historia universalis" bis 1304, und dann in neuer Bearbeitung bis 1306 als „Compendium Historiarum" führte. Für ihn fiel das Hauptgewicht auf die biblische und Legendengeschichte, die er zum Gebrauch für seine Zeitgenossen aus den bekanntesten Quellen oberflächlich zusammenstellte. Für die neuere Geschichte ist seine Hauptquelle die Chronica minor, daneben benutzte er Erfurter Quellen, die uns nicht vollständig erhalten sind. Zuletzt schreibt er aus eigener Kenntniß und theilt neben läppischen Fabeln doch auch Brauchbares aus seiner thüringischen Heimath mit, aus der schweren Heimsuchung durch König Adolf, und über König Albrecht, den er sehr verehrt. Lange nur in entstellter Form unter dem falschen Namen eines Sifridus presb. Misnensis bekannt, ist das Werk jetzt nach dem für jede der beiden Bearbeitungen erhaltenen Autograph musterhaft herausgegeben, doch mit Beschränkung auf den letzten Abschnitt, von O. Holder-Egger, Mon. Germ. Scriptt. 25, S. 679—718.

W. Wattenbach.

Sigfried: S. der Dörfer, Dichter eines gereimten Büchleins, ‚Frauentrost' genannt, war zweifellos mitteldeutscher Herkunft; Reime und Wortschatz weisen seine Legende in die Gegend und Zeit, in der das Passional entstand: der ‚Frauentrost' wird um 1300 oder wenig früher in der Wetterau (oder in Preußen?) verfaßt sein. Der Dichter war vom Lande und rühmt das Dorfleben gegenüber den Städten, ohne doch die bösartige dorpekeit einer Hauptperson seiner Novelle zu bemänteln: eine behagliche, glaubenssichere Lehrhaftigkeit, die mehr von Mutterwitz als von Predigt hat, rückt im Bunde mit der vortrefflichen Verstechnik und der maßvoll realistischen Schilderung seine kleine Dichtung in die erste Reihe der mhd. Legenden. Allerdings erleichterte das treffliche Thema die lebensvolle Darstellung: Eine unglückliche Ehe droht durch die Rohheit des Mannes und das Ungeschick der Frau zu tragischem Ende zu führen; da greift Maria mit einem guten Rath ein, der Alles ins Gleis bringt und den Mann zu Liebe und Treue bekehrt. Die Geschichte ist von den beliebten weltlichen Ehenovellen, wie etwa dem Bloch, im Grunde lediglich durch den ernsteren Ton unterschieden. Das Legendarische, die Wunder sind nur äußerlich aufgeleimt: die typische Nachbarin oder Gevatterin hätte der armen Frau ungefähr dieselben Dienste leisten können wie Maria. Möglicherweise hat S. sich die Legende selbst zurechtgemacht; ihre Quelle ist unbekannt, und zu den verbreiteten Marienwundern gehört sie jedenfalls nicht. Einen entfernt vergleichbaren Stoff scheint meines Wissens höchstens die 44. Mariendichtung des Volpertus zu behandeln, in der Maria gleichfalls eine durch die Untreue des Mannes gefährdete Ehe festigt (Mussafia, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden, III, 18).

Ausgaben des ‚Frauentrostes' von v. d. Hagen, Gesammtabenteuer Nr. LXXII, und von Pfeiffer, Zeitschrift für deutsches Alterthum, 7, 109.

Roethe.

Sigfrid: S. zum Paradies, der hessischen Familie v. Bidenkapp angehörend, wohl in Marburg geboren, wurde 1347 Bürger in Frankfurt a. M., wo er sich mit der Tochter Jakob Knoblauch's, eines der angesehensten Patricier, verheirathete. Wie sein Schwiegervater Kaiser Ludwig dem Baiern nahegestanden, so war er ein vertrauter Freund Karl's IV., Dank seiner Stellung zu dem Kaiser wie zu dessen Kanzler Rudolf v. Friedberg und Dank seinem

hohen Ansehen unter der Frankfurter Bürgerschaft gewann er eine entscheidende Einwirkung auf die inneren Kämpfe, welche die alte Reichsstadt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bewegten. 1359 wurde er Mitglied des städtischen Rathes, 1360 wirklicher Rath des Kaisers, welcher der Stadt befahl, S. die nächsterledigte Schöffenstelle zu ertheilen. Vergebens widersetzten sich Rath und Bürgerschaft unter Beihülfe des Landvogtes der Wetterau mit allen Mitteln diesem kaiserlichen Eingriff in die städtischen Freiheiten: S. trat 1363 in das Schöffenamt ein. Der allseitigen Anfeindung ungeachtet gelang es ihm, sich eine Partei zu bilden, mit welcher er den Führern der Zünfte entgegentrat. Diese wurden durch das Einschreiten des Kaisers zur Unterwerfung gezwungen und die alte Verfassung wiederhergestellt. 1366 hatte Karl IV. den Schultheißen absetzen und Sigfrid zum Nachfolger ernennen lassen. Dieser löste das dem Landvogt der Wetterau, Ulrich v. Hanau, verpfändete Schultheißenamt mit kaiserlicher Genehmigung ein und trat es später an die Stadt ab — der bedeutsamste Schritt auf dem Wege der Entwicklung der Stadt zum unabhängigen, nur dem Kaiser unterstehenden Gemeinwesen. S. war Frankfurts bedeutendster und erfolgreichster Staatsmann jener Zeit und zugleich eine der merkwürdigsten Erscheinungen des damaligen deutschen Bürgerthums. Er starb 1386.

Vgl. J. C. v. Fichard's Frankfurter Geschlechtergeschichte, Fasc. von Marburg, handschriftlich im Stadtarchiv zu Frankfurt a. M.; — desselben Entstehung der Reichsstadt Frankfurt a. M. (Frankfurt 1819), S. 237 ff. — Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste (Frankfurt 1862), S. 51 ff.

R. Jung.

Sighart: S., in Meistersingerregistern auch der alte Sieghart genannt, wird zu den älteren Meistern gerechnet; es liegt nahe, an eine Entstellung des Namens aus Sigeher zu denken. Doch haben die beiden in der meistersingerischen Tradition dem S. beigelegten Töne mit Sigeher's Strophenformen nichts gemein. Der bekanntere und häufiger benutzte ist der Pflugton, eine Variante zu Frauenlob's Froschweise; in ihm hat auch Hans Sachs gedichtet; seltener erscheint der kürzere senfte Ton. Irgend ein von S. verfaßtes Lied ist mir nicht bekannt; Gedichte in seinen Tönen dürfen natürlich, auch wenn sie anonym sind, nicht ohne weiteres zu seiner Charakteristik verwendet werden. So fehlt jeder Anhaltpunkt über Zeit und Ort seines Wirkens; Combinationen, die ihn ins 15. Jahrhundert und nach Augsburg setzen wollten, sind völlig haltlos.

Roethe.

Sighart: Dr. Joachim S., Kunsthistoriker, geb. am 16. Januar 1824 in dem seinem Vater gehörigen alten Schlosse Neukolberg bei Altötting, wo derselbe die Stelle eines Aufschlägers bekleidete, aber schon 1825 starb und seine zahlreiche Familie in sehr beschränkten Verhältnissen zurückließ. Der schwächliche Knabe, der jüngste unter seinen Geschwistern, studirte mit großer Auszeichnung zu Neuburg und bezog 1841 die Universität München, wo der eifrige Jüngling, obwohl er immer das Fachstudium der Theologie im Auge hatte, doch eine von der philosophischen Facultät gegebene Preisfrage „Ueber den Humus“ löste und, nachdem er die rigorosen Prüfungen aus sämmtlichen philosophischen Fächern bestanden hatte, 1845 als Doctor der Philosophie promovirte. Bei diesem Anlasse verfaßte S. auch die Abhandlungen „über das Aufblühen der Wissenschaften in Baiern im 16. Jahrhundert“ und eine „Geschichte der christlichen Plastik bis ins 12. Jahrhundert“. Indessen hatte S. mit gleichem Eifer das Studium der Theologie begonnen, wurde 1846 zum Priester geweiht und trat in die Seelsorge zu Trostberg, erhielt aber schon nach kurzer Zeit die Stelle eines Repetitors am Clericalseminar zu Freising (1847) und bald darauf die Befugniß, Vorträge über die Philosophie zu halten. Im J. 1850 erfolgte seine Anstellung als

Professor der Philosophie. Als solcher las er alljährlich über Logik, Metaphysik, Psychologie und Geschichte der Philosophie, dazu kamen regelmäßige Vorträge über Aesthetik und allgemeine Kunstgeschichte, eine Disciplin, welche in der Folge Sighart's besonderes Lieblingsfach wurde. Als Erstlingsfrucht seiner Bestrebungen erschien 1851 ein Programm über den „Dom zu Freising", welches sich alsbald zu einem eigenen Buch (Landshut 1852) erweiterte. Darauf folgte die „Geschichte der Frauenkirche zu München" (Landshut 1853) und das anregende Büchlein über „Die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freising" (Freising 1855). Das Beispiel Lübke's schwebte ihm vor und der sehnliche Wunsch, dasselbe für sein geliebtes Baierland zu leisten, was dieser damals schon gefeierte Kunsthistoriker für Westfalen gethan hatte. Leider verfügte S. über keine Mittel, und selbst die dazu erforderliche Zeit war knapp gemessen. Zusammenhängend mit seiner Vorliebe für altdeutsche Kunst und Litteratur skizzirte S. in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein Buch über „Albertus Magnus, sein Leben und seine Wissenschaft" (Regensburg 1857, auch ins Französische übersetzt, Paris 1862); er schälte mit kundiger Hand sorgfältig den Epheu der Mythe und Märe von dem mächtigen Bilde und brachte dessen Porträtkopf in der ruhigen Mittagbeleuchtung besonnener Kritik zur weiteren Betrachtung, ohne gerade alle Probleme zu lösen. Um diese Zeit aber wurde S. überrascht durch einen Auftrag König Maximilian II., eine ausführliche „Geschichte der bildenden Künste in Baiern" auszuarbeiten. Ergiebige Mittel für den Zeitraum von vier Jahren unterstützten das schöne Unternehmen. Sighart's Thätigkeit steigerte sich ins Unglaubliche; der höchste Wunsch seines Herzens war erfüllt. Ohne seiner Lehrthätigkeit wesentlich Abbruch zu thun, durchzog S. das angewiesene Terrain, pilgerte durch alle Städte, Märkte und Dörfer, suchte vom höchsten Bergkirchlein bis zur letzten Klosterruine alle noch irgend interessanten Ueberreste der Kunst auf, begleitet von einem Zeichner, dem originellen Spänglermeister Paul Weiß von Landshut, welcher alle noch unbekannten Werke in stilgerechten Skizzen copirte. Dazu suchte er in den Bibliotheken, durchmusterte die Schätze der Miniaturen und Handzeichnungen und stöberte in Archiven nach Rechnungen, Ausschreibungen und gleichzeitigen Documenten. Die so gewonnene Ausbeute ordnete er dann mit musterhafter Ruhe und Schönheit des Vortrags und übersichtlicher Klarheit. So entstand das obengenannte zweibändige Werk, welches 1863 (im Verlag der Litterarisch-artistischen Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung in München, 798 Seiten gr. 8°) erschien, ausgestattet mit vielen trefflichen Holzschnittillustrationen und einer Menge von vordem unbekannten Künstlernamen, welche mit und neben ihren meist glänzend geschilderten Werken der Vergessenheit entstiegen. Damit zusammenhängend bearbeitete er auch für die „Bavaria" die betreffenden Abschnitte über Kunst. Schon früher hatte S. durch Reisen sein feinfühliges Auge gebildet und seinen Gesichtskreis erweitert, 1847 besuchte er Wien, Prag und Dresden, 1850 Mailand und Venedig, 1852 die Rheinlande und Belgien, 1858 und 1864 Paris, 1862 Berlin und Norddeutschland, 1864 Rom und Neapel. Die besondere Ausbeute der letzteren Reise legte er in dem „Reliquien aus Rom" (Augsburg 1865) betitelten Buche nieder, worin ebenso schöne Beiträge zur Volkskunde wie zur Kunstgeschichte gesammelt sind, z. B. die Erhebungen über das Grab des Kaisers Otto II. in der ehemaligen Peterskirche. Im J. 1865 wurde S. außerordentliches Mitglied der Akademie und beinahe gleichzeitig in das Domcapitel in München berufen. Als er seine Lehrthätigkeit zu Freising verließ, wo er hunderte von Jünglingen für die Kunst begeistert hatte, schenkte er dem von ihm begründeten „Museum" alle seine reichen Sammlungen von Handzeichnungen, Rissen, Skizzen, Kupferstichen, kurz den ganzen Apparat, welchen er in einem Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren

mühselig und kostspielig erworben hatte. Die Reihe seiner kleineren Abhandlungen und Aufsätze aufzuzählen geht hier über unsere Aufgabe. Zu seinen letzten Arbeiten gehörte ein fein empfundenes Lebensbild von „Peter Cornelius" (München 1867); während er noch zum Behuf einer zweiten Auflage die bessernde Hand anlegte, erreichte ihn nach einem schweren, lange vorbereiteten Herzleiden am 20. December 1867 der Tod. S. war im eigentlichen Sinne eine schöne Seele, ein Priester ohne Arg und Falsch, ein Gelehrter ohne Neid und Dünkel, ein liebenswürdiger, edler Mensch, der wohl keinen Feind und Gegner kannte und in echt evangelischer Milde Wohlthaten spendete, ohne daß die Linke wußte, was die Rechte that.

Vgl. Nek. in Beilage 360 Allgem. Zeitung vom 26. Dcbr. 1867, im Pastoralblatt für München-Freising vom 9. Januar 1868.

Hyac. Holland.

Sigismund: Berthold S., Dr. med., geboren am 19. März 1819 in Stadtilm, † am 13. August 1864 in Rudolstadt. Sein Vater war in Stadtilm Amtsactuar und wurde später als Justizamtmann nach Blankenburg (Schwarzathal) versetzt. Was den äußeren Lebensgang Sigismund's betrifft, so besuchte er nach Vorbereitung im väterlichen Hause das Gymnasium in Rudolstadt von 1832—1837, wo er alle Classen mit Auszeichnung durchschritt. Seine Neigung zu den Naturwissenschaften bestimmte ihn, Arzt zu werden. Nachdem er von 1837—1842 in Jena, Leipzig und Würzburg Medicin studirt hatte, lebte er zwei Jahre lang als Arzt in Blankenburg. Infolge einer schweren Krankheit wurde er veranlaßt, die ärztliche Wirksamkeit auf einige Zeit aufzugeben und folgte deshalb der Einladung einer Familie in Lenzburg in der Schweiz, dort Privatunterricht zu ertheilen. Hier blieb er ein Jahr lang. Im Sommer 1845 nahm er den Antrag an, an einer Erziehungsanstalt in England Unterricht in den Naturwissenschaften und im Deutschen zu ertheilen und verlebte ein Jahr zum Theil in Derbyshire, zum Theil in London. 1846 begab er sich nach Paris, um die Heilanstalten und Sammlungen zu benutzen und kehrte von dort wieder nach Blankenburg zurück, wo ihn bis zum Schlusse des Jahres 1849 der ärztliche Beruf beschäftigte und er von seinen Mitbürgern zum Bürgermeister der Stadt erwählt wurde. 1850 wurde er zum Lehrer der Naturwissenschaften für die Realschule und das Gymnasium in Rudolstadt berufen. Hier entwickelte er bis zu seinem Tode eine in allen Zweigen der Wissenschaft bewunderungswerthe Schaffungskraft, ebensowohl für die Schule, als für Stadt und Land und dabei privatim eine schriftstellerische Thätigkeit in Beziehung auf Litteratur und Kunst, nicht gehindert durch oft sehr starke körperliche Leiden, die er durch staunenerregende Kraft seines Willens zu überwinden wußte. Seinem Talente diente bei außerordentlichem Fleiße ein bis ins einzelne gehendes, geradezu riesiges Gedächtniß; „in ihm wohnte ein starker Geist von seltener Begabung, von vielseitiger Bildung". Zunächst waren es die gewöhnlichen Vorstudien der Medicin, welche seine Kraft und Zeit in Anspruch nahmen: Botanik und Chemie, Mineralogie und Zoologie, vergleichende Anatomie, daneben gründliches Sprachstudium anderer lebender Sprachen; in der englischen hatte er sich eine solche Fertigkeit und Geläufigkeit angeeignet, daß es dem Engländer schwer wurde, in ihm den Ausländer zu entdecken. Sein Streben, die äußersten und letzten Quellen menschlicher Erkenntniß und jeglicher Wissenschaft zu erforschen, trieb ihn zu dem gründlichen Studium der Philosophie; durch sein tiefes Gemüth, seine Begeisterung für alles Gute, Schöne und Wahre, durch seine Bekanntschaft mit der Weltlitteratur und sein umfassendes Studium auf dem Gebiete der Aesthetik ist er zum Dichter geworden. Seine herrlichen Poesien aber barg er lange aus Bescheidenheit und sie wären kaum zur Kenntniß des staunenden Publicums ge-

kommen, wenn sie nicht zuerst durch Adolf Stahr seinen Händen entrissen und bekannt gemacht worden wären (wie zuerst die „Lieder eines fahrenden Schülers“). Durch sein ernstes Studium der größten und berühmtesten Werke der Malerei und Baukunst hatte er eine hohe Stufe erstiegen und wußte den Werth derselben seinen Schülern mit der größten Klarheit auseinanderzusetzen, wie er sich auch nie mit dem bloßen Anhören der Musik begnügte, sondern die Kunstwerke eines Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert u. a. nach ihrem Grundriß bis zum vollständigen Verständniß studirte und erklären konnte. Einen gediegenen Aufsatz über den musikalischen Begriff der sogenannten Klangfarbe schrieb er noch in seinem Todesjahre in die Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung. Bedenkt man nun noch, daß er neben wöchentlich 26 Lehrstunden mit den damit verbundenen unvermeidlichen Correcturen der Schüler Arbeiten im chemischen Laboratorium beaufsichtigte, daß er wöchentlich botanische Excursionen unternahm, daß er ferner noch von vielen anderen Seiten her in Anspruch genommen wurde, z. B. von der Behörde als Preisrichter bei der weimarischen Kunstausstellung 1862, als Mitglied der Examencommissionen, als Director des Rudolstädter Gewerbevereins, so müssen wir seine schaffende Riesenkraft auch heute noch als unerreichbar bewundern. Dazu kam noch, daß die königlich sächsische Regierung ihm die statistische Beschreibung des Erzgebirges und der Lausitz übertragen hatte, welche zuerst in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung und später in besonderem Druck erschienen unter dem einstimmigen Beifall aller Zeitgenossen. Für solche und ähnliche Arbeiten hatte er ausschließlich die Ferien bestimmt, trotzdem er als Arzt selbst am besten wissen mußte, wie nothwendig ihm vollständige Ruhe war; gestand er doch selbst, daß nach menschlicher und ärztlicher Rechnung sein Lebensziel ihm nicht weit hinaus gesteckt wäre. So erstarb mit ihm auch seine Idee, ein größeres Werk über die Industrie des Thüringer Waldes zu schreiben; auf einer deshalb in den Sommerferien 1864 in Begleitung eines Freundes unternommenen Reise im Thüringer Lande überfiel ihn bei Schmalkalden auf offener Waldstraße sein altes Magenleiden und zwang ihn zur Umkehr. Mit Mühe erreichte er sein Rudolstadt, aber infolge wiederholten Blutbrechens endete sein reiches, edles Leben inmitten seiner Familie am 13. Aug. 1864. Die Trauer um seinen Verlust war eine allgemeine. Zum Andenken an ihn wurde später westlich von Rudolstadt ein Denkmal gesetzt, ein roher gebrochener Grünstein aus dem Schwarzathal, auf welchem sein Brustbild in Basrelief angebracht ist. — Von ihm besitzen wir „Lieder eines fahrenden Schülers, herausgegeben von Adolf Stahr“, Hamburg 1853; „Asclepias, Bilder aus dem Leben eines Landarztes“, Gotha 1857; „Kind und Welt, Vätern, Müttern und Kinderfreunden gewidmet. I. Die erste Periode des Kindesalters“, Braunschweig 1856. Dies ist eine genetische Anthropologie, allgemein faßlich, mit tiefem naturgetreuen Verständniß und mit der Liebe eines Kinderfreundes geschrieben; als Fortsetzung dieses Werkchens ist anzusehen: „Die Familie als Schule der Natur“ Leipzig 1857, 2. Band der Bücher der Natur von Roßmäßler, o. J., enthaltend allgemeine Regeln über den naturkundigen Unterricht und die von ihm erprobte Methode; „Physische Geographie des Schwarzagebietes“, Schulprogramm vom Jahre 1858; dieses hatte zunächst den Zweck, seine Schüler von den hauptsächlichsten Thatsachen der physischen Geographie ihrer Heimath in Kenntniß zu setzen und sie zu eigener Beobachtung anzuregen und bringt eine erstaunliche Fülle von gründlichen Beobachtungen aller dahin einschlagenden Gegenstände; „Lebensbilder vom sächsischen Erzgebirge“, Leipzig 1859 in Lorck's Eisenbahnbüchern Nr. 31; „Land und Leute der sächsischen Lausitz“, Leipzig, in Bergson's Eisenbahnbüchern Nr. 51. Da er die ethnographischen Verhältnisse seiner Heimath zu seinem besonderen Studium gemacht hatte, schrieb er im Auftrage der fürst-

lichen Regierung die „Landeskunde des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt mit Benutzung amtlicher Hülfsmittel", 1. Theil, Allgemeine Landeskunde der Oberherrschaft 1862; 2. Theil, Ortskunde der Oberherrschaft 1863. Mitten in der Bearbeitung der „Unterherrschaft" überraschte ihn der Tod. — Eine große Menge populärwissenschaftlicher Abhandlungen, auch Gedichte, reizende Naturbilder von Leben und Wahrheit mit meisterhafter Frische gemalt erschienen von ihm in den besten Zeitschriften seiner Zeit. — Ueber sein Leben vergleiche noch:

A. Regensburger, Rede zur Gedächtnißfeier des verstorbenen Professors Dr. B. Sigismund, Rudolstadt 1864; (Röse) Lebensabriß Sigismund's, Gartenlaube Jahrgang 1865, S. 539 ff.; (Bartholomäi) Sigismund. Ein Aufsatz über ihn in den Erinnerungsblättern der mathematischen Gesellschaft in Jena, herausgegeben von Schäffer 1865.

Anemüller.

Sigmund (denn nur so ließ er seinen Namen in deutschen Urkunden schreiben, während Sigismundus die latinisirte Form ist), deutscher Kaiser und König von Ungarn und Böhmen, der Sohn Kaiser Karl's IV. und dessen vierter Gemahlin, der Elisabeth von Pommern-Stolp, wurde am 15. Februar 1361 wahrscheinlich in Nürnberg geboren, denn schon drei Tage darauf bestimmte ihm dort der Vater eine Tochter des Burggrafen Friedrich V. zur künftigen Gemahlin. Doch wurde diese Verlobung wieder aufgelöst, da Karl den Plan faßte, seinem Sohne Maria, die zweite Tochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, zu verschaffen, und in der That kam Ende 1374 der Vertrag darüber zu Stande. Da Böhmen und Schlesien dem ältesten Bruder Wenzel, der 1376 zum deutschen Könige gewählt wurde, bestimmt waren, erhielt S. die Mark Brandenburg, von der jedoch die Neumark für den jüngeren Bruder Johann von Görlitz abgezweigt wurde. Nach Karl's Tode am 29. November 1378 kam der junge Prinz unter die Vormundschaft seines königlichen Bruders, der im Juni 1379 auf einer Zusammenkunft zu Altsohl mit König Ludwig die Verlobung mit Maria, die inzwischen durch den Tod ihrer älteren Schwester die Haupterbin ihres Vaters geworden, bekräftigte, so daß S. nun an den ungarischen Hof kam, um dort für seine dereinstige Stellung erzogen zu werden. Ludwig schickte ihn im Sommer 1381 nach Polen, um ihn auch dort heimisch zu machen; wahrscheinlich weil S. auch dieses Königreich erhalten sollte, trat ihm damals sein Bruder Johann die Neumark ab, damit so die Verbindung zwischen Polen und der eigentlichen Mark Brandenburg hergestellt werde. Als jedoch Ludwig am 11. September 1382 starb, brach über die Erbfolge in seinen Reichen ein lange währender Streit aus. Die Polen wünschten ihr Königreich wieder aus der Verbindung mit Ungarn zu lösen, und da S. auf dieses nicht verzichten wollte, mußte er aus dem Lande weichen. Polen kam schließlich an die zweite Tochter Ludwig's, Hedwig, die 1386 mit dem litthauischen Großfürsten Jagiello verheirathet wurde, nachdem er sich taufen lassen und den Namen Wladislaw angenommen hatte. Auch Ungarn zu behaupten, wurde S. sehr schwer. Seine Braut Maria war gleich nach dem Tode des Vaters zum „Könige" gekrönt worden, aber da sie noch zu jung war, kam die Ehe noch nicht zum Vollzuge. Gegen S. als Deutschen waren die Königin-Mutter, die Bosnierin Elisabeth, und eine starke Partei im Lande, und ohne den Beistand seines Bruders Wenzel würde er wohl sein Ziel nie erreicht haben. Er mußte sogar Ungarn verlassen, um in Böhmen und Mähren die nöthigen Mittel zu gewinnen, während Elisabeth im Sommer 1385 die Verlobung Maria's mit einem französischen Prinzen, dem Herzoge Ludwig von Orleans vollzog. Gleichzeitig regte sich in Ungarn die alte anjovinische Partei, welche Karl von Durazzo, der vor kurzem von Papst Urban VI. gegen die Königin Johanna gerufen das Königreich Neapel erobert hatte, die Krone

anbot. Doch ehe dieser in Dalmatien landete, erschien S. mit seinen mährischen Vettern in Ungarn und vollzog in Ofen etwa im September 1385 das Beilager mit Maria, so die Ehe zu einer unumstößlichen Thatsache machend. Doch als er wieder nach Böhmen eilte, um neue Streitkräfte zu sammeln, drang Karl von Durazzo nach Ofen vor und ließ sich am 31. December in Stuhlweißenburg zum Könige krönen. Elisabeth sann auf Rache, bat Karl zu sich und ließ ihn durch einen Getreuen mörderisch überfallen; am 24. Februar 1386 endete dieser König zweier Reiche im Kerker sein Leben. Nun erschien König Wenzel mit Heeresmacht und nöthigte der Elisabeth im Mai zu Raab einen Vertrag zu Gunsten Sigmund's ab, doch verließ dieser nochmals Ungarn. Da nahmen die feindlichen Horwathi Elisabeth und Maria auf einer Reise gefangen und schleppten sie auf ein Schloß an der dalmatinischen Küste. Nun erst konnte S. in Ungarn festen Boden fassen, unterstützt von Venedig. Am 31. März 1387 wurde er in Stuhlweißenburg gekrönt, endlich ihm auch seine Gemahlin ausgeliefert, während Elisabeth in der Gefangenschaft ermordet worden war. Geraume Zeit verging, ehe der König allen Widerstand unterdrücken konnte. Daher entschloß er sich, um Geld zu haben, im Mai 1388 die Mark Brandenburg mit Ausnahme der Neumark, die wieder an Johann übergeben wurde, für die ungeheure Summe von 565 263 Gulden an Jost von Mähren auf fünf Jahre zu verpfänden.

Die Regierung Sigmund's in Ungarn, die zahlreichen Kämpfe, welche er dort zu führen hatte, um die Vasallenländer bei der Krone zu halten und den auswärtigen Feinden, unter denen bald die Türken die furchtbarsten wurden, zu wehren, können hier nur soweit berührt werden, als für das Verständniß seiner sonstigen Thätigkeit erforderlich ist. Die anjovinische Partei starb nicht ab, sondern betrachtete den jungen Ladislaus, den Sohn Karl's von Durazzo, als rechtmäßigen König, doch kam er, der um sein Königreich Neapel kämpfen mußte, zunächst nicht über die Anzettelung von Verschwörungen hinaus. Aber die Ansprüche des Ladislaus blieben eine dauernde Gefahr, um so mehr, als am 17. Mai 1395 Maria, der S. den Thron von Ungarn verdankte, ohne Kinder zu hinterlassen starb.

Ueber all seinen Nöthen im eigenen Reiche ließ S. nicht die Stammlande seines Hauses aus den Augen. Da Wenzel keine Kinder zeugte, war ihm die Nachfolge in Böhmen und im deutschen Reiche wohl von Anfang an das Ziel seiner Hoffnungen. Die gleichen Wünsche hegte Markgraf Jodocus oder Jost von Mähren (s. A. D. B. XIV, 106 ff.), und da Wenzel's Unfähigkeit den böhmischen Baronen Anlaß zur Unbotmäßigkeit gab, so suchten beide in Böhmen Einfluß und Anhang zu gewinnen. Daraus ergab sich ein höchst widerwärtiges Spiel schlimmer Ränke; gelegentlich arbeiteten S. und Jost mit einander gegen Wenzel, dann suchte wieder jeder dem anderen etwa errungene Vortheile zu entwinden. Da diese Dinge bei der Schilderung von Wenzel's Regierung näher zu besprechen sind, müssen hier kurze Andeutungen genügen.

Im März 1396 schlossen Wenzel und S. einen gegenseitigen Erbfolgevertrag über ihre Königreiche und letzterer ließ sich zum Generalvicar des ganzen deutschen Reiches mit königlichen und kaiserlichen Rechten ernennen, da an Wenzel von den Kurfürsten wiederholt die Aufforderung gerichtet wurde, für das von ihm vernachlässigte Deutschland durch Bestellung eines Reichsverwesers zu sorgen. Ehe S. seine neue Würde antrat, wollte er erst durch einen großen Sieg über die Türken Ruhm gewinnen. Aus fast ganz Europa strömten Kreuzfahrer nach Ungarn, darunter ein ganzes Heer aus Frankreich und Burgund. Mit gewaltigen Schaaren drang der Ungarnkönig nach Bulgarien vor, Widdin wurde erobert, Nicopolis belagert. Da erschien Sultan Bajesid zum Ersatz und die bessere türkische Kriegführung errang am 28. September 1396 einen vollkommenen Sieg;

kaum daß Sigmund selbst der Gefangenschaft entging. Auf weiten Umwegen, die Donau hinabfahrend, dann über Konstantinopel und Ragusa kehrte er Anfang 1397 in sein Reich zurück. Glücklicherweise wurde 1402 das türkische Reich durch Timur so geschwächt, daß die von ihm drohende Gefahr für einige Jahre aufhörte.

Während Sigmund's Abwesenheit hatte sich Wenzel mit Jost vertragen und diesen mit der nicht eingelösten Mark Brandenburg belehnt. S. nannte sich gleichwohl weiter Markgraf, nahm nun aber seine Versuche wieder auf, von dem deutschen Orden Geld auf die für ihn werthlose Neumark zu leihen, bis der Orden 1402 sie in Pfandschaft nahm, um nicht das Land in die polnischen Hände fallen zu lassen. In Böhmen aber begannen aufs neue die Zwistigkeiten unter der luxemburgischen Familie; S. und Jost arbeiteten jetzt zusammen gegen des letzteren Bruder Prokop, der zu Wenzel hielt. So konnten die rheinischen Kurfürsten im August 1400 den deutschen König absetzen, ohne daß von Böhmen aus irgend ein Schritt gegen sie gethan wurde. S. wollte sogar die Verlegenheit seines älteren Bruders benutzen, um von ihm die Abtretung Böhmens zu erpressen; es hieß sogar, daß er sich deswegen an den Gegenkönig Ruprecht gewandt habe.

Bei diesen Bestrebungen kam S. in die Gefahr, sein eigenes Königreich einzubüßen. Unzufriedenheit mit seiner Regierung, Haß gegen die Ausländer und Umtriebe des Ladislaus wirkten zusammen, um eine große Verschwörung zu bilden, deren Mitglieder am 28. April 1401 den in seinem Schlosse zu Ofen überraschten König in Gefangenschaft setzten und eine provisorische Regierung einrichteten. Zum Glück waren die Gegner nicht einig, wen sie auf den Thron erheben sollten, und so gelang es seinen Anhängern, ihn nach einigen Monaten zu befreien und wieder zur Herrschaft zu bringen.

S. ließ trotzdem nicht in seinen Bemühungen nach, auch die Oberherrschaft in Böhmen zu erlangen. Wenzel hatte seine ganzen Hoffnungen auf den thatkräftigen Bruder gesetzt, dem er im Februar 1402 die Regierung in Böhmen übertrug und als Generalvicar des deutschen Reiches bestätigte; S. beabsichtigte, Wenzel nach Italien zu schicken und dort zum Kaiser krönen zu lassen. Doch schon am 6. März ließ er den böhmischen König verhaften, nahm treulos auch Prokop gefangen und übergab schließlich Wenzel dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich, um diesen seinen alten Feind, der vorher sogar auf die ungarische Krone gerechnet hatte, sich zum Freunde zu machen. Mit Herzog Albrecht IV. von Oesterreich stand S. von jeher in engster Freundschaft und daher bestimmte er diesen im September 1402 auf einem Reichstage zu Preßburg zu seinem Nachfolger in Ungarn für den Fall, daß er selbst keine Söhne hinterließe, und widerrief feierlich alle Anrechte, die er früher Jost von Mähren auf die Nachfolge ertheilt hatte. Denn Jost war jetzt sein Hauptgegner und wühlte auch in Ungarn gegen ihn. Dort war auch die neapolitanische Partei thätig. Im Juli 1403 landete Ladislaus, von Papst Bonifacius IX. lebhaft unterstützt, in Zara und ließ sich dort zum Könige krönen, und obgleich er schließlich wieder heimkehren mußte, kostete dieses Zwischenspiel S. die Herrschaft in Böhmen, da er das Land verlassen mußte. Herzog Wilhelm von Oesterreich, der jetzt auch Ladislaus zuneigte, dessen Schwester er zu seiner Gemahlin erkor, wandte sich von ihm ab und ließ im November Wenzel aus Wien entfliehen. Die Böhmen, um den schrecklichen Wirren zu entgehen, hießen nun ihren alten König willkommen und blieben ihm treu. Der Tod Herzog Albrecht's im September 1404 beraubte S. dieses Freundes, so daß er sich endlich mit Wenzel und Jost aussöhnte und nur noch mit Wilhelm einen verheerenden Krieg weiter führte. Doch starb Wilhelm 1406.

Im J. 1408 heirathete S. Barbara von Cilly, welche ihm 1409 eine Tochter Elisabeth gebar.

S. hatte fortwährend den Titel eines Reichsgeneralvicars geführt, wenn er auch nichts that und thun konnte, um ihm Bedeutung zu geben. Da starb am 18. Mai 1410 König Ruprecht von Deutschland. Die Kurfürsten zerfielen in drei Parteien, Pfalz mit Trier, Köln mit Mainz und König Wenzel nebst Jost von Brandenburg und Rudolf von Sachsen. Wenn die beiden ersteren Gruppen sich nicht einigten, gab die dritte den Ausschlag, und wenn sie überhaupt eine Wahl zu Stande kommen ließ, konnte sie nur einen Luxemburger zulassen. Daher verhandelten die Erzbischöfe von Köln und Mainz mit S., konnten sich aber mit ihm nicht einigen, da dieser wahrscheinlich nicht gegen Wenzel auftreten wollte. Doch beschloß der Ungarnkönig an der Wahl theilzunehmen und beauftragte daher den bei ihm weilenden Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, der sein ganzes Vertrauen gewonnen hatte, für ihn in Frankfurt die brandenburgische Stimme zu führen und ermächtigte ihn zugleich, eine etwaige Kur anzunehmen. Friedrich gewann zunächst, wie es scheint auf eigene Hand, die Kurfürsten von Pfalz und Trier und ging dann nach Frankfurt, wo er zugelassen wurde, aber Mainz und Köln hatten mittlerweile mit Jost von Mähren angeknüpft. Um dessen Wahl zu verhindern, erkoren am 20. September Pfalz, Trier und Friedrich S. zum Könige; da der Mainzer für die Schließung des Domes gesorgt hatte, traten sie draußen auf dem Kirchhof zusammen. Die Gegenpartei aber wählte am 1. October den Markgrafen Jost. S. schob die Annahme der Wahl hinaus und verhandelte mit seinem Nebenbuhler. Als dieser jedoch am 18. Januar 1411 starb, kam eine Einigung mit Wenzel, dem die Kaiserwürde und der Königstitel vorbehalten blieben, zu Stande; daraufhin wurde am 21. Juli in Frankfurt nochmals die Wahl von den Kurfürsten von Mainz und Köln und dem böhmischen Vertreter, der zugleich die Stimmen von Sachsen und Brandenburg führte, vollzogen, doch nahmen Pfalz und Trier an ihr nicht theil. S. rechnete indessen seine Regierungsjahre vom 20. Sept. 1410 ab. Schon vorher hatte sich der König entschlossen, die Mark Brandenburg, welche durch Jost's Tod an ihn gefallen war, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu übergeben. Am 8. Juli 1411 bestellte er ihn zum Verweser und Hauptmann, am 30. April 1415 in Konstanz überließ er ihm die Mark nebst Kur und Erzkammeramt, indem die Pfandsumme auf 400000 Gulden erhöht wurde; am 18. April 1417 erfolgte in Konstanz die feierliche Belehnung.

Noch vergingen mehrere Jahre, ehe der neue König nach Deutschland kam. Er wandte seine Aufmerksamkeit zunächst Italien zu, wohin er selbst 1412 ging. Er wollte die Republik Venedig, welche von Ladislaus Dalmatien gekauft hatte, bekriegen, um Ungarn den Weg zum Meere und Deutschland die Straße nach Oberitalien frei zu halten, die Beziehungen zu Mailand, wo Filippo Maria Visconti herrschte, regeln, zugleich Einfluß auf die kirchlichen Fragen gewinnen. S. hatte sich von dem Pisaner Concil fern gehalten, aber 1410 den Nachfolger des dort zum Papste gewählten Alexander, Johann XXIII., anerkannt, weil dieser Feind des Ladislaus war. Da Venedig und die österreichischen Herzöge auch mit Polen Verbindung suchten, war die Lage eine sehr schwierige und verwickelte, doch gelang es S., der sich allerdings entschließen mußte, mit Venedig Frieden zu schließen, diese Verhältnisse günstiger zu gestalten und sich mit den österreichischen Herzögen Ernst und Friedrich zu vertragen; nur mit Mailand blieb er schließlich in Feindschaft.

Da glückte es ihm, dem Papste Johann, der von Ladislaus aus Rom vertrieben worden war, das Zugeständniß abzuringen, daß ein allgemeines Concil zur Reform der Kirche auf deutschem Boden stattfinden sollte. Sofort verkündigte

der König am 30. October 1413 der Welt, daß das Concil am 1. November 1414 in Konstanz zusammentreten werde; er forderte Gregor XII. zum Erscheinen auf, schrieb auch an die zu Benedict XIII. haltenden Fürsten.

Da er noch keine der drei Kronen empfangen hatte, zu denen ihn sein deutsches Königthum berechtigte, und doch bei dem Concil ein unbezweifeltes Ansehen haben mußte, entschloß sich S., nach Deutschland zu gehen. Auch war seine Gegenwart dort erforderlich, um das Erzstift Köln dem Dietrich von Mörs zu sichern, weil dessen Mitbewerber, Wilhelm von Berg, sich an Gregor XII. gewandt hatte. Als die bergische Partei Unterstützung fand bei Herzog Anton von Burgund, dem S. den ihm von Wenzel übertragenen Besitz des Herzogthums Luxemburg nicht zugestehen wollte, wurde fraglich, ob es S. gelingen würde, nach Aachen zu gelangen; erst als Herzog Rainald von Jülich sich auf seine Seite schlug, konnte dort am 8. November 1414 die Krönung durch Dietrich von Köln erfolgen.

In der Weihnachtsnacht hielt S. seinen Einzug in Konstanz, wo das Concil bereits durch Johann XXIII. eröffnet war. Er galt bald als die Seele des Concils; die Gesandten Gregor's und Benedict's verhandelten zunächst nur mit ihm. Ihn erfüllte der redliche Wille, die beiden großen Aufgaben zu lösen, Beseitigung der Kirchenspaltung und Einführung der Reformen. Zunächst kam erstere in Frage, S. war sich bereits klar, daß nur die Entfernung Johann's XXIII. vom päpstlichen Stuhle zu einem einheitlichen Papstthume führen könne. Der Papst ergriff, um das Concil zu sprengen, endlich am 20. März 1415 die Flucht. Da war es Sigmund's Verdienst, daß die entstandene Bestürzung und Verwirrung beschwichtigt wurden und die Versammlung zusammenblieb. Das Concil faßte am 6. April den berühmten Beschluß über die Gewalt der allgemeinen Synoden, während der König den Beschirmer des flüchtigen Papstes, Herzog Friedrich von Oesterreich, so gewaltig angriff und angreifen ließ, daß dieser sich unterwerfen und die Auslieferung Johann's geloben mußte. Am 29. Mai erging über den Papst der Spruch der Absetzung.

S. hatte die Absicht, durch gütliche Verhandlungen die beiden anderen Päpste zu beseitigen. Nachdem Gregor XII. darauf eingegangen, übernahm er es, persönlich dasselbe bei Benedict und dessen Freunden zu erreichen, und so zog er, von den Segenswünschen der Versammlung begleitet, Mitte Juli 1415 von Konstanz nach Narbonne zu König Ferdinand von Aragon. Als Benedict hartnäckig blieb, brachte S. im December einen Vertrag zu Stande, laut welchem Aragon, Castilien und Navarra sich verpflichteten, das Concil zu beschicken und dort der Absetzung Benedict's zuzustimmen. In der That erfolgte sie später, wenn auch erst nach sehr vielen Schwierigkeiten.

S. kehrte jedoch nicht nach Konstanz zurück. Er wollte erst die mit einander kriegenden Könige von Frankreich und England, Karl VI. und Heinrich V. versöhnen, denn das lockende höchste Ziel seines Ehrgeizes war, nach Herstellung einer geeinten und gereinigten Kirche die Kräfte der ganzen Christenheit zum Zuge gegen die Türken zusammenzufassen. Doch der Friedensmakler gerieth in arge Ungelegenheiten. Denn als er von Frankreich nach England gegangen war, kam in Paris die dem Frieden abgeneigte Partei in die Höhe, die von dem vorher Verabredeten nichts wissen wollte. Sigmund, der tief erbittert und zugleich in der Gewalt des englischen Königs war, schloß daher mit diesem am 15. August 1416 zu Canterbury ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich. Obgleich er kaum die Absicht hatte, es so bald zur thatkräftigen Wirkung zu bringen, kehrte er, der als Friedensengel ausgezogen war, als Feind des auf dem Concil so einflußreichen Frankreich nach Konstanz zurück. Die Folgen zeigten sich bald genug, indem die französische Partei ihm fortan mit Mißtrauen und Feindschaft entgegen

trat. Während seiner Abwesenheit hatte ohnehin die frische Begeisterung, welche anfänglich die Mitglieder erfüllte, nachgelassen, die Kirchenreform ließ sich nicht so leicht schaffen und die Arbeiten gingen nur stockend und langsam vorwärts; am verderblichsten wurde der sich einfressende Zwiespalt der Nationen. Die Lebhaftigkeit, mit der S. auftrat, erregte jetzt Anstoß und Argwohn; es gab die häßlichsten Scenen. Er verlangte zusammen mit der deutschen Nation, daß zuerst die Kirchenreform vorgenommen werde, aber damit drang er nicht durch, und als auch die Engländer von ihm abfielen, erfolgte am 11. Nov. 1417 die Wahl des neuen Papstes Martin V. S. begrüßte ihn mit tiefster Ergebenheit, aber obgleich er sich von ihm im Januar 1418 die Approbation ertheilen und die Kaiserkrone zusichern ließ, kam er mit ihm nicht in Freundschaft. Wie S. vorausgesehen hatte, blieb die Reform jetzt im Sande stecken. Der neue Papst schloß mit den Nationen Concordate ab, auch mit der deutschen, die indessen nur fünf Jahre Gültigkeit hatten, und bewilligte S. einen Kirchenzehnten, von dem jedoch nicht allzuviel einging. Allerdings bestätigte der Papst das Decret „Frequens“, nach dem fortan in bestimmten Zwischenräumen allgemeine Synoden stattfinden sollten, aber es war klar, daß das unter den günstigsten Verhältnissen Versäumte sich kaum noch würde nachholen lassen. S. hat stets bedauert, daß sein Wille nicht durchging, und jede Verantwortung für das Scheitern der Reform abgelehnt. Immerhin war auch so die Konstanzer Versammlung für ihn der größte Erfolg seines Lebens und verschaffte ihm hohen Ruhm.

Im Mai 1418 verließ S. Konstanz; er konnte nicht einmal die gemachten Schulden bezahlen. Er hegte noch immer die Absicht, bald nach Italien zu ziehen, um die Kaiserkrone zu holen, aber dazu sollte er sobald nicht kommen. Es gelang ihm nicht einmal, in Deutschland ein festes Regiment zu begründen. Mußte er sich doch auch entschließen, mit Herzog Friedrich von Oesterreich Frieden zu machen und ihm seine Lande wieder zuzusprechen. Für Deutschland hatte er die besten Absichten; wie die Kirche wollte er das Reich bessern. Er erkannte richtig die Gründe der Uebel, an denen Deutschland krankte, in der landesherrlichen Gewalt, in der geringen, durch die Kurfürsten beschränkten Macht des Königs. Daher wollte er dem Königthum neue Kräfte verleihen, was es im Reiche noch an Einfluß hatte, zusammenfassen. Er rechnete dazu besonders auf die Reichsstädte als seine unmittelbaren Unterthanen und hoffte, daß sie zur Herstellung des Friedens das Beste beitragen sollten. Aber seine Bemühungen scheiterten daran, daß die Städte über ihren engsten Interessenkreis hinaus nichts leisten wollten. Dagegen machte er die Fürsten besorgt, besonders den Pfalzgrafen Ludwig, dessen frühere Freundschaft sich in dauernde Feindseligkeit verwandelt hatte, weil er für seinen Besitzstand fürchtete; die rheinischen Kurfürsten vereinigten sich 1417, vom Könige gestellte Forderungen nur gemeinsam zu beantworten. Da Ungarn, von dem er sechs Jahre abwesend war, seine Gegenwart dringend bedurfte, ernannte er im October 1418 den Kurfürsten Friedrich zu seinem Statthalter im Reiche und ging in sein Königreich zurück. Das deutsche Reich hatte von seinem Walten keinen besonderen Nutzen gezogen, und es war ihm nicht gelungen, für sich eine feste Partei zu bilden. Allenthalben gab es Unruhe und Fehden. Besonders übel gestalteten sich die Verhältnisse in Süddeutschland, wo der leidenschaftliche Herzog Ludwig der Bärtige von Baiern-Ingolstadt einen wüthenden Krieg gegen seinen Vetter Heinrich von Baiern-Landshut und den Markgrafen Friedrich von Brandenburg eröffnete.

Bald traten an S. noch größere Sorgen heran, die ihn von seinen bisherigen Lieblingsplänen, die sich auf Italien und gelegentlich auch auf den Krieg gegen Frankreich richteten, völlig abzogen und ihn zwangen, sich ganz den östlichen Verhältnissen zu widmen.

In seinem überschießenden Eifer, Alles zu ordnen und alle kirchlichen Streitfragen beizulegen, hatte er den Böhmen Johann Hus eingeladen, in Konstanz zu erscheinen. S. war über diese ganzen Verhältnisse nicht ausreichend unterrichtet und gab daher Hus einen Geleitsbrief, und zwar, wie an Stelle der herrschenden Auffassung wohl richtiger anzunehmen ist, mit der Absicht, dem Magister dadurch vollkommenen Schutz und sichere Rückkehr zu verbürgen. Aber ehe S. nach Konstanz kam, setzten die Feinde von Hus dessen Verhaftung durch und der König, obgleich anfänglich sehr erzürnt, wagte nachher nicht, seine Freilassung zu erzwingen, um nicht das Concil zu sprengen, und ließ sich außerdem überzeugen, daß der Böhme ein Ketzer sei; einen solchen wollte er nicht schützen. So wurde Hus am 6. Juli 1415 verbrannt. Darauf brach in Böhmen wilde Erregung los; die Volkswuth richtete sich gegen die Geistlichen, der Landtag erließ einen feierlichen Protest, ein großer Theil des Adels verband sich zum Schutze der freien Predigt, die Universität Prag wurde als oberste kirchliche Behörde eingesetzt. Wenzel schwankte hin und her; erst als er von S. gedrängt wurde, entschloß er sich zu ernstlichen Maßnahmen, die aber nur Oel ins Feuer gossen. Der Sturm auf das Neustädter Rathhaus in Prag regte ihn so auf, daß ihn der Schlag rührte und er am 16. August 1419 starb. Sein alleiniger Erbe war S., der den böhmischen Märtyrer ins Verderben gebracht hatte.

Mit kriegerischen Entwürfen gegen die Türken beschäftigt, ging S. nicht gleich nach Böhmen, sondern bestellte die Königin-Wittwe zur Regentin. Doch legte er bald auf dem Reichstage in Breslau Anfang 1420 unzweideutig an den Tag, wie er über den Husitismus dachte. Er ließ einen Bekenner dieser Lehren verbrennen und veranlaßte die Kreuzpredigt gegen die Ketzer; seine Absicht stand durchaus auf Krieg. Ende April rückte er mit einem Heere von Schlesien aus in Böhmen ein mit der Forderung unbedingter Unterwerfung. Er hielt seinen Einzug auf dem Hradschin, aber der furchtbare Sturm auf Prag am 14. Juli scheiterte an den von Ziska getroffenen Vorkehrungen, so daß er die Belagerung der Stadt aufgeben mußte. Nachdem er noch einmal am 1. November bei dem Versuche, den Wischehrad zu entsetzen, eine blutige Niederlage erlitten, mußte er im März 1421 nach Ungarn zurückkehren. Besonders ungünstig für ihn war, daß sich das Gerücht verbreitete, er meine es nicht ehrlich mit seinem Kampfe gegen die Ketzer, wolle die Böhmen schonen. In Böhmen wurden gerade durch seinen Angriff die Parteien einander genähert; noch während der Belagerung Prags wurden die vier Artikel aufgestellt, die dann das einigende Losungswort der Böhmen wurden. Böhmen und zum größten Theil auch Mähren verfielen dem Husitismus; ein böhmischer Landtag sprach Sigmund's Absetzung aus.

Von allen Seiten war der König mit Gefahren und Schwierigkeiten umgeben, die zu bannen er eine in ihrer Art meisterhafte Gewandtheit entfaltete. In erster Linie kam es darauf an, Polen-Litthauen abzuhalten, daß sie nicht den stammverwandten Böhmen Hülfe gewährten. Daher ist seine Stellung zu Polen, das er nicht ungerechtfertigt stets mit dem größten Argwohn beobachtete, der eigentliche rothe Faden, der sich fortan durch die ganze Politik Sigmund's zieht. Er ergriff jedes Mittel, um auf Polen friedlich oder feindlich einzuwirken, bald so, bald so verfahrend, je nach den Umständen, und der deutsche Orden kam in die unangenehme Lage, von dem Könige als Schachfigur in diesem wechselvollen Spiele benutzt zu werden. Polen zu vereinzeln war Sigmund's Hauptbestreben, und daher erregte es ihn gewaltig, als der Brandenburger Kurfürst sich mit dem Könige Wladislaw verbündete, um dessen Tochter für seinen zweiten Sohn Friedrich zu gewinnen. Bald geriethen beide darüber in

die äußerste Spannung. Die einzige dauernd zuverlässige Stütze Sigmund's war der Sohn Albrecht's IV., Herzog Albrecht V. von Oesterreich, den er schon 1411 mit seiner Tochter Elisabeth verlobt hatte; im April 1422 wurde die Hochzeit gefeiert.

In dem Kurfürstencollegium, in das 1418 der fromme Erzbischof Otto von Trier und 1419 der leistungsfähige Konrad von Mainz eingetreten waren, hatte besonderen Einfluß der S. unfreundlich gesinnte Pfalzgraf Ludwig, mit dem der Brandenburger eng befreundet war. Im April 1420 traten sie zu einem, von dem Könige berufenen Reichstage zu Nürnberg zusammen, vereinbarten, die böhmische Sache gemeinsam zu behandeln und schlossen einen Bund, um das Ueberschlagen der Ketzerei nach Deutschland selbst zu verhindern. Sie waren mißvergnügt, daß S. nicht selbst erschien; gleichwohl schrieben sie dann zu Wesel in Gegenwart eines päpstlichen Legaten einen Reichsfeldzug gegen Böhmen aus, der auch im Herbste zu Stande kam, aber vor dem belagerten Saaz durch die Flucht des Heeres vor dem herannahenden Ziska kläglich scheiterte. S. selbst, der nicht rechtzeitig vom Süden her vorgerückt war, erlitt am 8. Januar 1422 bei Deutschbrod eine furchtbare Niederlage, und nun erschien auch der polnische Prinz Korybut in Böhmen. Die Kurfürsten sandten zu S. den Erzbischof Dietrich von Köln, mit dem er einen neuen Reichstag in Regensburg verabredete. Da sie des Königs Kommen bezweifelten, schrieben sie den Tag nach dem bequemer gelegenen Nürnberg aus; erst nach einigem Zögern entschloß sich S., der wirklich in Regensburg eingetroffen war, zu ihnen nach Nürnberg zu gehen. Dort wurde im August 1422 eine doppelte Kriegsrüstung beschlossen zum „täglichen Kriege“ und zu einem großen Gewaltangriff, und dazu eine Matrikel für das Reich aufgestellt, die, so denkwürdig sie ist als erste erhaltene, doch große Mängel hatte. Außer der Stellung von Truppen war die Möglichkeit gelassen, Geld zu zahlen. Zum Feldhauptmann wurde Kurfürst Friedrich von Brandenburg ernannt, mit dem sich der König, wenigstens äußerlich, ausgesöhnt hatte. Um für das Reich besser zu sorgen, wurde Erzbischof Konrad von Mainz zum Reichsverweser ernannt. Doch fand er von vornherein Schwierigkeiten, da Pfalzgraf Ludwig gegen seine Bestallung entschiedenen Widerspruch erhob, und so verzichtete Konrad im Mai 1423 auf Rath der anderen Kurfürsten auf seine Würde. Dadurch hoben die Kurfürsten selbst die Möglichkeit einer einheitlichen Reichsleitung auf, die der König nicht ausreichend handhaben konnte.

Auch der Feldzug, den Kurfürst Friedrich im October eröffnet hatte, ergab keinen Erfolg. Da damals mit dem Tode des Kurfürsten Albrecht III. das anhaltinische Herzogshaus von Sachsen erlosch, übertrug im Januar 1423 S. dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, der ihm ein werthvoller Helfer gegen die Böhmen war, das erledigte Kurfürstenthum. Kurfürst Friedrich von Brandenburg, der es für seinen Sohn Johann begehrt hatte, einigte sich bald mit dem neuen Inhaber.

Der Krieg gegen Böhmen kam ins Stocken, während Sigmund's Verhältniß zu dem Hohenzollern, gegen den auch Herzog Ludwig von Baiern arbeitete, sich immer unfreundlicher gestaltete. Da auch das Reich in Unordnung lag und nach dem Sturze der Reichsverweserschaft eigentlich gar keine Leitung des Reiches bestand, schlossen die Kurfürsten am 17. Januar 1424 in Bingen den sogenannten Kurverein, um gemeinsam den Krieg gegen Böhmen zu betreiben. Sie griffen dabei zurück zu einer alten Urkunde, auf Grund deren sich 1399 die rheinischen Kurfürsten verbündet hatten, um Schädigung der Kirche durch König Wenzel abzuwehren, und nahmen deren hauptsächliche Bestimmungen in ihren Vertrag auf. Dadurch, und weil ohnehin große Unzufriedenheit mit S. herrschte, bekam

der Kurverein eine gegen den König gewendete Spitze, obgleich sich die Kurfürsten nicht ein Regiment neben ihm oder gar über ihm anmaßten. S., der den Bund als einen Eingriff in seine Königsrechte betrachtete, nahm den ganzen Vorgang, sowie die Vorstellungen, welche ihm die Kurfürsten machten, sehr übel auf, so daß eine Zeit lang wirklich ein Bruch drohte; die Kurfürsten besandten einen von S. nach Wien ausgeschriebenen Reichstag nicht. Doch die Mehrzahl der Kurfürsten hatte Ernstliches gegen den König nicht beabsichtigt und sie waren durch eigene Sorgen genügend in Anspruch genommen; Friedrich von Sachsen wurde durch die Belehnung mit seinem Kurfürstenthum von der Sorge, es könnte ihm durch die von Lauenburg erhobenen Ansprüche noch entgehen, befreit, und Friedrich von Brandenburg sah ein, daß sein polnisches Bündniß nicht mehr von solchem Werthe war, um es auf Feindschaft mit S. ankommen zu lassen. Daher versöhnte er sich im März 1426 zu Wien mit dem Könige, und bemühte sich in Zukunft ehrlich, die Interessen des Reiches zu vertreten.

Im Mai 1426 kam in Nürnberg ein gut besuchter Reichstag zusammen, dem beizuwohnen der König durch die gichtischen Leiden, die ihn seit dem Winterfeldzuge in Böhmen quälten, verhindert wurde. Während man dort über die Höhe des Anschlages, den S. gefordert hatte, stritt, erlitt am 16. Juni das sächsisch-meißnische Heer, welches das von den Husiten belagerte Außig entsetzen wollte, eine schwere Niederlage, die allenthalben Schrecken verbreitete. S., der durch die Türken in Anspruch genommen war, überließ den böhmischen Krieg seinem Schwiegersohn Albrecht und den Kurfürsten, von denen namentlich Markgraf Friedrich regen Eifer entfaltete. Im April 1427 zu Frankfurt kam so wieder eine Einhelligkeit der Kurfürsten zu Stande; wahrscheinlich erneuerten sie damals den Binger Kurverein von 1424, doch so, daß alle Spitzen, welche gegen den König gerichtet waren, daraus entfernt wurden. Vielleicht hat sogar S. ihn genehmigt, denn wenn er auch nicht die Regierung des Reiches ganz aufgab, sorgten nun, ohne daß er widersprochen hätte, die Kurfürsten für die Herstellung des Landfriedens und den Ketzerkrieg; sie beriefen die öffentlichen Tage und faßten Beschlüsse, deren Ausführung ihnen anheim gegeben war. Der König nahm die Türken und die Polen auf sich und behielt sich nur die hohe Politik vor.

Von dem Frankfurter Reichstage erging ein großes Ausschreiben sämmtlicher Kurfürsten an die Reichsstände zum Zuge gegen Böhmen, der von vier Seiten her unternommen werden sollte. Zum Hauptmann wurde Erzbischof Otto von Trier ernannt. Man rückte auch von Westen und Norden her in Böhmen ein, doch planlos und ohne Zusammenhang; als am 3. August die Husiten gegen das vor Mies lagernde Heer vorrückten, flohen die Deutschen haltlos davon. Jetzt nahm der Cardinal Heinrich von England die Sache in seine Hand, und so wurde im December in Frankfurt eine Geldsteuer beschlossen, wie sie der König schon früher vergeblich beantragt hatte. Alles wurde umständlich bestimmt, nur daß die Anordnungen an sich nicht sehr klar waren, und der Ertrag ein langsamer und mäßiger blieb, der zu einem großen Unternehmen keineswegs ausreichte.

So geschah von Reichs wegen nichts genügendes, während die Husiten nun daran gingen, durch Einfälle in die Nachbarländer nach allen Richtungen hin Entsetzen und fürchterliche Verwüstung zu tragen. S. scheint schon jetzt erkannt zu haben, daß nichts übrig bleiben würde, als den Ketzern einige Duldung zu gewähren. Da das nur mit der Genehmigung des Papstes geschehen konnte, die sicherlich nur sehr schwer zu erlangen war, trat jetzt die Absicht, nach Italien zu gehen und dort persönlich die Schwierigkeiten zu heben, wieder in seinen Gedanken hervor. Er wollte zugleich das ihm sehr unbequeme freundschaftliche Verhältniß zwischen Papst und Polen beseitigen und ein allgemeines Concil zu

Stande bringen, das ja gleichfalls mitwirken mußte, wenn den Böhmen Zugeständnisse gemacht werden sollten. Vorläufig nahm jedoch der Krieg gegen die Türken seine Kräfte völlig in Anspruch; bei der Belagerung der Taubenburg in Serbien wurde er 1428 von den Türken überfallen und rettete mit Mühe sein Leben; erst Anfang 1429 wurde ein unsicherer Frieden abgeschlossen. Doch war ihm inzwischen geglückt, sich gegen Polen zu sichern durch Anstiftung innerer Zwietracht, indem er den Wunsch des Großfürsten Witold, sich zum Könige von Litthauen krönen zu lassen, gegen den Widerspruch Wladislaw's aufs lebhafteste unterstützte.

Da die Kurfürsten allein dem Reiche nicht die nöthige Kraft hatten geben können, mußten sie wieder auf eine gemeinsame Wirksamkeit mit dem Könige bedacht sein. In dieser Erkenntniß gingen die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg nebst Vertretern der Genossen Ende 1429 sogar nach Preßburg, begehrten jedoch, daß der König selber ins Reich käme. Erst im August 1430 erschien S. wieder im engeren Deutschland, das er fast acht Jahre lang nicht mehr besucht hatte. Er hielt einen Reichstag in Straubing, durchzog dann im Winter Süddeutschland, um die Städte für den Landfrieden und Kriegsleistungen zu gewinnen; im Februar 1431 trat dann ein großer Reichstag in Nürnberg zusammen. Der König wäre lieber gleich nach Italien gezogen, um dort den Papst für die beabsichtigten Verhandlungen mit den Böhmen und die Ausschreibung des Concils zu stimmen, auch Kurfürst Friedrich von Brandenburg neigte sich bereits der Ueberzeugung zu, daß nur dieser Ausweg zum Ziele führen könne. Im November 1430 hatte bereits ein drohender Anschlag in Rom den Papst Martin aufgefordert, seiner Pflicht und den Concilsbeschlüssen gemäß im nächsten März die allgemeine Kirchenversammlung in Basel zu eröffnen. Freilich hatte sich S. nur aus Noth zu dieser Ansicht gewandt, denn seinen Haß gegen die Ketzer trug er noch unvermindert im Herzen. Die allgemeine Stimmung war ebenso zur Gewalt geneigt. Der Papst schickte den ausgezeichneten Cardinal Cesarini, um die Begeisterung anzufachen, der auch seines Amtes nach Kräften waltete, und so wurde in Nürnberg eine große Rüstung beschlossen. Aber dem sehr zahlreichen Heere ging es nicht besser wie den früheren; als am 14. August bei Tauß die Böhmen heranrückten, löste es sich in wilder, verlustreicher Flucht auf. Damit war die Sache entschieden: Niemand im Reich wollte mehr von neuen Angriffen wissen, Alle dachten nur an Vertheidigung.

So gab es auch für S. kein weiteres Bedenken. Während der Cardinal Cesarini nach Basel ging, um dort auf dem bereits begonnenen Concil für den Frieden zu wirken, brach er selbst im October 1431 nach Italien auf, nur von einer kleinen Reiterschaar begleitet. Er stand schon seit langen Jahren mit Filippo Maria von Mailand in Beziehungen, welche durch die gemeinsame Feindschaft gegen Venedig geknüpft wurden; jetzt hoffte S., von Mailand die Mittel zu seinem Zuge nach Rom zu erhalten, wenn er auch nur beabsichtigte, die italischen Verhältnisse friedlich zu schlichten. Aber bald entstand zwischen ihm und dem Mailänder Mißstimmung, da beide sich in einander verrechnet hatten und Jeder von dem Andern mehr begehrte, als dieser leisten konnte. Die Lage wurde aufs äußerste verwickelt, als gleichzeitig der neue Papst Eugen IV. und das Concil sich überwarfen. Eugen mißbilligte die Verhandlungen mit den Husiten, welche die Baseler eröffneten, und wünschte überhaupt des Concils ledig zu werden. Unter allerlei Vorwänden wollte er es vertagen und nach Bologna verlegen. Die Versammelten, mit denen Cardinal Julian übereinstimmte, widerstrebten jedoch entschieden diesen päpstlichen Umtrieben, so daß bald zwischen Rom und Basel heller Zwist ausbrach.

S. nahm entschieden Partei für die Synode insofern als auch er es für durchaus nothwendig hielt, daß sie zusammen und in Basel blieb, aber er erachtete es nicht für angemessen, selbst dorthin zu gehen, um nicht zu einseitiger Haltung getrieben zu werden. Denn er wünschte nicht, daß Papst und Concil in offene Feindschaft geriethen, obgleich er mit einem auf die Curie auszuübenden Drucke einverstanden war. Dadurch kam er nun in eine peinvolle Lage, da er bei seiner Mittellosigkeit in Italien weder vorwärts noch rückwärts konnte, aber er hielt standhaft bei seiner richtigen Politik fest und widerstand den Lockungen Eugen's. Er gerieth mit diesem sogar in offenen Krieg. So verging lange Zeit, welche der König, der in Lucca und Siena seinen Aufenthalt hatte, in kläglicher Lage ausharren mußte, bis Eugen sich zur Nachgiebigkeit entschloß, da auch die deutschen Kurfürsten sich an ihn im Interesse der Synode wandten. Allerdings schlug er den Rückzug sehr langsam und zögernd ein und versagte sich nicht, S. dabei durch Nichtachtung zu kränken. Da er jedoch erkannte, daß ihm der König gegenüber dem Concil nützlich sein konnte, nahm er wieder die Verhandlungen auf, deren Ergebniß endlich war, daß er am 31. Mai 1433 S. die Kaiserkrone ertheilte. Der Kaiser blieb über zwei Monate in Rom Gast des Papstes, dann kehrte er zurück, mit dem Entschluß, die Basler zur Aussöhnung mit dem Papste zu bewegen. Am 11. October kam er in der Concilsstadt an, noch im letzten Augenblick, um entscheidende Beschlüsse zu verhindern. Mit dem größten Eifer widmete er sich seinem Werke, bis im April 1434 der Friedensschluß erfolgte. Dann verließ er Basel, wenig erbaut von der Selbstüberhebung und dem Selbständigkeitsdrange, der dort herrschte. Er beklagte, daß das Concil sich in alle möglichen rein weltlichen Dinge mischte, angeblich um den Frieden in der Christenheit zu schaffen, noch mehr aber, daß darüber die Reform, nach der er vom ersten Tage der Versammlung ab verlangt hatte, nicht vorwärts rückte.

Doch war von dem Concil nach einer Seite hin wirklich Nützliches geschaffen worden, indem es, ohne sich durch den päpstlichen Urtheilsspruch stören zu lassen, die Verhandlungen mit den Böhmen weitergeführt hatte. Die Schwierigkeiten waren ungeheure und oft schienen sie unüberwindlich zu werden, doch wurden endlich am 30. November 1433 in Prag von den Concilsgesandten die Compactaten vereinbart. Auch mit ihnen war die Sache noch keineswegs erledigt, so daß Anfang 1434 das Concil sogar an neuen Krieg dachte. Die ganzen Verhältnisse hatten jedoch zu einer Scheidung der Parteien in Böhmen geführt, die gegeneinander das Schwert ergriffen; am 31. Mai 1434 erlagen die Taboriten unter der Führung der beiden Prokope bei Lipan den Pragern und dem Adel. Die Verhandlungen zwischen den siegreichen gemäßigten Husiten und dem Concil gelangten freilich deswegen noch nicht zu einem glücklichen Ende, doch nun war für den Kaiser der Augenblick zum selbständigen Eingriff gekommen. Die eigentlichen Glaubensfragen überließ er indessen nach wie vor allein dem Concil.

Um Böhmen näher zu sein, ging er Ende October 1434 nach Ungarn zurück. Auch die Sorge vor Polen trieb ihn dorthin, da König Wladislaw das so lange gefürchtete Bündniß mit den Husiten wirklich geschlossen und deren wilde Schaaren im Sommer 1433 gegen das Ordensland Preußen geschickt hatte. Doch änderte der Tod des polnischen Herrschers am 31. Mai 1434 die Verhältnisse, da der Reichstag für dessen unmündigen Sohn die Freundschaft Sigmund's suchte, doch ohne des Kaisers Besorgnisse völlig zerstreuen zu können. Die in Böhmen obschwebenden Fragen waren einmal, wie die in den Compactaten festgestellten Grundsätze im täglichen Leben auszuführen seien, die andere, unter welchen Bedingungen S. als König zugelassen werden sollte. Der Kaiser

konnte im Juli 1435 in Brünn noch keinen sicheren Erfolg erzielen, und als immer neue Streitfragen auftauchten, beschränkte man sich darauf, am 5. Juli 1436 in Iglau die Compactaten feierlich und öffentlich zu verkündigen. Am 23. August hielt S. seinen Einzug in Prag, aber da er in seinem Herzen dem Husitenthum gram blieb, suchte er bereits einen Uebergang zu den alten Formen anzubahnen. In Böhmen entstand darob so große Unzufriedenheit, daß ein Aufstand befürchtet wurde, weshalb S. mit aller Strenge gegen die Reste der Taboriten einschritt. Er fühlte, wie unsicher der Boden unter seinen Füßen wurde, und da seine Körperleiden in bedrohlicher Weise zunahmen, verließ er Prag am 11. November 1437, noch ehe er seinen Wunsch erfüllen konnte, Herzog Albrecht in die Herrschaft über Böhmen einzuführen.

Als S. im Herbst 1434 aus dem Reiche ging, war er mißgestimmt über die geringen Erfolge, welche er dort erzielt hatte. Er schob die Schuld auf den Widerstand oder wenigstens geringen Beistand, den seine Bemühungen, die trostlosen Zustände zu bessern, bei allen Ständen fanden. Allerdings wollte er selbst nur leiten und anordnen, nicht aber eigene Mittel dransetzen, und mit dem bloßen Wort war nicht viel zu schaffen. Schon während seines Aufenthaltes in Italien war die Reichsregierung seinen Händen fast ganz entschlüpft und auch in Basel kam er nicht dazu, sie fester zu fassen. Darauf fanden dann in Ulm und Regensburg neue Tage statt, denen die geistlichen Kurfürsten fern blieben. S. war mit ihnen sehr unzufrieden, nicht weil sie ihm die Herrschaft beschränken wollten, sondern weil sie sich ihm versagten. Allerdings hätte von den rheinischen nur Dietrich von Cöln etwas ernstliches leisten können, da Raban in Trier um sein Bisthum kämpfen mußte, Ludwig von der Pfalz geistig und körperlich gebrochen war, Dietrich von Mainz aber erst sein Amt angetreten hatte. Da die Noth des Reiches zum Himmel schrie, erließ S. am 27. September 1434 von Regensburg aus eine große Botschaft ans Reich, in der er sechzehn Artikel für eine Reform aufstellte. Obgleich diese Vorschläge in Frankfurt auf einem Reichstage in Abwesenheit des Kaisers berathen wurden, blieb alles schätzbares Material. Dazu kam noch, daß das Basler Concil in einen neuen erbitterten Streit mit dem Papst gerieth, da seine Beschlüsse über die Kirchenreform dem Papstthum die wichtigsten Einnahmen abschnitten und beide die Verhandlungen mit den Griechen über eine Union der Kirchen für sich beanspruchten. Als Eugen ihretwegen das allgemeine Concil in Italien halten wollte und seine Partei in Basel sich ungebührlich betrug, brach der Sturm los; am 31. Juli 1437 erging die Vorladung an den Papst, der im October die Eröffnung des Processes gegen ihn folgte. Sigmund's Bestreben war geblieben, Concil und Papst in Freundschaft zu erhalten, weil nur so eine Reform, an der ihm hauptsächlich lag, möglich war; daher bekämpfte er sowohl die scharfen Beschlüsse gegen den Papst wie dessen Absicht, das Concil zu verlegen. Seine verständigen Ausgleichsversuche unterbrach der Tod.

Die Vorgänge in Basel veranlaßten im Herbst 1436 die Kurfürsten, sich an den Kaiser zu wenden, damit jene Irrungen, wie die Gebrechen des Reiches abgestellt würden. Doch zu dem von ihm nach Eger berufenen Reichstage, zu welchem er selbst Ende Juni 1437 erschien, kamen nur die weltlichen Kurfürsten in Person, die anderen schickten nur Botschaft. Berathen wurde genug über das Concil und die Rückerwerbung Brabants, über die Verbesserung der gesammten Gerichtsbarkeit im Reiche und die der Münze, über den Landfrieden, aber die Beschlußfassung blieb vertagt auf einen Reichstag in Nürnberg, der nicht zu Stande kam. Es ist möglich, daß S. in Eger auch die Wahl Albrecht's zu seinem Nachfolger angeregt hat, aber beschlossen wurde auch über sie nichts.

Noch die letzten Tage des Kaisers wurden durch Umtriebe in seiner engsten Familie getrübt; seine Gemahlin Barbara spann Ränke, um sich die Regentschaft in Böhmen zu verschaffen. Daher ließ er, als er von Prag nach Znaim gekommen war, sie verhaften. Nachdem er den anwesenden Böhmen und Ungarn nochmals Albrecht empfohlen, starb er dort am 9. December 1437. Seine Grabstätte erhielt er in Großwardein.

Während seiner Regierung waren in der politischen Gestaltung des Reiches große Veränderungen eingetreten, theils mit, theils ohne sein Zuthun. Obgleich er die große Politik immer im Auge behielt, nahmen ihn die Zustände im Osten die längste Zeit hindurch so sehr in Anspruch, daß er nicht seine Thätigkeit nach allen Seiten richten konnte, so sehr das auch in seinem Charakter und in seinen Wünschen lag. Weitaus am bedeutendsten war die Bildung des neuburgundischen Reiches. S. suchte sie zu verhindern, doch erreichte er nur, daß, so lange er lebte, Luxemburg wenigstens dem Namen nach seiner Nichte, der Elisabeth von Görlitz, verblieb. Dagegen waren Brabant und Limburg schon 1406 an Anton von Burgund gefallen und gingen dann über in die Herrschaft Philipp's des Guten, der auch die Grafschaft Namur durch Kauf erwarb und vor allem der Jacobäa von Baiern die ehemaligen wittelsbachischen Lande, Holland, Seeland, Friesland und den Hennegau abpreßte. Die Maßregeln, welche der König dagegen ergriff, waren wirkungslos. Als er aus Italien zurückkam und Philipp sich weigerte, seine Lehen vom Reiche zu nehmen, verbündete er sich im Juni 1434 mit Frankreich und erklärte den Krieg, aber die Reichsstände ließen ihn im Stich. Ebenso erlitt er einen völligen Fehlschlag in Geldern. Als 1423 das Jülicher Haus mit Reinald IV. ausstarb, fiel der größere Theil seiner Besitzungen an den wilden Herzog Adolf von Berg-Ravensberg, den S. auch mit Geldern belehnte. Doch vermochte Adolf nicht durchzudringen gegen den von den Ständen gewählten Arnold von Egmont, obgleich der Kaiser über diesen 1431 und nochmals 1433 Acht und Oberacht verhängte. Um Lothringen kämpften nach dem Tode des Herzogs Karl Anton von Vaudemont und René von Anjou, für den auch S. entschied und der nach mancherlei Schicksalen Herzog blieb, aber ganz französisch gesinnt war. Von dem alten arelatischen Königreich bewahrte nur noch Savoyen, dessen Graf Amadeus S. 1416 zum Herzog erhob, den Zusammenhang mit dem Reiche. Auf der ganzen Westlinie erlitt so Deutschland die schwersten Verluste.

Glücklich entwickelte sich die Schweizer Eidgenossenschaft, namentlich durch die Siege über Herzog Friedrich von Oesterreich gefördert, doch mit ihrer Volksfreiheit eine beständige Gefahr für die süddeutschen Fürsten und Herren, wie diese wohl erkannten; S. selbst hat mit den Schweizern immer gut gestanden. Mit den Habsburgern, ausgenommen seinen Schwiegersohn Albrecht, kam S. nie in zuverlässige Freundschaft, namentlich der abenteuerliche Herzog Friedrich „mit der leeren Tasche" trug sich bis an sein Lebensende mit weitgespannten Entwürfen. Sehr wechselnd waren des Reiches Beziehungen zu den Wittelsbachern, die in fast unausgesetzter Feindschaft unter einander die Zukunft ihrer Familie verdarben. Namentlich Heinrich der Reiche von Baiern-Landshut und Ludwig der Bärtige von Ingolstadt lebten in Todfeindschaft; hatte doch der erstere auf seinen Vetter in Konstanz einen Mordanfall gemacht. S. war wiederholt genöthigt, gegen den wilden Ludwig aufzutreten; im April 1434 erklärte er ihn sogar für vogelfrei und sprach ihm seine Lande ab, aber er ließ bald Gnade für Recht ergehen, wie er ihm überhaupt im Grunde wohlwollte.

Für die Stellung Norddeutschlands zum Reiche war der Uebergang Brandenburgs an die Zollern und Sachsens an die Wettiner schon deswegen von Wichtigkeit, weil dadurch ein engerer Zusammenhang mit dem Süden und dem Reichs-

ganzen hergestellt und in dem Kurfürstencollegium das Laienelement gestärkt wurde. Mit Friedrich von Brandenburg bahnten sich nach der Aussöhnung von 1426 wieder bessere Beziehungen an, obgleich er dem Kaiser nicht mehr so nahe trat, wie er vordem gestanden hatte. Der Kurfürst nahm regen Antheil an den Reichssachen, aber ein umfassender, in die Tiefe gehender Plan einer Reichsreform ist bei ihm ebensowenig nachzuweisen, wie bei S. selbst. Im Norden erhielten sich so ziemlich die staatlichen Verhältnisse, wie sie zu Anfang des Jahrhunderts bestanden hatten. S. begünstigte in jeder Weise den Dänenkönig Erich von Pommern, dem er das Recht auf Schleswig zusprach, doch konnte es Erich dann den Holsteinern nicht entreißen. S. setzte auf Erich große Hoffnungen, die ihm nie erfüllt wurden. Die Bedeutung der Hanse für den Handel wußte er zu würdigen, ohne für sie etwas thun zu können. Dagegen war der deutsche Orden seit der Tannenberger Schlacht im entschiedenen Niedergange; wie er überhaupt keinen Freund besaß, hat auch S. ihn nur gegen Polen auszunützen gesucht und dadurch den Orden, dessen Hochmeister Paul von Rußdorf zudem wenig Geschick besaß, mehrfach in die schlimmsten Ungelegenheiten gebracht. Nach allen Seiten hin erlitt demnach Deutschland Schädigung und Beeinträchtigung, während Italien trotz aller Aufmerksamkeit, welche S. den dortigen Zuständen widmete, den letzten Rest der Abhängigkeit abstreifte.

Das Gesammtergebniß von Sigmund's Regierung ist also kein günstiges, doch darf man nicht ihm persönlich die ganze Schuld zuschreiben. Am guten Willen hat es ihm wenigstens nicht gefehlt. Er übernahm Deutschland bereits in arger Verwirrung, unter Ruprecht hatte das Königthum so tief gestanden, wie nicht mehr seit dem Interregnum, und für S. war es schon deswegen viel schwerer, im Reiche einen starken Einfluß zu entfalten, als für seine Vorgänger, weil er dort gar keinen Besitz hatte und nur geringe Zeit seiner Regierung in Deutschland zubringen konnte. Da er von den Fürsten nicht viel erwartete, setzte er immer wieder seine Hoffnungen auf die Reichsstädte, doch wollte er sie nicht gegen die Fürsten zum Kampf aufreizen, wie man überhaupt seine Beziehungen zu ihnen nicht einseitig nach den Verhältnissen der früheren Jahrzehnte beurtheilen darf. Sein Ziel war nicht, im Reiche Unruhe zu erregen, sondern Frieden zu schaffen und dazu sollten ihm die Städte helfen. Erst als er erkannte, daß sie über ihre Kirchthurmpolitik nicht hinauszubringen waren und theilweise selber zu Ruhestörungen Anlaß gaben, hat er sich von ihnen abgewandt. Die unglückseligen Hussitenkriege hat allerdings S. zum Theil veranlaßt, da er lange Zeit die Unterdrückung der Ketzerei durchsetzen wollte, was freilich leicht erklärlich ist, wenn man nicht moderne Anschauungen, sondern die jener Zeit als Maßstab nimmt; auch nur auf diesem Wege durfte er meinen, das Ansehen der Krone in Böhmen behaupten zu können. Widerwillig genug hat er sich dann zu einer anderen Auffassung der Dinge entschlossen. Für das Reich hatten diese Kämpfe wenigstens die eine gute Folge, daß sie den ganzen Jammer der Reichsverfassung vor Augen führten und die Nothwendigkeit einer Besserung mit schlagenden Gründen nahe legten, aber S. gelangte nicht darüber hinaus, Vorschläge zu machen, die jedoch meist nur die Oberfläche berührten. Man darf die Reichsreformbestrebungen unter seiner Herrschaft nicht allzu hoch anschlagen, denn gerade ihr bester Theil, die Einführung einer Reichssteuer, diente nur augenblicklichen Zwecken und kam auch so nur zum dürftigen Vollzug.

Doch war seine Regierung auch nicht ohne Verdienst. Es gab in ihr sogar einen Augenblick der Erhebung für die Deutschen, wie er ihnen seit längster Zeit nicht mehr zu Theil geworden war, die Anfänge des Konstanzer Concils. Wenn die Herstellung der kirchlichen Einheit auch nicht die Früchte trug, welche man von ihr erhofft hatte, war sie doch zur Befriedigung der ganzen Christenheit

wesentlich durch den deutschen Kaiser erreicht worden. Ebenso war es ihm zu verdanken, wenn die synodale Idee, in der unbestreitbar etwas großes lag, ins Leben treten konnte; daß die Basler sie in schädlicher Weise übertrieben, hat von all' ihren Freunden keiner so klar erkannt und zu verhüten gesucht, wie der Kaiser. Daß Böhmen zu seiner Zeit nicht vom Reiche getrennt, sogar wieder mit ihm vereinigt wurde, war hauptsächlich seine Leistung, weil er die ungeheuere Gefahr, die in der Verbindung Böhmens mit dem übrigen Slaventhum lag, von Anfang an bekämpfte. Will man S. gerecht werden, muß seine Stellung als ungarischer König voll in Anschlag gebracht werden. Es mochte ja ein Fehler gewesen sein, daß man ihn wählte, aber von ihm war nicht zu verlangen, daß er sein Königthum in die Schanze schlug, daß er die Kräfte dieses Landes, die für dieses selber zusammengehalten werden mußten, nicht an Deutschland setzte; er würde darüber vielleicht beide verloren haben. Daß sein Hauptziel, die Bekämpfung der Türken, richtig erfaßt war, hat die Zukunft genugsam erwiesen. Aus der Verbindung des deutschen Kaiserthums, das unter ihm wieder universalen Charakter bekam, und des ungarischen Königthums, ergab sich seine ihm so oft vorgeworfene „Allerweltspolitik“, die, obgleich sie ihn zwang, sich mit Verhältnissen abzugeben, die für Deutschland allein nutzlos oder gar störend waren, doch von ihm mit großem Wurfe geführt und oft mit staunenswerth richtigem Blicke vertreten wurde.

Unzweifelhaft war S. ein genialer Mann, auch ausgezeichnet durch hervorragende Körperschönheit. Er hatte eine gute Bildung, wenn er sich auch mit eigentlicher Gelehrsamkeit nicht befaßt hat. Er beherrschte sieben Sprachen, überhaupt war er ein Meister der Rede. In großen Versammlungen wußte er alle ihre Register aufzuziehen, aber ebenso verstand er sich meisterhaft auf die einschmeichelnde Ueberzeugung im Zwiegespräch, auch das Witzwort war ihm im reichsten Maße eigen. Unermüdlich war seine Thätigkeit, unerschöpflich sein erfinderischer Kopf. Obgleich er, namentlich in jüngeren Jahren, sich Grausamkeiten zu Schulden kommen ließ, war er doch ein liebenswürdiger, leutseliger Charakter; gerade für die niederen Classen hatte er Herz und Verständniß, während er die Fürsten wenig liebte. Leider fehlte ihm der moralische Halt. Sein Lebenswandel gab, wie der seiner Gattin Barbara, noch im späten Alter argen Anstoß, seine Zuverlässigkeit war gering. Besonders schädigte sein Ansehen der unerhörte Leichtsinn, mit dem er Geldangelegenheiten behandelte und Geldmangel blieb der Fluch seiner Regierung von Anfang bis zu Ende.

S. fand einen Biographen in Eberhard Windecke, der das Leben seines Helden leider mit mehr Liebe, als mit Geschick und Zuverlässigkeit erzählte; sein Werk ist in mangelhafter Weise gedruckt bei Mencken, Scr. rer. Germ. I, in hochdeutscher Ueberarbeitung herausgegeben von Dr. v. Hagen, in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit, 1886. Die sonstigen erzählenden Quellen sind so verstreut, daß hier eine Uebersicht über sie zu geben unmöglich ist; für die deutsche Geschichte sei auf das bekannte Werk von Ottocar Lorenz und die Quellenkunde von Dahlmann-Waitz verwiesen. Ohnehin bilden den Hauptstoff für Sigmund's Regierung die urkundlichen Aufzeichnungen mancherlei Art. Seine Regesten, allerdings sehr unvollständig, gibt Aschbach im Anhange der einzelnen Bände. Die auf die deutschen Reichstage bezüglichen Sachen sind von D. Kerler gesammelt in den Deutschen Reichstagsacten, Bd. VII, VIII, IX (bis 1431). Wichtig für Deutschland ist namentlich Frankfurts Reichscorrespondenz, herausgeg. von Janssen I. Die ungarischen Urkunden enthält Féjér, Cod. dipl. Hungariae; für die Beziehungen zu Polen ist von Bedeutung der Codex epistolaris Vitoldi, herausg. von Prochaska (Cracoviae 1882), dann der von Caro veröffentlichte Liber cancell. Stan. Ciolek im Archiv für österr. Geschichte XLV und LII. Für die Hussitenkriege

vgl. Palacky, Doc. Joh. Hus; Urkundl. Beiträge 2 Bde., für das Konstanzer Concil v. d. Hardt, Magnum Concilium Constantiense, Caro im Archiv für österr. Geschichte LIX und Finke, Forschungen u. Quellen zur Geschichte des Konstanzer Concils (1889); für das Baseler: Martene und Durand, Coll. ampl. VIII. Aus der allgemeinen Litteratur sind hervorzuheben:

Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmunds, 4 Bde. — Lindner, Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern II. — Huber, Geschichte Oesterreichs II., der namentlich die ungarischen u. böhmischen Verhältnisse behandelt. — Droysen, Geschichte der preußischen Politik I. — v. Bezold, König Sigmund und die Reichskriege gegen die Husiten, 3 Bde., welche beide auch die Reichsgeschichte in die Darstellung ziehen. Geschichte einzelner Länder oder geschlossener Geschichtsgruppen: Hefele, Conciliengeschichte VI, VII. — Palacky, Geschichte von Böhmen III. — Grünhagen, Hussitenkämpfe der Schlesier. — Loserth, Hus und Wiclif; Der Kirchen- und Klostersturm der Husiten, in Zeitschr. für Geschichte und Politik 1888, vgl. auch Göttinger Gel. Anz. 1. Juni 1889 und Archiv für österr. Geschichte LXXV. — Haupt, Husitische Propaganda in Raumer's histor. Taschenbuch 1888. — v. Bezold, Zur Geschichte des Husitenthums. — Lechler, Johannes Hus. — Tomek, Johann Zizka. — Schlesinger, Geschichte Böhmens. — Berger, Johannes Hus und König Sigmund. — Riezler, Geschichte Baierns III. — v. Stälin, Wirtembergische Geschichte III. — Stälin, Geschichte Württembergs I. — Joh. Voigt, Geschichte Preußens. — Caro, Geschichte Polens III, IV. — Feßler, Geschichte von Ungarn bearb. von Klein II. — Dierauer, Geschichte der Schweiz.

Einzelschriften: Schroller (Diss. Breslau 1875), Kaufmann (Diss. Göttingen 1879), Quidde (Diss. Göttingen 1881), Ueber die Wahl Sigmund's. — Finke, König Sigmund's reichsstädtische Politik von 1410—1418. — Dietz, Die politische Stellung der deutschen Städte (Diss. Gießen 1889). — Tumbült, Schwäbische Einigungsbestrebungen, 1426—1432 in Mittheil. Inst. österr. Geschichte X. — Heuer, Städtebundsbestrebungen unter Sigmund (Diss. Berlin 1887). — Weigel, Die Landfriedensverhandlungen u. s. w. (Diss. Halle 1884.) — Wendt, Der deutsche Reichstag unter König Sigmund, in Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte herausg. von Gierke XXX. — Schuster, Der Conflict zwischen König Sigmund und den Kurfürsten (Diss. Jena 1885). — Lindner, Der Binger Kurverein in Mittheil. Inst. österr. Geschichte XIV; Das Kanzleiwesen Karl's IV. und seiner Nachfolger; Die Vehme. — Lenz, Kaiser Sigismund und Heinrich V. von England. — Caro, Das Bündniß von Canterbury. — v. Lang, Geschichte Herzog Ludwig des Bärtigen von Baiern. — Kluckhohn, Herzog Wilhelm III. von Baiern, in Forschungen z. d. Geschichte II. — Kagelmacher, Filippo Maria Visconti und König Sigmund. — Fel. de Malla, El concilio de Constanza (Gerona 1882). — Löher, Jacobaea von Baiern; König Sigmund und Herzog Philipp von Burgund, in Münchner hist. Jahrbuch 1866. — E. Brandenburg, König Sigmund und Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg. — Riedel, Zehn Jahre aus der Geschichte des preuß. Königshauses. — Horn, Lebensgesch. Friedrichs des Streitbaren. — Lewicki, Ein Blick in die Politik König Sigmund's gegen Polen, im Archiv für österr. Geschichte LXXVIII u. a. m.

Theodor Lindner.

Sigmund, Herzog von Baiern-München, geboren als zweiter Sohn Herzog Albrecht's III. am 26. Juli 1439, † im Jagdschlosse Blutenburg (Obermenzing) bei München am 1. Februar 1501. Nach dem Tode des Vaters (29. Februar 1460) übernahmen, wie dessen letzter Wille angeordnet, die zwei ältesten Söhne Johann und Sigmund gemeinsam die Regierung; nachdem aber Johann früh (18. No-

vember 1463) die Pest dahingerafft hatte, waltete S. kurze Zeit als Alleinregent. Der Fürsorge des Vaters, der in Prag Sinn für ideale Bestrebungen eingesogen hatte, dankte er, daß die an Fürstenhöfen damals noch nicht ganz verschwundene Einseitigkeit einer rein ritterlichen Erziehung ihm erspart blieb. Noch sind Auszüge aus dem Buche des Aegidius von Rom de regimine principum erhalten, die der als Erzieher der älteren Prinzen bestellte Magister Ulrich Greimolt von Weilheim im Dienste seines Berufes abfaßte oder abfassen ließ. Als Kämmerer im Hofdienst der Kaiserin Eleonore lernte S., ein schöner Jüngling mit krausem Haar, ein Stück Welt kennen. Worauf die Eigenthümlichkeit gründete, daß er sich sein Leben lang in die Farben schwarz, roth, weiß kleidete, ist nicht überliefert. Ein 1456 verabredetes Ehebündniß mit Margarete, Tochter des Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, kam nicht zu Stande, da des früh verschuldeten Sigmund's Ansprüche auf Mitgift am brandenburgischen Hofe zu hoch befunden wurden. S. blieb dann unvermählt, erzeugte aber mit Margarete Pfättendorferin, die (später?) als Ehefrau des Lienhart Hartwein bezeichnet wird, zwei Söhne und eine Tochter.

Was uns von Sigmund's Wesen erzählt wird, läßt Anlagen erkennen, wie sie im wittelsbachischen Hause und im ganzen bairischen Stamme nicht selten sind: eine milde, freigebige, empfängliche, aber auch sinnliche, leichtfertige und bequeme Natur, mehr für heiteren Lebensgenuß als für die ernsten Angelegenheiten des Staates geschaffen. Selbstverständlich war bei einem Fürsten dieser Zeit die Liebe zur Jagd; seltener schon die Freude an der Musik, die S. wie seinen Vater Albrecht bis ins Alter begleitete; gute Sänger mußten stets in seiner Umgebung weilen. „Ihm war wohl mit schönen Frauen“, sagt ein zeitgenössischer Chronist, „mit weißen Tauben, Pfauen, Meerschweinchen, Vögeln und allerlei seltsamen Thierlein, auch mit Saitenspiel.“ Was die bildenden Künste betrifft, so eröffnet S. die lange Reihe wittelsbachischer Fürsten, die durch deren Pflege zugleich eigene Befriedigung fanden und dem Gemeinwohl dienten.

Nach Johann's Tode erhob der dritte Bruder Albrecht (IV.), der bisher in Italien studirt hatte und dem geistlichen Stande bestimmt war, Anspruch auf Mitregierung. Zu seinen Gunsten sprach nicht nur die väterliche Bestimmung über die Erbfolge, sondern auch die Art, wie S. das Regiment führte. Schon hatte sein unverhältnißmäßiger Aufwand und der große Einfluß, der zwei mächtigen Günstlingen, im Niederlande dem Erbhofmeister Hans v. Degenberg, im Oberlande Hans dem Frauenberger zum Haag, eingeräumt und von diesen willkürlich ausgebeutet ward, die Mehrheit der Landschaft gegen S. eingenommen. Nach längerem Sträuben gegen Albrecht's Forderung bequemte sich S. endlich doch zur Einberufung der Stände nach München und auf deren Rath, wie es scheint, willigte er dann in des Bruders Begehren. Entweder der fürstliche Rath oder der Landschaftsausschuß empfahl damals den Brüdern eine neue Ordnung des Hofhaltes und andere Maßregeln der Sparsamkeit. S. aber wirthschaftete fort wie vordem, glaubte auch als älterer Bruder ein gewisses Vorrecht auf die Einkünfte geltend machen zu dürfen. Ein eigenthümliches Mittelding zwischen getheilter und gemeinsamer Regierung, wonach die Finanzen der beiden Fürsten geschieden, ihr Regiment im übrigen gemeinsam blieb, vermochte die Lage nicht dauernd zu verbessern. Da trat S. (3. September 1467) in rühmlicher Selbsterkenntniß, aber auch unter Einwirkung früh erschütterter Gesundheit von der Regierung zurück. Infolge der Blödigkeit seines Leibes — so lautet seine eigene Motivirung — nicht gern Mühe und Arbeit tragend und mehr geneigt, sich ein geruhiges Wesen ohne alle Bekümmerniß zu machen, stelle er das Regiment in eine Hand, unter der für Land und Leute besser gesorgt würde. Ein Zug, der dieses Selbstporträt vervollständigt, ist, daß er kurz darauf einen Gefangenen des Münchener

Stadtrathes gewaltsam aus der Schergenstube befreite. Bei seiner Entsagung behielt sich der Fürst nur ein jährliches Einkommen von baaren 4000 fl. vor, ferner die Vergebung der geistlichen Lehen und die Nutznießung mehrerer zum Teil von ihm selbst gebauten oder verschönerten Schlösser in der Umgebung Münchens: Dachau, Nanhofen, Blutenburg (Obermenzing), Starnberg, Grünwald, die Jagd l. d. Isar und im Grünwalder Forst. Später (1485) vertauschte er Starnberg und Grünwald mit der Schwaige Laufzorn gegen Baierbrunn, einige Höfe und die Jagd im jetzigen Englischen Garten und der Hirschau. Eifrige Kunstpflege nach der Thronentsagung sichert S. eine historische Bedeutung, die man ihm auf Grund seiner Regierung nicht einräumen kann. Einen großen Theil seines Einkommens widmete er fortan kirchlichen Bauten und deren Ausschmückung. Eine Reihe von kleineren, aber hübschen gothischen Kirchen in der Umgebung Münchens, von deren reichem plastischen und malerischen Schmucke noch manches bewahrt ist, dankt ihm ihre Gründung, so Pipping (1478), Blutenburg (um 1490), Untermenzing (1492), Aufkirchen (1499). In München selbst gab er, wie man nach der Inschrift am Südostportal der Kirche (vgl. die Reproduction mit dem Bildniß des knieenden Herzogs in den „Alterthümern und Kunstdenkmalen des bairischen Herrscherhauses") annehmen muß, die Anregung (construi cernit) zu dem Bau der neuen Pfarr-, jetzt Domkirche Unserer Lieben Frau, zu dessen Kosten er wohl auch reichlich beisteuerte. 1468 hat er dazu den Grundstein gelegt. Von Malern beschäftigte er besonders den geschickten Hans Olmdorfer, von dessen Werken in Schleißheim und Blutenburg Proben erhalten sind.

Häutle, Genealogie des Hauses Wittelsbach, S. 34. — Riezler, Gesch. Baierns III.

Riezler.

Sigmund, König der Burgunden, 516—523, älterer Sohn des Königs Gundobad (s. A. D. B. X, 131), folgte seinem Vater nach dessen Willen als Einkönig der Burgunden unter Ausschluß seines Bruders Godomar (s. A. D. B. IX, 321). Er neigte schon im J. 499 auf dem von dem Vater zwischen den arianischen und den katholischen Bischöfen des Reiches veranstalteten Religionsgespräche dem Katholicismus zu, welchen er im folgenden Jahre offen annahm. Theoderich der Große hatte ihm im J. 494 seine Tochter Ostrogotho (s. den Artikel) vermählt in Verfolgung jener Staatskunst, welche durch Verschwägerungen alle germanischen Königshäuser mit den Amalern gegen die gefährlich um sich greifenden Merowingen verbünden wollte. Allein auch in diesem Falle — wie in manchem anderen — scheiterte der Versuch: nach Ostrogotho's Tode vermählte sich S. mit einer katholischen Burgundin, mit welcher sich Sigrich, Ostrogotho's Sohn, nur schlecht vertrug. „Er grollte, berichtet die Sage, „die Stiefmutter einher schreiten zu sehen in dem Schmuck, den weiland ihre Herrin, Ostrogotho, getragen." Derselbe stark sagenhaft gefärbte Bericht erzählt: die Königin verleumdet den Stiefsohn bei dem Vater, er trachte diesem nach Thron und Leben, worauf der König dem Sohne räth, nach Mittag einen Rausch zu verschlafen, in diesem Schlafe läßt er ihn durch zwei Knechte erdrosseln (522). Mag dies Sage sein, — immerhin zog sich S. alsbald als ein Büßer in das von ihm gestiftete Kloster Agaunum (St. Maurice) zurück. Allein schon im J. 523 griffen die Söhne Hrothechildens (Tochter Hilperik's II., Nichte Gundobad's und Base Sigmund's) und Clodovech's Burgund an: S. und sein Bruder Godomar wurden geschlagen, S., der nach Agaunum geflohen war, von Burgunden selbst dem Merowingen Chlodomer ausgeliefert, der alsbald S., dessen schon früher gefangene Gattin und beider Söhne, Gisklahad und Gundobad, zu Belsa oder Columna bei Orleans (Coulmiers oder Coloumelle ?) in einen Zieh-

brunnen werfen und so ertränken ließ, obwohl zwiefache Bande des Blutes ihn und S. verknüpften: außer der Verwandtschaft durch Hrothechild hatte Chlodomer's Halbbruder Theuderich eine Tochter Sigmund's, Suavegotho (gewiß von Ostrogotho) sich vermählt.

Gregorius Turonensis, historia ecclesiastica Francorum, ed. Arndt et Krusch (Hannover 1884) II, 32—34; III. 5. 6. 11. — Passio Sigismundi regis, ed. Bolland. Acta Sanctorum 1. Mai I. p. 87 seq. — Historia abbatum Agaunensium, ebenda. — Marius Aventicensis ed. Arndt (Leipzig 1875). — Fredigar ed. Krusch (Hann. 1887). — Aviti epistolae, ed. Peiper (Berol. 1883). — Vita Apollinaris, Bischof von Valence, † etwa 520 (von Eladius ?) ed. Bolland. A. S. 5. October III, p. 58. — Bluhme, das westburgundische Reich und Recht, Jahrb. d. gem. Rechts I. 1857. Der burgundische Reichstag zu Ambérieux II, 1861. — Derichsweiler, Geschichte der Burgunden (Münster 1863). — Jahn, Geschichte der Burgundionen II. Halle 1874. S. 290—321. (Daselbst auch II. S. 304 die vita Sigismundi). — Binding, das burgundisch-romanische Königreich I. Leipzig 1868. S. 224—255. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, IV. Berlin 1889. S. 110 f.

Dahn.

Sigmund Freiherr v. Lamberg, erster Bischof von Laibach im Krainer Lande, † am 6. Februar 1488. Abkömmling eines österreichischen, seit dem 14. Jahrhundert in Krain heimisch gewordenen Geschlechtes, von dessen Krainer Hauptlinie, Enkel Wilhelm's und Sohn Georg's, für den geistlichen Stand bestimmt, erlangte S. v. L. zunächst die Pfarre St. Martin bei Krainburg, kam aber bald an den kaiserlichen Hof als Caplan und Almosenier und erfreute sich der Gunst des Monarchen, welche ihn für eine hervorragende kirchliche Stellung aufsparte. Kaiser Friedrich III. entschloß sich nämlich, mit Zustimmung des Papstes Pius' II. (Aeneas Sylvius), den S. v. L. am kaiserlichen Hofe seinerzeit kennen gelernt, das Laibacher Bisthum zu errichten. Diese Stiftung vom Jahre 1461 begegnete mancherlei Schwierigkeiten bei der Ausführung, insbesondere von Seiten der Mönche des für die Dotation des neuen Bisthums ausersehenen Benedictinerklosters Oberburg in Untersteier, so daß lange nach der Ernennung und Bestätigung Sigmund's v. L. als Bischofs, erst 1463 der ärgerliche Zwischenfall erledigt wurde und (wenngleich jene Mönche noch 1465 sich als widerspenstig erwiesen, ja erst 1473 auf päpstlichen Befehl fortgeschafft wurden) die Auslieferung Oberburgs (11. October 1463) erfolgte. Das Laibacher Bisthum erlangte vom Papste (9. Sept. 1462) die Befreiung von den Jurisdictionsansprüchen Salzburgs und Aquilejas, 1463 (16. Juni) die Einantwortung in das Patronat des Kaisers, in demselben Jahre (Sept.) die kaiserliche Bewidmung mit Holzungs-, Fisch-, Weide- und Wiesenrecht. 1466 (Nov.) erhielt der Bischof vom Kaiser das Dispositionsrecht über sämmtliche einverleibte Pfarren, 1467 die Befugniß, eine würdige Residenz aufzurichten, 1468 die Erlaubniß, edles Gestein (Crystall, Berill, Fraueneis) abzubauen u. dgl. Auch gegen die Jurisdictionsansprüche des Generalvicars von Aquileja fand er die Unterstützung des Landesfürsten. Als die Türkengefahr und die Baumkirchener Fehde Inneröfterreich seit 1469 bedrängten, erschien (wie Unrest in seiner österr. Chronik bei Hahn Coll. Monum. I., 565 berichtet) Bischof S. als Abgeordneter Krains zum „vereinten Landtage" nach St. Veit in Kärnten (April 1470). Auch an Zerwürfnissen zwischen dem Bischofe und den landesfürstlichen Bürgern fehlte es nicht, wie die Weisung Kaiser Friedrich's vom 18. December 1470 an S. v. L. beweist, er solle die Bürger von Laibach bei Verrichtung ihrer gewöhnlichen Geschäfte nicht behelligen, noch dieselben dabei durch geistliche Censuren hindern oder beschweren.

Im ganzen galt S. v. L. als rechtschaffener Kirchenfürst. Bei der Eröffnung des Sarges (1678) fand man, wie Valvasor erzählt, den Leichnam wunderbar frisch erhalten, was mit seinem „heiligen Lebenswandel“ in Verbindung gebracht wurde.

Valvasor, Ehre des Herzogthums Crayn VIII. Buch, S. 654 f. — Klun's Archiv der Geschichte Krains (Hitzinger, kirchl. Einth. Krains u. F. X. Richter, Gesch. d. Stadt Laibach 1852 54). — Dimitz, Gesch. Krains von der ältesten Zeit . . . . I (1874).

F. v. Krones.

Sigmund, Herzog, seit 1477 Erzherzog von Oesterreich, Graf von Tirol, aus dem Hause Habsburg, einziger Sohn Herzog Friedrich's IV. von Oesterreich (s. Art.) aus der Ehe mit Anna, Tochter Herzog Friedrich's von Braunschweig-Lüneburg, geboren am 26. October 1427 zu Innsbruck, † am 4. März 1496. Als sein Vater am 24. Juni 1439 starb und ein an Wechselfällen reiches Leben mit dem Bewußtsein schloß, ein angesehener Fürst geworden zu sein und die Wohlfahrt seiner Lande geschaffen und befestigt zu haben, war S. kaum zwölf Jahre alt und der Vormundschaft bedürftig, die nach dem Gewohnheitsrechte dem „obersten und ältesten Herrn von Oesterreich“ zustand. So übernahm denn sein Vetter, Herzog Friedrich V., der „steirische Friedrich“ (s. Art. Kaiser Friedrich III.), bald darauf deutscher Wahlkönig, dieses Amt, nachdem die Ständeschaft des Landes übereingekommen war, die mit einander im Streite liegenden Herzöge von Innerösterreich, Friedrich V. und seinen Bruder Albrecht VI. (s. Art.), in die Städte Innsbruck und Hall weder in Person noch deren Botschafter einzulassen, bevor sie nicht Eintracht gelobt, oder, falls keine Verständigung erzielt worden, eidlich erklärt hätten, das Land an einem festgesetzten Tage ohne jedwede Schädigung wieder zu verlassen. Dieses der erwähnten ständischen Vereinbarung innewohnende Mißtrauen hatte seinen guten Grund, denn auch Herzog Albrecht VI. gedachte sich der Vormundschaft „anzunehmen“. Da es den Tiroler Ständen nicht gelang, ihn von seinen Ansprüchen abzubringen, so gaben sie am 28. Juli die Erklärung zu Gunsten Herzog Friedrich's V. ab, und dieser stellte ihnen eine Verschreibung aus, wonach er auf vier Jahre die Vormundschaft übernahm und gelobte, er wolle seinen Vetter als Mündel „in der Luft, in welcher er erzogen wurde und bisher gewohnt hat, nämlich hier im Innthale und zwar in jenem Schlosse oder in jener Stadt, die nach der Jahreszeit die geeignetste sein wird, bleiben lassen und ihn weder selbst noch durch andere aus dem Lande führen ohne merkliche Nothdurft und ohne Rath und Zustimmung der Anwälte, die er hier im Lande anstellen und nur aus den Landleuten der Grafschaft Tirol erwählen werde.“ Auch der Fall einer zwischenläufigen Ländertheilung der Brüder (Friedrich's V. und Albrecht's VI.) erscheint berücksichtigt. Der Vormund bezieht während der vier Vormundschaftsjahre alle landesfürstlichen Gefälle und Renten, ohne zur Rechnungslegung verpflichtet zu sein, um damit den herzoglichen Hofstaat und die Landesverwaltung zu bestreiten. Herzog Friedrich V. verletzte aber bald seine Zusagen, indem er sein Mündel nicht im Lande ließ, sondern an den eigenen Hof nahm und manche Eigenmächtigkeiten durchführte, was alles in Tirol übel empfunden wurde. Als daher mit dem 23. Juni 1443 die vier Vormundschaftsjahre zu Ende gingen, erwartete man ungeduldig die Auslieferung des nunmehr mündig gewordenen 16jährigen Landesfürsten und war begreiflicher Weise sehr überrascht und verstimmt, als der bisherige Vormund, Kaiser Friedrich III. (IV.) am 19. August von Neustadt aus der Tiroler Landschaft verkünden ließ, er sei mit Herzog S. übereingekommen, die Vormundschaft noch weitere sechs (!) Jahre zu führen, und sechs „Anwälte“ der Regierung bestellte. Denn man erfuhr bald, wie Kaiser Friedrich den „großjährig“ gesprochenen in diesen Vertrag einzufädeln verstand. Insbesondere

wurde einer der einflußreichsten Rathgeber des Habsburgers, sein Kammermeister Hanns von Ungnad, dieser Ränke beschuldigt. Hauptsächlich war es aber dem damaligen Höfling Enea Silvio Piccolomini (Aeneas Sylvius), dem geschmeidigen Humanisten und Lebemann, als Günstling des Königs Friedrich vorbehalten, durch salbungsvolle Belehrungen den fügsamen S. für die Wünsche des Vormundes zu gewinnen. Diesen erbaulichen Stilübungen stehen allerdings die von gleicher Feder stammenden Musterliebesbriefe, die für den 16jährigen Fürstensohn als Liebhaber eines Mädchens abgefaßt wurden und mehr als zufällig an den erotischen Roman des Aeneas Sylvius: „Lucretia und Euryalus" erinnern, etwas wunderlich zur Seite. S. war da nicht in der besten Schule; seine Sinnlichkeit entwickelte sich nur zu früh, wofür man allerdings den kaltsinnigen und sittenstrengen Vormund nicht verantwortlich machen kann. — Die Tiroler Stände waren jedoch durchaus nicht gewillt, sich den Ansichten König Friedrich's zu fügen. Der Meraner Landtag vom Herbste 1443 beschloß, die von dem zähen Vormunde eingesetzten „Anwälte" der Landesregierung an das Ende ihrer Amtsthätigkeit auf das entschiedenste zu mahnen, und die ständische Botschaft an König Friedrich erhielt den Auftrag, keine andere Antwort heimzubringen als nur „Ja oder Nein, ob man Herzog S. auf solche Forderung zu Lande lassen wolle oder nicht". — Die Botschaft Tirols traf am königlichen Hoflager zu Graz am 10. December 1443 ein, wurde jedoch mit ablehnendem Bescheide und mit der Aufforderung entlassen, man solle Vollmachtträger zu weiteren Unterhandlungen erwählen, und Herzog S. gab die ihm vorgeschriebene Erklärung ab „er könne ihrer Aufforderung nicht nachkommen; er sei noch nicht so reifen Alters, daß er die Regierung des Landes zu übernehmen im Stande wäre". — Da aber die Tiroler zu einer Waffenerhebung gegen Friedrich's Landesregierung entschlossen schienen und am königlichen Hofe — nach den vertraulichen Briefen des Aeneas Sylvius — die Besorgniß herrschte, die Tiroler wollten sich ihren Herzog „erobern" oder „freiwerden", wozu ihnen die Schweizer behülflich sein möchten, so war nun am königlichen Hofe guter Rath theuer, und dies um so mehr, als die Landschaft den neuen Brixner Bischof zur engern Verbindung bewog und das gleiche dem Trienter Bisthum gegenüber geltend machte. König Friedrich entbot nun die Bevollmächtigten Tirols (Juni 1444) nach Nürnberg. Die Tiroler Stände, welche inzwischen in Erfahrung gebracht, ihr Herzog S. sehe sich „so überwacht und eingeengt, daß er in keiner Weise weder für den eigenen noch für den Nutzen der Seinigen sorgen oder auch nur sprechen dürfe", — beharrten auf ihrem Standpunkte, wie es die Haltung ihrer Sendboten in Nürnberg bezeugt, und als diese von König Friedrich mit Gegenvorwürfen abgewiesen wurden, und letzterer Ende August seinem Bruder Herzog Albrecht VI. die Verwaltung der Lande jenseits des Arlberges und Ferns und auch die Regierung Tirols im Namen Friedrich's und Sigmund's bis 1448 übertrug, ja sogar, da Albrecht VI. mit den Schweizern zu thun hatte, den bairischen Herzog Ludwig den Jüngern, zur Hilfeleistung gegen Tirol auffordern ließ, — so bereiteten die Stände eine Waffenerhebung vor und bewogen den hierdurch eingeschüchterten Habsburger Friedrich zu neuen Unterhandlungen, andererseits zu einem neuen Auskunftsmittel, nämlich zu einem Vertrage mit Herzog S. (28. Februar 1445 W. Neustadt), wonach derselbe erklärte, „König Friedrich sei mit ihm zugleich ein ungetheilter Erbe der Grafschaft Tirol und dieses Land gehöre beiden in gleicher Weise an". — Im December 1445 kam es nun zu einer neuen „Abrede", d. i. zu einem von dem Markgrafen Jakob von Baden und Albrecht von Brandenburg als Schiedsmännern abgefaßten Ausgleichsentwurfe, der jedoch unfruchtbar blieb. Nun versuchten es die Tiroler mit einer bewaffneten Drohung und schlossen im Januar 1446 ein Bündniß mit dem Görzer Grafen Heinrich. Ende März 1446

entließ nun vertragsmäßig König Friedrich den Herzog S. seiner Obhut, aber nicht ohne namhafte Geldforderungen. Später wurde auch diese Angelegenheit zur Noth erledigt und am 9. April 1446 S. thatsächlich frei.

Als der neunzehnjährige Landesfürst, ein wohlgestalteter, kräftiger, gutmüthiger und leutseliger Herr, mild und freigebig, aber, wie schon obige Vorgänge beweisen, wenig selbständig und ohne Energie, leicht zu beschwatzen und auszubeuten, beweglichen Sinnes und Gemüthes, in sein Land als dessen Fürst und Regierer zurückkam, glückte es ihm, in den Flitterwochen der willkommenen Herrschaft manche Verwicklungen, so in dem Verhältniß der Bisthümer Chur und Brixen vor der Hand zu lösen und, wie schwer es ihm auch fiel, auch den Geldforderungen seines gewesenen Vormundes gerecht zu werden. Verbesserung und Anlegung von Straßen, Hebung der verkümmerten Holzbezüge der Saline Hall, Erledigung von Lehnsfragen im Trienter Landgebiete schlossen sich an. 1449 bestellte er seinen häuslichen Heerd durch Vermählung mit der schönen und geistvollen 16jährigen Prinzessin Eleonore, Schwester Jakob's II., Königs von Schottland, die später zu den seltenen Erscheinungen schriftstellernder Fürstinnen des Mittelalters zählte. (Die von seinem Vater schon 1430 geplante Verlobung mit einer Tochter König Karl's VII. von Frankreich löste 1444 der frühe Tod der Braut.) 1448 erschloß sich der Silbersegen des Schwazer Bergwerkes, und auch andere Mineralschätze, abgesehen von vereinzelten Goldwäschereien, begann man zu heben. Vor allem aber kam es zur Anbahnung entwickelterer Satzungen des Bergrechtes, zur Regelung des Haller Salinenbetriebes, des Wälderschutzes und seit 1450 insbesondere zur Begründung eines neuen Münzwesens, wodurch S. zu dem Beinamen des „Münzreichen“ kam, der später allerdings zur Ironie werden sollte.

Die guten Jahre der Herrschaft Sigmund's erlitten jedoch schon seit 1455 eine verhängnißvolle Verschlimmerung. Herzog S. ließ sich nämlich seit 1450 von zwei Günstlingen, den Gebrüdern Bernhard und Wiguleius Gradner, „Ritter und Herrn von Pfanstetten, Gonobitz und Windischgräz“ (in Steiermark) derart unverschämt ausbeuten, daß schon 1455 die heftigsten Klagen der Landschaft über diese habgierigen Eindringlinge laut wurden. Damit verquickte sich eine politische Angelegenheit ersten Ranges, die einen Rückblick auf Früheres erheischt. — 1450 (März) überließ der geldbedürftige Vetter, Herzog Albrecht VI. von Oesterreich, dem Landesfürsten Tirols für die Summe von 49000 Gulden die Markgrafschaft Burgau, Freiburg im Uechtlande, Thurgau, Hegau und alle schwäbischen Städte und Herrschaften. Diesem hinter dem Rücken König Friedrich's abgeschlossenen Vertrage, der auch die gesammt-österreichische Erbfrage zwischen beiden Herzögen zu regeln bezweckte, folgte aber (Januar 1453) ein anderes Abkommen König Friedrich's mit seinem Bruder, wonach die bereits an S. überlassenen Herrschaften Erzherzog Albrecht's VI. (denn dieses Prädicat führte seither die steirische Linie der Habsburger) dem letzteren zu lebenslänglicher Regierung überlassen wurden und als Quellen des ihm zugesicherten Einkommens gelten sollten. Als nun Albrecht VI. zufolge dieser W. Neustädter Abmachung an Herzog S. mit Forderungen herantrat, welche jenem Vertrage vom März 1450 zuwiderliefen, weigerte sich der letztgenannte diesem Verlangen zu willfahren, was Albrecht VI. mit Beschwerden über die Günstlingswirthschaft am Tiroler Hofe wettmachte. Nun sollten (1455) die Tiroler Stände vermitteln, während wieder der König Friedrich, seinem Bruder mißtrauend, dem tirolischen Vetter jede Sonderabmachung mit Erzherzog Albrecht VI. verbot. S. und seine von Albrecht's Anklagen geschreckten Günstlinge, die Gradner, wollten den unbequemen Mahner vom Lande fernhalten. Albrecht VI. beschwerte sich nun (1. Sept. 1455) von Füssen aus bei der Tiroler Landschaft, über dies Verhalten, und der Brixner

Landtag zeigte die Stände so gereizt, daß S. fürchtete „mitsammt den Gradnern aus dem Lande verdrängt zu werden“, und angesichts der drohenden Verständigung der Landschaft mit Erzherzog Albrecht VI. keinen anderen Ausweg fand als die Landesverweisung der unbotmäßigen Gradner (Januar 1456), die sich nun dem fürstlichen Gönner widersetzten, mit Gewalt vertrieben werden mußten und nachmals dem Landesfürsten Tirols sogar auswärtige Feinde auf den Hals hetzen wollten; es war dies zur Zeit, als ein viel schlimmerer Handel Sigmund's Herrschertage verdüsterte.

Es ist dies der Streit mit dem neuen Brixner Bischofe Nicolaus Chreffz von Cues (Nicolaus Cusanus), aus der Moselgegend, der einst am Baseler Concil eine wichtige Rolle gespielt, als Reformfreund bedeutende Denkschriften abgefaßt hatte und — Papalist geworden — wichtige Aufträge als Legat ausführte (s. Art. Cusanus). Als dieser trotz vollzogener Capitelwahl vom römischen Stuhle (Nicolaus V.) der Brixner Kirche aufgedrängt wurde (1450) und mit rücksichtsloser Energie einerseits kirchliche Neuerungen betrieb, andererseits die Reichsunmittelbarkeit und volle Immunität des Brixner Bisthums geltend machte, fand sich S. als Landesfürst Tirols veranlaßt, gegen den Bischof aufzutreten, von dem es hieß, daß er mit dem Plane sich trage, sein Bisthum an einen bairischen Prinzen abzutreten. Dieser Streit gedieh zu einer solchen Verschärfung, daß auch die Vermittlung des neuen Papstes Pius II. (Aeneas Sylvius), vormals geistlichen Amtscollegen des Cusanus, auf dem Mantuaner Tage (1459) fehlschlug, da sich der Landesfürst Tirols den Anschauungen des Bischofs, „der Herzog sei als Graf von Tirol Lehnsmann des Bischofs, dieser dagegen geistlicher und weltlicher Herr im Bereiche des Bisthums, berechtigt, jenem die nicht pflichtgemäß gemutheten Hochstiftlehen zu entziehen und alle Salz- und Erzbergwerke als privilegirtes Eigenthum des Gotteshauses für sich in Anspruch zu nehmen“ — wohl nimmer bequemen konnte. Als nun der Bischof auf seinem Wege beharrte, ja sogar dem Herzog S. bedeuten ließ, er sei fest entschlossen, alle Lehen des Hochstiftes dem Kaiser zu übertragen, so beantwortete der Landesfürst diese Herausforderung mit der Belagerung des Bischofs in Bruneck (15. April 1458); Cusanus sah sich zu einem Vergleich gezwungen, demzufolge er alle Burgen und Schlösser des Hochstiftes dem Brixner Domcapitel einzuantworten sich bereit erklärte. Er begab sich jedoch sofort aus Tirol nach Italien, um in Rom über den Herzog als Gewaltmenschen Klage zu führen und die Brunecker Abmachung als Zwangsvertrag zu brandmarken. Nun forderte Papst Pius II. den Tiroler Landesfürsten auf, sich in Rom zu rechtfertigen, was der Herzog durch seinen Rath Dr. Lorenz von Blumenau erledigen ließ, der eine von 42 Geistlichen unterzeichnete Appellation „von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst“ nach Rom überbrachte. Papst Pius II. beantwortete sie jedoch am 8. August 1460 mit dem Bannfluche wider S. und seine Genossen und mit dem Interdict für alle Länder und Herrschaften des genannten Fürsten, worauf S. eine von dem bekannten Concilmann und eifrigen Anticurialisten Gregor von Heimburg (s. Art.) verfaßte Erklärung an alle Christgläubigen und vogteigewaltigen Fürsten (15. August) veröffentlichen ließ. Die römische Curie nahm nun den Kampf in der entschiedensten Weise auf, forderte am 23. Januar 1461 den Herzog und seine Räthe vor den Richterstuhl des Papstes, versuchte Tirol durch eine Handelssperre von der italienischen Seite aus und durch Aufhetzung der Eidgenossen ins Gedränge zu bringen, was auch die Absicht der rachsüchtigen Gradner war, und thatsächlich dem Herzoge einen vorübergehenden Krieg mit den Schweizern an den Hals hetzte, während S. mit der überscharfen Feder Gregor's von Heimburg wider die Curie zu Felde zog. Die Vermittlungsversuche des Dogen von Venedig

blieben ebenso erfolglos wie die Einwirkung des Herzogs Ludwig von Baiern, wie dies am besten die neue Procedur des Papstes vom 12. Februar 1462 darthut. Da legte sich endlich 1464 Kaiser Friedrich III. ins Mittel, da er seit kurzem mit S. auf besseren Fuß gekommen war.

Die Entfremdung zwischen den beiden Habsburgern war nämlich seit Ende 1457 in Zunahme begriffen gewesen. Als König Ladislaus der Nachgeborene (23. Nov. 1457) unvermählt sein junges Leben schloß, entbrannte alsbald ein neuer Erbschaftsstreit um das Land Oesterreich ob und unter der Enns. Herzog S. hatte sich im März 1458 dahin begeben und stellte sich dem Erzherzog Albrecht VI. an die Seite. Beide zwangen den Kaiser zu einem auf drei Jahre abzuschließenden Vergleiche, wonach Albrecht VI. das Land ob der Enns, Friedrich Niederösterreich besitzen, S. mit Geld entschädigt werden sollte. Der Tirolerfürst war anfänglich für eine Dreitheilung des Landes eingetreten. Albrecht VI. bewog ihn nun, in einem Sondervertrage zu Gunsten des Genannten auf sein Dritttheil aber gegen Geldentschädigung und die ihm bereits früher überlassenen vorderösterreichischen Landschaften und Güter zu verzichten. Um sich nun gegen die bedrohlichen Eidgenossen als Nachbarn sicherzustellen und den Unterhalt seiner Gattin zu ordnen, verschrieb er (16. August 1458) Eleonoren die gesammten vorderösterreichischen Lande seines Besitzes. Dennoch konnte er infolge der sogenannten Plappartfehde zwischen Konstanz und Luzern und aus Anlaß des Abfalles der Rapperschwyler von der habsburgischen Herrschaft an die Eidgenossen, bedenklichen Verwicklungen mit den letzteren nicht entgehen. — Das Verhältniß Sigmund's zu Kaiser Friedrich III. blieb, so lange Herzog Albrecht VI. lebte und den Tiroler Fürsten sich befreundet zu erhalten beflissen war, ein gespanntes. Als der unversöhnlichste Widersacher seines kaiserlichen Bruders am 2. December 1463 starb, entfiel der Hauptgrund für die Entzweiung Sigmund's mit Kaiser Friedrich III., nnd der Erstgenannte, von dem cusanischen Streite in Athem gehalten, der Intervention seines Vetters bedürftig, säumte nun nicht, in dem Linzer Vertrage vom 2. Januar 1464 auf den österreichischen Erbtheilsanspruch zu Gunsten des Kaisers zu verzichten, wofür ihm dieser seine Verwendung beim Papste und die Regelung der vorderösterreichischen Angelegenheiten zusicherte. Da überdies bald darauf der streitbare Bischof Cusanus in seiner freiwilligen Verbannung (11. August 1464) und drei Tage später auch Papst Pius II. (14. August) starben, Papst Paul II. zum Friedenmachen bereit war, so ging S. aus dem bösen Brixner Handel ohne ernstlichen Schaden hervor und in geistlichen Kreisen bedauerte man den ganzen „scandalösen Proceß".

Auch in dem Trienter Streite zwischen dem Bischof Georg (Hacke) und den unbotmäßigen Stadtbürgern (1463) gelang es, die Zusammengehörigkeit des Bisthumsgebietes und der Grafschaft Tirol zu festigen. Ja der Herzog machte beim Kaiser auch geltend, daß selbst Chur zur Grafschaft Tirol gehöre und gerieth deshalb mit den Bündtnern (Gotteshaus — grauer — Zehngerichten-Bund) und namentlich mit den Engadinern in langathmige Streitigkeiten, deren Ausgleich sich bis zum Jahre 1486 hinauszog. — Und abermals sollte, kaum daß der kampflustige Brixner Bischof aus dem Leben geschieden, die nächste Besetzung des genannten Bisthums dem Herzog S. neue Verlegenheiten bescheeren. Der Capitelwahl vom 9. September 1464 trat nämlich der Wunsch des Kaisers, einen Günstling zu versorgen und die gleiche Absicht Papst Paul's II., einem Kardinaldiakon die Pfründe zuzuwenden, in die Quere. Der Papst glaubte auch, in dem lebhaften Wunsch Sigmund's, vom Banne losgesprochen zu werden, eine bequeme Handhabe zu besitzen. Die Landschaft Tirols stellte sich aber mit aller Entschiedenheit dem Herzog an die Seite, sowohl dem Kaiser als dem Papste gegenüber, der schließlich den Candidaten des Kaisers, Leo Spaur (9. August 1469),

ernannte und hierdurch abermals einen Federkrieg heraufbeschwor. Schließlich fand dennoch der verwickelte Handel einen befriedigenden Austrag. Der Kaiser beförderte nämlich seinen Günstling auf den neuerrichteten Wiener Bischofstuhl, während Golser, der Wahlbischof des Brixner Capitels, nach dem Wunsche des Herzogs und der Landschaft das Bisthum behauptete.

Dem Kriege um Mühlhausen und Waldshut (1466—1469), welcher die Landschaft Kriegsmacht und Geld kostete, und der Erneuerung der Verträge mit dem Trienter Bisthum, welche dessen Zusammengehörigkeit mit der Landschaft Tirol festigen sollten, folgten bald ständische Berathungen aller Art, um der seit 1470 immer drohenderen Türkengefahr zu begegnen, und Friedensverhandlungen mit den Eidgenossen. Die bezüglichen Landtage boten der Landschaft Anlaß vollauf zu Erörterungen der Steuerfrage, der landwirthschaftlichen Verhältnisse und der Rechtspflege, aber auch zu mancherlei Beschwerden dem Herzog gegenüber, die u. a. die Abstellung des Kleiderluxus, die Gebrechen der Rechtspflege, Verwaltungsmängel, Gewerbestörung, Wildbannschäden u. a. betrafen. Wir gewahren darin die ersten Anzeichen des Gegensatzes zwischen Ständeschaft und landesfürstlicher Gewalt, welcher später verhängnißvoller werden sollte. Es zeigt sich dies bald nach der Ordnung des Hofstaates (1478), welcher wir am besten seine Kostspieligkeit, andererseits die bedeutenden Einkünfte der herzoglichen Kammer entnehmen, die dem Geldbedürfniß des von Günstlingen und kostspieligen Liebhabereien sinnlicher Art immer wieder ausgebeuteten Erzherzogs gleichwohl nicht genügen konnten. Am 20. November 1480 starb die erste Gattin Sigmund's Eleonore, und ihr folgte der beste Nachruf ins Grab. Der Umstand, daß, abgesehen von der Geburt eines schon im zartesten Alter verstorbenen Sohnes, ihre Ehe mit S. kinderlos blieb, mochte die Häuslichkeit des Erzherzogs (was S. seit 1477 geworden) je weiter desto frostiger gestaltet haben, und er ließ es an zahlreichen ehelichen Ausschreitungen nicht fehlen.

Schon früh wandte S., vielleicht schon bei Lebzeiten der dahinsiechenden Gattin, sein Augenmerk einem zweiten Ehebande zu, doch verzog sich die Ausführung des Entschlusses bis zum Jahre 1484. Der 56jährige Herzog gedachte sich mit der erst 15jährigen Tochter Herzog Albrecht's von Sachsen, der jugendlich schönen Prinzessin Katharina, zu vermählen. Auch dieses Eheband sollte keiner Nachkommenschaft sich erfreuen. Das Jahr nach der Hochzeit 1485 vereinbarte der Herzog mit der Landschaft eine Ordnung der Landesverwesung für den wahrscheinlichen Fall, daß er früher als die Gattin stürbe. Bei dieser Gelegenheit kehrten sich die Stände gegen die ihnen unbequemen Fremdlinge und Vertrauten des Herzogs, aber auch gegen die mißliebigen Projecte des Landesfürsten; er möge die (den Anfall Tirols im Falle seines kinderlosen Ablebens betreffenden) Verschreibungen gegen das Haus Baiern und Görz abstellen und diesen seinen löblichen Entschluß auch den nächsten Verwandten, dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne Maximilian eröffnen, was diesen sehr willkommen sein würde. Man sieht, daß die Tiroler Stände keineswegs Willens waren, jenem Vorhaben ihres Herzogs auf Kosten der habsburgischen Hauptlinie und des Verbandes Tirols mit den anderen österreichischen Ländern zu willfahren.

Die Abmachungen mit dem schlauen Wittelsbacher Herzoge Albrecht IV. von Baiern-München lassen sich seit 1478 verfolgen. Als Kaiser Friedrich erfuhr, S. habe mit dem Baiernfürsten allerhand ihm verdächtige Abmachungen getroffen, verwies er dem Tiroler Fürsten kraft seiner Stellung irgendwelche Besitzungen des Gesammthauses zu veräußern. Nichtsdestoweniger wurden die Beziehungen beider immer inniger, der Baiernherzog stets begehrlicher, und S. dem Kaiser immer abgeneigter; er trat auch mit der Baiern-Landshuter Wittelsbacherlinie in engere Beziehungen. Ja in den Verschreibungen Sigmund's und

Albrecht's IV. von 1479—1483 wiederholt sich die Zusicherung des Letztgenannten „ihn (S.) nicht vergewaltigen oder von seiner Regierung verdrängen zu lassen". Daß dies auf den Kaiser gemünzt war, bedarf keiner Erörterung, wohl aber eines Rückblickes auf das Verhältniß Sigmund's zu dem kaiserlichen Haupte des Hauses.

Als Herzog Karl der Kühne von Burgund zur Stärkung seiner Macht gegen Lothringen und die Schweizer nach einem bequemen Stützpunkte für seinen lothringenschen Annexionsplan suchte, kam ihm die Geldnoth des Tiroler Fürsten, hervorgerufen durch den ungünstigen Waldshuter Frieden vom 27. August 1468, sehr gelegen. S. sollte 10 000 Gulden Kriegsentschädigung an die Eidgenossen zahlen oder Liegenschaften preisgeben und fand in seiner Verlegenheit bei König Ludwig XI. von Frankreich, welchen der Kaiser seinem Vetter als Helfer in der Noth vorgeschlagen, keinerlei Anklang. Daher fand er sich nun bewogen beim Todfeinde des Franzosenkönigs, Karl dem Kühnen, in den Niederlanden anzuklopfen, und dieser war schnell bereit ihm am 9. Mai 1469 die Summe von 50 000 Gulden vorzustrecken, wogegen ihm der Tiroler Herzog die allerdings meist schon verpfändeten Hauptbesitzungen Vorderösterreich's, Oberelsaß, Sundgau, Pfirt, die habsburgischen vier Orte am obern Rhein, die Grafschaft am Schwarzwald und Breisach überantwortete. Im Grolle wider die Eidgenossen begegnete sich ja S. mit dem Burgunderfürsten. S. wurde aber auch bald die Mittelsperson bei dem von ihm selbst mit Vorliebe gehegten Plane, eine Verlobung der Erbtochter Karl's des Kühnen mit dem einzigen Sohne seines kaiserlichen Vetters, dem jugendlichen Maximilian einzufädeln, und dies führte zu den allerdings widerspruchsvollen Ergebnissen der Trierer Zusammenkunft Karl's des Kühnen mit Kaiser Friedrich im J. 1473. Allgemach wurde aber Sigmund's Verhältniß zum Burgunderfürsten kühler, da letzterer dem Lieblingswunsche Sigmund's, mit den Schweizern anzubinden, auswich, und der Tirolerfürst nunmehr den Ausgleich mit den Eidgenossen und die Rückerwerbung der an Burgund verpfändeten Gebiete anstrebte. Frankreich begünstigte dies; S. schloß am 30. März 1474 den Ausgleich Habsburg-Oesterreichs mit den Eidgenossen, und die oberrheinischen Städte streckten Sigmund die Pfandsumme vor. Karl der Kühne verweigerte trotzdem die Rückgabe, die nun aber mit Gewalt, das ist durch einen Aufstand gegen die Burgunder Regierung erzwungen wurde.

A. 1477 fand Karl der Kühne im Schweizer- u. Lothringerkriege ein grauses Ende, und bald sehen wir den Kaisersohn Maximilian auf dem Wege nach Gent, um sich der Hand der Erbin von Burgund, seiner Verlobten, zu versichern. Andererseits brach der Ungarnkrieg los und bedrohte den Kaiser mit der Gefahr, sein Hauptland Oesterreich an Mathias Corvinus einzubüßen. Um so größere Bedeutung mußte in den Augen des Kaisers Tirol, das Land seines kinderlosen Vetters, gewinnen. Und dieser schien Tirols müde zu sein, da er am 6. Mai 1477 an Kaiser Friedrich die wunderliche Bitte richtete, ihn mit der erledigten Grafschaft Burgund oder mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen. Der Kaiser konnte noch nicht ahnen, daß S. nur zu bald in jene bedenklichen Freundschaftsverträge mit Baiern sich verstrickte, deren wir oben gedachten, und daß er, in wachsender Geldklemme, von Höflingen, Buhlerinnen und anderem Gelichter ausgebeutet, auf die abschüssige Bahn gerieth, die seinem Landesregiment ein baldiges Ende beschieden sollte.

Der Wendepunkt fällt in das Jahr 1485. Damals war der Ungarnkönig in Inneröstereich übermächtig, Gewaltherr im Lande unter der Enns geworden; der Kaiser ging nach Deutschland um die Rettung des Hausbestandes mit Reichshülfe zu versuchen und ließ seine einzige Tochter Kunigunde nach Innsbruck geleiten. Der häufige Gast des „fröhlichen weißen Königs" (so nennt ein gleich-

zeitiger allegorisirender Bericht den Tiroler Fürsten), Herzog Albrecht IV. von Baiern-München (der „blauweiße König"), faßte nun den Entschluß, sich mit der schönen Kaisertochter, der auch er behagte, zu vermählen. Die Aussteuer sollte S. mit der bairischen Anwartschaft Tirols besorgen. — Der Kaiser und sein Sohn ließen sich das Heirathsproject des Wittelsbachers aber nur unter der Bedingung gefallen, daß S. alle zu Gunsten Albrecht's ausgestellten Verschreibungen zurücknehme. Das entsprach nun aber nicht den Absichten des Baiernherzogs. Und als der Regensburger Handel den Kaiser mit dem Baiernfürsten entzweite, die Heirathsbewilligung des ersteren mehr denn je zurückschob, und S. doch einer solchen bedurfte, um seine Nichte dem Herzoge Albrecht zuführen zu können, so täuschte ihn letzterer mit einem gefälschten Consense des Kaisers, und S. schritt nun zur Trauung Kunigundens mit dem Baiernfürsten am 1. Januar 1487 durch den Bischof zu Eichstädt, ließ sich von Albrecht IV. in sehr bedenkliche Stipulationen einfädeln und benachrichtigte den Kaiser von der vollzogenen Thatsache. Der letztere konnte das Geschehene nicht mehr ändern, aber zeigte sich bald entschlossen, den ihm nachträglich bekannt gewordenen Anschlägen Baierns auf Tirol einen festen Damm zu setzen. Albrecht IV. von Baiern-München benutzte die Willensschwäche seines Freundes und Schwiegeroheims S., andererseits dessen Geldnoth und Kriegslust gegen Venedig zu dem Geheimvertrage vom Juli 1487, welcher ganz Vorderösterreich für die geringe Summe von 50000 Gulden dem Baiern-Münchener Herzoge als Kaufgut überlassen sollte. Diese ruchbar gewordene Stipulation und der von habsüchtigen Günstlingen des Herzogs, insbesondere Gaudenz v. Mätsch, leichtfertig heraufbeschworene Krieg Sigmund's mit der Signoria von Venedig (seit April 1487), der ihm gleichwohl den Sieg bei Calliano (10. August) bescheerte, bewirkten nunmehr aber ein geharnischtes Auftreten der Stände Tirols gegen die herzogliche Mißwirthschaft, und der Zorn des Kaisers über die Vorgänge in Tirol war ihr bester Verbündeter, denn er ließ nun den Tiroler Fürsten in der entschiedensten Form ermahnen, von allen Abmachungen mit Baiern abzustehen. Der Meraner Landtag vom November 1487 sprach von der Nothwendigkeit, die Länder Sigmund's für Gegenwart und Zukunft sicher zu stellen; hier hatten sich auch die Gesandten Kaiser Friedrich's und seines Sohnes, des römischen Königs Maximilian eingefunden. Erzherzog S. nahm die von den Ständen festgesetzte Landesordnung an und gelobte, daß, falls etwas geschehe, was den Besitzstand des Hauses Oesterreich schädigen könnte, „die Landschaft von Stund' an volle Gewalt habe, einen anderen Herrn von Oesterreich, den nächsten Erben, zum Landesfürsten zu nehmen, ohne von seiner oder irgend anderer Seite Irrung oder Hinderniß zu befahren"; ein weittragendes Zugeständniß, das den Schatten späterer Ereignisse vorauswarf. — Anfangs 1488 erschien Kaiser Friedrich zu Innsbruck, sprach über die verhaßten, flüchtigen Räthe des Herzogs die Reichsacht aus und bewog S., die Abmachungen mit Baiern zu widerrufen. Bald aber wendet sich die Tiroler Ständeschaft gegen die Gebrechen der Regierung und die Person des Landesfürsten, und dies dann, nachdem Ende 1488 Kaiser Friedrich abermals nach Tirol gekommen war und den Herzog veranlaßte, für den März 1489 einen Landtag nach Innsbruck einzuberufen. Nichts spricht offenkundiger für die thatsächliche Curatel Sigmund's als das Manifest Kaiser Friedrich's und seines Sohnes König Maximilian vom 18./19. Mai desselben Jahres, worin alle Vorgänge in Tirol kundgemacht und alle Reichsgenossen aufgefordert wurden, an der Aufrechthaltung der Beschlüsse mitzuwirken. Sigmund's thatsächliche Abdankung zu Gunsten seines jüngeren Vetters des römischen Königs Maximilian, konnte bei dieser Sachlage nur eine Frage der Zeit sein. Anfangs März 1490 kam letzterer nach Tirol; schon am 8. d. M. trat der Landtag zusammen und setzte dem Herzoge scharf zu. Unter

anderem kam auch die Versorgung von 40 (!) außerehelichen Kindern Sigmund's zur Sprache.

Letzterer überraschte schon am 16. März die Stände mit der Erklärung, daß er zur Wohlfahrt des Landes „alle seine Lande, die er als regierender Fürst innehabe, ohne Ausnahme seinem Herrn Vetter und Sohn, dem römischen Könige Maximilian übergebe", dem man sofort als dem „angehenden regierenden Herrn zu huldigen" bereit sein wolle. Sich und seiner Gemahlin behielt S. jährlich 52 000 Gulden Rente, den Bühlhof und das Recht vor, allenthalben im Lande, wo es ihm gefalle, spazieren, jagen und fischen zu können. So begab sich denn mit 63 Jahren S. von Tirol in den Ruhestand. Doch trat er von Zeit zu Zeit mit Anliegen an den regierenden Vetter heran, und daß Maximilian mit S. im lebhaften schriftlichen Verkehr blieb, bezeugen die Briefe des ersteren an den gewesenen Regierer Tirols aus den Jahren 1490—1495. Nicht immer konnte er den Forderungen Sigmund's willfahren. Dennoch blieben beide immer auf gutem Fuße. Der tirolische Vetter erfreute sich seines Ruhestandes in guter Gesundheit auf seinen sechs an herrlichen Punkten gelegenen Schlössern, die sämmtlich seinen Namen verewigen (Sigmundsburg, Sigmundseck, Sigmundsfreud, Sigmundskron, Sigmundslust, Sigmundsfried), bis zum Jahre 1496. Schon 1477 war auch ihm mit kaiserlicher Urkunde vom 8. December der Titel „Erzherzog" verliehen worden. Daß er noch immer trotz seiner Geistesschwäche, oder vielmehr eben deshalb an eine politische Zukunft des eigenen Hauses glaubte, beweist der Umstand, daß auf sein Verlangen der Brixner Bischof öffentliche Gebete nicht nur um Wiederverleihung der Gesundheit, sondern auch „um Gewährung eines Leibeserben" anordnete. Am 4. März des Jahres 1496 schied er aus dem Leben und wurde prunkvoll in der Familiengruft zu Stams seiner ersten Gattin zur Seite beigesetzt. Die erst 28jährige Wittwe Katharina heirathete in zweiter Ehe den Waffengenossen und Liebling Maximilian's, Herzog Erich von Braunschweig.

J. Chmel, Gesch. K. Friedrich's IV. u. s. Sohnes Maximilian I. 1. u. 2. Bd. (Hamburg 1840—43). — G. Voigt, Enea Silvio de Piccolomini als Papst Pius II. u. s. Zeitalter. 3 Bde. (Berlin 1856—63). Von dems. Die Briefe des Aeneas Silvius im 16. Bande des Archivs f. K. österr. Gesch. — A. Jäger, Der Streit der Tiroler Landschaft mit K. Friedrich III. wegen der Vormundschaft über Herzog Sigmund von Oesterreich 1439—1446 (Arch. f. K. österr. Gesch. 1873. XLIX. 1. 90—264. Sep.-A.) Von dems., Der Streit des Cardinals Nicolaus v. Cusa mit dem Herzoge Sigmund von Oesterreich als Grafen von Tirol. 2 Bde. (Innsbruck 1861). Von dems., Die Fehde der Gebrüder Bernhard und Wiguleius Gradner mit Herzog Sigmund (Denkschr. d. Wiener Akad., hist.-phil. S. 9. Bd.). Von dems., Der Uebergang Tirols und der österreichischen Vorlande von dem Erzherzog Sigmund an den römischen König Maximilian von 1478—1490 (Arch. f. K. österr. Gesch. 1874, S. 299—499 u. Sep.-A.). Von dems., Die Blüthezeit der Landstände Tirols von 1439—1519 (Gesch. d. landst. Vf. Tirols II. 2. A. Innsbruck 1885). — J. Egger, Gesch. Tirols, I. Bd. (Innsbruck 1872). — Victor v. Kraus, Maximilian's I. Beziehungen zu Sigmund von Tirol in den Jahren 1490—1496 (Wien 1879). — A. Bachmann, Deutsche Reichsgeschichte unter K. Friedrich und Maximilian, I. Bd. (Leipzig 1884). — Ulmann, K. Maximilian I. I., II. Bd. Stuttgart 1884—1891. — Huber, Gesch. Oesterreichs. III. Bd.

F. v. Krones.

Sigmund, Sohn des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, geboren am 11. December 1538, wurde als Nachfolger seines Bruders Friedrich am 26. October 1552 zum Erzbischofe von Magdeburg postulirt. Während seiner

Minderjährigkeit wurde Graf Johann von Mansfeld zum Statthalter des Erzbischofs bestellt. Als er mit dem sechszehnten Lebensjahre seine Volljährigkeit erreicht hatte, kam er in das Erzstift und hielt am 21. Januar 1554 mit großem Gefolge seinen Einzug in Halle, der damaligen Residenz der Magdeburger Erzbischöfe. Hier nahm er die Huldigung der Stadt entgegen und unterzeichnete die ihm vom Domcapitel vorgelegte Wahlcapitulation. Unter Beirath seines Vaters und seines Erziehers, des späteren Geheimraths Paul Prätorius, übernahm er jetzt selbst die Regierung des Erzstifts. Zunächst war es das Bestreben des jungen Fürsten und seiner Räthe, sein Land, namentlich die Stadt Magdeburg selbst, welche dem Kurfürsten Moritz von Sachsen bei ihrer Einnahme im November 1551 hatte huldigen müssen, der Abhängigkeit Sachsens zu entziehen. Durch einen Vertrag, den der Erzbischof am 29. September 1555 mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg abschloß, wurde festgesetzt, daß ersterer gegen Zahlung gewisser Summen am 10. Januar 1556 die Stadt Magdeburg an den Kurfürsten von Brandenburg und den Erzbischof als ihre Mitoberherren verweisen solle. Zugleich sicherte dieser Vertrag der Stadt Magdeburg die Bestätigung ihrer Privilegien zu, verpflichtete sie aber, ihren drei Oberherren das Oeffnungsrecht zu gestatten. An den Verhandlungen über diesen Vertrag nahm die Stadt nicht theil, sie erkannte ihn auch als rechtsverbindlich für sie nicht an; ebenso weigerte sie sich, beiden Kurfürsten zu huldigen. Auch die Verhandlungen zwischen Domcapitel und Stadt hatten zunächst keinen Erfolg. Erst am 22. August 1555 einigte man sich in Cölln an der Spree über eine Reihe wichtiger Punkte, den Abschluß selbst aber verschob man auf einen künftigen Tag. Danach verpflichtete sich der Rath, dem Erzbischofe und Domcapitel die diesen genommenen Kirchen, Klöster und Curien zurückzugeben, dem Erzbischofe, Domcapitel, sowie allen Stiftern, Klöstern, Adligen, Bürgern und Bauern ihre Zinsen, Nutzungen und Jurisdiction, wie sie solche vor 1546 gehabt und gebraucht, wieder folgen zu lassen, ferner ihnen alle genommenen Urkunden, Register, Kleinodien u. s. w. wieder auszuliefern. Dagegen soll dem Rathe und der Bürgerschaft die freie Uebung der evangelischen Religion gestattet sein, die Magdeburger sollen aber auch das Domcapitel und den übrigen katholischen Clerus nicht an dem hindern, was der jetzt in Augsburg versammelte Reichstag beschließt oder was künftig vom Kaiser und den Reichsständen wird beschlossen werden. Außerdem enthielt der Vertragsentwurf noch eine Reihe von Bestimmungen über die Bestätigung der städtischen Privilegien, Belehnung der Bürger mit erzstiftischen Gütern, über Zölle, Wiederaufbau der Neustadt und Sudenburg, die Kornschiffung, Schadenersatz der Stadt an Erzbischof und Domcapitel und verschiedene andere untergeordnete Punkte. Die betreffenden Parteien waren mit vielen Bestimmungen dieses Entwurfes nicht einverstanden und zögerten ihre Zustimmung zu geben. Erst nach längeren Verhandlungen kam zu Wolmirstedt am 29. Januar 1558 zwischen Erzstift und Stadt ein Vertrag zu Stande, der im wesentlichen mit dem Cöllner von 1555 übereinstimmte, nur wurde festgesetzt, daß Rath und Gemeinde nicht verbunden seien, dem Erzbischof den Unterthaneneid zu leisten, die Huldigungspflicht der Stadt gegen den Kaiser, das Reich und den Kurfürsten von Sachsen dagegen anerkannt. Ferner verzichteten Domcapitel und Clerisei auf Ersatz des ihnen von der Stadt zugefügten Schadens. Die Domherren, die seit zwölf Jahren die Stadt verlassen hatten, kehrten nach Magdeburg zurück und hielten am 10. März zum ersten Male wieder ein Capitel. Der Versuch des größtentheils noch katholisch gesinnten Domcapitels, im Dom und in den Stifts- und Klosterkirchen den katholischen Gottesdienst wieder herzustellen, erregte in der durchweg protestantischen Bürgerschaft Magdeburgs große Aufregung. Daher erließ der Rath unter dem 7. Mai 1558 eine

Verordnung, in der er alle Bürger und Einwohner aufforderte, die katholischen Kirchen in dem unter Jurisdiction des Erzbischofs stehenden Neuen Markte (dem südlichen Stadttheile Magdeburgs) nicht zu besuchen. Auch an den Erzbischof und den Kurfürsten Joachim von Brandenburg wandte sich der Rath um Abstellung der „Abgötterei" auf dem Neuen Markte, ohne aber Antwort zu erhalten. Fast das ganze Erzstift war der Reformation zugethan: auf dem Landtage zu Halle im J. 1558 hatten Ritterschaft und Städte Einspruch beim Erzbischof gegen die Wiedereinführung des Katholicismus erhoben und erklärt, gegen die Stadt Magdeburg, falls Aufruhr daselbst deswegen entstände, keine Hülfe zu leisten. Einige noch schwebende Streitpunkte zwischen Erzbischof und Stadt, namentlich wegen der Jurisdiction, wurden durch einen neuen Vertrag beigelegt (26. März 1562). Hierin wurden namentlich die Grenzen zwischen dem Neuen Markte, wo der erzbischöfliche Möllenvogt, und der Stadt, wo der Rath die Gerichtsbarkeit ausübte, festgesetzt. Außerdem enthielt der Vertrag verschiedene Bestimmungen über Schifffahrt, Wahrung der Rechte der Altstadt gegen Neustadt und Sudenburg u. s. w. Durch den Abschluß dieses Vertrages waren endlich alle größtentheils aus Magdeburgs Theilnahme am Schmalkadischen Kriege entstandenen Streitigkeiten zwischen Erzbischof, Domcapitel und Stadt beigelegt und dadurch auch die Möglichkeit gegeben, daß die Stadt von der noch immer auf ihr lastenden Reichsacht befreit werden konnte. Sie schickte deswegen ihren Bürgermeister Georg Gerike, ihren Syndikus und Secretär, der Erzbischof seinen Geheimrath Georg Prätorius an Kaiser Ferdinand I., der sie denn auch am 12. Juli 1562 von der Acht lossprach.

Ein anderer zwischen Erzbischof und Stadt abgeschlossener Vertrag vom 6. Juli 1564 betraf die Bestätigung der städtischen Freiheiten und die Anerkennung der erzbischöflichen Hoheitsrechte. Danach soll es dem Erzbischof freistehen, so oft in die Stadt zu kommen und daselbst zu verweilen, als es ihm beliebt, aber sein Gefolge darf nicht mehr als 200 Personen betragen. Die Augsburgische Confession soll aufrecht erhalten werden, jedoch soll dem Erzbischof, Domcapitel und der Landschaft bei der beabsichtigten Einführung der Reformation in dem hohen Stifte die Beibehaltung guter christlicher Ceremonien unbenommen bleiben. Im Domcapitel hatte jetzt die evangelisch gesinnte Partei die Oberhand gewonnen: auf dem Landtage zu Calbe hatte dasselbe am 5. December 1561 zur großen Freude des Erzbischofs, der Ritterschaft und der Städte den Beschluß gefaßt, die Reformation einzuführen und eine allgemeine Klöster- und Kirchenvisitation abzuhalten. Am folgenden Tage ließ Erzbischof S. dem Rathe der Stadt erklären, daß er sammt seiner Landschaft bei der Augsburgischen Confession bleiben, auch nicht gestatten wolle, daß im Dom oder anderen Kirchen die Messe wieder aufgerichtet werde. Diese Visitation der Klöster wurde auch in den nächsten Jahren ausgeführt, gleichzeitig mit ihr eine allgemeine Kirchenvisitation, die sich mit Ausnahme der Stadt Magdeburg auf das ganze Erzstift erstreckte. Die Ritterschaft bat auf dem am 31. Januar 1564 zu Calbe eröffneten Landtage nochmals um Einführung des evangelischen Gottesdienstes im Dom. Der der lutherischen Lehre zugethane Erzbischof zeigte sich bereit, dem Antrage unter gewissen Modificationen zu entsprechen. Ihm selbst war es nicht mehr vergönnt, die Reformation in seinem gesammten Erzstift eingeführt zu sehen, da er schon in seinem 28. Lebensjahre am 13. September 1566 auf der Moritzburg in Halle starb.

Erzbischof S. war ein unterrichteter, milder und gerechter Herr, von Herzen der evangelischen Lehre zugethan, deren volle Anerkennung er in seinem Lande bestens vorbereitet hatte. Um die Stadt Magdeburg erwarb er sich dadurch ein

Verdienst, daß er die langjährigen Streitigkeiten derselben mit dem Domcapitel ausglich und Frieden und Eintracht zwischen beiden Theilen herstellte.

v. Dreyhaupt, Saalkreis I, 274 ff. — Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburg, 2. Aufl. II, 1 fg.

Janicke.

Sigmund, Herzog von Sachsen, Fürstbischof von Würzburg, geboren am 28. Februar 1417, † am 24. December 1463. Nach dem Tode seines Vaters, des Kurfürsten Friedrich I. (gen. der Streitbare) von Sachsen († am 1. Januar 1428) führte zunächst der älteste der vier hinterbliebenen Brüder, Kurfürst Friedrich II., die Regierung allein, und als der eine von ihnen, Heinrich, starb und S. zu seinen Jahren kam, mit diesem in Gemeinschaft, während der jüngste, Wilhelm, erst später, aber sicher im J. 1436 als mithandelnder erscheint. In diesem Jahre trafen nämlich die drei Brüder eine friedliche Theilung ihrer Erblande, wobei S., der zweite in der Reihe, Weißenfels, Freiburg a. d. Unstrut, Jena, Weida, Orlamünde, Saalfeld, Coburg mit den fränkischen Besitzungen u. a. m. zugesprochen erhielt. Aber schon das Jahr darauf, im März 1437, resignirte er den ihm zugefallenen Landestheil, trat in den geistlichen Stand und nahm in Weida, im später sogen. Vogtland, seinen Aufenthalt. Diesen Ort hatte er sich nebst bestimmten Einkünften vorbehalten. Welche Gründe S. zu diesem Entschluß bewogen, ist mit Sicherheit kaum zu sagen; die Frage wird noch verwickelter durch die Thatsache, daß er fast gleichzeitig feindselig gegen seine Brüder, in erster Linie gegen den Kurfürsten Friedrich II. auftrat und als ein Verbündeter des Meißner Burggrafen Heinrich von Plauen erscheint, als dieser angriffsweise gegen dieselben vorging. Diese Parteinahme für den Burggrafen hatte zunächst die Folge, daß seine Brüder sich rasch entschlossen, ihn in Weida überfielen und als Gefangenen nach Freiberg führten. Aber nicht gar lange darauf trat eine merkwürdige Wendung in dem Schicksale des jugendlichen Fürsten ein, der sich trotz seiner priesterlichen Würde so unnütz gegen seine nächsten Blutsverwandten gemacht hatte. Diese Wendung hängt in ihren letzten Gründen mit der hoch gediehenen Spannung zusammen, die zwischen den beiden Häusern der Wettiner und der Zollern (Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Brandenburg) bestand. Ueberhaupt aber begreift es sich ganz gut, daß Sigmund's Brüder nicht daran denken konnten, den unzuverlässigen und, wie es scheint, ehrgeizigen jungen Fürsten für alle Zeit in ihren Erblanden zurückzuhalten. Der Gedanke lag nahe, ihn irgendwo in einem der vielen und reichen geistlichen Stifte des Reiches unterzubringen. Ließ sich damit die Förderung des Interesses des Hauses Wettin vereinigen, um so besser! So verfielen sie auf den Plan, S. den Weg in das Hochstift Würzburg zu ebnen, das ihnen ja in unmittelbarer Nähe lag. Gelang es zugleich, S. auf den Stuhl des h. Burkard zu erhöhen, so gewannen sie in Franken eine unschätzbare Position für ihre Hauspolitik und erzielten der Machtstellung der Zollern gegenüber in den fränkischen Gebieten ein empfindliches Gegengewicht. Bei diesem Plane täuschten sie sich freilich in mancher Beziehung, in erster Linie in dem Charakter ihres Bruders, der sich zwar gern durch sie emporheben ließ, aber durchaus nicht der Meinung war, ihnen seine Selbständigkeit zum Opfer zu bringen und sich zur willenlosen Puppe in ihren Händen herzugeben. Zunächst ließ sich zwar im Sinne der wettinischen Brüder alles gut an. Im Hochstift Würzburg herrschte infolge der heillosen Regierung des Fürstbischofs Johann II. von Brünn seit einer Reihe von Jahren eine gräuliche Zerrüttung, gegen welche bis jetzt auf verschiedenen Wegen vergeblich angekämpft worden war. Zwischen Bischof und Capitel bestand ein fortgesetzter Krieg, der die gesammte Landschaft in Mitleidenschaft zog. Schon einmal hatte man dem unverbesserlichen Fürsten

einen sogenannten „Stiftspfleger“ als bevormundenden Mitregenten an die Seite gesetzt, aber er hatte es verstanden, diesen Vormünder wieder abzuschütteln und die volle Gewalt in seine Hände zurückzubekommen. Im Verlaufe weniger Jahre wirthschaftete er jedoch von neuem und so vollständig ab, daß er es sich gefallen lassen mußte, daß das Capitel und die Ritterschaft zum zweiten Male, und ohne daß er es hindern konnte, auf die Erhebung eines Stiftspflegers zurückgriffen. Diese Zustände und Vorgänge im Bisthum Würzburg hatten die sächsischen Fürsten gewiß schon längst ins Auge gefaßt und säumten nun nicht, als die Frucht reif war, zuzugreifen. Sie hatten offenbar bereits eine Partei im Capitel und in der Ritterschaft für sich gewonnen und setzten es so durch, daß nach tagelangen Verhandlungen in Coburg der jugendliche S. durch Abgeordnete des Capitels und der Ritterschaft zum Stiftspfleger auf „Bischof Johann's Lebenszeit“ erwählt wurde. Diese Wahl bezeugte allerdings den Einfluß der Wettiner im Bisthum Würzburg, aber es hätte sich kaum behaupten lassen, daß das Interesse des Hochstifts bei der Erhebung gerade dieser Persönlichkeit den Ausschlag gegeben habe. Wie man maßgebender Seits die dem jugendlichen Fürsten zugedachte Stellung sich vorstellte, geht schon zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß man ihm einen Regentschaftsrath von vier Personen an die Seite setzte, bei deren Zusammensetzung ihm selbst das Wort nicht gestattet war. Allerdings wurde auch der Fall der Eventualnachfolge Sigmund's in der bischöflichen Würde bei dieser Gelegenheit förmlich und nachdrücklich und unter gewissen Bedingungen in allem Ernste beredet. Indeß erwies sich die ganze Maßregel als überflüssig, weil Fürstbischof Johann bereits (am 9. Januar 1440) starb, ehe der erwählte Stiftspfleger sein Amt hatte antreten können. Nun war Sigmund's Zeit erst recht gekommen, das Würzburger Capitel wählte ihn bereits am Tage darauf (10. Januar 1440) zum Nachfolger. Er erschien auch ungesäumt in Würzburg und erklärte die Annahme der auf ihn gefallenen Wahl, obwohl sie mit nicht geringen Beschränkungen verbunden worden war. Zunächst mußte er die eidliche Zusage machen, die bischöfliche Regierung im Hochstift nicht antreten zu wollen, bis er von dem Papste bestätigt sein würde, welchen das deutsche Reich, bez. das Würzburger Capitel als den rechtmäßigen anerkannt haben würde. Diese Bedingung entsprach der Politik der sogen. „Neutralität“, sie bedeutete jedoch zugleich einen unbestimmten Aufschub des Antrittes der wirklichen Regierung, da Niemand die Beendigung des Schismas vorausbestimmen konnte. Außerdem mußte der „Erwählte“ sich gefallen lassen, daß eine verstärkte Regentschaft ihm an die Seite gesetzt wurde, deren Zusammensetzung die Brüder des Erwählten, das Capitel und die Ritterschaft des Hochstifts bestimmen sollten. Erst nachdem S. sich diesen Beschränkungen seiner fürstbischöflichen Stellung eidlich unterworfen, wurde ihm gehuldigt und bestätigte ihn der Metropolitan von Mainz.

Mit dieser Erhebung ihres Bruders auf den Würzburger Bischofsstuhl mochten die beiden wettinischen Brüder einen namhaften Erfolg gegen die zollernschen Nebenbuhler errungen zu haben wähnen. Es kam indeß alles ganz anders. Der jugendliche „Erwählte“ von Würzburg war nicht geneigt, sich in die ihm zugedachte Rolle der Unmündigkeit gutwillig zu finden. Er sann vielmehr schon in der nächsten Zeit darauf, die Fesseln, die man ihm angelegt hatte, abzuschütteln. Unter dem Würzburgischen Stiftsadel fehlte es nicht an Elementen, die, um des eigenen Vortheils willen, bereit waren, ihm dabei hülfreich zu sein, wie die Thüngen's, Grumbach's, Schwarzenberg's u. s. w. Ein Bundesgenosse ganz anderer Art war aber der Markgraf Albrecht (Achilles) von Brandenburg, der in der Unterstützung des ehrgeizigen „Erwählten“ von Würzburg das sicherste Mittel erkannte, die nebenbuhlerischen Wettiner um den Erfolg, den sie durch

die Erhöhung ihres Bruders gewonnen, aufs empfindlichste zu täuschen. Bereits hatte die Fehde zwischen beiden Häusern jenseits des Waldes begonnen. In S. lebte ein so geringes dynastisches Gefühl, daß er keinen Anstand nahm, sich dem Markgrafen in die offenen Arme zu werfen, in der Hoffnung, durch die Dazwischenkunft desselben die so schmerzlich vermißte Freiheit der Bewegung und die volle fürstliche Selbständigkeit zu erlangen. So wurde eine Bewegung hervorgerufen, die bald einen guten Theil des Reiches in Mitleidenschaft zog und vor allem die Verwirrung im Hochstift Würzburg, deren Beilegung man von dem „Erwählten“ erhofft hatte, ins Ungemessene steigerte. Der Bruch zwischen S. und seinen Verbündeten auf der einen, und dem Capitel und den „Regenten“ auf der anderen Seite, war das Nächste, was geschah. S. flüchtete im Einvernehmen mit dem Markgrafen nach Ansbach, erkannte den Papst (Felix V.) des Basler Concils an und ließ sich von einem Anhänger desselben zum Bischof weihen — alles dies gegen die beschworenen Abmachungen mit dem Capitel und seinen Brüdern. Auf Verlangen des Capitels ließen diese nun eine bewaffnete Macht im Hochstift einrücken, die mit den Truppen des Markgrafen anband, aber den Kürzeren zog und hierauf wieder abzog, während ein Anschlag des Markgrafen auf Ochsenfurt — ein Besitzthum des Capitels — mit schweren Verlusten mißlang (1441). Nun wurde jenseits und diesseits des Waldes hin und her verhandelt, um eine Verständigung und Waffenruhe herbeizuführen; besondere Mühe in dieser Richtung gab sich u. a. der Metropolitan von Mainz, aber S., so viel es auf ihn ankam, widerstrebte nach Kräften, obgleich die beiden kriegführenden Parteien die Hand zum Frieden boten. So kam man im Hochstift wieder auf den Gedanken zurück, bis zu definitiven Ordnung der Dinge und um den wortbrüchigen „Erwählten“ zu zügeln, eine neue Regentschaft zu bestellen oder die früher bestellte zu reorganisiren. S. kehrte sich aber nicht an diesen Beschluß seiner Gegner; es gelang ihm, sich die Thore von Würzburg zu öffnen und dort seinen Sitz aufzuschlagen; die Veste verblieb freilich nach wie vor in den Händen des Capitels. Einen Teil der Bürgerschaft hatte S. offenbar auf seine Seite gebracht, so daß er es wagen durfte, bischöfliche Functionen und fürstliche Rechte auszuüben. Endlich erschien, anfangs Juni 1442, König Friedrich III., auf seiner Krönungsreise nach Aachen begriffen, in Würzburg, ohne daß es ihm aber gelang, sogleich Friede und Ordnung zu schaffen. Erst auf einer Tagsatzung in Frankfurt, wo der König auf dem Rückweg von Aachen längeren Aufenthalt nahm, wurde auch (im August desselben Jahres) ein Austrag des Streites insofern erzielt, als der König S. auf die Seite schob, in der Person des Würzburger Domherren Gottfried Schenk von Limburg einen Stiftspfleger ernannte, ihn mit den Regalien belehnte und allen Städten und der Ritterschaft des Stiftes gebot, demselben zu gehorchen. S. konnte sich aber auch jetzt nicht entschließen, sich widerstandslos dem königlichen Spruche zu unterwerfen und machte den Versuch, gewaltsamen Widerstand zu leisten, zumal er in einigen Städten des Landes Anhang fand. Der neue Stiftspfleger, in welchem man mit Recht den designirten Fürstbischof erblicken durfte, ist in Person gegen den Widersetzlichen ausgezogen und hat ihn bald derart in die Enge getrieben, daß er mit Schimpf und Spott den Rückweg antreten mußte. Von Sigmund's früheren Bundesgenossen ist in dieser Zeit keine Rede mehr, seine Rolle war ausgespielt, er war ein verlorener Mann. Auch der Papst des Basler Concils ließ ihn fallen und strengte sich an, ihm eine goldene Brücke zu bauen, insofern er ihn zum Patriarchen von Alessandrien in p. infid. ernannte und ihm eine jährliche Pension von 1000 fl. ausmachte (1443). Das kam einer vollständigen Verzichtleistung Sigmund's auf das Bisthum Würzburg gleich, der Stiftspfleger Gottfried ist dann auch bald in aller Form sein Nach-

folger geworden. Weiterhin hat auch Papst Eugen IV. diese Abmachung anerkannt und über S. die Absetzung ausgesprochen. S. selbst ging in seine väterlichen Erblande zurück, mußte aber erleben, daß die ihm ausgemachte Pension nicht immer regelmäßig ausbezahlt wurde, so daß noch Papst Nicolaus V. (1452) zu seinen Gunsten als Vermittler auftrat. Freilich hatte S. noch als Fürstbischof Schulden contrahirt, für welche nach seiner Beseitigung das zerrüttete Hochstift in Anspruch genommen wurde. Von den Urhebern der geschilderten Vermittelung hat sich keiner der erzielten Erfolge oder gemachten Anstrengungen erfreuen dürfen. S. selbst wurde, heimgekehrt, von seinen Brüdern nicht gerade freundlich behandelt, und hatte auch keinen Grund dazu gegeben. Zuletzt soll er sogar von ihnen aufs neue in Haft genommen worden sein. Es war die für die wettinischen Lande schwere Zeit des sogen. Bruderkrieges und die herrschende Verwirrung hat ihm vielleicht die Versuchung nahe gelegt, seine alten Künste zu versuchen. Erst 20 Jahre nach seinem Rückzug aus Franken ist er zu Rochlitz gestorben (24. December 1463). Der Gesammteindruck des Erzählten ist ein verfehltes und verlorenes Leben, das um der Sache willen immer noch verdient, eingehend und auf sicherer Grundlage dargestellt zu werden.

Vgl. J. S. Müller, Annalen des Kur- und Fürstl. Hauses Sachsen seit 1400. Weimar 1700 f. (veraltet). — Böttiger-Flathe, Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen. 1. Bd. (unzureichend für unsere Zwecke). — Droysen, Geschichte der preuß. Politik II, 1. — Tr. Märker, Das Burggrafenthum Meißen (Leipzig 1842). — L. Fries, Chronik der Bischöfe von Würzburg (bei Ludewig, Geschichtschreiber des Bisthums Würzburg). — Ussermann, Episcopatus Wirceburg. — Lünig, Des teutschen Reichsarchives Partis spec. Contin. II. Leipzig 1712, S. 211—214. — Riedel, Codex diplomat. Brandenb. II, 3. — Codex diplom. Saxon. III, V. — Chmel, Regesten des Kaiser Friedrich IV (III). 1. Bd. — Hennebergisches Urk.-Buch, 7. Bd. — J. A. Schultes, Geschichte der Grafen von Henneberg, 1. Thl. — Für ungedrucktes die Urkunden des Kreisarchivs Würzburg.

Wegele.

Sigmund: Karl Ludwig S., Ritter von Ilanor, Arzt und hervorragender Syphilidolog, ist am 27. August 1810 zu Schäßburg in Siebenbürgen geboren, † am 1. Februar 1883. Seine ärztliche Ausbildung erhielt er auf der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie, wo er Dr. chir. und Magister der Augenheilkunde und Geburtshülfe wurde. 1837 erlangte er die Doctorwürde an der Pester Universität, machte von 1841 an auf Staatskosten eine längere wissenschaftliche Reise, wurde 1842 zum Primararzt einer chirurgischen Abtheilung im Allgemeinen Krankenhause ernannt und habilitirte sich 1843 als Privatdocent an der Wiener Universität. Er widmete sich von dieser Zeit ab ganz besonders dem Studium bezw. der Behandlung der syphilitischen Krankheiten, erwirkte 1848 die schon früher beantragte Vereinigung aller Syphiliskranken in einer besonderen Station, machte 1848 im staatlichen Auftrage eine Reise in den Orient zur Erörterung der Pestfrage und Quarantänereform, worüber er eine besondere Schrift „Zur Pest- und Quarantänefrage. Bemerkungen mit Beziehungen ꝛc." (Wien 1848) herausgab und wurde 1849 zum ordentlichen Professor an der Wiener Hochschule mit dem Titel Hofrath, sowie zum Director der syphilitischen Klinik ernannt. In dieser Eigenschaft entfaltete er eine außerordentlich rührige Thätigkeit, verwandelte seine Abtheilung „durch Beseitigung der z. Th. desperaten hygienischen Beschaffenheit der Krankenzimmer, der Unzulänglichkeit des Wartepersonals" ꝛc. in eine Musteranstalt, hielt regelmäßige Specialcurse über Syphilis ab, für die er sein reiches Krankenmaterial in ausgiebiger Weise benutzte und die sich einer großen Theilnahme seitens in- und

ausländischer Mediciner zu erfreuen hatten und veröffentlichte als Product seiner Beobachtungen und Erfahrungen auf dem genannten Specialgebiete eine Reihe von Publicationen, in denen er sich als eifriger Mercurialist und speciell als Anhänger der Schmierkur bekannte, so: „Das von mir geübte Verfahren der Einreibungskur mit grauer Salbe bei der Syphilis“ (Wien 1856; 2. Aufl. 1859; 3. Aufl. u. d. T.: „Das von mir geübte Verfahren der Einreibungscur mit grauer Quecksilbersalbe bei Syphilisformen. Anleitung nach eigenen Beobachtungen“, ebda. 1866, 5. Aufl. 1878); ferner „Syphilis und venerische Geschwürsformen“ (in v. Pitha und Billroth's Handbuch der allgemeinen und speciellen Chirurgie, Bd. I, Abth. 2 A, Nr. 9. Letztgenannte Schrift ist übrigens die einzige von ihm herrührende zusammenhängende Darstellung seiner Ansichten über die Syphilis). Ferner „Die Wiener Klinik für Syphilis. Ein Rückblick auf ihr 25jahriges Bestehen“ (Vierteljahrschrift für Dermatologie u. Syphilis, 1876, 77); „Vorlesungen über neuere Behandlungsweisen der Syphilis“, (3. Aufl. Wien und Leipzig 1883). Weitere Publicationen Sigmund's beziehen sich auf Gegenstände aus den Gebieten der Klimatologie und Balneologie, für welche er sich bereits seit Beginn seiner ärztlichen Laufbahn interessirte. Hierher gehören die Schriften: „Füred's Mineralquellen und der Plattensee“ (Pest 1837); „Gleichenberg, seine Mineralquellen und der Curort ꝛc.“ (Wien 1840; 2. Aufl. ebd. 1846); „Südliche klimatische Curorte mit besonderer Rücksicht auf Venedig, Nizza, Pisa, Meran und Triest. Beobachtungen und Rathschläge ꝛc.“ (Wien 1857; 2. Aufl. 1859); „Uebersicht der bekanntesten, zu Bade- und Trinkkuranstalten benützten Mineralwässer Siebenbürgens“ (ebd. 1860). — 1867 erhielt S. den Adel mit dem zu Anfang genannten Prädicat, 1870 wurde er in den erbländischen Ritterstand erhoben. 1881 d. h. im 70. Lebensjahre mußte er nach dem österreichischen Universitätsgesetze seine akademische Stellung niederlegen. Er starb auf einer Reise in Italien zu Padua am 1. Februar 1883. — Erwähnenswerth sind noch, abgesehen von einer Schrift mit dem Titel „Beobachtungen über die Flechte und ihre Verbindungen nebst einem neuen specifischen Mittel zu deren Heilung, nämlich dem Anthrakokali“ (Pest 1837) einige auf Epidemiologie bezügliche Arbeiten Sigmund's, speciell die als Resultat einer im amtlichen Auftrage unternommenen Reise gelieferte Monographie: „Die italienischen See-Sanitätsanstalten und allgemeine Reformanträge für das Quarantänewesen“ (1873), welche auf der Wiener internationalen Sanitätsconferenz die Grundlage einer Discussion wurde und zu einem, bisher übrigens noch nicht verwirklichten Entwurfe zu einer „internationalen Sanitätsconvention“ führte. Der Schwerpunkt der Bedeutung von S. als Syphilidolog liegt darin, daß er in die Therapie der Syphilis Ordnung, System und Methode gebracht und als Lehrer durch Wort und Schrift (auch in zahllosen kleineren Journalaufsätzen) die Erkenntniß und namentlich die Therapie der syphilitischen Krankheitsformen außerordentlich gefördert hat.

Vgl. Biogr. Lexicon von Hirsch u. Gurlt V, 399 und die daselbst genannten Quellen.

Pagel.

Sigrich, König der Westgothen. In dem Volk und an dem Königshofe der Westgothen hatten sich schon unter Alarich I. (s. A. D. B. I, 173), ja schon vor diesem, zwei Strömungen bekämpft: eine mehr zu Rom und dem Frieden neigende, und eine mehr für die stammthümliche Eigenart, die Freiheit von römischer Oberhoheit, den Krieg gegen Rom eingenommene. Alarich's Schwäher und Nachfolger, Athaulf (s. A. D. B. I, 630), der Gemahl der Galla Placidia, Schwester des weströmischen Kaisers Honorius, hatte, nach mehrfachen Schwankungen, sich für die römerfreundliche Partei entschieden. Abgesehen aber

von diesem Gegensatz bestand bei den Westgothen altvererbte Feindschaft zwischen dem Königsgeschlecht der Balthen und der Sippe des Sarus, eines Edeln und Gefolgschaftsführers, welcher, abenteuernd, wie so viele seiner Stammes- und Standesgenossen, lange Zeit im römischen Waffendienst gefochten hatte, zuletzt gegen Kaiser Honorius für einen Anmaßer Jovinus. Die Feindschaft beider Sippen wog so schwer, daß Athaulf (angeblich) 10 000 Mann aufgeboten hatte, Sarus, der mit nur 18 Speeren auf dem Weg aus Italien nach Gallien begriffen war, mit Uebermacht zu überfallen und zu vernichten. Als nun Athaulf (415) in Barcelona von dem arglistig in seine Dienste getretenen Gefolgsmann eines alten Feindes — vielleicht eben des Sarus — ermordet wurde, erhoben die Gothen nicht Athaulf's Bruder zum König (wie jener sterbend wohl vorgeschlagen hatte, da er diesem auch die Freigabe Placidia's und Freundschaft mit Rom empfohlen hatte), sondern S., des Sarus Bruder, durch Gewaltmittel einer Partei, welche ohne Zweifel eben die römerfeindliche war: hatte doch auch Sarus zuletzt gegen Kaiser Honorius gefochten. Der Haß Sigrich's gegen die Balthen zeigte sich in der Ermordung von sechs Kindern Athaulf's aus früherer Ehe und in der harten Behandlung Placidia's, welche er mit anderen römischen „Gefangenen" zwölf römische Meilen zu Fuß vor seinem Roß hergehen ließ. Aber schon am siebenten Tage seiner Herrschaft ward S. ermordet; sein Nachfolger ward Walja (s. d. Artikel).

Quellen: Olympiodor ed. Niebuhr. Bonn 1829, S. 454, 459. — Philostorgius ed. Valesius. Paris 1668. XII, 4. — Sozomenos (ebenda) IX, 13. — Orosius ed. Havercamp, Lugdun. Batav. 1767. VII, 43. — Prosper Aquitan. ed. Roncallius, I, 18. (Padua 1787.) — Jordanis Getica ed. Mommsen, c. 31. (Berlin 1882.) — Idatius. Chron. l. c. II, 337.

Litteratur: Könige der Germanen, V. 1870. S. 65 und die Angaben das.

Dahn.

Sigrich, Sohn des Burgundenkönigs Sigmund (473—516) und der Ostrogotho, Tochter Theoderich's des Großen, 495 (?)—522, s. den Artikel Sigmund, oben S. 284.

Dahn.

Sigrist: Georg S., katholischer Geistlicher, geboren am 3. Januar 1788 zu Görz in Illyrien, † am 13. Mai 1866 zu Rohrdorf im Kanton Aargau. Sein Vater war ein geborener Luzerner, der als Beamter in Görz angestellt war. S. bildete sich unter Pestalozzi als Lehrer aus; 1811 veröffentlichte er in Wien „Briefe an Schmid über seine Ansichten und Erfahrungen der Erziehungsinstitute". Er studirte dann in Landshut Theologie und wurde ein Lieblingsschüler von Sailer, kam durch diesen auch in freundliche Beziehungen zu Cl. Brentano, J. K. Passavant und Fr. L. Stolberg. In einem Briefe an die Gräfin Stolberg vom 17. December 1817 (bei J. Janssen, Fr. L. Stolberg S. 484) sagt Sailer: „Unter allen reinen, gottseligen Menschen auf Erden, die ich kenne, habe ich noch keinen gefunden, der so demüthig, so engelrein, so innig, so sich ganz opfernd ist wie Sigrist. Wenn katholisch einen Superlativ hätte, so wäre S. der katholischste." 1813 kehrte S. nach der Schweiz zurück, wo er sich an andere Schüler Sailer's, Widmer, Gügler und Schiffmann anschloß. 1815 übernahm er die Seelsorge in Horn, 1825 in Wohlhusen. 1840 wurde er Pfarrer in Luzern. Nachdem er 30 Jahre in der Seelsorge thätig gewesen war, wurde er 1845 Chorherr in Beromünster. Er sehnte sich aber bald nach einer praktischen Thätigkeit zurück, dachte daran, als Missionar nach Amerika zu gehen, nahm aber 1846 die Wahl zum Pfarrer in Aarau an und wurde dort auch Mitglied der kantonalen Armencommission, der geistlichen Prüfungscommission und des katholischen Kirchenrathes. Im Mai 1848 wurde

er als Kantonsschulinspector und Mitglied des Erziehungsrathes nach Luzern berufen, 1852 auch zum nichtresidirenden Domherrn des Bisthums Basel ernannt. Noch in demselben Jahre legte er seine Stelle in Luzern nieder, übernahm für einige Wochen die Direction der Pestalozzi-Anstalt (für verwahrloste Knaben) zu Olsberg, dann im April 1853 die Pfarrei Birmensdorf. 1860 legte er, über 70 Jahre alt, diese Stelle nieder und verlegte seinen Wohnsitz nach Bütlikon, wo er ohne Anstellung dem Pfarrer in der Seelsorge aushalf. Er dachte daran, sich in die nahe gelegene Einsiedelei St. Wendelin zurückzuziehen, ließ sich aber im September 1863 bestimmen, die Stelle eines Curatcaplans in Rohrdorf bei Baden anzunehmen, wo er 1864 sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feierte und dabei selbst mit jugendlichem Feuer die Festpredigt hielt. — S. gab mit einigen Freunden zusammen 1825—26 die „Schweizerlegende" (Legende der Heiligen für das katholische Volk) heraus, die mehrere Auflagen erlebte. Ferner veröffentlichte er „Der selige Nikolaus von der Flüe", 1843, und mehrere Jugend- und Volksschriften (u. a. „Schweizerseppeli") und Predigten.

Ein jüngerer Bruder von Georg S., Joseph, geboren am 11. September 1789 zu Görz, † 15. Februar 1875 zu Ruswyl im Kanton Luzern, war in dem Pestalozzi'schen Institute zu Ifferten erst Schüler, dann Lehrer, darauf einige Zeit Hofmeister bei einem ungarischen Grafen. 1809 war er einige Zeit in Rom. Von 1811 an studirte er zu Landshut Theologie, wurde 1815 Priester, war dann an mehreren Orten in der Schweiz Hülfsgeistlicher und wurde 1823 Pfarrer in Ruswyl, was er bis zu seinem Tode blieb. 1826 reiste er noch einmal nach Rom. 1848 war er Mitglied des Erziehungsrathes in Luzern. 1863 wurde er von den Pfarrern des Landcapitels Sursee einstimmig zum Decan gewählt, 1865 bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Jubiläums von Pius IX. zum Cameriere ernannt. In seinen jüngeren Jahren war er Mitarbeiter der Wiener Zeitschrift „Iris", später mit seinem Bruder an der „Schweizerlegende". Außerdem sind einige Gebetbücher, Predigten und religiöse Gedichte von ihm gedruckt.

N. Schürch, Nekrolog von Georg Sigrist, in der Katholischen Kirchenzeitung für die Schweiz, 1866 (auch besonders abgedruckt). — Nekrolog von Jos. Sigrist in derselben Kirchenzeitung, 1875, Nr. 12. 13. — Das Jubelfest in Ruswyl, Luzern 1865. — A. Lütolf, Leben und Bekenntnisse des J. L. Schiffmann, 1860, S. 247.

Reusch.

Sigwart: Georg Friedrich S., Arzt, ist am 8. April 1711 in Groß-Bettlingen in Württemberg geboren. Er studirte anfangs Theologie in Tübingen, absolvirte 1734 eine theologische Prüfung, widmete sich dann aber, nachdem er noch 4 Jahr lang in Frankfurt a. M. eine Stellung als Lehrer bekleidet hatte, dem Studium der Medicin, und zwar an mehreren Universitäten. In Halle erlangte er 1742 die Doctorwürde mit einer Arbeit aus dem Gebiete der Augenheilkunde. Nachdem er dann eine längere wissenschaftliche Reise unternommen hatte, ließ er sich in Stuttgart als Arzt nieder, practicirte daselbst mit großem Erfolge und wurde 1746 zum Hofmedicus ernannt. 1753 folgte er einem Rufe als Professor der Anatomie und Chirurgie an die Universität zu Tübingen und war in dieser Stellung bis zu seinem am 9. März 1795 erfolgten Tode thätig. S. hat zahlreiche Arbeiten hinterlassen. Dieselben sind meist kleineren Umfangs und bestehen aus den zum Theil unter seinem Präsidium angefertigten Dissertationen, aus akademischen Reden, Programmen 2c. über die verschiedenartigsten Themata. Ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich im Dictionnaire historique par Dezeimeris IV, 165—167. Ihre Zahl beträgt etwa 74.

Vgl. noch Biogr. Lexicon von Hirsch und Gurlt V, 401. Pagel.

Sigwart: Georg Karl Ludwig S., Professor der Chemie in Tübingen, wurde daselbst am 28. October 1784 geboren, † am 29. März 1864. Wie sein Vater, Aug. Joh. David S. (1747—1834) und sein Großvater, Georg Friedr. S. (1753—1795), beide Professoren der Medicin in Tübingen, — der letztere war Leibarzt des Herzogs Karl Eugen von Württemberg — widmete er sich dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften. Mit guten Sprachkenntnissen ausgerüstet, bezog der kaum 16jährige die Hochschule seiner Vaterstadt. Im ersten Jahre studirte er neben medicinischen Fächern Mathematik und Physik, dann aber interessirten ihn insbesondre Chemie und Botanik. 1808 wurde er zum Doctor der Heilwissenschaft promovirt. Seine Dissertation über die Zeitlose war chemisch-botanischen Inhalts; sie wies in dieser Pflanze „eine chemisch und organisch ausgesprochne Polarität“ nach. Obwohl er sich später mehr der Chemie zuwandte, so blieb ihm die Pflanzenkunde eine Lieblingsbeschäftigung: bis in sein hohes Alter kam er von keinem Spaziergange zurück, ohne einige Pflanzen gesammelt zu haben. Mit vorzüglichen Empfehlungsschreiben seines Lehrers von Kielmeyer und des Kanzlers Schnurrer wandte er sich nach München. Als Mitarbeiter an Gehlen's Journal für Chemie und Physik und in gemeinsamer Arbeit mit diesem und mit dem Physiker Ritter blieb er dort über zwei Jahre. Kaum nach Hause zurückgekehrt, erhielt er einen Ruf an das von dem berühmten Kliniker Reil in Halle neu begründete anatomisch-zoochemische Institut; aber er hatte in Halle nur Zeit seine Probevorlesung als Privatdocent zu halten: als Reil, der einen Ruf nach Berlin erhalten, das Institut dorthin verlegte, folgte er diesem und wurde unter Fichte's Rectorat einer der ersten Privatdocenten der neuen Universität. S. besorgte hier die zoochemischen Untersuchungen in der Reil'schen Anstalt, während Meckel, der jüngere, später Professor in Bern, die anatomischen übernahm. Während drei glücklicher Jahre steht er hier in freundschaftlichem Verkehre mit bedeutenden Gelehrten, wie Erman, Hermbstädt, Klaproth, Weis u. A., auch Oken und Steffens lernt er persönlich kennen.

Von der Mannichfaltigkeit der Arbeitsgebiete, wohin ihn seine Untersuchungen führen, zeugen seine Abhandlungen aus München und Berlin: „Ueber die Brechung des Lichts durch einfache und zusammengesetzte Körper“ (1809). „Bemerkungen zu Gay Lussacs Abhandlung über das Verhältniß der Oxydation der Metalle zu ihrer Sättigungskapazität für die Säuren.“ „Ueber die Natur der thierischen Concremente“ (1812) u. s. w. Durch ein unwillkommenes Ereigniß wurde diese erfolgreiche Thätigkeit plötzlich unterbrochen. Der Befreiungskrieg forderte Lehrer und Schüler zu den Fahnen, das fremdländische Joch abzuschütteln. Die Vorlesungen wurden unterbrochen, Reil übernahm die Direction der Lazarethe auf dem linken Elbufer, S. ging im Gefolge der Familie des Ministers von Altenstein nach Schlesien, von wo er mit einem Cabinetspaß ausgerüstet über Böhmen nach Hause reiste. Im Frühjahr 1813 tritt er in Tübingen als Privatdocent auf: mit „der Erlaubniß und der Verpflichtung“ Vorlesungen zu halten wurde er als Assistent Kielmeyer's angestellt; zugleich erhielt er eine Summe aus der Staatskasse, um für seine Vorlesungen die nöthigen Instrumente anzuschaffen. Mehr als 50 Jahre ist S. hier in ununterbrochner Folge dieser Erlaubniß und Verpflichtung nachgekommen; aber so sehr ihn der Anfang seiner Laufbahn zu großen Hoffnungen zu berechtigen schien, so hat er, der die Kunst, sich geltend zu machen, nicht verstand, sein Leben in stiller und anspruchsloser Pflichterfüllung hingebracht. 1818 wurde er zum außerordentlichen Professor der Arzneiwissenschaft ernannt, aber neben den Botanikern Schübler und dessen Nachfolger Hugo v. Mohl und neben den Chemikern Kielmeyer und Christian Gmelin blieb er unter stets drückenden öko-

nomischen Verhältnissen auf Nebensächer angewiesen. 1829 wurde er zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor befördert, indem sein Assistentengehalt von 500 Gulden, da er sich inzwischen (1821) verheiratet hatte, auf 600 Gulden erhöht wurde. Nur die wirthschaftliche Tüchtigkeit seiner Frau Luise Friederike geb. Burk, einer Pfarrerstochter aus Weiler zum Stein, machte es ihm möglich mit diesen beschränkten Mitteln durchzukommen. Obwohl es ihm somit nicht beschieden war, eine bedeutende Lehrthätigkeit zu entfalten, hat er doch stets einen kleinen Kreis dankbarer Schüler um sich versammelt. Nach dem Tode Schübler's übernahm er dessen agricultur- und technisch-chemische Vorlesungen, sowie dessen chemisches Laboratorium. Seine Arbeiten aus der Tübinger Zeit sind physiologischer, chemischer und botanischer Art. Unter den chemischen ist namentlich seiner Untersuchungen einer Anzahl von Mineralquellen zu gedenken. Er analysirte das Wasser von Mergentheim (Tüb. 1830), das Schwefelwasser bei Tübingen (Reutl. 1835) und stellte eine Uebersicht der im Königreich Württemberg und den angrenzenden Gegenden befindlichen Mineralwasser zusammen (Stuttgart 1836). Von andren Untersuchungen seien noch erwähnt: Ueber Gallensteine, über Bewegungen der Mimosa pudica, über Blut und seine Metamorphosen, chemische Untersuchungen eines mennigrothen Leberconcrementes, Bestimmung des kohlensauren Gases in Mineralwassern, über ein Pigment und eine fettwachsartige Materie im Ochsenblut. Seiner Vorliebe für die Pflanzenkunde ist schon gedacht worden. Auch hier hat er sich Verdienste erworben, indem er das neunbändige vollständige Handbuch der Gartenkunst von Noisette aus dem Französischen (mit Zusätzen, Stuttgart 1826—1830) und im Anschlusse daran eine Classification und Charakteristik der Krankheiten der Gewächse von Phil. Ré aus dem Italienischen übersetzte. Ueber die Flora Württembergs hinterließ er ein umfangreiches Manuscript, das jedoch nicht mehr zum Drucke gelangte.

Im Alter von 75 Jahren wurde S. zum außerordentlichen Professor I. Klasse ernannt, indem sein Gehalt, nach mehreren vergeblichen Eingaben an das Ministerium, auf 1000 Gulden erhöht wurde. Er starb im 80. Lebensjahre am 29. März 1864.

B. Lepsius.

Sigwart: Johann Georg S., evangelischer Theologe, † 1618. S. wurde zu Winnenden in Württemberg im Jahre 1554 geboren; vorgebildet auf den Klosterschulen zu Lorch und Adelberg, trat er 1576 als Student in das theol. Stift zu Tübingen, wurde 1578 Magister und darauf Repetent am Stift; 1584 erhielt er ein Diakonat in Tübingen und trat 1587, zum Stadtpfarrer berufen, zugleich als Professor der Theologie in den Lehrkörper der Universität. Die Würden eines Doctors der Theologie und Superattendenten des theologischen Stiftes wurden ihm 1589 zu theil. In diesen Stellungen wirkte er bis an seinen Tod 1618. Schon als Jüngling hatte er durch seine theologischen Urtheile die Aufmerksamkeit Jakob Andreä's erregt; als Docent zeichnete er sich durch einen großen Fleiß aus, obgleich er stets mit Kränklichkeit zu kämpfen hatte; seine theologischen Disputationen wurden noch lange nach seinem Tode bei den jährlichen Streitübungen der württembergischen Theologen als Grundlage benützt; am bekanntesten ist er in der Geschichte der Theologie durch einen Streit mit dem Heidelberger reformirten Theologen Dav. Pareus. Dieser hatte 1614 ein „Irenicum“ zur Vereinigung der Lutheraner und der Reformirten herausgegeben, das 1615 noch in deutscher Sprache erschien; ihm gegenüber lehnte S. in einer „admonitio christiana“ (Tübingen 1614. 4⁰) jede Vereinigung ab und vertrat wegen der Unterschiede in der Abendmahlslehre und in der Lehre von der

Prädestination den Standpunkt der lutherischen Concordienformel. Außer dieser Schrift erschienen von S. im Druck verschiedene Disputationen, z. B. „De omnipraesentia carnis Christi“ (1610); „Theoria theologica de Christi hominis tum gratiosa tum universali praesentia“ (1610); „Disp. XXIII. de omnibus christianae religionis articulis“ (1615); „In Augustanam confessionem“ (1600; 1618); „De ecclesia militante“ (1617). Viel gebraucht wurde ferner sein „Manuale locorum communium. oder Handbüchlein der fürnehmsten Punkte christlicher Lehre“ (Tübingen 1606; 1612; 1624; ins Französische übersetzt 1615); auch sind Predigten von ihm in großer Zahl veröffentlicht. Urkundliche Nachricht über ihn gibt sein Tübinger Epitaphium bei Fischlin (s. u.) I, 323; Näheres in der von Matth. Hafenreffer gehaltenen Oratio funebris in D. Joh. Georg. Sigwartum (Tübingen 1619. 4°). Daraus schöpfte Fischlin in „Memoria Theologorum Wirtembergensium“ 1710. Pars I, p. 319 ff. Daselbst die Aufzählung der Werke Sigwart's p. 314 ff. — Sigwart's Bildniß (Holzschnitt, Brustbild, S. im Lutherrock mit Vollbart) in Erh. Cellius, Imagines professorum Tubingensium (Tübingen 1596), Blatt D 4 b. Pfaff (Christ. Matth.) Introductio in hist. Theol. lit. (1724) an mehreren Stellen, vgl. das Register daselbst. Joh. Georg Walch, Religionsstreitigkeiten außer der luth. Kirche III (1734), 1066. A. F. Bök, Geschichte der Universität Tübingen. Tübingen 1774. S. 79. — Karl von Weizsäcker, Lehre und Unterricht an der evangelisch-theologischen Facultät der Universität Tübingen (1877), S. 36 ff.

Paul Tschackert.

Sigwart: Heinrich Christoph Wilhelm S., Philosoph und Geschichtschreiber der Philosophie, geboren am 31. August 1789 in Remmingsheim bei Rottenburg am Neckar als Sohn des dortigen Stabsamtmanns Justinus David S., † am 16. November 1844. Er verlor schon im achten Lebensjahre seinen Vater und fand dann zuerst bei seinem väterlichen Oheim, dem Decan Sigwart in Leonberg, später bei seinem mütterlichen Oheim, dem Geheimen Hofrath Johann Christoph Schwab, einem eifrigen Vertheidiger der Wolff'schen Philosophie gegen Kant, liebevolle Aufnahme und sorgfältige Erziehung. Auf dem Gymnasium in Stuttgart, später auf den Klosterschulen in Blaubeuern, Bebenhausen und Maulbronn vorgebildet, bezog er 1807 als Student der Philosophie, Philologie und Theologie das evangelisch-theologische Seminar der Universität Tübingen, war nach Vollendung seiner akademischen Studien ein Jahr lang Hofmeister bei dem Fürsten Hohenlohe-Langenburg, kehrte 1813 als Repetent ins theologische Seminar zurück und erhielt 1816 eine außerordentliche Professur der Philosophie an der Tübinger Universität. Infolge einer von ihm abgelehnten Berufung nach Heidelberg wurde er 1818 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt und hat dieses Lehramt länger als zwei Jahrzehnte hindurch mit reichem Erfolge und strenger Pflichttreue verwaltet. Ohne ein fertiges, abgeschlossenes System vorzutragen, führte er seine Zuhörer in das Verständniß der philosophischen Probleme auf so anregende und instructive Weise ein, daß selbst diejenigen unter seinen Schülern, welche sich später dem von ihm bekämpften Hegelianismus zuwendeten, ihm dauernd eine dankbare Erinnerung bewahrt haben. Seine Vorlesungen erstreckten sich über Logik, Metaphysik, Ethik, Anthropologie und Psychologie, Naturrecht, sowie über sämmtliche Theile der Geschichte der Pilosophie. Neben der Professur versah er 1822—1834 das Amt eines Visitators der gelehrten Schulen im Schwarzwaldkreis und übernahm, bei ununterbrochener schriftstellerischer Thätigkeit, 1834 das Ephorat des evangelisch-theologischen Seminars, eine Function, aus der ihm die wenig dankbare Aufgabe erwuchs, die unter seinem Vorgänger etwas schlaff gewordene Disciplin wieder herzustellen. Eine Folge der zunehmenden Ueberlastung mit Berufs-

geschäften war es, daß er im Herbst 1841 den Entschluß faßte, sein akademisches Lehramt aufzugeben und mit der Stelle eines Prälaten und Generalsuperintendenten von Hall zu vertauschen; gleichzeitig wurde er zum Mitgliede des Studienrates ernannt. S. war zweimal verheirathet und hinterließ aus beiden Ehen fünf Kinder, zwei Töchter und drei Söhne; sein jüngster Sohn ist der namhafte Logiker und gegenwärtige Tübinger Professor der Philosophie Christoph Sigwart. Seine äußere Lebensführung war sehr einfach und gleichmäßig; nur durch Visitationsreisen unterbrochen, widmete er sich pünktlich der Erfüllung seiner zahlreichen Amtspflichten sowie wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten. Vorübergehend bethätigte er sich auf politischem Gebiete, indem er als Verfechter des „alten guten Rechts", an den württembergischen Verfassungsstreitigkeiten theilnahm. Er starb an einem acuten Gichtleiden den 16. November 1844 in Stuttgart. — Die Schriften Sigwart's, welche sich in systematische und historische eintheilen lassen, zeigen überall nüchterne Strenge, gediegene Gründlichkeit und selbständiges, von herrschenden Tagesautoritäten unabhängiges Urtheil. Zur systematischen Gattung gehören das „Handbuch zu Vorlesungen über Logik" (1818, 3. Aufl. 1835), „Handbuch der theoretischen Philosophie" (1820), „Grundzüge der Anthropologie" (1827), die „Wissenschaft des Rechts nach Grundsätzen der praktischen Vernunft" (1828), „Das Problem von der Freiheit und Unfreiheit des menschlischen Wollens" (1839), „Das Problem des Bösen oder die Theodicee" (1840). In das historische Gebiet fallen die Abhandlungen „Ueber den Zusammenhang des Spinozismus mit der cartesianischen Philosophie" (1816), „Die Leibniz'sche Lehre von der präſtabilirten Harmonie" (1822), „De historia Logicae inter Graecos usque ad Socratem" (1832), „Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert" (1839), „Vergleichung der Rechts- und Staatstheorien des B. Spinoza und Th. Hobbes" (1842) und als Hauptwerk die dreibändige „Geschichte der Philosophie" (1844). Hierzu kommen „Vermischte philosophische Abhandlungen" (2 Bde., 1831) und einige anonyme Publicationen theils politischen, theils pädagogischen Inhalts. — Als Geschichtschreiber der Philosophie hat S., im Gegensatz zu tendenziösen, durch systematisches Vorurtheil und Parteiansicht gefärbten Darstellungen, Objectivität zur leitenden Maxime erhoben. Er erklärt: „dem Geschichtschreiber geziemt es, die Geschichte selbst die Processe führen und die Urtheile fällen zu lassen; er hat nur zu beobachten und das Beobachtete auszusprechen." Unter Benutzung aller bemerkenswerthen Vorarbeiten und auf Grund eigener sorgfältiger Quellenstudien hat er sich manche Verdienste erworben. Die letzte, reife Frucht langjähriger, gewissenhafter Forschungen ist sein dreibändiges Hauptwerk, welches in der philosophiegeschichtlichen Litteratur eine sehr ehrenvolle Stelle einnimmt. Gleiches gilt von seinen monographischen Arbeiten, insbesondere von seinen Forschungen über Spinoza, dessen Weltauffassung S. nicht nur, wie längst üblich, mit dem Cartesianismus, sondern auch mit der jüdisch-orientalischen Speculation, namentlich mit den Schriften des Moses Maimonides, in nahen Zusammenhang bringen zu müssen glaubt. Was Sigwart's eigenen philosophischen Standpunkt anbelangt, so ist derselbe von hegelianischer Seite her als „Reflexionsphilosophie" oder ausführlicher als ein „mit dem Reflectionsdogmatismus rationalistisch vermittelnder Eklekticismus" gekennzeichnet worden; eine Bezeichnung, welche keineswegs ein Lob sein wollte, thatsächlich aber die Anerkennung in sich schloß, daß S. vollkommen frei von den beliebten Schulfesseln der „dialektischen Methode", lediglich nach den allgemeingültigen Denkvorschriften der gewöhnlichen, aristotelischen Logik sich seine Ansichten zu bilden unternahm. Auf dem Boden eines überzeugten Theismus stehend, unter Bekämpfung des skeptischen und subjectivistischen Elements in der Kantischen Philosophie, besonders aber in entschiedener

Opposition wider den dialektischen Pantheismus der Hegel'schen Schule, hie und da im Anschluß an F. H. Jacobi und Schleiermacher, hat er die ihm am Herzen liegenden Probleme der Erkenntnißtheorie, Metaphysik, Religionsphilosophie und Ethik einer sehr ernsthaften Erörterung unterzogen.

Vgl. den (von Gustav Schwab verfaßten) Nekrolog im Schwäbischen Mercur vom 23. December 1844.

Liebmann.

Silber: Christoph Heinrich August S., Magister der Philosophie, war vom Jahre 1768 an bis 1774 Geistlicher an der Strafanstalt zu Schloß Waldheim und ward später Superintendent zu Hildrungen in Thüringen. Seine Frau war die Tochter des Pastors Samuel Benjamin Fehre in Burgstädt. Nach sechsjähriger, fast ununterbrochener Krankheit starb er im Januar 1797. Die wenigen schmerzfreien Stunden während dieser Krankheit verwandte er zur Abfassung eines kleinen hymnologischen Werkes, das sein Sohn Benjamin nach seinem Tode unter dem Titel: „Liturgisches Vermächtniß für seine Zeitgenossen von M. C. A. H. Silber“ (Freiberg 1800) herausgab; das Werk enthält einen Vorschlag zu einem „allgemeinen Kirchengesangbuch“, 42 „Probegesänge“ für ein solches Gesangbuch und „Nacherinnerungen“; die Probegesänge sind unter dem Titel: „Sammlung auserlesener Lieder“ zu gleicher Zeit (wohl aus demselben Satz) auch für sich erschienen. Die Lieder sind zum Theil Ueberarbeitungen älterer. Der Dichter stellt an sich hinsichtlich der Sprache und des Reimes große Ansprüche, und in dieser Hinsicht sind seine Lieder theilweise nicht so übel gerathen; inhaltlich gehören sie der moralisirenden Richtung jener Zeit an, die wenig poetische Kraft bewährte; in Gemeindegesangbücher kam wohl nur das eine: „Ist Gott für uns, was kann uns schaden? wer wagt es wider uns zu sein?“ eine versificirte Ausführung von Römer 3, 31, 33 und 34, bei der bezeichnend genug der 32. Vers übergangen ist. — Sein schon genannter Sohn Benjamin S. ist in Waldheim am 29. December 1772 geboren, ward Officier in sächsischen Diensten und starb als Major am 7. April 1821 zu Annaberg. Von ihm sind Romane und Tragödien gedruckt; er schrieb seine Romane unter den Pseudonymen Eduard Blum oder Karl Sebald.

Meusel, Lexikon XIII, 164. — Rambach, Anthologie VI, 287 ff. — Richter, allg. biogr. Lexikon, S. 372. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Band 6, 293. Ueber Benjamin Silber vgl.: Raßmann's Lexikon pseudonymer Schriftsteller, herausgeg. von Lindner, Leipzig 1830, S. 26 u. 161. — Karl Goedeke, Grundriß, 1. Aufl., III, 138. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter u. s. f., Leipzig, Reclam, S. 498.

l. u.

Silber: Eucharius S. (Argenteus, Argyrius), ein deutscher Buchdrucker zu Rom im 15. Jahrhundert. Wie bei so vielen Incunabeldruckern ist auch bei ihm der Biograph mangels archivalischer Veröffentlichungen einzig auf die Drucke angewiesen. In diesen nennt sich S. einen clericus herbipolensis dioecesis. Er stammte somit aus der Würzburger Diöcese, weshalb er denn auch den Beinamen Franck hatte (Euch. Silber alias Franck heißt es gewöhnlich in den Schlußschriften). Unrichtig ist es, wenn man, wie oft geschieht, Würzburg selbst als seine Heimath angiebt. Das liegt nicht nur nicht in obiger Bezeichnung, sondern erscheint durch dieselbe geradezu ausgeschlossen. Denn sicher hätte er dann wenigstens das eine oder andere Mal die kürzere Formel clericus herbipolensis gebraucht, zumal sein Berufsgenosse in Rom G. Lauer sich kurzweg immer Herbipolensis, de Herbipoli nannte. (Aus welchem Ort der Würzburger Diöcese S. übrigens stammte, haben wir nicht festzustellen vermocht, da sein Name uns in keiner Universitäts-Matrikel begegnet ist.) Auch die Deutung der obigen Selbst-

bezeichnung, daß er ein Geistlicher gewesen, ist wohl abzuweisen. Wenn anders der unten zu erwähnende Marcellus S. sein Sohn war — und es ist dies höchst wahrscheinlich — so gehörte er zu den clerici uxorati und war, ehe er Drucker wurde, wohl wie die meisten dieser clerici Schreiber, vielleicht geradezu Bücherabschreiber gewesen. Als Buchdrucker wäre er nach Kapp (Geschichte des deutschen Buchhandels I, S. 188) schon im J. 1478 in voller Thätigkeit gestanden; wir möchten dies aber bezweifeln, da die frühesten sicheren Erzeugnisse seiner Presse aus dem Jahre 1480 stammen und höchstens einer (Hain 8529) noch ins Jahr 1479 hinaufreicht. Die Zahl der Drucke, welche Silber's Namen tragen oder wenigstens durch die Bemerkung „in campo Florae" als ihm zugehörig erwiesen sind, beträgt, so weit sie bis jetzt bekannt, 87. Aber noch eine größere Anzahl undatierter, 89, wird ihm von den Bibliographen gleichfalls mit Bestimmtheit zugeschrieben, so daß die Gesammtzahl seiner Drucke sich auf 176 belaufen würde. Sind hierunter nun gewiß auch manche, welche diesem Meister mit Unrecht zugewiesen werden, zumal kein Druckerwappen einen Fingerzeig giebt — und sind auch unter den ihm verbleibenden viele Drucke von ganz geringem Umfang, so gibt sich Silber's Presse durch diese Drucke immerhin als eine der thätigsten und bedeutendsten im damaligen Rom zu erkennen. Namentlich vom päpstlichen Hof scheint gerade sie vorzugsweise Aufträge erhalten zu haben, wenngleich ihre Leistungen nicht alle von gleichem Werth waren. Bullen, Formelbücher, Regeln der päpstlichen Kanzlei, ferner Streitschriften zu Gunsten der Suprematie des Papstes, namentlich aber Einzelausgaben von Ansprachen, die von fremden Gesandten u. A. an den Papst gerichtet, und von Predigten, die in Rom, zumal in des Papstes Gegenwart, gehalten worden waren, — das war es, was S. im Auftrag der Curie oder der ihr nahe stehenden Kreise hauptsächlich zu drucken hatte. Die zuletzt genannte kleine Litteratur (Reden und Predigten), die auch sonst im römischen Buchdruck eine große Rolle spielt, nimmt sogar den vierten Theil von Silber's sämmtlichen Drucken ein. Außer diesen Schriften mögen dann etwa noch die ziemlich zahlreichen Classikerausgaben genannt werden, welche übrigens vielfach ebenfalls auf die erwähnten Kreise zurückgehen. Ein Druck würde unserem Meister noch zu besonderem Ruhm gereichen, wenn die Annahme, zu welcher Fétis (Biographie universelle des musiciens, 2. éd., T. VIII, p. 38) geneigt ist, richtig wäre, daß wir in demselben den ältesten mit beweglichen Typen hergestellten Notendruck vor uns haben. Es ist die im J. 1493 von S. gedruckte Historia boeotica, ein dramatisches Gedicht mit Arien und Chören. Ob die hier vorkommenden Noten aber wirklich mit beweglichen Typen gedruckt sind, haben wir nicht feststellen können, da das einzige bekannte Exemplar des Drucks in der Bibliothek der Christ Church zu Oxford, wo es sich früher befand, nicht mehr vorhanden ist. Im übrigen ist die Richtigkeit jener Annahme höchst fraglich und es wird wohl der Ruhm, Gutenberg's Erfindung auf den Notendruck übertragen zu haben, nach wie vor Ottaviano dei Petrucci (1498) verbleiben. — Der letzte bekannte Druck des Eucharius S. stammt aus dem Jahre 1509. Von 1511 an erscheint auf Drucken derselben Presse ein Marcellus S., der, wie oben angedeutet, ohne Zweifel der Sohn des Vorigen war. Man kennt von ihm zur Zeit 27 Drucke, welche bis zum Jahr 1527 herabreichen; ihre Zahl ist damit aber, obwohl wir eine Reihe von Bibliographien nach ihnen durchforscht haben, sicher nicht erschöpft. Auch von diesen Drucken gilt im allgemeinen das oben bei Eucharius S. Gesagte; nur begegnen uns jetzt auch Streitschriften gegen Luther und seine Sache. Hervorzuheben ist aber besonders ein Druck von Marcellus S., die von Joh. Potken im Jahre 1513 veranstaltete Ausgabe von biblischen Texten (des Psalters, Hohenlieds u. s. w.) in äthiopischer

Sprache; es ist dies das älteste in äthiopischer Schrift gedruckte Buch, das man kennt.

Vergl. die Drucke des Eucharius Silber bei Panzer, Annales typogr. vol. II, 474—554. IV, 415. VIII, 279. IX, 245—278, wazu Hain, Repertorium bibliogr., 32 weitere fügt, die aufzuzählen hier zu weit führen würde. Auch Hain sind entgangen: eine Ausgabe des Formularium terminorum rotae Romane 1491, ein Prognosticon von Petrus Bonus auf das Jahr 1493 (beide in Stuttgart) und die oben erwähnte Historia boeotica. — Des Marcellus Silber Drucke s. bei Panzer a. a. O. vol. VIII, 245—272. X, 24 sq. und XI, 500 sq.

K. Steiff.

Silberdrat: Konrad S., wahrscheinlich in Rottweil zu Hause, jedenfalls ein Schwabe von Geburt, schilderte die Belagerung und Zerstörung der Burg Hohenzollern 1422—23 in trocknem Chronistenstil und schlecht gebauten Reimpaaren. Er nennt sich selbst „Meister"; daß aus diesem Titel, der auf gelehrten Stand deuten mag, jedenfalls nicht meistersängerische Schulung Silberdrat's erschlossen werden darf, wird uns, auch abgesehen von den ungleichsilbigen, oft stark überladenen Versen, durch Silberdrat's ausdrückliches Zeugniß gesichert. Der Standpunkt des Dichters ist einseitig der des Rottweilers, des Reichsstädters: in dem belagerten Zollergrafen, dem Oettinger, demselben, dessen kraftvolles Faustrechtheldenthum Gustav Schwab zu einer Romanze und Ludw. Laistner zu einer Novelle angeregt hat, sieht er nur den rohen, recht- und ehrlosen, ja selbst feigen Räuber; aber auch die adligen Recken und andre zweifelhafte Bundesgenossen bei der Belagerung, die beim Sturm den Rottweilern gern den Vortritt lassen, bei der Beute aber stets die ersten sind, kommen schlecht fort. Ein Paar Züge grimmigen Humors sind das einzige, wodurch in die dürre, nur durch ihren historischen Quellenwerth ergiebige Erzählung einiges Leben kommt.

Herausgegeben ist Silberdrat's Gedicht durch Meister Sepp auf der alten Meersburg (d. i. Laßberg): „Ein schoen alt Lied von Grave Friz von Zolre . . . Gedrukt in diesem iar" (1842) und durch Liliencron in den Historischen Volksliedern der Deutschen I, Nr. 59. — Vgl. auch L. Schmid, Belagerung, Zerstörung und Wiederaufbau der Burg Hohenzollern im 15. Jahrhundert. Tübingen 1867.

Roethe.

Silbermann: Andreas S., der Sohn eines Zimmermanns Namens Michael S., der Stammvater einer in der Instrumentenbaukunst sich auszeichnenden Familie, geboren am 19. Mai 1678 zu Frauenstein in Sachsen und † am 16. März 1734 zu Straßburg im Elsaß. Er erlernte die Orgelbaukunst, ging um 1700 auf Reisen, um seine Kenntnisse zu erweitern, ließ sich 1701 in Hanau nieder und einige Jahre darauf in Straßburg, wo er festen Fuß faßte, sich am 13. Juni 1708 mit Anna Marie Schmid verheirathete und zwölf Kinder zeugte. Sein Ruf als tüchtiger Orgelbauer breitete sich so aus, daß er von 1707 bis 1733 dreißig Orgeln für Kirchen erbaute, darunter allein für Straßburg sieben, für Colmar drei und für Basel zwei.

Gottfried S., sein jüngerer Bruder, geboren am 14. Januar 1683 zu Frauenstein und † am 4. August 1753 in Dresden, überragte ihn als Orgel- und Instrumentenbauer um ein Bedeutendes und gab seinem Familiennamen erst jenen unsterblichen Klang, der ihn bis in ferne Jahrhunderte trägt. Bei seinem Bruder in Straßburg erlernte er die Orgelbaukunst, baute 1714 seine erste 45 Stimmen enthaltende Orgel für Freiberg in Sachsen und ließ sich dort nieder, sowohl Orgeln als Claviere und Flügel nach alter Bauart, d. h. mit Tangenten oder Federkielen versehen, verfertigend, die sich durch ihre gediegene

Arbeit bald einen ausgebreiteten Ruf erwarben und ihn zum wohlhabenden Manne machten, der nicht nur auf Broderwerb zu denken hatte, sondern durch Versuche und Erfindungen der Instrumentenbaukunst einen ungeahnten Aufschwung verlieh. Bemüht, den Ton der Claviere und Flügel zu verstärken und dabei doch die leichte Beweglichkeit nicht einzubüßen, erfand er das „Cimbal d'amour“ und bewog den sächsischen geh. Secretär und Hofpoeten Johann Ulrich König (A. D. B. XVI, 516) ein empfehlendes Schreiben abzufassen, welches die breslauische Zeitung von Natur-, Medicin-, Kunst- und Litteratur-Geschichte im Juli 1721, Classe V, p. 110 zum Abdruck brachte (im Neudruck in den Monatsh. für Musikgesch. 2, 133). Dies Instrument war in seinem Grundwesen ein gewöhnliches Tangentenclavier, dessen Metallsaiten aber doppelt so lang als beim gewöhnlichen Clavier waren. Die Tastatur befand sich an der Längsseite des Instrumentes, also wie bei den späteren Tafelclavieren, und die Saiten wurden von den Tangenten (Messingstiften) genau in ihrer mathematischen Hälfte angeschlagen und dadurch in zwei gleiche Theile getrennt. Der Ton gewann hierdurch bedeutend an Kraft, da eigentlich zwei Saiten ertönten. Die Erfindung erregte Aufsehen und S. war bemüht, dieselbe durch ein Patent gegen Nachahmung zu schützen. Er wandte sich am 10. Juni 1723 an den Kurfürsten von Sachsen, nachdem er von den Kammermusici Volumier, Pezold und Pisendel ein Attest hatte ausfertigen lassen, worin dieselben seine Verdienste als Orgel-Instrumentenbauer und Erfinder des Cimbal d'amour hervorhoben und bestätigten, und schon am 21. Juni desselben Jahres erhielt er nicht nur das Patent ausgefertigt, sondern auch den Titel eines Hof- und Landorgelbauers (siehe sämmtliche Aktenstücke in den Monatsh. l. c.). Dennoch waren ihm Aerger und Verdruß nicht erspart, allerdings zum Theil durch seine Schuld. Der bekannte Virtuose Hebenstreit (A. D. B. XI, 196) in Dresden ließ sein von ihm erfundenes Instrument Pantaleon bei Silbermann arbeiten unter der Bedingung, daß er es nur in seinem Auftrage anfertige. Hebenstreit hatte aber in Erfahrung gebracht, daß S. dieselben auch im Auftrage anderer anfertigte und verklagte ihn im October 1727, worauf am 15. November 1727 zu Ungunsten Silbermann's entschieden wurde. Hebenstreit ließ nun sein Instrument bei Ernst Hänel in Meißen arbeiten und dieser fertigte nun auch Silbermann's Erfindung des Cimbal d'amour nach. Von S. verklagt, wurde Hänel zu 40 Goldgulden Strafe und Gerichtskosten verurtheilt. Er appellirte jedoch und erlangte von Hebenstreit ein Gutachten, infolge dessen das erste Urtheil aufgehoben und S. abschlägig beschieden wurde. Er scheint hierauf die weitere Anfertigung und Verbesserung des Cimbal d'amour aufgegeben zu haben, dagegen nahm er die von Cristofori in Florenz erfundene Hammerclavier-Mechanik auf und suchte dieselbe zu verbessern und in Deutschland einzuführen. Cristofori (fälschlich durch Maffei und Mattheson in der Critica musica unter dem Namen Cristofali bekannt gemacht) hatte um 1711 ein Clavier, resp. Flügel erfunden, dessen Saiten durch bewegliche Hämmer zum Tönen gebracht wurden. Diese sich später so folgenreich erweisende Erfindung wurde durch den Marchese Scipio Maffei in der venezianischen Zeitung „Giornale de' letterati d'Italia“ tomo V. 1711, p. 144 nebst einer sehr schlechten Abbildung beschrieben und von Mattheson 1725 im 2. Bde. der Critica musica S. 355 ins Deutsche übertragen. Mag nun diese Beschreibung S. zum Vorwurfe gedient haben, oder mag er sich ein solches „Piano e Forte“, wie es Cristofori nannte, aus Florenz haben kommen lassen, kurz S. verfolgte mit Eifer und Ausdauer die Verbesserung des Pianoforte, ohne sich wieder ein Patent darauf ausfertigen zu lassen, und ihm ist es zu danken, daß sich diese Instrumente so bald in Deutschland verbreiteten und die Tangentenclaviere völlig verdrängten. Bis noch vor wenigen Jahrzehnten ist man im

Zweifel gewesen, ob man S. oder Christoph Gottlieb Schröter, Organist in Nordhausen (A. D. B. XXXII, 558) die Erfindung des Pianoforte zuschreiben sollte, bis im J. 1873 der Schreiber dieser Zeilen im Stadtschlosse zu Potsdam und bald darauf auch in Sanssouci bei Potsdam und endlich auch im germanischen Museum in Nürnberg völlig gleich gebaute Pianoforte in Flügelform von S. auffand und an der Mechanik feststellen konnte, daß sie eine Verbesserung der Cristofori'schen sei. Schröter trat auch mit der Inanspruchnahme der Erfindung und seiner Zeichnung des Modells so spät auf (1763), daß bei einer sorgsamen Prüfung und Beachtung der Zeit von Seiten der Historiker nie Zweifel hätten entstehen können, ob S. oder Schröter der Erfinder sei. Eine sorgfältige Prüfung nebst Beschreibung und Abbildung der drei Mechaniken von Cristofori, S. und Schröter findet man im 5. Jahrg. der Monatsh. für Musikgesch. S. 17 u. f. Adlung berichtet in seiner Musica mechanica 1768 p. 212 ff., daß die ersten Versuche der Silbermann'schen Pianoforte sich zu schwer spielten und kein geringerer als Sebastian Bach ihn darauf aufmerksam machte. Vergleicht man nun die Mechanik von Cristofori mit der verbesserten von S., so erkennt man das Bestreben, diesem Uebel hauptsächlich abzuhelfen, denn während das Cristofori'sche Modell drei passive oder Druckpunkte hat, sind bei S. nur zwei vorhanden, und das ist für die Spielart eine wesentliche Erleichterung. Ferner hat er den Fänger hinzugefügt. Ich habe alle drei Instrumente Silbermann's gespielt. Der Klang ist zwar schwach, da es nur zweisaitig mit dünnen Drahtsaiten bezogen ist, dennoch ist es angenehm singend und im Verhältniß weich und voll. Die Spielart ist gegen unsere heutigen Pianoforte außerordentlich leicht, und dies war in damaliger Zeit (ca. 1740) eine unbedingte Nothwendigkeit, da die Tangentenclaviere und Kielflügel einen kaum nennenswerthen Druck der Finger beanspruchten. Ueber die Ausbreitung der Pianoforte haben wir nur sehr wenige Zeugnisse, da man mit den alten Instrumenten nichtachtend verfahren ist und sich nur wenige davon bis auf heute gerettet haben. So besitzt die königliche Musikaliensammlung in Dresden ein Pianoforte in Tafelform von einem Schüler Silbermann's, Johann Gottlob Wagner, 1787 gebaut. Mozart lobt die Stein'schen Hammerclaviere und der Schwiegersohn Stein's, Andreas Streicher, der nach Wien übersiedelte, erfand die sogenannte deutsche Mechanik, welche sehr bald die von S. verdrängte. Letztere wurde durch seine Schüler in England eingeführt und verbessert, von wo sie dann in den fünfziger Jahren als englische Mechanik wieder in Deutschland die Streicher'sche verdrängte. Der Unterschied beider Arten hat auf Spielart, Dauerhaftigkeit und Tonfülle einen großen Einfluß und beruht in der Stellung des Hammers; während Cristofori-S. den Hammer auf eine besondere Leiste setzten, und die Taste durch eine Stoßzunge denselben in Bewegung setzte (englische Mechanik), befand sich bei der Streicher'schen Mechanik der Hammer unmittelbar auf der Taste in umgekehrter Richtung und die Aushebung geschah durch ein am Ende befestigtes Leder, welches sich nur allzuschnell abnützte, nicht widerstandsfähig genug war und bei schnellen Wiederholungen den Dienst versagte. — Silbermann's letztes Orgelwerk ist die große Orgel in der katholischen Kirche in Dresden, die heute noch ihr mächtiges Werk erklingen läßt; mitten in der Arbeit, während dem Abstimmen der aufgestellten Pfeifen überraschte ihn ganz plötzlich der Tod.

Johann Andreas S., der älteste Sohn des Andreas, geboren am 20. Juni 1712 in Straßburg und † am 11. Februar 1783 ebendort, trat in die Fußtapfen seines Vaters und zeichnete sich durch den Bau vorzüglicher Orgeln aus, die sich, 54 an der Zahl, in Straßburg, Colmar, Basel und anderen Städten befinden. Er muß sich auch mit historischen Studien beschäftigt haben,

denn er gab 1775 zu Straßburg eine „Localgeschichte der Stadt Straßburg“ heraus. Von seinem reichen Kindersegen trat doch nur ein Sohn, Johann Josua, in das Geschäft des Vaters ein; er starb am 3. Juni 1786 zu Straßburg. Ein anderer Sohn, Johann Andreas, war Kaufmann und dessen Sohn Friedrich Theodor bildete sich im Conservatoire in Paris als Violoncellist aus und starb am 5. Juni 1816.

Johann Daniel S., der zweite Sohn des Andreas, geboren am 31. März 1717 zu Straßburg, starb bei einem Besuche in Leipzig am 6. Mai 1766. Er hatte sich bei seinem Vater als Orgelbauer ausgebildet und trat 1751 in die Fabrik seines Onkels Gottfried in Freiberg in Sachsen ein. Nach dem Tode desselben (1753) vollendete er den Bau der großen Orgel in der katholischen Kirche in Dresden, ließ sich darauf dort nieder und verfertigte hauptsächlich Claviere und Pianoforte in der Mechanik seines Onkels. Er erhielt 1764 vom Kurfürsten von Sachsen das Prädicat Hoforgelbauer und 400 Thaler festen Gehalt (Fürstenau, Beiträge 1849, S. 157). Er zeichnete sich auch als Componist aus; die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt ein Klavierstück in den Mss. 4221 u. 131 fol. 12 vom Jahre 1757, betitelt „Le Moulinet“.

Johann Heinrich S., der jüngste Sohn des Andreas, geboren am 24. September 1727 zu Straßburg und † am 15. Januar 1799, baute hauptsächlich Pianoforte, die in Frankreich sich eines guten Absatzes erfreuten. Von seinen zwei Söhnen übernahm der älteste das Geschäft seines Vaters: Johann Friedrich S., geboren am 21. Juni 1762 in Straßburg und † ebendort am 8. März 1817. Er war außerdem Organist an der St. Thomaskirche und ein fruchtbarer Componist, doch wird nur die „Hymne à la paix“ von ihm namentlich angeführt.

Vgl. Lobstein, Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß, Straßburg 1840 und die oben citirten Monatshefte. Rob. Eitner.

Silberrad: Johann Martin S., Jurist, ist geboren als Sohn des Diaconus an der Thomaskirche zu Straßburg Martin S. am 16. October 1707. Er besuchte das Gymnasium und, von 1721 ab, die Universität seiner Vaterstadt, hörte u. a. Schöpflin und Böcler, wurde 1731 Licentiat und trat eine Studienreise an, von welcher ihn 1733 der Vater nach Hause zurückrief. Hier begann er sofort gut besuchte Vorlesungen zu halten, erhielt 1736 die Professur der Dichtkunst und vertrat 1738 den verreisten Schöpflin; 1743 ging er als Professor der Institutionen zur juristischen Facultät über, nahm 1754 den Doctortitel an, wurde 1756 in die Professur der Pandecten und des Staatsrechtes befördert, starb jedoch schon am 10. Juni 1760 an einem Hals- und Brustübel. Er war ein in Philologie und Geschichte gründlich gebildeter Gelehrter von vielem Urtheil, feiner Auffassung und elegantem lateinischen Stil. Infolge dessen bieten seine (mit griechischen Buchstaben bezeichneten) Noten zu Heineccius' Römischer und Deutscher Rechtsgeschichte eine wesentliche Vervollständigung und manche werthvolle Verbesserung dieses berühmten Werkes, mit welchen sie zuerst 1751 anonym, sodann 1765 unter Nennung des Verfassers erschienen. Jedoch ist ihnen nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht worden, daß sie durch ihre große Anzahl und Länge den Heinecci'schen Text ungebührlich überwuchern, bisweilen auch sattsam Bekanntes wiederholen. Um so trefflicher ist der anhangsweise beigegebene kurze Abriß der französischen Rechtsgeschichte; derselbe muß bei dem damals so dunklen Zustande dieses Gebietes als ein kleines Meisterwerk bezeichnet werden. Durch ihn nimmt S. unter den Elsässern, welche nach der Annexion deutsche wissenschaftliche Tradition und Methode auf Geschichte und Recht Frankreichs übertrugen und so das französische Studium befruchteten, einen würdigen Platz ein.

Jugler, Beiträge zur juristischen Biographie IV, 203—208. — Unpartheiische Critik über juristische Schriften (Bach) IV, 27 u. 321.

Ernst Landsberg.

Silberrad: Marie Clara v. S., † 1815, gab im J. 1793 zu Nürnberg anonym heraus: „Biblische Denksprüche mit Anwendungen in Versen auf alle Tage im Jahre sammt Morgen- und Abendgebeten auf alle Wochentage und etlichen Liedern". Die Lieder hat sie selbst verfaßt. Das Buch erschien im J. 1825 in neuer Ausgabe (Raw in Nürnberg). Von den Liedern nahm Elsner einige in seinen Liederschatz auf und dadurch sind sie in weiteren Kreisen bekannt geworden. — Der Advocat Johann Gustav Silberrad in Nürnberg (geboren ebenda am 10. October 1715) heirathete im J. 1740 Marie Clara v. Lemp auf Ebenmut; ob er später geadelt ist und dann vielleicht seine Frau diese Dichterin ist, bedarf noch weiterer Untersuchung.

Geistlicher Liederschatz, Berlin 1832, S. 915. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 476. — Will, Nürnberger Gelehrtenlexikon III, 710.

l. u.

Silberschlag: Georg Christoph S. wurde 1731 zu Aschersleben geboren. Er besuchte die Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg von 1747 bis 1750 und studirte in Halle von 1751 bis 1753 Theologie, widmete sich daneben jedoch auch eifrig dem Studium der Naturwissenschaften. Nach Beendigung seiner Studienzeit erhielt er eine Stellung als Lehrer an der Schule des Klosters Bergen. Im Jahre 1762 wurde er Pfarrer zu Engersen in der Altmark, folgte jedoch wenige Monate später einem Ruf als Pfarrer nach Stendal. Im J. 1771 wurde er zweiter Pfarrer der Dreifaltigkeitskirche und Inspector der Realschule in Berlin. Im J. 1780 wurde er als Pfarrer der Domkirche und Generalsuperintendent der Altmark und Priegnitz nach Stendal zurückgerufen. Dort starb er am 11. Juli 1790. Außer zahlreichen theologischen Schriften, namentlich Predigten, veröffentlichte S. auch verschiedene naturwissenschaftliche Werke. So schrieb er: „Neue Theorie der Erde oder ausführliche Untersuchung der ursprünglichen Bildung der Erde", Berlin 1764, in welchem Werke er die Berichte der Bibel mit den Ansichten der Wissenschaft in Einklang zu bringen suchte; ferner „Ausgesuchte Klosterbergische Versuche in den Wissenschaften der Naturlehre und Mathematik." Berlin 1768; „Bemerkungen über den Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahre 1761" in den Beilagen zu der Magdeburgischen Zeitung und „Nachricht von dem See bei Arendsee in der Altmark" in den Schriften der Berl. Ges. naturf. Freunde 1788.

W. Heß.

Silberschlag: Johann Esaias S., evangelischer Prediger, geboren zu Aschersleben am 16. November 1716, † zu Berlin 1791. Im Zeitalter der Aufklärung verdient S. eine besondere Beachtung deswegen, weil er unter Festhaltung altgläubiger Frömmigkeit den Sinn für Naturwissenschaften in hervorragendem Maße geweckt und gepflegt hat; er verband kirchlichen, ja pietistisch angeregten Glauben mit einer so ausgeprägten Liebe zu den „Realien", den Naturwissenschaften, daß er als einer der Bahnbrecher für den modernen Realschulunterricht anzusehen ist. Er stammte aus einer Familie, in welcher die Beschäftigung mit Medicin und Chemie fast erblich war. So lenkte denn sein Vater, welcher in Aschersleben Arzt war, seinen Sinn frühzeitig auf Beobachtung der Natur und auf die Beschäftigung mit mathematischen Zeichnungen und physikalischen Instrumenten. Der Knabe ging darauf ein und zeichnete und modellirte mit Begierde. Im J. 1737 starb sein Vater und im nächsten Jahre bezog der junge S. durch Vermittelung eines Freundes seiner Eltern die gelehrte Schule des Klosters Bergen bei Magdeburg, welche sich damals unter Leitung

des mild pietistischen Abtes Steinmetz eines hohen Rufes erfreute. Der Geist dieser Schule gewann bald einen so entschiedenen Einfluß auf S., daß er seinen Entschluß, Arzt zu werden, aufgab und nach Absolvirung des Schulcursus in seinem 20. Lebensjahre auf der Universität zu Halle das Studium der Theologie begann; aber als Nebenstudium trieb er das der Naturwissenschaften weiter. Auf diesem Doppelgeleise hat sich von da an sein Leben bis zu seinem Ende bewegt; aber das Bild dieses Lebens hinterläßt nirgends den Eindruck einer Disharmonie; Theologie und Naturwissenschaften waren für S. keine Gegensätze; Probleme, welche zwischen beiden auftauchen, erledigten sich für ihn leicht, weil er den Inhalt der Erkenntniß mehr mit lebhafter Einbildungskraft zu erfassen und mit bewunderungswürdigem Geschick sinnlich darzustellen, als mit logischer Kraft zu durchdringen verstand. S. war kein scharfer Denker, und wurde, je älter desto entschiedener, ein Gegner aller Neuerungen; seine Stärke war Frömmigkeit und Freude an der Natur. Beide zu bethätigen, hatte sich ihm in seinem Leben reiche Gelegenheit dargeboten. Ueberblicken wir nach dieser allgemeinen Beurtheilung seiner Person seinen Lebensgang.

Auf Grund seiner nahen Beziehungen zum Abte Steinmetz fand er nach Abschluß seiner Universitätsstudien zunächst im J. 1745 eine Anstellung als Lehrer hauptsächlich naturwissenschaftlicher Fächer in der Schule des Klosters Bergen selbst. Acht Jahre wirkte er in diesem Amte, bis er, körperlich und geistig überanstrengt, im J. 1753 eine Landpredigerstelle (in Wolmirsleben) bei Magdeburg annahm. Hier erholte er sich bald wieder, verheirathete sich und wurde als Prediger so bekannt, daß er 1756 als Pastor in eine hervorragende Stadtpredigerstelle, nach Magdeburg, berufen wurde. Während des siebenjährigen Krieges, welcher damals ausbrach, befand sich der preußische Hof zeitweilig hier. Dieser Umstand lenkte die Aufmerksamkeit hoher Persönlichkeiten auf S.; der Oberhofprediger Sack wohnte außerdem in Silberschlag's Hause; so erklärt sich, daß, als sich in Berlin für ihn eine geeignete Stelle fand, man ihn dahin zog. Hatte doch bereits auch die Berliner Akademie der Wissenschaften auf Grund von Studien, die er über die Wurfmaschinen der Alten angestellt hatte, in einer für ihn ehrenvollen Weise 1760 auf ihn aufmerksam gemacht, indem sie ihn zu ihrem auswärtigen Mitglied ernannte. Als daher der verdienstvolle Stifter der Realschule in Berlin, der Oberconsistorialrath R. Hecker gestorben war, wurde S. 1769 als dessen Nachfolger in der Stellung als Oberconsistorialrath Director dieser Schule und als Prediger der Dreifaltigkeitskirche nach Berlin berufen. Da die Direction der Schule viel Schwierigkeiten mit sich brachte, gab er sie nach fünfzehnjähriger Amtsführung (1784) auf, während er die Stellen als Prediger und Oberconsistorialrath beibehielt. War er doch bald nach seiner Uebersiedelung nach Berlin von dem Könige Friedrich II., welcher seine praktisch-naturwissenschaftlichen Leistungen schätzte, in das von ihm im J. 1770 errichtete Oberbaudepartement berufen und mit dem Referat über Maschinenwesen und Wasserbau betraut worden. S. hat auch in diesem Nebenamte viel Beschäftigung auf sich genommen und sich z. B. besonders hülfreich bewiesen, als am Niederrhein (in den preußischen Gebietstheilen) im Frühjahr 1784 durch plötzliches Thauwetter 118 Deichbrüche erfolgten und 14 Städte und 84 Dörfer unter Wasser standen. Da ihn zeitraubende Beschäftigungen dieser Art in Anspruch nahmen, so hatte S. keine Zeit gefunden, sich auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie auf dem laufenden zu erhalten; auch entsprach seiner pietistisch-kirchlichen Grundgesinnung der stürmische Drang der negativen Aufklärungstheologen durchaus nicht. „Es giebt", so äußerte er sich, „zwei Quellen der menschlichen Erkenntniß, die Vernunft und die Offenbarung. Wenn nun die schwache, menschliche Vernunft schon zu einer Gewißheit führt wie die

mathematische ist: wie weit größer und unerschütterlicher muß da die Gewißheit der heiligen Schrift sein, in welcher Gott selber redet." In diesem apologetisch-positiven Geiste ist seine „Lehre der heiligen Schrift von der Dreyeinigkeit Gottes" (2. Aufl., Stück 1—4, 1783—1791) abgefaßt. Er trug daher auch kein Bedenken, das Wöllner'sche Religionsedict vom Jahre 1788 zu billigen und selbst Mitglied der alsbald viel berufenen Prüfungscommission zu werden, welche fortan die preußischen Theologen auf ihre Rechtgläubigkeit hin zu prüfen hatte, während die aufgeklärten Oberconsistorialräthe zu Berlin, Spalding, Büsching, Teller, Dietrich und Sack dem Könige Friedrich Wilhelm II. ein schriftliches Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit jenes Edicts und der darauf angeordneten Prüfung überreichten. Silberschlag's Stärke war nicht die wissenschaftliche Theologie, sondern die begeisternde Predigt, die er in edel populärer Form zu halten verstand, und eine gewissenhafte Seelsorge, durch die er besonders den kranken Gliedern seiner Gemeinde nachging. Er hat sich daher in allen den drei Gemeinden, in welchen er als Geistlicher gewirkt, großer Beliebtheit erfreut. In seinem Hause lebte er einfach, thätig und fromm, bis der Tod seinem arbeitsreichen Leben im J. 1791 ein Ziel setzte. Die „Gedächtnißpredigt" hielt ihm sein College Hermes. Sie befindet sich auf der Bibliothek in Göttingen, angebunden an die unten zu erwähnende Selbstbiographie Silberschlag's. Gedruckt existiren von S. außer dem erwähnten dogmatischen Werke viel Predigten und zahlreiche physikalische, naturgeschichtliche und ähnliche Arbeiten. Ihre Titel stehen in dem unten anzuführenden „Leben von ihm selbst beschrieben" (1792), S. 58 ff. und bei (Joh. Georg) Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, XIII. Bd. (1813) S. 168 ff.

Sein „Leben von ihm selbst beschrieben" erschien 1792 (Berlin, 62 S.); auf dieser Biographie ruht Friedr. Schlichtegroll's „Nekrolog für das Jahr 1791", Bd. II (Gotha 1793), S. 192 ff. (Die in den „Lebensbeschreibungen jetzt lebender und neuerlich verstorbener Gottesgelehrten und Prediger in den Kgl. Preuß. Landen" [Halle 1768, S. 36 ff.] befindliche Vita ist belanglos.) — Bildnisse von S. erwähnt Meusel a. a. O. S. 172.

P. Tschackert.

Silbert: Johann Peter S., geboren am 29. März 1777 (nach dem Nekrolog der Deutschen XXII, 1045 im J. 1772) zu Kolmar, verließ beim Ausbruche der französischen Revolution sein Heimathland und studirte in Mainz. Darauf irrte er längere Zeit ohne bestimmtes Ziel umher und kam im J. 1817 nach Oesterreich. Nachdem er kurze Zeit Lehrer am Collegium in Klausenburg (Siebenbürgen) gewesen war, wurde er Zeichenlehrer an der Nationalhauptschule und Professor am Gymnasium in Kronstadt. Von hier aus begab er sich nach Wien, wo er eine Anstellung als Professor der französischen Sprache und Litteratur am Polytechnikum erhielt. Im J. 1835 legte er seine Stelle nieder und widmete sich ausschließlich der religiösen Schriftstellerei. Er starb am 27. December 1844 in Wien. S. war nicht Geistlicher, sondern Laie und verheirathet. Von seinen drei Kindern bewährte sich namentlich eine Tochter als treue Helferin bei seinen Arbeiten. „Mit S. können an Fruchtbarkeit nur wenige Schriftsteller der Neuzeit verglichen werden. Hat er auch zunächst als Verfasser und Uebersetzer asketischer und erbaulicher Schriften sich bekannt und beliebt gemacht, so verdienen doch auch seine vielfach höchst gelungenen Uebersetzungen kirchlicher Hymnen und anderer Dichtungen in fremden Sprachen, sowie seine eigenen poetischen Versuche, die durch reinen kirchlichen Geist und durch anmuthige Form sich auszeichnen, alle Anerkennung" (Brühl, Geschichte d. kath. Lit. Deutschlands. 2. Ausgabe. Wien 1861, S. 390).

Schriften theologischen und philosophischen Inhaltes: 1) „Dom heiliger Sänger, oder fromme Gesänge der Vorzeit. Mit Vorrede von Fr. v. Schlegel." Wien und Prag 1820. 2) „Die heilige Lyra." Wien 1814, 1820. 3) „Aurelius Prudentius Clemens' Feiergesänge u. s. w. metrisch übersetzt . . . ." Wien 1820. 4) „Des heil. Bernhard Schriften. Uebersetzt mit Vorrede von J. M. Sailer." I. Bd. Wien 1820; II. Bd. Frankfurt 1822. 5) „Emanuel, ein Adventbuch." Wien 1820. 6) „Franz von Sales: Theotimus oder von der Liebe Gottes." Neu übersetzt. München 1823—24 (anonym). 7) „Leitsterne auf der Bahn des Heils." 6 Theile. Wien 1825—30 (anonym). 8) „Der gottselige Joh. Tauler, Spiegel der Liebe oder Weg zur Vollkommenheit. Dargestellt in geistreichen Betrachtungen über das Leiden Christi." Wien 1825. 9) „Die heilige Schrift, ihr Charakter, ihre Bedeutung, und wie sie zu lesen. Ein Vorwort zu den verschiedenen deutschen Uebersetzungen." Würzburg 1826. 10) „Das evangelische Jahr, oder Stunden der Andacht für katholische Christen." Wien 1826. 11) Zweite illustrirte Ausgabe unter dem Titel: „Das Licht Jesu und der Tempel des frommen Herzens." Wien 1843. 12) „Gegrüßet seist du Maria. Gebetbuch." Wien 1827. 13) „Des heil. Augustin XXII Bücher von der Stadt Gottes. Uebersetzt u. s. w." Wien 1827. 14) „Wer ist der Verfasser der vier Bücher von der Nachfolge Christi? Gersen, Gerson oder Kempis?" Wien 1828. 15) „Der Bote von Jericho" (herausgegeben mit Veith). 1. Bändchen. Wien 1828. 16) „Nepveu, Wegweiser zum Himmel, übersetzt u. s. w." Wien 1829. 17) „Kommunionbuch." Wien 1829. 18) „Geheiliget werde dein Name. Gebetbuch." Augsburg 1830. 19) „Gelobt sei Jesus Christus. Gebetbuch." Augsburg 1830. 20) „Frauenspiegel, aufgestellt in einer Reihe Biographien gottseliger Personen aus dem Frauengeschlechte." Wien 1830. 21) „Der goldene Weihrauchaltar oder Gebete der Heiligen Gottes." 2 Bdchen. Augsburg 1830. 22) „Denis, Denkmale der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Neu herausgegeben u. s. w." Wien 1830. 23) „Ludwig von Granada, Homiletische Fastenpredigten aus dem Lateinischen übersetzt." Wien 1830. 24) „Ludwig von Granada, Homiletische Predigten auf das ganze Kirchenjahr. Aus dem Lateinischen übersetzt." 5 Bde. Landshut 1834—36. 25) „Lichtpunkte aus der hellen Kammer eines christlichen Denkers." 2 Bde. Wien 1831. 26) „Stunden der wahren Andacht zur Belehrung und Erbauung." 3 Bde. Wien 1831—43. 27) „Geistliche Myrrhenkrone. Sammlung auserwählter Gebete." 2 Theile. Augsburg 1832. 28) „Kleines christkatholisches Hausbuch für jeden einzelnen Tag des Jahres." 3 Bdchen. Augsburg 1832. 29) „Der Begleiter auf dem Tugendwege." Wien 1833 (2. Aufl.). 30) „Nachfolge der allerheiligsten Jungfrau in 4 Büchern, aus dem Französischen übersetzt." Wien 1833. 31) „Vorhallen der seligen Ewigkeit." Leipzig 1834. 32) „Die Schule des Kreuzes und der Liebe. Aus dem Lateinischen des P. Drexelius." Wien 1834. 33) „Das Leben des heil. Laurentius Justiniani." Regensburg 1836. (Dessen „Wonnen der seligsten Gottesliebe," ebendaselbst.) 34) „Des Abbé Aymé: Grundvesten des christlichen Glaubens. Aus dem Französischen übersetzt." 2 Bde. Wien 1837 (2. Aufl.) 35) „Fenelon's geistliche Schriften übersetzt." 4 Bde. Regensburg 1837—39. 36) „Artaud, Geschichte des Papstes Pius VII. Uebersetzt aus dem Französischen." Wien 1838 (anonym). 37) „Conversations-Lexikon des geistlichen Lebens." 2 Bde. Regensburg 1839—40. 38) „Die vier heil. Evangelien unsers Herrn Jesu Christi, aus der Vulgata übersetzt, mit poetischen Zugaben: Passionsgarten u. s. w. illustrirt." Pforzheim 1840. 39) „Das Leben unseres Herrn Jesu Christi und der Jungfrau." Leipzig 1838 (Prachtausgabe). 40) „Die Stimme Jesu u. s. w. Aus dem Italienischen übersetzt."

Wien 1840. 41) „Das Leben unseres Herrn Jesu Christi." Leipzig 1841 (illustrirte Ausgabe). 42) „Das Leben Mariä". Leipzig 1840 (illustrirte Ausgabe). 43) „Das Leben des heil. Ambrosius, Athanasius, Chrysostomus" in den Wiener katholischen Vereinsschriften 1839—42. 44) „Die heil. Messe, das Denkmal der göttlichen Liebe Jesu." Regensburg 1841. 45) „Licht- und Trostquellen in kurzen Betrachtungen auf alle Tage." 2 Theile. Pforzheim 1842 (illustrirt). 46) „Des heil. Bonaventura Goldener Psalter Mariä übersetzt." Wien 1841. 47) „Desselben Kirchliche Tagzeiten zu Ehren Mariä." Das. 1834. 48) „Die letzte Oelung." Wien 1843 (anonym). 49) „Geschichte der heil. Engel." Elberfeld 1843. 50) „Der christliche Dulder auf dem Himmelswege." Wien 1844. 51) „Die im Umgange mit Gott erleuchtete Seele". Einsiedeln 1844 (Prachtausgabe). 52) „Kleine katholische Hauspostille für alle Sonn- und Feiertage." Elberfeld 1845. Viele dieser Schriften erschienen in neuen Auflagen.

Schriften geschichtlichen Inhaltes: 53) „Ferdinand II., römischer Kaiser und seine Zeit." Wien 1836. 54) „Eleonore, römische Kaiserin, Gemahlin Leopold's I." Wien 1837 (anonym).

Poetische und andere Schriften: 55) „Legenden, fromme Sagen und Erzählungen." Wien 1830. 56) „Neujahrsgeschenk für 1838." Wien. 57) „Mannathau in der Wüste des Lebens. Religiöse Gedichte." Pforzheim 1842. 58) „Columba. Ein Füllhorn freundlicher Blüthen und Früchte zur Belehrung und Erheiterung zumal der gebildeten Jugend." Pforzheim 1843. Andere poetische Beiträge finden sich in Passy's „Oelzweigen", Wien 1820 ff. und in Veith's „Balsaminen", Wien 1823 (Regensburg 1837). Wie Brühl (a. a. O. S. 409) angiebt, lieferte S. auch poetische Texte zu einigen Erzeugnissen der religiösen Kunst, wie Christus und die zwölf Apostel nach Thorwaldsen, Sammlung wahrhafter Abbildungen der Heiligen Gottes, gezeichnet von Schnorr u. A.

Wilhelm Bäumker.

Silberysen: Christoph S., schweizerischer Chronikschreiber, geboren 1542, † am 21. Juli 1608. Einer Familie der Stadt Baden im Aargau entstammend, wurde Christoph S. schon im 21. Lebensjahre, drei Monate nach seiner Weihe zum Priester, am 29. Juni 1563 zum Abte von Wettingen (Cist.-O.) gewählt. Schon bald nach seiner Ernennung wurde der jugendliche Abt, der besonders in Finanzangelegenheiten keine glückliche Hand besaß, mit seinem Convente in Streitigkeiten verwickelt, die während seiner ganzen Amtsführung fortdauerten und mit welchen sich auch die eidgenössische Tagsatzung als Schirmerin und Schützerin von Wettingen zu befassen hatte. Infolge ungewöhnlicher klimatischer Verhältnisse und Mißwachs stiegen unter ihm die Schulden seines Klosters zu solch bedenklicher Höhe an, daß der Convent im J. 1580 S. „der übeln hußhaltung halben" entsetzte und bis ins Jahr 1584 den Haushalt selbst führte. Von da an bis zum Juli 1593, in welchem Monate ihm vom Generalabte von Citeaux, Edmond de la Croix, ein Administrator in der Person des P. Peter Schmid (seines spätern Nachfolgers) an die Seite gestellt wurde, amtete S. wieder als Abt fort, um dann diese Würde am 10. Februar 1594 freiwillig niederzulegen. Noch volle 14 Jahre lang bis zu seinem Tode widmete er sich als einfacher Conventual zu Wettingen historischen Arbeiten, die er schon als Abt mit Vorliebe gepflegt hatte. Unter denselben sind in erster Linie die beiden 1572 beziehungsweise 1576 abgeschlossenen, allerdings nur auf reiner Compilation beruhenden Schweizerchroniken zu nennen, deren hauptsächlicher Werth in den ihnen beigefügten ungemein zahlreichen Federzeichnungen besteht, welche insbesondere die zweite Chronik vom Jahre 1576 zu der am reichsten illustrirten

Schweizerchronik, die uns erhalten geblieben ist, stempeln. Einen bestimmten Theil dieser Chronik arbeitete S. im Herbste 1594 nach seinem Rücktritte in einer besonderen Schrift: „Von dem ursprung und alten geschichten der statt Zürich" noch weiter aus. Außer einem schweizer. Wappenbuche, das S. nach der von Aegidius Tschudi angelegten Wappensammlung copirte, liegen noch zwei von seiner Hand geschriebene Sammelhandschriften neben den beiden Chroniken auf der aargauischen Kantonsbibliothek in Aarau, von welchen die eine u. a. die wohl von ihm selbst angefertigte Nachbildung einer Reihe von interessanten Bildern, sog. Figuren enthält, welche im J. 1430 von Straßburg nach Zürich gebracht worden sind.

Hans Herzog und J. R. Rahn, Christoph Silberysen, Abt von Wettingen, und eine rheinische Bilderfolge des XV. Jahrhunderts in Zürich in: Turicensia. Beiträge zur Zürcherischen Geschichte ꝛc. Zürich 1891. S. 52—69.

Hans Herzog.

Silcher: Friedrich S., der berufenste Führer einer den deutschen Volksgesang, vor allem das deutsche Volkslied zu epochemachender Bedeutung fördernden Bewegung in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, ist geboren am 27. Juni 1789 in dem württembergischen Städtchen Schnaith bei Schorndorf im Remsthal. Sein Vater, Schullehrer daselbst, starb, als der Knabe 5 Jahre alt war. Sein Nachfolger im Amt, Weegmann, heirathete die Wittwe, nahm sich der Erziehung des aufgeweckten Jungen in väterlicher Weise an und pflegte insbesondere die frühzeitig zu Tage tretende musikalische Begabung desselben, ein Bestreben, worin er durch den befreundeten Pfarrvicar aus dem benachbarten Geradstetten, Namens Beringer, erfolgreich unterstützt wurde. Der Knabe wurde zum Lehrerberufe bestimmt und kam infolgedessen nach seiner Confirmation 1803 als Schulincipient („Schulknecht") zu Schullehrer Nic. Ferd. Auberlen in Fellbach bei Stuttgart, einem theoretisch und praktisch sehr tüchtigen Musiker und namentlich trefflichen Organisten (Mitarbeiter am Choralbuch von 1799 neben Knecht und Christmann). Zu diesem in seinem Berufe ausgezeichneten biederen Manne fühlte sich der junge Mann auf's lebhafteste hingezogen und bewahrte ihm auch später jederzeit das freundlichste und dankbarste Gedächtniß. Er studirte bei ihm mit größtem Eifer und schönem Erfolge Theorie (nach dem damals üblichen Vogler'schen System) und betheiligte sich in hervorragender Weise an den musikalischen Aufführungen, welche sein Lehrer gewöhnlich Sonntags veranstaltete und wobei S. bald den Generalbaß zu spielen gelernt hatte. Neben der Musik betrieb er aber auch als besondere Lieblingsbeschäftigung das Zeichnen und Malen; Lehrer Friesinger in Waiblingen unterstützte ihn darin anregend und fördernd, zu Studien nach der Natur bot ihm die liebliche Gegend des Remsthales anziehendsten Stoff. Im Jahr 1806 wurde S. Lehrergehilfe in Schorndorf und erhielt daneben die Stelle eines Hauslehrers bei dem dortigen Landvogt, Freiherrn von Berlichingen. Sein liebenswürdiges, bescheidenes und gefälliges Wesen verschaffte ihm bald Zutritt auch zu der Familie seiner Zöglinge, was ihm eine mannigfache Quelle der Anregung war, zumal er auch seine zeichnerischen und malerischen Studien unter der Anleitung der dieser Familie befreundeten Malerin Simanowitz in Ludwigsburg weiter verfolgen konnte. Sein Gönner war nämlich 1809 nach letzterer Stadt übergesiedelt und hatte S. beredet, mit ihm zu ziehen, zu welchem Zweck er dessen Versetzung dahin leicht bewirken konnte. In dieser Stadt nun, der zeitweiligen Residenz des württembergischen Hofes, bot sich S. bald ein ihm sehr zusagender Wirkungskreis. Zwar mußte er von dem Gedanken, als Privatlehrer zu wirken, wozu ihm seine gewinnende Persönlichkeit bald nach vielen Seiten in erfolgreichster Weise Bahn brach, abstehn, um der Aushebung zum Militär zu entgehen; er verblieb daher in der Stelle eines

Lehrers an der Mädchenschule. Seit 1807 lebte in Ludwigsburg Karl M. v. Weber, den S. überaus verehrte und in dessen Nähe zu weilen ihm ein besonderes Glück war; doch dürfte der Abstand zwischen dem gefeierten Meister und Hofmann und dem bescheidenen ehemaligen Dorfschulmeister doch ein zu großer gewesen sein, als daß sich ein persönlicher Verkehr hätte entwickeln können. Desto anregender war für S. der Verkehr mit dem gleichfalls daselbst lebenden Conradin Kreutzer. Hier veröffentlichte S. nun auch sein erstes Werk, Variationen für Clavier über „Gib mir die Blumen" (G-dur) und zwar lithographirte er es selbst, ebenso wie dreistimmige Choräle, die später im Druck erschienen. Den für ihn besonders auch für die Folge wichtigsten Umgang genoß aber S. im Hause des sehr musikalischen Oberhelfers Bahnmaier (s. A. D. B. I, 766). Hier war es eine in herzerfreulicher Blüthe stehende echte und rechte Hausmusik, die ihn anzog und in der er sich selbst die mannigfachsten Verdienste als Spieler, Begleiter, Sänger, Componist, Dirigent, Arrangeur und allzeit gefälliger Berather zu erwerben wußte. Es waren ja in der Stadt eigentlich spießbürgerliche und philisterhafte musikalische Verhältnisse, aber die Art und Weise, wie man hier Hausmusik trieb, sagte seinem bescheidenen und harmlosen Wesen unendlich zu, zumal jener, was ihr an Größe und sachgemäßer Bedeutung mangelte, durch eine wahrhaft mächtige, weil reine und tiefe Wirkung mehr als ersetzt war.

Indessen zog es S. nach und nach doch zu größeren Verhältnissen, und er verlegte 1815 den Sitz seiner Wirksamkeit nach der nahen Residenz Stuttgart. Auch hier hatte er das Glück, durch seine liebenswürdigen Eigenschaften aufs beste empfohlen, bald Zutritt zu den angesehensten Familien als Lehrer und willkommener Gast zu finden; u. A. war Julius Benedict († 1885 in London) sein Schüler. Mit der Familie des letzteren durfte er während des Sommers reisen, wobei er auch einmal nach Yverdun zu Pestalozzi kam, ein Ereigniß, das ihm besondere Freude bereitete. Für seine musikalische Weiterbildung, die er sich sehr angelegen sein ließ, war neben Kreutzer auch die Bekanntschaft Hummel's, der hier lebte, von Einfluß. In diese Zeit fällt die Bearbeitung dreistimmig gesetzter Choräle (s. u.) sowie viele Gelegenheitscompositionen. Mittlerweile war Silcher's Gönner Bahnmaier als Professor der Theologie an die Universität Tübingen berufen worden. Stets der Verbreitung musikalischer Bestrebungen gewogen, lenkte er hier die Aufmerksamkeit maßgebender Behörden auf die Nothwendigkeit, den protestantischen Theologen Gelegenheit zum Studium des Kirchenliedes und Kirchengesangs zu bieten. Die Frucht seiner Bemühungen war die Errichtung einer eigenen Lehrstelle für Musik an der Universität, und für diese wurde ebenfalls auf Bahnmaier's Empfehlung im October 1817 unser S. als „Universitätsmusikdirector" berufen. Damit kam nun der bescheidene, fast schüchterne Mann auf einmal in Verhältnisse, die ihm anfangs sehr wenig zusagten, obwohl er bei seinem ersten Kommen mit echt schwäbischer Herzlichkeit empfangen wurde. Die officiellen Aufgaben, die an ihn herantraten, schienen ihm nicht im Verhältniß zu seinem bescheidenen Bildungsgang zu stehen. Der Ton, der in den Studentenkreisen herrschte, die er zu unterweisen hatte, war ihm unbehaglich: kurz, es bedurfte eines förmlichen Gewaltstreichs seines Bruders, ihn nach Tübingen zu bringen (derselbe ließ einfach einen Wagen vorfahren und Silcher's Habseligkeiten darauf packen und nach T. spediren!). Der erste officielle Anlaß zum Auftreten des neuernannten Musikdirectors war die Jubelfeier der Reformation, zu welcher S. eine Cantate schrieb und aufführte. Tübingen blieb nun bis zu des Meisters Tod der Ort seiner Wirksamkeit. Sein äußeres Leben bietet von nun ab wenig bemerkenswerthe Daten mehr. Es floß in ruhiger, stiller aber fleißiger Thätigkeit dahin, reich an Erfolgen, noch reicher an Gehalt nicht nur für seine Zeit, sondern für unabsehbare Zeiten. Das Geheimniß seiner Erfolge

liegt einmal darin, daß er für die richtige Erfüllung seiner Mission in seltenster Weise durch die Art und Weise seines eigenen Bildungsganges vereigenschaftet war, und zum andern darin, daß er anfangs mit richtigem Instinct, dann aber auch mit kluger Berechnung überall das richtige Verhältniß zwischen dem, was er erreichen wollte und seinen eigenen und durch die Umgebung ihm zur Verfügung gestellten Mitteln zu wahren wußte. Seine ausgedehnte Wirksamkeit bedarf einer eingehenden Würdigung nach den verschiedenen Seiten seiner Thätigkeit.

Es war für Silcher's Wirken von vornherein von charakteristischer Bedeutung, daß er selbst wie auch seine Thätigkeit in Kreisen aufwuchs, deren musikalische Bedürfnisse mehr durch Neigung als durch sachlichen Beruf bedingt sind: Die Schule, speciell die Volksschule und die (im guten Sinn!) dilettantischen Bestrebungen weiterer Liebhaberkreise. Es kommt hier weniger auf große Ziele an als vielmehr auf thunlichste Ausnützung der vorhandenen, an sich ja beschränkten, wenigstens sehr ungleichen Mittel. Im Verfolg solcher Zwecke eignete sich S. den außerordentlichen praktischen Geist an, den glücklichen Griff mitten hinein ins reelle volle Menschenleben, welcher ihn überall vor falschem Idealismus, vor zu hoch gesteckten Aufgaben, vor naturgemäßer Enttäuschung bewahrte. Gerade daraus erhält seine Laufbahn den wohlthuend ruhigen, von äußeren und zumeist wohl auch heftigeren inneren Kämpfen freien Charakter. Das Musiciren, schlecht und recht, wie es einem wackeren kunstbegabten Schulmeister ziemt, das ist der Anfang von Silcher's musikalischer Thätigkeit. Seine ersten Erfolge findet er in der Hausmusik, wie sie bei seinen Freunden und Gönnern mit ehrlicher Hingabe im Schwunge war. Sein gefälliges Wesen, das Jeden zur Geltung kommen lassen, Jedem zu Diensten sein will, läßt ihn arrangiren, transscribiren, für häusliche Zwecke componiren u. A. m. Nun sah er sich plötzlich durch seine Berufung als Universitätsmusikdirector in Tübingen auf einen Posten gestellt, wo höhere, auch repräsentative Pflichten an ihn herantraten. Die dadurch bedingte Befangenheit konnte er nur überwinden, indem er sich möglichst praktisch mit seinen Aufgaben beschäftigte. Dies wurde ihm leicht dadurch, daß er ein durch seine Erziehung wie seinen Umgang ausgeprägtes sichres Gefühl für die Bedürfnisse seiner Umgebung hatte. Selbst hervorgegangen aus dem Volke, wußte und fühlte er das Gemeinsame, aus dem alle künstlerischen Regungen entsprangen: den unverfälschten Sinn für das Schlichte, Einfache, Innige, Sinnige, aus den Tiefen des reinen Gefühls Hervorquellende, mit einem Wort: das wahrhaft Volksthümliche. Und sobald er in seiner Stellung sich eines nachhaltigen Einflusses auf diese Art der Kunstpflege, die einzige, mit der er auf breitere Schichten veredelnd wirken konnte, sicher fühlte, so legte er auch Hand an's Werk. Ihm gebührt das Verdienst, den hohen Werth und die Bedeutung des Volkslieds nicht nur zuerst richtig erkannt, sondern auch die Mittel gefunden zu haben, diesen unvergleichlichen Schatz seinem Volke zugänglich gemacht, den Sinn und die Liebe dafür geweckt, gefördert und nachhaltig gefesselt zu haben. Er schöpfte aus dem Volke und schrieb für's Volk. Dies ist Anfangs- und Endpunkt seiner hervorragendsten und auch für die Nachwelt bedeutungsvollsten That. Kein Wunder, daß ihm, dem feinsinnigen Musiker im Umgang mit dem Besten und Aechtesten, was das Volk besaß, von selbst auch die Ausdrucksweise des Volksthümlichen so geläufig wurde, daß er berufen sein konnte, Volkslieder im schönsten Sinn selbst zu schreiben, ja daß er den Volksliederschatz gerade mit denjenigen Perlen bereichern konnte, welche heute in aller Mund sind und wohl für Generationen bleiben werden. Nicht alte vergilbte Manuscripte, sondern das frisch quellende ursprüngliche Volksleben war seine

Quelle: er erlauschte die Lieder und schrieb sie nieder, reinigte sie von wilden Schößlingen und fremden Zuthaten und kleidete sie in ein Gewand, in dem sie besonders zu damaliger Zeit den größten Anhang finden konnten. War doch der deutsche Männergesang damals in seiner ersten frischen Blüthe. Im Jahr 1825 erschien sein erstes Heft „Deutsche Volkslieder" für vier Männerstimmen gesetzt (Tübingen, Laupp), 1833 das fünfte; bis zu seinem Tode waren zwölf Hefte mit je zwölf Liedern erschienen, zum Theil in mehrfachen Auflagen. Der durchschlagende Erfolg dieser Lieder veranlaßte den Autor, eine Auswahl derselben nebst andern auch für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre, herauszugeben (vier Hefte, davon das erste 1834, Tübingen, Laupp). Der Erfolg der deutschen Volkslieder lenkte Silcher's Blick aber auch auf den Liederschatz fremder Völker; das Resultat seines Forschens, in dem er durch manchen Freund der Sache, der durch ihn angeregt war, unterstützt wurde, war die Herausgabe von „ausländischen Volksmelodien mit deutschem zum Theil aus dem Englischen ꝛc. übertragenen Texte für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesetzt" (I op. 23; II op. 27; III op. 30; IV op. 35). Von diesen ist das populärste die irische Melodie „Stumm schläft der Sänger" geworden. Auch hier leitete ihn weniger die Sucht nach dem Originellen, Befremdlichen, sondern vielmehr die Hervorkehrung des unserem deutschen Gefühl vonehmlich zusagenden, uns sozusagen Congenialen, er hört auf den Herzschlag und sieht nicht auf das charakteristische Kleid; damit führt er die Fremdlinge am leichtesten ein und sichert ihnen die gründlichste Angewöhnung. Da S. die Erzeugnisse seiner eigenen Erfindung lange Zeit ohne Nennung seines Namens unter die gefundenen Melodien aufnahm, blieb man lange Zeit über seine Autorschaft im Unklaren, bis Mißbräuche, die mit diesem Umstand zu Tage traten, ihn veranlaßten, dieselbe ausdrücklicher zu wahren. Seine bekanntesten eigenen Weisen sind: „Aennchen von Tharau", „Es zogen drei Burschen" (2. Theil der ursprünglichen volksmäßigen Melodie), „Ach, ach, ich armes Klosterfräulein", „Morgen muß ich weg von hier", „E bissele Lieb und e bissele Treu", „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang", „Drauß' ist Alles so prächtig". Ferner wurde zum vielleicht populärsten deutschen Volkslied jene „wundersame gewaltige Melodie" der „Loreley", welche ursprünglich in einer Sammlung von Liedern für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte erschien.

Was sonst S. von Originalcompositionen veröffentlichte, zeugt von seinem angeborenen und durch den steten Umgang mit dem leicht Faßlichen geförderten Sinn für das Sangbare, Frische, Ungekünstelte, warm Empfundene, innig und sinnig Durchwehte, seine unwiderstehliche Wirkung mit den treffendsten Mitteln Suchende und Findende. In erster Linie sind hier seine zahlreichen Compositionen für Männerchor und Männerquartett zu nennen, darunter seine als „Tübinger Liedertafel" veröffentlichten op. 15, 16 und 29 (1832—33. Tübingen, Laupp), seine „Lieder für fröhliche Gesellschaften von Wagner" (erstes Heft 1825), seine „sechs vierstimmige Lieder für Wehrmänner", „Turnlieder" (dreistimmig), „Trauergesänge" (aus seinem Nachlaß herausgegeben). Von seinen Liedern für eine Singstimme sind zu erwähnen: sechs Lieder von Justinus Kerner, vier plattdeutsche Lieder, drei Lieder aus der Frithjofssage op. 20, Hohenstaufenlieder op. 12 nach Texten von L. Bauer, J. Kerner, Pfizer, Rapp und Rückert (Stuttgart, Liesching). Sehr beliebt waren auch seine Bearbeitungen Beethoven'scher Instrumentalsätze zu Liedern mit unterlegten, zum Theil selbstgedichteten Texten (drei Hefte). Mit besonderer Liebe wendete er sich der Pflege des Gesangs durch die Jugend zu und veröffentlichte in diesem Sinne seine „sechs Hefte (à 12 Lieder) Kinderlieder für Schule und Haus" (auch englisch herausgegeben), zwölf Kinder=

lieder nach dem Anhang des Specter'schen Fabelbuches, zweistimmig, zwölf Kinderlieder für Schule und Haus von E. M. Arndt, Agn. Franz, F. Güll, Hölty, W. Müller, Chr. Schmid, Wiedenfeld, zwei- und dreistimmig. Hierher gehört noch sein hübsches Singspiel „Die kleine Lautenspielerin" von Chr. Schmid, op. 17 (Tübingen, Laupp, wie überhaupt die meisten seiner Werke). Die meisten seiner Kinderlieder gehören zum eisernen Bestand aller ähnlichen Sammlungen. 1845 erschien die erste, 1853 die zweite Auflage seiner „kurzgefaßten Gesanglehre für Volksschulen und Singchöre" (1864 eine dritte von Weeber besorgte), die sehr populär wurde. Dieselbe hat nur das im Volksgesang gebräuchliche Material im Auge mit Hintansetzung Alles dessen, was nicht in den Kreis dieses Unterrichts gehört. Im Zusammenhang damit erschienen 1846 auch fünfzehn Notenwandtabellen. Das Ganze ist, wie seine originelle Fassung und Anlage zeigt, durchaus aus eigener Praxis und Beobachtung herausgewachsen. Zunächst zum Schulgebrauch erschien auch sein op. 6, XII Canons zu drei Stimmen. — Auch ein theoretisches Lehrbuch verfaßte er, die 1851 in erster, 1859 in zweiter Auflage erschienene „Harmonie- und Compositionslehre", das kurz und gemeinfaßlich dargestellte Ergebniß sorgfältiger Studien und vieljähriger Erfahrung, jetzt in der Methode zwar veraltet, aber doch noch lesenswerthe Abschnitte enthaltend über Melodie, melodisch-rhythmischen Bau, Periodenbau, den neueren Choral, die alten Kirchentonarten und ihre Choräle, sowie den alten rhythmischen Choral. Großen und nachhaltigen Erfolg hatte auch Silcher's Thätigkeit auf dem Gebiet des Kirchengesangs. Auch hier strebte er größtmögliche Verbreitung eines auch künstlerischen Ansprüchen genügenden Gemeindegesangs an, wenn er auch seine Idee, die ganze Gemeinde zum Chor zu machen, später als einen Irrthum betrachten, und darnach seine Ziele weniger hoch stecken mußte. Seine bedeutendste Leistung ist hierin die mit Kocher und Frech 1824—26 unternommene Neubearbeitung vierstimmiger Choralgesänge, welche zu dem im amtlichen Auftrag verfaßten Choralbuch der evangelischen Kirche Württembergs auf 221 Melodien erweitert, 1828 eingeführt wurde, an Stelle des bisher gebräuchlichen von Knecht für den einstimmigen Gesang mit Orgelbegleitung berechneten. 1844 wurde dasselbe einer Revision durch die gleichen Männer unterzogen, in welcher Gestalt es noch heute besteht. Im Anschluß an das Choralbuch von 1844 bearbeitete S. ferner 62 Choräle zwei- und dreistimmig „für Schule, Kirche und Haus", ferner schrieb er von 1818—43 34 Choralmelodien theils im Original, theils in Ueberarbeitung, wovon 7 Melodien in das Choralbuch aufgenommen sind. Der Gedanke eines Familienchoralbuchs, der S. viele Jahre beschäftigte, kam nicht mehr zur Ausführung. Ferner erlangte große Verbreitung: „vierstimmige Gesänge auf Sonn- und Feiertage in zweierlei Satzarten, für gemischten Chor und für Männerchor bearbeitet" (Werke von Luther, Vogler, Mozart, A. Weber, Silcher und Reichardt) op. 24; sodann „vierstimmige Hymnen und Figuralgesänge auf hohe Festtage und zur Abendmahlfeier", op. 9 und 10 (1825 und 1827). Aus der Praxis, nämlich aus Vorträgen für die Theologen hervorgegangen, entstand endlich eine „Geschichte des evangelischen Kirchengesangs nach seinen Hauptmelodien, wie sie im württ. Choralbuch v. J. 1844 enthalten sind, nebst einer Erklärung der alten Kirchentonarten", Silcher's letztes unter vielen körperlichen Gebrechen vollendetes Werk, nach seinem Tod im Jahr 1862 von Ehmann herausgegeben, prägnant in der Fassung, verständlich und erschöpfend, besonders der Theil über die Kirchentonarten, das Ganze sehr wohl noch des Studiums werth.

S. rief bald nach seiner Ankunft in Tübingen einen protestantischen Kirchenchor ins Leben. 1829 gründete S. die akademische Liedertafel, eine wahre Pflanzstätte tüchtiger musikalischer Bestrebungen, aus der jährlich viele begeisterte Apostel einer wahren Kunstpflege ins Leben hinauszogen und im Sinne ihres Meisters

weiter arbeiteten. Selbst Mendelssohn's Musik zu Antigone und Oedipus auf Kolonos kam zur Aufführung und regte S. zur Composition der Chöre des „Tod des Ajax" an. 1839 gründete S. den Oratorienverein, mit welchem er ebenfalls viel Freude erlebte und Tüchtiges leistete. Damit hob er natürlich das Musikleben der Stadt auf eine bemerkenswerthe Höhe. Seiner Wirksamkeit und unermüdlichen Thätigkeit entsprach auch seine Beliebtheit und sein Ansehen. Ein überaus glückliches Familienleben — er war seit 1822 mit Luise Enslin aus Tübingen verheirathet, die ihm zwei Töchter und einen Sohn schenkte, letzterer z. Z. Pfarrer in Hofen O. A. Besigheim —, reger intimer Verkehr mit Männern wie Uhland, Kerner, Schwab, Lenau, Platen, Haug, Möricke, Geibel, Chr. Schmid, Frauen wie O. Wildermuth, Josephine Lang, Ehrungen mannigfacher und herzlicher Art, verschönten seine Tage. 1852 ernannte ihn die philosophische Facultät der Universität zum Ehrendoctor, die berühmtesten auswärtigen Vereine, Köln, Wien, Zürich, eidgenössischer und schwäbischer Sängerbund wählten ihn zum Ehrenmitglied. Leider zehrte ein schmerzhaftes Steinleiden an seiner Gesundheit und veranlaßte ihn, 1860 zu resigniren. Seine letzte öffentliche Thätigkeit war die Leitung einer musikalischen Aufführung zum 300. Todestag Melanchthon's im April 1860. Sein König begleitete die Amtsenthebung mit der Verleihung des württembergischen Friedrichsordens. Nach einer Kur in Wildbad unterzog sich S. einer Operation, leider ohne Erfolg. Er starb friedlich, wie er gelebt in der vierten Morgenstunde des 26. August 1860. Am 7. Mai 1874 wurde ihm von der akademischen Liedertafel im Vereine mit dem schwäbischen Sängerbund im Garten der Universität Tübingen ein Denkmal gesetzt. Sein Geburtshaus in seinem Heimatsdorfe ist mit seinem Medaillonbildniß geschmückt, das schönste Denkmal aber hat er sich selbst in seinen Liedern gesetzt, die mit dem künstlerischen Fühlen der Nation wohl für alle Zeiten untrennbar verbunden sein werden.

Biographische Arbeiten über S. sind: Nekrolog von Palmer in der Beilage (schwäbische Chronik) des Schwäbischen Merkur vom 7. October 1860. — H. A. Köstlin, Carl M. v. Weber. Fr. Silcher. Stuttgart 1877. — J. J. Bußinger, Fr. Silcher, Beigabe zum Jahresbericht der Realschule in Basel vom Jahr 1861. — Pfarrer Weber's Monographie, s. 67. Neujahrsstück der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich 1879. Ferner sind aus Anlaß des 100. Geburtstages Silcher's Erinnerungsblätter und Charakteristiken in zahlreichen Blättern erschienen. Die Verdienste Silcher's für den deutschen Männergesang würdigt O. Elben in „Der volksthümliche deutsche Männergesang", 2. Auflage. Tübingen 1887. S. 417, 425 ff.

Weber.

Sillem: Garlieb (Garlev Syllm), Licentiat der Rechte und Bürgermeister, in Hamburg am 15. Juni 1676 geboren, † am 26. December 1732, ist der hervorragendste unter den vielen Männern seines wahrscheinlich aus dem Kedinger Lande stammenden Geschlechtes, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts dem Rath und den bürgerlichen Collegien Hamburgs angehört haben. Sein Vater war Hieronymus S., seit 1690 Senator und durch seine Heirath mit Margaretha Langenbeck, Tochter des Senators Garlev L. (Bruder des braunschweig-lüneburgischen Kanzlers Heinrich L., s. A. D. B. XVII, 662), ein Schwager des Bürgermeisters Meurer, des energischen Kämpfers für die Autorität des Raths in den erbitterten Parteikämpfen (s. A. D. B. XXI, 532 f.), in welchen Rath und Bürgerschaft einander feindlich gegenüberstanden und in welche Sillem's Familie mehr als andere verwickelt war. Als Garlieb S. zehn Jahre alt war, am 4. October 1686, endeten die beiden Führer der Volkspartei Schnitger und Jastram ihr Leben auf dem Schaffot. Schnitger's Frau war die Schwester von Hieronymus S.; eine andere Schwester desselben heirathete 1688 den Bürgermeister Lemmermann, einen

der rücksichtslosesten Gegner Schnitger's. Jakob S., Garlieb's Vetter, saß 1686 noch im Rath, während der Licentiat der Rechte Nikolaus S. als Mitschuldiger Schnitger's mit zehnjähriger Verbannung und hoher Geldbuße gestraft wurde. Auch Garlieb's Vater hatte die Ungunst der Parteileidenschaft zu erfahren, als er in seiner Eigenschaft als Prätor auf Befehl des Raths einen Bürger wegen eines Münzvergehens hatte verhaften lassen. Von der Bürgerschaft wurde der Rathsherr 1696 abgesetzt, die Schritte des Senats zu seiner Wiedereinsetzung waren vergeblich. Erst im Jahr 1709 wurde S. rehabilitirt durch die kaiserliche Commission unter Graf Damian Hugo Schönborn, welche 1708 erschienen war, die städtischen Verwickelungen zu lösen. Aus diesen Erfahrungen erklärt es sich wohl, daß Garlieb S. im Jahr 1696, im Begriff nach zweijährigem Besuch des Akademischen Gymnasiums die Universität zu beziehen, nicht, gleich so vielen andern Gymnasiasten, seine akademische Reise durch eine lateinische Abhandlung über einen Classiker documentirte, sondern eine „Pflichtmäßige Antwort“ (Hamburg 1696. 4°) herausgab, in welcher er seine Eltern nicht ohne gelehrte Citate gegen „die imputirten gottlosen Calumnien des von Hamburg verfesteten und mit der Schandglocke nachgeläuteten vormaligen Gerichtsvoigtes August Wygandt“ vertheidigte. Da letzterer in seiner gedruckten Schmähschrift die Senatorin Hieronymus S. der Vergiftung eines Frohnknechtes beschuldigt hatte, u. dgl. mehr, so darf es nicht Wunder nehmen, daß der Sohn in der erregten Zeit mit einer solchen Vertheidigungsschrift die Vaterstadt verließ, um in Frankfurt und Halle Jura zu studiren. Nach der üblichen Reise durch Deutschland, Frankreich und die Niederlande in die Heimat 1704 zurückgekehrt, wurde er Advocat und 1708 von der Universität Franeker zum Licentiaten der Rechte ernannt. Als die Bürgerschaft sich mit der Bestimmung der genannten kaiserlichen Commission einverstanden erklärt hatte, daß zu den drei bisherigen Syndicis ein vierter zu ernennen sei, wurde S. am 8. September 1710, zwei Monate vor seines Vaters Tode, vom Rathe dazu erwählt. Namens des Senats hatte nun S. besonders an den Verhandlungen mit der kaiserlichen Commission und den bürgerlichen Collegien behufs Abänderung der städtischen Verfassung Theil zu nehmen. Er gewann das Vertrauen beider Theile und ihm wurde auch 1711 und 1712 der Vorsitz in der Sanitätscommission übertragen, die beim Ausbruche der Pest neu ernannt, sich sehr bewährt hatte. Im Jahr 1717 wurde S. Bürgermeister, seit 1723 präsidirender Bürgermeister. Die Wogen der bürgerlichen Zwistigkeiten hatten sich nach dem Hauptreceß von 1712, der die Verfassung festgestellt hatte, gelegt, aber das Mißtrauen gegen die Calvinisten und besonders gegen die Römisch-Katholischen war wieder erwacht, als der kaiserliche Gesandte Graf Fuchs im Jahr 1719 die erst 1693 im Gesandtschaftshause errichtete katholische Capelle erneuern ließ. Die drei an der Capelle angestellten Geistlichen aus dem Jesuitenorden hatten nämlich Anstalten getroffen, den Hausgottesdienst im Gesandtschaftshause zu einem öffentlichen umzugestalten. An einem Sonntage war vom Pöbel die Capelle spoliirt, endlich zerstört und das allerdings recht baufällige Gesandtschaftshaus auch niedergerissen worden, ohne daß der Rath zu rechter Zeit eingeschritten wäre. Kaiser Karl VI. verlangte, daß außer der Geldentschädigung die Stadt durch eine feierliche Deputation in Wien in actu publico kniefällig Abbitte leisten solle. Erst nach fünfthalb Monaten willigte die Bürgerschaft ein, die Deputation abzusenden, bestehend aus einem Syndikus und einem Rathsherrn. Da aber Karl VI. die Anwesenheit des präsidirenden Bürgermeisters gefordert hatte, so genügte jene Deputation nicht und es wurde eine zweite gesandt, in welcher S. den erkrankten Vorsitzenden des Rathes vertrat. Mit ihm begaben sich der Rathsherr Brockes, als Dichter des „Irdischen Vergnügens in Gott“ in der Litteraturgeschichte bekannt (s. A.

D. B. III, 345) und zwei Oberalte nach Wien. Im Mai 1721 traf die Deputation daselbst ein; im Juni erlangte sie eine Audienz beim Prinzen Eugen, der sie wohlwollend empfing und u. A. den Wunsch äußerte, Hamburg möchte den ihm persönlich bekannten General v. Schmettau als Stadtcommandanten annehmen. Die Stimmung am kaiserlichen Hofe war nicht zu Hamburgs Ungunsten, das sich im äußersten Norden in gefährdeter Lage befand. Dänemark hatte nämlich nicht aufgehört, seine angeblichen Hoheitsrechte auf Hamburg geltend zu machen. Daher lag dem Kaiser daran, Hamburg nicht in die Arme Dänemarks zu treiben. Dies betonte auch der Reichsvicekanzler, der einflußreiche Graf Friedrich Karl Schönborn, welcher, nachdem er in der Audienz alle Uebergriffe, die der Pöbel verübt und der Rath nicht abgewehrt, aufgezählt, und der Deputation vorgehalten, daß der Kaiser aus „Oesterreichischer Clemence und politischen rationes Gnade vor Recht ergehen lasse wolle“, hervorhob, „der Kaiser lasse sagen, die Stadt möchte mehr auf Ihro Kaiserliche Majestät als auf übrige Puissancen sehen und versichert sein, daß Ihro Kaiserlicher Majestät Arm lang und stark genug wäre, die Stadt wider alle ungerechte Vergewaltigung zu schützen“. Dies war freilich eine gnädige Versicherung, allein der kaiserliche Schutz hatte doch der Stadt nicht genügt gegen die neuerlichen Plackereien Dänemarks, des schwedischen Generals Steenbock und des Fürsten Mentschikoff. Am 27. Juni nahmen Prinz Eugen und Graf Schönborn, vom Kaiser dazu verordnet, die Deputation der Hamburger Abgesandten im untern Gartenhaus des erstern, im heutigen Belvedere an, so daß nun die Deputirten zum Handkuß beim Kaiser vorgelassen werden konnten. Ehe sich dieser letzte Act vollzog, hatte die Deputation noch eine Audienz beim Grafen Windischgrätz, der als „Justitiarius“ ihnen kund gab, „die Stadt hätte verdient, von Grund aus vertilgt zu werden“. So günstig nun auch im übrigen die Verhandlungen verliefen, so trat doch auch eine neue Widerwärtigkeit für Hamburg ein: Prinz Eugen hatte nämlich aus Regensburg erfahren, „daß jetzt eines gewissen Edzardus’ (Sebastian Edzardus, s. A. D. B. V, 652) in Hamburg Schmähschriften nun zugleich Reformirte und Evangelisch-Lutherische in Hamburg erbitterten“. Deswegen sei aus Regensburg ein hartes Schreiben an den Rath abgegangen. Eugen sprach, wie S. an den Rath schreibt, seine höchste Verwunderung aus, daß die Stadt Hamburg sich immer neue Verdrießlichkeiten unnöthiger Weise zuzöge. Am 3. Juli waren indeß die Deputirten auf 4 Uhr Nachmittags zur Kaiserlichen Majestät in der Favoriten (dem kaiserlichen Lustschloß) befohlen. Zuvor hatte Brockes ein „bewegliches Carmen“ verfaßt, das mit dem Wunsche schloß, das nächste Jahr möge dem Kaiser einen Thronerben schenken. Dies Gedicht war am Tage vor der Audienz dem Kaiser unter den Teller gelegt und offenbar wohlwollend aufgenommen worden. Nachdem S., als Wortführer der Deputation, die kaiserliche Gnade angefleht und die Reue der Stadt ausgesprochen hatte, „setzten wir uns“, wie er dem Rath berichtet, „sämmtlich auf die Kniee. Ihro Majestät aber unterbrachen die Antwort mit dem Befehle, daß wir aufstehen sollten. Und als solches geschehen, haben Ihro Kaiserliche Majestät wider dero Gewohnheit sehr deutlich und vernehmlich uns dero Antwort dahin ertheilt: daß, da Rath und Bürgerschaft so ernstlich Reue bezeuget, — so wolle Kaiserliche Majestät seine Gnade der Stadt wiederschenken.“

Am nächsten Tage bemerkte Graf Schönborn den Abgesandten, daß zuvor der Kaiser die Absicht gehabt hätte, anders zu sprechen; dem Prinzen Eugen wäre wohl diese Aenderung des strengen Sinnes des Kaisers zuzuschreiben. Und wir werden auch nicht fehl gehen, wenn wir dessen freundlicher Befürwortung mehr Gewicht beilegen als der Dichter Brockes seinem beweglichen Carmen zuzuschreiben sich schmeichelte. Uebrigens waren die Deputirten bedacht gewesen,

auch noch mit andern kleinen Kunstgriffen die hohen Herren Minister günstig zu stimmen. Bereits am 31. Mai hatte S. den Rath um eine Sendung neuer Heringe und kanarischen Sects ersucht mit dem Beifügen, daß sie nur an „solchen Oertern", wo es zu der Stadt Bestem gereichen würde, diese Präsente benutzen würden. Am 16. Juli meldet er dann, daß die Herren Minister und selbst beide Majestäten von der Hamburger Deputation Heringe erhalten hätten und als S. und Brockes bei Hofe gewesen, hätten die Majestäten huldvoll erzählt, daß sie die ersten neuen Heringe von der Stadt Hamburg empfangen hätten.

Die kaiserliche Huld war nun zwar wiedergewonnen, es galt aber noch die Entschädigungssumme, die Hamburg für das zerstörte Gesandtschaftsgebäude nebst Capelle zahlen mußte und die Termine, in welchen es geschehen sollte, festzustellen. Die Deputirten waren in der mißlichen Lage, sowohl den kaiserlichen Ministern als dem Hamburger Rath und Bürgerschaft genügen zu sollen. Die Buße war zwar von 200 000 Thalern auf soviel Gulden und hernach auf 150 000 fl. nebst einigen Entschädigungen herabgesetzt worden. Allein zu einer geringeren Entschädigung wollten sich die kaiserlichen Minister nicht verstehen und hielten der Deputation besonders vor, daß ja die Stadt Hamburg dem Könige von Dänemark und dem Zaren unweigerlich die hohen Forderungen sogleich bewilligt hätte. (An Dänemark im Jahr 1712 240 000 Thaler, an Mentschikoff im folgenden Jahre 200 000 Thaler.) Mit Recht war es auch den Ministern befremdlich, daß die Deputirten nicht einige Vollmacht mit sich führten zur Regulirung der Zahlungstermine, da man doch vorhergewußt, daß wenigstens 150 000 fl. zu bezahlen seien. Jene verlangten demnach Obligationen für diesen Betrag von Wiener Kaufleuten. Am 23. August antwortete der Hamburger Rath, daß er sich mit den Sechzigern besprochen, welche sub ratificatione civium mit dem Rath beschlossen hätten, die geforderte Summe zu zahlen; dabei bemerkt aber der Rath an seine Abgesandten, die Minister in Wien möchten aber doch die Obligation der Hamburger Kammer (Finanz-Deputation) annehmen und nicht die der Wiener Kaufleute verlangen, was dem guten Credit der Stadt höchst schimpflich sei.

Der Rath verfehlte nicht, seine Verwunderung auszusprechen, daß die Deputirten die bei dem actu deprecationis verlesene Schrift zurückgehalten hätten, wenigstens hätten sie dieselbe nachträglich übersenden können. Hierauf antwortete S., daß alles auf den Reichsvicekanzler ankäme, derselbe habe ihnen erwidert, die Deprecation sei mit dem Gesetz, des Kaisers Resolution mit dem Evangelium zu vergleichen, beides sollte der Deputation bei ihrem Abschiede übergeben werden. Zu seiner Rechtfertigung führt S. am 13. August noch an, die Minister und fremden Gesandten würden bezeugen können, „daß Deputation geschwinder und glücklicher reüssirt als es sich hier (in Wien) Jemand vorgestellt".

In dem fernern Briefwechsel empfiehlt der Rath dahinzuwirken, daß dem bestehenden Legationsrechte und dem Westfälischen Frieden gemäß in der kaiserlichen Resolution den Gesandtschaftspredigern nicht eine öffentliche freie Religionsübung eingeräumt würde, vielmehr denselben, über deren Ausschreitungen sich der Rath schon so oft beklagt hätte, bedeutet würde, jenen Rechten gemäß in ihren Schranken zu bleiben. Bekanntlich erklärte dann auch der Kaiser, daß es nicht sein Wille sei, aus dem katholischen Gesandtschaftsgottesdienst ein öffentliches Religionsexercitium zu machen.

Am 27. October kehrte die Deputation zurück. Noch vielfach war S. in bürgerlichen Angelegenheiten thätig, er hatte z. B. am 2. September 1723 vor der Bürgerschaft die Haltung des Raths in Sachen des vielbesprochenen Schaumburger Hofes zu vertreten, der, im Hamburger Stadtgebiet gelegen, lange Zeit

die Veranlassung zu Streitigkeiten mit Dänemark abgegeben hatte. Aufgewachsen unter den Eindrücken der bürgerlichen Parteikämpfe, verstand S. wohl die verschiedenen Ansprüche vom Rath und von der Bürgerschaft mit einander zu vereinigen.

Ein langes Leben war ihm nicht beschieden. Am zweiten Weihnachtstage 1732 starb er. Er hatte selbst in seinem „letzten Schwahnen-Gesang“ die Trauergesänge gedichtet, welche bei seiner Leichenfeier in der Petrikirche gesungen werden sollten. Da es Sitte war, daß ein Professor des Akademischen Gymnasiums eine Biographie der dahingeschiedenen Rathsmitglieder in einem oft recht überschwänglichen lateinischen Programm lieferte, so hatte S. u. A. verfügt: „dem Herrn Verfasser des Programms will ich auf die Seele gebunden haben, sich aller Schmeicheleien und Lobeserhebungen darinnen zu enthalten. Es sind dieselben nichts nütze und mir bei meinem Leben sehr ärgerlich jederzeit gewesen“. Wie sein „Letzter Schwahnen-Gesang“ beweist, scheint er ein Freund der Dichtkunst gewesen zu sein. Gleicherweise fand er Geschmack an Gemälden, denn dieselben, 95 an der Zahl, von einheimischen und fremden Meistern stammend, wurden nach seinem Tode für 8000 Mark verkauft.

Buek, Notizen über Hamburger Bürgermeister 173—184. — Hamburg. Schriftsteller-Lexikon VII, 185. — Hamburger Stadtarchiv, welchem die Angaben entnommen sind, die von den bisherigen Berichten abweichen.

Sillem.

Sillem: Jerôme (richtig: Hieronymus) S., Kaufmann, geboren in Hamburg am 27. Juli 1768, † in Amsterdam am 19. April 1833, hat in der kaufmännischen Welt eine hervorragende Stellung eingenommen. Bei der Kränklichkeit seines Vaters und den häufigen Reisen seines Oheims J. C. Matthiessen, leitete S. bereits mit 19 Jahren das bedeutende väterliche Geschäft und trat bald in nähere Verbindung mit dem Hause Hope & Co. in Amsterdam, an dessen Spitze damals P. C. Labouchère stand. Dies Haus hatte nämlich nach Pichegru's Einmarsch in Holland seine großen Waarenvorräthe aus allen holländischen Colonieen nach Hamburg zum Verkauf gesandt und S. hatte einen Theil derselben zur besonderen Zufriedenheit von Hopes realisirt. So gewann S. einen Einblick in die großartigsten Handelsbeziehungen und der Norweger Heinrich Steffens, der sich 1803 in Hamburg aufhielt, schrieb: „Die Gespräche mit S., der die Handelsverhältnisse der Welt im großartigsten Sinne übersah und sich gern mittheilte, ließen mich einen Blick in das Innere des Welthandels werfen. Ich mußte es bewundern, mit welcher Leichtigkeit dieser gebildete Mann es verstand, sich über verwickelte Handelsverhältnisse dem Unkundigen klar und verständlich zu äußern.“ Hamburgs Einverleibung in das französische Kaiserreich und die Continentalsperre bewogen endlich S., die Vaterstadt zu verlassen, was er längst geplant, aber um derselben willen stets verschoben hatte. S. siedelte mit seiner Familie nach St. Petersburg über (1812). Schon früher „mit dem russischen Hof durch bedeutende Finanzangelegenheiten verbunden“ (Steffens), vertrat er hier Hope & Co. und betrieb für sie die Capitalisirung der in den Kriegsjahren rückständig gebliebenen Zinsen der von Hopes früher geschlossenen russischen Anleihen. Nach Beendigung der französischen Kriege ward S. unter glänzenden Bedingungen, besonders von den Londoner Barings, die die Hauptgesellschafter von Hopes waren — Labouchère war ein Schwiegersohn von Sir Francis Baring „the prince of merchants“ — der Eintritt in das Hope'sche Haus angetragen. Im J. 1815 zog S. mit seiner zahlreichen Familie nach Amsterdam, während seinem Hamburger Hause C. D. Benecke († 1851, ein Bruder des Göttinger Professors, s. A. D. B. II, 322), der nachmalige (und letzte kaufmännische) Bürgermeister Hamburgs, vorstand. S. erhielt bald die Leitung des

Hauses Hope, das sich in großartiger Weise zusammen mit Barings in London und Hottinguer in Paris an den Staatsanleihen betheiligte. Seine Thätigkeit wurde von Alexander Baring, dem spätern und ersten Lord Ashburton, gewiß einem competenten Beurtheiler, charakterisirt, indem er S. den besten Kaufmann nannte, den er gekannt habe, weil er Vorsicht in der Ausführung mit Kühnheit des Entwurfs verbinde. Da S. das Hope'sche Haus zu repräsentiren hatte, so sah er auf seinem Landsitze Sparenhove bei Haarlem oftmals Fremde von Bedeutung bei sich, wiewohl ihm die Vielseitigkeit, die einst das Haus seines Freundes G. H. Sieveking in Neumühlen ausgezeichnet hatte, fehlte. Diesem Kreise hatte er, wenn auch nicht durch litterarische Interessen, so doch durch seine Heirath (1795) mit einer Tochter des Professors J. G. Büsch nahe gestanden. Für die Vaterstadt hatte er stets die wärmste Anhänglichkeit bewahrt und als Hamburger Bürger noch in Amsterdam Auszeichnungen durch Orden und Titel stets abgelehnt.

Steffens, Was ich erlebte V, 74, 325; VI, 97. — M. G. W. Brandt, Leben der Luise Reichardt. Basel. 3. Aufl. S. 35, 128. — V. Nolte, Funfzig Jahre in beiden Hemisphären. 2. Aufl. I, 33, 43, 292 ff. Hamburg 1854 (mit Vorsicht zu benutzen). — G. Poel, Bilder aus vergangener Zeit. 2. Th.: Bilder aus Karl Sievekings Leben II, 91, 92. — Familienerinnerungen. — Mittheil. des Vereins für Hamb. Geschichte. 14. Jahrg. S. 303—325. W. Sillem.

Sillig: Gottfried S. verfaßte 1762 eine „Triga regularum criticarum quae multis V. T. locis varie vellicatis prodesse posse videntur“. Diese drei Regeln sind 1) Das Qeri ist dem Ketib vorzuziehen, wenn es einen besseren Sinn giebt; 2) Die alten Uebersetzungen sind zur Textcorrectur zu benutzen; 3) Emendationen können öfter aus der einen Stelle des Alten Testaments für die andere gewonnen werden. Mittheilungen, die, soweit sie richtig, uns heutzutage nichts Neues sagen, die S. aber für seine Zeit durch einzelne gute Emendationsvorschläge ins richtige Licht zu setzen wußte.

Vgl. Rosenmüller, Handbuch für die Litteratur der biblischen Kritik und Exegese II, 69 f., wo Stellenbeispiele zu finden sind. C. Siegfried.

Sillig: Karl Julius S., Philolog, geboren am 12. Mai 1801 in Dresden als Sohn des Finanzrechnungssecretärs K. A. L. S., † am 14. Jan. 1855 ebenda, war Schüler des dortigen Kreuzgymnasiums vom 1. September 1815 bis Ostern 1819 und fand an demselben Gymnasium, nachdem er in Leipzig und Göttingen Philologie studirt und darauf einige Monate in Paris verbracht hatte, eine dauernde Anstellung als Lehrer. Wie er als solcher treffliches geleistet haben soll, so zeichnete er sich auch als Forscher auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft, namentlich durch seine dem älteren Plinius gewidmeten Studien, aus. Was er 1824 aus Paris in einem Briefe an C. A. Böttiger schreibt: „Der Plinius soll eine Aufgabe meines Lebens werden“, erfüllten die nachfolgenden dreißig Jahre durch zwei von ihm bearbeitete Ausgaben der „Historia naturalis“, eine kleinere, die in den Jahren 1831 bis 1836 erschien, und eine große, deren Abschluß in die Zeit unmittelbar vor seinem Tode fällt. Andere gelehrte Arbeiten, die er veröffentlicht hat, sind — von mehreren kleineren Abhandlungen und seiner Mitwirkung bei Herausgabe der nachgelassenen Schriften Böttiger's abgesehen — eine Ausgabe des Catull (1824), ein „Catalogus artificum Graecorum et Romanorum“ (1827), eine Ausgabe des „Carmen graecum de herbis“ in Choulant's Macer Floridus (1832) und eine Ausgabe der kleineren, dem Vergil zugeschriebenen Gedichte in Philipp Wagner's Vergil (1834). Als ihn der Tod seiner Wirksamkeit entriß, war er an dem Gymnasium seiner

Vaterstadt kurz zuvor in das Amt des Conrectors aufgerückt. Seinen handschriftlichen Nachlaß erhielt die königl. Bibliothek in Dresden, seine Büchersammlung wurde im September 1855 in Leipzig versteigert.

Sillig's Briefe an Böttiger (im Besitz der Dresdner Bibliothek). — Programm des Gymnasiums zu Dresden 1855, S. 54 ff.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Silva: Andrea de S. (auch Sylva oder Silvanus), auch ohne „de", ein Componist aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts und jedenfalls aus den Niederlanden gebürtig, der sich wohl aber wie Heinrich Isaac vielfach in Deutschland und hauptsächlich in Italien aufgehalten hat und wie jener sich die jeweilige Schreib- und Ausdrucksweise aneignete, so daß ihn jedes der Länder als einen der seinigen betrachtet. Nach Teofil Folengo soll er unter dem Papst Leo X. in der päpstlichen Capelle als Sänger gedient haben, doch wird er von Haberl in seinen Verzeichnissen der Mitglieder obiger Capelle nicht aufgeführt. Daß er aber in Italien sehr heimisch war, beweist sein Madrigal „Che sentisti Madonna", welches sich im Liederbuche von Ott von 1544 Nr. 89 und auch in einem Sammelwerke von Ottaviano Scotto von 1537 befindet. Es ist ein fein empfundener Satz, der zum besten gehört, was die damalige Zeit geschaffen hat und wo der Componist die italienische Art zu harmonisiren in geschickter Weise nachahmt. In seinen Motetten ist er, wie Ambros im 3. Bande seiner Musikgeschichte S. 269 sagt, ganz Niederländer; seine Werke haben Gehalt und Bedeutung. Gelegentlich vorüberschlüpfende noch etwas alterthümliche Wendungen abgerechnet, blickt er schon stark in die nächstfolgende Periode Gombert's, Richafort's und Genossen. Die im Glarean (Dodecachord) unter Sylvanus mitgetheilten Sätze aus einer Messe über das Lied „Malheur me bat", zeigen den Niederländer so recht in seinem Element, den contrapunktischen Spitzfindigkeiten, die er aber mit Geschick und Leichtigkeit löst. Das von Egenolph 1535 und Forster 1539 mitgetheilte vierstimmige deutsche Lied „Mein gmüt und blüt ist gar entzünd in lieb und brint" (Forster nennt wohl fälschlich Joh. Wenck als Componisten, während Egenolph den Satz mit Andr. Silvanus zeichnet) ist zwar weniger ansprechend, schließt sich aber der deutschen Empfindungs- und Behandlungsweise so treffend an, daß man den Tonsatz ebenso gut einem deutschen Componisten zuschreiben könnte.

Siehe Eitner's Bibliographie der Musik-Sammelwerke und den 4. Band der Publication älterer Musikwerke.

Rob. Eitner.

Silvester II.: Gerbert (oder Girbert) wurde vor dem Jahre 950 in Aquitanien geboren und schon in frühester Jugend von seinen Eltern in das Benedictinerkloster zu Aurillac in der Auvergne gebracht. Noch jetzt stehen die Gebäude und die Kirche des alten St. Geroldsklosters, und in der Stadt erinnert eine Bronzestatue von P. J. David daran, daß der erste französische Papst hier seine Erziehung genoß. Der Abt Gerald und der Bruder Raimund nahmen sich des anvertrauten Knaben mit Liebe an, und in späteren Jahren spricht Gerbert mit dankbarer Verehrung von dem Abte, der ihm ein wahrer Vater geworden war, und von dem Lehrer, welchem er nächst Gott all sein Wissen verdanke. Hier erhielt er den ersten Unterricht und vertiefte sich in das Studium römischer Schriftsteller; von den mathematischen Fächern dagegen gab es in französischen Klöstern damals wenig zu lernen, weshalb Gerald und Raimund ihren fähigen Schüler zur weiteren Ausbildung fortziehen ließen.

Sie vertrauten ihn i. J. 967 oder 968 dem Markgrafen Borell (Borrell) von Barcelona an, in dessen Gefolge er in die spanische Mark reiste, wo wegen der Nähe der westarabischen Reiche das Studium der Mathematik größeres In-

teresse fand, als in den übrigen christlichen Ländern. Von einer Reise Gerbert's nach Cordova, der glänzenden Hauptstadt Abd-Arrhaman's III. und Al-Hakam's II. spricht das (übrigens stark interpolierte) Chronikon Ademar's von Chabannes († 1029), doch hat dieser übertreibend mit Cordova das ganze Land südlich von den Pyrenäen bezeichnet. In Gerbert's Briefen und den gleichzeitigen Schriften Richer's ist von einem directen Verkehr mit den Arabern keine Rede, sondern er lebte und lernte mehrere Jahre unter dem Schutze des Bischofs Hatto von Ausa (jetzt Vich), bis dieser im Herbst d. J. 970 sich mit ihm und dem Markgrafen Borrell nach Rom begab. Dort wurde der Papst Johann XIII. auf Gerbert's ungewöhnliches Wissen aufmerksam und empfahl ihn brieflich an K. Otto den Großen. So kam er zum ersten Male an den Hof des Kaisers, der während d. J. 971 in Perugia, Pavia und Ravenna verweilte; er gab hier mathematischen Unterricht, bis Otto ihm gestattete, zur Erweiterung seiner philosophischen Kenntnisse mit dem Archidiakonus Garamnus im April 972 nach Reims zu gehen. Bald hatte er auch bei diesem ausgelernt und nun durch seine Studien in Aurillac, Vich und Reims sich alles angeeignet, was das Mittelalter unter dem Namen der 7 freien Künste als den Inbegriff der Bildung betrachtete. Um sie zu vertiefen und zu erweitern ist er später unablässig bemüht, sich durch Kauf oder Tausch die Werke römischer Schriftsteller zu verschaffen, die fast vergessen in fremden Bibliotheken lagen. Auch in der französischen Stadt Reims bleibt Gerbert im Zusammenhange mit Otto I., denn der Erzbischof Adalbero war dem Kaiserhause verwandt und zugethan. Er überträgt ihm bald den Unterricht an der Stiftsschule in der Stadt, welche unter des Erzbischofs eigener Oberleitung stand. Während Gerbert's zehnjähriger Thätigkeit (972—982) kam sie schnell zu Blüthe und Ansehen, und viele Geistliche, die aus ihr hervorgegangen waren, gelangten zu hohen Würden. Selbst Herzog Hugo Capet, der spätere König, übertrug ihm den Unterricht seines Sohnes und Nachfolgers Robert.

Ein Mönch im Remigiuskloster vor der Stadt Reims, Gerbert's Schüler Richer, hat im 3. Buche seiner Historien (Cap. 46—54) einen Ueberblick über den von ihm befolgten Lehrplan gegeben. Wir ersehen daraus, daß Gerbert den Unterricht in den „7 freien Künsten" mit einer gewissen Gründlichkeit wieder einführte und sich selbst der Disciplinen annahm, welche besonders schwierig oder weniger bekannt waren. Was zunächst das Trivium, die 3 sprachlichen Fächer anbetrifft, so überließ er die Grammatik und die praktischen Uebungen in der Rhetorik anderen Lehrern, verfaßte jedoch später, im Herbst 986, eine Uebersicht der wichtigsten Regeln in Tabellenform als bequemes Lehrmittel (Brief 92). Er selbst lehrte Dialektik, indem er die darauf bezüglichen Schriften des Aristoteles in der Uebersetzung des Boëthius erklärte, außerdem las er zur Weiterführung des grammatischen Unterrichts und als Vorschule für rhetorische Uebungen die bekanntesten lateinischen Dichter, vor allem den Vergil.

Besonderen Eifer verwandte er auf das Quadrivium, die 4 damals weniger bekannten mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. In der Musik erklärte er die Grundgesetze an dem schon von Boethius ausführlich besprochenen Monochord; mit eigentlichem Gesangunterricht beschäftigt sich die höhere Schule nicht, doch erkannte G. später mit praktischem Sinn die Wichtigkeit der Orgel für den Kirchengesang. Deshalb versprach er nach seinem Aufenthalt in Italien den Brüdern in Aurillac eine solche und regte seinen Freund Constantin zur Abfassung eines Buches über Orgelspiel an. Die Lehren der Astronomie, deren der Geistliche zur Berechnung des Osterfestes bedarf, macht er an Sphären verständlich, die er nach den Angaben der Alten construirte. Eine von diesen hat er selbst in einem Briefe an Constantin (bei Olleris S. 479—80) beschrieben, während Richer noch 4 andere schildert. Die letzte von diesen zeigte die Stern-

bilder am Himmelsgewölbe: man benutzte sie, um mit Hülfe der bekannten Sterne die unbekannten bei Nacht aufzusuchen, doch konnte man auch nach der Stellung der Sternbilder die Stunden bei Nacht bestimmen. Hieraus ist wohl Thietmar's Angabe (VI, 61) zu erklären, daß G. (i. J. 997) in Magdeburg eine Uhr aufgestellt habe. Eigenthümlich ist unserm Gerbert, daß er für das praktische Rechnen nach dem Vorbilde der Alten eine Rechentafel benutzte und über ihren Gebrauch ein besonderes Buch verfaßte (regula de abaco computi). In seinen letzten Lebensjahren schrieb er noch ein besonderes Büchlein über das Dividiren (libellus de numerorum divisione). Von der damals sogenannten Arithmetik und von dem, was wir unter Geometrie verstehen, erwähnt Richer aus Gerbert's Lehrerzeit nichts. Erst nach seinem Aufenthalt in Bobbio (i. J. 983) verfaßte dieser mit Benutzung der in Italien gefundenen Schriften der römischen Feldmesser (Codex Arcerianus, seit 1815 in Wolfenbüttel) sein Buch über Geometrie, das dem praktischen Gebrauche der Feldmesser dienen soll und die Sätze deshalb ohne Beweise hinstellt.

Eine Fachbildung für den späteren Beruf bietet Gerbert's Schule in Reims nicht: zum Studium der Medicin reiste sein Schüler Richer nach Chartres, und wenn G. auch die Bibel, die Kirchenväter und das Kirchenrecht trefflich kannte, so hat er doch keine Lehrvorträge darüber gehalten. Wohl aber legte ihm seine Stellung als Leiter der Stiftsschule (scholasticus) die Pflicht auf, Briefe und Urkunden für den Erzbischof mustergültig abzufassen, und dadurch wurde er in die Staatsgeschäfte eingeführt.

Sechs Jahre nach Gerbert's Ankunft in Reims (im J. 978) überfiel der französische König Lothar den Kaiser Otto II. unerwartet in Aachen. Als darauf der Kaiser gegen Paris zog, fand er im Reimser Gebiet und bei Adalbero Unterstützung. Dieser und Gerbert besuchten ihn denn auch nach dem Friedensschlusse i. J. 981 in Oberitalien und begleiteten den kaiserlichen Hof von Pavia nach Ravenna, wo Otto II. Gerbert's Schlagfertigkeit auf eine harte Probe stellte. Er gestattete dem sächsischen Gelehrten Othrik, mit ihm eine Disputation über die Eintheilung der Wissenschaften zu beginnen, da Othrik ihn als einen Ignoranten bezeichnet hatte. „Fast einen ganzen Tag hörte der Hof dem gelehrten Wortstreit zu, bis der Kaiser schließlich der Sache ein Ende machte.“ G. war mit Ehren daraus hervorgegangen: zwar zunächst kehrt er mit seinem Erzbischof in die alte Stellung nach Reims zurück, doch nach Jahresfrist berief ihn Otto II. durch ein eigenhändiges Schreiben als Abt nach dem reichen Kloster Bobbio im Ligurischen Apennin. Wegen seiner schweren Niederlage in Unteritalien (982) mußte der Kaiser alle Kräfte zusammenfassen und wichtige Aemter an zuverlässige Leute geben. Er setzte den Abt Petroald wegen seiner Mißregierung ab und ließ G. den Eid der Treue schwören; aber dieser fand in der einst so reichen Abtei drückenden Mangel. Und dabei sollte er dem Kaiser eine Stütze gegen die widerwilligen Italiener sein, die Günstlinge seiner Gönner mit Lehen ausstatten und seinen eignen Verwandten und Freunden aus Frankreich weiterhelfen. Einen Einblick in alle diese Bedrängnisse gewähren uns seine Briefe, deren Concepte er seit dieser Zeit theilweise aufbewahrt hat, und welche von nun an bis zum Jahre 997 die besten Nachrichten über sein Leben bieten. Seinen begründeten Klagen und Beschwerden trug der Kaiser bei einer Zusammenkunft zu Mantua (im Juni 983) Rechnung, doch fand er selbst nicht mehr überall Gehorsam und bei seinem Tode (7. December 983) stand Gerbert ohne Rath und Schutz im aufgeregten Italien. Auch der Papst Johann XIV. kann ihm nicht beistehen; so setzt er seinen Vorgänger Petroald als Stellvertreter ein und verabredet mit der Kaiserin-Wittwe Theophano, daß er sie am 1. December 984 in Rom wieder treffen wolle. Fürs erste geht er nach Reims zurück, wo er auf fran-

zösischem Gebiete dem Sohne seines Kaisers bessere Dienste leistete, als er es auf dem verlorenen Posten in Bobbio gekonnt hätte. Die Möglichkeit einer Rückkehr dahin hält er sich noch offen und läßt sich am 1. October 998 noch als Erzbischof von Ravenna den Besitz von Bobbio bestätigen. Erst nach seiner Papstwahl wurde sein Vorgänger Petroald am 3. November 999 wieder zum Abt von Bobbio ernannt. (Die Echtheit der Urkunden bei Stumpf 1168 und 1202 ist zweifelhaft.)

Außer den praktischen Erfahrungen verdankte Gerbert seinem Aufenthalt in Bobbio eine wesentliche Bereicherung seiner Bibliothek sowie seiner Kenntnisse in der Geometrie und Astronomie, und machte diese durch Schriften und persönliche Anregung für die Schule nutzbar. Seine volle Lehrthätigkeit scheint er nicht wieder aufgenommen zu haben, denn der gewandte kaiserliche Abt konnte dem Erzbischof in der Kanzlei mehr nützen, als auf dem Katheder in der Schule. Allmählich wird er ihm ein unentbehrlicher Gehülfe, und in den 15 Jahren gemeinsamer Arbeit (von 972—983. 984—989) bestand zwischen ihnen stets ein volles Einverständniß, so daß Gerbert selbst sagt, sie wären ein Herz und eine Seele gewesen. Die politisch so wichtigen Briefe aus der Zeit von Anfang 984 bis zu Adalbero's Tode am 23. Januar 989, sind vielfach in dessen Namen und Auftrag geschrieben, wobei Gerbert nicht etwa nur die ihm angegebenen Gedanken zu formulieren hatte. So haben auch beide gemeinsam dem Kaisersohne in dessen frühester Kindheit beigestanden.

Otto III. war am Weihnachtstage 983 zu Aachen gekrönt, und als gleich darauf die Nachricht vom Tode seines Vaters eintraf, war sein Nachfolgerecht unbestritten, aber die Frage der Vormundschaft bedurfte der Entscheidung. Für diese konnten von seinen Verwandten in Betracht kommen erstens seine Mutter Theophano, die bei aller männlichen Energie sich doch nie recht als Deutsche fühlen lernte, zweitens Heinrich von Baiern als Otto's II. Vetter väterlicherseits, von dem er wegen einer Empörung gefangengesetzt war, drittens hielt sich für berufen der französische König Lothar als Otto's II. Schwager mütterlicherseits, doch waren bei ihm nach dem Feldzuge d. J. 978 eigennützige Pläne zu befürchten. Wir können es begreifen, daß auch treue Anhänger des verstorbenen Kaisers dem deutschen Manne vor der griechischen Frau den Vorzug gaben und für die Vormundschaft Heinrich's eintraten, so lange dieser nicht mehr verlangte, als die Vormundschaft. Als aber zu Ostern 984 Heinrich's Anhänger diesen als König ausriefen, mußten der Erzbischof Willigis und die anderen Freunde des Kaisers in Deutschland durch Unterstützung der Theophano Otto III. die Krone erhalten. Um dasselbe Ziel in Lothringen zu erreichen, bitten Adalbero und Gerbert den König Lothar um Hülfe, und dieser verlangt dafür als Sicherheit und Lohn die Vormundschaft, wir wissen nicht, ob für das ganze Reich oder nur für Lothringen. Er übernimmt als Heinrich's Gegner die vormundschaftliche Regierung in Lothringen, und sein Bruder, der Herzog Karl von Niederlothringen erklärt sich offen für Otto III. und Lothar. Darum greift ihn der Bischof Theoderich von Metz heftig an, und Gerbert hat, von beiden Parteien umworben, erst in Karl's Namen den groben Angriff Theoderich's mit scharfen Worten zurückgewiesen, bald nachher aber sucht er den alten Theoderich wieder zu begütigen. Auch Theoderich's Brief ist in seiner Sammlung (Brief 31) überliefert, doch hat ihn Gerbert natürlich nicht selbst verfaßt, sondern ihn nur zur Beantwortung erhalten. Auch sonst ist Gerbert mit Erfolg bemüht, Herzog Heinrich's Anhang in Lothringen zu bekämpfen und zu gewinnen, und dieser Rückgang seiner Macht nöthigt ihn, am 29. Juni 984 den jungen König an Theophano auszuliefern. Mit beredten Worten hatte Gerbert im Juni 984 an Willigis geschrieben (Brief 34): „Des Kaisers beraubt, sind wir eine Beute der Feinde. Der Kaiser, so glaubten wir,

lebe in seinem Sohne fort. O, wer hat ihn verrathen, wer uns die andere Sonne entrissen? Das Lamm hätte man der Mutter, nicht dem Wolfe anvertrauen müssen!" Jetzt, da des Kaisers Noth ein Ende hat, denkt er wieder in seinen Dienst zu treten, aber der Friede war nur trügerisch gewesen. Weder Lothar noch Heinrich sind mit dem Verlauf der Dinge zufrieden, denn jener hatte auf Lothringen, dieser auf Baiern gerechnet. Lothar verabredete mit Heinrich auf den 1. Februar 985 eine Zusammenkunft in Deutsch-Breisach, doch Gerbert warnte durch einen geheimen Brief (39), dessen Concept er der Vorsicht halber in italienischer Kurzschrift aufbewahrte, Notker von Lüttich und die andern Fürsten vor Lothar's Rüstungen, und um nicht durch den Anschluß an Frankreich allen Anhang in Deutschland zu verlieren, findet sich Heinrich nicht in Breisach ein. Lothar jedoch hat einmal seine Absichten enthüllt und greift nun auf dem Rückzuge die lothringische Festung Verdun an, die er zur Uebergabe nöthigt. Bei dem Versuche, sie wieder zu gewinnen geräth Graf Gottfried von Verdun, Erzbischof Adalbero's Bruder, in französische Gefangenschaft, und Adalbero selbst wird förmlich der Untreue gegen Lothar angeklagt, sein Briefwechsel wird überwacht, und seine Truppen müssen mit denen des französischen Königs Verdun besetzen. Gerbert selbst behält seine Freiheit und darf sogar die Gefangenen am 31. März 985 besuchen, aber er benutzt seine Vermittlerrolle, um die Gefangenen zu trösten und zum Ausharren zu ermuntern, und bringt einen Waffenstillstand seines Erzbischofs mit den Grafen Odo und Heribert zu stande, durch welchen Lothar noch machtloser wird. Das wirkt wieder auf Deutschland zurück, denn Herzog Heinrich kann nun auf keine französische Hülfe mehr rechnen und schließt im Juli 985 zu Frankfurt endgültig mit Theophano Frieden.

Nach dem Tode Lothar's (2. März 986) gelangen Adalbero und Gerbert anfangs bei dem jungen Könige Ludwig V. und seiner Mutter Emma zu maßgebendem Einfluß. Sie suchen im eignen Interesse den seit der Eroberung Verduns gebrochenen Frieden mit Deutschland wiederherzustellen und werden für ihre Bemühungen von Theophano belohnt. Aber der König Ludwig erfuhr von dem doppelten Spiele, das seine Berather trieben; plötzlich erscheint er mit seinem Heere vor Reims und nöthigt Adalbero zu dem Versprechen, sich im März 987 vor einer Fürstenversammlung wegen seiner Untreue zu verantworten. Ehe es zu einer solchen Verhandlung wirklich kam, starb der junge König unerwartet an den Folgen eines Sturzes auf der Jagd am 22. Mai 987. Als nach seiner Beisetzung über den Erzbischof entschieden werden sollte, führte Herzog Hugo Capet den Vorsitz, aber niemand wagte mehr die Rolle des Anklägers zu übernehmen, und so ging Adalbero gerechtfertigt aus dem Proceß hervor.

Während der letzten Monate hatte Gerbert vielfach mit dem deutschen Hofe verhandelt und Theophano selbst am Rheine besucht, ohne daß sie ihm eine angemessene Stellung in ihrem Dienste angeboten hätte. Nun hatte er Gelegenheit, auf die französische Königswahl einzuwirken, bei der Adalbero von der Thronfolge des Karolingers Karl von Niederlothringen abrieth und Hugo Capet empfahl. Schon lange hatte Gerbert letzteren als den wirklichen Beherrscher Frankreichs bezeichnet, und seine Feinde haben ihm im Hinblick auf die Wahl Hugo's später den Vorwurf gemacht, „daß er die Könige einsetze und absetze". Wenn er und Adalbero für Hugo Capet eintraten, so erklärten sie sich für den fähigsten und mächtigsten von beiden Bewerbern, denn es ist nicht einzusehen, warum sie etwa aus Rücksicht auf das deutsche Reich den schwächeren Karl verschmäht haben sollten. Schon am 1. Juni 987 wird Hugo zu Noyon von den Fürsten zum König gewählt, und bald nachher erhält Graf Gotfried von Verdun seine Freiheit wieder, doch muß er einige Orte an Odo und Heribert abtreten, obwohl Gerbert noch einmal den Beistand der Kaiserin angerufen hat. Noch im Sommer oder

Herbst des J. 987 setzte Hugo die Wahl seines Sohnes Robert zum Könige durch und sicherte dadurch seinem Geschlecht den eben erworbenen Thron. (Diese von Havet, Revue historique 45,290 und 46,155 abweichende Datirung wegen Richer IV, 18—23 und Gerbert's Brief 111 und 112.) Doch sollte die Macht der Capetinger noch einmal ernstlich bedroht werden, als sein Mitbewerber, der Karolinger Karl, sich noch im Sommer oder Herbst 987 durch Verrath in den Besitz von Laon setzte. Hugo belagert die feste Stadt, bis ihn der Winter zur Heimkehr nöthigt. Am 30. Dec. 987 läßt er dann seinen bereits früher gewählten Sohn zum König krönen und macht einen vergeblichen Versuch, durch Unterhandlungen den Streit beizulegen, wobei Gerbert wieder als Vermittler nach Laon kam. Im Sommer 988 beginnt die Belagerung von neuem; auch Gerbert liegt im Feldlager vor der Stadt und erkrankt bei der furchtbaren Hitze gefährlich am Fieber. Aber ein Ausfall der Belagerten zerstört alle Werke vor der Stadt, und Karl's Macht und Anhang nahm von Tage zu Tage zu.

Um diese Zeit stirbt der Erzbischof Adalbero am 23. Jan. 989. Schon lange hatte Gerbert mit ihm die Geschäfte verwaltet, und da er gerade für ihn auf Reisen war, empfahl ihn der Sterbende noch ausdrücklich für die Nachfolge im Amte. An seinen Fähigkeiten konnte Niemand zweifeln, und auch die Könige schienen ihm zu Dank verpflichtet, denn Gerbert's Briefe aus dieser Zeit zeugen für seine Hingabe an die neue Dynastie. Aber gerade sie lassen ihn im Stiche, denn Hugo hofft in seiner Bedrängniß den Anhang der Karolinger zu versöhnen, indem er Lothar's unehelichen Sohn Arnulf zum Erzbischof wählen läßt. Und Gerbert weiß seine getäuschten Hoffnungen zu verschmerzen und leistet dem neuen Erzbischof äußerlich dieselben Dienste, wie dem alten, denn auch jetzt sind seine Versuche erfolglos, auf ehrenvolle Weise in Deutschland unterzukommen, und zu Hugo, der in rathloser Schwäche ihm Arnulf vorgezogen hatte, fühlte er sich vollends nicht hingezogen. Er bleibt sogar noch in Reims, als der Presbyter Adalger im heimlichen Einvernehmen mit Arnulf die Stadtthore dem Karolinger Karl geöffnet hatte. Erst als er von Arnulf's eignem Verrath überzeugt war und König Hugo ihn ausdrücklich zu sich berief, schrieb er Arnulf einen Absagebrief (178) und ließ seinen Besitz in Reims im Stiche. Wie der Karolinger Karl durch Verrath in den Besitz von Laon und Reims gekommen war, so gerieth er selbst und Erzbischof Arnulf durch den schmählichen Eidbruch des Bischofs Adalbero von Laon in die Gefangenschaft Hugo's. Karl ward mit seiner Familie gefangengesetzt, der Erzbischof dagegen zur Aburtheilung den französischen Bischöfen überwiesen, denn die Gesandten des Königs, welche in Rom über seine Untreue Klage geführt hatten, waren ungehört wieder heimgekehrt.

Am 17. Juni 991 versammelten sich 6 Bischöfe des Reimser Sprengels, 2 Erzbischöfe, 4 andere Bischöfe und mehrere Aebte im Kloster des heiligen Basolus zu Verzy, 2—3 Meilen südlich von Reims. Nach hartnäckigem Leugnen wird Arnulf gezwungen, erst vor 4, dann vor allen anwesenden Bischöfen ein unumwundenes Geständniß abzulegen. Am 18. Juni muß er dann öffentlich vor den Königen seine Schuld eingestehen, seine Absetzungsurkunde wird verlesen, und er selbst entbindet Klerus und Volk von der ihm feierlich versprochenen Treue.

Wenn die Synode Arnulf als meineidigen Verräther absetzte, so hatte er dies Urtheil materiell vollauf verdient, denn den Vorwurf, daß er durch Todesdrohungen zu einem falschen Geständnisse gezwungen sei, hat der Abt Leo später wohl ausgesprochen, aber damit noch nicht bewiesen. Auch Arnulf's Vertheidiger auf der Synode machen nur den Einwand, daß sie die Bestätigung des Papstes auch für dieses Urtheil verlangen. Da jedoch der König und die Bischöfe seit 18 Monaten sich vergeblich an ihn gewendet hatten, veranlaßte der auch jetzt noch zu gunsten Roms erhobene Anspruch den scharfen Angriff auf das Wissen und

den Wandel der letzten Päpste, welchem die „Reimser Synode“ ihre eigentliche Berühmtheit verdankt. Gerbert war auf der Synode ohne amtliche Befugniß, aber er saß in der nächsten Nähe des Vorsitzenden, des Bischofs Arnulf von Orléans, und schrieb sich dessen Reden und Aeußerungen auf. Er selbst scheint nicht stimmberechtigt gewesen zu sein, und den Vorwurf, daß er sonst zu seinem Vortheil Arnulf's Absetzung betrieben habe, konnte er später mit Entrüstung zurückweisen. Hatte man nach Adalbero's Tode nur aus politischen Rücksichten von Gerbert's Wahl Abstand genommen, so konnte man nun sich kaum für einen anderen entscheiden. Und seine Wahl zum Erzbischof von Reims war ihm um so willkommener, als am 15. Juni 991 Theophano zu Nimwegen gestorben war. Damit war das letzte Band zerrissen, welches ihn mit der deutschen Regierung verknüpfte, und erst nach verzweifeltem, nutzlosen Ringen um seine Würde in Reims hat er bei dem jungen deutschen Kaiser wieder eine Zuflucht gesucht und gefunden.

Unter dem schmählichen Drucke des römischen Stadtadels hatte der Papst Johann XV. es versäumt, eine Entscheidung über Arnulf herbeizuführen. Nachher sendet er den Abt Leo vom Bonifaciuskloster in Rom über die Alpen, der die französischen Bischöfe unter Führung ihrer Könige zunächst einig findet und entschlossen, auf der Absetzung Arnulf's zu bestehen. Aber die deutschen Bischöfe fordern den Papst zu energischem Vorgehen auf, und dieser excommunicirt die Theilnehmer der Synode. Gerbert schreibt an den Ehrenvorsitzenden der Reimser Synode, den Erzbischof Siguin von Sens, sie wollten ruhig ihr Amt weiter verwalten, damit man ihre Nachgiebigkeit nicht als Schuldbewußtsein auslege. Er selbst trug ja für die Beschlüsse der Synode keine Verantwortung, aber an ihrer Gültigkeit hatte er das meiste Interesse. Für jeden einzelnen von den stimmberechtigten Theilnehmern war es nicht schlimm, wenn die höhere Instanz ein Urtheil verwarf, das er vor seinem Gewissen wohl verantworten konnte; Gerbert aber ging seiner bereits 4 Jahre genossenen Macht verlustig, wenn der Papst die Wiedereinsetzung Arnulf's erreichte. Um dem Abfalle der andern Bischöfe vorzubeugen, arbeitet er jetzt das Protokoll der Synode nach seinen eignen Aufzeichnungen und nach dem amtlichen Berichte aus. Dabei faßt er kurze Aeußerungen zu zusammenhängenden Reden zusammen, deren Stil und Anordnung also wesentlich von ihm herrührt, und die Concilienbeschlüsse, auf welche sich die Redner berufen hatten, führt er wortgetreu an. Sein eigner Name kommt nur in der Einleitung vor, wo er auch darauf hinweist, daß er die Frage mit eignen Gründen an andrer Stelle besprechen wolle. Es ist bezeichnend, daß diese ergänzende Behandlung der beiden streitigen Punkte in einem ausführlichen Briefe (217) an einen deutschen Bischof erfolgt, und zwar ist es der Vertraute der alten Kaiserin Adelheid, Widerold v. Straßburg, dessen Verwendung bei den deutschen und lothringischen Bischöfen er erbittet. Denn die deutschen Bischöfe hatten den Papst zum Eingreifen besonders angetrieben, und in der Marienkirche zu Mouzon, auf lothringischem Gebiete, trat am Sonntage vor Pfingsten (2. Juni 995) eine Synode zusammen. Gerbert wünschte sehnlichst eine Entscheidung und, obgleich die französischen Könige aus Furcht vor hinterlistigen Anschlägen und in berechtigtem nationalen Selbstgefühl ihren Bischöfen die Theilnahme verbieten, ist aus Frankreich er allein mit dem Reimser Vicedominus erschienen. Ein Urtheil fällte die Versammlung in Mouzon nicht, weil sie nur von vier Bischöfen und einigen Aebten besucht war, doch ließ sich Gerbert bestimmen, bis zur nächsten Synode, die am 1. Juli 995 in Reims stattfinden sollte, die Messe nicht zu lesen. Erst zu Pfingsten bekam der Abt Leo das Gerbert'sche Protokoll zu sehen und schrieb in der ersten Entrüstung über den gegen Rom erhobenen Tadel den Brief an die französischen Könige, in welchem

er mit derben Worten die Unbildung der römischen Geistlichkeit zugibt und als etwas durchaus berechtigtes bezeichnet.

Die Entscheidung sollte nun am 1. Juli 995 im Remigiuskloster vor Reims fallen, doch scheint die Synode zur festgesetzten Zeit in Senlis abgehalten zu sein, wo vor dem Abte Leo und vielen anderen Gerbert und Arnulf persönlich für ihre Sache eintraten. Die uns erhaltene Oratio episcoporum habita in concilio Causeio, d. h. wohl, die Rede der Bischöfe auf dem Concil, wo über den Streit verhandelt wurde, faßt die Worte und Gedanken Gerbert's und seiner Vertheidiger zu einer Rede zusammen, ist also für die Herausgabe ähnlich redigirt, wie die Acten der Reimser Synode. Die alten Gründe werden noch einmal mit rücksichtsloser Bestimmtheit vorgetragen: aus den Gegnern spreche der Feind des Menschengeschlechtes, sie heißen Gottlose, denen kein vernünftiger Grund genügt, wenn sie nicht mit körperlichen Sinnen fühlen können. Besonderen Werth legen sie darauf, daß der päpstliche Vicar für Gallien in Reims den Vorsitz geführt habe und daß damit den Machtansprüchen des Papstes genügt sei. Die Franzosen verlangen ihr Recht, der Abt Leo ihre bedingungslose Unterwerfung, und die Gegensätze, wie sie uns in dem Briefe des Abtes Leo und in der „Rede der Bischöfe“ entgegentreten, ließen sich nicht so schnell versöhnen. Am allerwenigsten war es von dem Abte Leo zu erwarten, daß er „die Friedensstörer zur Ruhe verwies, die aus Neuerungssucht, nicht aus Eifer für Gott, die heilige Kirche gegen die Bischöfe in Bewegung setzten“.

Die Bischöfe bleiben standhaft, und nun verwaltet Gerbert ohne oder gegen den Willen des Papstes sein Amt weiter, doch konnte er den Kampf nur fortführen, so lange die französischen Könige, auf deren Klage der Proceß gegen Arnulf eröffnet war, treu zu ihm hielten und so lange der Arm des Papstes durch die Tyrannei des römischen Adels gelähmt war. Das ändert sich aber in kurzer Zeit, denn der junge König Robert hoffte durch Nachgiebigkeit gegen den Papst dessen Zustimmung zu seiner Ehe mit Bertha zu erreichen, die ihm der Erzbischof Gerbert aus kanonischen Gründen verweigern mußte. Nur der alte König Hugo hinderte bis zu seinem Tode (am 24. October 996) ein offenes Nachgeben Robert's. Schwerer noch fiel ins Gewicht, daß Otto III. in jugendlicher Begeisterung seinen Vetter Bruno am 3. Mai 996 hatte zum Papst weihen lassen, der unter dem Namen Gregor V. alle Ansprüche seiner Vorgänger aufrecht erhielt und vom Kaiser darin unterstützt wurde. Noch bleiben die alten Bischöfe in Frankreich bei ihrem Beschlusse, aber der neugewählte Bischof von Cambrai hielt es für klüger, sich am 21. Mai 996 die Bischofsweihe in Rom zu erbitten, „weil er sie in Reims nicht rechtmäßig erhalten könne“. So wird Gerbert's Lage im eigenen Sprengel immer peinlicher, und er selbst zieht noch im Sommer 996 nach Rom, um sich endlich mit dem Papste auszusöhnen. Damals traf er den jungen Kaiser, und wir finden unter Gerbert's Schriften 4 kleine Briefe (213—216) Otto's III. aus dieser Zeit, die Otto vielleicht selbst verfaßt hat. Eine festere Bekanntschaft knüpfte er noch nicht an, und in der eignen Sache erreichte er auch nichts, denn es ging ihm hier, wie ein Jahr vorher in Mouzon. „Er verantwortete sich vor dem Papste, und da niemand ihn anklagte, wurde eine neue Synode angesetzt“, welche i. J. 997 in Pavia abgehalten wurde, da der Papst nach Otto's Abreise aus Rom vertrieben war.

Fieberkrank kam Gerbert aus Italien in Reims an; bald starb Hugo, und der König Robert führte nun Bertha als Gattin heim; die Bischöfe beschließen Arnulf's Freilassung, die dann freilich der König erst im nächsten Jahre anordnete, und Gerbert fand bei Rittern und Geistlichen selbst in der eignen Stadt offene Mißachtung und Ungehorsam. Da entschließt er sich trotz seiner Krankheit, „in

der Verbannung" sein Urtheil abzuwarten und ist wahrscheinlich zur Synode in Pavia i. J. 997 gereist. Die andern französischen Bischöfe waren auch geladen und werden wegen Nichterscheinens excommunicirt, doch erfolgte bald darauf Arnulf's Freilassung. Das bestimmte Gerbert, sich nach Deutschland zu begeben, wo der Kaiser ihn mit der größten Freundlichkeit aufnahm und ihn mit dem reichen Gute Sasbach bei Straßburg beschenkte.

Als er dann in den Krieg gegen die Liutizen zog, blieb Gerbert ohne ihn in Süddeutschland zurück. Seine Wünsche stoßen nun auch hier auf Widerstand, und in großer Erregung schreibt er an den Kaiser den oft gedruckten Brief 185. Er kann und will es nicht glauben, daß Otto ihm seine Gunst entzogen habe oder sein Versprechen nicht erfüllen könne. „In drei Menschenaltern habe ich Euch, Eurem Vater und Großvater unter den Geschossen der Feinde die lauterste Treue erzeigt, meine schwache Kraft habe ich der Wuth der Könige, dem Wahnsinn der Völker entgegengestellt. In der Wildniß und Einöde, unter den Angriffen der Räuber, von Hunger und Durst, von Hitze und Kälte gepeinigt, unter vielen Stürmen habe ich so gelebt, daß ich lieber sterben wollte, als den damals gefangenen Sohn des Kaisers nicht auf dem Throne sehen. Ich habe ihn gesehen und mich gefreut. Könnte ich doch bis zu meinem Ende mich freuen und mit Euch meine Tage im Frieden beschließen." Und der Kaiser erkennt den Anspruch auf Lohn als berechtigt an, indem er „den erfahrenen Philosophen" an den Hof beruft, damit er ihn unterrichte und ihm in der Regierung treuen Rath gebe. Er möge das bäurische Wesen des Sachsen in ihm bekämpfen und die griechische Feinheit in ihm ausbilden, „denn wenn sich jemand findet, der ihn anfacht, wird man bei uns einen Funken griechischen Geistes finden". Durch diese Einladung erfüllen sich Gerbert's Wünsche, die er seit seiner Vertreibung aus Bobbio gehegt und in seinen Briefen so oft ausgesprochen hat. Wenn er Otto unterrichte, so antwortet er, gebe er ihm nur das zurück, was er von ihm und seinen Ahnen erhalten habe. Im Kaiser vereinige sich griechisches Blut mit römischer Macht, und wie nach Erbrecht nehme er die Schätze griechischer und römischer Weisheit in Anspruch. So geht Gerbert im Sommer 997 nach Sachsen und nahm trotz seines Fiebers im Juli und August an den Rüstungen zum Slavenkriege Theil. Der Unterricht beschäftigte sich mit der Astronomie und mit der Arithmetik, d. h. der Lehre von den Eigenschaften der Zahlen, auch stellte der Kaiser wissenschaftliche Fragen, über welche Gerbert mit anderen Gelehrten disputirte. So fragte er einmal, warum man von dem Subject „vernünftiges Wesen" das Prädicat „Vernunftgebrauch" aussagen könnte, während doch nach den Regeln der Logik der Prädicatsbegriff höher und umfassender sein müsse, als der des Subjects. Diese damals unerledigte Frage behandelte Gerbert in dem Büchlein de rationali et ratione uti, als er im Winter 997 auf 998 mit dem Kaiser nach Italien zog. Wichtiger als der philosophische Inhalt dieser Schrift sind die einleitenden Worte, denn sie sprechen mit vollster Deutlichkeit die Gedanken aus, welche der 17jährige Kaiser als der Enkel des großen Otto und Sohn einer griechischen Mutter durchführen zu müssen glaubte. Er erfülle, so schreibt Gerbert, das kaiserliche Gebot, „damit Italien nicht glaube, der heilige Palast sei erstarrt, damit nicht Griechenland allein sich kaiserlicher Philosophie und römischer Macht rühme. Unser, unser ist das römische Reich. Kraft gibt uns Italien, reich an Früchten, Gallien und Germanien, reich an Rittern, auch der Scythen tapfre Schaaren sind zu unsrem Dienst bereit. Unser, bist Du, Cäsar, der Römer Kaiser und Augustus, der aus dem edelsten Blute der Griechen entsprossen, die Griechen an Macht übertrifft, den Römern kraft Erbrechtes gebietet und beiden durch Geist und Beredsamkeit überlegen ist. Im Januar 998 hatte das Heer die Alpen überschritten und war nach Pavia gekommen". Hier

konnte Gerbert dem Papste Gregor V. ohne Scheu vor die Augen treten, denn er war zweimal bereit gewesen, sich vor ihm zu rechtfertigen, und es lag nicht an ihm, daß der Streit um das Reimser Erzbisthum noch fortdauerte. Was an den Reden der Reimser Synode den Anhängern des Papstes nicht gefiel, entsprach doch der Wahrheit; um ähnlichen Zuständen ein Ende zu machen, wie sie in Reims mit herben Worten geschildert waren, zog Otto III. nun schon zum zweiten Male nach Italien, und wenn es doch eine Sünde war, die traurigen Zustände zu enthüllen, so traf dieser Vorwurf nicht Gerbert, sondern die Redner der Synode. In einer Zeit aber, wo Otto III. vor den Mauern der abtrünnigen Stadt Rom mit seinem Heer erschien, wo deutsche Ritter den Gegenpapst Johannes XVI. aufs schmählichste verstümmelten und wo der Kaiser den Crescentius auf der Engelsburg enthaupten ließ, konnte ein hartes Urtheil über die Verderbniß des Papstthums unter dem Drucke der römischen Großen für die beiden Machthaber nichts verletzendes haben. Es ist daher nicht auffallend, daß an demselben 28. April 998, an welchem das Haupt des Crescentius fiel, Gerbert auf Otto's III. Fürsprache vom Papste das Erzbisthum Ravenna erhielt. In dieser Würde nahm er auch an der Synode in der Peterskirche (998 oder 999) theil, auf welcher der König Robert wegen seiner unerlaubten Ehe mit dem Banne bedroht wurde. Als dann Gregor V. im Februar 999 gestorben war, kehrte Otto von einer Wallfahrt in Mittelitalien nach Rom zurück und ließ seinen Freund Gerbert zum Papst wählen.

Als solcher nannte Gerbert sich Silvester II. nach dem Vorbilde des heiligen Silvester, dem Konstantin nach der Sage die Herrschaft Roms übertragen hatte, als er selbst seine Hauptstadt nach dem Osten verlegte. Gerbert hatte seinen Frieden mit dem Papste geschlossen, und er beendigt nun auch den Streit um das Reimser Erzbisthum, indem er Arnulf, „der wegen gewisser Vergehen seines Priesteramtes entsetzt war", weil seine Abdankung ohne Genehmigung Roms erfolgte, diese Würde auf dem Wege der Gnade zurückgab. Das Ansehen des Papstes solle ihn schützen gegen jedermann, auch gegen die Vorwürfe des eignen Gewissens. Leider tragen die amtlichen Urkunden des Papstes nur selten ein individuelles Gepräge, und wir kennen seine Gedanken und Wünsche in dieser Zeit nicht so gut, wie in den Jahren 983—997, wo er selbst seine Briefe verfaßte und die wichtigsten von ihnen aufbewahrte. So ist es auch nicht möglich, seinen Einfluß auf die Gedanken des Kaisers und die Geschicke Deutschlands im einzelnen zu bestimmen, da hier der persönliche und nicht der briefliche Verkehr in Betracht kommt. Die kaiserlichen Urkunden und die päpstlichen Bullen erwähnen oft ein Zusammenwirken des Kaisers und des Papstes, und auf längere Zeit haben sich die beiden nur getrennt, als Otto III. vom December 999 bis zum Herbst d. J. 1000 seine letzte Reise nach Deutschland unternahm.

Silvester's Kenntnisse und Ideale wurzelten im classischen Alterthum; deshalb begeisterte er sich für den Plan, das römische Reich wiederherzustellen und Rom zur Hauptstadt der Welt zu machen. In Italien hatte er den Großvater und den Vater des Kaisers kennen gelernt, hier hatte ihn Otto I. als Lehrer der Hofschule, Otto II. als Abt von Bobbio in seinen Dienst genommen. Und nachdem durch den frühen Tod des letzteren Italien für einige Zeit wieder sich selbst überlassen war, hatte Theophano und Otto III. seine Pläne mit noch größeren Ansprüchen wieder aufgenommen, berathen und unterstützt von dem diensteifrigen Markgrafen Hugo von Tuscien, dem eigennützigen „Logotheten" Leo von Vercelli und dem getreuen Kanzler Heribert. Unter ihrer Mitwirkung waren die ersten Schritte zur Erneuerung des römischen Reiches und zur Werbung um eine griechische Braut geschehen, noch ehe Otto III. i. J. 997 Gerbert in diesen Kreis berief, dessen Programm er in der Einleitung seiner philosophischen Schrift

mit classischen Worten aussprach, dessen Ziele zu verwirklichen der gelehrte Kenner der römischen Litteratur besonders berufen schien. Als der Kaiser i. J. 1000 nach Deutschland kam, war er von dem Verlangen beseelt, das Grab des heiligen Adalbert zu ehren. Darum wollte er Gnesen zum Erzbisthum erheben und ließ den Gaudentius schon vorher vom Papste zum Erzbischof weihen. Er befreite Polen in kirchlicher Beziehung von dem Magdeburger Erzbisthum und in politischer Beziehung machte er den mächtigen Polenherzog Boleslaw vom römischen Kaiser abhängig, statt, wie bisher, vom deutschen Könige. Für Silvester II. war es ein Gewinn, daß er die eben erst bekehrten Polen in directe Verbindung mit Rom brachte, und er mochte es gering achten, daß er ein Kirchengesetz umging, um eine Nation aus unnatürlichen Banden zu befreien. Auch dadurch ist sein Pontificat denkwürdig, daß der König Waic von Ungarn in der Taufe den Namen Stephan annahm, Bisthümer und Abteien in seinem Lande gründete und dazu nicht die Genehmigung des byzantinischen Patriarchen, sondern die des römischen Bischofs nachsuchte. Damit war ein lästiger Nachbar Deutschlands in die Reihe der civilisirten Staaten aufgenommen, und der Machtbereich des Papstes war dadurch erheblich erweitert.

In dem jungen Kaiser vereinigte sich mit dem Streben nach unumschränkter Weltmacht die Neigung zu mönchischer Weltentsagung, zu welcher mit dem Hinweis auf das nahe Weltende ein Adalbert und Burchard, Nilus und Romuald ihn aufforderten. Wer Gerbert's Briefe gelesen hat, weiß, wie fern er solchen mystischen Ideen stand, und wenn er auch in der Fastenzeit des Jahres 1001 mit Otto im Kloster S. Apollinare in Classe bei Ravenna verweilte, so trifft ihn höchstens der Vorwurf, daß er den Kaiser gewähren ließ, wo ein Widerspruch nutzlos gewesen wäre. Denn seine eigene Macht wahrte der Kaiser mit Eifersucht und größter Bestimmtheit. Selbst in der Schenkungsurkunde vom 20. April (1001?) für Silvester weist er die angeblichen Rechtsansprüche der Päpste auf 8 Grafschaften in der Mark Ancona scharf zurück, doch giebt er die fraglichen Güter aus Liebe zum Papste Silvester dem heiligen Petrus zum Geschenk, damit sein Lehrer etwas habe, was er von seinem Schüler dem Himmelsfürsten Petrus schenken könne.

Unter dem Unwillen der Deutschen über Otto's Regiment sollte niemand mehr leiden als der Papst. Die Deutschen konnten es dem Kaiser und Papst nicht vergessen, daß sie in Polen einen Tributpflichtigen zum Herrn gemacht hatten, und so ruft nach Otto's III. letzter Reise der Hildesheimer Bischof Bernward vergeblich den Beistand Silvester's für sein Kloster Gandersheim an. Auf einer Versammlung in Pöhlde fand der päpstliche Legat keinen Gehorsam mehr und sah sich genöthigt, den alten Berather Theophano's, Erzbischof Willigis von Mainz, wegen seines Widerstandes zu suspendiren. So litt der Papst unter seiner Freundschaft zum Kaiser, und die deutschen Bischöfe thaten denselben Schritt, wegen dessen sie kurz vorher die französischen verfolgt hatten. Und den Römern selbst war ihre Freiheit lieber als die glanzvolle Residenz eines Kaisers in ihren Mauern. Schon im Mai und Juni d. J. 1000 war es in Rom und Orta zu Unruhen gekommen, und als Otto III. nach seiner Rückkehr den „Klosterpalast“ auf dem Aventin bezogen hatte, erhoben sich die Römer auch gegen ihn, und wie ein Fliehender verließ er am 17. Februar 1001 die ewige Stadt. Mit ihm zog Silvester II., und auch er durfte, so lange der Kaiser lebte, nicht in seine Stadt zurück kommen. Erst als dieser am 23. Januar 1002 im Schlosse Paterno am Berge Soracte verschieden war, nahm der Papst wieder seinen Wohnsitz in Rom, wo sich der jüngere Crescentius zum Patricius gemacht hatte. Die Römer halten Silvester nun für ungefährlich und lassen ihn sein Amt ruhig weiter führen. Eine am 3. December 1002 unter seinem Vorsitz

abgehaltene Lateransynode ist von ebenso geringer Bedeutung, wie die Bullen, welche die päpstliche Kanzlei in dieser Zeit ausfertigt. Den letzten Lebensjahren scheinen auch die 3 theologischen Schriften, soweit dieselben echt sind, und der Brief anzugehören, in welchem er dem Scholasticus Adelbold eine geometrische Frage beantwortet. Am 12. Mai 1003 starb er und wurde zu San Giovanni in Laterano bestattet, wo ihm Sergius IV. eine Grabschrift im Porticus der Kirche setzte.

Es gab mancherlei in Gerbert's Leben, was dem gemeinen Verstande schwer faßlich ist: zum ersten Male war in ihm ein Franzose auf den Stuhl Petri gekommen, nach einer Zeit tiefster Unwissenheit der gelehrteste Mann seines Jahrhunderts, ein Mann von dunkler Herkunft, den der Kaiser nicht wegen seiner Geburt, sondern wegen seines Wissens zu dieser Würde erhob. Und zufällig hatte er in 3 Städten, die mit R anfangen, die höchsten kirchlichen Würden bekleidet und er selbst soll, fröhlich scherzend über diesen Zufall, auf sich den Vers gemacht haben: Scandit ab R. Gerbertus in R post papa viget R, d. h. Gerbert steigt von Reims nach Ravenna, nachher lebt er als Papst in Rom. Dieser Vers mit seinem dreifachen R hat, wie der über die Päpstin Johanna mit seinem sechsfachen P etwas geheimnißvolles, und mit kleinen Veränderungen finden wir ihn bei fast allen späteren Schriftstellern angeführt. Was aber bei Helgald, dem Biographen des Königs Robert, eine pointirte Zusammenfassung von Thatsachen aus seinem Leben ist, gilt den späteren als eine Prophezeiung, die der Teufel dem jungen Gerbert ins Ohr geraunt hat. Und doch findet sich in der Litteratur der nächsten 80 Jahre nach Silvester's Tode kein einziger sagenhafter Zug. Die römische Ueberlieferung verwechselt ihn jedoch mit dem Gegenpapste Johann XVI., der in der Fastenzeit d. J. 998 von dem deutschen Ritter Birthilo schrecklich verstümmelt wurde. Das schimpfliche Ende legte den Verdacht eines ungeheuren Verbrechens nahe, ein solches aber konnte bei seinem ungewöhnlichen Wissen am ersten ein Bund mit dem Teufel sein, da eine ähnliche Sage seit Hrotsvitha's Gedicht über Theophilus im Abendlande bekannt sein mußte. Was das Volk vielleicht schon länger von dem gelehrten Papste geglaubt hatte, schrieb der Cardinal Beno bald nach d. J. 1085 zum ersten Male in der Schmähschrift über Gregor VII. auf, in welcher er diesen Papst und viele seiner Vorgänger teuflischer Mittel beschuldigte.

Als die Welt dann durch die Kreuzzüge für Wundergeschichten empfänglicher geworden war, bot der Engländer Wilhelm von Malmesbury († 1141) seinen Lesern eine sehr erweiterte Sammlung von Sagen, und mit neuen, theilweise eignen Zusätzen gestaltet sie Walter Map in seiner Schrift de nugis curialium um 1190 aus. Bei Walter ist es die Liebe zur schönen Tochter des Reimser Präpositus, bei dem Verfasser eines Gedichtes aus dem Benedictinerkloster Salem bei Konstanz die Angst des unwissenden Schülers vor dem gestrengen Lehrer, in der deutschen Chronik des Wiener Domherrn Jans Enikel († 1250) ist es das Spiel, welches ihn zum Bunde mit dem Teufel geneigt macht. Ein Mißverständniß einer Stelle seiner Grabschrift gab Anlaß zu dem Volksglauben, daß das Rasseln seiner Knochen den Tod eines Papstes anzeige. Die weiteste Verbreitung finden die Sagen durch die um das Jahr 1270 verfaßte Chronik des Dominikaners Martin v. Troppau, die oft gelesen und viel benutzt wurde; selbst in die Isländischen Abenteuer ist sie auf diesem Wege gekommen, und ein altenglisches Gedicht erzählt dieselben Sagen von einem Papste Celestin. Die älteren deutschen Prediger erwähnen ihn öfters, und von den Dichtern seien hier Walther von der Vogelweide und Hans Sachs genannt.

Oeuvres de Gerbert par A. Olleris 1867. — Lettres de Gerbert publiées par Julien Havet 1889. (Die russische Ausgabe von Bubnow, St. Petersburg

1883—90 ist hier nicht benutzt.) Einzelschriften von C. F. Hock, Wien 1837. — M. Büdinger, Kassel 1851. — K. Werner, Wien 1878. — Karl Schulteß, Progr. d. Wilhelm-Gymnasiums Hamburg 1891, wo die übrigen Schriften angegeben sind. Außer den dort genannten Werken bieten Nachweise über die Sagen: H. Gering, Islendsk Äventyri II. 1883 S. 32—34, und Ph. Strauch zu Jansen Enikels Weltchronik. Seite 434 (Quart-Ausgabe der Mon. Germaniae III. 1. 1891). — A. Graf in der Nuova Antologia. Roma 1890. S. 220—250.
Karl Schulteß.

Silvester: Pflieger S., Bischof von Chiemsee, über dessen Heimath und Bildungsgang näheres nicht bekannt ist, vermuthlich jener „Maister Silvester Flyger“, der 1424 als Pfarrer zu Rakkersburg a. d. Mur in Untersteier vorkommt, erscheint im J. 1432 als Domdechant zu Passau und als Vermittler zwischen seinem Bischof und den Bürgern der genannten Stadt. Schon im nächsten Jahre tritt er als Kanzler des Erzbischofs Johann II. von Salzburg auf und erhält im Frühjahre 1438 von letzterem das Bisthum Chiemsee verliehen. Um das Jahr 1439 wurde Bischof S. in den geheimen Rath des Kaisers Friedrich III. berufen, nahm fortan in dessen Auftrag wiederholt an Reichstagen theil und begleitete ihn namentlich im J. 1442 auf einer größeren Reise, während welcher Aeneas Sylvius auf seine Empfehlung hin in kaiserliche Dienste genommen und von Friedrich III. zum Dichter gekrönt wurde. In eben diesem Jahre besuchte der Kaiser den Gegenpapst Felix Amadeus; Bischof S. begrüßte denselben bei diesem Anlaß zu seiner Enttäuschung mit Tua clemens benignitas. Auch noch in späteren Jahren übernahm S. im Auftrage des Kaisers verschiedene Botschaften: so 1447 an die Universität Wien, 1448 an den Landtag zu Krems, 1450 an die Conferenz in Bamberg. Trotz seiner vielfachen politischen Thätigkeit waltete er eifrig des bischöflichen Amtes; seine Grabschrift nennt ihn den Reformator des Bisthums Chiemsee. Erzbischof Friedrich von Salzburg schenkte ihm die Pfarrei St. Johann im Leukenthal als sog. Tafelgut. Bischof S. starb nach Aventin am 10. September 1453 und wurde in der Kirche zu Bischofshofen im Pongau bestattet, wo auch sein aus Marmor gemeißelter Sarkophag sich befindet. Aeneas Sylvius rühmt S. in seinem Pentalogus bedeutendes Wissen und vielseitige Erfahrung nach.

Chmel, Kaiser Friedrich IV. Bd. 2. — Allg. Deutsche Biographie XXVI, 209. — Erhard, Geschichte von Passau I, 174; II, 45, 46.
Gg. Westermayer.

Silvester Stodewescher, Erzbischof von Riga, 1448—1479. Aus Thorn in Preußen gebürtig, erlangte er von den akademischen Würden die eines magister artium. In den deutschen Orden eingetreten, wurde er Caplan des Hochmeisters Konrad von Erlichshausen und Ordenskanzler. — Nach dem Tode des Erzbischofs Henning Scharffenberg (5. April 1448) strebte der livländische Zweig des deutschen Ordens darnach, das Erzbisthum Riga wieder unter seine Gewalt zu bringen, indem er einen Ordensbruder zum Erzbischof einsetzte. Dazu ersah er sich S., der dem Orden vielfache Dienste geleistet hatte und ihm ganz ergeben schien. Dem Hochmeister fiel es zwar schwer, S. von sich zu lassen, er gab aber im Interesse des Ordens nach und bewirkte beim Papst Nikolaus V. die Ernennung desselben, zu welcher Entscheidung allerdings die großen nach Rom gespendeten Geldsummen das meiste beigetragen haben. Der Widerstand des Rigaschen Domcapitels, welches den Bischof von Lübeck erwählt, wurde ohne große Schwierigkeiten beseitigt, und es erkannte S. an. Dasselbe that die Ritterschaft des Erzstifts, beide aber erst nach Bestätigung ihrer Privilegien. Dazu gehörte auch, daß die Domherren nicht gezwungen werden sollten, die Tracht des deutschen Ordens, worin man ein Zeichen der Abhängigkeit von diesem sah,

zu tragen. Bald darauf gelobte aber der neue Erzbischof dem Hochmeister, selbst nie das Gewand des Ordens abzulegen und auch dem Domcapitel dasselbe aufzunöthigen. Gegenüber diesen einander widersprechenden Zusagen operirte der Erzbischof nicht ungeschickt. Er erfüllte das dem Orden Versprochene, ohne aber dabei der Macht und den Rechten seiner Kirche allzuviel zu vergeben. Durch den Vertrag zu Wolmar (1451) wurde zwar für das Erzstift die Tracht und Regel des Ordens obligatorisch, aber dem letzteren sollte daselbst keine Gerichtsbarkeit und kein Visitationsrecht zustehen und er auch auf die Ernennung des Erzbischofs und der ihm erst nachträglich vorzustellenden Domherren keinen Einfluß haben. Auch wurde den augenblicklichen Gliedern des Capitels freigestellt, bei der alten Tracht und Regel zu bleiben.

Das gute Verhältniß zwischen Erzbischof und Orden dauerte noch fort, als eine vielumstrittene Frage, die der Herrschaft über die Stadt Riga, die bedeutendste im Lande, der Lösung entgegendrängte. Durch den Vertrag zu Kirchholm (1452) verständigten sich beide Theile, gemeinsam die Herrschaft über die Stadt auszuüben. Der Eintracht wurde aber ein baldiges jähes Ende bereitet, als der Orden nach dem Alleinbesitz Rigas strebte. Jetzt trat der Wendepunkt in der Politik Silvester's ein. Sein bisher schlummernder oder klug zurückgedrängter Ehrgeiz trat unverhüllt hervor und aus dem früheren treuen Freunde des Ordens, dem dieser alles bieten zu können gemeint hatte, wurde dessen erbittertster Widersacher. In dem nun ausbrechenden Kampfe scheute der Erzbischof, allerdings vom Orden dazu herausgefordert, vor keinem Mittel zurück, aber zur consequenten Durchführung einer umfassender angelegten politischen Idee hat er sich dabei nicht fähig erwiesen, indem er es nicht verstand, sich wirksame dauernde Verbündete zu schaffen. Solche mußten die Stadt Riga und die Ritterschaft des Erzstifts sein. Die erstere hat er mehrmals, wo ihm ein Vortheil daraus zu erwachsen schien, getäuscht und hintergangen. Dadurch entfremdete sie sich ihm und als er sich zuletzt mit Schweden verband, diesem gegen Hülfsleistung einen Theil des Erzstifts zusichernd, sagte sich auch seine Ritterschaft, die sich ihm anfangs durch von ihm verliehene Vergünstigungen hinsichtlich des Erbrechts verpflichtet gefühlt hatte, von ihm los. Von Niemand im Lande, nur von den wenig zahlreichen schwedischen Hülfstruppen unterstützt, wurde der Orden ohne Anstrengung seiner Herr. Seine Schlösser wurden eingenommen und er selbst gerieth in einem derselben, in Kokenhusen, in Gefangenschaft. Dort ist er bald nach seiner Freilassung am 12. Juli 1479 gestorben. Die Leiche wurde nach Riga gebracht und im Chor der Domkirche beigesetzt.

Index corporis historico-diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae.

Ph. Schwartz.

Silvius: Franz S. (Sylvius, Dubois), katholischer Theologe, geb. 1581 zu Brain-le-Comte im Hennegau, † am 27. Februar 1649 zu Douay. Er studirte zu Löwen, wurde 1610 zu Douay Professor der Philosophie, 1613, als Nachfolger des am 20. September 1613 gestorbenen W. Estius, der speculativen Theologie, 1618 zugleich Kanonikus und 1622 Decan des Stifts St. Amatus und als solcher Vicekanzler der Universität. Estius und ihm verdankt diese Anstalt hauptsächlich das Ansehen, das sie im 17. Jahrhundert genoß. Sein Hauptwerk ist der „Commentar zur Summa des Thomas von Aquin", der in vier Bänden zuerst zu Douay 1628—35, dann wiederholt gedruckt wurde und zu den besten derartigen Commentaren gezählt wird. Er füllt die vier ersten Bände der Gesammtausgabe der Werke des S., die 1698 zu Antwerpen in sechs Foliobänden erschien und 1714 zu Paris, 1726 zu Venedig nachgedruckt wurde. Der 5. Band enthält die theologischen Opuscula, darunter

die zuerst 1640 und 1644 gedruckten Resolutiones variae ad casus [morales] sibi propositos, die von den späteren Casuisten viel citirt werden. Der 6. Band enthält einen (nicht bedeutenden) Commentar zum Pentateuch, der aber unvollendet ist (nur bis Num. 34 geht). Die im 5. und 6. Bande stehenden Schriften waren bereits 1678 von dem Dominicaner Norbert d'Elbecque als „Opera posthuma" herausgegeben, mit einer im 5. Bande abgedruckten kurzen Vita. S. besorgte auch neue Ausgaben der „Opuscula" des Thomas von Aquin, 2 Bde., 1609, der „Instructiones pastorales S. Caroli Borromaei", 1616, des „Enchiridion theologiae pastoralis Petri Binsfeldii" (s. A. D. B. II, 651), mit Anmerkungen, 1622 u. s., und der „Summa Conciliorum Bartholomaei Carranzae" mit Zusätzen, 1639. — S. vertheidigt in dem Commentar zu Thomas dessen, der Augustinischen ähnliche Gnadenlehre. Nachdem aber der 1640 erschienene „Augustinus" des Cornelius Jansenius 1640 von der römischen Inquisition, 1642 von Urban VIII. verdammt worden war, erklärte er mit zwei anderen Theologen von Douay, Georg Colvener und Valentin Randour in einem Schreiben an den Erzherzog Leopold vom 27. Juli 1648 (gedruckt zu Douay 1648), sie seien von Anfang an für eine Verdammung der Lehre des Jansenius gewesen. In demselben Sinne sprach sich S. kurz vor seinem Tode in einem Briefe an den Internuntius aus.

Paquot, Mémoires I, 180. Reusch.

Simanowiz: Kunigunde Sophie Ludovike S., geb. Reichenbach, Malerin, geboren (nach dem Kirchenregister ihrer Vaterstadt) am 21. Februar 1759 in Schorndorf (nicht, wie nach einer Aufzeichnung des Dichters Schubart Maltzahn in Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine S. 147 Anm. 2 gibt, am 20. Febr. 1761), † am 2. September 1827 in Ludwigsburg, war die Tochter des württembergischen Regimentsfeldscherers Jerem. Friedr. Reichenbach, der zur Zeit ihrer Geburt in Schorndorf in Garnison stand, aber später nach Ludwigsburg versetzt wurde. Hier verlebte das aufgeweckte Mädchen, das ein ungewöhnliches Talent zum Zeichnen verrieth, glückliche Kinderjahre. Als Freundin von Schiller's ältester Schwester Christophine kam Ludovike frühe auch mit dem Dichter in freundlichen Verkehr. Einige Jahre nach der Schulzeit nahm sie ein Oheim, Chirurgus Joh. Friedr. Reichenbach in Stuttgart, zu sich, um sie unter der Leitung des Akademieprofessors Nic. Guibal (s. A. D. B. X, 102 ff.) als Malerin ausbilden zu lassen. Durch eine jüngere Freundin, Regina Voßler (geb. 1767), Tochter eines Hauptmanns auf Hohenasperg, die von Schubart im Clavierspiel unterrichtet und schwärmerisch verehrt wurde, trat L. auch zu diesem Dichter in freundschaftliche Beziehungen. Er hat ihr und Reginen (Seraphinen) mehrere Gedichte gewidmet (s. S. 422—438 der Reclam'schen Ausgabe). Ein Freund Schubart's, der Lieutenant Simanowiz, gewann ihre Liebe und verlobte sich mit ihr, hinderte sie aber nicht, im J. 1787 (?) mit Unterstützung Herzog Karl's zur weiteren Ausbildung in ihrer Kunst nach Paris zu gehen, wo sie an dem Miniaturmaler Jean Vestier († 1810) einen vorzüglichen Lehrer fand. Sie blieb mehrere Jahre dort, vielfach gefördert durch die Tochter eines Balletmeisters an der Karlsschule, Helena Balletti, die mit ihrer Mutter dahin gezogen war, und als Concert- und Theatersängerin in großem Ansehen stand. L. nahm Wohnung bei dieser Familie, in der auch andere Württemberger, wie der Arzt und Politiker Georg Kerner und der Historienmaler Eberh. Wächter viel verkehrten (vgl. W. Lang, K. Fr. Reinhard im auswärtigen Ministerium zu Paris, Preuß. Jahrb. Bd. 56 (1885) S. 371). Ungern verließ L. im J. 1790 (?) Paris, als sie von dem Herzog Friedrich Eugen von Württemberg nach Mömpelgard (Montbéliard) berufen wurde, um ihn und seine Familie zu malen. Von da kehrte sie in ihre Heimath zurück und trat

in Ludwigsburg in die Ehe. Aber von ihren Freunden lebhaft zurückgerufen, ging sie im J. 1791 zur Fortsetzung ihrer Studien wieder nach Paris. Helene Balletti vermählte sich bald darauf mit einem wackeren französischen Edelmann, Graf (Baron?) v. Lacoste, durch dessen Haus L. noch mehr als zuvor mit der besten Pariser Gesellschaft, wie mit dem Minister Necker und seiner Tochter, Frau v. Staël, bekannt wurde. Für die französische Revolution schwärmte die phantasievolle Schwäbin anfangs um so herzhafter, als Lacoste Patriot und Mitglied der ersten Nationalversammlung war. Aber die rasch steigende Anarchie nöthigte nach dem 10. August 1792 die Familie Lacoste auf ihre Güter an der spanischen Grenze zu flüchten. L., die unter Lebensgefahr nur mit dem Portier und der Köchin in deren Hotel zurückgeblieben war, floh etwas später in die Normandie, von wo sie, unterwegs in Straßburg noch von einem schweren Nervenfieber befallen, im J. 1793 nach Ludwigsburg zurückkehrte. Hier fand sie gleich in diesem Jahre die höchste Aufgabe für ihre gereifte Kunst. Schiller ließ bei seinem Besuche in der Heimath sich und im J. 1794 seine Frau von ihr in lebensgroßen Brustbildern in Oel malen, und um dieselbe Zeit machte sie in gleicher Weise auch seine Eltern und seine drei Schwestern. Häufig vervielfältigt sind diese mit der größten Liebe durchgeführten Bildnisse nach wechselndem Besitze seit 1890 dem Schillerhause in Marbach als bleibender Schatz der deutschen Nation einverleibt. (Ein anderes Schillerbild von ihrer Hand mit schwarzer Kreide und Wasserfarben gemalt, das im J. 1884 von Frau Major Riedel auf der Schiller-Ausstellung in Weimar ausgestellt war, ist wohl als Hilfsarbeit zu dem Oelbilde anzusehen. S. Beilage zur Allgem. Zeitung, Jg. 1884, S. 4636.) Nicht gern vertauschte L. ums Jahr 1798 Ludwigsburg mit Stuttgart, wohin Simanowiz versetzt und schon im J. 1799 bei einem Geschäft in der Kaserne von einem Schlaganfall an beiden Füßen gelähmt wurde. Er konnte nicht wieder hergestellt werden und bezog als Hauptmann nur eine kleine Pension. Aber mit Bildnißmalen und Unterrichtgeben an junge Mädchen erwarb seine tapfere Frau so viel, daß sie ihm eine aufopfernde Pflege widmen und sogar noch ein kleines Vermögen erwerben konnte. Die besseren Umstände benützend, siedelte sie um das Jahr 1812 (?) mit ihrem Kranken wieder nach dem für Kunsterwerb weniger günstigen, aber von ihr besonders geliebten Ludwigsburg über, wo sie im J. 1827 wenige Monate nach dessen Hingang selbst an einem Katarrhfieber verschied. Unter dem Titel „Ludovike. Ein Lebensbild aus der nächsten Vergangenheit geschildert für christliche Mütter und Töchter unserer Tage von der Herausgeberin des Christbaums. Mit Originalbriefen von Schiller, Therese Huber und ihren Zeitgenossen“, Stuttg. 1847, [2. (Titel-) Ausgabe, ebenda 1850] hat die Wittwe eines Professors der Theologie und späteren Pfarrers zu Stetten i. R., Friederike Klaiber, geb. Hellwag, das Leben der Künstlerin in einem ungenießbaren Buche geschildert, aus dessen mancherlei Einschiebseln der geschichtliche Kern nur mühsam und unsicher herauszuschälen ist. Immerhin geht daraus so viel hervor, daß L. eine Frau von hellem Verstand und reichem Gemüth war, die ihren Künstlerberuf mit allen Pflichten und Tugenden einer deutschen Hausfrau wohl zu verbinden wußte. Hiermit stimmen auch die Charakterbilder, welche ihre Zeitgenossen Pahl (Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, S. 398) und Kerner (Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, S. 357) von ihr entworfen haben.

Als Bildnißmalerin — was sie fast ausschließlich war — schon von ihren Zeitgenossen hochgeschätzt, hat sie mit der wachsenden Verehrung des deutschen Volkes für Schiller nach ihrem Tode noch weit größeren Ruhm erworben. Bei einer Porträtausstellung, veranstaltet im J. 1881 vom Württembergischen Kunstverein im Königsbau zu Stuttgart, wo die sämmtlichen Bilder der Familie

Schiller, ihr Selbstporträt, ein Bildniß der Malerin Luise Elise Lebrun und viele andere beisammen zu sehen waren, kamen alle Kenner überein, daß man nicht leicht von Frauenhand Bildnisse mit so durchdachter Auffassung und sicherer Maltechnik gesehen habe. Neben reizenden Kinder- und seelenvollen Frauenbildern fertigte die Künstlerin, wie das Porträt von Schiller und seinem Vater beweist, mit gleichem Geschick auch scharfkantige Männerköpfe. Ihr Selbstporträt ist in einem freilich minderwerthigen Stiche von A. Gnauth als Titelkupfer dem Lebensbilde beigegeben.

Vgl. J. P. Glöckler, Schwäbische Frauen, S. 355 ff. (nur ein Auszug aus dem Buche der Frau Klaiber) und G. Hauff, Chrn. Fr. D. Schubart, S. 217 ff.

Wintterlin.

Simbschen: Karl Freiherr v. S., k. k. Feldmarschalllieutenant und Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens ꝛc., wurde am 26. Juli 1794 — nach anderen 1796 — zu Mailand geboren und starb am 26. März 1870. Als Sohn des Feldzeugmeisters Josef Anton Freih. v. S. erhielt er seine militärische Ausbildung in der k. k. Ingenieurakademie, aus welcher er am 27. Juni 1813 als Lieutenant in das Ulanenregiment Nr. 1. trat. Dem jungen Officier bot sich bald Gelegenheit, sich durch Tapferkeit in den Gefechten bei Krainburg (30. Aug.), Feistritz (1. Sept.), Hollenburg (19. Sept.) und bei der Cernirung von Laibach (30. Sept.) in vortheilhafter Weise bemerkbar zu machen, so daß ihm die Führung eines Streifcommandos gegen Idria anvertraut werden konnte. Im Herbste desselben Jahres war er bei der Cernirung von Palmanuova und später bei jener von Venedig. Im Feldzuge 1815 kämpfte S. — mittlerweile am 17. April 1814 Oberlieutenant geworden — im Gefechte bei Schlettstadt und wurde nach geschlossenem Frieden dem Generalquartiermeisterstabe zugetheilt und bei der Triangulirung verwendet. Am 1. August 1828 rückte er zum Rittmeister vor, wurde 1831 Escádronscommandant, im August 1838 Major beim Ulanenregiment Nr. 4 und 1843 Oberstlieutenant. Am 12. Mai 1847 zum Obersten und Commandanten des damaligen Dragonerregiments Nr. 6 (jetzt Nr. 12) befördert, stand er October 1848 mit seinem Regimente vor Wien, wo er am 19. October das Brigadecommando interimistisch übernahm und wegen thätiger und ausgezeichneter Verwendung das Militärverdienstkreuz erhielt. Am 16. December kämpfte er bei Parendorf und wurde vom Banus wegen der Verdienste, die er sich bei der Vorrückung erworben, namhaft gemacht. Bei der Einschließung von Komorn wirkte er mit seinem Regimente mit, übernahm hierauf am 13. April 1849 in Pest das Commando einer Cavalleriebrigade im 1. Armeecorps, führte am 21. April in dem Gefechte am Rakos in Abwesenheit des Feldmarschalllieutenants Ottinger dessen Cavalleriedivision so geschickt in des Feindes linke Flanke, daß dieselbe zum Rückzuge sich entschließen mußte, bei welchem S., sich persönlich an die Spitze einer Division stellend, den Gegner verfolgte. Bei dem feindlichen, von den kaiserlichen Truppen zurückgeschlagenen Ausfalle bei Puszta Herkaly und Acs am 26. April trug S. durch seine guten Dispositionen wesentlich zum Gelingen bei und wurde für die mit Gewandtheit und Sicherheit gelöste Aufgabe durch die Verleihung des Ordens der Eisernen Krone II. Classe ausgezeichnet. Bei der Vertheidigung der großen Schüttinsel war S., welcher am 12. Mai zum Generalmajor befördert wurde, in hervorragender Weise in dem anstrengenden Sicherheitsdienste thätig und es wird die Festhaltung dieser Insel zum Schutze gegen die feindlichen Operationen an der unteren Waag in erster Linie seinem richtigen Verständnisse der gesammten Kriegslage, wie seiner ausgezeichneten Führung — allerdings im Zusammenwirken mit der an ihn anschließenden Infanteriebrigade — zugeschrieben.

Außer diesen Anstrengungen betheiligte sich seine Brigade auch in mehreren Gefechten, so bei Vásárut am 14. Juni, Nyárasd am 19. Juni, Nyárasd und Aszód am 21. Juni. Als er bei Pered eine Recognoscirung gegen die von Komorn anrückenden Colonnen Klapka's vorzunehmen hatte, fiel er so gewaltig und schnell mit der Reiterei und fast der gesammten Artillerie über den Feind, daß dieser augenblicklich geworfen und zum Rückzug gezwungen wurde. Die Schlacht bei Komorn am 2. Juli gab ihm glänzende Gelegenheit, sich als Reiterführer zu bewähren, indem er in richtiger Erkenntniß der Gefahr einer überraschend schnellen Versammlung feindlicher Kräfte, welche die in ihr Lager zurückgekehrten eigenen Heerestheile zu trennen drohen, sich entschließt, „gegen" einen schriftlichen Befehl Haynau's, sofort auf eigene Faust einzugreifen. Er nimmt seine schwachen 12 Escadronen und 2 Batterien, läßt 2 Escadronen und 6 Geschütze auf einer Hügelreihe, zu deren Besetzung wohl eine ganze Brigade gehört hätte, und eilt mit dem Reste gegen den Feind, überfällt ihn aus deckenden Höhengruppen und jagt ihn gegen die Festung. Auch das Erscheinen Görgey's mit 48 dicht geschlossenen Halbescadronen am Schlusse des Tages hindert S. nicht, mit seinen erschöpften Escadronen in die Reitermasse einzuhauen und sie in die Flucht zu schlagen. Für dieses entschlossene und den siegreichen Ausgang der Schlacht herbeiführende Verhalten wurde S. der Auszeichnung mit dem Militär-Maria-Theresien-Orden würdig erkannt, welchen aber nicht er, sondern seine ganze Brigade einstimmig für ihn erbeten hatte. Auch am zweiten Schlachttage vor Komorn am 11. Juli, dann in der Schlacht bei Szöreg am 5. August, in den Gefechten bei O-Besenyö am 6. August und bei Csatád am 8. August zeigte S. jene Entschlossenheit und jene Ruhe, die den wirklichen Reiterfeldherrn charakterisiren. Vor Temesvár am 9. August bestand S. sein letztes großes Gefecht. Als nämlich der Gegner mit 8 Escadronen und 1 Batterie gegen Bessenova vorbrach und die österreichische Geschützstellung links zu umgehen drohte, sagte Haynau zu dem gerade in seiner Nähe weilenden S. in seinem kurzen, klar befehlenden Tone und mit dem Finger gegen Bessenova weisend: „Fegen Sie mir das weg." Diese Aufgabe war eben schwieriger, als man auf den ersten Blick denken mochte, weil die hohen Kukuruzfelder die Bewegung hemmten und fast gar keine Rundsicht gestatteten. S. zieht mit seinen Reitern durch den Mais, bis er knapp am Rande, als ob er aus der Erde stiege, erscheint, sich auf den Feind stürzt und 1 Batterie erobert. Am Abend zog S. mit seiner Brigade in die Festung Temesvár ein, nahm am 13. August Lugos ohne Kampf und erhielt nun die Aufgabe, dem Feinde so rasch als möglich in die außerordentlich bergige Gegend bis an die türkische Grenze zu folgen und dessen Auflösung zu beschleunigen. Dieser Aufgabe entsprechend, besetzte er am 16. August Jakul nach kurzem Geplänkel, nahm am 19. August Karansebes mittels Handstreiches, fand daselbst einiges Kriegsmaterial, sowie bedeutende Vorräthe an Lebensmitteln und machte mehrere Stabs- und Oberofficiere und 200 Mann zu Gefangenen. Hiermit beschloß S. seine kriegerische Thätigkeit, bei welcher sich Leistung an Leistung derart reihte, daß die seiner Leitung anvertrauten Truppen, welche im Laufe des Feldzuges 48 Geschütze eroberten und 281 Medaillen erwarben, sich mit vollem Rechte „die nie besiegte Brigade" nennen konnten. Am 17. Mai 1854 wurde S. Feldmarschallieutenant und Divisionär im 2. Cavalleriearmeecorps, am 30. Januar 1857 Inhaber des Husarenregiments Nr. 7 und 1858 Festungscommandant von Theresienstadt. Im Herbste 1864 trat S. in den Ruhestand, bei welcher Gelegenheit ihm der Orden der Eisernen Krone I. Classe verliehen wurde. Fortan lebte er in Schönau bei Teplitz, wo die Jagd, die er leidenschaftlich liebte, sein Hauptvergnügen bildete und wo er 70jährig starb. Mit ihm verlor die Armee einen

der tüchtigsten Reiterführer. Jeder Zoll ein Soldat, war er streng und wohlmeinend, ohne Pedanterie, selbstbewußt, furchtlos und praktisch vom Scheitel bis zur Zehe.

Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserthums Oesterreich. 34. Th. Wien 1877. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden ꝛc. Wien 1857. — Demel, Die Cav.-Brig. d. Gen. v. Simbschen 1849 in Streffleur's österr. milit. Zeitschrift 1865 und 1866. — Thürheim, Die Reiterregimenter der k. k. österr. Armee (2. Aufl.). Wien 1866. — Jedina, Gesch. des 1. österr. Uhl.-Regts. Wien 1845. — Strack, Gesch. des 6. Drag.-Rgts. Wien 1856. — Streffleur's österr. milit. Zeitschrift 1870.

Sch.

Simen: Johann Peter S., geboren zu Alveneu im Kanton Graubünden, wurde bei St. Stephan in Wien nacheinander Levit, Cooperator, Curat, endlich am 1. April 1759 Kanonikus. 1775 zum Dompropste ernannt, sollte er als solcher am 4. Juni installirt werden, starb aber am 1. d. „am Steckfluß", 60 Jahre alt. Es charakterisirt das rein geistliche Wirken Simen's gewiß als ein anerkennenswerthes, daß ihn die Kaiserin zum Beichtvater ihrer Prinzen Ferdinand und Maximilian bestimmte. Der Schwerpunkt der Wirksamkeit Simen's liegt in seinem Verhältnisse zu Unterricht und Censur. Am 28. November 1743 zum Doctor der Theologie promovirt, erscheint S. in den Universitätsacten 1747 f. und wieder 1752 f. als Procurator der rheinischen Nation, 1756 f. als Decan der theologischen Facultät (Wappler, Geschichte der theologischen Facultät. Wien 1884, S. 482). Eben um diese Zeit vollzieht sich die gänzliche Umgestaltung des österreichischen Unterrichtswesens (Arneth, Die Wiener Universität unter Maria Theresia, 1879, S. 14 ff.). Wir treffen S. in der Commission, welche sich zur Berathung von Studienangelegenheiten bildete und 1760 von der Kaiserin als Studienhofcommission bestätigt wurde. Schon 1759 erschien diese Körperschaft, deren Seele van Swieten war, vollzählig vor der Kaiserin und bat um die Absetzung der Directoren der theologischen und der philosophischen Facultät, welche Jesuiten waren, indem die Societät die Hauptursache des Verfalls der Schule gewesen sei (Kink, Geschichte der kaiserl. Universität zu Wien, 1854, I, 493). Die Kaiserin willfahrte dem Ansuchen; P. Frantz, der bisherige Director der philosophischen Studien, trat ab und Kanonikus S. an seine Stelle (10. September 1759). Die philosophischen Lehrgegenstände umfaßten Logik, Ethik und Metaphysik; 1763 wurde aber von der Ethik eine Lehrkanzel der Polizei- und Cameralwissenschaften abgelöst und dem Jos. v. Sonnenfels übertragen. Doch war man mit dem Stande der Studien keineswegs zufrieden. Kaum war van Swieten todt, so begann eine gründliche Umgestaltung insbesondere auch der philosophischen Facultät, woran aber S. keinen Antheil mehr hatte, weil am 24. December 1774 Hofrath Kollar an seine Stelle als Director der philosophischen Studien getreten war. Hingegen wurde S. am 3. Juni d. J. durch Regierungsdecret zum Kanzler der Universität bestellt und 1766 f. war er Rector derselben. Es war jedoch dies Jahr keineswegs ein ereignißreiches. Die Universitätsmatrikel führt nur an, daß die ganze Universität zu den öffentlichen Gebeten um die Genesung der an den Blattern erkrankten Kaiserin in der Stephanskirche erschienen sei, nach Erhörung der Bitten am 17. Juni in der Jesuitenkirche feierlichen Dankgottesdienst gehalten habe und am 10. Juli zum Handkusse zugelassen worden sei.

Wie in der Studienhofcommission S. ganz in den Ideenkreis van Swieten's gebannt ist, mit ihm erscheint und verschwindet, so verhält es sich auch mit seiner Stellung zur Bücher-Censurcommission. Seitdem van Swieten Präsident dieses Collegiums geworden war (10. März 1759), galt es ihm als nächstes

Ziel, die Jesuiten aus demselben zu entfernen (Fournier, Gerhard van Swieten als Censor, 1877, S. 47). In den ersten freien Platz rückte S. ein; schon 1760 gab es nur mehr einen Censor aus der Societät, die nach vier Jahren auch diesen letzten Einfluß verlor. Das war für die Ziele van Swieten's bedeutungsvoll. Denn nunmehr war die Wehre beseitigt, welche das Einströmen von Büchern und Thesen, die einen gänzlichen Umschwung in den kirchenrechtlichen Auffassungen hervorbrachten, am festesten verhindert hatte. Wer aber den Begriff des Rechtes bestimmt, der bestimmt nothwendig auch den der Pflicht. Durch die rechtsbeflissene Jugend kamen diese neuen Auffassungen in die Kanzleien. Dies trat sofort bei der Beurtheilung von Hontheim's Febronius hervor. Van Swieten konnte der Kaiserin die Versicherung geben, dieses Buch sei von den theologischen Censoren gelesen und gutgeheißen worden. Nicht so bald war van Swieten gestorben (18. Juni 1772), als S. um Entlassung aus dem Collegium der Censoren bat und sie auch erhielt.

Es konnte nicht fehlen, daß der Kanonikus S. wegen seiner Haltung in Censur und Unterrichtsfrage mit seinem Erzbischofe Migazzi in Conflicte kam. Wir haben eine Ausschreibung, in welcher sich S., den der Ordinarius „zu sich berufen, zur Rede gestellt und auch schriftlich zu eröffnen anbefohlen hat, wie er sich in der Commission betragen", rechtfertigt (Wolfsgruber, Card. Migazzi, 1891, S. 390). Auch beleuchtet es das bisherige Verhältniß der geistlichen Mitglieder der Censur zum Erzbischofe, daß dieser unmittelbar nach van Swieten's Tod das Decret erwirkte (9. October 1772), selbe sollten dem Ordinario allzeit Rede und Antwort zu geben schuldig und von ihm keineswegs excipirt sein, auch sich bei ihm in vorkommendem Zweifel anzufragen haben.

Wolfsgruber.

Siméon: Joseph Jérôme comte S., Pair von Frankreich und Minister in der Zeit der Restauration, gehört der deutschen Geschichte dadurch an, daß er während der Herrschaft Jérôme's im Königreich Westfalen dessen Minister war; und zwar war er einer der wenigen französischen Beamten aus der Zeit jener Fremdherrschaft, welche sich allgemeiner Achtung erfreuten, und gegen die sich selbst in den schärfsten Flugschriften gegen die Mißwirthschaft im Königreich Westfalen so gut wie keine gehässigen Angriffe richteten.

S. war zu Aix in der Provence am 30. September 1749 geboren, studirte Jura, wurde Professor an der Universität in Aix und trat dann in den Verwaltungsdienst ein, in welchem er sich noch befand, als die französische Revolution ausbrach; er nahm an derselben keinen hervorragenden Antheil, hatte aber gleichwohl oder vielmehr gerade deshalb an den Folgen derselben mitzutragen. Er mußte nach Italien flüchten, von wo er erst nach dem Umschwung des 9. Thermidor zurückkehrte. Er gehörte dann der Deputirtenkammer an, in welcher er sich zu den Gemäßigten hielt. In den weiteren Wirren der Revolution mußte er noch einmal flüchten, erhielt aber unter dem Regiment des Consulats die Erlaubniß zur Rückkehr. Er nahm alsdann an der Redaction des Code civile theil und entwickelte dessen Ziele und Bedeutung im Corps législatif, als das Gesetzbuch dort zur Vorlage gelangte. Von da an trat er immer mehr in den Vordergrund und wurde von Napoleon wegen seiner Talente hochgeschätzt. Er gehörte zu denen, welche für die Erhebung Bonaparte's zum Kaiser eintraten. Bei dieser Gelegenheit hielt er eine Rede voll heftiger Angriffe gegen die Bourbonen, die ihm diese nach ihrer Rückkehr trotz der Dienste, die er der Restauration leistete, nicht vergessen konnten. Als nun durch ein kaiserliches Decret von 28. August 1807 eine Regentschaft für das aus eroberten deutschen Gebieten zu bildende Königreich Westfalen eingesetzt wurde, verlieh Napoleon eine dieser Regentenstellen, und zwar die des zweiten Staatsraths, an S., den er schon

vorher zum Baron erhoben hatte. Nach der Uebernahme der Herrschaft durch Jérôme selbst trat S. in dessen Ministerium ein, und zwar übernahm er zunächst das Ministerium des Inneren und das der Justiz zugleich. Am 31. December 1808 aber wurden diese beiden Ministerien von einander getrennt. Nach einer Andeutung Reinhard's wurde das durch S. selbst veranlaßt, weil derselbe sich wegen des Eingreifens der hohen Polizei in das Gebiet des Ministeriums des Innern verletzt fühlte und deswegen von demselben zurückzutreten wünschte. Er hat von da an bis zum Untergange des Königreichs die Stelle des Justizministers bekleidet und in derselben als ebenso tüchtiger Mann wie Jurist, dessen Gerechtigkeitssinn und scharfer juristischer Verstand auch von allen deutschen Beamten des Königreichs gelobt und gerühmt wurde, sich die allgemeinste Anerkennung erworben. Nach außen hin trat er nur in wenigen Fällen hervor. So eröffnete er am 7. Juli 1808 den ersten westfälischen Reichstag mit einer längeren Rede, die auszüglich im amtlichen Moniteur veröffentlicht wurde. Außerdem wurde von ihm gerühmt, daß er mit dem schändlichen Treiben der gewerbsmäßigen und besoldeten politischen Angeber durchaus nicht einverstanden gewesen sei, sich vielmehr eingehend darüber ausgesprochen habe, daß in der gegenwärtigen Zeit, in welcher in Deutschland größtentheils Friede herrsche — es war die Periode zwischen 1809 und 1812 —, man diese Agenten überhaupt nicht nöthig habe. So bildet seine ganze Wirksamkeit einen vereinzelten Lichtblick in dieser für jeden deutschen Patrioten sonst so trüben Zeit.

Seine ferneren Schicksale und seine politische Thätigkeit nach dem Zusammenbruch des Königreichs Westfalen im Spätherbst 1813 gehören ausschließlich der französischen Geschichte an. Er widmete seine Dienste noch der wiederhergestellten bourbonischen Dynastie, wurde mit dem Großcordon der Ehrenlegion decorirt und in den Grafenstand erhoben, erlebte dann noch die Revolution von 1830, wurde 1832 zum Mitgliede der Akademie erwählt und starb am 19. Januar 1842 im Alter von 92 Jahren.

Encyclopédie des gens du monde. Tome 21, S. 308—310. — R. Goecke, Das Königreich Westphalen, vollendet und hrsg. von Th. Ilgen. Düsseldorf 1888. — Ludwig Müller, Aus sturmvoller Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der westphälischen Herrschaft. Marburg 1891 und die in diesen Werken citirten Quellen.

Georg Winter.

Simler: Georg S. (auch Symler), von Wimpfen a. Neckar, Humanist und Jurist, † 1535 oder bald nachher. — Er war angeblich ein Schüler Dringenberg's, des berühmten Schulrectors zu Schlettstadt. Nach einer Angabe Melanchthon's studirte er in Köln. Schwerlich war er ein persönlicher Schüler Reuchlin's; obgleich er diesen als seinen „Lehrer“ bezeichnet, so dürfte das nur ein Ausdruck der Verehrung Simler's für den berühmten Gelehrten sein. Schon Anfang des 16. Jahrhunderts dürfte er Rector der städtischen Lateinschule zu Pforzheim geworden sein, wobei der unterrichtete Johannes Hiltebrant aus Schwetzingen (bei Heidelberg) sein Gehilfe war. Unter diesen beiden Männern blühte die Schule so empor, daß sie eine der ausgezeichnetsten Schulen des südwestlichen Deutschland wurde, die eine große Anzahl vortrefflicher Männer ausbildete (vgl. J. G. F. Pflüger, Gesch. d. Stadt Pforzheim, S. 194). Von 1507—1509 wurde sie auch von Melanchthon besucht, der sein ganzes Leben seinem Pforzheimer Lehrer ein dankbares Andenken bewahrt hat. Im J. 1510 siedelte S. nach Tübingen über, woselbst er den 1. Juli als Georgius Simler de Wimppina in die Matrikel eingetragen ist (Roth, Urk. z. Gesch. d.

Universität Tübingen, S. 580). Bald bestand er das Baccalaureatsexamen: lehrend und lernend stieg er schließlich zum ordentlichen Professor der Rechtsgelehrsamkeit an der Hochschule auf. Auch hier wurde Melanchthon, der sich 1512—18 zu Tübingen aufhielt, sein Schüler, und S. war einer der wenigen Tübinger Lehrer, welche begriffen, welcher Verlust für Tübingen der Weggang des jüngeren Gelehrten im J. 1518 nach Wittenberg war. Mit den Jahren wurde S. eines der angesehensten Häupter der hohen Schule; denn bei verschiedenen Anläßen ist er der Vertrauensmann seiner Collegen (vgl. Roth a. a. O. S. 138 und 154). Eine Nachricht aus dem Jahre 1535 besagt, daß „der vortreffliche Simler" dem Tode nahe sei und schwerlich mehr aufkommen werde, da er an Schlaganfällen leide. — Als Lehrer an der Pforzheimer Lateinschule wie an der Universität Tübingen genoß S. das höchste Ansehen. In den begeistertsten Ausdrücken sprechen seine Schüler von ihm: „ein Mann von vielseitiger Bildung", „zum Lehren wie geschaffen", „der bei weitem vortrefflichste Lehrer" (vgl. Fr. Irenicus, Exegesis Germaniae [Hanov. 1728] II, c. 41). Melanchthon hat ihn auch noch später „wie einen Vater geehrt". Er erinnerte sich stets dankbar der griechischen Stunden Simler's, an denen er trotz seiner Jugend und obgleich sie außerhalb des Stundenplanes gegeben wurden, theilnehmen durfte. — Schon dieser Umstand, daß S. griechisch verstand, zeigt, daß er humanistische Bildung besaß. In der That finden wir ihn auch in Verbindung mit Vertretern des Humanismus, so z. B. mit Johannes Reuchlin (Kapnion), wie er denn auch bei Reuchlin's Fehde mit den Kölnern zu dem „Heere der Reuchlinisten" gerechnet wird. Nicht bloß, daß er mit dem vielangefeindeten Pforzheimer Gelehrten Briefe wechselte, er hat auch einen Commentar zu dessen „Sergius" geschrieben (vgl. L. Geiger, Reuchlins Briefwechsel [Tübingen 1875], S. 103 und 112; H. Holstein, Reuchlins Komödien [Halle 1888], S. 164 und sonst). Der Schlettstadter Humanist J. Spiegel preist die Knaben glücklich, die aus Simler's Grammatik lernen dürfen (G. Knod, J. Spiegel [Schlettstadter Progr. 1884] I, 27). In der echt humanistischen Briefsammlung des Straßburger Schott (Lucubrat.) begegnet uns S. wiederholt. Mit dem Tübinger Humanisten Bebel kam er in einen Streit, so daß dieser gegen ihn schrieb. Gut befreundet dürfte er auch mit dem berühmten Tübinger Astronomen Joh. Stöffler gewesen sein, von dessen Schriften er einige mit empfehlenden Versen begleitete (Beiheft 4 zu Hartwig's Centralblatt für Bibliothekswesen [Leipzig 1889] S. 8 u. 12). Beatus Rhenanus nennt S. unter den humanistischen Zierden Deutschlands (Horawitz und Hartfelder, Briefwechsel des Rhenanus [Leipzig 1886] S. 41). Zu dem wahrscheinlich von Jakob Wimpfeling herausgegebenen Gedichte De sancta cruce von Rabanus Maurus hat er empfehlende Verse geschrieben. Damit sind übrigens seine humanistischen Verbindungen noch lange nicht erschöpft. — Unter seinen Schriften ragt seine griechische Grammatik hervor: „Georgii Simler Vuimpinensis obseruationes de arte grammatica", welche 1512 bei Thomas Anshelm in Tübingen erschien (vgl. K. Steiff, Der erste Buchdruck in Tübingen [Tübingen 1881] S. 84 u. sonst). Eine Würdigung dieses wichtigen Buches durch Joh. Müller steht in den Neuen Jahrbb. für Philologie u. Pädagogik Bd. 120, S. 526 und durch Ad. Horawitz in dessen „Griechische Studien" (Berlin 1883) S. 14. Weitere Notizen über S. finden sich in den Humanistenbriefen, welche Horawitz aus dem Codex Humelbergius zu München in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie (phil.-hist. Cl. Bd. 86 u. 89) herausgegeben hat.

Camerarius, Vita Melanchthonis, ed. Strobel (Halae 1777) p. 8. — H. Bender, Gymnasialreden (Tübingen 1887) S. 181. — K. Hartfelder,

Ph. Melanchthon als Praeceptor Germaniae (Berlin 1888) S. 11. — Der latein. Münchener Codex ꝛc. 3797 (Clm. 3797) enthält: Georgii Symleri Interpretatio legis „Si quis maior". 1527.

Karl Hartfelder.

Simler: Johann Wilhelm S., schweizerischer Dichter des 17. Jahrh., geboren am 6. September 1605 zu Zürich als Sohn des Professor Rudolf S., studirte in Genf, wo er 1627 de perseverantia sanctorum disputirte, in Paris und Sedan, wurde 1629 zurückgekehrt Pfarrer in Uetikon, 1631 erster Pfarrer in Herliberg; da er das Predigen nicht vertrug, übernahm er 1638 das Amt eines Zuchtherrn und Inspectors der oberkeitlichen Alumnen im alten Hof zu Zürich und behielt die Leitung dieser theologischen Vorschule 32 Jahre lang bei, obgleich seine Stellung pecuniär wenig befriedigend war. Erst 1670 nöthigten ihn Alter und Podagra, sein Amt niederzulegen; er starb bald darauf am 14. März 1672.

S. spielt in der Litteraturgeschichte der Schweiz keine geringfügige Rolle. Er war der erste Schweizer Dichter, der sich zu den von Opitz und der fruchtbringenden Gesellschaft vertretenen metrischen und stilistischen Grundsätzen bekannte; der Localpatriotismus stellte ihn jenen kühnlich zur Seite; daß er in Deutschland wenig bekannt wurde, ergab sich nothwendig aus seiner ausgeprägt schweizerischen Mundart, die den tonangebenden nord- und mitteldeutschen Kreisen genügte, um ihn zum Barbaren zu stempeln. Nicht von vornherein glückte es S., sich auf Opitzens Bahnen sicher zu bewegen: die erste Ausgabe seiner „Teutscher Getichten", die von 1648 bis 1688 viermal „ausgefertigt" wurden, zeigt noch viele grobe Verstöße gegen die Wortbetonung, Verstöße, die zwar in den spätern Auflagen nicht gebessert, aber doch in später verfaßten Dichtungen vermieden wurden. S. ist formell nicht unbegabt: Sonette und Stanzen schrecken ihn nicht; den daktylischen Rhythmus handhabt er sogar gern und mit entschiedenem Geschick; seine Lieblingsform sind verwunderlicherweise kurze Vierzeiler aus Alexandrinern und kürzern Maßen (Reimstellung a b b a oder a a b b), für deren nothwendig epigrammatische Zuspitzung ihm das Talent völlig abging. Seine Dichtungen waren bis auf die „Ueberschriften" für Gesang bestimmt; der Züricher Kirchen- und Schuldiener Andr. Schwilge u. A. steuerten Compositionen bei, die in die Ausgaben seiner Gedichte mit aufgenommen wurden.

Im Gegensatz zu seinen deutschen Vorbildern bevorzugt S. grundsätzlich und mit Bewußtsein die geistliche Poesie, neben der er wesentlich die Lehrdichtung gelten läßt; auch die übliche poetische Anwendung der heidnischen Mythologie verwirft der fromme Christ. Nun aber liegt seiner nüchternen Behaglichkeit hymnischer Schwung völlig fern. So bleibt er in Plattheit stecken; die 150 Vierzeiler, in die er den Inhalt der Psalmen zusammendrängt und denen er später gar 150 kurze Zweizeiler desselben Themas folgen läßt, sind unerträglich geist- und poesielos; sein gereimter Katechismus, sein langes Lied auf das Leiden Christi, all seine Bitt- und Festgesänge halten sich zwar von Geschmacklosigkeiten ziemlich frei, sind aber auf eine so niedrige poetische Tonart gestimmt, daß Erbauung und Gemüthserhebung uns dabei unmöglich scheint: ein geistliches Morgenlied in Daktylen macht eine rühmliche Ausnahme lediglich durch den volltönenden Natureingang, der S. gelingt. Denn poetische Naturauffassung, etwa in der Art, wie sie später Brockes nur viel detaillirter kund gibt, ist Simler's glücklichste Gabe, und sie klingt in vielen Liedern auf die Jahreszeiten aus. Er findet selbst, daß Frühlingswelt und Poetengeister gut zusammen passen; der Schwalben Zwitzergeschwätze, die Terzen des Guckguck, den kunstvoll vierstimmigen Vogelsang (ein Thema übrigens, das schon dem Meistersang nicht fremd war),

die Fülle der Blumen und Kräuter schildert er mit behaglicher Freude und findet dabei auch einen wohlthuenden religiösen Grundaccord, den er leider zuweilen durch moralische Nutzanwendungen häßlich verstimmt. Die Schätze des Sommers und Herbstes werden materieller gepriesen: man fühlt sich entfernt an Simler's Landsmann Hadlaub erinnert. Der Winter, dem von allen Vögeln nur der Rabe und die melancholische Turteltaube treu bleiben, ist ihm „des Jahres Bauch". Für die besondern Eindrücke der Alpen hat S. kein Auge; es heißt wohl einmal in einem Klagelied, das in Rist's Art den verlorenen Frieden bejammert: „O Frid, o Frid, es rüffet dir das hochgebirg mit schall", aber das ist nicht charakteristisch. Gelegentliche Naturbilder sind auch das Beste an seinen zahlreichen Hochzeitsgesängen, die sich mit Vorliebe auf albernen Etymologien (z. B. Rudolf von ῥόδον) oder noch alberneren Anagrammen aufbauen; daß die galanten erotischen Späße, die sonst in Hochzeitsliedern des 17. Jahrhunderts unvermeidlich sind, bei dem tugendhaft philiströsen S. fehlen, ist selbstverständlich, aber doch nur ein negativer Vorzug.

Die schwerfällig platte Stilart die Simler's geistliche Poesie kennzeichnet und die oft ans 16. Jahrhundert gemahnt, tritt noch schärfer, wenn auch minder störend in Simler's didaktischer Dichtung zu Tage. Seine „Tischzucht", noch mehr seine „Beschreibung des ungesunden Gesundheittrinkens" unterscheidet sich von den zahllosen ähnlichen Producten des Reformationsjahrhunderts lediglich durch den Mangel gröblicher Unflätigkeit und durch die langweiligen Alexandriner. Auch seine kurzen Klagen über Podagra, Flöhe und Baderfliegen, seine Haussprüche, seine zahlreichen Lieder, Segenswünsche und Spruchverse auf warme Bäder und Badhäuser, deren Heilkraft er am eigenen Leibe erprobt hatte, seine Ehelehre, sein Regentenspiegel passen mehr in eine frühere bürgerliche Zeit als in die modisch höfische Renaissancelyrik jener Tage; zumal die hausbacknen, höchstens durch ein unschuldiges Wortspiel gezierten „Ueberschriften" schmecken tausendmal mehr nach Ringwaldt und Eyring als nach Logau. Das ist aber gerade für Simler's, des Schweizers, litterarische Stellung bezeichnend: äußerlich schließt er sich der modernen eleganten Richtung an, so sehr es ihm irgend gelingt; innerlich wurzelt er und mit ihm seine ganze Heimat noch tief in einem Boden, den die Poeten Deutschlands nicht unbedingt zum Gewinn unserer Dichtung längst verlassen hatten.

Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz S. 452 ff. Anm. S. 142 f. Roethe.

Simmer: Cosmus v. S., Verfasser einer umfangreichen Weltchronik, kaiserlicher Hoffiscal in Breslau, geboren am 19. März 1581 in Colberg aus eingewandertem patricischem Geschlecht, gestorben ebenda am 16. November 1650. Seine Eltern waren der Rathsherr und Salzverwandte Jochim Simmer und Judith Braunschweig. Ursprünglich zum Studiren bestimmt, war ihm doch „das Schulfleisch noch nicht gewachsen", und er wurde daher im Jahr 1596 nach Polen gebracht, um damaliger Sitte gemäß polnische Sprache und Brauch zu lernen. Die während eines vierjährigen Aufenthalts daselbst erduldeten Fährlichkeiten beschreibt er sehr anschaulich. Nach mehrjährigen für das väterliche Geschäft unternommenen Reisen entschloß er sich zu weiterer Ausbildung an fremde Höfe zu gehen und begab sich 1604 nach Breslau, für die nächsten 16 Jahre ein unstätes Reiseleben führend, meist als Begleiter des kaiserlichen Raths und Kreisobersten Joachim von Maltzan auf Militsch und dessen Söhnen in politischen Sendungen. Ganz Norddeutschland, Preußen, Polen, Böhmen, die Niederlande, Schweden, England und Frankreich wurden durchzogen. Trotz dieser aufreibenden Thätigkeit kamen ihm Gedanken, „was vor ein schändliches Laster

der Müßiggang und Geiz" doch sei, und um vor beiden sich zu hüten, auch der Wollust nicht zu verfallen, begann der eben Verheirathete im Jahre 1605, also 24 Jahr alt, eine „Historische, genealogische Cosmographia" zu schreiben, die 10 Jahre später schon eines 56 Bogen umfassenden Registers bedurfte. Als v. S. sich endlich bleibend in seiner Vaterstadt niederließ, scheint er eine Ueberarbeitung des Werkes vorgenommen zu haben, die etwa 1632 vollendet gewesen sein mag; doch finden sich noch Ergänzungen und Nachträge bis zum Jahr 1646, so daß das Ganze schließlich zu 14 Folianten anschwoll. In vier Haupttheilen sollten die vier Welttheile behandelt werden, doch ist wohl nur der erste, Europa, vollendet worden. Derselbe zerfällt in zwölf Abtheilungen in einer Handschrift von gegen 7000 Blättern. Gedruckt ist nur eine Probe des Werkes bei Woken, ja bis auf das Original des Brandenburg, Pommern und Mecklenburg behandelnden, auch handschriftlich mehrfach erhaltenen Theils (490 Blätter in alter Handschrift) scheint das Ganze verschwunden zu sein. Nach v. Simmer's Tode soll es durch Erbgang in den Besitz der Familie des späteren Generalsuperintendenten Heiler (s. A. D. B. XI, 315) gekommen sein, und war vielleicht von Einfluß auf dessen Chronik von Pommern. Ein Versuch, das Werk für 4000 Thlr. für die königliche Bibliothek in Berlin zu erwerben, scheiterte an dem sparsamen Sinne König Friedrich Wilhelm I. Zuletzt tauchte dasselbe 1741 in einem Auctionskatalog auf. Das abfällige Urtheil Dähnert's über den Werth der Simmerschen Cosmographie ist ohne nähere Kenntniß derselben gefällt und daher selbst werthlos. Wenigstens ist der viel zu wenig bekannte, Pommern behandelnde Theil derselben belehrender und lebendiger geschrieben als andere gleichzeitige Arbeiten dieser Art; und in der That ist zu erwarten, daß ein in der bewegten Zeit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebender, mit Adel und Fürsten, Gelehrten und Kaufleuten verkehrender weitgereister und dabei aufgeweckter Mann wie v. S. seine Erlebnisse und Beobachtungen in anziehender Weise werde erzählen können. Landesbeschreibung, Geschichte und Sage wechseln in bunter Reihe; besonders der den pommerschen Städten, und unter diesen der Vaterstadt Colberg gewidmete Abschnitt ist durch Mittheilung der eigenen Erlebnisse von hohem Werth. Kleine Kartenskizzen, namentlich aber sorgfältig gearbeitete Stammtafeln fürstlicher und adliger Geschlechter sind beigegeben; ein Verzeichniß der benutzten Schriftsteller zeugt von der Belesenheit des Verfassers. Neben diesem großen Werke hat v. S. seine im Jahr 1616 nach Schweden unternommene Reise in einem besonderen Bande beschrieben, der jedoch ebenfalls verschwunden ist. Dagegen bewahrt die Universitätsbibliothek zu Breslau sein mit interessanten Einzeichnungen versehenes Stammbuch. Bei der Huldigung der schlesischen Stände wurde v. S. unter dem 10. October 1611 mit dem Beinamen v. Simmerncamp (nach einem kleinen Besitz bei Colberg) und unter Ertheilung des Wappens der ausgestorbenen Familie von Dargatz (oben ein Kesselhaken, unten geschacht), der seine Großmutter angehörte, geadelt. Er war dreimal verheirathet, zuerst den 21. November 1605 mit Regina Ducherow, geb. Poley, und hatte bis zum Jahre 1620 sein Hauswesen in Breslau, vielfache Beziehungen zum kaiserlichen Hof in Wien, sowie zu den schlesischen und benachbarten Fürstenhäusern unterhaltend. Dann veranlaßten ihn die Unruhen des beginnenden Krieges, nach seiner Vaterstadt Colberg überzusiedeln, die er bis zu seinem Tode nicht wieder verlassen zu haben scheint, die gewonnene Muße zur Bewirthschaftung seines Besitzes und zur weiteren Ausarbeitung seiner Cosmographie benützend. Häusliche Mißhelligkeiten, vielleicht durch seine dritte Ehe mit einer 14jährigen Frau hervorgerufen, während er selbst bereits 58 Jahre zählte, riefen bei dem bisher thätigen und geselligen Mann allerhand Wunderlichkeiten hervor; er wurde menschenscheu, ließ seine wissenschaftliche Thätigkeit

fallen, sprach die letzte Zeit seines Lebens kein Wort, und starb so ohne vorhergegangene Krankheit.

Woken, Beytr. z. pomm. Historie, Leipzig 1732. — Rango, Colberga togata. — Dähnert, Pomm. Bibliothek II. — Balt. Studien III. und XXXIX. — Monatsbl. der Ges. f. pomm. Gesch. 1890, Nr. 8 und 10.

v. Bülow.

Simmler: Johann Jakob S., Geistlicher, Schulmann und Kirchenhistoriker in Zürich; geboren 1716, † am 5. August 1788. — S., ein Nachkomme des unten genannten Josias S. in fünfter Generation, bestimmte sich zum geistlichen Stande, trat 1738 ins zürcherische Ministerium und zugleich in den Schuldienst an der städtischen Gelehrtenschule, in welcher er 1742 eine förmliche Lehrstelle erhielt und wurde 1748 zum Inspector alumnorum ernannt, d. h. zur Leitung des Convictes für Theologiestudierende am Carolinum berufen. Diesem Amte stand er während 37 Jahren vor, resignirte dasselbe Ende 1785 und verbrachte seine letzte Lebenszeit im Privatstande. Die Aufsicht über die Alumnen und der ihm obliegende theilweise Unterricht derselben ließen ihm indessen Muße, seinem Lieblingsstudium der schweizerischen Kirchen- und insbesondere der Reformationsgeschichte mit allem Fleiße des Sammlers obzuliegen. Hieraus erwuchs ihm denn allmählich theils eine in diesem Fache ungemein reiche Bibliothek, theils eine in ihrer Art einzige Sammlung kirchengeschichtlicher Urkunden, vornehmlich von Briefen von der Reformationszeit bis auf die Gegenwart, in meist mit eigner Hand genommenen Abschriften. Nach seinem Tode kaufte die zürcherische Obrigkeit die Bibliothek und Sammlung an und schenkte dieselbe der Stadtbibliothek, wo seither — nach Ausscheidung schon vorhandener Stücke, — Simmler's gedruckte Bücher ein eigenes Repositorium von mehr als 1300 Bänden einnehmen, unter den Handschriften die Urkundensammlung 196 Foliobände nebst 62 Bänden eines doppelten Registers, die übrigen, vermischten Manuscripte ca. 200 Bände füllen. Diese Simmler'sche Sammlung bildet eine reichste, von Gelehrten des In- und Auslandes vielbenutzte Quelle für kirchengeschichtliche Forschungen. Aus ihr stammen u. A. die von der Parker Society in England herausgegebenen Epistolae tigurinae de rebus ad ecclesiae Anglicanae reformationem pertinentibus conscriptae. Cantabrigiae 1848 und die schon 1842—47 von derselben Gesellschaft veranstaltete englische Uebersetzung dieser Documente durch Hart. Robinson. S. selbst veröffentlichte neben einigen theologischen und kirchenhistorischen Abhandlungen, Uebersetzungen französischer Predigten, einer Ausgabe des Cornelius Nepos (1742) und der Chrestomathia Platoniana (1748) von Schmid in den Jahren 1759—1763 aus seinen Schätzen eine: „Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeschichte vornehmlich des Schweizerlandes“. Der hochbetagte verdiente Mann war mit Vorbereitung einer zweiten ähnlichen Sammlung beschäftigt, als der Tod ihn überraschte.

Leu, Helvetisches Lexikon XVII, 141 (1762) und Holzhalb's Supplement dazu V, 516 (1791). — Sal. Vögelin, Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich S. 110. Zürich 1848.

G. v. Wyß.

Simmler: Josias S., Theologe und Historiker in Zürich, geboren am 6. November 1530, † am 2. Juli 1576. — Aus einer Familie in Rheinau unweit Schaffhausen, ursprünglich Kleinbäcker (Simmeler) des dortigen Benedictinerklosters, stammte Peter S., geboren 1486, Prior im Cistercienserkloster Cappel, Kanton Zürich. Mit seinem Abte Wolfgang Joner und dem ganzen Convente durch Bullinger (s. A. D. B. III, 516) für die Reformation gewonnen, trat er ihr mit denselben 1526 bei, übernahm nach der Umwandlung des Klosters durch

die zürcherische Obrigkeit 1529 das Pfarramt in Cappel, die Verwaltung der Stiftsgefälle und der im Kloster nun eingerichteten Lateinschule für Knaben, vermählte sich und erhielt 1533 das Bürgerrecht in Zürich als Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt und seine Gemeinde in schwieriger Zeit. Bis zu seinem 1557 erfolgten Tode blieb er in seinem Pfarramt. Mit Bullinger innig befreundet, obwohl zwanzig Jahre älter, als derselbe, — 1526 schrieben sie gemeinsam Annales cœnobii Cappelani — wählte Peter S. 1530 den Freund zum Taufpathen seines Erstgeborenen, Josias. Bis ins 14. Jahr fand dieser Erziehung und Unterricht in der Stiftsschule Cappel; ein glückliches Gedächtniß, Fleiß und Beharrlichkeit, eine stille und sanfte Gemüthsart waren demselben eigen; Josias wurde zum Geistlichen bestimmt. Im März 1544 nahm Bullinger seinen jungen Taufpathen in sein Haus in Zürich auf. Hier und an den Hochschulen von Basel und Straßburg setzte S. seine Studien fort und schloß sie nach der Heimkehr (20. Februar 1549) in Zürich ab, während er zugleich schon in benachbarten Landgemeinden predigte und an den städtischen Schulen als Lehrer auftrat. Mit Vorliebe hatte er neben theologischen und philologischen Studien auch Mathematik und naturwissenschaftliche Fächer betrieben; dem kränklichen Konrad Gesner (s. A. D. B. IX, 106) diente er öfter, zu dessen großer Befriedigung, als Stellvertreter im Schulamte. 1552 wurde S. zu einer Professur für neutestamentliche Exegese am Carolinum in Zürich berufen, mit welcher er bis 1557 das Pfarramt in Zollikon, dann das Diaconat an der städtischen Kirche St. Peter verband. 1560 aber ernannte ihn der Rath zum Nachfolger des abtretenden Bibliander (s. A. D. B. II, 612) und nun theilte S., sein kirchliches Amt niederlegend, sich mit Peter Martyr Vermiglio, der seit 1556 in Zürich lehrte, in die theologischen Collegien am Carolinum. Mit großem Beifall seiner Zuhörer stand er zur Seite des berühmten Mannes. Die gelehrten Engländer, welche durch die Verfolgung der Protestanten unter der blutigen Königin Maria aus ihrer Heimath vertrieben 1556—1558 in Zürich eine Zuflucht fanden, durch Bullinger und Martyr dahingezogen, hatten schon Simmler's erste Vorlesungen mit ihrem Lobe begleitet und Juellus, Parkhurst u. A. sich mit S. befreundet. Nach Martyr's Tode (12. November 1562) wurde S., dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, zu dessen Nachfolger ernannt und blieb nun bis zu seinem Lebensende in diesem Amte, der Professur des Neuen Testaments. Aeußerlich war seine Laufbahn, von der er schon im 46. Altersjahre abberufen wurde, sehr einfach und bescheiden, aber von vielen Prüfungen schwerer Art begleitet. Denn von 1559 an sah er sich durch stete Kränklichkeit, oft durch die heftigsten Gichtleiden, heimgesucht und der Verlust Martyr's, Gesner's, Bullinger's, mit dessen dritter Tochter Elisabeth S. sich 1551 vermählt hatte, sowie der Tod der letztern, welche die Pest ihm 1565 entriß, lasteten schwer auf dem stillen Gelehrten. Um so bewundernswerther erscheint der unermüdliche treue Fleiß desselben, der in zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten Simmler's Amtsthätigkeit bis in seine letzten Lebenstage zur Seite ging. Die ersten derselben gehören dem frühen Studienkreise Simmler's an: 1550 die lateinische Uebersetzung einer Schrift des deutschen Architekten Joh. Blum über die fünf Säulenordnungen; 1555, eingeführt durch Gesner, eine „Epitome bibliothecae Conradi Gesneri“, neue Bearbeitung des Compendium von Lycosthenes (s. A. D. B. XIX, 727); 1559 „De principiis astronomiae libri duo“, nach Schulvorträgen Simmler's von 1558, freilich noch ohne Spur der Entdeckung von Copernicus (s. A. D. B. IV, 468) von 1543, dessen Lehren man in Zürich kaum schon geduldet hätte.

Von 1556 an bis zu seinem Lebensende widmete S. seine Feder aber auch dem ihm zunächst liegenden theologischen und kirchlichen Gebiete, theils in zahl-

reichen Uebertragungen deutscher, namentlich Bullinger'scher Schriften in das ihm besonders vertraute und überall verständliche Latein, theils in selbständigen Arbeiten. 1556 übersetzte er ins Lateinische Bullinger's „Summa christlicher Religion“ und eine kürzere Arbeit ähnlicher Art seines Landsmanns O. Werdmüller; 1560 Bullinger's Schutzschrift für die Protestanten in Baiern und dessen „Vier Bücher gegen die Wiedertäufer“; 1566 die von Bullinger ausgegangene zweite helvetische Confession, mit eigener Vorrede; 1572 Bullinger's Ermahnung zu christlicher Einigkeit an alle Diener der Kirche und dessen unter dem Eindruck der Bartholomäusnacht entstandenes Buch: „Von den Verfolgungen der christlichen Kirche“; 1575 Bullinger's Schutzschrift für die zürcherische Kirche gegenüber den Angriffen des Musculus (s. A. D. B. XXIII, 93). Neben einher gingen Simmler's selbständige apologetische Schriften für eben dieselbe gegen mannigfache Irrlehren, Secten und Angreifer: 1563 eine Schrift gegen den Mantuaner Stancari; 1568 ein Werk über die Trinitätslehre; 1571 eine Sammlung alter kirchlicher Schriften mit Abhandlung über die Lehre von der Person Christi; 1574 Abwehr der Angriffe des Musculus; 1575 Widerlegung des Simon Budneus, eines Anhängers Servet's in Litthauen. Diese Arbeiten machten Simmler's Namen in der ganzen protestantischen Welt bekannt und erwarben ihm in derselben überall Beifall und Freunde. Als Pierre Pithou im Sommer 1570 nach Zürich kam, schloß auch er, wie einst Juellus und Parkhurst, sich innig an S. an. Am schönsten zeigte sich aber Simmler's ganzes Wesen in den biographischen Denkmälern, die er während dieser Zeiten seinen Lehrern und Freunden widmete. Martyr, Gesner, Bullinger schilderte er in solchen nach ihrem Hinschiede. Seiner „Oratio de vita P. Martyris“ (1563) ließ er 1564 verschiedene Schriften desselben folgen, während ihn bis 1569 Vorarbeiten für eine Gesammtausgabe aller Werke Martyr's beschäftigten, deren Zustandekommen freilich seine eigene Kränklichkeit, der Tod Froschauer's, der Verleger sein sollte, und andere Hemmnisse verhinderten. Simmler's vita Gessneri, 1563, folgte 1574 als ein anderes Monument auf den Verstorbenen eine neue Bearbeitung von dessen Bibliotheca, die gegenüber der ersten Ausgabe Gesner's von 1545 eine doppelte Zahl von Autoren und Werken aufzählt. Der „Narratio de ortu, vita et obitu Bullingeri“ 1575 gab S. zugleich einen Abriß der Geschichte der zürcherischen Reformation bei. Den größten und bleibendsten Erfolg aber fand S. in Arbeiten, deren Gegenstand schweizerische Landeskunde und Geschichte waren. Seit seinem Eintritte ins Amt hatte er nur selten die Vaterstadt verlassen, nur einmal — soviel bekannt — die Grenzen der Schweiz überschritten; 1553 als Begleiter Vergerio's bei dessen Reise nach Württemberg, wo er in Stuttgart Herzog Christoph und Brenz (s. A. D. B. III, 314) sah, den er richtig beurtheilte. Indessen behielt er stets, schon durch seine zahlreichen persönlichen Beziehungen, Interesse für Vieles was ihm räumlich ferne lag. Er veröffentlichte 1574 eine historisch-topographische Beschreibung des Wallis (Descriptio Vallesiae), welche großen Beifall fand, 1575 eine Ausgabe der Cosmographie des Aethicus und des Itinerarium Antonini nach zürcherischen und nach Handschriften die ihm Pithoeus zusandte, widmete sich aber namentlich seit 1561 mit großem Fleiße schweizergeschichtlichen Studien. Er arbeitete Stumpf's 1546 erschienene große Schweizerchronik durch, trat durch Bullinger angeregt und eingeführt in Beziehung zu Tschudi, eröffnete demselben 1565 seinen Vorsatz, eine Geschichte der Eidgenossen zu schreiben, von welcher Proben Tschudi's Beifall fanden, wurde aber auch von Letzterem um Unterstützung für seine eigenen Arbeiten angegangen, für den dritthalb Jahrzehnte jüngern S. keine geringe Aufmunterung. In siebenjährigem lebhaftem Verkehr vereinigten sie sich im Januar 1572 zu dem Plane, daß S. das der Vollendung nahe Werk von Tschudi ins Lateinische übertrage, damit dasselbe gleichzeitig in

beiden Sprachen erscheine. Als aber Tschudi noch vor Abschluß desselben am 28. Februar gleichen Jahres starb und seine Erben sich nicht gewillt zeigten, seine Handschriften an S. zu überlassen, blieb S. darauf angewiesen, seinen Weg selbständig fortzusetzen. Seinem früher gefaßten Vorhaben gemäß arbeitete er nun mit Benutzung des seit mehr als einem Jahrzehnt gesammelten Stoffes und weiterer Mittheilungen von Freunden wie Haller in Bern, Keßler in St. Gallen, Imthurn in Schaffhausen, Campell in Graubünden, Thomas Platter in Basel, auch Pithou in Paris, an einer Geschichte der Eidgenossenschaft bis 1519 und einer vollständigen Beschreibung derselben. Gelehrte und Magistrate sahen dem Erscheinen des in Latein abgefaßten Werkes mit Verlangen entgegen. Allein Simmler's Berufspflichten und Abhaltungen ließen es nur sehr langsam vorrücken, so daß er selbst bei Herausgabe seiner Descriptio Vallesiae, als eines Probestückes sich bereit erklärte, der Aufgabe zu entsagen, falls nur ein Anderer dieselbe aufnähme. Mittlerweile kam ihm der glückliche Gedanke, wenigstens einen gedrängten Auszug der beabsichtigten großen Arbeit zu veröffentlichen. Schon 1573 hatte er in zwei Büchern eine kurze Darstellung der Geschichte der eidgenössischen Bünde und der Verfassung, der politischen und gesellschaftlichen Zustände der Schweiz und ihrer Theile verfaßt. 1576 ließ er dieselbe unter dem Titel: „De republica Helvetiorum libri duo“ erscheinen. Kaum war es geschehen, so fand das Buch die allgemeinste Nachfrage und Verbreitung. Noch in demselben Jahr erschienen eine deutsche und eine französische Uebersetzung, in den nächsten Jahren Ausgaben in Zürich, Genf, Paris, Leiden und Antwerpen, in den drei Sprachen, später holländische Uebersetzungen in Delft und Amsterdam und immer wurde das Buch von neuem verlangt; bis 1738 allein erschienen mindestens 28 Ausgaben desselben. Auch in der Schweiz selbst blieb es fortdauernd in Gebrauch; die Ausgabe, welche Leu (s. A. D. B. XVIII, 467) lieferte und mit Nachträgen versah, blieb bis 1798 das vollständigste Handbuch des schweizerischen Staatsrechts. Was S. durch sein umfassenderes Werk zu leisten beabsichtigt hatte, ist durch seine Respublica Helvetiorum in unerwartet reichem Maße geschehen. Denn während Stumpf's große Schweizerchronik für Deutschland Besitzthum weniger Bibliotheken, dem übrigen Auslande aber unbekannt blieb, diejenige von Tschudi aber erst 1734 erschien und beide nur Lesern des Deutschen zugänglich waren, trug zur allgemeinen Kenntniß der schweizerischen Geschichte und Verfassung kein Werk während anderthalb Jahrhunderten mehr bei, als dasjenige von S. Freilich sah er selbst nur den Anfang so großen Erfolges; kaum war sein Buch erschienen, als der Tod ihn abrief. Sein gelehrter Amtsgenosse Wilhelm Stucki feierte sein Andenken, wie einst S. dasjenige Martyr's, in dessen Grabe auch S. seine Ruhestätte fand. Den Verstorbenen überlebten seine zweite Gattin, Margaretha, eine Tochter Gwalter's (s. A. D. B. X, 239) und vier Kinder. 1584 gaben die beiden ältesten Söhne des Vaters nachgelassenen Commentar zum Exodus heraus. Simmler's eigentlichster Erbe aber an Geistes- und Gemüthsgaben ward sein Enkel, der Sohn seiner Tochter Dorothea, die sich 1594 mit dem Orientalisten Hr. Caspar Waser vermählte. Sie gebar dem Gemahl im Jahr 1600 einen Sohn Johann Heinrich, nachmals Zürichs ausgezeichneter Bürgermeister — (1652—1669). Dieser sammelte Simmler's nachgelassene historische Handschriften; mit Waser's Nachlasse kamen dieselben in den Besitz der Stadtbibliothek Zürich.

Jo. Guil. Stuckius, Vita Josiae Simleri. Tiguri 1577. — Jo. Heinr. Hottingerus, Bibliothecarius quadripartitus. Tiguri 1664. — Neujahrblatt des Waisenhauses in Zürich a. d. Jahr 1855. (Mit Bildniß und Verzeichniß der Werke Simmler's vom Unterzeichneten.)

G. v. Wyß.

Simon III., Edelherr zur Lippe, geboren um 1340, regierte von 1360 bis 1410, ragt unter den Regenten seines Geschlechts als Kriegs- und Staatsmann hervor und hat sich namentlich durch seinen Unionsvertrag von 1368 um sein Haus verdient und in der lippischen Geschichte berühmt gemacht. — Die lippischen Herren hatten im laufenden Jahrhundert ihr Gebiet von den Stammbesitzungen an der Lippe aus nach Norden und Osten zu bedeutend erweitert, hatten die Herrschaft Rheda mit Burg und Stadt, mit Vogteirechten über verschiedene Klöster, die Aemter Enger und Quernheim mit der festen Burg Enger, den größten Theil der Grafschaft Schwalenberg erworben und in den Schlössern Varenholz und Holzminden ihr Besitzthum bereits bis an die Weser und an die Grenze der Grafschaft Eberstein vorgeschoben. Aber im Jahre 1344 war durch eine Landestheilung zwischen Simon's Vater Otto und dessen Bruder Bernhard V. das Gebiet wieder in zwei Hälften zerrissen, die Herrschaft Lippe diesseits und jenseit des Waldes mit den Hauptstädten Lemgo und Lippstadt. Ja als nach Otto's Tode die erstere an seinen Sohn Simon III. fiel, dessen jüngerer Bruder Otto zum geistlichen Stande bestimmt und Domherr in Köln war, mußte sich der Erstgeborene trotz alles Sträubens zu einer nochmaligen Theilung oder doch zeitweiligen Abfindung Otto's mit Land und Leuten verstehn. Ein auf Klage Otto's vom Grafen Wilhelm von Berg und Ravensberg veranlaßter Rechtsspruch seiner Mannen entschied damals (um 1365): da Junker Simon und Junker Otto Brüder sind von Vater und Mutter und gleich Besippte sind zur Herrschaft von der Lippe, so sagen wir, daß Junker Otto von Rechte die Herrschaft von der Lippe halb eignet. So tief war damals bereits das Princip der gleichen Erbberechtigung bei den Stammgütern der reichsständischen Dynasten in Sitte und Rechtsansicht eingedrungen, zu einer Zeit, wo den Nachgeborenen zahllose kirchliche Pfründen offenstanden. Dennoch machte es S. zu seinem Lebensziel, die zertrennten Gebiete nach Möglichkeit wieder zu vereinigen und künftige Theilungen in seinem Hause zu verhüten.

Fast gleichzeitig starb sein Oheim Bernhard V. mit Hinterlassung einer Wittwe Richardis von der Mark, einer an den Grafen Otto von Tecklenburg verheiratheten Tochter Heilwig und einer Enkelin von seiner verstorbenen Tochter Mechtild, Gemahlin des Grafen Heinrich von Holstein. Graf Otto setzte sich unter dem Namen eines Vormundes seiner Tante und deren Kinder in den Besitz der Herrschaft jenseit des Waldes und traf mit der ganzen Familie über Erbfolge, Witthums- und Brautschatzrechte eine Vereinbarung zu Lippstadt. Die Erbfolge wurde zunächst seinen künftigen Kindern vorbehalten. S. hatte gehofft, nach seines Oheims Tode die ganze Herrschaft wieder in seine Hand zu bekommen, obwohl der Ausdruck der Theilungsurkunde nicht klar und bestimmt zu seinen Gunsten sprach, und setzte Alles daran, dieses Ziel in Güte oder mit den Waffen zu erreichen. Zunächst suchte er seine Städte und Burgmannen, insbesondere Lemgo, in sein Interesse zu ziehen, fand auch bei den Verwandten seiner Mutter, den Grafen von der Mark, Rath und Beistand. Es gelang ihm sogar, die Wittwe Richardis und deren Tochter Heilwig, welche es bisher mit Tecklenburg hielten, völlig umzustimmen und durch drei mit ihnen errichtete Verträge (9. April 1366) seinem Ziele näher zu kommen. Beide erkannten ihn als einwäldigen Erbherrn der ganzen Herrschaft Lippe an, verzichteten unter Vorbehalt von Witthums- und Brautschatzansprüchen auf ihre pfandschaftlichen und andere Rechte an Städten und Burgen und überließen ihm die Städte Lippstadt und Horn, welche ihnen gehuldigt hatten. So erlangte S. ohne Schwertstreich, freilich nur mit großen Opfern für die Lebenszeit der Frauen, den Besitz eines großen Theils des streitigen Gebiets oder doch Anwartschaft auf künftigen Rückfall. Die Burg Lipperode und die Herrschaft Rheda aber blieben in Tecklen-

burgischen Händen und andere Burgen in Pfandschaft von Gläubigern. Bevor S. sich zum Kampfe rüstete, galt es noch, durch ein wichtiges Werk der Politik das Gewonnene und alle künftigen Erwerbungen seinem Hause dauernd zu sichern. Nach dem Vorbilde der großen Kurstaaten, welchen 10 Jahr zuvor (1356) die goldene Bulle das goldene Privileg der Untheilbarkeit verleihen hatte, erstrebte er Aehnliches für sein Haus. Zuerst gewann er die Stadt Lemgo für diesen Gedanken (28. Aug. 1366), bald darauf Lippstadt, nicht ohne Gegenconcessionen durch eine Reihe vortheilhafter Privilegien, und am 27. December 1368 wurde für das ganze Land die unter dem Namen pactum oder privilegium unionis bekannte Urkunde ausgestellt. S. bestimmt darin, daß für ewige Zeiten seine ganze Herrschaft diesseit und jenseit des Waldes „aling althosamende und ungedelet evelikеn tho bliven unde wesen schall", daß Ritter, Städte und alle Bewohner seiner Herrschaft nach seinem Tode nur in eine Hand huldigen und nur einen Herrn haben sollen, der ein Erbe zur Herrschaft v. d. L. sei. An Primogenitur war derzeit noch nicht zu denken, statt dessen wird bestimmt, daß unter mehreren Mannerben, oder eventuell rechten Erben, derjenige Herr sein soll, an welchen sich die Hauptstädte Lippe und Lemgo (deren Eintracht vorausgesetzt wurde) kehren würden. Zugleich geloben die Städte Blomberg, Horn, Detmold und die Burgmannen der Schlösser, nur dem einen Erben zu huldigen, welchem die beiden Hauptstädte folgen würden. Die Urkunde enthält die ältesten Grundzüge der Landesverfassung: Untheilbarkeit und Einherrschaft, männliche und eventuell weibliche Erbfolge und Wahlrecht der beiden Hauptstädte. Dieses Wahlrecht ist niemals praktisch geworden, im Anfange des 16. Jahrhunderts definitiv aufgegeben worden und Primogenitur an seine Stelle getreten. Der Unionsvertrag ist eins der ersten Beispiele von Einführung einheitlicher Erbfolge, in den kleinen Dynastien vielleicht das einzige Beispiel einer trotz aller Anfechtungen unverletzt erhaltenen Satzung dieser Art. Er ist mehrmals von den späteren Kaisern bestätigt worden und hat sich durch alle Conflicte in den letzten Jahrhunderten bis zur neuesten Entscheidung (1838) bewährt. Weniger glücklich in seinen Kriegszügen machte doch S. auch in Waffen seinen Namen geehrt und gefürchtet. Noch bevor es zum Kampfe gegen Tecklenburg kam, überfiel die Stadt Minden die Schlösser Vlotho und Varenholz an der Weser und veranlaßte S. dadurch zu einem Rachezuge in das Mindensche, wobei die Stadt Lübbeke erobert und verbrannt wurde. Aber vom Jahr 1370 an finden wir ihn dreißig Jahre lang, durch kürzere und längere Waffenstillstände unterbrochen, in Fehde gegen die Tecklenburger und ihren mächtigen Bundesgenossen Wilhelm von Berg und Ravensberg. Urkunden und Chroniken berichten über wechselnde Erfolge, namentlich über das Hauptereigniß des ganzen Krieges. In einem Treffen im Ravensbergischen gegen Ende 1370 fiel S. mit vielen seiner Ritter in die Hand seiner Feinde und wurde, wahrscheinlich in der Burg Rheda, über drei Jahr lang gefangen gehalten, während sein Bruder Otto sich der Landesregierung annahm, und einige Vasallen, welche eigene Schlösser besaßen, sie der verwaisten Familie als Zuflucht anboten. Ueber seine Befreiung, angeblich bei Eroberung der Burg Rheda durch die zum Schutze des Landfriedens verbündeten Fürsten, haben wir nur widersprechende Nachrichten. Jedenfalls mußte der Gefangene ein hohes Lösegeld zahlen, zu welchem Engelbert von der Mark gegen Verpfändung von Lippstadt 8000 Mark Silber herschoß. Nach der unsicheren Nachricht späterer Chronisten soll S. dem Grafen Otto auch seine Tochter zur Ehe gegeben und zu gunsten dieser und ihrer etwaigen Kinder auf Rheda verzichtet haben, Letztere aber kinderlos gestorben sein. Daher der Wiederausbruch der Fehde. — Bald nach seiner Befreiung finden wir S., ungebeugt an körperlichen und geistigen Kräften wieder in Thätigkeit, schon im Februar 1376 mit seinem jungen Sohne

Bernhard auf einem Fürstentage und Turnier in Göttingen, im nächsten Jahre zu Minden am Hofe des Kaisers Karl, welcher sich auf der Reise nach Frankreich dort aufhielt. Von der Stadt Herford auf vier Jahre zu ihrem Schutzherrn erkoren bekämpfte er längere Zeit deren abgesagte Feinde, das Geschlecht der Korven, gen. Schmising, oder schlug sich mit anderen Feinden herum. Vergeblich machten die meisten Fürsten und viele Städte Westfalens den Versuch, durch einen Bund zum Schutze des Landfriedens (zu Soest 1385), dem auch Lippe und Tecklenburg beitraten, die zunehmenden Fehden und Räubereien zu unterdrücken, es war nur von kurzer Wirkung. Nicht lange darauf (1389) verbündeten sich Herzog Otto von Braunschweig, Hermann von Eberstein und Heinrich von Hamburg gegen die Lipper, um ihnen Holzminden zu entreißen. Dann finden wir S. wieder im Kampfe mit Tecklenburg, wobei ihm sein Schwager Otto v. Hoya, der eben zum Bischof von Münster erwählt war, kräftige Hülfe leistete, aber auf einem Streifzuge gegen Steinfurt von Balduin v. Steinfurt überfallen und gefangen wurde. Es gelang indeß S., im Bunde mit den Brüdern v. Hoya und der Stadt Münster, Steinfurt zu erobern und den Bischof zu befreien. Daraus entwickelte sich ein weiterer Kriegszustand zwischen O. v. Tecklenburg gegen Münster und Osnabrück, wobei ersterer unterlag. Graf Otto, von Feinden bedrängt, mit dem eigenen Sohne zerfallen, vor der Vehme angeklagt, starb zu Münster eines plötzlichen Todes. Endlich kam es zwischen dessen Sohne Nikolaus und den lippischen Herren, durch Vermittlung von vier Grafen von Rietberg, zu einem vorläufigen Friedensschlusse (Mai 1400), dem auch Herzog Wilhelm von Berg, damals Bischof von Paderborn beitrat. In dieser Lage blieb es, bis Simon's Urenkel gegen Zahlung einer Geldsumme definitiv auf Rheda verzichtete. Der lange Krieg hatte zwar die lippischen Herren mit schweren Kriegsschulden belastet, wodurch wichtige Gebietstheile, wie das Amt Enger, in die Hand von Pfandgläubigern kamen, dagegen wurde gleichzeitig, um 1400, ein neues Gebiet, die Herrschaft Sternberg, vorläufig pfandweise von Schaumburg erworben.

Während S. alt und gichtkrank auf dem Schlosse zu Brake lebte und seinem Sohne die Regierung überließ, wurde sein Lebensabend noch einmal durch politische und militärische Ereignisse und getäuschte Hoffnungen lebhaft bewegt. Durch seine Gemahlin Irmgard von Hoya mit dem Gemahl ihrer Schwester, dem Grafen von Eberstein verwandt, schloß er mit diesem ein Schutz- und Trutzbündniß, aus welchem sich die Erbverbrüderung vom 6. Juni 1403 entwickelte. Die Graffschaft Eberstein, ein ansehnlicher Landstrich im fruchtbaren Weserthal zwischen Hameln und Holzminden, wurde mit der Herrschaft Lippe zu einem Gebiete vereinigt, welches nach dem Verblühen des einen Stammes an den überlebenden fallen sollte, also voraussichtlich an Lippe, denn Simon's Sohn Bernhard, welcher sich in demselben Jahre mit einer Gräfin von Mörs verheirathete, war zur Fortpflanzung des Stammes bestimmt. Graf Hermann aber hatte nur noch eine Tochter in Kinderjahren, und beide Väter entsagten einer Wiederverheiratung. — Dieses Bündniß erregte aber die Eifersucht der benachbarten Welfenfürsten, der Brüder Heinrich und Bernhard von Braunschweig. Ein Kriegsfall war bald gefunden, als S. die von Heinrich verfolgten Brüder v. Reden in sein Schloß Varenholz aufnahm. Die beiderseitigen Heerhaufen rückten ins Feld und trafen am 19. September 1404 am Oerberge bei Hameln zusammen. Das braunschweigische Heer wurde nicht nur vollständig geschlagen, sondern auch Herzog Heinrich mit vielen seiner Ritter, darunter Graf Otto von Hallermund, von Bernhard VI. mit eigener Hand gefangen genommen. Der kostbare Gefangene wurde in einem tief im Walde belegenen Bergschlosse, der Falkenburg in strenger Haft gehalten. Vergeblich versuchte sein Bruder Bernhard durch Klage bei

König Ruprecht und dem Papste, ihn zu befreien. Er mußte sich unter anderen Bedingungen zu einem Lösegeld von 100 000 Goldgulden in fünf Terminen verstehen (22. Juni 1405). Nachdem aber eine kleine Zahlung von 5000 Gfl. oder wenig mehr geleistet war, gelang es dem Herzog nicht nur Entbindung von seinen Eiden, sondern auch den Bannstrahl des Papstes und die Reichsacht des Königs gegen Lippe und Eberstein zu erwirken. Die Oberacht entfesselte ein Heer von Feinden gegen sie, welche zunächst die Burg Polle an der Weser eroberten und Jahr für Jahr verheerende Einfälle in das lippische Land machten. Die Lipper wehrten sich tapfer über drei Jahr lang, nachdem aber der Graf v. Eberstein im Januar 1408 zu Hameln seinen Separatfrieden mit den Welfen gemacht, worin er seine Tochter Elisabeth mit der Grafschaft Eberstein als Brautschatz einem Sohne Heinrichs zur Ehe versprach, mußten auch sie sich endlich zum Frieden bequemen (zu Polle am 7. April 1409) und sich damit begnügen, durch Befürwortung ihrer Feinde aus Acht und Bann zu kommen, aber auf die Frucht der Erbverbrüderung verzichten. So ist durch Eidbruch und Verrath die Grafschaft Eberstein an Braunschweig gekommen. — S., welcher an diesem Kriege persönlich nicht mehr theilnahm, hat den Friedensschluß nicht lange überlebt, er starb am 17. Februar 1410 auf dem Schlosse zu Brake. Ihm verdanken es seine Nachkommen, daß ihr Haus und Gebiet vor weiterer Zersplitterung bewahrt worden ist.

Das urkundliche Material bei Preuß und Falkmann, Lipp. Regesten, Bd. II. Vgl. Falkmann, Beiträge Bd. I, S. 209—59.

Falkmann.

Simon VI., Graf zur Lippe, der bedeutendste unter den lippischen Regenten und unter seinen Zeitgenossen eine hervorragende Erscheinung, wurde zu Detmold am 15. April 1554 als einziger Sohn Bernard's VIII. und der Katharina von Waldeck geboren. Er folgte seinem Vater seit 1563 unter Vormundschaft, besuchte mit seinem Hofmeister und dem Mag. Thodenus, einem der Philippistischen Richtung angehörigen Wittenberger Theologen, die derzeit berühmte Schule zu Straßburg und zu seiner weiteren Ausbildung die Höfe des Herzogs Julius zu Wolfenbüttel und des Landgrafen Wilhelm zu Kassel, an deren Vorbilde er herangereift ist. Während seines Aufenthalts in Kassel vermählte sich dort seine Schwester Magdalene mit Wilhelm's jüngstem Bruder Georg zu Darmstadt und wurde dadurch die Stammmutter des jetzigen großherzoglichen Hauses. Schon früh suchte er eifrig anregenden Verkehr in großen Kreisen und Bekanntschaften, welche für sein späteres Leben wichtig wurden. Am jülichschen Hofe nahm er nicht nur viermal an Hochzeiten der herzoglichen Kinder theil, sondern geleitete auch die älteste mit dem Herzog von Preußen vermählte Tochter Eleonore als Vertreter des Herzogs Julius von Braunschweig bei der Heimfahrt nach Königsberg, wie seine Schwester bei der Heimfahrt nach Darmstadt, vertrat den Landgrafen Wilhelm bei der Hochzeit eines Herzogs von Württemberg in Stuttgart und besuchte die Höfe in der Nähe und Ferne. Kaum zwanzigjährig trat er mit drei jungen Pfalzgrafen und dem Grafen Ludwig von Nassau in Verbindung, um sich an einem Feldzuge für die abgefallenen Provinzen gegen die Spanier in Brüssel zu betheiligen, als aber der Plan in Detmold und Kassel entdeckt wurde, bot man alles auf, den einzigen Stammerben des Hauses vor einem so gefährlichen Unternehmen zu bewahren und ließ ihn wenige Tage vor der blutigen Schlacht auf der Mookerheide zurückholen. — Nachdem er sich im Jahre 1578 mit Irmgard, einer der rietbergischen Erbtöchter, vermählt und dadurch die Reichsgrafschaft Rietberg erworben hatte — während die andere Schwester Walburg, Erbin des Harlinger Landes, sich mit dem Grafen Enno von Ostfriesland verheirathete — trat er im folgenden

Jahre, nunmehr volljährig, die Regierung seiner beiden Grafschaften an. Da aber die kurze unerfreuliche Ehe kinderlos blieb, so fiel Rietberg nach Irmgard's Tode ebenfalls an Enno. In der Aussicht auf das Erlöschen seines Hauses wurde S., erst 29 Jahre alt, mehrere Jahre lang von einer krankhaften Melancholie befallen, er gedachte der Regierung zu entsagen, sich in die Waldeseinsamkeit zurückzuziehen und wollte sich auf den Trümmern der Falkenburg eine Wohnung erbauen. Zu diesem Zweck errichtete er sein erstes Testament, worin er über seine Nachfolge disponirte. Von verschiedenen Heirathsplänen verfolgt, entschloß er sich indes 1586 zu einer Verbindung mit Elisabeth, der Tochter Otto's von Schaumburg und beseitigte damit den streitigen Anspruch der Schaumburger auf Einlösung versetzter Gebietstheile seines Landes. Dieser überaus glücklichen Ehe entsprangen 5 Söhne und 5 Töchter. Bei der Geburt des ältesten Sohnes Bernhard drückte der Vater seine Freude über den langersehnten Erben durch eine bleibende Stiftung zu Gunsten aller Pfarrer des Landes aus.

Während seiner ganzen Regierung bewährte S. sich als Selbstherrscher; die unverhältnißmäßig zahlreichen Beamten und Agenten, welche er in und außer Landes hielt, waren nur Rathgeber und Werkzeuge in seiner Hand. Dabei zeichnete er sich durch eine unerschöpfliche, ja unbegreifliche Vielthätigkeit aus, ebenso in den kleinsten Angelegenheiten des Landes und Hofes, selbst bei häufiger und langer Abwesenheit, wie in den weitreichenden Kreisen seiner Politik, deren Fäden er in Händen hielt. Gleichzeitig hatte er den niederländischen Krieg wie die gefahrvolle Lage in Westfalen, wie den Türkenkrieg in Ungarn, wie die Vorgänge am Kaiserhofe im Auge. Mit reicher Sachkenntniß und Erfahrung im praktischen Leben verband er Liebe für Wissenschaft und Kunst und correspondirte mit Gelehrten. Bald arbeitete er mit Alchemisten im Laboratorium, bald saß er an der Orgel seiner Schloßcapelle, bald malend an der Staffelei, und interessirte sich nicht minder für Astrologie, Architektur und Ingenieurkunst. Die lateinische Sprache war ihm so geläufig wie die deutsche, er verstand auch französisch, italienisch, holländisch. — Als Regent trat er auf allen Gebieten, dem kirchlichen, polizeilichen, gerichtlichen, wirthschaftlichen und finanziellen, als Reformator auf und suchte die bis dahin stabilen Zustände seines Landes im modernen Geiste zu entwickeln. So ging unter seiner Regierung das Land aus dem mittelalterlichen Feudalstaate in den fürstlichen Polizeistaat über. Am meisten lag ihm die Pflege der Justiz am Herzen, welche bis dahin nur von seiner Kanzlei als Audienzgericht geübt wurde. Er errichtete nach dem Vorbilde des Reichskammergerichts ein Hofgericht zu Lemgo mit ausführlicher Gerichtsordnung, dessen Unterhaltung er zur Hälfte auf eigene Kosten übernahm, und schuf damit ein Institut, welches sich fast drei Jahrhunderte lang zum Nutzen des Landes bewährt hat. Es folgten weitere Gesetze für die Strafjustiz, eine Consistorialordnung für die geistliche Gerichtsbarkeit sowie eine mehrmals revidirte Polizeiordnung nach dem Muster der R. Pol. O. Die damals so allgemein verbreiteten, bei dem Volke beliebten und von den Geistlichen unterstützten Hexenverfolgungen suchte er in seinem Lande, soviel er vermochte, zu beschränken und protegirte die gleichfalls verhaßten Juden, deren Vertreibung aus dem Lande von den Ständen gefordert, aber erst nach seinem Tode durchgesetzt wurde. Während seiner Minderjährigkeit war eine Kirchenordnung mit streng lutherischen Dogmen und kirchlichem Ritual erlassen. Allein S. neigte sich schon früh einer freieren Glaubensansicht zu und begünstigte die Theologen dieser Richtung, wie den von Wittenberg vertriebenen Thodenus, Meno Alting zu Emden, Chr. Pezel zu Bremen, Urban Pierius, ebenso wie die von der katholischen Reaction verfolgten Exulanten der Nachbarschaft. Erst allmählich reifte bei ihm der Entschluß, auch in seinem Lande eine gereinigte Lehre, wie er es nannte, ohne von der Basis der durch den Religionsfrieden geschützten

Augsburger Confession zu weichen und möglichst auf friedlichem Wege einzuführen. Es gelang ihm, fast sämmtliche Gemeinden des Landes zu reformiren. Er gerieth aber dadurch mit der mächtigen Stadt Lemgo, welche an ihrem Lutherthum und ihrer privilegirten communalen Selbständigkeit festhielt, in einen durch Ausbruch einer förmlichen Revolution (1609) geschärften zehnjährigen Streit. Dieser Kampf um kirchliche und dynastische Interessen wurde bald mit Waffen, bald mit der Feder und an beiden Reichsgerichten geführt, nicht ohne Einmischung benachbarter Fürsten und Städte, selbst der Hansa und Holländer, und endigte erst 1617 mit einem Friedensschluß, durch welchen die Stadt zwei lutherische Kirchen behielt. Bei Einziehung von katholischem Kirchengut hielt der Graf streng darauf, daß dasselbe nicht dem Damanium einverleibt, sondern nur für Kirchen, Schulen und milde Zwecke verwandt werde, insbesondere die Einkünfte des im Jahre 1596 mit Paderborn getheilten Klosters Falkenhagen. Zwei andere Klöster gingen in evangelische Damenstifter über, ein drittes zu Detmold wurde in ein aus dem Falkenhagener Fonds dotirtes reformirtes Gymnasium verwandelt. — Auf militärischem Gebiete wurde zwar sein Wunsch, Soldaten zu halten, von den Landständen nicht unterstützt, sie bewilligten ihm nur einen Soldatenschatz für eine Garnison im Schlosse Detmold, dagegen suchte er die Landmiliz allmählich auszubilden und zu bewaffnen und begünstigte besonders die städtischen Schützen und deren Schießspiele oder Schützenfeste als eine Schule wahrhafter Männer. Er füllte seine Rüstkammer mit Waffen aller Art, legte eine Geschützgießerei an und ließ durch holländische Ingenieure eine allen modernen Ansprüchen entsprechende Festung zu Lipperode erbauen. Zu Brake bei Lemgo baute er nach dem Plane eines italienischen Architekten ein großes und glänzend ausgestattetes Schloß, welches ihm seit 1586 bis zu seinem Tode als Residenz diente, sowie ein anderes zu Varenholz, ein drittes zu Oesterholz. — Nicht minder thätig war er auf wirthschaftlichem Gebiete, wenigstens im Interesse seines Hausvermögens. Durch Ablösung von Pfandschaften, Ankauf oder Zusammenlegung zerstreuter Meiergüter mit ihren Abgaben und Diensten bildete er neue Meiereien, suchte die Bewirthschaftung seiner großen Forsten einträglicher zu machen und war leidenschaftlich bemüht, Antheil an den Salinen zu Uflen und Westerkotten zu erwerben, um deren Betrieb durch neue Methoden zu verbessern und den Salzhandel zu erweitern. Dagegen machte er schlechte Erfahrungen mit dem Bergbau, welchen er Anfangs außer Landes, dann auch im eigenen Lande betrieb, vollends mit der Goldmacherei, zu welcher er, wie so viele Fürsten seiner Zeit sich durch Schwindler verleiten ließ. Seine Hoffnungen auf Silbergewinn veranlaßten ihn zur Anlage und zum Betrieb einer Münzstätte, nachdem er dazu vom Kaiser und Kreise Privilegien erwirkt hatte. Auf Vermehrung seines Domanialbesitzes war er auch außer Landes bedacht. Als ihm das Lehngut Ulenburg im Stifte Minden heimfiel, setzte er sein Recht gegen den Widerspruch von Bischof und Domcapitel im schwierigen Proceßwege energisch durch und wußte das Besitzthum auch weiterhin gegen alle Eingriffe zu vertheidigen. Längere Zeit besaß er die Beienburg bei Elberfeld als Pfandschaft von Cleve, ebenso von Schaumburg die Krudenburg und Schlangenhol an der Lippe unweit Wesel. Bei diesen Erwerbungen im Auslande hatte S. die Dotirung seiner nachgeborenen Söhne im Auge, um sie möglichst mit Land und Leuten auszustatten. In einer Zeit, wo Landestheilungen fast bei allen Reichsständen üblich und vom Reichshofrathe begünstigt waren, wollte er die in seinem Hause hergebrachte Untheilbarkeit des Landes aufrecht halten. Er erwirkte deshalb (1593) eine Bestätigung des pactum unionis von 1368 und Befestigung des Primogeniturrechts durch den Kaiser und setzte in seinem dritten Testamente (1597) für drei nachgeborene Söhne nur Paragialbesitzungen aus. Dieses Testament,

wiewohl viel bestritten, ist zu einem wichtigen Fundamentalgesetze des Hauses geworden. — Mit den Landständen lebte er im allgemeinen in friedlichen Verhältnissen, obwohl er deren finanzielle Hülfe in ungewöhnlichem Maaße in Anspruch nahm. Unter seiner Regierung wurden neben den hergebrachten Reichs- und Kreissteuern zuerst dauernde Steuern zu Landeszwecken eingeführt, wie Hofgerichtssteuer und Soldatenschatz, oder für Schuldentilgung wie die Tranksteuer vom Bier u. s. w. In der Zeit seiner höchsten Finanznoth kamen zahlreiche Steuerprojecte (darunter schon 1609 eine Erbschaftssteuer) zur Sprache und theilweise zur Ausführung. Dennoch hinterließ der Graf bei seinem Tode eine Schuldenlast von 800000 Th., an welcher seine Nachfolger noch lange zu tragen hatten.

Diese Finanznoth rührte fast allein von den auswärtigen Beziehungen des Grafen her, welche seinen Thatendrang und Ehrgeiz weit mehr befriedigten, als die Regierung seines kleinen Landes. Er entwickelte eine gewaltige Thätigkeit nicht nur zu Gunsten einzelner reichsständischer Häuser, wie Oldenburg, Ostfriesland, Schwarzburg, Stift Korvei, wo er als kaiserlicher Commissar fungirte, oder Waldeck, wo er als Mitvormund fast allein regierte, oder als Vermittler, wo es sonst Streit zu schlichten gab, wie Minden, Schaumburg, Hoya, Bentheim, Herford, Paderborn, Nassau, Eberstein, Mansfeld, sondern auch für den ganzen westfälischen Kreis, dem er seine beste Lebenszeit widmete. Er unterhielt Beziehungen zu den niederländischen Provinzen, nach Ungarn, am meisten aber mit dem Kaiser Rudolf in Prag. — Voll Bewunderung für den Aufschwung der jungen Republik stand er mit zahlreichen Kriegs- und Staatsmännern der Niederlande in schriftlichem und persönlichem Verkehr, so mit dem Prinzen Moritz, welchen er persönlich zuerst im Feldlager vor Lingen kennen lernte und beim Einzug in die eroberte Festung begleitete, sowie mit andern Nassauern, mit Philipp von Hohenlohe, Eberhard von Solms, Olivier von Tempel. Schon im Jahre 1591 übernahm er im Auftrage des Kaisers mit dem Grafen Salentin von Isenburg und einigen kaiserlichen Räthen eine Gesandtschaft nach Brüssel, um mit Parma und P. E. von Mansfeld Friedensverhandlungen zwischen Spanien und den Niederlanden anzuknüpfen. Wiewohl erfolglos war diese Reise für die Entwickelung des Grafen als Staatsmann und Diplomat von großem Einfluß. Seitdem gingen öfter schriftliche Verhandlungen aus den Niederlanden mit dem Kaiser durch seine Hand. Als er später (1602) in einer geheimen Sendung des Kaisers nach dem Haag reiste, um durch Besprechung mit dem Prinzen Moritz, mit Oldenbarneveldt und den Generalstaaten die Republik zum Anschluß an das deutsche Reich zu gewinnen, erreichte er zwar seinen Zweck, aber der Kaiser zögerte unschlüssig, und so wurde der günstige Moment verpaßt. Ebenso erging es, als der Graf während der Friedensverhandlung von 1607—9 zu einer gleichen Commission vom Kaiser berufen war.

Für Westfalen war der Kampf um die kölnische Kurwürde, und mehr noch der vierzigjährige Krieg in den Niederlanden eine verhängnißvolle Zeit. Der Kreis wurde dauernd zum Kriegsschauplatze. Große Heere beutegieriger und zuchtloser Söldner oder kleinere Freibeuterbanden plünderten, brandschatzten und verübten Greuel aller Art. Von ihren Einfällen blieb fast kein Gebiet des Kreises von Lüttich bis über die Weser hinaus verschont. In dieser allerschwierigsten Zeit wurde S. einstimmig zum Kreisobersten gewählt und übernahm das Amt mit den besten Vorsätzen, aber alle Hoffnungen auf kräftige Unterstützung seiner Defensionspläne wurden durch die politisch und confessionell gespaltenen und zerfahrenen Stände getäuscht. Vergeblich trieb er zu gemeinschaftlicher Vertheidigung, vergeblich suchte er Hülfe von Kaiser und Reich. Die Noth stieg aufs höchste, als (1598) der Admirant Mendoza den verarmten und

wehrlosen Kreis mit einem wilden Söldnerheere von 30000 Mann besetzte und die Winterquartiere erzwang. S. suchte, was er nicht mit Waffengewalt durchsetzen konnte, auf diplomatischem Wege zu erreichen, aber der Verkehr mit den Spaniern und die Verschonung seines Landes zogen ihm Neid und Mißtrauen der benachbarten Kreise zu. Endlich kam nach langwierigen Conferenzen zu Köln, Coblenz, Münster, Göttingen, Hörter gegen den Willen des Kaisers eine Vereinigung von fünf Reichskreisen zustande, um Spanier und Niederländer vom Reichsboden zu vertreiben. Ein Heer von 16000 Mann unter dem Oberbefehl des lippischen Grafen marschierte an den Rhein. Aber schon im Beginn des Feldzuges wurde der kurrheinische Kreis abtrünnig, und die meisten westfälischen Stände, voll Argwohn gegen die den Holländern mehr als den Spaniern geneigten Bundesgenossen erwiesen sich nicht minder treulos und renitent gegen den Feldherrn. Dadurch sowie durch Mangel an Geld und Proviant, durch Hader und Unbotmäßigkeit der Officiere, Meuterei und Beutegier der Söldner wurde der Zweck des Feldzugs großentheils vereitelt. Bei der Belagerung von Rees am Niederrhein lief das meuterische Gesindel, wie es damals oft vorkam, massenhaft auseinander, und man sah sich zum Rückzuge genöthigt. — Der verunglückte Feldzug von 1599 war für den Grafen S. um so schmerzlicher, da er, obwohl seine besten Officiere treu zu ihm hielten und ihm das Zeugniß gaben, daß er redlich seine Pflicht gethan, grundlosen Verdächtigungen nicht entging. Seine Versuche, die Schuldigen kriegsrechtlich zu bestrafen, wurden ebenso vereitelt wie seine Bemühungen durch eine kaiserliche Untersuchungscommission die Ursachen des Mißerfolgs ans volle Licht zu ziehen. In Prag scheute man den zu erwartenden Skandal. Von einzelnen Ständen wurde er sogar für die Kriegsschäden verantwortlich gemacht, und seine Ansprüche auf Ersatz der zum Theil aus eigener Tasche bestrittenen Kriegskosten sowie auf Gehalt als Feldherr und Kreisoberst wurden verzögert, verkürzt oder ganz verweigert. Daher die drückende Finanznoth seiner letzten Jahre. Nach solchen Erfahrungen suchte er sich wiederholt von seinem dornenvollen Amte als Kreisoberst zu befreien, wurde aber nicht blos von den Kreisständen, sondern auch von andern protestantischen Fürsten, und besonders durch den Wunsch des Kaisers, gegen den er jederzeit eine fast excessive Ergebenheit bewies, davon abgehalten. Nach seinem Tode fand man lange Zeit keinen Nachfolger.

Mit dem Kaiser Rudolf stand er zeitlebens in Correspondenz und gesandtschaftlichem Verkehr, genoß in ungewöhnlichem Maaße dessen Gunst und Vertrauen sowie die Freundschaft der höchsten Reichs- und Hofbeamten. Nachdem er 1582 einen Reichstag zu Augsburg, 1594 zu Regensburg besucht, wurde er vom Kaiser aus eigenem Antrieb zum Reichshofrath, später zum Kammerherrn ernannt und führte öfter kaiserliche Commissionen in Streitigkeiten verschiedener Reichsstände oder bei dem westfälischen Kreise aus. Vielleicht würde man ihm auch die projectirte Regentschaft über die jülichschen Lande während der Geisteskrankheit des Herzogs übertragen haben, wenigstens wurde er dreimal dazu in Vorschlag gebracht, wiewohl er als Protestant zu diesem Posten durchaus ungeeignet war. Er erhielt nur den Auftrag, die Samtstadt Lippstadt zu sequestriren, und geriet dadurch bei dem jülichschen Erbfalle (1608) in Conflict mit dem Erbfürsten. — Seit 1596 nahm besonders der Türkenkrieg sein Interesse und seine Thätigkeit in Anspruch, mehrmals schickte er Hülfstruppen des westfälischen Kreises nach Ungarn und würde selbst ein Regiment dahin geführt haben, wenn er in Westfalen hätte abkommen können. Oftmals benutzte auch der Kaiser sein Ansehen und seine Kenntniß westfälischer Zustände, um die in dem ausgesogenen und entvölkerten Kreise schwer aufzubringenden Reichssteuern einzuziehen, und fand ihn jederzeit willig zu schwierigen Missionen. Durch seine Verbindungen

mit Holland war er in der Lage, dem Kaiser Rudolf viele Gemälde für seine Bildergalerie zu verschaffen, sowie dessen Liebhaberei für Antiquitäten, starke Magnete u. dgl. zu befriedigen. Seine zahlreichen kostspieligen Dienste wurden zwar vom Kaiser dankend angenommen, blieben aber meistens unbelohnt. Die ihm ertheilte Expectanz auf die Grafschaft Diepholz ist niemals realisirt worden.

Schon seit dem Rheinfeldzuge trug S. sich mit dem Entschluß, sich in Prag niederzulassen und erwarb dort ein eigenes Haus auf dem Hradschin. Obwohl evangelischer Confession, obwohl hinlänglich bekannt mit den Gefahren an dem intriguenreichen Hofe des launenhaften, an Verfolgungswahn leidenden Kaisers und gewarnt von seinen Prager Freunden hatte er es auf ein kaiserliches Hofamt abgesehen. Er kam aber nur zeitweilig auf einige Monate nach Prag, betheiligte sich hier eifrig an den Sitzungen des Reichshofraths als Vicepräsident und lebte im Verkehr mit Reichsbeamten, böhmischen Magnaten und Künstlern, darunter dem Hofmaler Hans von Aachen, welchem er selbstverfertigte Oelgemälde schickte. Im Umgange mit Katholiken hielt er zwar streng an seiner Confession und wollte auch nicht, daß eine seiner Töchter um einer Stiftspräbende willen katholisch werde, aber Conflicten mit der katholischen Kirche, die ihm nicht ganz erspart blieben, suchte er möglichst auszuweichen. An der protestantischen Union, welche er als eine dem Kaiser feindliche Verbindung ansah, hat er niemals theilgenommen, obwohl er schon zu dem ersten Projecte derselben (1587) berufen war.

Der neue Kaiser Mathias setzte das bisherige Verhältniß zu Simon fort, bestätigte ihn in seinen Würden, lud ihn zu einer persönlichen Besprechung auf dem Reichstag zu Regensburg von 1613 ein und suchte auch schriftlich seinen Rath über die Lage Ungarns und die Plane Bethlen Gabor's. Der Graf, dessen Gesundheit schon lange durch einen Schlaganfall erschüttert und jetzt ernstlich bedroht war, folgte dennoch gegen den Wunsch seiner Familie, seiner Landstände und Aerzte dem Rufe des Kaisers, mußte aber vor Schluß des Reichstags, auf welchem die kirchlichen Parteien scharf aneinanderstießen, nach Brake zurückkehren. Nach einigen leidensvollen Monaten schloß der Tod am 7. December 1613 seine schon fast erblindeten Augen, und damit ein viel bewegtes Leben voll aufopfernder Thätigkeit für den westfälischen Kreis, den Kaiser und sein Land, reich an Kämpfen und Aufregungen, an unerfüllten Hoffnungen und Plänen. Sein Nachfolger Simon VII., verlegte die Residenz wieder nach Detmold. Von einem zweiten Sohne, Otto, stammt die ausgestorbene Linie zu Brake, von einem dritten, Philipp, die zu Alverdissen, welche einen Theil von Schaumburg erwarb und seitdem zu Bückeburg residiert, von einem Enkel Jobst Hermann die Linie Biesterfeld-Weißenfeld.

Die Acten des Landes-Archivs zu Detmold und nach diesen: Falkmann, Graf Simon VI. zur Lippe und seine Zeit, 1. bis 4. Band.

Falkmann.

Simon, als Bischof von Paderborn Simon I., Edler Herr von der Lippe, † am 7. Juni 1277. Er ist der Großsohn des alten Welfenkämpfers Bernhard (II. der Lippischen Genealogie), der nachher Mönch wurde und als Bischof von Selonien und eifriger Vorkämpfer des deutschen Ritterordens 1224 starb (A. D. B. II, 422—24). Sein Vater Hermann II. war am 25. December 1229 gegen die Stedinger gefallen, welche sein Oheim, Erzbischof Gerhard II. von Bremen, nach härtestem Kampfe durch einen Kreuzzug am 27. Mai 1234 endlich niederzwang. Das Herrengeschlecht v. d. Lippe war ein durchaus kriegerisches, das aber damals, weil an Gebietserweiterungen in der Umgebung ebenso gearteter Nachbarn nicht zu denken war, sich durch seine jüngeren Söhne und seine Töchter an der Spitze von Bisthümern und Klöstern

eine überaus einflußreiche Stellung und eine hervorragende Macht errang. Von Bernhard's Söhnen war Otto Bischof von Utrecht, Bernhard († 1247) Bischof von Paderborn geworden, während Dietrich Propst zu Deventer, 4 Töchter Aebtissinnen in 4 westfälischen Klöstern waren und der jüngste der Söhne, Gerhard, in Paderborn ebenfalls die Dompropstei inne hatte, bis er 1219 Erzbischof von Bremen wurde und alsbald in den deutsch-dänischen Wirren an der Spitze der Deutschen in der Schlacht bei Bornhöved und nachher erschien (s. A. D. B. VIII, 734—36). Das kleine Lippische Geschlecht hatte eine von der Eider bis an den Rhein reichende Gewalt erlangt. Die nächste Generation, Hermann's II. Söhne, suchte diese Tradition festzuhalten. Während Bernhard III. das Geschlecht im väterlichen Erbe fortsetzte, finden wir S. unter seinem Oheim Bernhard seit 1240 als Dompropst zu Paderborn, und nach jenes Tode 1247 als Bischof dieses Stiftes. Sein jüngerer Bruder Otto war Dompropst in Bremen 1241 bis 1247 und wurde in diesem Jahre Bischof von Münster, † 1259. Seine Schwester Heilwig war vermählt mit dem Grafen Adolf IV. von Holstein, der 1239 Franciscaner wurde (s. A. D. B. I, 108) und dem sie die Söhne Johann I. und Gerhard I. gebar. Der jüngste Bruder, Gerhard, ist abermals Dompropst in Bremen 1255—1259. Während Erzbischof Gerhard II. rasch alterte und von kriegerischen Unternehmungen nach der Unterwerfung der Stedinger sich zurückhalten mußte, lebte der Kriegsdrang des Hauses in S. weiter, „bellicosissimus hominum“ nennt ihn die Hist. archiepisc. Brem., aber die Chronik meldet auch, er habe stets unglücklich gefochten. 1250 nahm er persönlich mit seinen holsteinischen Neffen Johann und Gerhard am Kampfe um Rendsburg gegen König Erich theil; bald nachher wurde er Schirmherr (tutor) des Erzbisthums Bremen wegen der Bruchfälligkeit Erzbischof Gerhard's. Kaum 4 Wochen vor des Letzteren Tode brachte er noch im Juni 1258 eine Einigung zu gegenseitigem Schutze zwischen dem Erzbischof, dem Bremer Domcapitel, den Ministerialen der Kirche, darunter dem Grafen Johann I. von Oldenburg (1244—63), und der Stadt Bremen zu Stande, die anscheinend auf die Rustringer (Butjadinger) mit dem nördlichen Stedingen (Stadland) gemünzt war, thatsächlich aber die Abschließenden dem Schirmherrn zur Erhaltung des Lippischen Einflusses bei der voraussichtlichen Erledigung des Bremer Stuhles zu verpflichten bestimmt war. Da Gerhard II. mit Uebergehung des Hamburger Domcapitels von dem Bremer mit Zuziehung des Stiftes Wilhadi allein gewählt war, so scheint S. auch mit dem erbitterten Hamburger sich im stillen geeinigt zu haben. Als am 17. Juli 1258 Gerhard II. in Vörde starb, hielt S. die wichtigen Schlösser Langwedel und Vörde besetzt, und als nun wiederum das Bremer Capitel allein wählte, auf Simon's Bruder aber, den Dompropst Gerhard v. d. Lippe, nur die 3 Stimmen des Scholasticus, M. Wilbrandus, eines Bruchhauser Bastards, des Thesaurarius Bernhard v. Sehusen und des Cantors, wahrscheinlich des Grafen Bernhard v. Wölpe, und die Stimme zweifelhaften Rechtes von St. Wilhadi fielen, erklärte sich das Hamburger Capitel für Gerhard, während die Bremer Majorität den Domherrn Hildebold v. Wunstorf (s. A. D. B. XII, 398) wählte. Diesem fielen die verschwägerten Oldenburger Grafen, auch die Stadt Bremen zu und damit wurde der Vertrag vom Juni hinfällig. Es kam zum Kriege, aber ehe noch Hildebold nach Rom eilte, um das Pallium zu erlangen, zwang er mit den Ministerialen den S., die Festen Langwedel und Vörde, die erzbischöfliche Residenz, gegen Zahlung von 800 Mark auszuliefern, und Gerhard zog sich in das überelbische Gebiet zurück. S. aber wandte sich an die vor Verlangen ihre Freiheit und ihre Lande wiederzugewinnen brennenden Stedinger, die mit den Rustringern eben erst gegen Johann v. Oldenburg unterlegen waren. Sie folgten auffallender Weise dem Hause das sie verdorben hatte.

Während Hildebold am 17. April 1259 vom Papste Alexander IV. seine Bestätigung erreichte, begannen die Einfälle der Stedinger ins Oldenburgische aufs neue und S. unternahm an ihrer Spitze einen unvorsichtigen Heerzug aus der Marsch heraus auf die Geest gegen Wildeshausen. Hier wurde er von den vereinten Oldenburgischen Grafen bei Munderloh im Kirchspiel Hatten vollständig aufs Haupt geschlagen; als Mönch verkleidet entkam er nur mit Noth aus dem Lande. Das war das Ende des Lippischen Einflusses in Bremen; noch in demselben Jahre starb Dompropst Gerhard in Lübeck. Das Capitel in Hamburg und die Stedinger mußten zunächst Hildebold's Rache tragen; nachher glich er sich mit beiden aus. Es war der letzte kriegerische Versuch der Stedinger, die letzte Regung selbständigen Vorgehens der Hamburger Kirche gewesen. Während seiner Schirmherrschaft in Bremen hatte S. eine ähnliche auch über das altberühmte Stift von Corvey; später erlangte er eine solche in hohem Alter sogar über das Erzstift Köln unter der Regierung Engelbert's II. von Falkenburg (s. A. D. B. VI, 125), während dessen 3½jähriger Gefangenschaft auf der gräflich-jülichschen Burg Niedeggen (1267—1271) und während der unglückseligen Kämpfe in der Bürgerschaft Kölns, die zu Ungunsten der Kirche ausfielen.

Lappenberg, Bremer Geschichtsquellen. — Schumacher, die Stedinger. — Voigtel-Cohn, Stammtafeln, Taf. 164 (wo aber 2 Mal Heilwig der Hedwig gleichgesetzt und daneben eine Beatrix genannt ist, während Heilwig = Eilika = Beata, Beatrix ist). Vergl. A. Falkmann und O. Preuß, Lippische Regesten; wegen der Oldenburger Genealogie: W. v. Bippen im Brem. Jahrb. IX (1877); wegen der Kölner Wirren: Chroniken der Stadt Köln, Bd. I. und Ennen, Gesch. der Stadt Köln, Bd. II.

Krause.

Simon mit der lahmen Hand, Bildhauer, † vor 1547, war außerordentlich vielseitig. „Sollte ich alle Ding“, berichtet der Schreib- und Rechenmeister Johannes Neudörfer, „so dieser Simon und kunstreiche Mensch gewußt und verstanden und mit eigener Hand gemacht hat, erzählen, würde es gewißlich noch so viel sein, als ich jetzt von Augustin Hirßvogel angezeigt habe, denn es war nichts so künstlich, daß dieser Mann nicht einen Verstand davon gehabt hat. Er war ein Bildhauer, Goldschmied, Uhrmacher, Maler und in Summa aller künstlichen Dinge fast mehr Vortheil denn andere verständig. Den Letten (Lehm oder Thon) zu formiren und Bilder daraus zu machen und zu schneiden, war er fürtrefflich. Im Cirkelmachen großer und kleiner Manier ward vor ihm nie keiner erfunden, der dies also gericht hätt' zu wegen gebracht, wie man denn bei Herrn Hans Starcken seiner Arbeit viel findet“.

Des Johann Neudörfer, Schreib- und Rechenmeisters zu Nürnberg, Nachrichten von Künstlern und Werkleuten, daselbst aus dem Jahre 1547 u. s. w. Herausgegeben von Dr. G. W. K. Lochner. S. 155.

Mummenhoff.

Simon: Gustav S., berühmter Chirurg, wurde am 30. Mai 1824 zu Darmstadt als Sohn des großherzoglich hessischen Rentmeisters Georg S. geboren, † am 28. August 1876. Er besuchte die Gymnasien zu Darmstadt und Büdingen und bezog 1842 zum Studium der Medicin die Universität Gießen, die er 1844 mit Heidelberg vertauschte. 1845 ging er wieder nach Gießen zurück, wo er besonders unter Leitung des damaligen dortigen Prosectors Adolf Bardeleben seine Studien beendigte. 1848 erlangte er daselbst mit einer Arbeit, betitelt „Untersuchungen über den Luftgehalt der Lungen durch das Spirometer“, die Doctorwürde und ging dann nach seiner Vaterstadt, um dort als Militär-

arzt bei einem hessischen Truppencorps (anfangs als Unter-, später als Oberarzt) bis 1861, zugleich auch als städtischer Armenarzt zu functioniren. In dieser Stellung widmete er besondere Vorliebe der chirurgischen Thätigkeit und hatte während des badischen Feldzuges von 1849 im Darmstädter Militärlazareth reiche Gelegenheit, Erfahrungen über Schußwunden zu sammeln, worüber er 1851 eine besondere Studie veröffentlichte. 1851—52 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Paris, besuchte hier besonders die chirurgischen Kliniken und erhielt durch Jobert de Lamballe die erste Anregung zur Operation der Blasenscheidenfisteln. Nach Darmstadt zurückgekehrt, gründete er behufs weiterer Cultivirung der Methode Jobert's daselbst mit acht befreundeten Collegen ein kleines Hospital für chirurgische und Augenkranke — der Volkswitz nannte es das Neuntödter-Hospital — wo er an einem mit rastloser Energie aus der näheren und ferneren Umgebung unter eigenem großen Kostenaufwand requirirten Krankenmaterial die Operation der Blasenscheidenfisteln übte resp. vervollkommnete. Als Resultat publicirte er 1854 mit der Beschreibung der Jobert'schen „Opération autoplastique par glissement“ eine „Neue Methode der Naht, die Doppelnaht (Entspannungs- und Vereinigungsnaht)“ (Gießen), illustrirt an 6 Fällen. Infolge mehrerer glücklicher Operationen erlangte S. bald in ganz Deutschland einen solchen Ruf als Fisteloperateur, daß ihm von Aerzten und Klinikern Patienten zugesandt wurden und er dadurch in die Lage kam, auf Grund weiterer Erfahrungen mit einer Reihe von Publicationen über diesen Specialzweig der operativen Heilkunde, speciell auch über eine inzwischen von ihm geübte Methode der „Kolpocleisis“ (d. i. des Querverschlusses der Scheide) hervorzutreten. Auch auf anderen Gebieten der Chirurgie war er nebenher praktisch und schriftstellerisch thätig, wie einige weitere Arbeiten, „über die Behandlung veralteter Oberarmluxationen“ (1852), „über die Einheilung von Gewehrkugeln in spongiösen Knochen“ (1853), „die Exstirpation der Milz am Menschen nach dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft“ (1857) u. a. m., beweisen. Neben der Blasenscheidenfisteloperation, welche seine Haupt- und Lieblingssache blieb, wurden noch andere gynäkologische Probleme in Angriff genommen, so die Ovariotomie, die Heilung des Gebärmuttervorfalls durch die Episiorrhaphie (künstliche Verengerung der Schamspalte) ꝛc. 1861 wurde S. als Nachfolger Strempel's zum außerordentlichen Professor der Chirurgie nach Rostock berufen und schon in demselben Jahre zum ordentlichen Professor und Director der chirurgischen Klinik daselbst ernannt. Auch hier widmete er sich besonders den plastischen Operationen und veröffentlichte u. A.: „Ueber die Operation der Blasenscheidenfisteln durch die blutige Naht und Bemerkungen über die Heilung der Fisteln, Spalten und Defecte, welche an anderen Körpertheilen vorkommen“ (Rostock 1862); „Ueber die operative Verlängerung (allongement operatoire) fibröser Gebärmutterpolypen. Eine Methode der Exstirpation sehr voluminöser Polypen“ (Monatsschr. für Geburtskunde 1862); „Incontinentia urinae und blasenartige Erweiterung der Harnröhre bedingt durch hochgradige Varicosität der Venen der Harnröhrenscheidenwand“ (ib. 1864); „Atresia hymenalis der einen Hälfte mit Retention des Menstrualblutes bei Duplicität des Uterus“ (Ebda). Von 1864 bis zu Anfang des Jahres 1866 war S. durch ein Hüftgelenkleiden an das Krankenlager gefesselt und an der Ausübung seiner klinischen Thätigkeit fast gänzlich gehindert. Doch konnte er während des deutsch-österreichischen Krieges von 1866 bereits wieder die Leitung des Vereins-Reserve-Lazareths in der Ulanencaserne bei Moabit in Berlin übernehmen. Von den wichtigen Veröffentlichungen aus der folgenden Zeit erwähnen wir noch die „Mittheilungen aus der chirurgischen Klinik des Rostocker Krankenhauses während der Jahre 1861—65“ (2 Abtheilungen, Prag 1868), von denen der 1. Theil u. A. „Heilung zweier großer Echinococcusgeschwülste

in der Unterleibshöhle durch Incision und Doppelpunction", der 2. Theil die Schilderung der plastischen Operationen enthält, vorzugsweise des Mundes, der Scheide und des Mastdarmes. 1867 folgte S. einem Ruf nach Heidelberg an Stelle des plötzlich verstorbenen Otto Weber. Hier führte er zum 1. Male aus Anlaß eines Falles von zurückgebliebener Harnleiter-Bauchfistel nach glücklich überstandener Hystero-Ovariotomie am 2. August 1869 die Exstirpation der gesunden Niere mit bestem Erfolge aus und widmete sich fortab mit besonderer Vorliebe der Nierenchirurgie. Es folgte 1870 die Exstirpation einer colossalen congenitalen Hydronephrose, 1871 die einer Steinniere. Auch erschien im letztgenannten Jahre sein berühmtes Werk „Chirurgie der Nieren" (Th. 1.) Stuttgart, enthaltend den erwähnten ersten Fall; Th. 2 konnte erst nach des Verfassers am 28. August 1876 an einem die Lungen stark comprimirenden Aneurysma der Aorta thoracica erfolgten Tode u. d. T.: „Operative Eingriffe bei Verletzungen und chirurgischen Krankheiten der Nieren- und Harnleiter" zur Veröffentlichung gelangen. Kurz vor seinem Tode publicirte S. noch „Zur Operation der Blasenscheidenfistel. Vergleich der Bozeman'schen Operationsmethode mit der des Verfassers" (Wiener med. Wochenschr. 1876). Während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 entwickelte er als Generalarzt der badischen Reservelazarethe eine aufopfernde Thätigkeit und als deren litterarisches Ergebniß die Abhandlung: „Ueber Prognose und Behandlung von Schußwunden des Kniegelenks" (Deutsche Klinik 1871), worin eine Erklärung mancher räthselhafter Knieschüsse auf experimentellem Wege zu geben versucht wird. — Seine letzten Lebensjahre, etwa von 1873 ab, hatte S. von der obengenannten Affection viel zu leiden, so daß seine sonst so rastlose Lehr- und praktische Thätigkeit wiederholt längere Unterbrechungen erfahren und im November 1875 vollständig aufgegeben werden mußte. — Durch die epochemachenden, originellen und erfolgreichen Leistungen auf dem Gebiete der Nieren- und Gynäkochirurgie ist der Name Simon's für immer in der Geschichte der deutschen Chirurgie einer der glanzvollsten. Es ist Simon's Verdienst, den Grundstein zu einer eigentlichen Chirurgie der Nieren gelegt zu haben und eine Operation, an der sich die bedeutendsten Chirurgen und Gynäkologen Deutschlands vergeblich versucht hatten, auf autodidaktischem Wege bis ins einzelne vervollkommnet und zum Gemeingut aller gemacht zu haben. Er war ein ruhiger, kaltblütiger, entschlossener und energischer Operateur; in seinen Schriften befleißigte er sich einer gründlichen und strengen Schreibweise. Bei aller Vollständigkeit, Abrundung und Sorgfalt im Stil legte er auf äußere Verzierung, Glanz in der Wahl des Ausdruckes keinen Werth.

Vgl. Gurlt im Biogr. Lexikon V, 408—411 und die daselbst angegebenen Quellen. Pagel.

Simon: August Heinrich S., geboren am 29. October 1805 in Breslau als drittes Kind eines angesehenen Kaufmannes, † am 16. August 1860 durch Ertrinken im Wallenstädter See. Seine frühe Jugend fiel in die Zeit der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege, die Sorgen und schmerzliche Verluste aller Art für das väterliche Haus mit sich brachten. Einfach und streng erzogen, aber durch das Glück des innigsten Familienlebens erquickt, wuchs er auf, schon als Gymnasiast in Breslau und Brieg durch Willenskraft, scharfen Verstand und edle Haltung ausgezeichnet. Er studirte in Berlin und Breslau die Rechte, lernte als Referendar in Brandenburg die Praxis kennen und genoß in vollen Zügen seine Jugend. Ein Duell, in dem er das Unglück hatte, seinen Gegner zu erschießen, machte einen tiefen Einschnitt in sein Leben. Zu lebenslänglicher Festungshaft verurtheilt, wurde er im März 1829 nach Glogau abgeführt, wo sein Aufenthalt, dank der Milde des Commandanten Grolmann, sich so günstig wie möglich gestaltete. Er durfte ein Privatquartier beziehen und am geselligen Leben der Stadt theilnehmen, das

die Freundschaft mit Gaudy ihm verschönte. Im Herbste 1830 begnadigt, kehrte er nach Breslau zurück, wo er am Oberlandesgericht arbeitete und seinem Schwager Gräff, einem beschäftigten Advocaten, zur Hand ging. Eifrige Studien, nahe Beziehungen zu geistreichen Persönlichkeiten, wie zu der Cousine Fanny Lewald, eine Reise nach Tirol und Oberitalien erweiterten seinen Blick. Vom Herbste 1834 an bis zum Herbste 1841 war er als Assessor am Berliner Kammergericht, in Magdeburg, Greifswald, Frankfurt a. d. O. und wiederum in Breslau thätig. Das Amt des Richters erschien ihm zwar als das höchste und doch meinte er: „Nicht leicht dürfte ein Mensch seine Bestimmung mehr verfehlt haben als ich — ich hinterm Actentisch! Ich, der ich so wesentlich ins Freie gehöre, daß sich erst draußen mein Wesen zu entwickeln beginnt.“ Aus ernster wissenschaftlicher Beschäftigung gingen die Werke hervor: „Das Preußische Staatsrecht“ (2 Theile. Breslau 1844), sowie die in Gemeinschaft mit Rönne unternommene Sammlung „Die Verfassung und Verwaltung des Preußischen Staates“ (Breslau und Berlin 1840—54), und doch verwahrte er sich dagegen, „ein Mensch der Studierstube“ sein zu sollen. Vielmehr reizte ihn der Kampf um die höchsten bürgerlichen Güter im öffentlichen Leben. Jacoby's „Vier Fragen“ regten ihn, wie so viele Zeitgenossen, mächtig an und die Erringung einer Verfassung für Preußen erschien ihm als das nächste große Ziel, dessen Erreichung auch er seine Kraft zu widmen wünschte.

Unter diesen Umständen mußte es doppelt werthvoll für ihn sein, 1841 durch eine Aufforderung des neuen Cultusministers Eichhorn für längere Zeit in die Mitte der regierenden Gewalten versetzt zu werden. Er sollte Vorschläge zu einer Verbesserung des preußischen Schulwesens machen, welcher Gegenstand ihn bei seinen Studien einläßlich beschäftigt hatte. Die Summe seiner Reformideen findet sich in einer Denkschrift zusammengefaßt, in der namentlich die Nothwendigkeit betont wird, der körperlichen Ausbildung eine größere Stelle einzuräumen und dem Bedürfniß der Einrichtung von Real- und polytechnischen Schulen abzuhelfen. Da jedoch zwischen seinen und Eichhorn's Ansichten keine Einigung erfolgte, fiel der ihm gewordene Auftrag 1842 dahin. Abgesehen von Reisen, die dem rüstigen Wanderer hohen Genuß gewährten, blieb nun wieder bis 1848 Breslau sein Aufenthaltsort. Hier trat er, 1844 zum Stadtgerichtsrath ernannt, immer entschiedener als einer der Führer der liberalen Partei in das bewegtere öffentliche Leben ein. Vielfach wurde sein juristischer Beirath von solchen gesucht, die sich über Maßregeln der Verwaltung zu beschweren hatten. Häufig bediente er sich der Presse, um für seine Ansichten zu wirken. Ein politischer Lesezirkel, den er begründen half, diente zu ihrer Verbreitung in der Stadt und Provinz. Ebenso wirksam war die Errichtung von Arbeitersparvereinen, an der er sich betheiligte. Ein wissenschaftliches Unternehmen, die „Sammlung der Gesetze und Verordnungen für das öffentliche Recht des Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz“ (Breslau 1846—48) blieb unvollendet. Er konnte sich um so freier allen diesen Bestrebungen hingeben, da er Ende 1845 aus dem Staatsdienste ausschied. Den Anlaß dazu bot eine aus seiner Feder stammende Kritik einiger in Mühler's Ministerium bearbeiteter Disciplinargesetze, welche die richterliche Unabhängigkeit bedrohten. Diese Kritik nebst ergänzenden anderweitigen Zeitungsartikeln, zusammengefaßt in der Schrift: „Die preußischen Richter und die Gesetze vom 29. März 1844“ (Leipzig, Wigand 1845) rief eine große Bewegung in der Presse und bei den Provinzialständen hervor und machte den Namen Simon's als eines Vorkämpfers des Rechtsstaates in weiten Kreisen bekannt. Mühler's Nachfolger strafte S. durch Entziehung eines vorlängst zu schriftstellerischen Arbeiten ertheilten Urlaubes, worauf er um seinen Abschied bat. Es schloß sich noch eine Polemik gegen Kamptz daran („Ein Nachwort an

den Staatsminister v. Kamptz," Beilage zur zweiten Auflage der erwähnten Schrift), der in seinen Jahrbüchern, Heft 129, als Verfechter des Polizeistaates S. zu widerlegen versucht hatte. Endlich legte dieser die Gründe seines Verhaltens in der Schrift „Mein Austritt aus dem preußischen Staatsdienste" Leipzig, Mittler 1846, öffentlich dar, indem er das Friedrich Wilhelm III. entlehnte Motto wählte: „Jeder Staatsdiener hat doppelte Pflicht: gegen den Landesherrn und gegen das Land. Kann wohl vorkommen, daß die nicht vereinbar sind, dann aber ist die Pflicht gegen das Land die erste." Er reichte beide Schriften mit einer würdigen Rechtfertigung dem König ein, der sie ihm jedoch zurückstellen ließ. Eine Anzahl preußischer Richter erfreute ihn aber durch Widmung eines Ehrenbechers mit der Inschrift: Virtuti. „Glücklich, das Joch abgeworfen zu haben", wie er seinem Oheim, dem Geh. Justizrath Simon schrieb, widmete er sich doppelt eifrig der Beschäftigung mit den großen Fragen des Tages. Sowie das Patent vom 3. Februar 1847 erschienen war, das die Berufung des vereinigten Landtags ankündigte, stellte er sich mit seiner Schrift „Annehmen oder Ablehnen" (Leipzig, Wigand 1847) in das Vordertreffen derer, welche, um mit ihm selbst zu sprechen, dem König zuriefen: „Wir baten dich um Brod und du gibst uns einen Stein." Das in sieben Tagen hingeworfene Werk, dessen treffenden Titel Berthold Auerbach erfunden hatte, machte neben dem der gleichen Sache gewidmeten von Gervinus den tiefsten Eindruck auf die öffentliche Meinung. Während es sich in tausenden von Exemplaren verbreitete, reiste S. zu seiner Erholung über Leipzig und Berlin nach Ostpreußen und erwarb sich überall zahlreiche Freunde. Inzwischen wurde eine Anklage auf „Majestätsbeleidigung" und „frechen, unehrerbietigen Tadel der Landesgesetze" gegen ihn eingeleitet, ja sogar ein Steckbrief gegen ihn erlassen. Er reiste sofort nach Breslau, um sich dem Gericht zu stellen, wodurch er verhindert wurde, der Eröffnung des vereinigten Landtags beizuwohnen. Von mehrereren Seiten hätte man ihn hier zum Rechtsbeistand zu haben gewünscht. Ein kurzer Aufenthalt in Berlin gewährte ihm jedoch wenig Befriedigung hinsichtlich der Haltung des vereinigten Landtags. Er kehrte bald wieder nach Breslau zurück und fand dort einen neuen Gegenstand für seine Feder in dem traurigen Zustande der Bewohner Oberschlesiens. Da die Censurbehörde den Abdruck seiner Artikel in den Zeitungen nicht gestattete, ließ er sie Anfang 1848 (anonym) unter dem Titel: „Die oberschlesische Hungerpest. Mit amtlichen Zahlen. Eine Frage an die preußische Regierung" als Flugschrift bei Robert Blum in Leipzig erscheinen. Inzwischen ging die gerichtliche Untersuchung gegen ihn weiter, bis der Ausbruch der Revolution sie unterbrach.

Sobald infolge der Ereignisse vom 18. und 19. März das alte Staatswesen ins Wanken gerieth, trat S. als eines der Häupter der Demokratie auf den Vordergrund der politischen Bühne. Er war Mitglied des in Breslau gebildeten „Sicherheitsausschusses". Er gehörte der zum König entsandten Deputation an. Er vertheidigte am 21. und 22 März vor dem Ministerpräsidenten Arnim, wie vor Friedrich Wilhelm IV. mit seinen Genossen die Forderung, ohne nochmalige Berufung des vereinigten Landtags eine aus Urwahlen hervorgehende Volksvertretung zu gewähren. Nach Breslau zurückgekehrt, erhielt er eine Einladung sich in Frankfurt auf den Bänken des Vorparlamentes einzufinden, wo er als einer der Secretäre viel Arbeit hatte. Er stimmte gegen die Permanenz und gegen den Zwang, das Princip directer Wahl bei den Wahlen zur constituirenden Nationalversammlung in allen Staaten anzuwenden. Auch dem Fünfziger-Ausschuß gehörte er an und erließ als Mitglied desselben im Vereine mit Abegg und Jacoby ein Schreiben an den Minister von Auerswald, in dem er darauf drang, Preußen möge die offene Erklärung abgeben, „daß man

ein selbständiges polnisches Reich wolle und daß man lediglich zu dem Zweck noch (in Posen) provisorisch die Regierungsgewalt inne behalte, um den Polen Gelegenheit zu geben, sich als Staat zu organisiren". „Was wir in Polen wollen", schrieb er mit Bezug auf die lombardisch-venezianische Frage, „müssen wir auch in Italien wollen." Hinsichtlich der deutschen Angelegenheiten verkannte er nicht, daß die Republik, obwohl er sie die richtigere „Staatsform" nannte, zur Zeit aussichtslos sei, wünschte aber um so dringender, daß Preußen durch aufrichtige Unterordnung unter „die Beschlüße des konstituirenden deutschen Parlaments" Oesterreich den Vorsprung abgewinne und „auch bei den größten, speciell preußischen Opfern die Einheit Deutschlands herstelle". Schon 1842 hatte er gegenüber Freunden die Idee der deutschen Kaiserwürde entwickelt und hinzugefügt: „Zeigt mir einen anderen Weg zu Deutschlands Größe und ich gehe ihn mit."

Von diesen Gesinnungen beseelt erschien er als Abgeordneter Magdeburgs in der Paulskirche. Seine Vergangenheit machte ihn zu einem der angesehensten Mitglieder der Linken und es fehlte gelegentlich wenig, daß er zu einem der Präsidenten der Versammlung gewählt worden wäre. Als Redner trat er jedoch nicht häufig hervor. War es der Fall, wie am 5. Septbr. über den Malmöer Waffenstillstand, am 14. Novbr. über das Ministerium Brandenburg, so war der Eindruck der von freiheitlicher Begeisterung und strengem Rechtsgefühl durchhauchten Worte groß. Da der Conflict zwischen der preußischen Regierung und der Nationalversammlung sich immer schärfer zuspitzte, und S., als Abgeordneter des Kreises Kosel, auch dieser letzten angehörte, so verließ er Frankfurt für kurze Zeit, um das Schicksal seiner Genossen in Berlin bis zu ihrem Weichen vor der bewaffneten Macht zu theilen. Nach Frankfurt zurückgekehrt versuchte er es jedoch vergeblich am 4. Januar 1849 das Parlament für die Annahme eines Beschlusses zu gewinnen, der die oktroyirte preußische Verfassung als Rechtsverletzung bezeichnen sollte. Hierauf wohnte er als Mitglied der zweiten preußischen Kammer bis zum 17. März deren Verhandlungen bei, nahm aber darauf wieder seinen Sitz in Frankfurt ein, um bei den Abstimmungen über die deutsche Kaiserwahl nicht zu fehlen. Bei diesem Anlaß warf er mit seinen Freunden vom Klub der Westendhalle ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale. Sie brachten am 21. März den Welcker'schen Antrag zu Fall, weil sie von einer hinreichenden Zahl der Weidenbuschpartei kein Versprechen hatten erhalten können, daß beim Angebot der Krone an den König von Preußen ohne Uebereinstimmung mit ihnen keine weiteren Zugeständnisse gemacht werden und daß einige der wichtigsten Verfassungsartikel (betreffend den Umfang des Reiches, Veto, Wahlrecht) in ihrem Sinne festgestellt werden würden. Vor der zweiten Lesung der Verfassung begannen aber die Unterhandlungen aufs neue. Heinrich S. mit seinen Freunden erhielt nunmehr von 114 Mitgliedern der Weidenbuschpartei das schriftliche Versprechen, für das suspensive Veto und geheime Wahl stimmen zu wollen. Er empfing außerdem am 26. März eine von 86 Mitgliedern (darunter Gagern, Mathy, Soiron, Biedermann) unterzeichnete Erklärung, „daß sie die Verfassung, wie solche von der Nationalversammlung beschlossen werden wird, dergestalt endgiltig anerkennen, daß sie für irgend wesentliche Abänderungen derselben oder irgend erhebliche weitere Zugeständnisse, von welcher Seite dieselben etwa auch verlangt werden sollten, nicht stimmen werden." Demnach stimmte am 27. März die Gruppe S. für das Erbkaiserthum. „Wir wollten, schrieb S. später, die drohende Schmach von Deutschland abwenden, daß seine aus freier Volkswahl hervorgegangene Vertretung nicht die Kraft gehabt, Deutschland eine Verfassung zu schaffen." Die Ablehnung der Kaiserwürde durch Friedrich Wilhelm IV. vernichtete die gehegten Hoffnungen und ließ neue Kämpfe

ahnen. Um sich für sie zu rüsten, eilte S., körperlich ermattet, mit Professor Bruno Hildebrand, seinem Freunde und Parlamentsgenossen, dem Süden zu. Marseille, Genua, Neapel, Rom entzückten ihn. In Rom war er Zeuge des Kampfes Garibaldi's gegen die Franzosen. Gern hätte er der Entwicklung dieses Dramas beigewohnt, wäre er nicht durch die Pflicht nach Frankfurt zurückgerufen worden. Dort lichteten sich die Reihen. Er war dafür, zu bleiben und nur der Gewalt zu weichen; als aber der Beschluß der Uebersiedelung nach Stuttgart durchdrang, ordnete er seine Ansicht unter. Er wurde vom Rumpfparlamente in Stuttgart zu einem der fünf Reichsregenten gewählt und war am 18. Juni bei der Zersprengung der Versammlung gegenwärtig. Am 22. Juni gelangte die Reichsregentschaft nach Baden-Baden. Eine Woche später befand sich S. als Flüchtling auf schweizer Boden.

Tiefgebeugt durch das Scheitern der Revolution und das Walten der Reaction, wenn schon keineswegs an der Zukunft verzweifelnd, verbrachte S. zunächst mit J. Jacoby und Moritz Hartmann einige Wochen am Genfer See; dann siedelte er nach Zürich über. Hier stieß sein Freund Konrad v. Rappard zu ihm, mit dem er gemeinsam das Gut Mariafeld unweit Meilen am Züricher See kaufte. Seine Cousine, die verwittwete Frau Gärtner, die schon in Breslau seinen Haushalt geführt hatte, kam mit ihren zwei Kindern, um ihn nicht mehr zu verlassen. Sie teilte seinen Schmerz über den Tod der Eltern, denen er die Augen nicht hatte zudrücken können. Sorge für den häuslichen Kreis und für Leidensgenossen nahmen ihn neben ländlichen Arbeiten in Anspruch, bis er sich im Herbst 1851 entschloß, das Gut wieder zu veräußern und in die Stadt Zürich überzusiedeln, wohin sein Bruder Gustav mit den Seinigen ihm folgte. Hier wurde ihm das Erkenntniß des Breslauer Stadtgerichtes übersandt, wonach er in contumaciam wegen Hochverrathes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden war, er verweigerte jedoch die Annahme. An seinem neuen Wohnorte erfreute er sich großer Beliebtheit, und die juristische Facultät der Universität Zürich verlieh ihm die Würde eines Doctors beider Rechte honoris causa. Ausflüge in die Berge und Reisen (wie 1855 ein Aufenthalt in Paris mit Stahrs) erfrischten ihn. Industrielle Unternehmungen, Gründung eines Schiefergeschäftes zu Pfäffers und Engi, wie Anlage eines Bergwerkes an der Mürtschenalp (vgl. seine „Denkschrift, betreffend das Kupfer- und Silberbergwerk an der Mürtschenalp als Mskr. gedruckt.“ 4° 1857) nahmen seine Kraft, aber auch über die Maßen seine Geldmittel in Anspruch. Ueber Politik sprach er sich Jahre lang nicht öffentlich aus. Erst beim Ausbruch des italienischen Krieges von 1859 schrieb er einige Zeitungsartikel, die er unter dem Titel „Don Quixote der Legitimität oder Deutschlands Befreier“ (Zürich, Kiesling 1859) als Flugschrift herausgab, in welcher er sich dagegen erklärte, daß Preußen für Oesterreich Partei ergreife. „Preußen, hieß es hier, hat heute die Aufgabe, Deutschland zu einer vernünftigen Staatsverfassung zu helfen, in der es endlich sein staatliches Dahinsiechen abschütteln kann.“ Er forderte vom Prinzregenten Anerkennung der Rechtsbeständigkeit der Reichsverfassung von 1849 und stellte in Aussicht, daß alsdann das deutsche Volk Hand in Hand mit ihm gehen werde. Die Ankündigung der preußischen Heeres-Reorganisation in der Thronrede des Prinzregenten vom 12. Januar 1860 schien ihm weit ab von der Verwirklichung solcher Hoffnungen zu führen. Er sah darin den Versuch, „das einzige, wirklich volksthümliche Institut zu Gunsten eines vergrößerten stehenden Heeres umzugestalten“. Seine Ideen, in deren Mittelpunkt das Verlangen der zweijährigen Dienstzeit stand, legte er in seiner Schrift „Soll die Militärlast in Preußen erhöht werden“ (Berlin, Weidling 1860) nieder. Ein letztes öffentliches Wort sprach er in einer gegen die landesverrätherischen Drohungen des Ministers von Borries gerichteten

Erklärung. Auch hier wies er auf „die deutsche Reichsverfassung“ als „legitime Fahne Deutschlands“ hin, welche „Preußen die Berechtigung und die Verpflichtung habe, dem deutschen Volke vorzutragen“. Im Sommer 1860 machte er mit K. Hilty eine Reise nach Oberitalien und sah mit Freuden die Erfolge der nationalen Erhebung des italienischen Volkes. Zurückgekehrt machte er sich auf den Weg, um die Schieferbrüche und das Bergwerk zu besichtigen. Er traf am 16. August in Murg am Wallenstädter See ein, wollte sich vor dem Essen durch ein Bad erquicken, schwamm längere Zeit um den Kahn, auf dem er sich hatte hinausfahren lassen, herum und versank plötzlich vor den Augen des Schiffers. Der Leichnam ward nicht aufgefunden. Dem Todten wurde bei Murg ein Denkmal errichtet, das am 5. October 1862 unter zahlreicher Betheiligung von Schweizern und Deutschen, darunter vieler, die seit Jahren in der Verbannung lebten, feierlich eingeweiht wurde.

Simon's Wesen und Erscheinung werden von Fanny Lewald folgendermaßen geschildert: „Er war ganz aus einem Gusse, eine in sich beruhende Natur, die bewußt und unbewußt daran arbeitete, sich selbst zu vollenden. Er trug ein Ideal von Mannestüchtigkeit und Manneswürde in der Seele, dem er nachstrebte und hatte eine Begeisterung für das Schöne, die ihn danach trachten ließ, sich selber zu einem in Schönheit lebenden Menschen zu erziehen. Seine Gesichtsbildung hatte in späteren Jahren die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Moseskopfe von Michel Angelo“. B. Auerbach (Briefe an J. Auerbach I, 69) nennt ihn „einen echten Kernmenschen, eine Natur voll Edelsinn und allem Niedrigen von selbst fremd, bei aller Kraft doch zart poetisch überhaucht“.

Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Dr. Johann Jacoby. 2 Theile. Berlin, J. Springer 1865. (Das Manuscript dieses Werkes rührt von Simon's Cousine, Frau Gärtner, her und ist ausführlicher als der Druck. Der Unterzeichnete verdankt Herrn und Frau Professor Hilty, einer Tochter Frau Gärtner's, die Möglichkeit, es haben benutzen zu dürfen). — Fanny Lewald, Meine Lebensgeschichte. Zweite Abtheilung. Berlin 1862. — Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche. Leipzig 1849. — Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Breslau o. J. — Corvin, Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig 1880. III, 411 ff. — Corvin, Aus dem Zellengefängniß. Leipzig 1884. S. 511 ff.

Alfred Stern.

Simon: Johann Georg S., Rechtsgelehrter, geboren ums Jahr 1636 in Halle, † am 23. August 1696 in Jena. S. begann die Studien in seiner Vaterstadt und vollendete sie zu Jena; dort erwarb er auch den juristischen Doctorgrad, hielt sodann an der Hochschule neben häufigen Disputationen Vorlesungen über Privat- und öffentliches Recht (letztere nach dem von ihm hochgeschätzten Hugo Grotius). 1694 erhielt er den Ruf als ordentlicher Professor der Rechte nach Halle unter gleichzeitiger Ertheilung des Titels eines kurbrandenburgischen Rathes, starb jedoch schon im dritten Jahre seiner Lehrthätigkeit über 60 Jahre alt. S. war erst im vorgerückten Alter zur Ehe geschritten und hinterließ keine Nachkommen. Er hat eine große Reihe von Disputationen, sowohl in Jena wie auch in Halle verfaßt; erstere ließ er unter dem Titel: praesid. academ. tomis 2 absolutum de diversis materiis juris naturalis, gentium, publici et privati“ zu Leipzig 1687 in zwei Quartbänden drucken. Außerdem veranstaltete er neue Auflagen der „relationes morales“ des Spaniers Franciscus a Vittoria, der dissert. de civitatum mutationibus von J. Klenck, ferner des enchiridion de principiis juris von Wilhelm Grotius (Jena 1676) und dessen Abhandlung de mari libero. — Auch bearbeitete er (Frankfurt 1688) einen Hugo Grotius erotematicus, worin er die Hauptsätze aus dessen „Libri tres de jure pacis et

belli“ (wie der Titel besagt) in Frageform kleidete und mit zahlreichen Noten versah.

Jöcher, Gel.-Lex. IV, 604. — Gottfr. Zenner's Herbstparnaß. S. 30—32.
Eisenhart.

Simon: Johann Franz S., Arzt, ist als Sohn eines Wundarztes zu Frankfurt a. O. am 25. August 1807 geboren, erlernte anfangs die Pharmacie, war in Düsseldorf und Deutz als Pharmaceut thätig und bestand in Berlin, woselbst er die nöthigen Studien gemacht hatte, 1832 sein Apothekerexamen. Er blieb in Berlin, ging aber 1835 zum Studium der Chemie über und erlangte daselbst 1838 mit einer Inauguralabhandlung: „De lactis muliebris ratione chimica et physiologica“ die philosophische Doctorwürde. 1842 habilitirte er sich als Privatdocent für pathologische Chemie und erlangte eine Stelle als Chemiker am Charitékrankenhause. Von Schönlein und Alexander v. Humboldt unterstützt beabsichtigte er speciell mit Rücksicht auf die Schönlein'sche Klinik, der dieses Institut zu Gute kommen sollte, ein Speciallaboratorium für chemische und histologische Untersuchungen einzurichten, drang jedoch mit seinem Project nicht durch. Seit 1843 gab er heraus „Beiträge zur physiologischen und pathologischen Chemie und Mikroscopie“, sowie ein „Journal für practische medicinische Chemie“. Außerdem war er von 1841 ab Mitarbeiter an Canstatt's Jahresberichten, desgleichen seit 1842 an der Berliner „Medicinischen Centralzeitung“ und seit 1843 an Schmidt's Jahrbüchern. S., der während der Naturforscherversammlung zu Graz an einer durch Hirntuberculose bedingten Geistesstörung erkrankte und am 23. October 1843 in Wien plötzlich verstarb, hat trotz seiner kurzen Lebenszeit eine verhältnißmäßig recht umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit entwickelt, wofür die zahlreichen Artikel aus den Gebieten der Toxicologie, der med. Chemie in den Berliner Jahrbüchern für Pharmacie, Trommsdorff's neuem Journal der Pharmacie, Poggendorff's Annalen, sowie einige selbstständig erschienene Schriften den Beweis liefern. Von letzteren erwähnen wir das zusammen mit J. F. Sobernheim herausgegebene „Handbuch der practischen Toxicologie“ (Berlin 1838); „Handbuch der angewandten medicinischen Chemie nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft“ (Ebda 1840—42. 2 Bde.)

Vgl. Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte &c. V, 407.
Pagel.

Simon: Jordan S., Canonist. Ueber sein Vorleben sind keine sicheren Nachrichten überliefert. Er war Augustinereremit und Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts zu Erfurt. Diese Universität verließ er im J. 1771 wegen Unannehmlichkeiten und ging nach Prag, wo er 1773 vom Erzbischofe zum Consistorialrath ernannt wurde und 1776 starb. Seine „Institutiones canonicae sive corollaria ex universo jure historico ecclesiastico, id est antiquo, novo et novissimo“, Erfurt 1770, sind aus den Quellen mit Geschick gearbeitet, sie nehmen auf die Litteratur fast gar keine Rücksicht. Bezeichnend für seinen Standpunkt und den jener Zeit ist, daß er den Papst principiell dem Concil unterordnet, ihm aber das Recht der alleinigen Entscheidung beilegt, wenn kein Concil gehalten werden kann.

Glück, Praecognita p. 221 auf Grund einer Mittheilung von Weidlich.
v. Schulte.

Simon: Ludwig S. aus Trier, Advocat und Mitglied der ersten deutschen Nationalversammlung, geb. zu Trier 1810, † zu Montreux am Genfer See am 2. Febr. 1872. S., der Sohn eines Gymnasiallehrers (?) zu Trier, besuchte die Universität Bonn, wo er, beliebt bei seinen Commilitonen als Rechtscandidat ein heiteres Studentenleben führte, trat ums Jahr 1839 in die Anwalts-

praxis, und wurde in seiner Vaterstadt Advocat. Im März 1848 vom zweiten rheinischen Bezirke in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. gewählt, nahm er dort auf der äußersten Linken Platz, welche im Donnersberge zu berathen pflegte. Reichbegabt, von einem glücklichen Gedächtnisse unterstützt, voll jugendlichen Ungestüms für eine demokratische Gestaltung Deutschlands, gehörte S. zu den namhaftesten Mitgliedern dieser kleinen aber äußerst rührigen Partei und zollten ihm auch die übrigen Fractionen eine gewisse Achtung, deren sich nicht alle Genossen der äußersten Linken erfreuten. Zugleich war er einer der gewandtesten und besten Redner des Hauses; seine mit volltönender Stimme gesprochenen Reden, die sich durch juristischen Scharfsinn und strenglogische Beweisführung kennzeichneten, hatten etwas Packendes. Als er gelegentlich des Malmöer Waffenstillstandes gegen Ende einer zündenden Rede ausrief: Auch wir verweilen mit Wohlgefallen auf den Bildnissen des Großen Kurfürsten und Friedrich des Großen; aber diese würden sich im Grabe herumdrehen, wenn sie vernehmen könnten, wie ihr Andenken dazu mißbraucht wird, um Deutschland von Dänemark in den Staub treten zu lassen, da erscholl (wie Wichmann in seinen Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche berichtet,) von den verschiedensten Seiten ungetheilter stürmischer Zuruf, der nur noch überboten wurde, als er zum entschlossenen Handeln auffordernd, mit Goethe's Worten schloß:

„Säume nicht, dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht, — und rasch ergreift."

Als der Rest des Parlamentes (das sog. Rumpfparlament) Anfang Juni 1849 nach Stuttgart übersiedelte, war S. bei dem Reste. Er blieb bis zur Sprengung der Versammlung und flüchtete dann im Juli in die Schweiz (nach Horn und Appenzell), wo er ein ziemlich unstätes Leben führte. Mittlerweile wurde er in Trier in contumaciam zum Tode verurtheilt. Die später erlassene Amnestie fand auf S. als früheren preußischen Landwehrofficier keine Anwendung. In der ersten Zeit lebte er in der Ostschweiz, theilweise in den Urkantonen; vom Herbst 1850 bis dahin 1851 vertauschte er seinen Aufenthalt mit dem in Waadt, während er die Jahre 1852 und 53 in Genf und Bern verlebte. Von da unternahm er mancherlei Ausflüge ins Berner Oberland und nach Chamouny. Vom Herbste 1853 bis Sommer 1855 finden wir den unsteten Wanderer in Oberitalien (meist an der Riviera), zuletzt in Nizza, wo er die Vorrede zu seinem zweibändigen Werke „Aus dem Exil" (Gießen 1855, I. 262, II. 356) schrieb. Das Werk schildert seine Erlebnisse und Fahrten vom Rumpfparlamente bis zu seiner Uebersiedlung nach Paris (Juni 1849 bis Juli 1855). Es enthält jedoch nicht bloße Memoiren; es sind ihnen (wie die Vorrede selbst sagt) „häufig Naturbeschreibungen, andre Mittheilungen und manches Wissenswerthe beigefügt". Da S. in der Schweiz trotz wiederholter Versuche keine ihm zusagende Stellung fand, ging er nach Paris und trat dort (1855) als Commis in ein Bankhaus; 1866 gründete er ein eigenes Geschäft, das er nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges (gegen Ende 1870) auflöste. Er verließ Frankreich und nahm seinen Wohnsitz zu Montreux am Genfer See, wo er nach verhältnißmäßig kurzem Aufenthalte — in der Heimath vergessen und verschollen — am 2. Februar 1872 mit Tod abging. Zum Unterschiede von Max Simon aus Wohlau in Schlesien und Heinrich Simon aus Breslau, welch' Letzterer mit unserem S. auf der äußersten Linken in der Paulskirche saß, und sich gleichfalls am Rumpfparlamente betheiligte, führte S. den Namen „Simon von Trier".

Siehe die kurzen, gleichlautenden Artikel der Convers.-Lexc. — H. Laube,

Das erste deutsche Parlament Bd. I—III, besonders III, 121. 363. — W. Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche. S. 96. 238. 355. 406. 411. — Mündliche Mittheilungen von Altersgenossen.

v. Eisenhart.

Simonis: Johann S., geb. am 10. Febr. 1698 zu Drusen bei Schmalkalden, gebildet auf der Universität Halle, dann Conrector des Gymnasiums und Professor der Kirchengeschichte und der christlichen Alterthümer daselbst, starb am 2. Jan. 1768 (Winer, Hdb. der theol. Lit. 1838 Bd. II, S. 780). — Seine hauptsächlichsten Verdienste erwarb er sich auf dem Gebiete der alttestamentlichen Philologie, für welche er zuerst in Halle durch Joh. Heinrich Michaelis und Christian Benedict Michaelis gewonnen war. Das Studium der Arbeiten von Albert Schultens gab ihm die Richtung auf Erläuterung des Hebräischen aus den verwandten Dialekten, insbesondere aus dem Arabischen. Zuerst trat er hervor mit seinem „Arcanum formarum nominum linguae hebraeae“ 1735 (s. den vollständigen Titel bei Winer a. a. O. I, 119), in welcher Schrift er eine Scheidung der reinen Nominalbildungen von den durch Bildungsansätze vermehrten durchzuführen versuchte. Zur Stellung dieser Schrift innerhalb der zeitgenössischen lexikalischen Forschung vgl. Diestel, Gesch. des alten Testaments 1869 S. 452. — Daran schloß sich 1741 das „Onomasticum Veteris Testamenti“ (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I, 121. Zur Sache vgl. auch Meyer, Gesch. der Schrifterklärung IV, 94 ff.), in welchem er eine vollständige Sammlung der Personen- und Ortsnamen des A. T.'s gab und zugleich eine etymologische Deutung derselben nach Schultens'schen Principien versuchte. Letzteres besonders auch in dem als Anhang beigegebenen „Spicilegium observationum et additionum ad arcanum formarum nominum hebraearum“ (vgl. Meyer a. a. O. S. 111). Die Anordnung der Namen ist nach etymologischen Grundsätzen gegeben. Es gehen voran die einfachen Namenbildungen, die vom Primitivstamm ausgehen, darauf folgen die Bildungen von verdoppelnden wiederholenden Stämmen, dann Segolatbildungen, dann Nominalbildungen, die vom Imperfectstamm ausgehen, dann von ihm sogenannte Nomina dagessata, dann Namenbildungen mit Vorsatzlauten, dann solche mit Ansätzen, dann Thiernamen, die auf Menschen übertragen sind, dann solche Namen, die einfache Verbalformen bilden, dann zusammengesetzte, endlich ausländische Namen. Ueber die Unhaltbarkeit dieser systematischen Gliederung braucht kein Wort verloren zu werden. Immerhin aber war es anzuerkennen, daß einmal der Versuch gemacht wurde, den gesammten Namenstoff nicht blos zu sammeln, sondern auch etymologisch durchzuarbeiten und zu sichten, wenn es auch nicht ausbleiben konnte, daß viel Verfehltes unterlief. Wünschenswerth wäre nur gewesen, daß S. das, was er hätte erreichen können, auch wirklich gethan hätte: nämlich die Stellensammlung zu den einzelnen Namen vollständig zu geben. Daran hat er es aber bei weitem fehlen lassen. Immerhin ist das Buch noch heute nutzbar und namentlich der index nominum propriorum hebraeus für jeden Lexikographen eine Erleichterung. — Er dehnte diese Studien später auch auf die alttestamentlichen Apokryphen und auf das N. T. aus in seinem „Onomasticum N. T. et librorum V. T. apocryphorum“ (s. d. vollst. Titel bei Meyer a. a. O. IV. 121) 1762. — Vgl. W. Grimm in theol. Studien und Kritiken 1875 Heft 3 S. 496. — Besonders aber beförderte er die Lexikographie seiner Zeit durch das „Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum“ 1757 (s. den vollst. Titel bei Meyer a. a. O. IV, 94). Hier war sein Hauptbestreben darauf gerichtet, in dem vorliegenden sprachlichen Material des A. T.'s eine genaue Scheidung der abgeleiteten Bildungen von den Wurzeln durchzuführen, die letzteren mit Zuhülfenahme der Dialekte, insbesondere des Arabischen festzustellen, die in denselben liegende angebliche Urbedeutung zu ermitteln und von

ihr aus die gesammte Bedeutungsentwicklung durch die einfachen und abgeleiteten Wortformen hindurch zu verfolgen. Natürlich konnte es dabei nicht ohne manche Täuschungen abgehen, wenn S. in bestimmten arabischen Wurzeln die Urform und Urbedeutung eines Wortes gefunden zu haben glaubte und von hier aus das ganze lexikalische Material der betreffenden Wortsippe wähnte anordnen und erklären zu können. Doch blieb ihm jedenfalls das Verdienst, die wirklich vorkommenden Worte und Formen des A. T.'s genau und vollständig zusammengestellt, manche anomale Erscheinungen nach sprachwissenschaftlichen Grundsätzen aufgehellt, eine bessere Bedeutungsentwicklung als seine Vorgänger gegeben und vieles Phraseologische sorgfältiger erläutert zu haben. Mit Recht ward darum diese Arbeit bei ihrem Erscheinen mit Anerkennung begrüßt. (Vgl. Hetzel, Gesch. der hebr. Sprache 1776 S. 305 f. Gesenius, Gesch. der hebr. Sprache 1815 S. 134.) — Das Werk erlebte mehrere Auflagen. Die 2. erschien 1771; die 3. ward 1793 von J. G. Eichhorn mit Nachträgen aus den Arbeiten von J. D. Michaelis u. a. bereichert (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I, 122; zur Sache vgl. Eichhorn, allg. Bibl. der biblischen Litteratur V, 561—566. Meyer a. a. O. V, 113—115); die 4. von Winer 1828 (auch unter selbstständigem Titel [Winer a. a. O.]) ward durch fleißige und werthvolle Zusätze unter Benutzung von Gesenius seit 1810 erschienenen lexikalischen Arbeiten insbesondere auch zu den Partikeln verbessert. Kamphausen in Bleek's Einleitung in das A. T. 3. Aufl. 1870 S. 143 nennt diese Ausgabe „noch jetzt schätzbar". Ueber die Stellung dieser Arbeit in der zeitgeschichtlichen Entwicklung der Lexikographie des Hebräischen vgl. Diestel a. a. O. S. 571 ff. — Daß auch der Wortschatz des biblischen Aramaismus dabei Berücksichtigung fand, zeigt schon der Titel des lexicon manuale. — Dem Gebiete der Grammatik gehört seine „Introductio grammatico-critica in linguam hebraeam" an (s. den vollst. Titel bei Meyer a. a. O. IV, 109), welcher ebenfalls ein Anhang de lingua chaldaica beigefügt war, 1753. Doch stand diese Leistung hinter seinen lexikalischen zurück (Gesenius, a. a. O. S. 131. Diestel, a. a. O. S. 565, 566). — Auch veranstaltete S. eine Ausgabe der hebräischen Bibel 1752 (Halle), welche wesentlich in der 2. Auflage von 1767 verbessert, ein correcterer Abdruck der van der Hooght'schen Ausgabe war. Beigefügt waren 4 Anhänge: 1. eine Erklärung der Ketibs und Qeris (auch besonders abgedruckt vgl. Rosenmüller, Handbuch f. d. Lit. der bibl. Kritik I, 602), 2. eine interpretatio epicriseon masorethicarum (der maßorethischen Bemerkungen am Schluß der Bücher), 3. explicatio notarum marginalium (der Anmerkungen der Maßorethen am Rande der Handschriften und Ausgaben des A. T.'s), 4. ein kurzes Vocabularium zum A. T. — Wieder abgedruckt ist diese 2. Ausgabe 1822 und 1828 (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I. 39, 40; vgl. Kamphausen bei Bleek[3] S. 833, Meyer a. a. O. IV, 153, 154 und besonders bei Rosenmüller, Hdbuch. für d. Lit. der bibl. Kritik I, 238—240). — Ueber das lexicon manuale graecum 1766 s. W. Grimm in Theol. Studien und Kritiken 1875 H. 3 S. 495 f. Von seinen akademischen Vorlesungen sind nach seinem Tode von S. Mursinna herausgegeben worden: die über die jüdischen Alterthümer, welche auf Adr. Reland's antiquitates beruhten 1769 (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I, 137) und die über die christlichen Alterthümer 1769, die auf Baumgarten's breviarium antiquitatum christianarum von 1747 zurückgingen (s. Winer a. a. O. I, 607). —

C. Siegfried.

Simonius: Johannes S., geboren 1622 in Hermannstadt, † daselbst am 11. Mai 1669. Sein Vater Stephan S. war Provinzialnotarius, d. i. Schriftführer des Rathes von Hermannstadt und der sächsischen Nationsuniversität (der gewählten Vertretung der sächsischen Nation, die in jährlichen

Tagfahrten zu politischen und gerichtlichen Verhandlungen und Entscheidungen zusammentrat); der Sohn, von 1639 bis wahrscheinlich 1642 Schüler der obern Classen des Hermannstädter Gymnasiums, dann, wie er sich 1648 nannte, Politicae Studiosus, betrat dieselbe Laufbahn. Schon im 28. Lebensjahr (14. März 1650) wurde er in dieselbe Stelle gewählt, am 20. Aug. 1660 in den Hermannstädter Rath berufen und hier am 12. März 1662 Bürgermeister, welches Amt ihm 1666 wieder übertragen wurde, ohne daß er dadurch aufgehört hätte, als Notarius thätig zu sein. Simonius' Amtswaltung fiel in eine für die sächsische Nation ungewöhnlich schwere Zeit, die ihren Höhepunkt (1653) im landtäglichen Angriff der Mitstände auf deren altverbriefte Ur- und Grundrechte, später in blutigem Bürgerkrieg, in zerstörenden Türken- und Tartareneinfällen fand. Da ist es unsers Provinzialnotarius Verdienst, daß seine, in einem Folioband im Archiv der sächsischen Universität und der Stadt Hermannstadt aufbewahrten Aufzeichnungen für einen Theil jener Schreckenszeit eine Geschichtsquelle ersten Ranges enthalten, die in ihrer Bedeutung für die tiefere Erkenntniß des siebenbürgischen Lebens in jenem Menschenalter unmittelbar neben der Kraus'schen Chronik (s. A. D. B. XVII, 70) steht. S. ist in den lateinischen Classikern heimisch, ein reich gebildeter, in den Staatsgeschäften bewanderter, durch umfassende Sach- und Personenkenntniß hervorragender, sein Volk mit Feuereifer liebender Geist. Die Anschaulichkeit und Naturwahrheit seiner Schilderung ist oft gradezu ergreifend; die Darstellung gewinnt nicht selten dramatisches Leben. Sie geht allerdings immer selbst aus eigener unmittelbarer Anschauung und Empfindung hervor. S. hat nämlich in Berichten und Tagebüchern theils in deutscher, theils in lateinischer Sprache aufgezeichnet, was er in einer Reihe von siebenbürgischen Landtagen und Versammlungen der sächsischen Nationsuniversität als Mitwirkender selbst gesehen und erlebt, in vielen Fällen belegt durch Acten, die sich sonst nicht mehr finden. Die Landtagstagebücher umfassen die Zeit von 1651—1657 und sind gedruckt in Alexander Szilaghi's inhaltreichem Werk: Monumenta comitialia regni Transsylvaniae (Band XIII, Budapest 1888). Seine oft an die Treue von Photographien mahnenden Darstellungen gewähren nicht nur einen überraschenden Einblick in den Wirkungskreis der siebenbürgischen Landtage zu jener Zeit, in das Gewohnheitsrecht ihrer Geschäfts-Ordnung oder -Unordnung, in die Art, wie die Gegenstände dort behandelt werden, in das innere Getriebe der Parteien, worüber die gedruckten Landtagsartikel gänzlich schweigen, sondern sie sind auch überreich an sprechenden Einzelzügen zum Culturbild jenes Geschlechts und enthalten zugleich eine Fülle, man muß sagen, von Stimmungsbildern und Zeichnungen von Personen aus jenen Tagen, die mit dem unauslöschlichen Eindruck von Naturwahrheit den Leser ergreifen, die tiefsten Anschauungen der führenden Kreise über Gesetz, Recht und Staat offen darlegen, und mitten hineinführend in die sturmvollen Kämpfe, welche der unausgeglichene Gegensatz der nationalen und socialen Interessen zwischen den ständischen Nationen der Ungarn, Sekler und Sachsen immer aufs neue entzündet, den Schmerz verstehen lassen, in dem S. an einer Stelle das bittere Wort aus Tacitus ausruft: Deest nobis terra, in qua vivamus! — Die Tagebücher der Universitätsversammlungen (1650—1657) harren noch der Veröffentlichung.

Johann Seivert, Nachricht von Siebenbürgischen Gelehrten. Preßburg 1785. Derselbe: Die Provinzialbürgermeister von Hermannstadt. Hermannstadt 1792. — J. Trausch, Schriftstellerlexicon der Siebenbürger Deutschen. Band III. Kronst. 1871. — Correspondenzblatt des Vereins für Siebenbürg. Landeskunde, Jahrgang X (1887) 59, XII (1889) 55, XV (1892) 24.

G. D. Teutsch.

Simrock: Karl Joseph S., Dichter und Germanist. Er wurde am 28. Aug. 1802 zu Bonn a. Rh. geboren als das 10. und jüngste Kind eines ehemals kurfürstlichen Hofmusikus, der sich nach der Vertreibung des Hofes ganz auf den Musikalienhandel gelegt und ein — noch heute fortblühendes — musikalisches Verlagsgeschäft begründet hatte. Im Elternhause bewunderte man Napoleon und liebte die französische Nation, das Lyceum, in das Karl eintrat, war eine französische Anstalt — und doch fand der Knabe bereits den Weg zu den Meisterwerken der deutschen Dichtung, begeisterte sich an den großen Gestalten deutscher Sage und Geschichte und begrüßte mit Jubel die Niederwerfung des Franzosenkaisers. Im Spätjahr 1818 als Jurist immatriculirt, gehörte S. zu den ersten Studenten der jungen Bonner Universität, die Ostern 1819 eröffnet wurde. Das Interesse an deutscher Geschichte und Litteratur, das ihn in die Hörsäle E. M. Arndt's und A. W. Schlegel's führte, brachte ihn auch mit Heinrich Hoffmann (v. Fallersleben), J. B. Rousseau, Ed. Böcking und Heinrich Heine in Berührung, und den Verkehr mit Heine setzte S. auch in Berlin fort, wohin er sich im Herbst 1822 zum Abschluß seiner juristischen Studien begab. Heine schätzte den tüchtigen und offenen Menschen und legte Werth auf sein Urtheil in litterarischen Dingen. Das Altdeutsche, auf das ihn in Bonn ohne tiefere Anregung A. W. Schlegel geführt hatte, trieb S. zunächst mit Heine bei v. d. Hagen weiter, um dann mit dem bald befreundeten Wilhelm Wackernagel einer der ersten Schüler K. Lachmann's zu werden, der im Spätjahr 1824 von Königsberg nach Berlin berufen wurde. Früh schon hatte sich bei S. die poetische Ader geregt, und ein lebendiger Verkehr mit Chamisso, Hitzig, Gubitz und andern Genossen der „Mittwochsgesellschaft“ belebte die eigene lyrische Production wie den Cultus Goethe's, den der Jüngling schon zur Universität mitgebracht hatte. S. blieb auch, nachdem er die zweite Staatsprüfung bestanden hatte, als Referendar am Kammergericht in Berlin und vollendete hier im Winter 1826 in raschem Zuge die Uebersetzung des Nibelungenliedes, zu der ihn nach dem Erscheinen von Lachmann's Ausgabe Niebuhr ermuntert hatte: sie erschien zu Ostern 1827 und wurde dem deutschen Volke von keinem geringeren als Goethe warm empfohlen. Gleichwohl brachte sie es erst im Jahre 1839 zu einer zweiten Auflage, hat aber freilich seitdem bereits das halbe Hundert überschritten.

Auf politischen Gebiete hatte der warmblütige Rheinländer die Fortschritte der Reaction wie die Regungen des Liberalismus in Deutschland und Frankreich mit Antheil verfolgt, und als zu Anfang August 1830 in Berlin die Nachricht vom Sturze der Bourbonenherrschaft eintraf, feierte er den Sieg der Freiheit in einem stark rhetorischen Gedichte „Drei Tage und drei Farben“. In einem freisinnigen Blatte gedruckt, brachte es dem poetischen Referendar die Entlassung aus dem preußischen Justizdienst und wurde so der Anlaß, daß sich S. ganz der Litteratur und der Wissenschaft widmete. Bald nach der Entlassung ist die Vorrede zu dem Sammelwerke „Die Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen“ (1831, 3 Thle.) geschrieben; das Titelblatt nennt vor S. zwei hilfreiche Freunde, Th. Echtermeyer und L. Hentschel, deren Namen in einer zweiten, durch sagengeschichtliche Excurse vermehrten Ausgabe (Bonn 1872, 2 Bde.) mit Recht fortgelassen sind. Die Mußezeit verwandte S. zunächst in eindringendem Studium auf eine Uebersetzung der Gedichte Walther's von der Vogelweide; sie erschien 1833 in 2 Bänden mit Anmerkungen Wilhelm Wackernagel's, die später wegblieben, und hat es auf 7 Auflagen gebracht. Die tödtliche Erkrankung des Vaters hatte inzwischen S. an den Rhein zurückgeführt, und er blieb hier, in behaglichen Vermögensverhältnissen und seit 1834 in glücklicher Ehe, wohnen, indem er eine ungemein rege Thätigkeit als Sammler, Uebersetzer und nicht zum mindesten als selbständiger dichterischer Erneuerer alter Sage entfaltete. Zu den alten knüpfte

er als Poet und Germanist neue Beziehungen in Nah und Fern, und sein Haus in Bonn, sein Weingut in Menzenberg bei Honnef waren gastliche Heimstätten für den Kreis junger Dichter, der sich in den 30er und 40er Jahren am Rhein zusammenfand (Pfarrius, Smets, Kinkel, Freiligrath, Geibel, Al. Kaufmann, Wolfg. Müller). Damals erschienen u. a. die poetischen Sammlungen der „Rheinsagen“ (1836) und des „Kerlingischen Heldenbuches“ (1848), die Erneuerung der „Deutschen Volksbücher“ (von 1839 ab, Gesammtausgabe 1845 bis 1867; 13 Bde.), die Uebersetzungen des „Parzival und Titurel“ (1842, 2 Bde.) und der „Gudrun“ (1843), die Nachdichtung des „Guten Gerhard“ (1847), ferner der erste Theil seines groß angelegten „Amelungenliedes“ (1843) und als dessen Vorläufer „Wieland der Schmied“ (1835), sowie das „Kleine Heldenbuch“ (1844), mit diesem gleichzeitig die erste Sammlung der „Gedichte“ (1844). Den Ereignissen des Jahres 1848 stand S., der ganz in der vornehmsten Bethätigung des Patriotismus lebte, mit Schmerz und Sorge gegenüber. Er stellte (vgl. das Gedicht „Deutschland über Alles“) die Sache des Vaterlandes höher als die Sache der Freiheit und befürchtete von der Demokratie die Schädigung des Deutschthums und der Cultur. Es ist bezeichnend für ihn, daß er in jenen trüben Tagen deutsche Volksbücher und Räthsel sammelte und ein „Deutsches Kinderbuch“ (1850) vorbereitete.

Nach mehrfachen vergeblichen Anläufen erhielt S. 1850 eine ao. Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Bonner Universität; aber erst die Ablehnung eines Rufes nach München brachte ihm, dessen Vermögensverhältnisse inzwischen zurückgegangen waren, ein mäßiges Gehalt ein; 1853 folgte die Ernennung zum Ordinarius. Mit Ausnahme eines Jahres (1860/61), das er in einer Heilanstalt für Nervenkranke zubringen mußte, hat er bis zu seinem Tode regelmäßig Vorlesungen gehalten, in denen er die Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, deutsche Mythologie und von den altdeutschen Dichtern Walther von der Vogelweide bevorzugte, gelegentlich wohl auch Goethe's Faust interpretierte. Er ward kein Lehrer mehr von glänzenden Erfolgen und Schule bildender Wirksamkeit, aber der warme innere Antheil und das zwar nicht scharfe, aber klare Urtheil, mit dem er ein reiches Wissen vortrug, haben in seinen besten Jahren doch manchem den Sinn fürs deutsche Alterthum erschlossen. In dieses letzte Lebensdrittel fallen fast sämmtliche Arbeiten Simrock's von wissenschaftlicher Haltung oder wissenschaftlichen Ansprüchen, so namentlich seine „Deutsche Mythologie“ (1855), sodann von den Uebersetzungen die der „Edda“ (1851), des „Tristan“ (1855), des „Heliand“ (1856), des „Beowulf“ (1859), des „Freidank“ (1866), einzelnes von Shakespeare, Ef. Tegnér und den altitalienischen Novellisten; Erneuerungen des Seb. Brant, Joh. Pauli, Logau, Spee. Schließlich die Vollendung seines großen Epos, des „Amelungenliedes“ (1852), die „Legenden“ (1855), die neue Auswahl der „Gedichte“ (1863) und die „Dichtungen“ (1872), in denen er eignes und angeeignetes, episches, lyrisches, didaktisches und dazu eine Erneuerung des Volksschauspiels vom Doctor Faust aufnahm. In voller geistiger Frische und mit dem Enthusiasmus eines Jünglings durchlebte er die große Zeit der Einigung unseres Volkes und der Wiederaufrichtung des Kaiserthums und stellte sich mit seinen „Kriegsliedern“ (1870) und den „Liedern fürs deutsche Volk aus alter und neuer Zeit“ (1871) auch in den Dienst des neuerwachten Volksgeistes. Er warnte vor den Gefahren, welche das Unfehlbarkeitsdogma heraufbeschwor, und trat mit Eifer protestirend der Bonner altkatholischen Gemeinde bei. Kleine und große Schäden unter den lieben Landsleuten sah sein klares Auge und geißelte seine liebenswürdige Feder im „Neuen Narrenschiff“ („Dichtungen“ S. 322). Regsam in der alten Weise fortarbeitend und fortdruckend nahm ihn am 18. Juli 1876 der Tod hinweg.

In Simrock's schwer zu übersehender Gesammtproduction treten die Arbeiten streng philologischer Natur fast ganz zurück. Das beste was er für die Wissenschaft, der seine litterarische Thätigkeit manchen Jüngling früh geworben haben mag, direct geleistet hat, ist den „Gipfelpunkten der altdeutschen Dichtung“ zu gute gekommen, als die er Walther von der Vogelweide und die Nibelungen bezeichnete; in seiner Professorenzeit erschienen, sind die Schrift „Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung“ (1858) und die Ausgabe der Gedichte Walther's (1870) doch in der Werkstatt des Uebersetzers vorbereitet. Wie S. den Unterschied zwischen Lied und Spruch bestimmt und die Sprachtöne bezeichnet hat, so halten es die Germanisten; andere seiner Anregungen (die Liedertöne, Chronologie der Sprüche) stehn jedenfalls noch heute zur Discussion. Und eben gegenwärtig wird auch seine fein ausgeführte Ansicht vom volksthümlichen Ursprung der Nibelungenstrophe durch neue Gründe gestützt, erfährt sein Hinweis, daß der Schlüssel zur deutschen Metrik im Volkslied und Sprichwort zu suchen sei, durch Rud. Hildebrand u. A. die schönste Ausführung. Problemen der höhern Kritik, wie sie auch der von S. neu herausgegebene „Wartburgkrieg“ (1858) darbietet, zeigte er sich dagegen nicht gewachsen; zur Förderung der großen „Nibelungenfrage“ hat er, der sich durch 50 Jahre immer wieder mit dem Epos beschäftigte, nichts beigesteuert. Und seine „Mythologie“ stellt in der Geschichte unserer Wissenschaft nicht einmal eine Etappe dar: dieser Versuch, die ganze Götterlehre der Edda als eigensten poetischen Besitz unserer Voreltern „auf den offenen Markt der Nation zu bringen“, bezeichnet vielmehr einen entschiedenen Rückschritt gegen Jac. Grimm, den S. durch Mehrung des mythologischen Wissensschatzes, voreilige Deutung und geistige Verwerthung überbieten wollte. Wie fremd und gleichgiltig S. jede Quellenkritik war, zeigt sich am deutlichsten da, wo sie sich ihm einfach aufdrängen mußte, bei den „Quellen des Shakespeare“. Dagegen soll es ihm unvergessen sein, wie er von früh auf bis in sein spätes Alter hinein neben den altdeutschen Studien immer wieder Goethe aufgesucht und noch ein Jahr vor seinem Tode eine Jugendliebe erneuert hat mit der Ausgabe des „Westöstlichen Divan, mit den Auszügen aus dem Buch des Kabus“ (1875).

Der Dichter und der Uebersetzer sind bei S. von dem Gelehrten durchaus nicht zu trennen, ja mit naiver Unbefangenheit löst gelegentlich einer den anderen ab: es macht S. gar nichts aus, in Bd. 10 seiner „Deutschen Volksbücher nach den ächtesten Ausgaben hergestellt“ die Geschichte von den 7 Schwaben aufzunehmen, wie er selbst sie aus der köstlichen Prosa Ludw. Aurbacher's in die Strophen und den Stil der Jobsiade umgekleidet hat. In seinem großen „Heldenbuch“ läßt er auf „Nibelungenlied“ und „Gudrun“ seine eigene Ausgestaltung der Dietrichsage als dreibändiges „Amelungenlied“ folgen. Von einer Uebersetzung der „Edda“ zur Abfassung einer deutschen Mythologie dünkt ihn nur ein Schritt: und das Ziel des Historikers alter Sage und Poesie gilt ihm völlig gleich mit dem ihres dichterischen Wiedererweckens. Dies Ziel ist „das Herz des Volkes“, wie er selbst sagt: er will in ihm das erstorbene Vaterlandsgefühl wieder ins Leben rufen, und thatsächlich gehört er zu den besten und ist sicher der erfolgreichsten einer unter denen, welche zwischen 1830 und 1870 dafür gesorgt haben, daß die Wissenschaft Jac. Grimm's in der Bildung und Gesinnung der Nation Früchte trug.

Freilich ist viel überhastetes und ohne Zweifel auch handwerksmäßiges in Simrock's Betriebsamkeit: keine seiner Uebersetzungen kann als ein Meisterwerk gelten, wird auf die Dauer unserer Litteratur angehören, wie etwa das, was Wilh. Hertz als Uebersetzer geleistet hat; auch der Walther von der Vogelweide nicht, auf den er bei weitem den meisten Fleiß und die größte Liebe verwandt hat. Niemand wird heute mehr Goethe das Lob nachsprechen, daß Simrock's Nibelungenlied

von dem alten „Gemälde nur den verdunkelnden Firniß“ weggenommen habe, denn dieser angebliche Firniß ist ein zarter, undefinirbarer Farbenstaub, der nur dem Sprachkundigen sichtbar ist, dem Laien durch nichts ersetzt werden kann. Kein Germanist wird heute noch Simrock's Streben planmäßig fortsetzen und dem deutschen Volke eine möglichst große Masse altdeutscher Poesie in sprachlicher Umformung aufdrängen wollen, und jeder nüchterne Beurtheiler wird das Maß des wirklichen Verständnisses, das durch diese Uebersetzungen vermittelt wurde, recht gering anschlagen. Und doch haben sie unzweifelhaft eine historische Aufgabe erfüllt: sie haben Stimmung gemacht, die der Wissenschaft Wärme und Enthusiasmus erzeugt, die der nationalen Erhebung zu gute gekommen sind. Sie waren und sind zwar eine magere, aber doch unendlich bessere Kost als jene Ausgaben, welche durch schülerhafte Anmerkungen ein nothdürftiges Wortverständniß ermöglichen, das wahrlich keinen bessern Begriff von den alten Dichtungen gibt. Und ausdrücklich muß ein ehrlicher Philolog S. Recht geben, wenn er auch noch die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts sprachlicher Erneuerung für bedürftig hielt.

Der Dichter Simrock gehört zu den sympathischsten Erscheinungen aus dem Gefolge Uhland's und Chamisso's. Er hat ein paar kleine Stücke geschaffen, die uns, wie die „Warnung vor dem Rhein“ und das „Ständchen“, ans Herz gewachsen sind und unvergänglich scheinen. Er hat auch sonst in der leichten Lyrik, im fröhlichen Gesellschaftsliede, in der historischen Ballade und im derben holzschnittmäßigen Schwank vortreffliches geleistet, in schelmischer Satire und im urwüchsigen Kernspruch oft den Nagel auf den Kopf getroffen. Auch seinen größeren Sagendichtungen fehlt es nicht an echter Poesie, die dem besten aus der alten Ueberlieferung abgelauscht scheint. Aber im ganzen sagen uns heutigen doch seine Knittelverse fast besser zu, als diese endlosen Nibelungenstrophen, und einer dauernden Wirkung scheint keines dieser Werke fähig. Aber sie alle gehören zu dem Gesammtbilde, zu dem Lebenswerke des Mannes, und dieses Lebenswerk als ganzes genommen, wird in der Bildungsgeschichte unseres Volkes unvertilgbar fortleben.

Nic. Hocker, Carl Simrock. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1877. — Heinr. Düntzer, Erinnerungen an Carl Simrock, Pick's Monatsschrift für Westdeutschland II (1876), 321—345. 501—531; III (1877), 1—18. 159—186.

Edward Schröder.

Simrock: Nikolaus S., der Gründer der bekannten Musikverlagshandlung in Bonn, die sich jetzt in Berlin befindet. Er war 1752 in Mainz geboren, wurde Waldhornist, diente neun Jahre im französischen Heere und wurde 1774 zweiter Waldhornist an der kurfürstl. Capelle in Bonn mit 400 Fl. jährlichem Gehalt und 1789 erster Waldhornist. Er legte sich nebenbei einen kleinen Handel mit geschriebenen Noten an, erlernte die Kupferstecherei und begann Noten in Kupfer zu stechen. Um 1783 nennt er sich Commissionär der Verleger Götz in Mannheim, Artaria in Wien und Keller in Kassel. Als die Franzosen Bonn besetzten und der Kurfürst floh, hatte sein Musikhandel schon einen solchen Umfang angenommen, daß er sich und seine Familie damit erhalten konnte und das Waldhorn bei Seite legte. Neben gangbaren und gewinnbringenden Verlagsartikeln war er stets bedacht auch die Kunst zu fördern und Werke zu verlegen, die nur wenig Gewinn vorläufig versprachen. Wenn sie dennoch gegen Erwarten sich als zugfähig erwiesen, dann honorirte er freiwillig den Künstler auf eine ehrende Weise. So hatte er z. B. Mendelssohn's Lieder ohne Worte verlegt und für die ersten Hefte nur ein kleines Honorar gezahlt, als sie sich aber als so gewinnbringend zeigten, übersandte er Mendelssohn freiwillig 1000 Thlr.

(Schlesinger ist es Weber gegenüber nie eingefallen, demselben ein nachträgliches Geschenk für den Freischütz zu machen, der ihn zum reichen Manne gemacht und für den er Weber 100 Thlr.! gezahlt hatte). Simrock stand mit allen bedeutenden Componisten in Verbindung, von Beethoven bis auf Spohr und ebenso war er bemüht, ältere classische Werke wieder bekannt zu machen. Er starb in Bonn im Jahre 1834. Sein Sohn und Nachfolger Peter Joseph, geb. am 13. Aug. 1792 zu Bonn, † am 13. Dec. 1868, führte das Geschäft in gleichem Sinne fort und errichtete in Köln und Brüssel Filialen. Der jetzige Besitzer, Fritz, verlegte 1870 das Geschäft von Bonn nach Berlin. An ihm fand Brahms eine wesentliche Stütze, bis sich das Verhältniß umkehrte und nun Simrock durch Brahms geehrt wird. — Nikolaus hatte einen Bruder, Heinrich, der sich als Componist auszeichnete. Er war an derselben Capelle Violinist und schrieb Duos für 2 Hörner, Duos für Violine und Bratsche u. a. Fétis begeht in seiner Biographie universelle den Fehler, diese Compositionen Nikolaus zuzuschreiben. Nach Auflösung der Bonner Capelle ging er nach Paris, wo ihn Fétis kennen lernte. Er muß dort eine Filiale seines Bruders gegründet haben, denn ich kenne Duos von Joseph Haydn, die als Verleger Heinrich und Nikolaus Simrock nennen. Später soll er wieder nach Bonn zurückgekehrt sein.

Vgl. Thayer's Biogr. Beethoven's I, 150. — Reichard's Gothaer Theaterkalender von 1796, S. 156. Rob. Eitner.

Sinapius: Johann S., schlesischer Genealog und Geschichtschreiber, stammte aus einer ursprünglich schlesischen, dann nach Ungarn ausgewanderten Pastorenfamilie. Geboren zu Tepla im Liptauer Comitat am 11. September 1657, wechselte er in der Jugend öfter mit seinem Vater Daniel den Ort und lernte auch das Elend der Verbannung kennen. Dann studirte er in Leipzig und fand 1692 zu Oels in Schlesien eine Anstellung als Prorector und Bibliothekar an der fürstlichen Schule, wurde 1700 zum Rector ernannt und auch zum Lehrer der fürstlichen Söhne berufen. 1707 erlangte er das Rectorat des Vereinigten Gymnasiums zu Liegnitz und starb dort eines plötzlichen Todes am 5. October 1725. Im Jahre 1694 hatte er in Oels Maria Elisabeth Titz geheirathet, die ihn über 30 Jahre überlebte. — Außer Schulprogrammen im Geschmacke seiner Zeit hat S. eine „Olsnographia, Beschreibung des Oelsnitzer Fürstenthums“, in 2 Bänden, Leipzig und Frankfurt 1707, und die noch heute die Grundlage der schlesischen Genealogie bildenden „Schlesischen Curiositäten“, 2 starke Bände in 4°, Leipzig 1720 und 1728 (I. Schlesischer Curiositäten erste Vorstellung ꝛc., II. Des Schlesischen Adels anderer Theil oder Fortsetzung schlesischer Curiositäten), geschrieben. Beider Bücher sind sehr sorgfältig und nicht ohne Kritik zusammengetragen, sie bieten eine staunenswerthe Fülle von Nachrichten. Ueber die zu den Curiositäten benützten Quellen gibt er Auskunft in den Vorreden zu beiden Bänden.

J. Ch. Leuschner, Ad Conradi Silesiam togatam Spicilegium 25. — Ueber die Herkunft seiner Familie äußert sich S. selbst in der Olsnographia I, 446. Markgraf.

Sincère: Claudius S., Freiherr, k. k. Feldzeugmeister und Großkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens, wurde, unbekannten Ortes, im Jahre 1696 in Lothringen geboren und trat 1710 in die kaiserliche Infanterie ein. Ueber seine Jugend und früheste Dienstzeit liegen nur wenige und unzuverlässige Nachrichten vor. Bemerkbar machte er sich erst in den Türkenkriegen, in welchen er am 4. Juli 1738 bei Kornja, am 20. Juli 1739 bei Grocka mit dem Infanterieregimente Nr. 3 — zu dessen Obersten und Commandanten er im Mai 1738 ernannt wurde — focht. Im J. 1740 kam er in gleicher Eigenschaft zum Infanterieregiment Nr. 17; mit diesem forcirte er am 19. Nov. 1744 den Ueber-

gang über die Elbe bei Teltschitz und zog hierauf mit 17 Grenadier-Compagnien an der Spitze der Armee über diesen Fluß. In der Schlacht bei Hohenfriedberg, am 4. Juni 1745, war sein Regiment eines derjenigen, welche zuletzt die Wahlstatt verließen, er selbst wurde hier verwundet. 1753 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor, welcher bald die Berufung nach Wien folgte, wo seiner die ehrenvolle Aufgabe harrte, die Officiere in den Geist des neuen Exercierreglements einzuführen. Im Jahre 1756 zum Feldmarschallieutenant vorgerückt, erfocht er sich als solcher am 18. Juni 1757 bei Kolin das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens, indem er, als es schon Abend war, mit 4 Bataillonen, allen Grenadier-Compagnien und einigen Dragoner-Escadronen den Preußen in die Flanke fiel und, was von denselben noch Stand gehalten hatte, derart in die Flucht schlug, daß die Verwirrung allgemein wurde. 1758 wurde S. zum Feldzeugmeister ernannt und fand im October desselben Jahres wieder Gelegenheit sich bei dem Ueberfalle bei Hochkirch in der Nacht des 13. auf den 14. hervorzuthun. S. commandirte hierbei die dritte Colonne, bestehend aus 17 Bataillonen und 16 Carabiniers-Compagnien. Ohne auch nur einer preußischen Patrouille zu begegnen, gelangte die Colonne unter seiner Führung früh 4 Uhr bis auf eine Entfernung von einem Flintenschuß an den Feind. Durch diese umsichtige Führung einerseits, anderseits durch die bei dem Gefechte bewiesene Tapferkeit und die bewährte Energie bei der späteren Verfolgung des Gegners hat S. nach dem Zeugnisse des Feldmarschalls Grafen Daun sehr viel zum siegreichen Ausgange beigetragen. Hierfür als auch für sein ausgezeichnetes Verhalten in der Schlacht von Kolin wurde ihm das Großkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens verliehen. Im Jahre 1759 deckte S. den Rückmarsch der Armee in die Winterquartire, wobei er am 7. November bei Zehren, am 14. November bei Korbitz Gefechte zu bestehen hatte. Am 20. desselben Monats commandierte er die Infanterie in dem siegreichen Treffen bei Maxen, auch 1760 in der Schlacht bei Torgau am 3. November befehligte er die Infanterie des linken Flügels, setzte sich beim Eingreifen des Generals Hülsen in die Schlacht an die Spitze eines Regiments, wurde aber hierbei verwundet, so daß dieser Vorstoß ohne Wirkung blieb. Nach Beendigung des Krieges, welchen er bis zum Schlusse mitmachte, ohne jedoch Gelegenheit zu erhalten, Hervortretendes zu leisten, trat er in den Ruhestand und lebte in Znaim bis zu seinem am 4. Juni 1769 erfolgten Tode. S. war ein strenger, die Disciplin der Truppen wohl scharf handhabender, dabei aber immer gerechter Vorgesetzter.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 35. Th. Wien 1877. — Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden 2c. Wien 1857. — Gräffer, Gesch. d. k. k. Regimenter 2c. 1. Bd. Wien 1800. — Steiner, Gesch. d. Inft.-Rgts. Nr. 17. Graz 1858. — Lützow, Die Schlacht von Hohenfriedberg 2c. Potsdam 1845. — Mittheilungen d. k. k. Kriegs-Archivs. Der Feldzug 1760 in Sachsen 2c. Wien 1882.

Sch.

Sinclair: Isaak v. S., geboren am 3. October 1775, † am 29. April 1815. Die Familie Sinclair (Bettina v. Arnim schreibt fälschlich St. Clair) stammte ursprünglich aus Schottland und verbreitete sich von da aus nach England, Frankreich, Deutschland und Schweden. Der Vater von Isaak v. S, Alexander Adam v. S., war um das Jahr 1713 und zwar wahrscheinlich in Deutschland geboren. Nachdem er zuerst für verschiedene Fürsten in diplomatischen Stellungen thätig gewesen und auch in Italien eine Compagnie geführt hatte (er wurde deshalb nachher Capitain betitelt), nahm er eine Stelle als Erzieher der Kinder des Fürsten Victor von Schaumburg an der Lahn an,

wo er sich die volle Zufriedenheit seines Herrn erwarb; wegen seiner tiefen Einsicht und großen Welterfahrung wurde er hier scherzweise der weise Salomon genannt. Seine Anschauungen legte er nieder in der anonym erschienenen Schrift: „Vermischte Abhandlungen und Anmerkungen aus den Geschichten, dem Staatsrechte, der Sittenlehre und den schönen Wissenschaften.“ Frankfurt und Leipzig 1751. Die freundlichen Beziehungen, in denen er zu dem Landgrafen von Hessen-Homburg Friedrich IV. gestanden hatte, veranlaßten nach dessen frühem Tode die verwittwete Landgräfin auf den Rath ihres auch als Gelehrter und Dichter bekannten und mit S. befreundeten Hofraths, später Geheimen Rathes v. Creuz, den allseitig gebildeten, tief religiösen und als Erzieher erprobten Mann auch als Erzieher ihres damals dreijährigen Sohnes, des Landgrafen Friedrich V., zu berufen. Am 8. April 1752 trat er seine Stellung an und bekleidete sie vierzehn Jahre lang mit solcher Treue und Hingebung, daß der Landgraf, als er erwachsen war, ihm seine Liebe und Achtung bewahrte und ihn zu seinem Geheimen Rath ernannte, als welcher er am 4. Juni 1778 starb, tief betrauert von allen, die ihn kannten, am meisten von seinem fürstlichen Zögling.

Sein einziger Sohn Isaak zählte damals drei Jahre. Nach einer sorgfältigen Erziehung mit den Söhnen des Landgrafen besuchte er die Universitäten Tübingen und Jena (1792—1795) und trat dann sofort in die Dienste des Landgrafen (1796). Rasch durcheilte er die Bahn der Beamten; schon 1805 trat er als Geheimer Rath an die Spitze der Homburgischen Regierung und war seinem Fürsten ein treuer und vielleicht der tüchtigste Beamte, den er je besaß; so führte er die schwierige Aufgabe der Theilung der Hohen Mark glücklich durch, wenn auch der Abschluß der Verhandlungen erst kurz nach seinem Tode erfolgte. Im Jahre 1805 kam er durch die grundlose Denunciation eines rachsüchtigen Menschen in Untersuchung wegen einer angeblichen Verschwörung, die er gegen das Leben des Kurfürsten von Württemberg und seines ersten Ministers zum Zweck einer Revolutionirung des Landes angezettelt haben sollte, und verbrachte fünf Monate in württembergischer Haft; die Sache erwies sich als vollständig aus der Luft gegriffen. In die folgenden Jahre fällt die Abfassung und Herausgabe seiner Schriften. Dieselben sind theils philosophische, theils poetische. Die Anregungen, welche er von Fichte in Jena erhalten hatte, veranlaßten ihn zur Fortsetzung seiner philosophischen Studien, aus denen folgende Werke entsprangen: „Wahrheit und Gewißheit“, 3 Bände, Frankfurt 1811, und „Versuch einer durch Metaphysik begründeten Physik“, Frankfurt 1813. Das erste Werk schickte er an seinen Universitätsfreund, den Philosophen Hegel, mit dem er in fortwährendem Verkehr geblieben war (er bot ihm, um ihn näher zu haben, u. a. die Stelle eines Rectors der Lateinschule zu Homburg an!); die Briefe, welche infolge davon zwischen beiden gewechselt wurden, soweit sie erhalten sind, sowie eine Beurtheilung der jetzt vergessenen Schrift von Rosenkranz finden sich in Hegel's Leben von Rosenkranz, Berlin 1844 S. 268 ff. Die Dichtungen Sinclair's sind theils dramatische, theils lyrische. Jene behandeln den Cevennenkrieg in drei Trauerspielen von je fünf Aufzügen: „der Anfang“, „der Gipfel“, „das Ende des Cevennenkrieges“, 3 Theile, 1806—1807 erschienen unter dem Namen Crisalin (Anagramm für Sinclair). Diese Dramen, welche nicht für die Bühne bestimmt waren, fanden bei den Zeitgenossen und der Umgebung des Dichters großen Beifall und auch die Häupter der romantischen Schule sprachen sich günstig über sie aus, ja Tieck wurde durch sie angeregt, die Erzählung „Der Aufruhr in den Cevennen“ zu schreiben. Und in der That erhalten sie namentlich in den lyrischen Theilen im einzelnen wohl gelungene Stellen in edler, freilich manchmal durch rhythmische Härten entstellter

Sprache; aber den Anforderungen, welche wir an diese Dichtungsart stellen, entsprechen sie nicht. Das Talent des Dichters war wesentlich lyrisch und so gelang ihm z. B. nicht die scharfe Charakteristik seiner Helden, dem Dialoge fehlt es an Leben und Beweglichkeit, den Leser ermüdet die lange Reihe von Kämpfen, die sich durch fünfzehn Acte hinschleppen. So kam es, daß das Werk vergessen ward, wie andere derselben Gattung. Besser sind die lyrischen Gedichte: „Gedichte", 2 Bände, Frankfurt 1811—13, ebenfalls unter dem Namen Crisalin erschienen, und die „Kriegslieder", 1813, mit dem wahren Namen des Verfassers. Außerdem finden sich viele seiner Gedichte in Zeitschriften zerstreut oder sind nur durch Abschriften verbreitet worden. Da S. viel und schnell producirte, so ist kein Wunder, daß neben vielem Schönen und Gefühlvollen auch manches Mittelmäßige mit unterlief. Auch die schottischen und altenglischen Balladen ahmte er mit Glück nach. — Schon auf der Universität war S. mit dem Dichter Hölderlin in freundschaftliche Verbindung getreten. Als dieser im September 1798 in Folge der bekannten Vorgänge das Gontardsche Haus in Frankfurt verließ, begab er sich zuerst nach Homburg zu seinem Freunde S., welcher den gebeugten jungen Mann zu erheitern und zu zerstreuen und so dem Leben und der Kunst zu erhalten suchte (1798—1800). Bei dem zweiten Aufenthalt Hölderlin's zu Homburg (1804—1806) verschaffte er ihm eine Stelle als Bibliothekar, dessen Besoldung er aus eigener Tasche bestritt. Bekanntlich waren seine Bemühungen um den einem traurigen Schicksale entgegengehenden Freund vergeblich. — Im J. 1814 trieb ihn sein Patriotismus, an dem Kampfe gegen Napoleon Theil zu nehmen; im Januar trat er bei der in Südfrankreich um Lyon beschäftigten Armee als Hauptmann im Generalstabe des Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, später des Erbprinzen Friedrich ein. Nach Beendigung des Krieges bekam er den Auftrag, auf dem Congresse zu Wien die Interessen seines Landgrafen zu wahren, und hielt sich bis zum April in der Kaiserstadt auf. Eben wollte er abreisen, um sich zu dem nach Napoleon's Rückkehr von Elba bevorstehenden Kriege zu rüsten, als er unerwartet die Ernennung zum Major im österreichischen Generalstabe erhielt. Hocherfreut über diese unverhoffte Auszeichnung eilte er in ein Kleidermagazin, um seine Kleidung zu vervollständigen; kaum hier eingetreten, sank er vom Schlage getroffen nieder, am 29. April 1815. Seine Mutter, die er innig liebte, war ihm neun Tage im Tode vorangegangen, doch hatte ihn die Nachricht von ihrem Abscheiden noch nicht erreicht.

K. Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg. Zweite Aufl. Homburg v. d. Höhe 1888. S. 30 ff., 51 ff., 101 ff.; 191—251. Hier sind auch die Irrthümer von Fr. Brümmer, Deutsches Dichterlexikon II, 395, berichtigt.

F. Otto.

Singauf: Meister S., ein Spruchdichter des ausgehenden 13. Jahrhunderts, ist uns nur noch durch 4 Strophen der Jenaer Handschrift bekannt, die alle im selben kunstlosen Tone abgefaßt sind. Seine Zeit ist lediglich daher zu erschließen, daß er in Sangesfehde mit Rumsland dem Sachsen lebte (vgl. A. D. B. XXX, 97 ff.) und dieser ihm als überlegenen Geist Konrad von Würzburg entgegenhält; S. muß also schon 1287 gedichtet haben. Da nur die Jenaer Handschrift ihn kennt, wird er in Mitteldeutschland zu Hause gewesen sein. Er war arm und auf die Freigebigkeit der Herren angewiesen; das hinderte ihn aber nicht am maßlosesten Meister-, d. h. Gelehrtendünkel. Er gehört jener Richtung der absterbenden Spruchdichtung an, die in unverständlichen, geheimnißvoll klingenden Räthseln den Triumph der Kunst sieht, die sich in hochmüthiger Selbstüberschätzung der Wirkung auf die Laien geradezu entzieht. Und S. ver-

steht sich nicht einmal auf erfolgreiche Pose. So ist er urtheilslos genug, ungeschickte und sehr harmlose Räthsel über Schlaf und Seele mit einer pomphaft anspruchsvollen Einleitung zu versehen, die die vereinigte Kraft eines ganzen Meisterquartetts zur Lösung herausfordert. Rumsland, dessen schlichter Nüchternheit diese leere Aufgeblasenheit auf's höchste widerstrebte, weist Singauf's Arroganz nicht nur mit grobem Spotte zurück, löst nicht nur die angeblich höchst schwierigen Räthsel mit spielender Hand, sondern bereitet dem Räthselmacher gar noch die ärgste Beschämung durch den Nachweis, daß sein selbstgepriesenes Kunststück fehlerhaft sei. Singauf's Neigung zu bildlicher Einkleidung tritt auch in einem kurzen, verhältnißmäßig einfachen Spruch auf den christlichen Ritter hervor. S. darf als früher Typus der aufgebauschten, streitsüchtigen, scholastisch angefärbten, aber innerlich hohlen und ungebildeten Meisterkunst gelten, in deren Fortschritt Frauenlob und die thöricht mysteriösen Ungedichte der Kolmarer Handschrift erwachsen.

v. d. Hagens Minnesinger III, 49; IV, 714.

Roethe.

Singenberg: Ulrich v. S., Minnesänger des angehenden 13. Jahrhunderts, gehörte zu einem thurgauischen Ministerialengeschlecht, dessen Stammsitz bei Bischofszell auf steilem Abhange am rechten Ufer der Sitter lag, und das von Alters her das Truchsessenamt bei den Aebten von St. Gallen inne hatte. Seinen gleichnamigen Vater, in dessen Gesellschaft S. am 24. Juni 1209 urkundlich zuerst erscheint, verlor er vor 1219. Die Urkunden, die uns Zeugniß von ihm ablegen, stehen meist mit frommen Stiftungen in Zusammenhang; die bedeutendste darunter war die Begründung des Hospitals zum Heiligen Geiste in St. Gallen, das S. in Verbindung mit einem St. Galler Bürger, Ulrich Blarer, anlegte und aus den Einkünften seiner Güter dotirte. Am 20. Februar 1228 erscheint S. in Ulm bei König Heinrich. Seit Ende dieses Jahres kommt er in Urkunden nicht mehr vor: er wird also bald darauf gestorben sein; sein Todestag war der Tag der heil. Juliana, der 16. Februar. Aus einem Nachruf an Walther von der Vogelweide schloß man, daß er diesen seinen Meister überlebt habe; aber die Verfasserschaft Singenberg's steht gerade für diese Strophe nicht fest. Von späteren Dichtern gedenkt seiner als eines Todten erst Reinmar v. Brennenberg, der bis in die siebziger Jahre des Jahrhunderts gelebt zu haben scheint.

Singenberg's Dichtungen sind wesentlich in zwei Heidelberger Handschriften auf uns gekommen, in der älteren aber kleineren A und in der großen, ehemals in Paris befindlichen Liedersammlung C. Für die Charakteristik des Dichters ist es von Bedeutung, ob wir diejenigen Strophen, die nur in der für Autorfragen sehr unzuverlässigen Handschrift A unter Singenberg's Namen erscheinen, für sein Werk halten oder nicht. Nur in A ist ihm eine Reihe politischer Sprüche beigelegt, die man auf die Regierung König Heinrich's VII. bezieht; nur in A hat er ein Paar moralische Spruchstrophen; nur in A stehen die Todtenklagen auf Walther v. d. Vogelweide und auf einen ungenannten gelehrten, also wohl geistlichen Fürsten, Strophen, die aller Wahrscheinlichkeit nach viel eher einen armen Spielmann zum Urheber haben als den reichen Truchsessen. Nur A giebt ihm ein scherzhaftes Gespräch, die Variation eines Neidhart'schen Motivs, in dem der Sohn seinen Vater mahnt, Sang und Frauendienst ihm, dem Jungen, zu überlassen; in dem viereggôt gebûr Rüedelin Ulrich's Sohn Rudolf zu wittern, liegt mindestens ferne. Nur A bringt eine Strophe, durch die ein Liebeslied Ulrich's unzweifelhaft falsch auf Frau Welt gedeutet wird, nur A eine Strophe, die Singenberg's maßvolle Neigung zum Gleichklang ins Alberne übertreibt, nur A schiebt einem Singenberg'schen Liede einen Natureingang vor.

Fast durchweg also weichen die allein in A S. zugewiesenen Strophen inhaltlich oder stilistisch ab von dem Bilde, das wir uns nach den zahlreichen, sicher bezeugten Liedern von dem Dichter machen dürfen; Grund genug, hier zumal von diesem zweifelhaften Gute abzusehen.

Dann aber stellt sich Singenberg's dichterische Persönlichkeit recht einheitlich und rund heraus. Freilich weder das Lob, das ihm der Brennenberger spendet: „dîns schimpfes maneger kunde vol gelachen“, noch auch seine eigenen Worte: „dâ singe ich von der heide und von dem grüenen klê“, erweisen sich als zutreffend: Humor wie Naturgefühl fehlen ihm so gut wie ganz. Er ist im wesentlichen Schüler Reinmar's des Alten, dessen melancholisch grauer Grundfarbe er nachstrebt, nur daß sein im Grunde behagliches Naturell die Maske des interessant unglücklichen Schwärmers nicht mit derselben Virtuosität festhält, wie das Reinmar gelingt. Von ihm entlehnt er vor allem die schattenhaft abstracte Dialektik des Liebeskummers, die wahre Leidenschaft nie zu Worte läßt: auch hier verfehlt S. den rechten Ton, wenn er seine spitzfindigen Darlegungen gern in Sprüchwörter ausmünden läßt; die gesunde Logik der Volksweisheit erscheint in der Minnescholastik stillos. Darin wie sonst verräth sich aber sein zweites Vorbild, Walther, dessen Einfluß man freilich darum nicht überschätzen darf, weil S. die curiosen Künste seines Vocalspiels copirt und in unzarter Parodie eines bekannten Walther'schen Spruchs seine eigne behagliche Lage selbstgefällig dem heimathlosen Vagantenthum des Meisters entgegenstellt. Der Gedanken- und Interessenkreis Singenberg's deckt sich vorzugsweise doch mit dem Reinmar's des Alten. Natürlich ist er der beklagenswertheste Liebende, den es je gab: aber selbst dreißigjähriges Leid würde ein Lächeln der Geliebten gut machen, das ihn erfreute, und wenn er halb todt wäre; freilich bemerkt er bei andrer Gelegenheit sehr unreinmarisch und ehrlich, daß er die Ungunst der Dame eher verschmerzen würde, wenn sie gealtert wäre. Er jammert, daß die Freude aus der Mode sei; schon aus Rücksicht auf die Gesellschaft darf er nicht froh sein. Doch Niemand kanns aller Welt recht machen, und er mahnt wenigstens die Jugend zur Heiterkeit. Wiederholt weist er die Dame auf seine dichterischen Erfolge hin und baut darauf Ansprüche auf. Die Vorstellung, daß er in ihrer eigenschaft lebe, betont er nur, um daraus abermals Anspruch auf Lohn abzuleiten. Die gewöhnliche Anrede an sie ist vrouwe, so auch in den von S. besonders virtuos gehandhabten Dialogen, die sich von der altmodischen Form des Wechsels schon durch die Kürze von Rede und Gegenrede, durch das Schlagende und Zugespitzte der Antwort weit entfernen. Einmal nennt er sie auch unhöfisch süeze maget (d. h. Jungfrau) und deutet in derselben Strophe mit unmißverständlicher Bitte auf die letzte Gunst hin, die er im Vocalspiel in nacktester Rohheit sich wünscht: gewiß Einwirkung Walther'scher volksthümlicher Lieder, die bei ihm nur gar zu unorganisch und ungraziös von dem sonst gewählten Tone absticht. Das Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht wird veranschaulicht, indem der Refrain eines Liedes den zuversichtlich-freudigen Inhalt der Strophe immer wieder aufhebt; auch ein Mittel, das zwar andre Dichter der lyrischen Frühzeit, aber nicht der so starken Effecten abholde Reinmar braucht. Und durch alle angeblichen Mißerfolge bricht bei S. immer wieder eine mühsam zurückgehaltene heitere Stimmung durch, die merken läßt, wie wenig ernst er es mit dem Jammern meint, die aber leider nicht stark genug ist, um die stumpfsinnige Eintönigkeit der Minnetrauer belebend zu durchleuchten. Es stimmt zu dem auch sonst fühlbaren sinnlichen Hang des Dichters, daß er die provenzalische Gattung des Tageliedes, der Alba, nachahmt, nicht nur an Wolfram, seinem großen deutschen Vorgänger, sondern wohl auch an den Originalen selbst geschult; aber auch hier nicht schwüle Leidenschaft, nicht alles vergessende Hingabe; seine Liebenden trennen

sich aus der sehr nüchternen Erwägung heraus, daß sie durch Unvorsichtigkeit sich künftige Liebesnächte verscherzen könnten. Diese natürliche Nüchternheit bringt zuweilen lehrhafte Anklänge in Singenberg's Lieder herein; wirklich lehrhaft ist nur ein Lied, in dem er der betrogenen Betrügerin Welt Valet sagt. S. besaß ein entschiedenes, leichtes Formtalent, das sich sogar in einer ihn gut kennzeichnenden stilistischen Eigenheit äußert; er hat eine spielerige, aber nicht maßlose Freude an gleichen Wortstämmen, verbindet Substantiva und Adjectiva, Verba und Adverbia von gleichem Sinn und Klang und liebt es, Gedankenzusammenhänge durch sinnliche Wortanklänge nachdrücklich fühlbar zu machen.

Es war ein bedauerlicher Mißgriff, daß diese harmlose, zufriedene, muntere Natur den unglückseligen Einfall hatte, sich gerade den jammerfreudigen Reinmar zum maßgebenden Muster auszusuchen, und daß er Walther's Art nur sehr in zweiter Linie Einfluß einräumte: begreiflich und entschuldbar wird dieser Mißgriff freilich durch die thörichten Vorurtheile der Mode und der Gesellschaft. Das Resultat ist gequälte, unfrische Stümperei gewesen, wo naive, anspruchslose Lebensluft wahrscheinlich die rechten Worte gefunden hätte.

Singenberg's Gedichte gaben heraus v. d. Hagen, Minnesinger, Nr. 48; Wackernagel und Rieger, Walther v. d. Vogelweide (Gießen 1862), S. 207 ff.; Bartsch, Die Schweizer Minnesänger (Frauenfeld 1886), Nr. 2. Ueber seine Familie und das Urkundenmaterial vgl. Meyer von Knonau's Ausgabe der Nüwen Casus Monasterii sancti Galli von Kuchimeister (St. Gallen 1881. St. Gallische Geschichtsquellen V), S. 88 ff. und Germ. 35, 311. Ueber die Echtheitsfrage vgl. Roethe, Reinmar v. Zweter, S. 178 und Kleiber, Die handschriftliche Ueberlieferung der Lieder Ulrichs von S. (Berlin 1889. Progr. Nr. 55). Beiträge zur Charakteristik gibt Kuttner, Zeitschrift für deutsche Philologie 14, 466 ff., eine populäre Skizze Götzinger, Zwei St. Gallische Minnesänger (St. Gallen 1866).

Roethe.

Singer: Kaspar S. aus Eger, Meistersänger wahrscheinlich des 15. Jahrhunderts, wird in der steirischen Meisterliederhandschrift zu den „alten Nachdichtern", d. h. zu den Epigonen der zwölf ersten Meister gerechnet; ein ausdrücklich als sein Werk bezeichnetes Salve Regina trägt mit seiner gesuchten Gelehrsamkeit, seinen eingeflickten lateinischen Worten jedesfalls durchaus den scholastischen Charakter des vorreformatorischen Meistergesangs. Seine Töne, von denen uns ein heller, ein langer, ein freier, ein schlechter und namentlich ein lieber bekannt sind, wurden noch von Hans Sachs häufig benutzt.

Berliner Hs. Ms. germ. 4°, 414, Bl. 375^{b}. — Germanist. Studien II, 231.

Roethe.

Singriener: Johann S. (Singrenius, Syngriener). Wohl nicht genau der Zeit, aber doch der Bedeutung nach der zweitnächste Buchdrucker Wiens war Johann S. der Aeltere (1510—1546); durch neun Jahre war er noch ein Zeit- und Kunstgenosse Johann Winterburger's, des ersten Wiener Buchdruckers. Sein Geburtsort war Oettingen in Bayern. Er dürfte schon früh nach Wien gekommen sein, ob er aber, wie Einige meinen, hier bei Vietor gelernt habe, ist schwer zu erweisen. Sicher ist, daß er 1510—1514 in Verbindung mit diesem druckte, von 1514 an bis zu seinem Tode, 1546, aber allein Gutenberg's Kunst übte. Das erste Druckwerk seiner eigenen Thätigkeit ist des Albertus Magnus Philosophia naturalis, sein letztes das Gebetbuch des Wiener Bischofs Nausea für die Königin Anna, Gemahlin Königs Ferdinand I.

Nach der Zahl, Mannigfaltigkeit und Ausstattung seiner Drucke zu schließen, muß Singriener's Officin vortrefflich eingerichtet und darum eine angesehene gewesen sein. Er hatte ein für die damalige Zeit großes Personal, darunter selbst gelehrte

Setzer, wie Hedwiger von Schweinfurt, und ebensolche Correctoren. Mit seinen großen, schönen Typen versah er auch kleinere Officinen. Die seltene Ausgabe des Geographen Solinus mit dem Commentar des Minoriten Camers (Camerarius) ist eine besondere Zierde der Wiener Presse, und die Gelegenheitsschrift: Voluptatis cum virtute disceptatio kann sogar als eine Prachtausgabe in damaliger Zeit angesehen werden. Auch in Deutschland waren daher seine Arbeiten sehr geschätzt und anerkannt. Conrad Scipio (Steck) aus Stuttgart sagt 1515 über Singriener's correcte Drucke: „Grossen Dank schuldet dem Singriener die studierende Jugend, Dank schuldet der Greis, der ausgeprägte Grundsätze liebt." Singriener's erster griechischer Druck war eine Schrift des großen Basilius mit einem Commentar von Ulrich Faber (1518), sein erstes deutsches Buch „Seneca von den vier Cardinaltugenden" (1519). 1523 druckte S. das bekannte musikalische Werk des Lautinisten Hans Judenkunig. Zahlreich waren die Aufträge für seine Officin in landesfürstl. und ständischen Verordnungen und Patenten. Bei einem so ausgebreiteten und geschätzten Betriebe seiner Pressen mußte S. auch zu Vermögen und Ansehen gelangen. Er besaß sein eigenes Haus, war wohlhabend und zählte in bürgerlichen und geistlichen Kreisen Wiens viele Bekannte und Freunde. Der gelehrte Wiener Dompropst Paul v. Oberstein war Pathe seiner Kinder, die Wiener Bischöfe Johann Faber und Friedrich Nausea waren ihm freundschaftlich zugethan, und Camers, Vadian, Collimitius u. a. Gelehrte durfte er sogar seine engeren Freunde nennen.

S. war ein würdiger Nachfolger des Johann Winterburger, des ersten Wiener Buchdruckers, namentlich was den Druck lateinischer Classiker anbelangt. Während aber des Letzteren Officin doch die besten Leistungen in liturgischen Drucken aufzuweisen hat, also vornehmlich in Diensten der Kirche stand, lag der Schwerpunkt der Singrienerischen Thätigkeit wieder im Humanismus, wie er unter Kaiser Maximilian I. in und außerhalb der Wiener Universität seine Blüthen trieb.

Denis, Wiens Buchdruckergeschichte bis zum Jahre 1560. S. IX u. X und die entsprechenden Drucke in den Jahren 1514—1540. — Anton Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte 1482—1882. I, 37—58.

Anton Mayer.

Sinn: Christoph Albert S., Musiktheoretiker, geboren zu Wernigerode um 1680/81, † 1729. Als ältester Sohn des Gerbers Christoph S. sollte Chr. A. das Handwerk erlernen, das Vater und Voreltern bereits Menschenalter hindurch in Wernigerode betrieben hatten, daher er die Lateinschule seiner Vaterstadt nur bis IIa besuchen durfte. Ueber vier Jahre hatte er darnach in der Gerberei gearbeitet, als der um diese Zeit eingetretene Tod des Vaters und die Zustimmung der Mutter, einer Pfarrerstochter aus Söhlde im Hildesheimschen, den strebsamen Jüngling in die Lage versetzten, seine besonders auf die Mathematik gerichteten Studien wieder aufzunehmen und zunächst im November 1702 nochmals als Schüler der Prima in die wernigerödische Oberschule einzutreten. Schon im Mai des nächsten Jahres begab er sich dann nach der blühenden Bergwerksstadt Clausthal, wo reichere Gelegenheit geboten war, sich in mathematischer und technischer Kunstübung zu versuchen und zu vervollkommnen. Hier auf dem Oberharz, wo auch ein Bruder von ihm lebte, wurde der bekannte Generalsuperintendent Caspar Calvör auf ihn aufmerksam und lernte ihn schätzen. Mindestens seit 1709 und bis 1716 wohnt er dann wieder in der Oberpfarrgemeinde seiner Vaterstadt. Wenn er aber nach seiner eigenen Angabe 1717 sowohl Herzoglich Braunschweigischer Feldmesser im Fürstenthum Blankenburg als Gräflich Stolbergischer in Wernigerode war, so war er natürlich bald an dem einen bald an dem andern Orte zu suchen. Nicht durch seine eigentliche Berufs-

thätigkeit machte sich S. einen Namen, sondern dadurch, daß er zu einer Zeit, in welcher mit dem Aufblühen der Tonkunst insbesondere auch die Bestrebungen zur Vervollkommnung der wichtigsten musikalischen Instrumente, des Claviers und der Orgel, und die Herstellung einer reinen Stimmung Deutsche, Italiener und Franzosen beschäftigten, seine Meß- und Rechenkunst dazu anwandte, durch Verbesserung des Monochords möglichst bestimmt und zweckmäßig die richtigen Tonintervalle festzustellen. Er knüpfte hierbei zuerst an die Beobachtungen seines verdienten Landsmannes, des Bennekensteiners Andreas Werckmeister an, von dem ein Bruder in Wernigerode als Küster zu U. L. Frauen lebte. Hierbei wirkte er gebend und nehmend mit dem musikalisch gebildeten Superintendenten und Liederdichter Heinrich Georg Neuß zusammen, der zu Sinn's Lebenszeit auch durch Werckmeister's Schüler Christoph Kuntze von Halberstadt an der Orgel in der Oberpfarrkirche bauen ließ. Die Schrift, in welcher S. das Ergebniß seines Nachdenkens und Bemühens zur Herstellung einer reinen Stimmung besonders für Orgelwerke niederlegte, erschien ums Jahr 1718 bei M. A. Struck in Wernigerode, umständlich bevor- und befürwortet durch den Superintendenten Caspar Calvör aus Clausthal, den 16. December 1717, unter dem Titel: „Die | Aus Mathematischen Gründen richtig gestellte | Musicalische | Temperatura | practica, | das ist: Grundrichtige Vergleichung | der | Zwölff semitoniorum | In der Octave, | Wie dieselbe nach Anweisung der Arithmetic und | Geometrie ad Praxin, | Fürnehmlich in die Orgel-Wercke, | können gebracht werden“ u. s. f. Außer der sechs Bogen starken Vorrede 136 Quartseiten Text.

Vergl. Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft V. Jahrgang, 1889, S. 569—581.

Ed Jacobs.

Sinnama: Haryngus Sifridi S. (Sinama, Synama). Er stammte aus dem Haag in Friesland, woher er Haryngus Sifridus S., oder de Hagis Frisiae, auch Frieß bezeichnet wird, nach Trithemius mit dem Vornamen Hermann, von adeligen Eltern, erscheint in Köln als Professor der Rechte bis zum Jahre 1495, wurde in diesem Jahre Beisitzer des Reichskammergerichts, dessen Eröffnung er am 31. October 1495 beiwohnte und findet sich noch in dieser Stellung im J. 1504 angegeben. Näheres über sein Leben ist nicht bekannt. Von großem Interesse ist sein Werk „Expositiones sive declarationes titulorum utriusque juris.“ Colon., Koelhoff. 1491 und ö., in dem er der collatio undecima die Goldene Bulle von 1356 zufügt. Auch wird behauptet, daß er über diese Vorlesungen gehalten habe.

Trithemius, Catal. I, 175. — Foppens I, 431. — Hartzheim, Bibl. Colon. p. 110. — Harpprecht, Staatsarchiv p. 47. 50. 64. — Stintzing, Gesch. d. popul. Liter. S. 47 ff. — Muther, Zur Gesch. der Rechtswiss. S. 100.

v. Schulte.

Sinner: Johann Rudolf S., 1730—1787. Er stammte aus einer patricischen, und im 18. Jahrhundert ziemlich zahlreichen Familie der Stadt Bern. Sein Urgroßvater, Johann Rudolf S., war 1696 als Schultheiß an die Spitze der Republik gestellt worden, und dem Einfluß und diplomatischen Geschick dieses Mannes vorab war es gelungen, das durch Aussterben seines Herrschergeschlechtes erledigte Fürstenthum Neuenburg, welches die Bernische Staatsklugheit unmöglich an den französischen Nachbarn durfte fallen lassen, bei dem endlichen Entscheide des schwierigen Successionsstreites, 1707, dem ebenfalls erbberechtigten und für die schweizerischen Interessen damals weit günstigern Königshause Preußens zuzuwenden. Der Schultheiß S. war 1706 von Kaiser Joseph I. für sich und seine Nachkommen in den Freiherrnstand erhoben worden. —

Wie dieser Urgroßvater, der den Glanz und den Reichthum seiner Familie begründet hat, so wurde später auch ein Oheim Sinner's, ein jüngerer Bruder seines Vaters, der 1713 geborene, auf deutschen Universitäten gebildete, durch Scharfsinn und hohe geistige Begabung ausgezeichnete Friedrich v. S., im Jahre 1771 zum Schultheißen erwählt. Derselbe erhielt 1788 den schwarzen Adlerorden Preußens und ist 1791 gestorben. Die Eltern unseres Joh. Rud. S., der am 22. Mai 1730 in Bern getauft wurde, waren Johann Rudolf S. und Susanna Auguste Fäsch aus Straßburg. Der Vater, Gutsbesitzer in dem prächtig zwischen Bern und Thun gelegenen Gerzensee, wurde 1744 Bernischer Landvogt zu Buchsee, starb aber schon 1747. Vorzügliche Studien und ausgedehnte Reisen, über deren Verlauf indessen nichts Genaueres bekannt ist, hoben den ebenso geistreichen als arbeitsamen jungen Mann bald über die meisten seiner Zeit- und Stammesgenossen in Bern, und so wurde derselbe schon 1748, im 19. Altersjahr, wie es scheint auf Albrecht v. Haller's Empfehlung, zum Oberbibliothekar in seiner Vaterstadt ernannt. Diese Wahl war nicht blos entscheidend für den nunmehrigen Beruf und die Richtung der litterarischen Arbeiten Sinner's, sondern sie hatte auch politische Folgen, die hier erwähnt werden müssen. Einer seiner Mitbewerber um das Amt war Samuel Henzi, und nach allgemeiner Annahme soll die Erbitterung desselben über die erfahrene Zurücksetzung gegen den jugendlichen Patricier den Anstoß gegeben haben zur Anstiftung der sogenannten Henzi'schen Verschwörung von 1749, die mit der Hinrichtung Henzi's und zweier seiner Freunde endete. S. hatte bald Gelegenheit, den Beweis zu leisten, daß er seine Erwählung doch nicht blinder Gunst, sondern seiner Befähigung und Tüchtigkeit verdanke. Die lange Zeit wenig bedeutende Stadtbibliothek von Bern war im Jahre 1632 durch eine Verkettung von Umständen in den Besitz der vorzüglichen Büchersammlung des französischen Hugenotten Jakob Bongars gekommen, zu welcher namentlich mehrere Hunderte der werthvollsten Handschriften aus dem 8. bis 16. Jahrhundert gehörten. S. war es nun, der diese noch fast ganz unbekannten Schätze zu heben und der gelehrten Welt bekannt zu machen unternahm. Im Jahre 1759 gab er als schüchternen Versuch heraus: „Extraits de quelques poésies du XII. XIII et XIV siècle", Lausanne. Das kleine Bändchen von nur 96 Seiten, eine der ersten Publicationen dieser Art, ist jetzt äußerst selten geworden. Von 1760 bis 1772 folgte sein „Catalogus codicum Msc. bibliothecae Bernensis annotationibus criticis illustratus", in 3 Bänden mit 4 Schrifttafeln, eine von großer Gelehrsamkeit und vielseitiger Bildung zeugende kritische Beschreibung der wichtigsten Handschriften, welche trotz der Herstellung eines neuen Verzeichnisses noch keineswegs veraltet ist. Gleichzeitig bearbeitete er übrigens auch eine Zusammenstellung der gedruckten Werke in 2 Bänden, denen er einen Auszug aus dem Handschriften-Cataloge als dritten beifügte. 1765 gab er die Satiren des Persius mit Anmerkungen und mit einer französischen Uebersetzung heraus, und 1771 erschien sein merkwürdiges Werk: „Essai sur les dogmes de la Metempsychose et du purgatoire enseignés par les Bramins de l'Indostan, suivi d'un récit abrégé des dernières révolutions et de l'état présent de cet empire, tiré de l'Anglois." Berne 1771, eine Frucht des damals erwachenden populär-philosophischen Interesses für die orientalischen Völker und deren Religionsgeschichte. Von größerem Werthe ist jedenfalls die „Voyage historique et littéraire par la Suisse occidentale", Neuchatel 1781, in 2 Bänden; wie der Titel andeutet, eine Beschreibung der Westschweiz in der zwanglosen Form einer gelehrten Reise, mit einer Menge von heute noch schätzenswerthen historischen Nachrichten, bibliographischen Notizen und culturhistorischen Beobachtungen. Man vergleiche, was er von Rousseau's Aufenthalt auf der Bieler-Insel, von Bayle's Thätigkeit in Coppet am Genfersee

sagt. Das Werk, von welchem auch eine deutsche Uebersetzung herauskam, ist als erster Theil bezeichnet, doch die Fortsetzung zu bearbeiten, war ihm nicht vergönnt (ein Theil dieser Fortsetzung wurde noch 1853 unter dem Titel „Berne au XVIII siècle, extrait d'un volume inédit“ etc. herausgegeben), da bald eine schwere Krankheit ihn zu lähmen begann. Schon 1764 war S. Mitglied des souveränen Rathes geworden, und 1776 hatte er auf seine Wirksamkeit in der Bibliothek verzichtet, um nach Bernischer Sitte ein Staatsamt, dasjenige eines Landvogts zu Erlach, anzunehmen; allein 1785 gab er auch seine Rathsstelle auf, und am 28. Februar 1787 ist er gestorben, noch nicht völlig 57 Jahr alt. Sein litterarischer Nachlaß, der sich jetzt in der Berner Stadtbibliothek befindet, enthält neben einer Anzahl von Excerpten und angefangenen Arbeiten (über schweizerische Numismatik, über die Regierungsform der Berner Republik u. s. w.) eine Menge von Briefen der berühmtesten unter seinen Zeitgenossen, von Schöpflin, Voltaire, Grandidier, dem Abte Gerbert in St. Blasien, Meusel, des Prades, La Curne de Ste. Palaye u. A. Dagegen muß er unterschieden werden von seinem Verwandten, Karl Ferdinand v. Sinner, welcher durch Goethe mit dem Herzog Karl August in Verbindung kam (L. Hirzel, Briefe des Herzogs Karl an K. F. v. S. in Bern. Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte III. Bd.), und ebensowenig darf er verwechselt werden mit einem etwas ältern Johann Rudolf S., geboren 1720 und † 1782, welcher als vertrautester Freund und Correspondent Albrecht v. Haller's viel genannt wird (Hirzel, a. a. O. und in der Einleitung zu Haller's Gedichten, Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Bd. III. Frauenfeld 1882).

S. war jedenfalls einer der feinsten Köpfe und der gebildetsten Berner des 18. Jahrhunderts, wenn auch sein Ruhm nicht an denjenigen Haller's hinanreicht. Es mag nicht unrichtig sein, wenn einer seiner Biographen behauptet: „Er hatte viele Kenntnisse, so daß er Mühe hatte, sich unter die despotischen Formen des gesellschaftlichen Weltlebens zu schmiegen, in welche ihn die Verhältnisse gesetzt hatten“. Außer den oben angeführten Werken werden ihm noch eine mineralogische Abhandlung über die Kohlenlager im Kanton Bern zugeschrieben (in den Schriften der ökonomischen Gesellschaft von Bern, 1768), ferner eine Ausgabe der Erzählungen der Königin Marg. von Navarra, und endlich mit Bestimmtheit eine in deutscher Sprache abgefaßte, angeblich in „Rostock“ gedruckte, 1768 erschienene Kritik des Bernischen Schulwesens, mit dem sonderbaren Titel: „Ist es denn auch möglich, bey den gegenwärtigen Umständen unter uns eine gute Unterweisung in den öffentlichen Schulen zu erhalten?“ Dieselbe hat den Anstoß gegeben zu einer Reform und zur Errichtung des sogenannten „politischen Instituts“, einer Akademie für die Jugend der höhern, zum Staatsdienst berufenen Stände. Für die Vermuthung dagegen, daß eine 1775 herausgekommene und nach Haller's Angaben von einem „Herrn Sinner“ verfaßte Dramatisirung von Werther's Leiden, les malheurs de l'amour, Berne 1775, von ihm herstamme, findet sich nirgends ein Nachweis (vergl. Hirzel, Briefe des Herzogs u. s. w. S. 10 des Separatdruckes, Anm. 18).

S. war seit 1756 verheirathet mit Luise Emilie v. Gingins aus dem Waadtlande; sie hatte ihm die Herrschaft Valaigues zugebracht, und er wird deshalb meistens als „Sinner von Valaigues“ bezeichnet. Er hinterließ nur drei Töchter, seine Wittwe lebte bis 1819.

Monatliche politische Neuheiten aus der Schweiz. 1787. S. 11 bis 12 (Nekrolog). — M. Lutz, Nekrolog berühmter Schweizer S. 492—93. — Zurlauben, Tableaux de la Suisse II. 11. S. 96. — Biographie universelle, tom. 42. p. 226. — v. Tillier, Geschichte des Freistaates Bern. Bd. V. — L. Hirzel a. a. O. — J. R. Gruner, Genealogien der Berner Familien.

Handschr. in der Berner Stadtbibliothek. — Die handschriftl. Arbeiten und Original-Correspondenzen Sinner's in der Berner Stadtbibliothek. — Für den Schultheißen Friedrich v. S. siehe Sammlung Bern. Biogr. Bd. II (noch nicht erschienen.)

Blösch.

Sinogowitz: Heinrich Sigismund S., Arzt, ist am 2. Januar 1796 zu Drengfurt (Kreis Rastenburg in Ostpreußen) geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium in Lyck und bezog 1811 als Eleve das med.-chir. Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin. Hier war er von 1814—15 Unterchirurg an der Kgl. Charité, dann seit 1815 Militairarzt und erlangte nach Beendigung seiner Studien 1822 mit der Inauguralabhandlung „de hydrophobia“ die Doctorwürde. 1825 wurde er als Stabsarzt nach Danzig versetzt und nach kurzer Thätigkeit zugleich als erster Arzt des dortigen städtischen Lazareths auf seinen Wunsch aus dem Militärdienste entlassen. Doch trat er 1830 wieder als Regimentsarzt bei einem Infanterieregiment ein, um 1839 abermals — diesmal definitiv — seinen Abschied zu nehmen. Er siedelte nach Berlin über und war hier in ausgedehntem Maße schriftstellerisch wie praktisch thätig, besonders widmete er sich der Psychiatrie, aber auch anderen Gebieten der Heilkunde. 1872 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum, bei welcher Gelegenheit er zum Geheimen Sanitätsrath ernannt wurde, zog sich dann nach Neustadt a. d. Dosse (in der Mark) zurück und starb hier am 28. December 1879. — S. war ein vielerfahrener Irrenarzt. Bekannt ist seine Hauptschrift auf diesem Gebiete: „Die Geistesstörungen in ihren organischen Beziehungen als Gegenstand der Heilkunde betrachtet“ (Berlin 1843. gr. 8. 496 S.), wo der Verfasser in einer bemerkenswerthen „Allgemeine Betrachtungen über Geisteskranke“ überschriebenen Einleitung die Geistesstörungen zwar als ein abgesondertes Gebiet der Heilwissenschaft bezeichnet, aber doch in dem ununterbrochenen Einfluß des Leiblichen auf das Geistige den Hebel ärztlicher Wirksamkeit im Gebiete der Geistesstörungen findet und das Gehirn „als das für die geistige Emanation bestimmte Organ“ betrachtet. Es ist also, wie man sieht, ein dem modernen somatischen erheblich nahekommender Standpunkt, den Verfasser schon in jener Zeit einnimmt. Auch sonst findet sich eine Reihe origineller und selbst heutzutage des specialistischen Interesses nicht entbehrender Bemerkungen in jenem Buche. Außer diesem schrieb S. noch: „Anleitung zu einer zweckmäßigen Manualhilfe bei eingeklemmten Leisten- und Schenkelbrüchen“ (Danzig 1830); „Geschäftstagebuch für praktische Aerzte“ (ebenda 1832); „Die Wirkungen des kalten Wassers auf den menschlichen Körper“ (Berlin 1840); „Das Kindbettfieber physiologisch und therapeutisch erläutert“ (ebenda 1845), sowie zahlreiche kleinere Journalabhandlungen und Artikel für Rust's Magazin, Pierer's med. Zeitung, Schmidt's Jahrbücher und andere Publicationsorgane.

Vergl. noch Biographisches Lexikon hervorr. Aerzte 2c. von Hirsch und Gurlt V, 422.

Pagel.

Sinold: Johann Helwig S. (gen. Schütz), Kanzler des Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, geboren am 25. Juni 1623, entstammte einer hessischen Adelsfamilie. Seinem Vater, Justus S. gen. Sch. (s. u.), der Geheimer Rat und Kanzler bei der hessischen Regierung und Universität zu Gießen war, verdankte er frühzeitige Einführung in den diplomatischen Dienst. Ehe er noch eine Universität besucht hatte, begleitete er denselben auf den Regensburger Reichstag von 1641, nach Absolvirung der akademischen Studien folgte er ihm bei seinen Missionen zum westfälischen Friedenscongreß. Die Cavaliertour des jungen Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt, dem er

als Reisebegleiter adjungirt ward, führte ihn durch Deutschland und Italien, Dänemark und Schweden und vollendete seine Ausbildung. Wie sein Vater begann er dann seine Wirksamkeit als Professor des Staatsrechts an der Universität Gießen, ein Zeugniß davon sind die nach seinem Tode publicirten „Ad ius publicum et feudalia placita praelectiones“ (Frankfurt u. Gießen, 1694). Wie sein Vater war er dabei zugleich als hessischer Regierungsrath praktisch thätig. Kaiser Ferdinand III. berief ihn 1655 in den Reichshofrath, und Leopold I. erneuerte 1658 diese Bestallung. Beide trugen ihm daneben wichtige diplomatische Missionen auf: so wurde er 1658 an den brandenburgischen Hof gesandt, um jenen Artikel der Wahlcapitulation, der dem Kaiser die Einmischung in den spanisch-französchen Krieg verbot, rückgängig zu machen. Daß seine kaiserlichen Herrn ihm unentwegtes Vertrauen schenkten, ehrt ihn um so mehr, als auch von evangelischer Seite bezeugt ist, daß er sich als evangelischer Reichshofrath der Interessen seiner Glaubensgenossen unbeirrt angenommen hat. Diese „guten Qualitäten und von vielen Jahren her acquirirte Erfahrenheit in publicis“ empfahlen ihn dem Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg. Bereits 1661 wurde im hannoverschen Geheimen Rathscollegium die Berufung Schützens beschlossen, und derselbe blieb seitdem der Vertrauensmann des Herzogs bei den Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe, zumal da er durch seine Gemahlin Anna Barbara, geborene Fabricius, dem damaligen Agenten des Herzogs am Wiener Hofe Weipert Ludwig Fabricius verschwägert war, der seine Laufbahn ebenfalls als Professor der Rechte in Gießen begonnen hatte und sie als erster Präsident des 1711 in Celle eröffneten Oberappellationsgerichts beschloß. Als 1669 drei der vornehmsten Minister starben, erneuerte Georg Wilhelm, der inzwischen den Thron von Celle bestiegen hatte, den Ruf an S. in vortheilhafterer Form, indem er ihm den Titel eines Kanzlers und den zweiten Rang in seinem Geheimen Rathscollegium anbot. Im Juni 1670 folgte S. dieser Vocation und wurde bald der maßgebende Leiter der cellischen Politik im Kampfe der Strebungen, die am Hofe und im Herzen Georg Wilhelm's mit einander rangen. Es wollte das etwas besagen. Denn chevalereske Leichtfertigkeit und heroische Affecte, französische Glücksritter und deutsche Patrioten, ein selbstsüchtig rechnender Bruder und eine ehrgeizige Maitresse wetteiferten um die Herrschaft über das leichtentzündliche Gemüth des nobel gesinnten, aber aller zielbewußten Festigkeit ermangelnden Fürsten. Gab das patriotische Pathos des Grafen Waldeck seiner Seele Schwung in großen Momenten, so fand er doch zugleich Gefallen an der Gesellschaft französischer Abenteurer und Agenten; für seinen Bruder Ernst August aber, Bischof von Osnabrück, dem er herzlich zugethan war, blieb die Versorgung seiner zahlreichen Familie der oberste Gesichtspunkt, und seine Geliebte, die anmuthige und ehrgeizige Eleonore d'Olbreuse, die unter dem Titel Frau von Harburg am Hofe waltete, hatte es auf den Rang einer ebenbürtigen Gattin abgesehen. In diesem Kampfe gab der kaiserlich gesinnte Kanzler der antifranzösischen Partei die Oberhand und griff damit bedeutungsvoll in die großen Welthändel ein. Denn als Ludwig XIV. die Welt durch seinen Angriff auf Holland aufstörte, zog nun Georg Wilhelm mit Ernst August auf den Elsasser Kriegsschauplatz, wohnte mit ihm der rühmlichen Schlacht an der Konzer Brücke bei und nahm alsdann hervorragenden Antheil an der Vertreibung der mit Frankreich alliirten Schweden aus den deutschen Reichslanden. Daß S. den Herzog auf dieser Linie festhielt, gelang ihm nicht zum wenigsten dadurch, daß er den persönlichen Ehrgeiz der Frau v. Harburg mit den Interessen der Reichspolitik in Einklang zu setzen verstand. Ihrem Streben nach Standeserhöhung stand der Einfluß Ernst August's im Wege, dem sich Georg Wilhelm einst durch Brief und Siegel zu steter Ehelosigkeit verpflichtet hatte,

um ihm die Nachfolge im Herzogthume zu sichern. Allein den vereinigten Gegenwirkungen der Geliebten und des Kanzlers, dessen Zielen der Einfluß Ernst August's nicht minder in Wege stand, hielt Georg Wilhelm's weiches Herz nicht stand. Sie faßten zunächst die Legitimirung der Tochter ins Auge, die Frau v. Harburg dem Herzog geboren hatte, denn mit dem Kinde mußte ja auch die Mutter im Range steigen. Zur Legitimirung bedurfte man des Kaisers. Der Kaiser aber, den der Hinblick auf die spanische Erbschaft in steter Spannung mit Frankreich hielt, konnte seine Zustimmung nicht versagen, wenn Georg Wilhelm fest gegen Frankreich hielt. Schützens Vertrautheit mit dem Wiener Hofe kam dabei zu Hülfe. So wurde 1674 ein kaiserliches Patent erwirkt, welches Eleonore und ihre Tochter Sophie Dorothee zu Reichsgräfinnen erhob und der Tochter zugleich für den Fall, daß sie sich in ein altfürstliches Haus vermählen würde, Titel und Wappen einer geborenen Herzogin von Braunschweig-Lüneburg zuerkannte. Ernst August konnte darauf nicht umhin, Eleonore zwar nicht als Herzogin, aber doch als rechte Gattin seines Bruders anzuerkennen. Daß sie aber alsdann, nachdem ihre Tochter durch Verlobung mit dem Erbprinzen von Wolfenbüttel den Fürstenrang gewonnen hatte, in Gegenwart des Herzogs von Wolfenbüttel und des Kanzlers S. dem Bruder auch kirchlich angetraut und vom kaiserlichen Gesandten in Celle als Herzogin anerkannt ward, hatte eine völlige Entfremdung der Brüder zur Folge. Die Briefe und Memoiren der Herzogin Sophie, Gemahlin Ernst August's, verfolgen daher den Kanzler S. mit ebenso gehässiger Nachrede wie die zur Herzogin emporgestiegene Eleonore: sie stellen S. als einen nichtswürdigen Intriganten dar. Die amtlichen Acten aber bestätigen das Zeugniß, das ihm sein Schwiegersohn und Amtsnachfolger G. A. v. Bernstorff ausgestellt hat, daß er nämlich einer der geschicktesten Staatsmänner seiner Zeit gewesen sei. Seine letzte politische Action war der Vorkampf gegen die vom Hause Braunschweig schon lange angefeindete Praeeminenz der Kurfürsten, den er als wirksamster Vertreter des fürstlichen Hauses beim Nymweger Friedenscongreß auf seine Schultern nahm. Mit einem Prestige auftretend, das viele kurfürstliche Gesandte in Schatten stellte, forderte er für die Envoyés der fürstlichen Häuser gleiches Recht und Ceremoniell wie für die kurfürstlichen Ambassadeurs. Der Widerstand, den er dabei fand, bereitete eine Schwenkung des Herzogs von dem kaiserlichen in das französische Lager vor. Er selbst erlebte die entscheidende Wendung nicht mehr, am 30. Juli 1677 ereilte ihn der Tod. Die Herzogin Eleonore wurde dadurch die Alleinherrscherin am cellischen Hofe, und dem Wechsel der cellischen Politik stand nichts mehr im Wege. Die Familie Schützens aber blieb hochangesehen im lüneburgischen Staatsdienst. Der Gemahl seiner Tochter Jeannette Lucie, Geheimer Rath G. A. v. Bernstorff, wurde sein Amtsfolger. Seine beiden Söhne Salentin Just und Ludwig Just bekleideten ansehnliche Aemter und folgten insbesondere einander als Gesandte am Hofe Wilhelm's III. von Oranien. Sein Enkel Georg Wilhelm Helwig war kurfürstlich hannoverscher Gesandter am Hofe der Königin Anna von England.

Neben den Acten und Handschriften des kgl. Staatsarchivs und der kgl. Bibliothek zu Hannover vgl. Pufendorfs Werk über den Großen Kurfürsten. — Pütter, Litteratur des deutschen Staatsrechts, I und II. — Manecke, Kanzler der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg. — Havemann, Gesch. von Braunschweig-Lüneburg, III. — Memoiren der Kurfürstin Sophie, hrsg. v. Köcher. — Briefe der Kurfürstin Sophie, hrsg. v. Bodemann.

Köcher.

Sinold: Justus S., genannt Schütz, Jurist, geboren zu Burbach in der Wetterau am 8. April 1592, studirte zu Gießen, Marburg, Köln, Pont-à-Mousson,

promovirte 1619 zu Gießen, ward 1625 an der combinirten Universität Marburg-Gießen zu Marburg außerordentlicher, 1626 ordentlicher Professor, 1629 Rath Georg II. von Hessen-Darmstadt, von diesem vielfach zu Gesandtschaften und anderen diplomatischen Geschäften verwendet, 1640 Universitätsvicekanzler und Primarius der Juristenfacultät, nahm mehrere Jahre hindurch an den Verhandlungen theil, welche zum Westfälischen Frieden führten, ging 1650 bei Neubegründung der Universität Gießen dorthin als Kanzler derselben und der Regierung zurück, und ist ebendort gestorben den 12. December 1657. Er war, wie praktisch, so auch litterarisch hauptsächlich auf publicistischem Gebiete thätig, im Geiste und der Art des Arumaeus; sein Hauptwerk, „Collegium publicum de statu rei Romanae", ist aus Dissertationen zusammengefügt, welchen einzelne gute Bemerkungen aus des Verfassers Erfahrung eingestreut sind.

Stintzing, Gesch. d. D. R.-W. (hrsg. v. Landsberg), II S. 254, Note 1 (des Herausgebers).

Ernst Landsberg.

Sinold: Philipp Balthasar S. gen. v. Schütz, entstammte dem alten berühmten Adelsgeschlechte der Sinolde von Schütz und wurde am 5. Mai 1657 auf dem hessisch-darmstädtischen Schlosse Königsberg bei Gießen geboren, wo sein Vater damals hessischer Oberamtmann war, der nachmals als lüneburgischer Minister und Kanzler starb (s. o.). Der Sohn erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Weißenfels, das damals der Rector Christian Weise leitete, und studirte dann in Jena die Rechte. Darauf führte ihn eine längere Reise durch Italien, und hier trat er zu Florenz in die Gardecavallerie des Herzogs von Toscana ein, in der er fast zwei Jahre Kriegsdienste that. Heimgekehrt nach Deutschland, weilte er mehrere Jahre in Leipzig als Privatgelehrter und gab hier eine Zeitschrift „Die europäische Fama" (1704) heraus, in der er die Politik vom christlichen Standpunkte aus beleuchtete. Fortsetzungen dieser Zeitschrift von Anderen erschienen später als „Neue europäische Fama" (Leipzig 1735 ff.) und „Neueste europäische Fama" (Gotha 1760 ff.). Im Jahre 1704 lieferte er auch die erste Ausgabe des bekannten „Zeitungs-Lexikons", das später von Hübner in Hamburg, von Jäger, Mannert u. A. vielfach umgearbeitet worden ist. In demselben Jahre war S. mit dem Titel eines Raths nach Köstritz berufen worden als Haushofmeister des jungen Grafen von Reuß-Köstritz und als Lehendirector für sämmtliche reußische Lande; doch schon im folgenden Jahre trat er als Hofmeister in die Dienste der verwittweten Herzogin von Sachsen-Merseburg zu Forst in der Lausitz, und blieb hier bis 1711. Dann nahm er eine Stelle als Regierungsrath bei dem Herzoge Karl von Württemberg-Oels zu Bernstadt in Schlesien an und schrieb während seiner hiesigen Amtsthätigkeit unter dem Namen Irenicus Ehrenkron seine noch jetzt geschätzte „Schlesische Kirchenhistorie" (II, 1715). Im Jahre 1718 berief ihn der Graf von Hohenlohe-Pfedelbach zum Geheimrath und Präsidenten aller seiner Collegien nach Pfedelbach bei Oehringen im Württembergischen, von wo er 1727 als gräflich Solms'scher Geheimrath nach Laubach kam. In diesem Amte verblieb er 15 Jahre lang, bis er als 85jähriger Greis am 6. März 1742 von dieser Erde schied. S. war auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in der er den Namen „Faramond" führte. Als solches hat er eine ganze Reihe satyrischer Schriften verfaßt, in denen er mit heiligem Ernste die Thorheiten seiner Zeitgenossen geißelte. Bedeutender ist er als erbaulicher Schriftsteller, und als solcher führte er den Namen Amadeus Creutzberg. Von seinen zwölf Erbauungsschriften haben besonders die „Gottseligen Betrachtungen auf alle Tage des ganzen Jahrs" (1729), ein Buch, das dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen zur täglichen Lectüre diente, ihren Werth bis in die Neuzeit hinein

behauptet und sind 1856 abermals neu herausgegeben worden. Wie in diesen Erbauungsschriften, so offenbart sich auch in den poetischen Arbeiten Sinold's der Einfluß Spener's, und man zählt deshalb S. gern dem pietistischen Dichterkreise zu. Eine Sammlung von 143 seiner Lieder gab er während seiner Amtsthätigkeit in Pfedelbach heraus unter dem Titel „Amadei Creutzbergs geistliche und andere erbauliche Poesien, Lieder, Sonette und Epigrammata" (1720); acht davon erlangten durch Aufnahme in Gesangbücher weitere Verbreitung.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes ꝛc. Bd. V, S. 404 ff. — W. Stromberger, die geistliche Dichtung in Hessen. Darmstadt 1886.

Franz Brümmer.

Sinsteden: Wilhelm Joseph S., Arzt und Physiker, ist am 6. Mai 1803 in Cleve als Sohn des Kreisdirectors F. M. S. geboren. Er genoß theils Schul-, theils Privatunterricht, besuchte seit 1811 das Gymnasium in Köln, das er 1812 verließ, um sich privatim ausbilden zu lassen, besuchte von 1815 ab das Collegium, von 1819 ab das Gymnasium in Cleve, studirte seit 1823 in Berlin die Heilkunde als Eleve des kgl. medic.-chir. Friedrich-Wilhelm-Instituts, diente seit 1827 als Unterchirurg an der Kgl. Charité, seit 1828 als Compagniechirurg und erlangte im letztgenannten Jahre die Doctorwürde an der Berliner Universität mit der „Diss. sistens rationem gravitatem inter et vim vitalem", wurde 1832 Pensionärarzt am obengenannten Institut, 1836 Stabsarzt ebendaselbst, 1839 als Regimentsarzt nach Pasewalk versetzt und machte als solcher den dänischen Krieg im Jahre 1848—49 mit. 1871 nahm er seinen Abschied mit dem Charakter als Generalarzt, lebte zunächst in Pasewalk und siedelte 1878 nach Xanten am Rhein über. S. ist Verfasser einer großen Reihe tüchtiger physikalischer Arbeiten auf dem Gebiet der Optik und der Electricitätslehre. Ein Verzeichniß derselben findet sich in Poggendorff's biogr.-litterarischem Handwörterbuch II, 939.

Vgl. noch biogr. Lexikon hervorr. Aerzte ꝛc. von A. Hirsch und E. Gurlt V, 422.

Pagel.

Sintenis: Christian Friedrich S., geboren zu Zerbst am 12. März 1750, † daselbst am 31. Januar 1820. Sohn des aus Stolberg gebürtigen Consistorialraths und Superintendenten Mag. Johann Christian S. zu Zerbst † 1771, Bruder des Torgauer und Zittauer Rectors Karl Heinrich S. † 1816 und des Roßlauer Superintendenten Johann Christian Siegmund S. † 1829, von seinem Vater und in der lutherischen Trivialschule zu St. Bartholomäi in Zerbst sowie besonders von deren Rectoren Hoxa und Kroll vorgebildet, studirte er in Wittenberg Theologie und Philosophie 1767—70 und ward 1771 ordinirt, 1772 Hilfsprediger in Niederlepte bei Zerbst, 1773 erst Pastor in Bornum bei Zerbst, dann Diaconus an der lutherischen Trinitatiskirche zu Zerbst mit dem Charakter eines Consistorialassessors. Mit der Tochter des Rentkammerraths Schröter 1774 glücklich verheirathet, 1776 Consistorial- und Kirchenrath, erwarb er sich als vortrefflicher Kanzelredner und allgeliebter Seelsorger nicht blos um seine Gemeinde, sondern um seine ganze Vaterstadt unermeßliche Verdienste, besonders auch seit 1783 durch Neuordnung des Armenwesens, bei der er durch die regierende Fürstin wie durch Adel und Bürgerschaft aufs freigebigste unterstützt ward. Nebenher 1784—87 bei der Verwaltung der Propstei und Superintendentur in Lindau thätig, ward er 1787 dem Pastor Köselitz an St. Trin. substituirt, an dessen Stelle er 1791 dort das Pastorat allein antrat, das er bis 1820 verwaltete, bis 1798 in Verbindung mit einer Professur der lutherischen Theologie und Metaphysik am akademischen Gymnasium zu Zerbst. Durch seine

Bemühungen fand seit 1786 statt der Privatbeichte im Beichtstuhl des Geistlichen die allgemeine Vorbereitung für das hl. Abendmahl auf dem Altarplatz Eingang und wandten sich die lutherischen Gemeinden der kirchlichen Union zu, infolge deren seit 1817 beim Abendmahl Brot statt Oblaten gereicht wird. Er war der einflußreichste Geistliche seiner Zeit in Zerbst. Das Andenken an ihn als Wahrheitsfreund und Menschenfreund lebt in seiner Vaterstadt noch im Segen fort, denn alle Anfeindungen und alle Unbill aus den Kreisen höherer Beamten schmälerten das Ansehen nicht, dessen er sich allgemein erfreute. Neben der amtlichen Thätigkeit entfaltete S. eine sehr große litterarische Fruchtbarkeit, bereits seit 1775, wo sein Contingent zur Modelectüre erschien. Er schrieb vielerlei, nach dem Zeitgeschmack (A. Koberstein 3[4], 2705, i. W. Scherer[3], 671) „Veit Rosenstock" 1776, „Die Begebenheiten der rheinfeldischen Familie" 1779, und andere Familienromane, religiöse Erzählungen und novellistische Skizzen von sentimental moralisirendem, auf Rührung des Herzens und Veredlung des Familienlebens abzweckendem Charakter mit einem aus den Zuständen der Gesellschaft und Conflicten von Zeitgenossen geschöpften Inhalt: „Menschenfreuden aus meinem Garten vor Zerbst" 1778, „Vater Roderich", „Hallos glücklicher Abend" 1783, „Theodor" (über Fürstenerziehung) 1789 u. s. w. Ueberwiegend religiösen Inhalt haben: „Das Buch für Familien" 1779, „Privatandachten unter freiem Himmel" 1780, „Elpizon oder über meine Fortdauer nach dem Tode" 1795, „Pistevon oder über das Dasein Gottes" 1800 u. v. a. Seine Schriften verzeichnet Schmidt, Anhaltisches Schriftstellerlexicon 1830. Mit seinem Bildniß ist seine Moral 1804, seine Biographie von F. W. v. Schütz 1820 und sein Marmordenkmal auf dem Frauenthorschen Gottesacker in Zerbst geschmückt.

F. Kindscher.

Sintenis: Karl Heinrich S., Schulmann und theologisch-pädagogischer Schriftsteller in der Zeit des Philanthropinismus, wurde am 12. Juli 1744 in Zerbst als Sohn des Consistorialraths und Superintendenten Johann Christian S. geboren. Seine Gymnasialbildung erhielt er 1757—62 auf der Fürstenschule in Grimma, seine Universitätsstudien machte er in Wittenberg, wo ihn besonders der Philolog Hiller anzog. Dessen Empfehlung verdankte es S., wenn er, kaum 21 Jahre alt, 1765 als Conrector an das Gymnasium in Torgau berufen wurde. In dieser Stellung wirkte er unter dem Rector Christian Friedrich Olpe, einem tüchtigen Lateiner, bis dieser 1770 an die Spitze der Schule in Dresden-Neustadt, des jetzigen Realgymnasiums trat, und wurde dann 1771 in Torgau sein Nachfolger im Rectorate. Bei seinem Amtsantritt waren die Zustände der Schüler nicht eben erfreulich. Die drei unteren Classen trugen wie damals an den meisten sächsischen Gymnasien mehr den Charakter einer Bürgerschule, von der sie sich nur durch den Betrieb des Lateinischen unterschieden, und da der größte Theil der Schüler aus ihnen abging, ohne bis in die Tertia aufzusteigen, so hingen auch diese Classen mit den drei oberen nur äußerlich zusammen. Dazu waren die Gehalte der Lehrer selbst für die damaligen Verhältnisse erbärmlich und wurden nur durch Ertheilung von Privatstunden, die indeß einigermaßen dem Organismus des Unterrichts eingefügt wurden, etwas verbessert. Unter S. nahm die Anstalt einen gewissen Aufschwung, sodaß die drei oberen Classen, das eigentliche Gymnasium, von 45 auf 103 Schüler wuchsen. S. suchte wenigstens theoretisch die alte Lateinschule in eine den lebhaften Reformbestrebungen der Zeit gemäßere Gestalt zu bringen. In den zahlreichen kleinen Gelegenheitsschriften, die er damals schrieb, trat er für gründlicheren Betrieb der Muttersprache und für Pflege der neueren Sprachen, überhaupt für eine stärkere Berücksichtigung einer Erziehung fürs Leben ein. Von dem Philanthropinismus freilich,

dem soeben 1774 Basedow im nahen Dessau eine Heimstätte gegründet hatte, wollte er nichts wissen; in einer Schrift von 1776 bezeichnete er Basedow's System geradezu als eine Barbarei („De elementis Basedovii elementis barbariae") und die Pflege der Muttersprache sollte doch die herrschende Stellung des Lateinischen nicht beeinträchtigen. Schrieb er doch 1780 ein Programm de nimia sermonis patriae cultura hodiernae barbariae causa und sprach sich 1782 de germana scriptorum classicorum interpretatione noxia magis quam frugifera aus. In der That behauptete nun auch im Stundenplane seines Gymnasiums das Latein ein alles beherrschendes Uebergewicht. Denn 1775 beanspruchte es in der Prima und Secunda je 14 Stunden (von 31 bzw. 30 St.), in der Tertia 9 von 22, selbst von den Emendationsstunden noch abgesehen; das Griechische war auf 3, 2 und 1 Stunde beschränkt, dem Deutschen wurde nur in Secunda 1, der Geschichte und Geographie in I je 1 Stunde gewidmet; dafür waren für die Religionslehre 8, 10 und 8 Stunden angesetzt. Nach fast achtzehnjähriger Wirksamkeit in Torgau wurde S. als Rector des Gymnasiums nach Zittau berufen und trat dies Amt am 18. März 1783 an. Er fand hier sehr gleichartige Zustände vor und suchte zunächst in diesem Rahmen seine Anschauungen zur Geltung zu bringen. Demgemäß bekämpfte er auch hier die Grundsätze des Philanthropinismus, sprach sich gegen die stärkere Berücksichtigung der deutschen Litteratur aus („De lectione librorum germanorum juventuti scholasticae plerumque noxia" 1792) und wandte sich scharf gegen die Schulkomödie, die gerade in Zittau von jeher besonders gepflegt worden war und noch unter dem Rectorate seines Vorgängers Adam Daniel Richter (1760—82) eine Nachblüthe erlebt hatte. Richter hatte sich dabei nicht auf lateinische Stücke meist geschichtlichen Inhalts beschränkt, sondern neben den deutschen Dramen Chr. Weiße's auch Stücke von Voltaire (Tancred 1764) und Corneille (Polyeuctes 1767) und Lustspiele von Gellert zur Aufführung gebracht, sich endlich auch an Lessing'sche Stücke gewagt (1767 wurde der Schatz aufgeführt, 1768 Minna von Barnhelm, 1769 die Juden, 1771 der Misogyn, 1778 Emilia Galotti, diese in lateinischer Uebersetzung), ein immerhin bemerkenswerthes Beispiel für den Einfluß der aufsteigenden classischen deutschen Litteratur auf die Gelehrtenschulen. S. fügte sich anfangs dem Brauche, erklärte sich aber schon 1784 in seiner Schrift „Von dem Unnützen, Lächerlichen und Schädlichen der Schulbühne" entschieden dagegen. Freilich mußte er diese Darstellungen später doch wieder zeitweilig aufnehmen (1788—90), weil, wie er kläglicherweise einzugestehen nicht umhin konnte, die Lehrer die daraus fließenden Einnahmen nicht zu entbehren vermochten. Im einzelnen ähnelte der Unterrichtsplan seines Gymnasiums dem Torgau'schen. Das Griechische, das in Tertia begann, war auf die Privatlectionen verwiesen, also ebensowenig ein Pflichtfach wie das Hebräische und Französische; das Deutsche wurde in den drei oberen Classen mit wenigen Stunden betrieben (in Tertia Grammatik, in Secunda Uebersetzungen, in Prima kleine Abhandlungen), daneben Prosodie, Rhetorik, Logik und Physik, in den unteren Classen Schreiben und Rechnen. Daß die Anstalt unter S. Tüchtigeres leistete als vorher, bezeugt ein gebildeter Reisender (C. G. Schmidt), der auch von Sintenis' Persönlichkeit einen sehr günstigen Eindruck empfing. Nachdem S. 1786 das zweihundertjährige Jubiläum des Gymnasiums hatte feiern können, dachte er im Einvernehmen mit dem damaligen Bürgermeister K. G. Just schon 1792 daran, der Zeit vorauseilend, die drei unteren Classen seines Gymnasiums in eine selbständige „Bürgerschule" zu verwandeln. („Beschreibung der Einrichtung der drey unteren Classen des Zittauer Gymnasiums als Bürgerschule," 1792). Wirklich genehmigte ein kurfürstliches Rescript vom 21. December 1795 die Ausführung des Planes; da S. aber für den Religionsunterricht den hannöverschen Katechismus einführen wollte, der der Geistlichkeit der Stadt nicht für streng-

lutherisch galt, so verwickelte er sich darüber in einen heftigen Federkrieg, und die neue Einrichtung verfiel darüber. Die ganze Angelegenheit sollte jedoch für seine Stellung noch verhängnißvoll werden. Denn seine eigene Rechtgläubigkeit war zweifelhaft geworden und 1796 ordnete ein kurfürstliches Rescript eine theologische Prüfung des Rectors, Conrectors und Subrectors vor einem der drei Landesconsistorien und ihre Verpflichtung auf die symbolischen Bücher an. Da Sintenis' Standpunkt dabei Anstoß erregte, so wurde er schließlich nach heftigen Erörterungen zu Ende d. J. 1797 mit Pension aus seiner Stellung entlassen. Er zog sich darauf nach seiner Vaterstadt Zerbst zurück und war dort noch bis an sein Ende auf religiös-theologischem und philologisch-pädagogischem Gebiet litterarisch sehr thätig. Sein Hauptwerk in ersterer Beziehung ist das „Ausführliche Lehrbuch der moralischen Vernunftreligion" 1802. Gestorben ist er in Zerbst am 14. Juni 1816.

Vgl. Otto, Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller III, 297 ff. 802, IV, 418. — Kneschke, in der lausitzischen Monatsschrift 1808. — Pescheck, Gesch. von Zittau I, 559 ff. 587. — (Sauppe,) Beitrag zur Geschichte des Gymnasiums zu Torgau (Progr. 1850), 9 ff. — H. Kaemmel, Rückblick auf die Geschichte des Gymnasiums in Zittau (1871), 43 ff.

O. Kaemmel.

Sintenis: Karl Friedrich Ferdinand S., bedeutender deutscher Jurist, ein Enkel von Chr. Friedr. S. (o. S. 401), wurde am 25. Juni 1804 in Zerbst geboren, wo sein Vater Advocat war. Zuerst durch häuslichen Unterricht, sodann von der Secunda an auf dem Gymnasium zu Zerbst für den Besuch der Universität vorbereitet studirte er in den Jahren 1822—1824 in Leipzig die Rechte, promovirte im Jahre 1825 in Jena (Dissertation „De delictis et poenis universitatum") und ließ sich darauf als Regierungsadvocat in seiner Vaterstadt nieder. Infolge seiner Schrift: „Ueber den Ungehorsam der Parteien im Proceß" erhielt er die Aufforderung, Mitarbeiter an den von Zurheinischen Jahrbüchern des Civilprocesses zu werden und begann im Jahre 1829 mit den Professoren Otto und Schilling in Leipzig und andern Gelehrten die erste deutsche Uebersetzung des „Corpus juris civilis". Dieser Uebersetzung, welche im Jahre 1834 vollendet wurde, folgte im Jahre 1835 die des „Corpus juris canonici" im Auszuge, an welcher er sich als Herausgeber betheiligte. Als er darauf im folgenden Jahre (Halle 1836) sein „Handbuch des gemeinen Pfandrechts" veröffentlicht hatte, erhielt er den Ruf als ordentlicher Professor der Rechte an die Universität Gießen, ging Ostern 1837 dahin und las daselbst (bis 1841) Civilproceß und Civilproceß-Praktika, später Pandekten. Ostern 1841 kehrte er in die Heimath zurück und trat als Rath und stimmführendes Mitglied in die damalige Landesregierung und das Consistorium zu Dessau ein. Im Jahre 1844 ff. erschien das bedeutendste Werk seines Lebens: „Das praktische gemeine Civilrecht". Das Vertrauen des Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt-Dessau berief ihn im Jahre 1847 zum Mitgliede in das Landesdirectionscollegium des Herzogthums Anhalt-Köthen, dessen Regierung nach dem Tode des Herzogs Heinrich dem Senior des Hauses Anhalt zugefallen war, und beauftragte ihn zugleich mit der Leitung der Cabinetsangelegenheiten. Im Jahre 1848 aus diesen Stellungen entlassen, blieb er doch Mitglied des Oberlandesgerichts zu Dessau. Im anhaltischen Landtage 1849 gehörte er zur Rechten; 1850 saß er im Staatenhause des Unionsparlamentes zu Erfurt. In demselben Jahre wurde er bei Neuorganisirung der Justiz zweiter Präsident des für die Herzogthümer Anhalt-Dessau und Anhalt-Köthen neu gebildeten Oberlandesgerichts und nach völliger Vereinigung beider Länder (1853) alleiniger Präsident dieses Gerichtshofes. Nachdem er im Jahre 1859 an der Bearbeitung des bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen in Dresden

theilgenommen, wurde er im Jahre 1862 ins Ministerium berufen und begleitete noch in demselben Jahre den damaligen Erbprinzen Friedrich (seit 1871 regierender Herzog) von Anhalt zum Fürstencongreß nach Frankfurt a. M. 1863 wurde er zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt und erhielt den Vorsitz des neuerrichteten Staatsministeriums für ganz Anhalt. Endlich im Jahre 1866 nahm er an der Berathung des Norddeutschen Bündnißentwurfes in Berlin theil, wirkte für den Anschluß Anhalts an Preußen, begann zu kränkeln (Augen- u. a. Leiden) und schied, nachdem er schon 1867 das von ihm immer noch beibehaltene Präsidium des Oberlandesgerichts niedergelegt hatte, im Frühjahr 1868 gänzlich aus dem Staatsdienste aus. Er starb am 2. August desselben Jahres. Ueber seine Bedeutung als Gelehrter spricht sich ein Nekrolog in den Blättern für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt folgendermaßen aus: „Seine Verdienste um die Rechtswissenschaft, namentlich um das Civilrecht, sind allgemein anerkannt. Ihm war es hauptsächlich darum zu thun, die Wissenschaft mit der Praxis zu vermitteln, und hierzu war er befähigt und berufen wie selten einer. Denn bei ihm trafen in glücklichster Weise zusammen eine überaus gründliche humanistische Bildung, die ihm die alten griechischen und römischen Classiker bis zu seinem Tode zur Lieblingslectüre machte, ausgebreitete Rechtskenntnisse, die er unermüdlich zu erweitern und zu ergänzen bestrebt war, umfassende Kenntniß der Praxis in seinem langjährigen Advocaten- und Richteramte, eine mehrjährige Thätigkeit als akademischer Lehrer, eiserner Fleiß, der auch unter der anstrengendsten Thätigkeit niemals ermüdete, endlich angeborener und sorgfältig ausgebildeter Scharfsinn. Sein Hauptwerk: „Das praktische gemeine Civilrecht" (3 Bde. Leipzig 1844—1855; 3. Aufl. 1868—1869) gehört für den Praktiker wie für den Theoretiker zu den unentbehrlichsten juristischen Hülfsmitteln. Es enthält eine Fülle von Belehrungen und Anregungen, eine umfassende Kasuistik, die bis auf die neueste Zeit fortgeführte, vollständige einschlägige Litteratur, und entspricht vor allem seinem Titel, dem eines praktischen Systems." Treffend nennt ihn daher Wächter in seiner Kritik des sächsischen Entwurfs eines codificirten Civilrechts „den gelehrten Praktiker und praktischen Gelehrten" unter den Juristen.

Brockhaus' Convers.-Lx. (kurzer Abriß, beruhend auf Mittheilungen aus der Feder von K. F. F. Sintenis selbst). — Nekrolog (s. o.) — Mittheilungen des Vereins f. Anhalt. Gesch. u. Alterthumskunde, Dessau 1890, V, 714 ff., woselbst sich ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet.

W. Hosäus.

Sintenis: Karl Heinrich Ferdinand S., geboren zu Zerbst am 15. Mai 1806, † das. am 1. Mai 1867. Enkel des Consistorialraths S. † 1820, Sohn des Pastors zu St. Trin. August Friedrich S. † 1841, durch seinen Vater bis 1820, auf dem Zerbster Francisceum bis 1824 unter G. Fähse besonders durch K. W. Krüger und W. A. Becker (s. A. D. B. XVII, 232. II, 229) vorgebildet, studirte er bis 1829 in Leipzig Philologie unter Gottfried Hermann, zu dessen vorzüglichsten Schülern er mit seinen Freunden Moriz Haupt, Friedrich Ritschl, Hermann Sauppe, Adolf Emperius, Friedrich Franke (s. A. D. B. XI, 72. XXVIII, 653. VI, 93. VII, 265) zählte. Als Oberlehrer am Zerbster Francisceum führte er sich 1829 mit Observationen an Diodor ein und blieb an diesem Gymnasium bis zu seinem Tod trotz mehrfacher auswärtiger Anträge. Als Student hatte er 1829 schon Plutarch's Themistokles bearbeitet. Perikles folgte bald. S. ist dem Plutarch sein Leben lang treu geblieben. Die sämmtlichen Biographien gab er 1839—46 und 1852—54 heraus. Zum Schulgebrauch bearbeitete er mehrere der anziehendsten. Im Wetteifer mit Krüger wandte er seinen Fleiß dem Arrian zu, mit Ritschl und Sauppe dem Dionys. Er war ein vorzüglicher Kenner der griechischen Litteratur, ein feiner Kritiker und vor-

nehmlich auch ein ausgezeichneter Lehrer: griechische Grammatik und lateinischen Stil bei ihm zu lernen, Platon, Sophokles und Horaz von ihm erklären zu hören blieb Allen immer ein wahrer und unvergeßlicher Hochgenuß. Im Verein mit Heinrich Ritter, der als Oberschulrath in Dessau 1866 starb, und Professor Karl Werner † 1846 erhob er das Zerbster Gymnasium zum vorzüglichsten in Anhalt. Seit 1837 Professor, übernahm er 1850 allseitigem Wunsch gemäß die Direction des Franciseums und des damit verbundenen herzoglichen Pädagogiums, das unter ihm bald ein Jahrzehnt hindurch seine höchste Blüthe erreichte. Er ward 1855 zum Schulrath ernannt. Milde beherrschte alle Maßregeln seiner Erziehung, wo sie nur irgend zuläßig schien. Der Unsittlichkeit und Gemeinheit gegenüber kannte er nur entschieden abweisende Strenge. Die erste Gattin entriß ihm der Tod schnell mit dem Kinde. Die zweite, Emilie Nicolai, war ihm eine treue, feinsinnige Helferin bei seiner väterlichen Sorge für die zum Theil recht jungen Pensionäre des Pädagogiums. Seinen Collegen war er stets ein aufrichtiger Freund. Er achtete überall ihre Eigenthümlichkeit, wenn sie nur die gemeinsame Sache der Schule förderte. Er kannte seine Leute und wußte, wem er vertrauen könne. Den Vorgesetzten hervor zu kehren fand er kaum Gelegenheit. Er konnte etwas mißbilligen, verletzte aber dabei Niemand. Aus Pflichtgefühl erledigte er mit vollem sachlichen Interesse unermüdlich die unaufhörliche Schreiberei und Oberaufsicht beim Verwaltungsgeschäft seines zwiespältigen weitschichtigen Directorats, denn er brachte seinem Landesherrn mit der Uebernahme der Leitung der Schul- und Erziehungsanstalt ein großes und entsagungsreiches Opfer, da sie ihn den von frühester Jugend an liebgewonnenen stillen Studien oft lange entzog. Hing ja doch sein Herz an den gelehrten Studien des Alterthums, zumal des griechischen, deren Ergebnisse er in der Hallischen Litteraturzeitung, im Philologus, in Zarncke's Centralblatt, in seinen Reden und Programmen u. s. w. wie in seinen Classikerausgaben rühmlichst öffentlich verwerthete. Seine geistvolle Unterhaltung fesselte den großen Kreis derer, die ihm nahe standen. Hohe Sittenreinheit, ungeheuchelte Frömmigkeit, eifriges Streben Leidenden wohlzuthun und sie in der Stille zu erfreuen zierten seinen Charakter und machten ihn Allen werth und theuer, Landsleuten und andern, wie F. W. Schneidewin in Göttingen, Karl Reimer in Berlin (s. A. D. B. XXXII, 150. XXVII, 712), Friedrich Ahlfeld in Leipzig (vergl. Lebensbild 1885, S. 38). Sein Bildniß erschien in Steindruck 1853 beim 50jährigen Jubiläum des Franciseums.

Vergl. Eckstein, Nomenclator philologorum. — Friedrich Hammer, Nekrolog im Zerbster Schulprogramm 1868. — Paul Kummer, Erinnerungen aus dem Schulleben in Duncker's Sonntagsblatt 1874, 5, vom 1. Febr. S. 55/57.

F. Kindscher.

Sintenis: Wilhelm Franz S., protestantischer Prediger, † 1859. S. stammte aus einer anhaltischen Theologenfamilie, in welcher die Aufklärung und der Rationalismus sich wie ein Erbe von Vater auf Sohn fortgepflanzt hatte. Nachdem schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. mehrere Sintenis als aufgeklärte Kirchenmänner und populäre Schriftsteller von sich reden gemacht hatten, ist dieser S. als einer der Bahnbrecher des modernen Lichtfreundthums in Magdeburg im 19. Jahrhundert neben Uhlich viel genannt worden. S. wurde am 26. August 1794 zu Dornburg im Anhaltischen geboren, wo sein Vater, Johann Christian Sigismund S., geb. 1752, † 1821 als neuköthenscher Superintendent, damals noch als Pastor fungirte. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Zerbst, studirte S. in Wittenberg, erhielt 1817 eine Anstellung als Inspector an einer Armenschule in Köthen, 1818 aber als Gehülfe seines Vaters in Roßlau im Zerbstischen, wo dieser seit 1794 als Amtsprediger thätig war. 1824 kam er

durch Gemeindewahl als zweiter Prediger an die Heiligegeistkirche nach Magdeburg und rückte 1831 in die erste Prediger- und Pastorstelle daselbst auf. Hier hat er bis zu seinem Tode als entschiedener Rationalist gewirkt. Am bekanntesten ist aus seiner öffentlichen Thätigkeit sein Kampf gegen die Anbetung Christi im Jahre 1840. Den Anlaß dazu hatte ein protestantischer Maler F. Becker gegeben, welcher die Heilung einer blinden Bauernfamilie vor einem Gnadenbilde gemalt hatte. Nach der katholischen Legende war es ein „Gnadenbild der Maria im Eichwalde"; der Maler hatte es aber verhüllt, um Protestanten keinen Anstoß zu geben; so wurde es lithographisch vervielfältigt, in Magdeburg verkauft und in einem Gedichte in der Magdeburger Zeitung (1840) sogar als Christusbild empfohlen. In diesem Gedichte wurde gebetet zu dem „lieben Heiland Jesus Christ, der aller Noth Erbarmer ist". Das lief schnurstracks gegen Sintenis' rationalistische Lehre von Jesus. Daher ließ er eine nüchterne Kritik, sowohl des Gemäldes als auch des Gedichtes in dieselbe Zeitung einrücken, um die Anbetung Christi zu bekämpfen. Er hielt es, so äußerte er sich, für unevangelisch, zu Christo zu beten, da alle Hülfe allein von Gott komme, und da Christus selbst seine Gläubigen nie angewiesen habe zu ihm, sondern zu Gott zu beten. Durch die profane Art, wie S. ein Erzeugniß der Phantasie zum Gegenstande eines theologischen Streites gemacht hatte, fühlten sich mehrere Magdeburger Prediger, obenan der evangelische Bischof Dräseke, so verletzt, daß sie von der Kanzel herab und in der Zeitung gegen S. auftraten. Das Consistorium zog daher diese Sache vor sein Forum; aber der Magistrat trat für S. ein. Man versuchte ihn zu der Anerkennung der symbolischen Bücher oder aber zur Niederlegung seines Amtes unter Anbietung einer seinem Gehalte gleichkommenden Pension zu bewegen. Beides lehnte er ab. So erhielt er zunächst einen Verweis, weil er durch seine Kritik der betenden Bauernfamilie und durch seine Predigten „viele fromme Gemüter schwer verletzt habe"; im Falle fortgesetzter Abweichung von der Kirchenlehre wurde ihm Amtssuspension angedroht und sein Superintendent mit der strengen Beaufsichtigung seiner Wirksamkeit betraut. Auf Beschwerde des Magistrats über diese Anordnungen mußte sich das Ministerium mit dieser Sache befassen. Dasselbe schlug im April 1840 den unerquicklichen Streit dadurch nieder, daß es einerseits zwar das Consistorium in Schutz nahm, andererseits aber doch über S. keine Strafe verhängte. Dem Bischofe Dräseke wurde indeß infolge jenes Streites die Generalsuperintendentur der Provinz Sachsen so verleidet, daß er sie aufgab. In der Geschichte des populären Rationalismus ist diese Angelegenheit nicht blos um ihres Gegenstandes Willen, sondern auch deshalb bemerklich, weil hier das Kirchenregiment zum ersten Male praktisch, wenn auch schüchtern, gegen diese Richtung vorgegangen ist. S. aber hat seinen lichtfreundlichen populär-theologischen Kampf auch gegen Dräseke's Nachfolger Möller und Andere weitergeführt; Zeugen davon sind seine Schriften „Herr Prediger Gustav Adolph Kämpfe in Magdeburg und die Kirchenlehre in Briefen an Karl Bernhard König" (Leipzig 1846); ein Pamphlet „Möller und Uhlich" Leipzig 1847, anonym erschienen, aber von S. als sein Werk 1848 anerkannt (s. Herzog's Realencyklopädie 2. Aufl. X, 133), und „Dr. J. F. Möllers Wirken im Consistorium und in der Generalsuperintendentur der Provinz Sachsen" (Leipzig 1849), eine Schrift, deren Feindseligkeit durch ihr niedriges Niveau geringen Eindruck machte. (Siehe Ev. Kirchenzeitung 1849, Nr. 15—17.)

Vgl. die pseudonyme Schrift [des Pfarrers König von Anderbeck] „Der Bischof Dräseke und sein achtjähriges Wirken im Preußischen Staate" (1840). — Ferner: Johann Karl Ludwig Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, 1855, V, 250 ff. — Tholuck's Artikel „Dräseke" in Herzog's Realencyklopädie

2. Aufl. III, 691 und desselben Artikel „Lichtfreunde“ ebendaselbst, VIII, 656 ff. — W. Möller's Artikel „Möller, Johann Friedrich“, ebendaselbst X, 133 ff.

Paul Tschackert.

Sinthius: Johann S., auch Zinthius oder Syntheim genannt und muthmaßlich derselbe wie Johann van Delden, bedeutender Grammatiker, Theolog und Lehrer der berühmten Fraterschule zu Deventer. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Overysel geboren, trat er in die Bruderschaft des gemeinsamen Lebens ein. Bald war er einer der besten Schüler des bekannten Alexander Hegius (s. d.), welchem die obengenannte Fraterschule seit 1470 ihre höchste Blüthe verdankte, und stand diesem Rector nachher als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache rühmlichst zur Seite. Mit Hegius faßte er vor allem die Verbesserung der bis dahin höchst mangelhaften grammatischen Methode ins Auge, indem er das Doctrinale puerorum, eine von Alexander de Villa Dei im 13. Jahrh. in Versen abgefaßte, aber höchst mangelhafte und verworrene Grammatik, welche gleichwohl von den damaligen Gelehrten als die wahre Quelle jeder Sprachkenntniß betrachtet wurde, in neuer und wesentlich verbesserter Gestalt herausgab. Sie erschien in 4° Deventer 1488 und nochmals zu Paris 1508 bei Badius. Dabei verfaßte er mit Hegius und andern Lehrern, wie Jacob v. Gend und Heinrich v. Amersfort, mehrere Lehrbücher, wie die „Composita Verborum“ und „Verba deponentia“, zu Deventer bei Jacob v. Breda 1495 in 4° und die „Glossa super prima et secunda parte Doctrinalis puerorum Alexandri“, ohne Jahr in 4° zu Deventer erschienen. Diese Schriften, welche auch in Deutschland ihren Eingang fanden, erhöhten seinen Ruhm dergestalt, daß auch einige Schriften, an deren Abfassung er nicht betheiligt war, sich durch Anmaßung seines Namens Eingang schafften, wie wir durch Hermann Torrentinus (van der Beek), Schulrector zu Zwolle erfahren. Auf der Deventer Stadtbibliothek, wo sich obengenannte Schriften finden, kommt noch eine Schrift „de accentibus“ ohne Jahr und Ort vor, welche dem S. zugeschrieben ward. Sein Tod erfolgte wahrscheinlich am 10. Juli 1533.

Delprat, Broedersch. v. G. Groote Bl. 70, 267 u. 329 v. — Pacquot, Mémoires litér. II, 588. — Glasius, Godg. Nederl.

van Slee.

Sintzel: Johann Michael S., katholischer Geistlicher, geb. am 24. Decbr. 1804 zu Weiden in der Oberpfalz, zum Priester geweiht 22. Juni 1827, seit 1848 Beneficiat bei St. Peter in München, mehrere Jahre auch Beichtvater der barmherzigen Schwestern, † am 29. August 1889 zu München, war der fruchtbarste Erbauungs- und Gebetbücher-Fabrikant des 19. Jahrhunderts. Er trieb dieses Geschäft mit solcher Zähigkeit, daß er seine Sachen, als er keinen Verleger mehr fand, auf eigene Kosten drucken ließ und infolge davon in Geldverlegenheiten gerieth. In dem 1848 erschienenen Thesaurus librorum rei catholicae füllen die Titel seiner bis dahin erschienenen Schriften drei Seiten.

Reusch.

Sinzendorff: Philipp Ludwig S., des heiligen Römischen Reichs Erbschatzmeister und Burggraf zu Rheineck, Graf von S. und Thanhausen, Freiherr zu Ernstbrunn, Oberst-Erbkampfrichter und Schildträger, wie auch Oberst-Erblandvorschneider in Ober- und Unterösterreich, bekleidete unter den beiden letzten männlichen Sprossen habsburgischen Stammes, den Kaisern Joseph I. und Karl VI., die Stelle eines Obersthofkanzlers und nahm als solcher hervorragenden Antheil an den Geschicken Oesterreichs wie Europas in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Er entstammte der Fridau-Neuburgschen Linie jenes alten Geschlechtes,

welches seine Ahnenreihe auf die welfische Grafenfamilie von Altorf zurückführen will. Urkundlich treten die Sinzendorff zum ersten Male in Oesterreich im J. 1289 auf, in einem Vertrage mit dem Benedictinerstifte Kremsmünster in Oberösterreich, in dessen Nähe sie jene Burg besaßen, von der sie ihren Namen führten. Heute ist es nur mehr ein kleiner Burgstall. Die Familie hatte sich durch Erwerbung verschiedener Güter im Kremsthale, sowie durch Verheirathung mit den angesehensten Geschlechtern des Traungaues bald einen ersten Platz nicht nur in ihrem engeren Heimathslande, sondern im Gesammtstaate zu erringen gewußt. Ausgezeichnet durch die Gunst der Kaiser Ferdinand III. und Leopold I., erreichten ihre Mitglieder die hervorragendsten Stellungen im Staate. Hatte doch das Vertrauen Kaiser Leopold's den Grafen Georg Ludwig, den Vater unseres Philipp Ludwig, zur verantwortungsvollen Stellung eines Hofkammerpräsidenten berufen. So schlecht lohnte freilich dieser die Gnade seines Herrn, daß letzterer bei aller Güte seines Wesens dem Andrängen seiner Umgebung und seinem eigenen Gerechtigkeitssinne nicht länger widerstehen konnte und die Untersuchung wegen großartiger Unterschleife am Staatsschatze gegen seinen eigenen Finanzminister einleiten lassen mußte. Nur den Bitten seiner Frau Dorothea Elisabeth, einer geborenen Prinzessin von Holstein-Wisenburg gelang es, für den zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilten Gemahl eine Strafmilderung auf Verbannung und Internirung auf einem seiner Schlösser zu erwirken. Doch starb er noch in demselben Jahre 1680. Dieser Ehe entsproß denn Philipp Ludwig.

Er war als jüngstes seiner Geschwister am 26. December 1671 geboren und frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt. Schon hatte er eine Domherrnstelle zu Cöln erlangt, als sein einziger Bruder im Felde starb. Dies veranlaßte ihn, die geistliche Laufbahn mit der militärischen zu vertauschen und seinem Stiefvater, dem Feldmarschall Grafen Bussy-Rabutin in den Krieg zu folgen. Der Kaiser hatte aber an dem gebildeten liebenswürdigen Jünglinge Gefallen gefunden, machte ihn 1694 zum Kämmerer und verwandte ihn bald zu verschiedenen diplomatischen Missionen. Der junge Graf führte dieselben mit solchem Geschick durch, daß ihm bereits im Jahre 1695 ein Sitz im Reichshofrathscollegium verliehen wurde. Und wahrlich, als wollte der Kaiser den Sohn entschädigen, daß er den Vater hatte strafen müssen, bevorzugte er ihn derart, daß er den kaum 28jährigen zum Gesandten am Versailler Hofe ernannte. Schon 1696 hatte sich S. mit der Gräfin Rosina Katharina von Waldstein vermählt, mit der er in 37jähriger glücklicher Ehe lebte, aus der ihm vier Kinder entsprossen. Nach dem Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges von Paris abberufen, ward er noch im Jahre 1701 zum wirklichen Geheimen Rathe ernannt und fand nun in den verschiedensten Geschäften Verwendung. Mit König Joseph an der Belagerung von Landau theilnehmend, wurde er nach Einnahme der Festung nach Lüttich als kaiserlicher Commissär entsandt, um daselbst, nach Absetzung des der Felonie beschuldigten Regenten, des Kurfürsten von Cöln, die neue Regierung einzuführen. Wieder sehen wir S. im J. 1704 beim Könige Joseph im Lager vor Landau und bald darnach schließt er zu Ilesheim den Evacuationsvertrag wegen Baiern mit den Gesandten der Kurfürstin. Der Tod Kaiser Leopold's trifft S. neuerdings in Wien. Der neue Herrscher überträgt die Gunst seines Vaters auch auf ihn. Nicht allein, daß er ihn als Geheimen Rath bestätigt, erhebt er ihn zum Hofkanzler und als solcher wie später als Obersthofkanzler steht S. durch fast vier Decennien an der Spitze der auswärtigen Geschäfte der Monarchie. 1706 gelingt es S. im Haag bei den Unterhandlungen mit Marlborough und den Holländern mit Erfolg die Friedensvorschläge Frankreichs und Baierns zu vereiteln. Als 1709 Frankreich fast zu Tode gehetzt sich bei der

Haager Präliminarberathung zu den weitgehendsten Zugeständnissen erbötig zeigt, ist es S., der nebst Prinz Eugen jene harten Bedingungen dictirt, welche einen König Ludwig XIV. zwingen sollen, seinen eigenen Neffen aus Spanien zu vertreiben. Als die französische Krone hierauf nicht eingeht, aber doch in Gertruydenburg mit den Holländern weiter verhandelt, findet sich S. auch hier, wenngleich als ungebetener, so doch geschickter Vermittler ein. Kaiser Joseph, seinem großmüthigen Herzen folgend, belohnt gar bald die Verdienste des Grafen durch Schenkung der ausgedehnten Herrschaften Hals und Schärding in Baiern. Der plötzliche Tod des Herrschers überrascht den Kanzler im Haag, wo er wegen neuerlicher Unterhandlungen weilt. Von hier eilt er nach Frankfurt, um die Kurfürsten bei der Kaiserwahl für seinen neuen Herren günstig zu stimmen. Ueber Wien geht er dem jugendlichen Kaiser nach Mailand entgegen, wird von demselben in seinen Diensten vollbestätigt, begleitet den Monarchen zur Kaiserkrönung und wird am 9. Januar 1712 von ihm zum Ritter des goldenen Vließes ernannt. Die Utrechter Friedensverhandlungen finden in S. einen warmen Verfechter der Interessen Oesterreichs, Hand in Hand mit Prinz Eugen sucht er die Verbündeten zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Umsonst. Unverrichteter Sache mußte S. vier Tage nach dem Friedensschlusse am 15. April 1713 Utrecht verlassen. Er kehrt nach Wien zurück, wo er dann seinen ständigen Sitz als Geheimer Conferenzminister einnimmt und dort nicht allein die auswärtigen, sondern auch die inländischen Geschäfte in seiner Kanzlei vereinigt. Das vertrags- und alliancenreiche dritte Decennium des vergangenen Jahrhunderts gibt dem Kanzler reiche Gelegenheit zu geschäftigem Wirken. Am Congresse von Soissons, welcher dem erregten Europa den langersehnten Frieden und den Federn der Diplomaten Ruhe bringen soll, eröffnet S. im Namen seines Kaisers am 14. Juni 1728 die Versammlung mit der Begrüßung des französischen ersten Ministers, des Cardinals Fleury, auf dessen Freundschaft er von hier an so viel baute und die sich jetzt und später in den wichtigsten Momenten als bloßes Trugbild erweisen sollte. Sinzendorff's Bemühungen blieben hier, wie am Hofe zu Versailles, wohin er sich darnach begab, erfolglos und unbefriedigt kehrte der Graf heim. Den Verhandlungen mit den ungarischen Protestanten im J. 1734 ward er als einziger Laie zugezogen, und die wichtige Frage der Verheirathung der ältesten Erzherzogin findet in ihm einen eifrigen, wenngleich höchst eigennützigen Förderer zu Gunsten des lothringischen Hauses, indem er mit den Abgesandten desselben geradezu um die pecuniären Vortheile feilschte, gegen die er seine guten Dienste dem Hofe von Nancy zur Verfügung stellte. Nach dem Kriege um die polnische Thronfolge fiel es dem Hofkanzler zu, jene langathmigen Verhandlungen mit den Unterhändlern des allerchristlichsten Königs zu führen, die in den Präliminarartikeln der Executionsconvention vom 11. April 1736 und in dem zu Wien erst am 28. Juni 1740 publicirten Vertrage ihren endlichen Abschluß fanden. Die Mißerfolge der kaiserlichen Feldherren im türkischen Kriege Ende der dreißiger Jahre, zwingen S., dem Kaiser zu baldigem Friedensschlusse zu rathen und den Bestrebungen des Wiener Cabinetes gelingt es für die Ungunst der Verhältnisse noch immer erträgliche Bedingungen zu stipuliren. Hatte S. die Glanzzeit der Monarchie unter Karl VI. erlebt, so sollten ihm am Abende seines Lebens auch die schweren Momente nicht erspart bleiben, welche die Kaisertochter bei Uebernahme des Erbes ihres Vaters erwarteten. Der Hofkanzler mußte seine geschäftskundige Hand der jugendlichen Monarchin leihen bei den Schlangenwindungen, welche die Verhandlungen mit den Gesandten Preußens einschlugen, unter Sinzendorff's Augen durchforschten am 3. November 1740 der bairische Gesandte Graf Perusa und seine Collegen jene Testamente und Codicille Kaiser Ferdinand I., auf deren Grundlage man Maria Theresia, dem

Rechte und den Verträgen zum Hohn, aus ihren Erblanden vertreiben wollte. Seine letzte Kraft setzte S. in dem aufregungsreichen ersten Kriegsjahre der neuen Regierung ein, als ihn der Tod den Reihen der Berather der jungen Königin entriß. Er erlag dem innerlichen Brande am 8. Februar 1742.

Betrachten wir dieses lange ereignißreiche Leben, so muß es eigenthümlich berühren, daß die Thätigkeit eines Mannes, der in für die Monarchie wie für Europa so bewegten Zeitläuften durch mehr als ein Menschenalter an der Spitze der wichtigsten Geschäfte der habsburgischen Lande stand, daß der Genosse eines Cardinal Fleury, so wenig Erinnerung bei der Nachwelt zurückließ, daß diese Zeit so wenig den Stempel seiner Persönlichkeit trug und dies eben in einer Epoche, wo die Geschichte der einzelnen Staaten nur zu sehr die Geschichte ihrer Minister war. S. war eben keine große Individualität und kein Charakter. Dank seiner Geburt und der Gnade seines Herrn rasch zu den wichtigsten Staatsämtern emporgestiegen, konnten seine Fähigkeiten dem raschen Fluge seiner Carriere nicht folgen. Im Beginne seiner Thätigkeit unter dem Einfluß des energischen Kaisers Joseph und des siegreichen Feldherrn Prinz Eugen stehend, erwies er sich als geschickter Unterhändler und biegsamer Hilfsarbeiter. Als ihm aber unter Karl VI. die Aufgabe zugefallen wäre, als leitender Staatsmann die wahren Interessen des Hauses und seiner Erbländer gegenüber dem überwuchernden Einflusse der spanischen Partei und sonstiger Günstlinge am Hofe thatkräftig zu vertreten, auf die Gefahr hin, die momentane Ungnade seines Herrn sich zuzuziehen, war er zu schwach zu widerstehen und bog in die Seitengasse der Meinungsänderung ein, um die Gunst des Herrschers und sich in der Stellung eines Ministers zu erhalten. Er schmeichelte dem Kaiser und seinen Träumen von maritimer Großmachtstellung und von da bis zum Abschluß der naturwidrigen Alliance mit Spanien ließ er sich halb treiben von der Angst um die Gnade seines Herrn, halb zog er ihn selbst mit sich fort, verlockt durch fremdes Gold. Das innere Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, wie das Bewußtsein, der Bestechung nicht unzugänglich zu sein, benahmen eben S. die Fähigkeit mit jener Energie aufzutreten, die dem klaren, edlen Wollen eigen ist. So war auch seine Rede weitschweifend, bestrebt durch viele Worte die mangelnden Gedanken zu ersetzen, wie denn auch der Kaiser sein Auftreten in der Conferenz gegenüber dem lakonisch kurzen Prinz Eugen so einfach mit den Worten charakterisirt „Sinzendorff schwazt vill“. Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß die Künste und Wissenschaften in S., dem Beispiele seines Monarchen folgend, einen warmen Förderer fanden. Auf keinem Congresse erschien er ohne einige Gelehrte und Künstler Oesterreichs. Brachte er doch zu Soissons die für Oesterreichs Geschichtsforschung so heilbringende freundschaftliche Verbindung zwischen der Congregation von St. Maur und St. Blasien und den berühmten beiden Benedictinern Petz des Klosters Melk zustande und fand die Idee der Akademie zu Wien an ihm einen fördernden Anhänger. Doch die sonstigen, weniger hohen Passionen des genußsüchtigen Lebemannes ließen S. mit dem Ertrage seiner Güter, mit seinem hohen Gehalte von 45 000 Fl. kein Auskommen finden und er verfiel, dem väterlichen Beispiele folgend, jenem Dämon der Hab- und Genußsucht, vor dem sich die höchststehenden am meisten verwahren müssen. Karl VI. blieben die Fehler seines Ministers nicht verborgen, er schenkte ihm daher nie uneingeschränktes Vertrauen und oft wurden gerade die wichtigsten diplomatischen Verhandlungen, wie jene mit Preußen, mit Rußland, mit Spanien, hinter dem Rücken des Ministers geführt. Daß sich S. dennoch in seiner Stellung zu erhalten wußte, dankte er seinem liebenswürdigen, einnehmenden Wesen, dem allzugütigen Sinne eines Herrschers, der nur mit Widerwillen Aenderungen in seiner Umgebung sah und nicht zum mindesten seiner durch die langen Jahre erworbenen Geschäftsroutine, in der er die Tüchtigkeit

seiner Untergebenen wol auszunützen wußte, ohne daß er mit besonderer Klugheit je eine Persönlichkeit hervorgezogen oder neben sich hätte aufkommen lassen, in der ihm ein geschäftskundiger Nachfolger hätte erwachsen können. Erst die unheildrohenden Zustände beim Regierungsantritte Maria Theresia's gaben dem Greise jenen Feuereifer rastloser, aufopfernder Thätigkeit, deren er während seines übrigen Lebens so sehr ermangelte, so daß dennoch sein Tod als schwerer Verlust in der Bedrängniß der Zeit von der jugendlichen Monarchin empfunden wurde.

v. Györy.

Sinzendorff: Graf Philipp Ludwig S., Cardinal und Fürstbischof von Breslau 1732—1747, ward geboren 1699 zu Paris, wo sein Vater, der Reichsgraf Philipp Ludwig damals als österreichischer Gesandter weilte. Als zweiter Sohn für den geistlichen Stand bestimmt empfing er seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht zu Wien, dann aber seit 1714 im Jesuitencolleg zu Rom. Seine vornehme Geburt, seine feinen Umgangsformen und sein geweckter Geist erwarben ihm die Gunst verschiedener hoher Würdenträger, unter denen auch Monsignore Lambertini war, der nachmalige Papst Benedict XIV. Und als sein Vater 1712 von Kaiser Karl VI. zu dessen Minister ernannt worden war, häuften sich Würden und Pfründen auf das Haupt des jungen Geistlichen, zum großen Theil noch ehe er die höheren Weihen empfangen und 1722 zu Wien die erste Messe gelesen hatte, er erhielt Kanonikate zu Köln, Salzburg, Olmütz, die Propstei zu Ardagger in Oesterreich und die Abtswürde zu Pétsvárad in Ungarn. 1725 erhielt er das Bisthum Raab in Ungarn, indem ein päpstlicher Dispens über den defectus aetatis hinweghalf. Als dann 1727 die von König Georg I. von England für seinen Landsmann, den Abt Strickland, Bischof von Namur bei dem Papste ausgewirkte Cardinalswürde von dem Bischofe nicht angenommen wurde, beschloß der König den Minister Kaiser Karl's VI., mit dem er eben Frieden geschlossen hatte, dadurch zu verpflichten, daß er die einmal genehmigte Würde dem Sohne Sinzendorff's zuwendete und ließ den Bischof von Raab durch König August II. von Polen dem Papste dazu empfehlen. Der Papst vollzog wirklich die Creirung, und am 4. April 1728 setzte Kaiser Karl VI. in seiner Hofcapelle zu Wien den Cardinalshut dem jungen Bischof auf, (Ranft) histor.-genealog. Nachr., Thl. 120, S. 1053. Als er dann 1730 das erste Conclave mitgemacht hatte, empfing er von dem neuen Papste Clemens XII., für dessen Wahl er eifrig und erfolgreich eingetreten war, zu dem Titel auch die Pfründe als Cardinal-Presbyter tit. S. Mariae supra Minervam. In der Verwaltung seines ungarischen Bisthums entsprach er, während die Protestanten über ungerechte Behandlung klagten, den Intentionen der Regierung in solchem Maaße, daß dieselbe ihn 1734, nachdem er Raab bereits wieder verlassen hatte, in die Commission wählte, welche über die Beschwerden der ungarischen Protestanten berathen sollte. Als dann die Kränklichkeit des Erzbischofs von Mainz Franz Ludwig, der unter seinen zahlreichen geistlichen Aemtern auch das Bisthum Breslau zählte, dessen Erledigung in Aussicht stellte, bemühte er sich eifrig um diesen durch Ansehen, Reichthum und Unabhängigkeit ausgezeichneten Bischofsitz. Die Gunst Papst Clemens' XII. gewährte ihm das für ihn, der bereits im Besitze eines Bisthums war, erforderliche breve eligibilitatis, und der Kaiser wies gleichfalls noch bei Lebzeiten Franz Ludwig's seinen Gesandten bei diesem Kurfürsten an, „seiner Zeit so viel salva libertate electionis canonicae nur immer thunlich sein wird" für die Wahl des Sohnes seines (des Kaisers) ersten Hofkanzlers zu thun. Obwohl es nun eigentlich seit Jahrhunderten mit sehr wenigen Ausnahmen Regel gewesen war, daß die Breslauer Domherren den ihnen von den kaiserlichen Commissarien genannten Candidaten zu wählen sich hatten drängen lassen, so erregte doch, als nach dem Hingange von Franz Ludwig am 28. April

1732 die Breslauer Kanoniker eine Neuwahl ins Auge faßten, die Nennung des ihnen ganz fremden Bischofs von Raab hier große Bestürzung, um so mehr, da die meisten von ihnen sich bereits für ihren Weihbischof Elias v. Sommerfeld, der zugleich als der eigentliche Leiter des Capitels angesehen werden durfte, entschieden hatten. Allerdings erklärten ihnen die kaiserlichen Commissare unumwunden, sie möchten wählen, wen sie wollten, Bischof von Breslau würde niemand anders als der Cardinal Graf Sinzendorff. Aber die Capitularen blieben in der Mehrheit ihrem Candidaten, dem Weihbischofe treu und nur dadurch, daß man die auswärtigen Canoniker, die einer Pression leichter nachgaben, zur Wahl zu erscheinen und für den Cardinal zu stimmen bewog, gelang es am Wahltage, den 14. Juli 1732, eine geringe Majorität für den Cardinal zu erzielen, indem von 24 Stimmen 13 auf diesen fielen und nur 8 auf den Weihbischof. Wol wurde nach der Wahl der Cardinal feierlich als gewählter Bischof proclamirt, doch sein Nebenbuhler, der Weihbischof gab seine Sache noch nicht verloren und nachdem die für den Cardinal gewonnenen auswärtigen Canoniker wiederum Breslau verlassen hatten, bewog er die ihm ergebene Majorität des Capitels zu dem Beschlusse, den Papst unter Hinweis auf die mangelnde Freiheit der Wahl um eine bulla derogatoria, d. h. Kassirung der Wahl zu bitten. Dabei hielt das Capitel die Sequestration der bischöflichen Einkünfte aufrecht, und der Cardinal mußte, obwohl man ihn am Wahltage bereits feierlich in seine bischöfliche Residenz eingeführt hatte, dann doch wieder weiter die Gastfreundschaft des Sandstiftes in Anspruch nehmen. In dieser peinlichen Situation vermochten thatsächlich weder die inzwischen (im September) einlaufende päpstliche Confirmation noch auch Befehle des erzürnten Kaisers etwas zu ändern, und erst als im November eine neue päpstliche Bulle das Capitel zur Ruhe verwies, vermochte S. am 6. November seine feierliche Installation herbeizuführen. Er verließ bald darauf Breslau und begab sich, nachdem er von dem Neiße-Grottkauer Bischofslande Besitz ergriffen, nach Ungarn, wo er dann in seinem alten Bisthum Raab, auf welches er nun zu verzichten hatte, noch bis Ostern 1733 verweilte.

Unvermeidlich blieb von diesen Vorgängen eine gewisse Spannung zwischen dem Bischof und seinem Capitel zurück, die trotz der im Grunde milden und versöhnlichen Denkart des Cardinals um so weniger weichen konnte, da der Weihbischof, dessen Einfluß das Capitel sich nicht zu entziehen vermochte, in seiner feindlichen Haltung verharrte. Als dann 1740 die Preußen hier einrückten, von der katholischen Geistlichkeit mit kaum verhehlter Feindseligkeit empfangen, konnte es scheinen, daß in der gemeinsamen Abneigung gegen die Eroberer der Sohn des Ministers von Maria Theresia sich mit seinen Kanonikern, die sämmtlich katholischen Adelsfamilien angehörten, zusammenfinden würde, doch trat hier bald eine unerwartete Wendung ein.

Der König hatte den Cardinal bei dessen Vorstellung freundlich und ehrenvoll empfangen und ihn auch wiederholt an seine Tafel gezogen, nachmals aber erfuhr er, daß der Cardinal geboten habe, von den Erzeugnissen seiner großen Herrschaften dem preußischen Heere nichts zuzuführen, wohl aber den Oesterreichern in Neiße. Dies, sowie die Nachricht von einem Briefwechsel des Cardinals mit Oberst Roth, dem Commandanten von Neiße, bestimmten den König, der ohnehin durch die von Roth ins Werk gesetzte Aufhebung einiger preußisch gesinnten schlesischen Edelleute erzürnt war, gleichsam als Repressalie am 26. März 1741 den Cardinal zu Freiwaldau gefangen nehmen und nach Ottmachau bringen zu lassen, von wo er dann nach Breslau geführt und dort in der bischöflichen Residenz bewacht, doch sonst mit aller seinem Range zukommenden Rücksicht behandelt wurde. Die Maßregel erregte großes Aufsehen, der Papst wandte sich an die katholischen Mächte, der König von Frankreich schickte sich zu einer

Verwendung an, doch erledigte sich die Sache bald dadurch, daß der Bischof schon am 18. April wieder auf freien Fuß gesetzt wurde unter der Bedingung, Schlesien zu verlassen und sich, so lange der Krieg dauere, aller Correspondenzen zu enthalten, die den preußischen Interessen nachtheilig sein könnten. Sonder Zweifel befand sich der Cardinal nun in der günstigen Lage, den Ausgang des Krieges ruhig abwarten zu können, ohne jede Gefahr der Compromittirung nach der einen oder der andern Seite hin. Diese günstige Position gab nun S. von freien Stücken auf, indem er von Olmütz aus unter dem 22. October 1741, offenbar unter dem Eindrucke der Gerüchte über den Klein-Schnellendorfer Vertrag, wo ja nun auch der Wiener Hof in die Abtretung des größten Theils von Schlesien zu willigen schien, dem Könige zu seiner Eroberung Glück wünschte und seine Bereitwilligkeit, denselben als Landesherrn anzuerkennen, offen kund gab, welchen Entschluß er auch nach Rom unter dem 1. October mittheilt. Dieser Schritt ward schon eben um seiner Spontaneität und bei den engen Beziehungen Sinzendorff's mit dem Wiener Hofe dort sehr übel empfunden und als vollständiger Bruch angesehen; derselbe befremdete auch seinen alten Freund, den damaligen Papst Benedict XIV. und erregte bei dem Breslauer Domcapitel, bei dem die Hinneigung zu Oesterreich besonders stark vertreten und dabei die alte Abneigung nie ganz geschwunden war, den größten Anstoß, wenn dasselbe gleich am 7. November 1741 sich dazu herbeiließ, neben den Vertretern des Bischofs dem Könige von Preußen Huldigung zu leisten. Die Gunst seines neuen Herrschers erlangte allerdings der Cardinal in immer steigendem Maaße, und wenn die Freundschaft des mächtigen und gefürchteten Königs den von Eitelkeit keineswegs freien Kirchenfürsten in hohem Maaße schmeichelte, so zog denselben nicht minder die geistsprühende Unterhaltung Friedrich's an. In welchem Maaße er es gelernt hat, auf den Ton des Königs einzugehen, dafür möge ein Beispiel zeugen. Unter dem 23. December 1743 schreibt Friedrich an den Cardinal: „Der heilige Geist und ich sind übereingekommen, daß der Prälat Schaffgotsch zum Koadjutor von Breslau ernannt werden solle." — Am 25. December antwortet der Cardinal: „Das vollkommene Einverständniß zwischen dem heiligen Geist und Ew. Majestät ist etwas sehr Neues für mich; ich wußte nicht einmal, daß die Bekanntschaft gemacht wäre." Zuweilen führte dann allerdings dies Eingehen auf den Ton des Königs den Cardinal auch zu Aeußerungen, die den König wohl glauben machen konnten, jener theile im Grunde seine (Friedrich's) freigeistigen Ansichten in kirchlichen und religiösen Dingen. Dem entsprechend zeigte sich dann auch das Gefühl der Nothwendigkeit einer streng hierarchischen Gliederung in der Kirche, das allerdings überhaupt in jener Zeit minder lebhaft empfunden ward, keineswegs so stark in S., daß derselbe nicht größere Unabhängigkeit vom päpstlichen Stuhle durch seinen Landesherrn sich aufdrängen zu lassen willig und bereit war.

Daneben brachte ihm die königliche Gunst doch auch manche reelle Vortheile. So fiel es z. B. für den wenig haushälterischen Kirchenfürsten sehr ins Gewicht, daß, während der König sonst alle geistlichen Güter grundsätzlich hoch besteuerte, man sich bei ihm ausnahmsweise mit einem Pauschquantum von 9000 Thalern begnügte, einer verhältnißmäßig sehr niedrigen Schätzung, welche auch den Neid des übrigen Clerus und des Stiftes erregte. Aber auch für seine Kirche ward es vortheilhaft, daß dem Cardinal sein Verhältniß zu dem Könige gestattete, freimüthige Vorstellungen gegenüber manchen, namentlich unter des Ministers Cocceji Einflusse erlassenen Aenderungen zu machen. So erregte die neue Einrichtung des Justizwesens in Schlesien, der zufolge auch die Ehesachen in letzter Instanz vom Obertribunale in Berlin entschieden werden sollten, auf katholischer Seite Anstoß, und der Cardinal hielt daran fest, daß, insofern die Ehe für die Katholiken

als Sacrament gelte, die letzte Entscheidung in Ehesachen, um von Katholiken als gültig anerkannt zu werden, nur durch die Kirche, deren Haupt oder einen von ihm Bevollmächtigten gefällt werden könne. Da nun ebenso entschieden der König entschlossen schien, in Rechtsstreiten, die preußische Staatsangehörige angingen, die letzte Entscheidung Niemand zu überlassen, der ihm nicht durch einen Eid verpflichtet sei, so drohte hier ein ernster Conflict. Zu dessen Lösung schlug nun Cocceji zurückgreifend auf verwandte Bestrebungen früherer preußischer Herrscher die Ernennung eines inländischen Prälaten zum Generalvicar für den ganzen preußischen Staat vor, dem dann der Papst umfassende Vollmachten ertheilen könne. Natürlich mußte dabei in erster Linie Cardinal S. in Betracht kommen und diesem schmeichelte die neue Würde doch zu sehr, als daß er nicht, wenn er gleich bezüglich einer gehofften besonderen Dotation für dieselbe enttäuscht ward, nach ihr hätte greifen sollen. Ungleich schwieriger mußte es werden, den Papst für den Gedanken zu gewinnen. Derselbe konnte geltend machen, daß durch den Plan der eben erst im Berliner Frieden von 1742 gewährleistete status quo der katholischen Kirche in Schlesien verletzt, verschiedenen auswärtigen Bischöfen geistliche Rechte in diesem Lande geraubt würden, daß die Umgestaltung der Diöcesanverhältnisse auf den Wunsch eines weltlichen Herrschers hier ein bedenkliches Präjudiz sei, und vor allem, daß so weitgehende Vollmachten, wie sie für den neuen Generalvicar ihm abverlangt würden, den hierarchischen Ordnungen widersprächen und die Unterordnung desselben unter den Papst thatsächlich aufhöben. Eine Congregation von Cardinälen, welcher 1742 der Plan durch Benedict XIV. vorgelegt wurde, erklärte sich dagegen, zugleich in der Meinung, das Ganze ginge von dem ehrgeizigen Fürstbischofe aus, der, wie man sagte, selbst ein kleiner Papst in Preußen werden wolle. S. wurde nach Rom citirt, entsprach jedoch mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit dem Rufe nicht. Aber wenngleich die von Cocceji sehr entschieden gefaßte Instruction für den Generalvicar vom 9. Februar 1743 die Schwierigkeiten noch vermehrte, so gewinnt man doch den Eindruck, daß man wie über das Ernennungsrecht so auch über die andern streitigen Punkte wohl hätte zu einer Verständigung kommen mögen, wenn nicht der König selbst im entscheidenden Augenblicke gleichzeitig ein neues Project aufs Tapet gebracht hätte, das wiederum auf andrer Seite Concessionen von dem Papste verlangte und zugleich dem Cardinal großen Anstoß gab. Eben als der Cardinal am Ende des Jahres 1742 am Berliner Hofe verweilte, um wegen seines großen Planes weitere Besprechungen mit dem Könige zu pflegen, traf ihn wie ein Donnerschlag die Mittheilung, Friedrich beabsichtige ihm den jungen Breslauer Domherrn Grafen Schaffgotsch (s. A. D. B. XXX, 545) als Coadjutor zur Seite zu setzen. S. meinte, trotz seiner Kränklichkeit „eines Präceptors“, wie er sich ausdrückte, nicht zu bedürfen; der Gedanke, daß der dem Könige höchst sympathische junge Domherr ihn bald genug in dessen Gunst ausstechen werde, beunruhigte ihn aufs äußerste, und in der ersten Erregung beschwor er den Papst, den Grafen, dessen Fehler er bisher zu Unrecht entschuldigt habe, nicht zu jener Stellung, die ihm die Nachfolge im bischöflichen Amte sichern solle, gelangen zu lassen. Den Letzteren hatten nun inzwischen auch die Berichte des Breslauer Domcapitels, welches allerdings auch mit seinem Anschluß an die preußische Sache unzufrieden und auf des Königs Gunst neidisch war, auf das übelste beleumundet, ihn als sittenlos, frivol, freimaurerisch gesinnt geschildert. Und dabei bedurfte es bei einer Coadjutorwahl für den erst 27jährigen Domherrn, eines päpstlichen Dispenses propter defectum aetatis. Den Cardinal vermochten nun zwar mannigfache Gunstbezeugungen Friedrich's, vor allem die Ertheilung des lang ersehnten Schwarzen Adlerordens mit dem Coadjutorprojecte auszusöhnen, aber er erklärte dem Könige, wer bei der römischen Curie zwei Sachen

zu gleicher Zeit betreibe, laufe große Gefahr, keine zu erreichen, worauf Friedrich, der die Erhöhung seines Günstlings Schaffgotsch mit einem geradezu verwunderlichen Ungestüm betrieb, sich einverstanden erklärte, den Plan des Generalvicariats für jetzt fallen zu lassen, ohne daß derselbe dann noch einmal wieder aufgenommen worden wäre. Uebrigens hat die Wahl von Schaffgotsch zum Coadjutor bei dem Widerstreben des Papstes 1744 nur dadurch bewirkt werden können, daß König Friedrich auf des Cardinals Rath nach dem Beispiele andrer Souveräne ein Nominationsrecht für geistliche Beneficien in Anspruch nahm und ausübte. Eine Bestätigung durch den Papst ist nicht erfolgt. Zu dem Cardinal hat der neue Coadjutor bei seiner großen Gewandtheit sich wohl zu stellen gewußt. S. ist am 28. September 1747 zu Breslau gestorben. Wenn S. mit unter die „aufgeklärten“ Kirchenfürsten des vorigen Jahrhunderts gezählt wird, denen strenger urtheilende Glaubensgenossen weltlichen Sinn und Lauheit in kirchlichen Dingen vorwerfen, während von anderer Seite ihnen milde und duldsame Gesinnung, weiter Blick, vielseitige geistige Interessen und weltmännische Formen nachgerühmt werden, so hat ihn dazu, wie es scheint, erst der intimere Verkehr mit Friedrich dem Großen gemacht, dessen geistiger Ueberlegenheit sein nicht eben fester Charakter um so mehr sich fügte, als der Geist jener Zeit nach derselben Richtung drängte. Als Zeugniß für seine geistigen Interessen mag noch hervorgehoben werden, daß er zuerst eine Reform der Breslauer Jesuitenuniversität ernstlich angeregt hat.

M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche II (Archivpublik. X). — A. Theiner, Zustände der katholischen Kirche in Schlesien, I. — Möhrs, Friedrich der Große und der Cardinal Sinzendorff. Programm des städtischen Realgymnasiums zu Königsberg i. Pr. 1885. — Für den ersten Theil Grünhagen, Die Bischofswahl des Cardinals Sinzendorff 1732 in der Zeitschrift für schlesische Geschichte Bd. XXVI, 196.

Grünhagen.

Sinzheim: Joseph David S., Rabbiner und theologischer Schriftsteller, geb. 1745 in Trier, wo sein Vater, Abraham Isaac S., Rabbiner war. Schon als Kind wurde S. in die Rabbinerschule nach Rappoltsweiler gebracht. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre lag er talmudischen Studien ob und ließ sich, als er zum Rabbiner autorisiert wurde, in Niedernay nieder, wohin sein Vater von Trier aus als Rabbiner berufen wurde. S., von Liebe und Begeisterung für das Talmudstudium erfüllt, hielt sich von der klügelnden, witzelnden, sogenannten pilpulistischen Methode, die damals noch im Schwange war ferne und suchte in einfacher aber gründlicher Weise in den Gehalt des Talmud einzudringen. Er war ein Mann von sittlichem Ernste und von liebenswürdiger Milde. 1773 wurde er zum Leiter der von dem reichen und angesehenen Cerfbeer in Bischheim gegründeten Rabbinerschule erwählt, von wo aus er einem Rufe als Rabbiner nach Straßburg folgte. Zu der durch den Kaiser Napoleon mittelst Decret vom 30. Mai 1806 nach Paris einberufenen jüdischen Notablenversammlung, an der mehr als 100 der angesehensten Juden unter Vorsitz von Abraham Furtado theilnahmen, wurde S. von Straßburg abgesandt. Die vom Staate der Versammlung besonders in Bezug auf das Verhalten von Juden den Christen gegenüber vorgelegten Fragen wurden — und daran bethätigte sich S. in hervorragender Weise — so eingehend und befriedigend beantwortet, daß den Juden Frankreichs die freie Ausübung ihrer Religion und der Vollgenuß ihrer bürgerlichen Rechte zugesichert wurde. Es wurde dann, um den in der Versammlung zur Erscheinung getretenen Principien Nachdruck und Kraft zu geben, 1807 ein Synhedrium nach Paris einberufen, in welchem S. als Vorsitzender erwählt wurde. Er führte dieses schwierige Amt mit solchem Takte und mit solcher Würde, daß er auch zum Vorsitzenden des neugegründeten Oberconsistoriums der

Israeliten Frankreichs und Italiens mit dem Sitze in Paris erwählt wurde, welches Amt er bis zu seinem am 10. Februar 1812 erfolgten Tode inne hatte. Sein Leichenbegängniß fand am 12. Februar unter ungemein großer Betheiligung statt und auch Pastor Marron, der damalige Vorsitzende des protestantischen Consistoriums, hielt am Grabe eine ergreifende Rede. S. hinterließ eine bedeutende Bibliothek, die viele Handschriften enthielt, welche er selbst in der kaiserlichen Bibliothek copirte. Seine eigenen zahlreichen Werke, die er handschriftlich zurückgelassen blieben zumeist unedirt. Von seinen im Druck erschienenen Schriften ist sein Werk „Jad David" (Offenbach 1794) hervorzuheben und verschiedene von ihm durch den Druck veröffentlichte Reden in deutscher, französischer und hebräischer Sprache, so eine Rede gegen den Wucher, die von Abbé Gregoire mit großem Lobe erwähnt wurde, und seine bei Gelegenheit der Eröffnung, Tagung und bei Schluß des Synhedriums gehaltenen Reden, die in den Protokollen Aufnahme fanden. Auch die von ihm aus Anlaß des Geburtstages des Kaisers am 19. August 1806 in deutscher Sprache gehaltene Rede und die bei Geburt des Königs von Rom am 9. Juni 1812 sind im Drucke erschienen.

Quellen: E. Carmoly, Biographie Sinzheims im Jahrbuch, 5. Jahrg. von Crehange. — Grätz, Geschichte der Juden IX. — Moniteur 1812, und briefliche Mittheilungen von Dr. M. Schwab in Paris.

Adolf Brüll.

Sipmann: Gerhard S., Zeichner und Maler, geb. 1790 zu Düsseldorf, † 1866 zu München. Er erlernte das Zeichnen und die Perspective an der Akademie zu Düsseldorf. 1814 ging er nach München, wo er Schüler von Langer und später Cornelius wurde. Seine ersten Gemälde sind Bildnisse und historische Gegenstände. Bei der Ausschmückung der Glyptothek hat er an den Arabesken mitgearbeitet. Von 1823 an hat er auch Landschaften gemalt, aber die Arabeske mit mannichfachen Formen und gedanklichen Bezügen blieb seine Hauptstärke. Von 1829—1860 war er Professor der Zeichenkunst am Cadettenhause. Er hat eine „Allgemeine Zeichenschule nach Werken Münchener Künstler" herausgegeben.

M. G. Zimmermann.

Siricius: Michael S., geboren am 21. (nicht 2.) December 1628 zu Lübeck, † zu Güstrow am 24. August 1685, studirte in Helmstedt, Leipzig, Wittenberg und Gießen, wo er 1652 zum Mag. phil. promovirte. 1657 wurde er Licentiat und Prof. extraord. der Theologie, 1658 Prediger der Stadtkirche und ord. Professor der Kirchengeschichte, 1659 ord. Professor und Dr. der Theologie. 1670 berief ihn der Herzog Gustav Adolf v. Mecklenburg-Güstrow zu sich als Rath für kirchliche und geistliche Angelegenheiten und gestattete, daß er mit Beibehaltung dieser Stellung 1675 eine ordentliche Professur der Theologie in Rostock annahm. Hier wurde er auch Assessor des herzoglichen Consistoriums und Superintendent des Rostocker Kreises, der die Stadt nicht mit umfaßte. Er gehörte dem abgeschlossenen strengsten Lutherthum an. 1681 berief Gustav Adolf ihn wieder nach Güstrow zurück, doch blieb er Superintendent und Consistorialassessor in Rostock. Die Reihe seiner wenig bedeutenden theologischen Schriften giebt H. Nettelbladt in seiner „Succincta Notitia", genauere Nachrichten das Rostocker „Etwas" von 1737 (S. 213) und 1747 (S. 24); weitere Quellen Krey, Andenken an die Rostock. Gelehrten, Stück 7 S. 19 f. und Krey, Beitr. zur Meckl. Kirchen- und Gelehrten-Gesch. II, S. 62.

Krause.

Sisibut, Westgothenkönig, 612—620, ein Held, ein Schriftsteller und der Eröffner der langen Reihe judenverfolgender Herrscher in Spanien. Während er durch seine Feldherrn Rekila und Svinthila die Aufstände der Basken und der keltiberisch-romanischen Stämme in den Bergen von Asturien, Cantabrien, Gallicien niederwerfen ließ, verwerthete er mit bestem Erfolg sein tapfres Schwert, seine staatsmännische Klugheit und die gütevolle Milde seines Herzens auf das echt königliche Trachten, die Byzantiner aus der pyrenäischen Halbinsel zu vertreiben. Nachdem Kaiser Justinian das Vandalenreich in Afrika und das Ostgothenreich in Italien vernichtet hatte, plante er auch die Wiedergewinnung Spaniens und ergriff gierig die Gelegenheit, sich in Thronstreitigkeiten des Westgothenreiches zu mischen. Unter den Königen Agila 549—554 und Athanagild 554—567 (s. d. A.) bemächtigten sich die Byzantiner der zahlreichen Hafenplätze und Meeresburgen, welche sich von Sucruna am Mittelmeer bis zum „heiligen Vorgebirg" am atlantischen Ocean hinzogen; und auch viele Binnenstädte hinter dieser Linie konnten ihnen lange Zeit nicht wieder entrissen werden, schlug auch der gothische Heerbann im offnen Felde gar oft die kaiserlichen Statthalter (Patricier): war doch die Vertheidigung fester Plätze immer noch die stärkste Seite byzantinischer, deren Bezwingung die schwächste Seite germanischer Kriegführung. Erst der heldenhafte König Leovigild 569—586 (s. d. A.) entriß nach wiederholten Siegen den Kaiserlichen eine Reihe von Städten: wie Assidonia (570) und das wichtige Cordova (571 und, nach vorübergehendem Wiederverlust, nochmal 583); allein als S. den Thron bestieg (612), fand er gleichwohl noch die Byzantiner im Besitze von zwei Gruppen verschiedener Gebiete auf der iberischen Halbinsel: einmal, westlich der Meerenge, am atlantischen Ocean behaupteten sie die äußerste Südspitze von Portugal, ein kleines Stück des heutigen Algarbiens, mit den Städten Lacobriga (Lagos) in Portugal und Ossonoba (Gebraleon oder Estoy in Spanien). Dann aber beherrschten sie am Mittelmeer ein weitgestrecktes Land: von Colopona im Westen bis Sucruna im Osten. Das Kaiserreich war damals durch Perser und Avaren zu stark im Morgenland beschäftigt, um diese entlegenen überseeischen Besitzungen mit Nachdruck vertheidigen zu können: in zwei Feldschlachten von S. auf das Haupt geschlagen (613) konnte der Patricius Caesarius nur mit Anstrengung in den starken Meeresvesten sich behaupten, zumal S. durch ausgesuchte Milde in Behandlung der Besiegten und Gefangenen die Bevölkerungen und sogar die kaiserlichen Besatzungen in den Städten für sich zu gewinnen verstand. Er kaufte von seinen Heermannen um hohe Summen die Kriegsgefangenen und dadurch ihnen verknechteten Byzantiner und Hispano-Romanen frei: „so ward sein Königschatz das Lösegeld der Gefangenen", sagt der gleichzeitige Bischof Isidor v. Sevilla. So konnte S. unter Vermittlung des Bischofs Caecilius v. Mentesa mit dem Patricius Caesarius in erfolgreiche Verhandlung treten über bedeutende Abtretungen byzantinischen Gebietes: außer jenen vermittelten ein Priester Amelius, ein Romane Ursellus und zwei Gothen, Ansimund und Theoderich. Gar demüthig bittet der Statthalter um Frieden und begleitet seinen Brief mit kostbaren Geschenken: der König macht ihn in freundlicher Antwort vor Gott verantwortlich für das Blut, das, nach Scheitern der Verhandlung, weiter vergossen werden müsse: seit die Gothen vom Arianismus zum Katholicismus übergetreten sind (589), hat sich der Ton ihres Verkehres mit den Byzantinern gemildert. Endlich (615) trat Caesarius, unter später eingeholter Genehmigung des Kaisers Heraclius, jenes ganze größere Stück kaiserlichen Besitzes am Mittelmeer ab: — nur die spitze Ecke am atlantischen Ocean ward noch einige Jahre behauptet (s. König Svinthila). Daß aber die Gothen unter S. auch in Afrika wieder Eroberungen gemacht, zumal die unter Theudis (s. d. A.) gewonnenen und eingebüßten Städte

Tanger und Ceuta zurückerobert hätten, ist eine von den Spaniern zwar allgemein verfochtene, jedoch durch nichts bewiesene Annahme. Außer den Kriegserfolgen und der milden Güte dieses Herrschers gegen Freund und Feind wird auch seine Begeisterung für die Künste und für die Wissenschaften gerühmt: er ist der Erbauer der berühmten Leokadienkirche zu Toledo: seine gelehrte Bildung wird gerühmt von seinem Zeitgenossen Isidor von Sevilla, der, einer der größten Lehrer des Mittelalters, diesem König sein Buch „de natura rerum“ zugeeignet hat. S. verfaßte selbst eine uns erhaltene Lebensbeschreibung des heiligen Desiderius: diese wie seine Briefe athmen eine gewisse leidenschaftliche Heftigkeit des Ausdrucks und in der Gesinnung den ganzen Glaubenshaß der Zeit. Ist der Schluß des Briefes an die Langobardenfürsten echt, so verstand der König die Künste der Bekehrung so trefflich wie ein Priester: auch an Selbstgefühl des gelehrten Verfassers fehlt es nicht: ausdrücklich hebt er hervor, nicht aus Unkenntniß, sondern in frommer Absicht habe er seine Zeilen, statt mit Grammatik, Rhetorik und Dialektik, mit Bibelstellen angefüllt. Leider verloren ist uns sein Werk, „Chronica Gothorum“: wie gerne würden wir die Geschichte der Gothen, vom Standpunkt eines ihrer tapfersten Könige dargestellt, gelesen haben. Aber seine jeder dichterischen Ader baren Verse sind auch einem gekrönten Helden schwer zu verzeihen. Und dieser gegen seine Kriegsfeinde gütige, mit der Bildung seiner Zeit inniger als andere Laien vertraute König war gleichwohl tief durchdrungen von dem leidenschaftlichen Glaubenshaß jener Tage, jener Kirche und jenes Volkes. Unter ihm beginnt die lange Reihe grausamer Judenverfolgungen, welche den westgothischen Staat entstellt und wahrscheinlich seinen Untergang erheblich gefördert haben (s. d. A. Roderich u. Witika). Zur Erklärung der Judenverfolgung reichen offenbar solche Gründe nicht aus, welche in den übrigen gleichzeitigen Germanenreichen auf römischem Boden ganz ebenso gegeben waren, und doch nicht die gleiche Wirkung erzeugten: also nicht die im römischen Recht vorgefundene Zurücksetzung der Juden oder ihre Verhaßtheit aus Glaubensgründen. Vielmehr scheint der zum Theil wohl auch durch Wucher erworbene Reichthum der Juden in Spanien früh ein außerordentlicher, und ihre Zahl sehr stark gewesen zu sein: die hierauf gegründete Ueberlegenheit des verhaßten Volkes ward von Gothen wie Romanen mit Ingrimm empfunden. Dazu trat die völlige Beherrschung dieses Staates (seit Rekared, s. d. A.) durch den katholischen Eifergeist. Die Kirche war es, welche hier durch den Staat die Juden verfolgte. Zwar verwarfen hervorragende Bischöfe, wie Isidor v. Sevilla, ja einzelne Concilien diese Zwangsmaßregeln: allein alle Verfolgungsgesetze waren erlassen auf andern Concilien, welche in ihren Beschlüssen nur von den Bischöfen und Aebten bestimmt wurden, nicht von dem Laien-Adel, dessen Vertretung sich in dem für ihn günstigsten Fall gegenüber den geistlichen Gliedern dieser Kirchen- und Reichsversammlungen verhielt wie 15 Laien zu 46 Priestern. Die Könige aber waren von den Bischöfen meist so völlig abhängig, daß sie in einer solchen halb kirchlichen Frage unmöglich so lange Zeit gegen den ernsten Duldungswillen des Episkopats hätten vorgehen können: war es doch auch gerade die Geistlichkeit, welche durch diese Beschlüsse die Ausführung der Judenverfolgungen und die Gerichtsbarkeit hierüber, zunächst mit Ausschluß der Staatsbeamten, übertragen erhielt und auf das eifrigste ausübte. Endlich lag es in der eigenartigen Verkettung von Glaubens- und von volksthümlichen und politischen Gegensätzen in der Geschichte der Westgothen von der Mitte des 4. Jahrhunderts an begründet, daß eine Neigung zur Verfolgung Andersgläubiger in diesem Stamme länger, häufiger, leidenschaftlicher als bei andern Germanen und Germano-Romanen hervortritt: bei den nächst verwandten Ostgothen findet sich keine Spur davon: warum sollte das gerade westgothische Stammesanlage gewesen

sein? Aber schon bei Annahme des Christenthums bei den Westgothen c. 356 traf der Gegensatz des alten und des neuen Glaubens mit dem nationalen und dem politischen der Partei der Freiheit und der Unterwerfung unter Rom zusammen, später waren für die arianischen Westgothen die katholischen Byzantiner, Franken, Romano-Gallier zugleich die gefährlichsten Staatsfeinde, mit denen die eigenen katholischen Unterthanen nur zu oft in verrätherischem Einvernehmen standen. Als nun durch den Uebertritt der arianischen Gothen zum Katholicismus dieser Gegensatz weggefallen war, warf sich die alte Gewöhnung der Glaubensverfolgung auf die ihres Wuchers und ihres Reichthums willen gehaßten Juden: und wie oft hat auch später noch spanischer Glaubenshaß wilder als der anderer Christen gewüthet!

Welche Gründe gerade unter dem sonst so milden S. den Sturm der Verfolgung gegen die Juden entfesselt haben, — wir wissen es nicht. Denn sagenhaft ist der Bericht (Fredigar's), Kaiser Heraclius, durch Zeichendeuter gewarnt, es drohe der Christenheit Gefahr von dem „beschnittenen" Volk, habe dies irrig statt von den Arabern, von den Juden verstanden und deshalb von S. als Gegenleistungen für jene Gebietsabtretungen die Vertreibung der Juden verlangt. Seine beiden Judengesetze (Lex Visigothorum, XII 2, 13. 14) beschäftigen sich zunächst mit den christlichen Unfreien der Juden: diese sollen das römische Bürgerrecht erhalten, durch das Gesetz frei Gelassene und gleichwohl wieder Verkaufte werden für frei erklärt, ebenso, unter Belassung ihres Peculiums, entlaufene jüdische Knechte, die sich taufen lassen wollen; nicht einmal als freie Miethlinge darf der Jude christliche Diener halten; christliche Knechte muß er binnen vorgestreckter Frist mit ihrem Peculium an Christen verkaufen; Ehen zwischen Christen und Juden werden getrennt, Christen, die zum Judenthum übertreten, schwer gestraft. Nachfolger auf dem Thron, welche diese Gesetze aufheben oder Uebelthäter, welche sie hindern, werden sammt den Juden am jüngsten Tage in die Hölle verflucht. Aber über diese Gesetze hinaus ward Zwang zur Taufe durch Androhung der Gütereinziehung und der Geißelung massenhaft angewendet: durch Flucht ins Frankenreich suchten sich Viele zu retten.

Seit Rekared I. ist für Würdigung jedes Gothenkönigs maßgebend vor allem seine Stellung zu dem Bischofthum: ein kräftiger Mann konnte sich nicht ohne Widerstand in die immer mächtiger sich gestaltende Staatsbeherrschung durch den gefährlichen Verbündeten finden und fügen. So hat doch auch S., dessen Frömmigkeit noch durch bessere Beweise als die Judenverfolgung bezeugt ist, — so von Isidor, der unter ihm am 13. November 679 das zweite Concil zu Sevilla abhielt, — seine Kronrechte gegen die Kirche wahren müssen: er ertheilt Bischof Eusebius v. Tarraco in der dem königlichen Schriftsteller eignen leidenschaftlichen Sprache — „nicht mit dem Finger habe er rühren mögen an des Prälaten Schreiben!" — einen heftigen Verweis: er kümmere sich um eitle Dinge, halte es mit elenden, hohlen, aufgeblasenen Menschen, treibe blinden Götzendienst mit den Knochen der Todten, verabsäume darüber die Seelsorge für die lebenden und fröhne mit Leidenschaft den Stiergefechten (die einzige, bisher übersehene, Stelle, welche den Fortbestand dieser alten römisch-spanischen Volksspiele während der Gothenzeit bezeugt); er zwingt ihn, den vom König Gewünschten zum Bischof von Barcelona zu weihen (Eusebius hatte am 13. Jan. 614 die Provinzialsynode für die Tarraconensis zu Egara abgehalten, welche jedoch lediglich die Beschlüsse des Concils von Huesca von 398 wiederholte). Die Priester beseitigten unbequeme Herrscher in diesem Reiche so häufig durch Mord, daß man sofort an Gift dachte, als S. bald nach diesem Briefwechsel starb. Es ist ein Zeichen seiner Einsicht und seines Ansehens, daß er den aus dem einstigen Wahlkönigthum ganz regelmäßig folgenden Kronkämpfen zuvorzukommen,

bei seinen Lebzeiten schon die Erhebung seines Sohnes Rekared II. zum Mitherrscher und Nachfolger hatte durchsetzen können: aber dieser starb bald nach dem Vater, nach einer Alleinregierung von nur 14 Monaten (14. Febr. 620 bis 16. April 621).

Quellen: Sisibuti regis epistolae ed. Migne, patrologiae cursus 80; Sisibuti regis vita et passio St. Desiderii, l. c. Inschriften und Münzen s. Könige V, 177 f. — Isidor. Hispalens. chron. et histor. Gothor. p. 1070 seq. ed. Roncall. II. (Padua 1787). — Marius Aventicensis Chron. ed. Arndt. Leipzig 1875. — Fredigar. chron. ed. Krusch (Hannover 1889) c. 33. — Chronologia regum Gothorum ed. Bouquet Scriptor. II, 704. — Braulio, praefatio zu Isid. de viris illustribus, ed. Schott. Hisp. illustr. II. — Hildefunsi appendices ad Isid. l. c. — Acta Concil. Egabr. v. 13. Januar a. 614 ed. Mansi X p. 631 und Acta C. Hispalensis II v. 13. November a. 619 ed. Mansi l. c. — Lex Visigothorum XII. 2, 13, 14, ed. Academia Española. Madrid 1815.

Litteratur: Dahn, die Könige der Germanen V. (Würzburg-Leipzig 1870) S. 177 f. VI. 2. Auflage Leipzig 1885 S. 413 f., 432 f. und die daselbst angeführten Werke. Dahn.

Sisinanth, Westgothenkönig, 631 bis März 636. Seit dem Uebertritt Rekared I. vom Arianismus (s. d. A.) zum Katholicismus war der katholische Episcopat der siegentscheidende Bundesgenosse des Königthums in seinem schweren Kampf gegen den weltlichen Adel. Der Episcopat gewährte seine Hilfe nur um den herkömmlichen Preis: Herrschaft über Krone und Staat. Seit Rekared I. scheiden sich alle Westgothenkönige in Pfaffenkönige, welche nur durch Ueberlassung der Herrschgewalt an die Bischöfe, (die das Reichsconcil leiten) sich gegen den Laienadel halten zu können glauben und in Staatskönige, welche, wie den unbotmäßigen, reichsverderberischen Junkeradel, so auch den bischöflichen Krummstab vor dem Königsstabe beugen. Einer der staatsschädlichsten Pfaffenkönige nun war S. Gegen den kraftvollen heldenhaften König Svinthila (s. d. A.) bereiteten die von der Krone gebändigten Bischöfe den Aufruhr vor: es kam ihnen, wie herkömmlich, nicht darauf an, durch Verrath, durch geheimes Bündniß den Erbfeind, den Merowingen, in das Land zu rufen und — diesmal obenein — dessen Waffenhilfe gegen den eignen König zu erkaufen durch Preisgebung eines gothischen Nationalkleinods, kostbarer noch an Ruhmes- als an Goldeswerth: in dem immer unsichern gallisch-septimanischen Reichstheil nordöstlich der Pyrenäen stellte sich Graf S. an die Spitze der Unzufriedenen und von den Bischöfen gegen Svinthila Aufgehetzten, ließ sich krönen, wahrscheinlich vom Bischof von Narbonne, und bot Dagobert I. (s. d. A.), um seine Waffenhilfe zu erkaufen, jenes Nationalkleinod: das fünf Centner schwere Goldbecken, welches, so rühmte die gothische Sage, dereinst Held Thorismund (s. d. A.), der Besieger Attila's, von den Römern als Ersatz für die aufgegebene Beute von den catalaunischen Feldern durch Drohungen erpreßt hatte. Längst schon hatten die Franken die gierigen Hände nach dem gothischen Gallien ausgestreckt, die „natürliche Grenze“ der Pyrenäen angestrebt: stets waren sie, vor allem durch Rekared, empfindlich zurückgeschlagen worden: nun rief ein Gothenkönig selber sie ins Land. Eifrig ging der Enkel Fredigundens auf einen Handel ein, bei dem er an Leistung und Gegenleistung gewinnen zu müssen glaubte und schickte ein starkes Hilfsheer. Die verbündeten Septimanier und Franken drangen unter Führung von S. und zweier Feldherrn Dagobert's, Abundantius und Venerandus durch die Pyrenäenpässe, die einverstandenen Feinde Svinthila's in Spanien fielen ihnen zu; ohne Widerstand gelangten sie bis Saragossa. Hier wollte ihnen der König in offner Schlacht entgegentreten: allein die Uebermacht der Gegner und der Verrath in seinem

eignen Lager waren so stark, daß — ein Zeichen von der Ausschlag gebenden Stellung der Geistlichkeit — sein ganzer Anhang, auch sein Bruder Gaila, ihn treulos verließ und S. als König anerkannte (16. April 631). Von Svinthila's und seines Sohnes Geschick wird nichts weiter erwähnt; da er 633 noch lebte, ist er wohl sammt seinem Sohne geschoren und in ein Kloster gesteckt worden: sein und seiner Sippe Vermögen ward eingezogen bis auf einzelne Gnadenbelassungen des Siegers. Dieser lieferte den Gesandten des Merowingen die versprochene Goldschüssel aus (ohne Grund hat man hier den geschichtlichen Kern der Sage erblickt, wonach der Graltempel auf dem Pyrenäenberge Mont-Serrat gestanden haben soll): aber die Gothen verschmerzten den Verlust des Kleinods nicht und nahmen es den Franken mit Gewalt (per vim, nicht per viam auf dem Wege) wieder ab: Dagobert mußte sich mit einer Abfindung von angeblich 200 000 Goldsolidi (?? 500 Pfund Gold wären nur 36 000 Solidi) zufrieden geben. S. stand völlig unter der Herrschaft der Bischöfe: das erklärt sich durch die Hergänge bei seiner Erhebung auch ohne die Vermuthung, er habe sich gegen spätere Verschwörungen auf die Geistlichkeit stützen müssen: war doch die ganze Empörung gegen Svinthila von dem Klerus beseelt und zum Siege geführt worden. S. war nur Werkzeug, Ziel war gewesen die Wiederherstellung der durch Svinthila erschütterten Vollherrschaft der Bischöfe. Das IV. Concil zu Toledo (633) unter Vorsitz des hochgelehrten Bischofs Isidor von Sevilla war der stärkste Ausdruck dieser Unterwerfung der Krone durch die Bischofmütze: „der König flehte, vor den geistlichen Vätern knieend, in unterwürfigster Haltung des ganzen Körpers, unter Schluchzen und reichen Thränenströmen um Fürbitte bei Gott": diese schuldeten sie ihm freilich, hatten sie ihm doch bei dem Bruch des Treueschwures gegen seinen König am meisten beigestanden, wenn nicht von Anfang an dazu gedrängt. Eine alte Quelle sagt von ihm kurz, bündig und deutlich: „S. regierte 3 Jahre, hielt eine Versammlung der Bischöfe, war willfährig (patiens) und gehorchte den rechtgläubigen katholischen Vorschriften." Es war also keine Stärkung des Thrones, nur ihrer Herrschaft über den Thron, suchten die Bischöfe einen solchen Schattenkönig gegen Empörungen zu sichern: der andere Verräther, Gaila, mochte grollen, daß die Früchte seiner Treulosigkeit ungetheilt S., nicht auch ihm, zu Gute gekommen waren: er schmiedete neue Verschwörung: aber er scheiterte und nun entzogen die Bischöfe auch ihm und seiner Sippe alle Würden und Güter.

Zur Besigelung des engen Bündnisses zwischen König und Kirche bedrohte die letztere jede künftige Empörung mit dem Banne. Daß aber die Bischöfe hiermit nichts weniger bezweckten als eine Kräftigung des Königthums an sich, erhellt daraus, daß sie auf demselben Concil das so höchst staatsschädliche freieste Wahlrecht des geistlichen und des weltlichen Adels im Fall der Thronerledigung auf das feierlichste betonten und sicherten. Und Vorsitzer dieses für die weitere Unterjochung des Staates durch die Kirche verhängnißvollen Concils war derselbe gelehrte, fromme und heilige Isidor von Sevilla, der ehedem Svinthila, den „Vater der Armen", hoch erhoben hatte mit seinem Lob: jetzt fand er gegen den gestürzten Mann kaum Worte genug des Tadels. Der Sieg der romanischen Kirche über den germanischen Staat war ein vollständiger: das Leben des Reiches war zusammengeschnürt von den kirchlichen Gängelbanden: die Versuche späterer Könige wie Kindasvinth, Wamba, Witika (s. d. A.), aus dem Pfaffenstaat wieder einen Männerstaat zu machen, scheiterten und das wie ein verrottetes Mönchskloster im Innern vermorschte Reich, vom Krummstab, nicht vom Königschwert überherrscht, erlag schmählich dem ersten Anlauf der Araber.

Quellen und Litteratur wie bei Sisibut; außerdem Acta Concilii IV. Tolet. a. 633 ed Mansi l. c. Dahn.

Sittard: Matthias S. wurde im Anfange des 16. Jahrhunderts in Aachen geboren. Seinen Namen Sittard, Sittardus, Citardus, Citharius trug er nach dem Städtchen gleichen Namens im ehemaligen Herzogthum Jülich, heutigen holländischen Limburg, von wo sein Vater, ein angesehener Mann, nach Aachen übergesiedelt war. Nachdem der vielbegabte Matthias hier seine Gymnasialstudien mit vielem Erfolg gemacht hatte, trat er als Novize in das Dominicanerkloster seiner Geburtsstadt ein, wo er so glänzende theologische Studien machte, daß seine Vorgesetzten sich veranlaßt sahen, ihn zu weiteren Studien auf verschiedene Universitäten zu senden. Seine dogmatischen und patristischen Kenntnisse verschafften ihm die Würde eines Doctors der Theologie. Bei seiner großen Gelehrsamkeit besaß er in hohem Grade die Gabe der Beredsamkeit und zeichnete sich durch seinen tadellosen Lebenswandel aus. Mehrere Jahre war er Prediger in seinem Ordenshause zu Aachen. Kaiser Ferdinand I., durch den Herzog Wilhelm von Jülich auf ihn aufmerksam gemacht, berief ihn in seine Nähe und machte ihn zu seinem Hofprediger. In seinen Predigten erklärte er die Heilige Schrift und tadelte mit Freimuth die Sitten der Hofleute. In den damaligen religiösen Controversen war er ein Hauptwortführer der Katholischen, so im J. 1557 in dem Colloquium zu Worms. W. J. Schmidt nennt ihn in seiner neuern Geschichte der Deutschen (III S. 127, Frankenthal 1785) den wegen seiner Beredsamkeit und wegen seines Eifers für die katholische Religion im ganzen Reich bekannten Wiener Prediger Zithardus. Den Plan, ihn mit den kaiserlichen Räthen zum Concilium nach Trient zu senden, änderte der Kaiser dahin ab, daß er ihn mit nach Innsbruck nahm. Um ihn für seine Verdienste zu belohnen, verlieh er ihm die Propstei von Leitmeritz in Böhmen und eine Rente von 300 Kaisergulden auf die Salzbergwerke im Innthal. Auf dem Wahltage Maximilian's II. 1562 zu Frankfurt hielt er vor dem Kaiser, dessen Sohn, den Fürsten und Großen des Reichs eine Predigt, die allgemeine Bewunderung erregte. Als Ferdinand I. am 25. Juli 1564 in Wien gestorben war, schrieb S. über die letzten Lebenstage des Kaisers an Papst Pius IV. einen Brief, den J. G. Schelhorn in seinen amoenitates hist. eccl. et litt. I hat abdrucken lassen. S. blieb auch unter Maximilian Hofprediger bis zu seinem Tode, der im Herbste des Jahres 1567 erfolgte, denn er wohnte noch dem Religionsgespräche zu Worms bei, welches nach Gudeni cod. dipl. IV, p. 708, am 11. September genannten Jahres anfing und am 7. October sich zerschlug. In einer Urkunde vom 2. December 1567 im Copialbuch des Aachner Dominicanerklosters heißt er weiland Matth. Sittard. Wie sein Gebieter war er milden und versöhnlichen Charakters; daher wurde er auch in den religiösen Streitigkeiten vom Kaiser oft gebraucht. Die amoenitates hist. eccl. et litt. gehen wohl zu weit, wenn sie aus diesem Charakterzug den Schluß ziehen, er sei Anhänger der neuen Lehre gewesen. Obgleich am Hofe und fern von seiner Vaterstadt lebend vergaß er weder diese noch sein Dominicanerkloster in derselben. Jener streckt er im Jahre 1566 2000 Gulden zu 4 Procent Zinsen jährlich, welche diesem ausgezahlt werden sollten, dem er auch noch eine jährliche Rente von 12 Goldgulden vermachte. Von seinen Schriften seien erwähnt: „Assertio catholicae religionis“, Köln 1542; „Zwo christliche Predigt über und bey der vorgestellten eyngesarkten Leich des allerchristlichsten großmächtigsten Römischen Kaysers Ferdinandi, Hochlöblichster, gottsältigster und ewigwerender Gedechtnüß. Die erste am IX. Sonntag nach Trinitatis, sogewesen der XXX. Tag des Monats Julii (als dabevor der XXV. am Tag Jakobi jr. Majestät christlich in Gott verschieden) in der Burg Kirchen gethan ober dem Evangelio vom ungerechten Haushalter. Die ander am XVI. Sonntag nach Trinitatis, ober dem Evangelio von dem erweckten Jüngling der Wittwe zu Naim“. Köln bei Maternus Colin.

MDLXV. 4to; „Concio de supplicatione seu processione cum gestatione sacrosanctae Eucharistiae.“ Venetiis 1567; „Katholische Gebete zu den Evangelien und Episteln an Sonn- und Festtagen“. Köln 1569; „Homiliae seu conciones 27 in priorem Epistolam Joannis apostoli in aula Ferdinandi caesaris habitae germanice, i. e. Auslegung der ersten katholischen Epistel sti Joannis.“ Coloniae 1571.

Man vergl. Quix, Gesch. des Aach. Dominikanerklosters. Aachen 1833 und Beiträge II, 1838. Haagen.

Sittig: Johann Konrad S., evangel. Geistlicher, † 1714. S. erblickte das Licht der Welt am 18. September 1664 zu Worms, wo sein Vater Valentin S. als Rector und Pastor adjunctus angestellt war. Nach der im Jahre 1668 erfolgten Uebersiedelung seines Vaters nach Merseburg (er war inzwischen von 1665—68 in Bautzen als Prediger thätig gewesen) erhielt der junge S. seine Vorbildung auf dem Merseburger Gymnasium, begann im siebzehnten Lebensjahre seine Studien in Jena, setzte sie in Leipzig fort und ward hier im Jahr 1684 Magister der Philosophie. Nachdem er sich bei seinem Vater im Predigen geübt hatte, erhielt er 1689 eine Anstellung als Pastor und Superintendent zu Pegau, darauf 1692 in Delitzsch, wo er erst Vicesuperintendent, später wirklicher Superintendent war, auch Hofprediger und Beichtvater der dort residirenden verwittweten Herzogin Christiane von Merseburg wurde. Inzwischen hatte er sein wissenschaftliches Streben dadurch bewiesen, daß er in Wittenberg 1689 (den 5. September) Licentiat und 1691 (am 26. Februar) Doctor der Theologie geworden war. Doch blieb S. zeitlebens im Pfarramt und im Kirchenregiment thätig. Nach neunjähriger Amtsführung siedelte er 1701 nach Merseburg über, zuerst um seinen Vater zu unterstützen, sodann um dessen sämmtliche Aemter als Hofprediger, Beichtvater, Consistorialrath und Stiftssuperintendent zu übernehmen. (Die Installationsurkunde, betreffend seine Berufung in das Consistorium, ist von der sächsischen Herzogin Erdmuth Dorothea zu Merseburg am 18. November 1701 ausgestellt und findet sich gedruckt bei Zeibich [s. u.] S. 238 f.) In diesen Stellungen wirkte S., bis der Tod ihn in seinem fünfzigsten Lebensjahre, 1714, den 20. Februar, abrief. S. war zweimal vermählt und hat eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen. Gedruckt erschienen von ihm mehrere Predigt-Sammlungen: „Abschieds-, Gast- und Anzugspredigt.“ Merseburg 1702. Vergl. darüber Zeibich [s. u.] S. 238. „Miscellenpredigten, erster Theil.“ Merseburg 1702. „Miscellenpredigten, zweiter Theil.“ Merseburg 1705. Vgl. darüber Unschuldige Nachrichten IX, 1705. p. 477 sqq. „Jesus der Gekreuzigte.“ Leipzig 1705. (Ein Jahrgang Predigten über alle Sonn- und Festtags-Evangelien.) Vgl. darüber Unschuldige Nachrichten 1705, p. 623 sqq. Andere, einzeln erschienene Predigten s. bei Ranfft [s. u.] S. 1237.

Quellen des Lebens Sittig's sind Christoph Heinrich Zeibich, Historische Lebensbeschreibungen derer Stiftssuperintendenten in Merseburg, von der Reformation an bis zu unsern Zeiten. (Leizig 1732) S. 234—243, und Michael Ranfft, Leben und Schriften aller Chur-Sächfischen Gottesgelehrten u. s. w. (Leizig 1742), II, 1229—1237. Paul Tschackert.

Sitzinger: Ulrich S., Jurist, „einst eine Leuchte des zweibrückischen Staates und ein so bedeutender Mann, daß, wenn man ihn der Wahrheit gemäß loben will, man von ihr abzuweichen scheint“, wurde geboren in Worms am 11. April 1525, erhielt den ersten Unterricht im Lateinischen und Griechischen in seiner Heimath und ward 1538 mit seinem jüngern Bruder, Samuel, zu Joh. Ketzmann nach Nürnberg geschickt. 1544 ging er nach Wittenberg, wo er bis zu Luther's Tod dessen Predigten und Vorlesungen hörte, sonst aber in innige Beziehung zu Melanchthon trat, an den ihn Veit Dietrich von Nürnberg empfohlen hatte. Ja

1548 trat er ihm auch noch verwandtschaftlich nahe, indem er eine Nichte desselben, eine Tochter des kurfürstlichen Rathes Sebald Münster heirathete. Enge Freundschaft schloß er mit Dav. Chyträus, seinem Biographen (Oratio de U. Sitzingero etc. Witebergae 1580. Darauf ruht die Skizze bei M. Adami Vitae Germanorum jureconsultorum et politicorum. 1706 fol. In dem Exemplar der zweibrücker Bibliothek befinden sich schriftliche Randbemerkungen von G. Ch. Crollius, die derselbe in seinem Commentarius de cancellariis et procancellariis bipontinis 1768 der Skizze des M. Adam beifügt). S. widmete sich zuerst 4 Jahre lang humanistischen Studien, die sich auch auf Mathematik und Astronomie erstreckten, so daß er sich selbst seinen Kalender verfertigte; dann wandte er sich der Jurisprudenz zu, ja er hielt auch wie früher über Dialektik, so jetzt Vorlesungen über Institutionen. Auf den Conventen trug er später ein Buch bei sich, in welchem er sich eigenhändig die Aussprüche Luther's und anderer Theologen über die streitigen Lehrpunkte zusammengestellt hatte. Nachdem S. im Februar 1551 noch die Würde eines Doctor juris erhalten hatte, begab er sich in seine Heimath, aber nach kurzer Rechtspraxis berief ihn Herzog Wolfgang von Zweibrücken am 4. August zum Rath und am Ende jenes Jahres siedelte er nach der Residenz Zweibrücken über. Wolfgang war inzwischen als Statthalter des Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz nach der Oberpfalz gezogen und übertrug die Regierung seines Herzogthums einigen Räthen. Als König Heinrich II. von Frankreich 1552 nach der Einnahme von Metz mit seinem Heere bis nach Zweibrücken vordrang, empfing ihn S. im Namen des Herzogs mit einer glänzenden lateinischen Rede; sonst bediente sich der Herzog seiner besonders in den Streitigkeiten mit andern Fürsten sowie zu Gesandtschaften. Dadurch wurde er mit vielen Fürsten bekannt, die ihm ehrenvolle Beweise ihrer Huld zu theil werden ließen. Karl V. erhob ihn in den Adelstand, — er nannte sich daher auch „ab Holenstein“, einer Burg in der Oberpfalz, — und ernannte ihn zum kaiserlichen Pfalzgrafen; Ferdinand I. und Maximilian II. ernannten ihn zum kaiserlichen Rath, von Herzog Christoph von Württemberg erhielt er ein Gehalt. Er unterhielt einen Briefwechsel mit ausgezeichneten Männern; eine Auswahl von Briefen, deren sich im vorigen Jahrhundert noch viele in Sulzbach befanden, veröffentlichte Crollius in dem obengenannten Commentarius. — Herzog Wolfgang ernannte 1555 den S. nach der Rückkehr von dem Reichstage zu Augsburg zum Kanzler, welches Amt er, als Wolfgang 1558 die selbständige Regierung von Neuburg antrat, mit der Kanzlerwürde dieses Fürstenthums vertauschte. Noch im Jahre 1555 begann er eines der wichtigsten Werke seines Lebens, die zweibrückische Kirchenordnung, die auch anderwärts eingeführt oder wenigstens benützt wurde. Sie ist hauptsächlich aus der mecklenburgischen und der neuburgischen K.-O. von 1554 sowie aus Stücken des Agendenbüchleins V. Dietrich's, der Schwäbisch-Haller K.-O. und ältern zweibrückischen Anordnungen zusammengestellt und wurde am 10. März 1556 von S. vollendet, und nach den eingeholten Gutachten von Melanchthon und Brenz veröffentlicht. (Vgl. des Verf. Aufsatz in der Zeitschrift für Kirchenrecht XIX (N. F. IV), S. 440 ff.) Damit entsprach Wolfgang einem Beschluß der Frankfurter Zusammenkunft von 1557, „das uff künftige Zusammenkunft (Colloquium in Worms) ein jeglicher Stand sein Kirchenordnung, ob er einiche hette, schriftlich mit sich bringen oder uberschicken solle“ (v. Buchholtz, Ferdinand I, Bd. IX, 570). — Beim Convent zu Naumburg 1554 schrieb S. an Melanchthon, daß Herzog Wolfgang keine Gesandten habe schicken können (Corpus Reff. VIII, 251), aber dem Religionsgespräch in Worms 1557 wohnte S. bei (Corp. Reff. IX, 109) und sah die Schuld des Abbruchs der Verhandlungen in den Jenaer Theologen, die andere als die vorherbestimmten

Fragen vorbrachten (vergl. den im Corp. Reff. nicht enthaltenen Brief an Melanchthon vom 21. October 1557 bei Crollius l. c. p. 159 sqq.; Salig, Historie der Augsburger Confession III, 268, 273, 712 ff.). Er sprach gegen Melanchthon den Wunsch aus, dieser möge mit Brenz und andern eine Zusammenkunft vorbereiten und an der Einigkeit der Evangelischen arbeiten, denn wenn sie jetzt nicht zustande komme, werde man später vielleicht keine Gelegenheit dazu haben. — Die Kirchenordnung erschien 1557 und zu ihrer Einführung wurde 1558 auf Sitzinger's Rath eine Kirchenvisitation vorgenommen, an der er jedoch nicht selbst theilgenommen zu haben scheint (vergl. Stoff.. einer pfalzzweybr. Kirchengeschichte II, S. 10. 65. 102). Ganz besondere Aufmerksamkeit wendete er dem Schulwesen zu. Er veranlaßte den Herzog nicht bloß in den Städten und größeren Dörfern Schulen zu errichten für den Elementarunterricht und zur Pflege des Kirchengesangs, sondern rieth ihm auch, die Klöster zu reformiren und ihre Einkünfte für höhere Schulen zu verwenden. So wurden 2 Gymnasien ins Leben gerufen: für das Herzogthum Zweibrücken Hornbach, für Neuburg Lauingen. Für jenes empfahl er 1558 als Rector den Immanuel Tremellius, der 1554 auf seinen Rath zum Erzieher der fürstlichen Kinder berufen worden war (W. Faber, Imm. Tremellius. 1891. S. 28); und auch für dieses war er bemüht, tüchtige Männer zu finden (Crollius l. c. p. 186. 187. 189). Für Studirende wurden Universitätsstipendien gestiftet; S. empfahl für ein solches den Pantaleon Candidus, den spätern Generalsuperintendenten von Zweibrücken, der ihm dafür 1570 sein carminum sacrorum liber widmete (Loci theologici. Basil. 1570 p. 121—159), beginnend mit den Worten: Sizingere, uirûm decus bonorum (vgl. Herzog-Plitt, Real-Encyclop. III, 126). — Die Höhe seiner Wirksamkeit erreichte S. 1558 auf der in Frankfurt gehaltenen Zusammenkunft evangelischer Fürsten und Gesandten, wo man eine Einigung der streitenden Parteien zu Stande bringen wollte. S. war es, der auf Grund eines von Melanchthon eingeschickten Gutachtens den Frankfurter Receß verfaßte (Corp. Reff. IX, 489—507 nebst Bretschneider's Vorbemerkung). Aber das Einigungswerk scheiterte an dem Widerstande Johann Friedrich's von Sachsen und der Gnesiolutheraner (vgl. H. Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus I, 266 ff. Calinich, der Naumburger Fürstentag S. 2). Herzog Wolfgang setzte in Verein mit Landgraf Philipp und Herzog Christoph von Württemberg seine Bemühungen um Herbeiführung einer Einigung fort. — Im Jahre 1559 nahm S. Theil an dem Reichstag in Augsburg. Anfangs für denselben bestimmt, kehrte er infolge des Todes Kurfürst Ottheinrich's (12. Februar 1559) nach Neuburg zurück, erschien dann aber wieder in Augsburg, „um des Fürstenthums Neuburg halben allerlei Aufmerkens zu haben", weil man argwöhnte, Herzog Albrecht von Baiern habe es auf dieses Fürstenthum abgesehen (A. Kluckhohn, Briefe Friedrichs des Frommen I, 4. 6). S. klagte über die Erfolglosigkeit des Reichstags. Doch wurden die Streitigkeiten mit dem Herzog von Baiern durch einen Vergleich gütlich beigelegt (Crollius p. 163). Herzog Wolfgang unterstützte in diesem Jahre auch die in Trier durch Olevianus entstandene evangelische Bewegung und schickte seinen Superintendenten Kunemann Flinsbach dorthin. S. rieth diesem von Neuburg aus, die Evangelischen zur Standhaftigkeit, die Gegenpartei zur Duldsamkeit, beide zum Frieden zu ermahnen und bittet den Superintendenten, mehr auf das Gebet und Gottes Hilfe als auf menschlichen Schutz zu vertrauen (Crollius p. 165; vgl. K. Sudhoff, Olevianus und Ursinus S. 25—58). Die Bewegung wurde unterdrückt. — S. wurde, um eine neue Zusammenkunft der Fürsten zu Stande zu bringen, mit den Gesandten von Württemberg und Hessen im Februar 1560 an den Kurfüsten von Sachsen geschickt, der aber eine ablehnende Antwort gab. Doch kam nach unendlichen

Correspondenzen und persönlichen Unterhandlungen im Januar 1561 der Fürstentag zu Naumburg zustande, zu welchem S. seinen Fürsten begleitete (Hönn, Historia des 1561 zu Naumburg gehaltenen Convents. 1704. S. 32 u. a.). Dort traf er auch seinen alten Freund Chyträus. Der Frankfurter Receß wurde zwar theilweise wörtlich wiederholt, aber noch einmal und nun endgiltig scheiterten die Einigungsbestrebungen an dem Widerstande Johann Friedrich's von Sachsen. Die Fürsten setzten zwar ihre Bemühungen, die Stände und Städte zu gewinnen, fort, Wolfgang besonders bei den oberdeutschen Städten. S. wurde nach Nürnberg geschickt, wo er Freunde hatte, und es gelang ihm die Stadt, obwohl sie ihren streng lutherischen Standpunkt wahrte, zur Unterschrift zu bewegen. (Calinich 248). Zu der Conferenz in Erfurt kam S. erst am Schluß und unterschrieb den Abschied, worin die Evangelischen das päpstliche Concil recusirten und an ein allgemeines, freies, christliches und unparteiisches Concil in deutscher Nation appellirten (Calinich 351. Heppe 421 ff. und Beil. 142 ff.).

Schüler und Freunde Melanchthon's waren es überwiegend, welche bisher in dem Herzogthum Zweibrücken gewirkt hatten. Aber Herzog Wolfgang ging nach und nach zu einem entschiedenern lutherischen Standpunkt über, wozu insbesondere der Gegensatz zu dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz beitrug; und auch ein so angesehener Mann wie der Kanzler vermochte schließlich nicht mehr den Niedergang des Melanchthonismus aufzuhalten, mußte vielmehr selbst weichen. Konrad Marius, der Nachfolger des Tremellius als Prinzenerzieher, klagte diesen an, daß er seinen Zöglingen die Lehre Calvin's eingeprägt habe. Tremellius wurde 1560 seines Amtes entsetzt und sogar eine Zeitlang ins Gefängniß geworfen (Faber a. a. O. S. 31. — Herzog-Plitt, Real-Encyclop. XVI, 2). Aber im folgenden Jahre traf den Marius dasselbe Schicksal, er ging nach Heidelberg und ward von Friedrich III. aufgenommen. Es scheint, daß sich Marius auf S. berief, und dieser gerieth dadurch in den Verdacht, daß er von der Augsburger Confession abweiche und ein heimlicher Calvinist sei. S. spricht davon in einem Brief vom 7. August 1561 (Croll. p. 168) an den Hofprediger Maximilian's II., Sebast. Pfauser, den sein Herr nach Neuburg geschickt hatte, wo er 1560 der Kirchenvisitation beiwohnte und dann noch längere Zeit blieb. Marbach, Andreä, Köteritz und andere streng gesinnte Lutheraner hatten jetzt Einfluß. So ist es kein Wunder, daß dem Anhänger Melanchthon's der Aufenthalt am Hof verleidete. Am 1. Nov. 1561 schreibt er an Vergerius (Crollius p. 176): „Ich bin vom Hofe geschieden.“ Herzog Wolfgang machte ihn zum Landrichter und Pfleger in Sulzbach in der Oberpfalz. Am 14. Mai 1562 schreibt er an Peucer, er habe schon lange Gelegenheit gesucht, den Hof zu verlassen, endlich habe ihm der Fürst dieses Amt übertragen. Er wünsche von Hofgeschäften ganz frei zu sein, müsse aber nun an beiden Orten (Sulzbach und Neuburg) thätig sein und werde zu seiner Beschwerde oft zu Hofgeschäften erfordert (Crollius p. 181). Ein thatsächlicher Beweis, daß ihm der Herzog in weltlichen Angelegenheiten noch immer sein Vertrauen schenkte, ist auch der Umstand, daß ihm derselbe den Entwurf zu seinem Testamente 1561 zuschickte, den S. bearbeitete; besonders theilte er dem Herzog seine Meinung über die Succession mit. Dieses Testament ist in staatsrechtlicher Beziehung für Baiern von außerordentlicher Wichtigkeit geworden (Schlichtegroll, Herzog Wolfgang von Zweibrücken und Neuburg. S. 131). S. betheiligte sich an den Verhandlungen mit dem päpstlichen Legaten Delphinus; und am 14. November 1561 war er wieder in Neuburg, als Herzog Albrecht von Baiern der Taufe der Prinzessin Marie Elisabeth beiwohnte und andächtig einer Predigt Pfauser's zuhörte. An Versuchen, ihn für andere Stellungen zu gewinnen, fehlte es nicht. Heinzel und Rechlinger hätten ihn gern als Syndikus nach Augsburg berufen; aber er wollte sich dem

Dienste seines Fürsten nicht entziehen und hatte auch Bedenken in kirchlicher Hinsicht. Ebenso bot ihm Herzog Albrecht von Mecklenburg, den er bei der Königskrönung Maximilian's II. in Frankfurt 1562 kennen lernte, einen sehr ansehnlichen Gehalt an, wenn er einige Jahre in seinen Dienst treten wolle. Die weite Entfernung, die Abneigung gegen den Hofdienst hielt ihn ab, das Anerbieten anzunehmen. Seine Hoffnung, in Sulzbach mehr Ruhe zu finden, ging nicht in Erfüllung; immer wieder wurde der geschäftsgewandte S. auf Reisen dahin und dorthin geschickt oder bei andern Geschäften verwendet, wobei er doch klagen mußte, daß eine Aenderung der Gesinnung gegen ihn eingetreten sei, und sich sehnte, frei zu werden von einer zwölfjährigen Sisyphusarbeit. Er hätte Neigung gehabt, sich in Augsburg als Privatmann niederzulassen (Crollius p. 190). — Im December 1562 verhandelte S. mit den Gesandten der Königin Elisabeth von England. Wolfgang hatte damals den Wunsch, seinen Sohn Philipp Ludwig an den Hof der Königin zu schicken (Kluckhohn a. a. O. I, 362). Im Jahr 1564 suchte der Herzog auf dem Deputationstage in Worms die Einwilligung des Kurfürsten Friedrich zur Errichtung neuer Zölle zu erlangen, ein Plan, den er schon seit 1559 verfolgte trotz der eindringlichen Gegenvorstellungen seines Kanzlers U. S. und obwohl er 1562 auf dem Frankfurter Kurfürstentag damit abgewiesen worden war (Kluckhohn I, 494). Seine kirchliche Stellung war eine vermittelnde. Nach dem Naumburger Fürstentag schreibt er am 10. März 1561 an einen Nürnberger, vielleicht Hieronymus Baumgärtner (Crollius p. 172 ff.), es sei eine Verleumdung, daß man den Unterzeichnern des Abschieds einen Abfall von der früheren (Augsburg.) Confession schuldgebe. Trotz der Streitigkeiten zwischen den Evangelischen bestehe doch bei vielen ein Consensus besonders in dem Fundament und den Hauptartikeln. Allerdings sei man mißtrauisch gegen solche, welche die Augsburger Confession anders verstünden, aber Kurfürst Friedrich billige den wahren Verstand derselben und der Apologie und zeige in öffentlicher und privater Rede, daß er so denke. Es sei besser, ihn in den Grenzen der Confession zu behalten, als ihn von sich zu stoßen und den Zwiespalt zu vergrößern. Trotzdem war S. mit den Maßregeln Friedrich's nicht einverstanden, noch weniger mit seinen Theologen. Er verkehrte viel mit dem von Friedrich vertriebenen Unicornius, lobt ihn bei Pfauser und schlägt ihn zum Professor in Lauingen vor (Crollius p. 183); ebenso empfiehlt er ihn dem Bürgermeister Heinzel in Augsburg. Unicornius habe eine Schrift gegen die „Delirien Boquins“ und zur Vertheidigung der Augsburger Confession geschrieben (Crollius p. 185). Freilich klagt S. auch, daß die Geschäfte jetzt weniger nach seinem Rath und Sinn verwaltet würden, ja auch über ungerechte Ausstreuungen gewisser Leute. Herzog Wolfgang hatte 1565 den Heshusius berufen; S. hatte ihn schon in Heidelberg kennen lernen und nennt ihn einen gelehrten und geistvollen Mann, aber er sei zu bitter gegen Melanchthon. Sitzinger's Hoffnung, daß Heshusius bei zunehmendem Alter milder geworden sei, war grundlos (Crollius p. 194 ff.). Beide Männer begleiteten 1566 den Herzog Wolfgang zu dem Reichstag nach Augsburg, wo bekanntlich Wolfgang aufs schärfste gegen Friedrich von der Pfalz auftrat, ein Zeichen, daß nicht S., sondern Heshusius mehr Einfluß auf ihn übte. — Aus den folgenden Jahren besitzen wir nur sehr wenig Nachrichten über S.; doch sieht man, daß ihn Herzog Wolfgang noch immer zu politischen Geschäften verwandte, z. B. 1573 in Wien (Crollius p. 205). Schon einige Jahre trug er den Keim einer tödlichen Krankheit in sich, und dies steigerte sich durch den Dienst, den er dem neuen Herzog Philipp Ludwig bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Anna von Jülich im September 1574 leistete. Wenige Tage nach seiner Rückkehr starb er am 31. October 1574 in seiner Burg Holenstein, nachdem er sich Tags vorher bei Tisch noch

heiter unterhalten und noch vier Stunden vor seinem Tode den 30. Psalm wiederholt hatte. Er fand seine letzte Ruhestätte in der Kirchhofscapelle zu Sulzbach. Seine Biographen rühmen seine Wahrhaftigkeit und Freimüthigkeit, seine Unbestechlichkeit, Friedensliebe und Frömmigkeit. Er besuchte mit seiner Familie nicht nur die ordentlichen Gottesdienste, sondern auch die Morgen- und Abendbetstunden und versäumte selbst auf Reisen nicht das Gebet und Bibellesen. — Seine erste Gattin starb 1567 während seiner Abwesenheit auf dem Reichstage; 1569 vermählte er sich zum zweiten Male mit Helene Meichsner, der Wittwe des pfälzischen Rathes Hektor Hegner v. Altenweier.

Joh. Schneider.

Sivers: Friedrich Wilhelm v. S., Adelsmarschall und Landrath in Livland, Gouverneur von Kurland, geboren 1748, † am 27. December 1823. S. gehört zu den bedeutendsten Männern, welche Livland im 18. und 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Er ist der kraftvolle und energische Schöpfer der Grundlagen einer Agrarverfassung, deren Livland sich heute mit Fug und Recht als einer überaus segensreichen rühmen darf. Er war der Sohn des livländischen Landraths Friedrich Wilhelm S., eines zwar begüterten, aber auch mit Söhnen reichgesegneten Vaters. Gleich vielen Sprossen livländischer Adelshäuser schlug Friedrich v. S. die militärische Laufbahn ein, in welcher er mit Auszeichnung diente und es bis zum Oberst brachte. „Unter Rußlands Fahnen hatte er", wie sein Biograph erzählt, „so gefochten, daß die Tapfersten ihn als Muster nannten. Sein Muth war nicht brausend und geschäftig, sondern kalt und fest. Von ihm ist bekannt, daß er im Treffen nie den Degen zog und nie eigenhändig Feindesblut vergossen. Mit höchstem Unwillen weigerte er sich eine verlassene türkische Provinz zu verheeren, aber er übernahm den Auftrag und führte ihn aus, mit zwei Regimentern Kosaken eine türkische Armee fünf Tage lang zu verfolgen".

Die Festigkeit und Energie, welche er im Kriege an den Tag gelegt hat, ist ihm auch eigen geblieben, nachdem er den Waffenrock abgelegt und Dienste in seiner Heimath genommen.

Als S. 1786 aus seinen Feldzügen nach Livland zurückkehrte, fand er die Verfassung und Verwaltung seines Heimathlandes bis zur Unkenntlichkeit verändert. Durch den Ukas der Kaiserin Katharina II. vom 3. December 1782 war die Statthalterschafts-Verfassung der inneren Gouvernements Rußlands auch auf Livland ausgedehnt worden, eine Verfassung, deren Wesen von einem Zeitgenossen mit folgenden Worten skizzirt worden ist: „Beinahe in jedem Punkt ein Gegensatz der althanseatischen und ritterschaftlichen, erweiterte sie alle Schranken der Krone in den privilegirten (!) Provinzen und gab den Beamten der Regierung eine Gewalt, die oft schmerzlich verletzen konnte und es gethan hat."

In der trüben „Statthalterschaftszeit" begann S. seine Arbeit im Dienste der Heimath und bald wurde ihm Gelegenheit als Kreismarschall die neue Lage der Dinge praktisch kennen zu lernen. Gegen die Willkür der Polizeibehörden und die Ausschreitungen des Statthalters Grafen Browne fühlte er mehrfach Veranlassung aufzutreten. Das hatte die Aufmerksamkeit seiner Standesgenossen noch mehr auf ihn gelenkt und im Jahre 1792 wählten sie ihn zum Gouvernements-Adelsmarschall. In dieser ehrenvollen, aber namentlich zu jener Zeit überaus schwierigen Stellung nahm er sofort die Regelung der Agrarfrage auf und führte auf den Landtagen der Jahre 1795, 1796 und 1797 Reformen der bäuerlichen Zustände herbei, welche einen bedeutenden Fortschritt gegen früher aufwiesen. Wenn dem Bauern auch noch nicht ein Recht am Boden, geschweige denn die Freizügigkeit zugestanden wurde, so wurden doch die bäuerlichen Leistungen normirt, die fast absolute Gewalt des Gutsherrn über Person

und Habe der Bauern wurde gebrochen. Diese für die damalige Zeit immerhin bedeutungsvollen Reformen sind um so beachtenswerther, als sie nicht durch einen Druck der Staatsregierung hervorgerufen wurden, sondern von dem Adel selbst ausgegangen waren. Sivers' Energie und seinem Geschick gelang es, gestützt auf seine Anhänger, trotz der heftigen Opposition, welche ihm seine Gegner im Landtage entgegensetzten, die von ihm gewollten Verbesserungen ins Leben zu rufen. Das bisher auf agrarischem Gebiet Erreichte genügte S. und seinen Gesinnungsgenossen noch nicht. Vor allem sollten die Verordnungen, welche bisher nur den Charakter privater Abmachungen der Gutsbesitzer trugen, die kaiserliche Bestätigung erhalten und dadurch zum Gesetze werden.

Wir können hier den Gang, welchen die Reformbewegung bis zum denkwürdigen Landtage von 1803 nahm, nicht weiter verfolgen. Auf jenem Landtage des Jahres 1803, welcher zu den stürmischsten gehört, die Livland je erlebt hat, gelang es S. und den von ihm geführten Liberalen, freilich nicht ohne die directe Unterstützung Kaiser Alexander's I., das Reformwerk mit einem organischen Gesetz zu krönen. Durch die Bauerverordnung vom 20. Februar 1804, eine Frucht der Landtagsverhandlungen vom Jahre 1803, ein Sieg der von Friedrich v. S. an den Tag gelegten rastlosen Energie, war die neun Jahre einer endgültigen Lösung harrende Agrarfrage zum Abschluß gebracht. Der Bauer hatte erlangt, was zur Consolidation und günstigen Fortführung einer bäuerlichen Wirthschaft jener Zeit erforderlich war. Das bis dahin geltende Recht des Gutsherrn, seine Bauern verkaufen oder verschenken zu dürfen, war aufgehoben, dem Bauern die Möglichkeit, Mobilien wie Immobilien eigenthümlich zu erwerben, zugesprochen, ja der erbliche Besitz des ihm einmal zugewiesenen Hofes gesichert. Die Leistungen der Bauern wurden in genaue Relation zu dem von ihm genutzten Lande gebracht. Der Bauer durfte nicht mehr von dem Grundherrn, sondern nur von Gerichtsbehörden, in denen Repräsentanten seines Standes Sitz und Stimme haben, gerichtet werden. Durch die Bauerverordnung vom Jahre 1804 war in Livland die Leibeigenschaft aufgehoben und durch eine milde glebae adscriptio ersetzt worden. So sehr S. sich durch die Schöpfung der Bauerverordnung vom Jahre 1804 ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, so sehr ihm der Dank aller seiner wohldenkenden Zeitgenossen sicher war, so sehr hat er doch den Wandel in der Zeiten und Personen Gunst erfahren müssen.

Als er im J. 1797 das Amt eines Adelsmarschalls niederlegte und zum Landrath gewählt worden war, aber diese Wahl ablehnen zu müssen erklärte, ward er von allen Gliedern des Landtages unter Führung des Landmarschalls in seiner Wohnung aufgesucht und einhellig und stürmisch gebeten, sich die Wahl gefallen lassen zu wollen. Er gab nach und wirkte, wie wir sahen, wenn auch von einer alsbald entstehenden Opposition stark angegriffen, weiter. Auf dem Landtage von 1803 war sein bestimmender Einfluß noch überwiegend und durchschlagend, aber bereits drei Jahre später finden wir ein völlig anderes Bild. Auf dem Landtage des Juni 1806 wurden herbe Anklagen gegen ihn vorgebracht, welche eine starke Majorität als gerechtfertigt anerkannte. Der Landrath Friedrich v. S. wurde dessen angeklagt wider den Willen des Adels und ohne Zustimmung des Landrathscollegiums bei der Staatsregierung eine Verfassungsänderung (Aenderung des bisherigen Modus der Bestätigung der Landräthe) in Vorschlag gebracht zu haben und ferner in seiner Eigenschaft als Revident einer der Kreiscommissionen zur Vermessung und Katastrirung des Landes Eigenmächtigkeiten schuldig geworden zu sein. Mit 59 gegen 17 Stimmen wurde die Anbringung der Klage bei der Staatsregierung beschlossen. — So hatte denn die Mehrheit seiner Standesgenossen sich von S., dem Schöpfer der Bauer-

verordnung von 1804, der am Ende des „philosophischen“ Jahrhunderts von seinen Zeitgenossen nicht genug gepriesen werden konnte, abgewandt.

Ueber Sivers' Charakter urtheilt ein sonst milder und durchaus liberaler Zeitgenosse, der Kreisrichter Heinrich v. Hagemeister auf Alt-Drostenhof, im J. 1827, wie wir einer ungedruckten Abhandlung dieses vortrefflichen Mannes entnehmen, folgendermaßen: „Der Landrath v. Sivers war ein Mann, der das Gute eifrig wollte, den aber die Heftigkeit seines Charakters verhinderte, es immer auf dem rechten Wege zu suchen. In seiner militärischen Laufbahn an Befehlen gewöhnt, hatte er den unbeugsamen Sinn ins Privatleben mit hinüber genommen und duldete keinen Widerspruch gegen Einrichtungen, die ihm zweckmäßig erschienen. Oft indessen veränderte ein geringfügiger Umstand seine Ansichten, die wohl nicht selten durch vorgefaßte Meinungen bestimmt wurden und, so wie er hierdurch seinen Bauern kein milder Herr gewesen war, zählte er nur wenige Befreundete unter Livlands Adel, der übrigens seine Thätigkeit und die Entschlossenheit, mit welcher er früher zum Besten der Provinz gewirkt hatte, dankbar anerkannte.“

Nach den Vorgängen des Jahres 1806 hat Sivers' Wirken für Livland aufgehört. Zu Kaiser Alexander I. in nahen Beziehungen stehend, ward er von diesem Herrscher in der Folgezeit zu hohen Staatsämtern berufen. Im J. 1811 wurde er Gouverneur von Kurland und war hier in dem verhängnißvollen Jahre 1812 und bis 1814 in segensreichster Weise thätig. So wagte er es auf seine Verantwortlichkeit hin den aus der Entfernung für nöthig erachteten Befehl, die Hauptstadt Kurlands, Mitau, niederzubrennen, nicht zur Ausführung zu bringen und die Stadt zu erhalten. Kaiser Alexander bezeugte S. seine höchste Zufriedenheit und berief ihn nach vollendetem Feldzuge nach Petersburg, um ihm den hohen Posten eines Senateurs anzuvertrauen; er wurde in der Folgezeit Geheimrath und mit hohen Orden decorirt.

Am 27. December 1823 ist Friedrich v. S. auf seinem Erbgute Ranzen in Livland gestorben, ohne einen männlichen Erben seines Vermögens und seines Ruhmes, der ihm zweifellos gebührt und ihm von der Nachwelt nicht vorenthalten wird, zu hinterlassen.

Ostsee-Provinzen-Blatt für das Jahr 1824 Nr. 3. — Jégor v. Sivers, Zur Geschichte der Bauernfreiheit in Livland. Riga 1878. — F. Bienemann, Die Statthalterschaftszeit in Livland und Estland (1783—1796). Leipzig 1886. — A. v. Transehe-Roseneck, Gutsherr und Bauer in Livland im 17. u. 18. Jahrhundert. Straßburg 1890.

Alex. Tobien.

Sivers: Heinrich S., auch Sievers, Mathematiker und Geograph des 17. Jahrhunderts. Er wurde im J. 1626 in Hamburg geboren und erhielt hier, namentlich auf dem akademischen Gymnasium unter der Leitung von J. Jungius und J. A. Tassius, seine wissenschaftliche Vorbildung. Diese beiden Gelehrten lenkten ihn vornehmlich auf mathematische Studien hin, die er später in Wittenberg fortsetzte. Von dort nach Hamburg zurückgekehrt, unterrichtete er hier längere Jahre privatim in seiner Wissenschaft sowie in der Philosophie nach Jungius' Logica, wurde sodann am 11. Januar 1675 zum Professor der Mathematik am akademischen Gymnasium ernannt, dann auch Vicar und Bibliothekar am Dome und starb in diesen Aemtern am 10. Juli 1691. — S. hat sich namentlich durch die Herausgabe der von seinen Lehrern Jungius und Tassius hinterlassenen mathematischen Schriften ein namhaftes Verdienst erworben; von seinen eigenen Schriften ist vornehmlich der „Bericht von Grönland“ 1674 (2. Aufl. 1681) zu nennen.

Moller, Cimbr. lit. I, 634. — Jöcher IV, 628. — Wilcken, Hamb. Ehrentempel, S. 519 f. — Placcius, Progr. funebre, 1691. — Hamburger Schriftsteller-Lexikon VII, S. 208—210, wo aber Tag und Jahr des Todes falsch angegeben ist. Daselbst ein vollständiges Verzeichniß der eigenen und der von S. herausgegebenen fremden Schriften.

R. Hoche.

Sivers: Heinrich Jakob S., Theolog, Naturforscher und Dichter, besonders bekannt durch Liscow's Satiren, geboren am 8. April 1708 in Lübeck, † am 8. Aug. 1758 in Linköping in Schweden.

S. war der Sohn eines Cantors in Lübeck, wo er auch das (seit 1717 unter dem Theologen Joh. Heinr. v. Seelen stehende) Gymnasium absolvirte. Darauf widmete er sich in noch sehr jugendlichem Alter auf der Rostocker Universität, durch jenen angeregt, vorzugsweise theologischen, aber auch schönwissenschaftlichen Studien. Zu den Letzteren leitete ihn der gleichfalls von Liscow verspottete Professor Ernst Joh. Friedr. Mantzel an, der, so verschieden er auch sonst beurtheilt werden mag (s. A. D. B. XVIII, 755 s. Liscow und XX, 273 s. Mantzel), sich um die mecklenburgische Gelehrtengeschichte durch (anonyme) Herausgabe eines Gelehrtenlexikons, einer gelehrten Zeitschrift und einer Geschichte der Rostocker Juristenfacultät immerhin verdient gemacht hat. S. feierte seinen Lehrer in zwei Gedichten (Verm. u. satyr. Ged. 1730, S. 32 u. 33). Schon am 21. September 1728 erlangte S. in Rostock die Magisterwürde. Die hierbei von ihm gehaltene Schlußrede handelte „de gradibus ad honores academicos et ambiendis et aperiendis“ und wurde daselbst im Jahre 1729 auf 2 Bogen in 4° gedruckt. In demselben Jahre ließ er auch eine wohl nicht ohne Beziehung auf den Stand seines Vaters gewählte „Dissertatio sistens cantorum eruditorum decades duas“ (Rostock, 4°) erscheinen, die von einem gewissen Mattheson ins Deutsche übersetzt wurde (Berlin 1730). Nach seiner Promotion blieb S. fürs erste in Rostock und hielt 1½ Jahre lang auf der dortigen Universität Vorlesungen „mit nicht geringem Applausu“, wie er selbst in der Vorrede zu seinen Gedichten (S. 4) behauptet. Auch ließ er die Feder nicht ruhen, sondern schrieb Mehreres in lateinischer und deutscher Sprache. Seine von Moser angeführten „Opuscula academica Varno-Balthica, quibus variae dissertationes argumenti curiosi continentur“ (Altorff 1730. 8°) enthalten wohl wenig mehr, als was bereits einzeln in Druck gegangen war. Neu war ein auf der Schweriner Regierungsbibliothek befindliches Werk, dessen mißverstandener Titel Gervinus (Gesch. d. deutschen Dichtg. IV, 4. Aufl. S. 57) verführt hat, unseren S. einen Hauptmitarbeiter an dem (Hamburger) Patrioten, jenem während der Jahre 1724—1726 erschienenen Organ der von Brockes, Fabricius und Richey gestifteten Patriotischen Gesellschaft, zu nennen. S. gab nämlich von Neujahr 1730 ab sechs Monate hindurch ein von ihm ganz allein verfaßtes Lieferungswerk unter dem Titel: „Der Satyrische Patriot. Ans Licht gestellet von Sivers . . . . Gedruckt bey Joh. Jac. Adlern, HochFürstl. u. Acad. Buchdr.“ heraus. Die sechs Stücke enthalten je eine sogenannte Satire, der jedesmal einige lateinische Distichen vorausgehen, und sind, jedoch ohne die Distichen, der noch in demselben Jahre erschienenen Gedichtsammlung einverleibt worden. Dieses gleichfalls in Schwerin vorhandene Buch führt den Titel: „Henrich Jacob Sivers, Philos. Mag. Vermischte und Satyrische Gedichte. Altona [nicht: Altorff!]. Verlegts Jonas Korte. Lübeck. Gedruckt bey Christian Henrich Willers. 1730.“ (188 S. u. Druckfehler-Verzeichniß in 8°.) Neben dem Titelblatte prangt des eitlen, jugendlichen Autors Bildniß (von der Hude pinxit) mit einer auf Apostelgesch. 2, 1 hinweisenden Umschrift und einem drei

sechsspitzige Sterne zeigenden Wappen; darunter steht aus Freundes Feder dieses Anpreisungsdistichon:

Effigiem scite finxit caelator in aere;
Nulla sed INGEINUM sculpere dextra potest.

(Honoris caussa posuit M. Carolus Henr. Langius, Gymn. Lub. SubR. et Biblioth. Adi[unctus].) Den Hauptinhalt bilden die kurz vorher einzeln erschienenen sechs „satyrischen Gedichte". Natürlich in Alexandrinern und — mit angehängter Moral. In der Wahl des Gegenstandes ist S. meistens Joachim Rachel gefolgt, hinter dem er jedoch in der Ausführung weit zurückbleibt. Die Ueberschriften lauten: I. Satyr von den Poeten. II. Satyr vom Geiz. III. Satyr vom Hochmuth. IV. Satyr vom Aprillen-Wetter der Liebe. V. Satyr vom Splitterrichten der Weibesbilder. VI. Satyr von der im Sommer versäumten Betrachtung der Wunder Gottes. Ihnen schließen sich zwei vorher noch nicht veröffentlichte satirische Hochzeitgedichte an: Die wunderlichen Liebes-Avantüren, im Jahre 1728, und: Die bösen Eheweiber, im Jahre 1729 abgefaßt. Daß S. mit der Satire den Satyr in Verbindung bringt, wollen wir ihm nicht so sehr anrechnen, da man noch in literaturgeschichtlichen Schriften aus der jüngsten Zeit die durchaus falsche Schreibung „Satyre" treffen kann. Die Herkunft des Wortes „Satire" vom lat. satura hat indeß schon Caspar Abel (s. A. D. B. I, 12) gekannt und dessen ursprüngliche Bedeutung bereits 16 Jahre vor der Sivers'schen Publication Eingangs seiner „auserlesenen Satirischen Gedichte" in folgende Verse gebracht:

„Satiren haben nicht von Satyren den Namen,
Die aus den Wäldern sonst gleich tollen Teufeln kamen;
Es zeigt dies Wort vielmehr, wie man beweisen kann,
Ein Becken voller Frucht und schöner Blumen an;
Ein jeder mag daraus, was ihm gelüstet, nehmen;
Der aber muß gewiß sich in sein Herze schämen,
Der Frucht und Blumen läßt und nach der Nessel greift,
Die, wenn sie ihn verbrennt, der Geck voll Eifer läuft."

Aber daß S. den rechten Ton der Satire fast nirgends trifft, darf nicht ungerügt bleiben. In der ersten Satire offenbart S. seine theoretischen Ansichten von der Poesie, die an Hunold's „Allerneuste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" (1707) lebhaft erinnern. S. erklärt sich zwar gegen die anregenden Mittel von Bier und Branntwein; aber:

„Durch Wein und Coffée kommt ein Vers zum höchsten Preis!"

Als mustergiltigen Dichter feiert er in erster Linie, wie nicht anders zu erwarten war, Opitz; sodann in bunter Reihe: Brockes, Richey, Besser, Hoffmann (Hofmannswaldau), Picander (d. i. Henrici), Menantes (d. i. Hunold), Canitz, Vergilius, Schmolck, den König David, die drei Satiriker (Joh. Burckhard) Mencke (unter dem Pseud. „Philander v. d. Linde" Verf. von „schertzhafften Gedichten" nebst einer ausführlichen Vertheidigung satirischer Schriften, 1706), (Hans Wilmsen) Lauremberg und Rachel, schließlich Amthor wegen seines Lobgedichtes auf Friedrich IV. von Dänemark und Postel wegen seines Heldengedichtes: „Der große Wittekind." Auch vergißt er nicht, die Verdienste eines König als Herausgebers der Canitz'schen Gedichte sowie die eines (Christ. Friedr.) Weichmann als Förderers der Brockes'schen Muse („Ein Weichmann bringt durch Lob Brocks [sic!] bis ans Sternen Chor") hervorzuheben. An einer andern Stelle der Gedichtsammlung (S. 54) wird Lohenstein „das Licht der großen Lichter" genannt; „er war als Jüngling schon ein Meister aller Dichter". Die sechste Satire enthält zum größten Theile eine Naturschilderung mit dem Lobe Brockes' (S. 153—154). Die satirischen Hochzeitgedichte sind nicht gerade zotig nach

Art eines Picander, der im „Piquanten“ wohl schwerlich Seinesgleichen finden dürfte, zeugen aber doch zuweilen von einer gewissen Gefühlsroheit, wie z. B. folgende Verse im zweiten Hochzeitgedichte:

„Polandern wird der Ruhm vor andern beigeleget,
Daß seine Frau auf ihn Gedächtnißmünzen präget.
Sie schlug ihm jüngstens noch ein Schaustück ins Gesicht
Mit dieser Ueberschrift: ‚Canaille, rühr' dich nicht!‘
Fünf Finger konnte man statt des Gepräges kennen:
Das ist ja wohl mit Recht ein Meisterstück zu nennen.“

Den übrigen Theil der Gedichtsammlung machen Gelegenheitsgedichte z. B. auf den Herzog Karl Leopold von Mecklenburg, Epigramme u. s. w. aus; keins derselben verdient nähere Bekanntschaft.

S. beschloß seine Rostocker Wirksamkeit noch im Jahre 1730 mit einer unter dem Präsidium des Professors Weidner gehaltenen Disputation de fide salvifica, worin er gegen den „Gaubensspiegel“ des dänischen Hofpredigers Erich Pontoppidanus zu Kopenhagen polemisirte. Derselbe blieb die Antwort nicht schuldig. S. ließ wiederum von Lübeck aus eine „Refutatio orthodoxa apologiae Pontoppidani“ ergehen. Ob er das letzte Wort behielt?

S. war im Jahre 1731 in seine Vaterstadt Lübeck zurückgekehrt und unter die dortigen Predigtamtscandidaten aufgenommen worden. Er predigte in St. Annen-Kloster, suchte aber auch als theologischer Schriftsteller für weitere Kreise zu wirken. So gab er denn bald eine „Geschichte des Leidens und Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt JEsu Christi mit kurtzen exegetischen Anmerkungen erläutert und mit einer Vorrede von den Feinden und Freunden des Creutzes Christi“ (Lübeck 1732) heraus. (Menzel, dem nur Liscow's Gegenschrift vorschwebte, läßt in seiner Deutschen Dichtg. Bd. II, 1859, S. 483 S. fälschlich „ein elendes Buch von der Zerstörung Jerusalems“ schreiben.) Jene Passionsschrift war sehr gut gemeint, enthielt aber in ihren „kurtzen“ Anmerkungen noch für Elementarschüler des Nöthigen zuviel. Danach fiel denn auch die Kritik im „Hamburgischen Correspondenten“ aus. Statt sich nun dieselbe schweigend zu Nutze zu machen, ließ S. als jugendlicher Brausekopf in eben dasselbe Blatt eine trotzige Gegenerklärung einrücken und fuhr überdies in allen Gesellschaften über den Kritiker her; als solchen glaubte er den seit 1728 in Lübeck weilenden Satiriker Christ. Ludw. Liscow erkannt zu haben, der schon vor Jahren Sivers' geliebten Lehrer Mantzel angegriffen hatte. Es mag dahingestellt bleiben, ob jener wirklich der Verfasser der Kritik gewesen, oder ob sie — was nicht ganz unwahrscheinlich ist — aus der Feder von dessen jüngerem Bruder Joach. Friedr. Liscow, der Redacteur am „Hamburgischen Correspondent“ war, geflossen ist. Der Satiriker Liscow aber nahm den Fehdehandschuh auf und schrieb, wie es heißt in weniger als 24 Stunden, seine „Klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem, mit kurzen aber dabei deutlichen und erbaulichen Anmerkungen, nach dem Geschmacke des Herren Sievers erläutert“ (Frankfurt u. Leipzig 1732). Nicht genug daran! S. hatte auch als Naturforscher von sich reden gemacht. Er hatte im Jahre 1731 eine „Descriptio lapidis musicalis, Echinitae cordati et Stellinae marinae“ etc. drucken lassen und daraufhin das Diplom eines Mitgliedes der Königl. Preußischen Societät der Wissenschaften erhalten. Durch diese Auszeichnung ermuntert, hatte er weitere drei „Specimina curiosorum Niendorpensium“ in rascher Folge ausgegeben; sie bieten Beschreibungen von lapides stellares, belemnitae und succina. Auch ein Katalog der Curiositäten-Sammlung des Lübecker Kaufmanns H. Eckhoff war von ihm unter dem Titel „Museum Eckhoffianum“ zusammengestellt worden. Liscow machte sich nun auch daran, den Naturforscher S. „hin-

zurichten". Den besten Dienst leistete ihm hierbei der von S. an der Ostseeküste (die er in Mußestunden nach Curiositäten absuchte) entdeckte „musikalische Stein", auf dem er Noten erblickt haben wollte. Liscow schrieb seine „Vitrea Fracta, oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betr. die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe . . . . auf einer gefrorenen Fensterscheibe wahrgenommen, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt" (Frankfurt und Leipzig 1732). S. war als „Makewind" nicht zu verkennen. Ihm schwoll die Ader des Zornes. Er wetterte von der Kanzel des St. Annen-Klosters herab auf den Ehrabschneider und verdammte ihn „in den Abgrund der Hölle". Doch Liscow verstummte nicht. Ein neues Flugblatt unter dem Titel „Der sich selbst entdeckende X. Y. Z." (1733) setzte S. nur noch mehr zu. Auch ließ Liscow in Bekanntenkreisen handschriftliche Spottgedichte auf S. herumgehen; wenigstens wußte Friedr. Just. Riedel (Ueber das Publikum, Jena 1768 S. 121) von einem solchen „ungedruckten Heldengedicht Liscow's auf S., dem auf der Kanzel ein Unglück begegnet war".

Im Sommer des Jahres 1734 verließ Liscow Lübeck, um eine Vertrauensstellung beim Geh. Rath v. Clausenheim in Hamburg zu übernehmen. Nun hatte S. zwar Ruhe vor ihm, fühlte sich aber doch nach jenen unliebsamen Vorkommnissen, die mit der Würde eines Geistlichen schwer vereinbar sind, in seiner Vaterstadt nicht mehr heimisch. Er folgte bald darauf dem Rufe als Compastor der deutschen Gemeinde zu Norrköping in Götaland, ohne je in sein Vaterland zurückzukehren. Später (nach 1740) soll er noch Dr. theol., dänischer (?) Hofprediger und Propst der Propstei Norra-Tiust, sowie Pfarrherr von Tryserum und Hannäs geworden, aber in Linköping gestorben sein.

Man hätte meinen sollen, Liscow habe unserem S. das Schriftstellern gründlich verleidet. Das war aber keineswegs der Fall. Er veröffentlichte gleich nach seiner Ankunft in Schweden ein „Schediasma exegeticum ad Act. 9, 5" (Norrköping 1735), ferner noch in demselben Jahre eine „Dissertatio epistolaris de presbyteris, ecclesiae non dominis, ad I. Petr. 5, 3" und im folgenden eine Schrift „de auro, conjuge bona et sapiente viliori Eccl. 7, 21" (womit man sein satirisches Hochzeitgedicht von den bösen Eheweibern vergleichen mag), sowie „Gottgeheiligte Betstunden", denen ein chronologisches Verzeichniß seiner bis dahin erschienenen Schriften angehängt ist. S. reimte auch wieder, wie „ein in deutsche Verse übersetztes Stück aus dem Argus von der göttlichen Vorsehung" beweist. Im Jahre 1737 gab er eine Schrift „de certamine piorum, II. Tim. 4, 7" aus und 1738 legte er ein Zeugniß von seiner nie erloschenen Liebhaberei für Mineralogie ab mit dem „Kurtzen Bericht von dem Schwedischen Marmor, welcher mit dem in den Alterthümern berühmten Lacedämonischen Marmor mit Recht zu vergleichen stehet". Hier verlassen uns die bibliographischen Hilfsmittel; S. wird indeß noch vieles geschrieben haben, da er wieder in bester Fahrt war. Wir wissen nur noch, daß er auch Mitarbeiter an den Hamburger gelehrten Berichten war. Wenn man aber in Goedeke's Grundriß (III. Bd. 2. Aufl. 1887, S. 237) liest, „der liscowische Sivers habe dem Satiriker Rachel die 9. und 10. Satire in der Hamburgischen vermischten Bibliothek Bd. 3 (1745) S. 98—114 mit Sivers'schen Gründen abzusprechen gesucht", so beruht diese Notiz auf einer flüchtigen Reminiscenz an Schröder's Rachel-Ausgabe (1828) S. XX, bei deren Einsehen sich ergiebt, daß unser S. an dem übrigens in der Hauptsache durchaus zu billigenden Aufsatze unschuldig war und unter dem Pseudonym Nicopacius de Purorivo sich vielmehr ein Siegfried Sievers aus Reinbeck, Pastor zu Reinfeld bei Hamburg, verborgen hatte.

Sivers' Vermischte und Satyrische Gedichte. (Siehe oben.) — Liscow's auf Sivers bezügl. Satiren. (Siehe oben.) — Joh. Jak. Moser, Beytrag zu

einem Lexico der jeztlebenden Lutherisch- und Reformirten Theologen in und um Teutschland, Züllichau 1740 S. 979—981. — Rostocker Etwas 1742 S. 304. — Leonard Meister, Charakteristik deutscher Dichter. Zürich 1787, II, 89. — F. W. Ebeling, Geschichte der komischen Literatur während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, 1869, I, 89 ff. — Moniteur des Dates, wo S. sonderbarer Weise als deutscher Arzt (!) und Naturforscher bezeichnet wird. Heinrich Klenz.

Sivers: Jegór v. S., Dichter, Litterarhistoriker, Landwirth, geboren am 1./13. November 1823 auf dem Landgute Heimthal bei Fellin in Livland, † zu Riga am 12./24. April 1879. Einem alten livländischen Adelsgeschlechte entstammend, jüngster Sohn des Landraths Peter Reinhold v. S., eines ausgezeichneten Landwirthes, der für die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Bildung des Landvolkes in Livland wirksam eingetreten war, wurde Jegór v. S. zunächst im elterlichen Hause erzogen, wo nicht allein das Vorbild des weitblickenden Vaters fördernd auf ihn einwirkte, sondern auch der Einfluß des Lehrers seiner Geschwister, des späteren Generalsuperintendenten und Bischofs Ferdinand Walter, eines Mannes von großem Verstande und nicht gewöhnlicher Thatkraft, den heranwachsenden Knaben anregte und belebte. Als der alternde Vater nicht mehr selbst dem Sohne die nöthige Erziehung im elterlichen Hause zu geben vermochte, vertraute er den zehnjährigen Knaben der zu ihrer Zeit rühmlich bekannten Krümmer'schen Erziehungsanstalt im livländischen Städtchen Werro an. Hier erfuhr v. S. wie so manche folgende Schülergeneration den wohlthätigen Einfluß des Lehrers Mortimer, eines ausgezeichneten Pädagogen. Ihm vor andern, denn Sivers' Vater starb, als der Sohn elf Jahre alt war, verdankte S., daß seine jugendliche Kraft sich harmonisch entwickelte. In Werro, wo er mit dem gleichalterigen Karl v. Stern, dem livländischen lyrischen Dichter, Freundschaft schloß, die bis zu Stern's Tode währte, regte sich zuerst auch Sivers' dichterische Ader.

Von 1843 bis 1846 lag S. auf der Universität Dorpat naturwissenschaftlichen und staatswirthschaftlichen Studien ob. Im besondern war es das weite Gebiet der Zoologie und das enger begrenzte der Konchyliologie, denen er sein Interesse zuwandte. Doch mehr als sie nahmen den ästhetisirenden Studenten, dessen „angeborenes Gefühl für schönes Maß und feine Lebensformen“ ihn kein rechtes Gefallen an dem flotten Studentenleben seines Corps finden ließen, litterarische und dichterische Studien in Anspruch. In seine Dorpater Jahre fällt das Erscheinen des mit Stern und anderen herausgegebenen Büchelchens „Balladen und Lieder“ (1846), im folgenden Jahre veröffentlichte S. unter seinem Namen die erste Sammlung eigener „Gedichte“.

Von 1846—1850 bewirthschaftete S. das väterliche Gut Heimthal und nahm an den Pflichten, die er als Glied der livländischen Ritterschaft zu erfüllen hatte, lebhaften Antheil. Die Landes- und landwirthschaftlichen Interessen wurden von seinen litterarischen und poetischen Arbeiten überboten. Die Heimthaler Jahre sind seine schöpferischsten Dichterjahre. Auch als Kritiker und Litterarhistoriker versuchte er sich nun zum ersten Male. Bereits im Jahre 1849 ist es der livländische Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz, der eigenartigste und nach Goethe größte unter den Dichtern der Sturm- und Drangzeit, dessen Leben und Werken er seinen ersten Aufsatz in der Zeitschrift Inland widmete und auch in der Zukunft bis an sein Lebensende einen großen Theil seiner Mußestunden opferte.

Unzufrieden mit den engen und unerfreulichen Verhältnissen seiner Heimath, verließ S. im Jahre 1850 Livland, um fortan während einiger Jahre das unstete Leben eines Reisenden zu führen. Sein Ziel war Mittelamerika. Zur

weiten Fahrt sich rüstend, erfuhr er in Berlin noch Alexander von Humboldt's nie versagende, förderliche Hilfe. Von seinem Wohlwollen getragen und mit seinen gewichtigen Empfehlungen versehen, reiste S. über England und Madeira, die kleinen Antillen, Portorico und Jamaika nach Honduras. In Guatemala ließ er sich nieder; hier lebte er das idyllische Leben eines Farmers, baute Mais, Indigo, Kaffee und Tabak und lernte auf zahlreichen Ausflügen die eigenartige Natur des centralen und südlichen Amerika kennen. Er sah den Nicaraguasee und bewunderte in Mexiko, „von der Flamme innerer Gluth erwärmt", die großartigen Ruinen einer längst verfallenen Culturperiode. Einmal erlitt er auch Schiffbruch, wobei er seine werthvollen naturhistorischen Sammlungen einbüßte, aber mit unverdrossenem Muthe ging er von neuem ans Sammeln und Beobachten. Erst das gelbe Fieber, dem er anheim fiel, zwang ihn, Amerika zu verlassen.

S. hielt sich noch anderthalb Jahre in England, Frankreich und Belgien, am längsten in Deutschland auf, bevor er nach Livland zurückkehrte. Während seines Aufenthalts in Deutschland gewann er, zumal in Berlin, jene zahlreichen Beziehungen zu litterarischen Celebritäten, die für alle folgenden Jahre ihre anregenden Wirkungen auf S. ausübten. In Berlin verkehrte er viel in den Kreisen Alexander von Humboldt's, Varnhagens und Bettina von Arnim's, die nicht zu fassen vermochte, daß S. aus dem Lande der Freiheit ins geknechtete Europa hatte zurückkehren können.

Im Jahre 1852 gab S. eine neue Sammlung seiner Gedichte heraus: „Palmen und Birken", die 1853 eine zweite Auflage erlebten. Auch für mehrere Zeitschriften war er thätig: für Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd, für die Blätter für litterarische Unterhaltung u. a. Auch die Zeitschriften seiner Heimath gingen nicht leer aus. Die Rigasche Zeitung und das Inland brachten Beiträge seiner Feder, vornehmlich über amerikanische Verhältnisse. Zusammengefaßt, ergänzt und vermehrt, erschienen seine Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen in den beiden 1861 veröffentlichten Büchern: „Cuba, die Perle der Antillen" und „Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika".

1853 kehrte S. nach dreijähriger Wanderschaft nach Livland zurück, um fortan hier seßhaft zu bleiben. Er wurde wieder Landwirth. Zunächst pachtete er das Ritterschaftsgut Planhof, dann kaufte er das benachbarte Rittergut Raudenhof, verheirathete sich und blieb seinen litterarischen Liebhabereien treu. Die fünfziger und sechziger Jahre waren die fruchtbarsten in Sivers' Leben. Er schrieb über Paul Fleming, über Klinger und Kotzebue, mit besonderem Eifer aber trieb er seine Lenzstudien weiter, über die er mehrfach im „Inland" berichtete, gab 1855 „Die deutschen Dichter in Rußland" heraus, eine Sammlung von Dichtungen mit litterarhistorischen und biographischen Einleitungen, die manchen wenig bekannten vaterländischen Poeten unverdienter Vergessenheit entriß; 1858 folgte das „Litterarische Taschenbuch der Deutschen in Rußland" und 1863 gab er die letzte Sammlung eigener Gedichte, die „Dichtungen aus beiden Welten" heraus.

S. war aber auch ein eifriger Landwirth und stets bemüht, den außerhalb Landes gewonnenen Ideen und Erfahrungen in Theorie und Praxis in der Heimath Boden zu gewinnen. Die ihm eigene Humanität ließ ihn auch liebevoll für das Wohl seiner Bauerschaft sorgen.

Die politischen Kämpfe des Landes, die in den sechziger Jahren immer ernster wurden, trieben den Patrioten in eine rege publicistische Thätigkeit hinein. Er trat für die Freigebung des Güterbesitzrechts ein, beantragte eine Revidirung der livländischen Landesverfassung und vertrat seine Reformideen in Wort und Schrift, auf Landtagen wie in Broschüren und Denkschriften.

Auch manches historische Buch hat S. geschrieben: eine Geschichte Wendens, eine Geschichte des Landgutes Smilten und die Festschrift zu R. J. L. v. Samson-Himmelstjerna's Ehren, die Geschichte der Bauernfreiheit in Livland. In seinem Buche: „Herder in Riga" stellte er alle Urkunden zusammen, die sich auf des Dichters Aufenthalt in Riga beziehen.

Als er fünfzig Jahre alt geworden war, hatte S. noch den Muth und die Kraft, einem ihm angetragenen ehrenvollen, neuen Lebenslauf zu folgen: er übernahm die durch Karl Hehn's Tod freigewordene Professur für Landwirthschaft am baltischen Polytechnikum und siedelte nach Riga über. In diesem Lehramte hat er sehr segensreich gewirkt und für die Hebung des landwirthschaftlichen Studiums viel gethan. Seiner Anregung verdankt das Polytechnikum, daß eine zweite Professur für Landwirthschaft begründet und das dem Staat gehörende Gut Peterhof bei Riga dem Polytechnikum als Versuchsfarm auf eine längere Reihe von Jahren überlassen wurde.

S. hatte außerordentlich vielseitige Interessen. Am treuesten blieb er den Lenzstudien. Als Lenzforscher und Lenzsammler wird er in der deutschen Litteraturgeschichte fortleben. Sein letzte litterarische Gabe, die wenige Wochen vor seinem Tode in der baltischen Monatsschrift erschien, war eine Lenz betreffende polemischer Natur. S. war es nicht mehr vergönnt, seine sehr schätzenswerthe Sammlung Lenziana selbst zu verwerthen. Nach seinem Tode hat Sivers' Wittwe das gesammte Lenzmaterial in Karl Weinhold's Hände gelegt, der den dramatischen Nachlaß 1884 und die Gedichte 1890 herausgegeben hat.

S. war ein Mann, der den Idealen seiner Jugend treu bis zum Tode geblieben war, ein unantastbarer Charakter, ein Patriot, denn alles, was er that, geschah, um mit seinen Worten zu sprechen, für das Land, in dem seine Wiege gestanden hatte und dem er daher auch sein Leben zu schulden meinte.

G. Kieseritzky, Jegór v. Sivers. Rede. Riga 1879.

Ar. Buchholtz.

Sixt: Johann Andreas S. ward geboren am 30. November 1742 zu Schweinfurt, war eine Zeitlang außerordentlicher Professor der Philosophie zu Jena, später Doctor und ordentlicher Professor der Theologie und der griechischen Sprache, auch Pastor an der Universität Altorf. Er starb am 30. Juli 1810 (Winer, Handbuch der theol. Lit. II, 781).

Er schrieb 1772 eine „Descriptio duorum fragmentorum S. Codicis Hebraei" (s. d. vollständigen Titel bei Rosenmüller, Handbuch für die Lit. der bibl. Kritik II, 32). Die Handschrift gehörte der Universität Altorf und enthielt die Stücke Exod. 20—23. 28. 29. Der Verfasser stellte eine Vergleichung derselben mit dem Texte der van der Hooght'schen Bibel an, bei welcher so gut wie nichts herauskam (vgl. Hirt, Oriental. und exeget. Bibliothek, 2. Theil, S. 485 f.) Außerdem schrieb der Verfasser in demselben Jahre eine Dissertatio inauguralis zur Erlangung der theologischen Doctorwürde über Röm. 8, 19—25, in welcher er gegen die Ansicht eines Superintendenten Mosche polemisirt, der unter der seufzenden Creatur die christlichen Gläubigen zu Rom verstanden hatte, während S. darunter die Gläubigen überhaupt verstanden wissen will (vgl. Hirt a. a. O. S. 487—490, wo auch der vollst. Titel dieser Schrift).

C. Siegfried.

Sixtinus: Nicolaus S., hessischer Staatsmann, ist als Sohn des Rechtsgelehrten Regner S. (s. u.) am 15. Juli 1585 in Marburg geboren. Nachdem er seine akademischen Studien an mehreren deutschen Universitäten beendigt hatte, unternahm er eine längere Reise nach Frankreich, England und den Niederlanden, um die Rechtsgebräuche und Einrichtungen dieser Länder aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Kassel als Advocat nieder und entfaltete

hier namentlich eine umfassende juristische und verwaltende Thätigkeit als Rechtsvertreter des großen adligen Stifts Kauffungen. Nach einiger Zeit aber beschloß er, sich ganz dem unmittelbaren Staatsdienste zu widmen und hat dann als Berather der Landgrafen Moritz, Wilhelm V. u. VI. und der Landgräfinnen Amalie Elisabeth und Hedwig Sophie eine sehr hervorragende Rolle in der Geschichte des hessen-kasselschen Landes gespielt. Im J. 1614 wurde er als Rath bei der kasseler Regierung angestellt und dann bald gleich seinem Bruder Wilhelm Burchard (s. u.) namentlich oft im diplomatischen Dienst verwendet. Im J. 1622 erhielt er die Stellung eines Vicehofmeisters und Aufsehers der hessischen Prinzen am Collegium Mauritianum. Politisch trat er unter dem Landgrafen Moritz nicht so sehr hervor, wie sein älterer Bruder. Dagegen eröffnete sich ihm ein bedeutend erweitertes Feld der politischen Thätigkeit, als nach der Abdankung des Landgrafen Moritz dessen Sohn Wilhelm V. die Regierung übernahm. Er trat in demselben Jahre der Abdankung (1627) in den Geheimen Rath des Landgrafen ein und entfaltete dort alsbald eine sehr bemerkenswerthe Wirksamkeit. Die Schwierigkeiten, unter denen der neue Landgraf die Regierung antrat, waren außerordentlich groß. Das Land hatte unter den Wirren der ersten Jahre des 30jährigen Krieges sehr zu leiden gehabt, obwohl Landgraf Moritz nicht unmittelbar an den Kämpfen der beiden Religionsparteien theilgenommen hatte. Und zugleich war durch den Streit mit Hessen-Darmstadt um die Erbschaft des 1604 verstorbenen Landgrafen Ludwig von Hessen-Marburg, der sich immer mehr und mehr zu Ungunsten der kasseler Linie entschieden hatte, ein großer Theil des bisherigen Besitzstandes der letzteren ernstlich in Frage gestellt. Die erste Regierungshandlung Wilhelm's V. mußte es sein, daß er den Streit mit der verwandten Darmstädter Linie durch einen am 24. September 1627 abgeschlossenen Vergleich beizulegen suchte, in welchem er im großen und ganzen auf die Marburger Erbschaft verzichtete. Aber dadurch wurden die Schwierigkeiten keineswegs gehoben. Landgraf Moritz, der auch nach seiner Abdankung die Rechte als Oberhaupt des Hauses nicht aufgeben wollte, erhob Einspruch gegen den Vertrag, die Stände der durch die fortwährenden Durchmärsche kaiserlicher und ligistischer Truppen aufs äußerste erschöpften Lande wurden immer schwieriger in der Bewilligung der unentbehrlichen Geldmittel; dazu kam, daß auch die Abtei Hersfeld, welche bereits vorübergehend in hessischer Administration gewesen war, durch den Kurfürsten von Mainz für Erzherzog Leopold als designirten Abt in Besitz genommen wurde. Der Kaiser war erbittert, weil Landgraf Moritz, ohne direct am Kriege theilzunehmen, doch dem Herzoge Christian von Braunschweig durch Lieferung von Lebensmitteln und Gestattung von Werbungen mannigfachen Vorschub geleistet hatte, und unterstützte daher in jeder Weise die darmstädtische Linie in ihren Ansprüchen gegen Hessen-Kassel. Allen diesen Schwierigkeiten fühlte sich der neue Landgraf, der namentlich über den Unverstand und Mangel an Opfermuth bei den Ständen erbittert war, nicht gewachsen und dachte auch seinerseits gleich seinem Vater daran, sich der Regierung zu entäußern. Da waren es seine geheimen Räthe, unter ihnen Nicolaus S., welche in einem eingehenden Gutachten diesem Vorhaben des Landgrafen entgegentraten. Sie suchten die Stände zu entschuldigen: es habe denselben nicht am guten Willen, sondern nur am Vermögen, etwas zu leisten, gefehlt. Die fürstliche Ehre erfordere jetzt nicht Abdankung, sondern eine standhafte und unerschrockene Behauptung; der Staatshaushalt müsse durch sparsame Haushaltung am Hofe, eigene Aufsicht über das Kammerwesen, Ausscheidung der Civilliste aus sämmtlichen Einkünften und feste Bestimmung aller übrigen Landeseinkünfte in Ordnung gebracht werden. In der That ließ sich Wilhelm V. durch diese Vorstellungen bewegen auszuharren, und es ist bekannt, mit welchem

Muthe und mit welcher Standhaftigkeit er sich dann in den weiteren Verwickelungen des großen Krieges eine selbständige Stellung neben Schweden, dem er als einer der ersten und treuesten Verbündeten zur Seite trat, zu erringen wußte. Er fand in dieser Beziehung bei seinen geheimen Räthen opferwillige und nachdrückliche Unterstützung, doch läßt sich der besondere Antheil, welchen S. an den vielfachen Verhandlungen der folgenden Jahre gehabt hat, nicht im einzelnen feststellen. Wir wissen nur, daß er mannigfaltig zu diplomatischen Missionen benutzt wurde und u. a. im Verein mit dem Kanzler Reinhard Scheffer und dem Hofmarschall Hans Heinrich v. Günterod im J. 1635 einen Vergleich zwischen dem Landgrafen Wilhelm und dem Kurfürsten Ferdinand von Köln wegen Abführung des hessischen Kriegsvolkes aus den Kölnischen Landen abgeschlossen hat (abgedruckt in Lünig's Reichsarchiv. Pars spec. Contin. I. 3. Forts. S. 105). Wie groß das Vertrauen war, welches Landgraf Wilhelm V. in S. setzte, geht u. a. daraus hervor, daß er ihn in seinem Testamente zu einem der fünf Regenten ernannte, die er für den Fall seines frühzeitigen Todes der Vormünderin über seinen unmündigen Sohn, seiner Gemahlin Amalie Elisabeth, an die Seite stellte. In der That trat dieser vom Landgrafen vorgesehene Fall sehr bald ein. Wilhelm V. starb am 21. September 1637 im 36. Lebensjahre, kurz nachdem ihn der Kaiser wegen seiner erneuten Verbindung mit Schweden seines Landes entsetzt hatte. Sein ältester Sohn (Wilhelm VI.) war erst acht Jahre alt; den Bestimmungen des, allerdings weder vom Kaiser noch von Hessen-Darmstadt anerkannten Testamentes gemäß übernahm die hochherzige und umsichtige Landgräfin Amalie Elisabeth, die Reinhard Scheffer und Nicolaus S. zu ihren vornehmsten Berathern erkor, die Vormundschaft, die sie mit einer für eine Frau doppelt bewundernswerthen Energie und Umsicht unter den schwierigsten Verhältnissen fortführte. Denn nicht nur erhielt der Kaiser die Absetzung Wilhelm's V. und damit die Ungiltigkeit der Nachfolge seines Sohnes und der eingesetzten Vormundschaft aufrecht, sondern er ernannte zum Administrator der kasseler Lande denselben eifersüchtigen und feindseligen Vetter, den Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der schon bisher in der Schwächung der kasseler Linie zu Gunsten seiner eigenen das Hauptziel seiner Politik gesehen hatte. Und zugleich erschien der kaiserliche General Götz in Niederhessen mit der Drohung, die Execution in dem unglücklichen Lande zu vollziehen. Auf die Versuche, diese Schwierigkeiten durch Verhandlungen zu heben, an denen Nicolaus S. neben Reinhard Scheffer u. a. hervorragenden Antheil hatte, wirkten jetzt schon, wie später bei den allgemeinen Friedensverhandlungen, die wechselnden kriegerischen Ereignisse bestimmend ein. Schließlich aber gelang es doch der Landgräfin und ihren umsichtigen Berathern, im westfälischen Frieden nicht nur die Existenz des hessen-kasselschen Gebietes zu sichern, sondern sogar durch die Wiedergewinnung eines großen Theils der Marburger Erbschaft, durch den Erwerb von Hersfeld u. a. m. eine nicht unerhebliche Vergrößerung des Landes zu erringen. Mit hoher Befriedigung über die unter den schwierigsten Verhältnissen errungenen Resultate konnte alsdann Amalie Elisabeth 1650 die Regierung ihrem nunmehr volljährigen Sohne Wilhelm VI. übertragen. Auch unter ihm behielt S. die hervorragende Vertrauensstellung, die er nun schon unter drei hessischen Regenten eingenommen hatte. Er wurde im J. 1651 zum Rentkammerpräsidenten ernannt und damit an die Spitze der Finanz- und Wirthschaftspolitik Hessens gestellt. In dieser Stellung hat er sich um die wirthschaftliche Stärkung und Hebung des durch die namenlosen Leiden der Kriegsjahre tief daniedergeworfenen Landes die hervorragendsten Verdienste erworben. Diese letzte Periode seines reichbewegten Lebens ist offenbar die erfolgreichste und fruchtbarste gewesen. Das Land hatte am Ende des Krieges eine Kammerschuld von 1 Million Gulden,

welche allein zur jährlichen Verzinsung 50 000 Gulden erforderte. S., der seit 1651 alle staatswirthschaftlichen Reformen leitete, schlug vor, diese Schuld durch eine Tranksteuer allmählich zu tilgen. Außerdem drang er nachdrücklich auf eine starke Beschränkung des Hofstaats und der fürstlichen Hofhaltung; er machte dafür geltend, daß ein Geldanlehen bei dem tiefgesunkenen Landescredit völlig unmöglich, ein Abzug an den laufenden Besoldungen und regelmäßigen fürstlichen Ausgaben zur Justiz, zu milden Stiftungen u. s. w. höchst bedenklich sei. Er legte dann dem Landgrafen einen ohngefähren Etat der fürstlichen Ausgaben vor, der bis auf bessere Zeiten die jährliche Summe von 200 000 Gulden nicht überschreiten sollte (gedruckt bei Rommel, Geschichte von Hessen IX, 120—122). Hierauf schritt er zur Wiederherstellung und Verbesserung aller fürstlichen Regalien, der Bergwerke, Eisenhütten, Salinen u. s. w. und erreichte es dann in der That, daß nach einigen Jahren das arg zerrüttete Finanzwesen des hessischen Staates wieder in leidliche Ordnung kam. In dieser einflußreichen Stellung ist er bis zu seinem am 11. Februar 1669 erfolgten Tode verblieben. Aus seinem persönlichen Leben möge schließlich noch erwähnt werden, daß er im J. 1659 unter dem Namen des „Verschwiegenen“ als Mitglied in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ aufgenommen wurde.

Vgl. Joh. Heinr. Stöckenius, Leichpredigt auf Nicolaus Sixtinus. Cassel 1669, 4°. — Ferner Rommel's Geschichte von Hessen, Bd. 6—9, passim (s. Register). — Zahlreiche Acten im Marburger Staatsarchiv. — Strieder-Justi, Grundlage rc. XV, 27, 28.

Georg Winter.

Sixtinus: Regner S., Rechtsgelehrter, geboren zu Leuwarden ums Jahr 1543, † zu Kassel am 11. Mai 1617. S., ein Sohn des Nicolaus S. und dessen Ehefrau Wytske Hettema, erhielt die ersten Unterweisungen in seiner Geburtsstadt und im benachbarten Bolsward. Nach dem Vorbilde eines Großoheims, der als geachteter Jurist in England verstorben war und unserem S. ein beträchtliches Legat zur Ergreifung des Rechtsstudiums hinterlassen hatte, bezog Letzterer die damals berühmte Rechtsschule zu Bourges und war dort ein eifriger Zuhörer von Baron, Cujacius, Baldouin, Doneau und Duaren; 22jährig (1565) erwarb er zu Orleans den juristischen Doctorhut und begab sich hierauf, da unter Alba's Herrschaft in seinem Vaterlande die Reformation keinen Eingang finden konnte, als deren warmer Anhänger nach Speyer, wo er sich mit dem reichskammergerichtlichen Verfahren vertraut machte. Drei Jahre später (1568) zog er als außerordentlicher Professor nach Marburg, wurde kurz darauf ordentlicher Professor, dann 1580 unter Wilhelm und Ludwig von Hessen Primarius der Juristenfacultät (welche Stelle durch Valentin Forster's Uebersiedelung nach Heidelberg in Erledigung gekommen war), und überdieß Rath am hessischen Obergerichte. 1586 befand er sich auf dem Wormser Deputationstage, und 1591 ging er in politischer Mission als hessischer Gesandter nach Dänemark; ließ sich jedoch nach seiner Rückkehr in Frankfurt a. M. als Syndicus nieder, weil seine religiösen Anschauungen mit denen der Marburger Prädicanten nicht in Einklang standen und er Verfolgungen von dieser Seite befürchtete, denen später sein Sohn Wilhelm Burchard (siehe unten S. 442) in der That ausgesetzt war. 1593 berief ihn Landgraf Moritz wieder nach Hessen, wo er in Kassel von 1594 bis zu seinem Tode (1617) als Mitglied des geheimen Rathes lebte. 1597 trat er in die Commission, welche zur Ausarbeitung des hessischen Landrechts mit Gerichtsverfassung niedergesetzt war, und 1604—1605 zählte er zu den Räthen, welche die Verhandlungen zwischen dem Landgrafen Moritz und den Prinzen Ludwig, Philipp und Friedrich von Hessen-Darmstadt leiteten wegen des Testamentes des Landgrafen Ludwig des Aeltern und der darin verordneten

Theilung. S. verfaßte trotz seines bewegten Lebens eine größere Reihe von Schriften; von diesen sind hervorzuheben der „Tractatus de Regalibus“, welcher viel verbreitet 9 Aufl. erlebte. Das Werk erschien zuerst zu Mühlhausen 1602, 4°, dann in Hannover 1607; 1609 zu Kassel in 4° in neuer Bearbeitung, durch viele Zusätze bereichert; hierauf 1617 und 1620 zu Frankfurt, 1657 zu Hannover, endlich 1683, 1693 und 1717 je in 4° zu Nürnberg. — Ein weiteres Werk „Exegesis juris civilis ad method. institutionum — juris feudalis, — juris canonici“ verließ 1617 zu Frankfurt in drei Octavbänden die Presse. Endlich bearbeitete S. eine größere Reihe von Responsis und Consiliis, von denen die meisten in der Marburger Consiliensammlung, Vol. I—XX aufgenommen wurden (in Strieder's Hess. Gelehrtengeschichte sind die Fundorte der einzelnen Consilien genau angegeben).

S. war mit Elisabeth, einer Tochter des praktischen Arztes Dr. Sascher in Gröningen verehelicht und hinterließ drei Söhne und drei verheirathete Töchter. Sein Porträt in Freheri Theatrum p. 1014.

Vgl. A. J. van der Aa, Biogr. Woordenboek, 17 D. 2. St. S. 709 und die dort angegebene Litteratur, dann Strieder, Hess. Gel.-Gesch. XV, 24. Ueber dessen Söhne: Strieder a. a. O. S. 26. Eisenhart.

Sixtinus: Wilhelm Burchard S., Sohn des Rechtsgelehrten Regner S. Ueber seine Jugend und Studienzeit ist nichts weiter bekannt, als daß er gleich seinem Bruder Nicolaus nach vollendeten Studien eine längere Reise ins Ausland, vornehmlich nach Frankreich und Italien, machte und nach seiner Rückkehr eine Zeitlang am Reichskammergericht in Speyer arbeitete. Nachdem er zum Dr. jur. promovirt worden war, verwandte sich sein Vater bei dem Landgrafen von Hessen dafür, daß ihm die durch den Tod des Dr. Phil. Matthäus erledigte juristische Professur verliehen werde. In der That finden wir ihn im J. 1604 als Professor juris am Collegium Mauritianum in Kassel, schon im folgenden Jahre aber wurde er vom Landgrafen Moritz in den von diesem als höchste politische Behörde begründeten Geheimen Rath (entsprechend dem späteren Staatsministerium) berufen, und zwar waren es besonders die auswärtigen Angelegenheiten, für die er verwendet wurde. In dieser Stellung hatte er die ersten schweren Jahre des 30jährigen Krieges mit durchzumachen, die für den hessischen Staat gerade dadurch verhängnißvoll wurden, daß der geistig hochbedeutende, lebhafte und regsame, aber zu wenig ausdauernde Landgraf nicht zu einer festen, standhaft festgehaltenen Stellung inmitten der streitenden Parteien zu gelangen vermochte und durch eine verdeckte Unterstützung der protestantischen Fürsten den Zorn des Kaisers reizte, ohne den Protestanten nachhaltig zu nützen. Die Stellung seiner Räthe ihm gegenüber wurde dadurch zu einer überaus schwierigen, weil sie bei seinen stets wechselnden Intentionen nie wußten, ob sie es ihm recht machten. Je hochfliegender seine Pläne oft waren, je mehr er seine Räthe für dieselben mit fortzureißen suchte, um so größer war deren Enttäuschung, wenn er die erst mit vollem Feuer verfolgten Gedanken infolge irgend eines plötzlichen, oft unbedeutenden Hindernisses unvermittelt wieder fallen ließ. Mit dem zunehmenden Alter und den wachsenden inneren und äußeren Schwierigkeiten wurde dies Verhalten des Landgrafen immer schlimmer, so daß er mit einem der Räthe nach dem andern zerfiel und sie im Zorne entließ. So ist es auch Wilhelm Burchard S. ergangen. 1621 finden wir ihn noch zu diplomatischen Zwecken verwendet; er ging damals mit Ernst v. Borstel nach Corbach, um über die von dieser Stadt gegen den Grafen von Waldeck erhobenen Beschwerden zu verhandeln. Bald darauf aber mehrten sich die Conflicte mit den Räthen, insbesondere mit S. Wie der Landgraf, von dem man sich allenthalben am Anfang seiner Regierung das Höchste versprach, dereinst die Seele der prote-

stantischen Unionsbestrebungen gewesen war, so hoffte man auch am Anfange des 30jährigen Krieges, daß er ein Hort des Protestantismus in Deutschland werden würde. In der That hatte es den Anschein, als ob er sich den Uebergriffen des Kaisers und der Spanier mit Energie entgegenstellen werde. Dann aber wich er doch im entscheidenden Augenblicke — namentlich gegenüber dem gewaltsamen Durchmarsch der Spanier unter Spinola durch die Niedergrafschaft Katzenelnbogen — wieder scheu zurück und suchte seine Neutralität zu wahren, während er auf der andern Seite wieder den Herzog Christian von Braunschweig indirect und heimlich unterstützte. Dadurch bewirkte er, daß die kaiserlichen Truppen die Neutralität seines Gebietes nicht respectirten, wodurch er wieder in die höchste Erregung versetzt wurde. Die Räthe wußten seinem sprunghaften Hin- und Herschwanken gegenüber weder aus noch ein, und so kam es, daß bei einer in einem Einzelfalle hervortretenden Meinungsverschiedenheit im J. 1623 mehrere von ihnen, darunter S., entlassen wurden und aus Kassel weichen mußten. Erst nach der Abdankung des Landgrafen Moritz wurde er von dessen Sohne Wilhelm V. wieder in den hessischen Staatsdienst zurückberufen und gleich seinem Bruder Nicolaus als geheimer Rath angestellt. In dieser Eigenschaft fand er namentlich Verwendung, als der Landgraf mit Einwilligung des schwedischen Kanzlers Oxenstjerna im J. 1634 Fulda in Besitz nahm. Er wurde zum Commissar bei der Besitzergreifung ernannt und dann als hessischer Kanzler in Fulda angestellt, trat aber später wieder aus dem hessischen Dienste aus und starb 1652 als holstein-schaumburgischer Rath zu Hameln.

Vgl. Strieder-Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- u. Schriftsteller-Geschichte XV, 26 und Rommel, Geschichte von Hessen Bd. 6 und 7 passim, außerdem die Acten des Marburger Staatsarchivs, darunter für die Lebensgeschichte Wilhelm Burchard's von Wichtigkeit namentlich das Schreiben seines Vaters Regner an den Landgrafen, in dem er ihn um Verleihung einer Professur an seinen Sohn bittet.

Georg Winter.

Skalich: Paul S., Gelehrter und Abenteurer, geboren 1534 zu Agram, † zu Danzig im Mai oder Juni 1575. Sohn des aus bäuerlicher Familie abstammenden Schulmeisters Michael Jelenchych in Agram, kam er nach dessen frühem Tode als Kind nach Laibach, wo seine Mutter Katharina Skalychka sich wieder verheirathete und noch 1564 als Näherin lebte. Durch die Gunst des Laibacher Bischofs Urban Textor kam der junge „Paul Skalitz aus Zagrab“ (Agram) schon 1547 als Stipendiat zur Universität nach Wien, wo er 1551 Magister, sowie 1552 auf der Universität zu Bologna Doctor der Theologie ward. Von Rom mit Empfehlungen Papst Julius III. nach Wien zurückgekehrt, wurde er von Kaiser Ferdinand I. zum Hofcaplan und zum Coadjutor des Bischofs von Laibach ernannt, jedoch infolge verschiedener Vorgänge, wegen deren der Kaiser selbst ihn als den hoffährtigsten Menschen und Lügner bezeichnete, aus Wien 1557 verwiesen. Mit Empfehlungen des Königs Maximilian begab er sich nach Stuttgart und Tübingen, wo er mit Pr. Truber, P. P. Vergerius und Freiherrn H. Ungnad in Berührung kam und in deren litterarische Unternehmungen in slovenischer und kroatischer Sprache sich einzudrängen versuchte, und von 1558—61 sich aufhielt. Hier erklärte er sich für evangelisch und gab sich auf Grund des von ihm geführten Namens seiner Mutter für einen Nachkömmling der fürstlichen Familie der Scaliger von Verona aus. Nun nannte er sich: Paul Scalich oder Scaliger, Fürst de la Scala, oder von der Leiter, Landherr des römischen und Heergraf des ungarischen Reichs, Heergraf zu Hunn, Markgraf zu Verona, Doctor der hl. Schrift, ein Orphanus und Exul Christi, und behauptete Erbansprüche auf große Herrschaften in Ungarn,

Croatien und Oesterreich, ja auf Verona, Vicenza und Benevent zu haben. Den alten Freiherrn H. Ungnad wußte er mit diesen Schwindeleien so weit zu bethören, daß derselbe ihm zur Wiedererlangung aller seiner Erbgüter gegen Abtretung der Hälfte derselben behilflich zu sein versprach, ein Vergleich, welchen (wenn er anders echt ist) sogar Pfalzgraf Wolfgang vom Rhein, Herzog Christoph von Württemberg, die Grafen Ernst und Poppo von Henneberg, und die Grafen Ulrich und Sebastian von Helfenstein als Zeugen mitunterzeichneten. Mit Empfehlungen einiger dieser Herren reiste S. Ende 1561 zu Herzog Albrecht von Preußen nach Königsberg, bei dem er die beste Aufnahme und vollen Glauben fand. Durch allerhand Ränke wußte er sich so sehr die Gunst dieses Fürsten zu erwerben, daß derselbe ihn nicht nur am Hofe behielt und zu seinem Rath ernannte, sondern ihn und seine Ansprüche auch dem Könige Sigismund August von Polen, Schwiegersohn des Kaisers Ferdinand I., empfahl, und ihm sogar Stadt und Herrschaft Kreuzburg in Preußen schenkte. Zwar wurde S. bald darauf von einem preußischen Edelmann für einen Abenteurer und Schwindler erklärt, allein Herzog Albrecht nahm ihn dagegen in Schutz, doch in einer Weise, daß der preußische Adel sich deshalb 1565 an den König von Polen als Oberlehnsherrn wendete. S. wartete die Ankunft der polnischen Commissäre nicht ab, sondern flüchtete alsbald nach Danzig, von wo er, angeblich in einer Sendung des Herzogs, über Berlin, Wittenberg und Frankfurt a. M. nach Paris reiste. Infolge der Untersuchung seiner Angelegenheit durch die polnischen Commissäre (August 1566) ward er in die Acht erklärt, drei seiner Helfershelfer wurden in Königsberg hingerichtet, ein vierter des Landes verwiesen. Der geächtete Flüchtling begab sich von Paris nach Münster, wo er sich für katholisch erklärte, seine ihn begleitende Wirthschafterin, Anna Fege, eine Bürgerstochter aus Danzig, heirathete und des Bischofs Gunst zu erwerben wußte. Mit Hülfe desselben und einiger polnischen Großen, namentlich des Bischofs Stanislaus Karnikowski, gelang es ihm endlich 1574 vom neuen König von Polen, Heinrich von Valois, die Aufhebung der gegen ihn erlassenen Achtserklärung, und freies Geleit nach Preußen zu erlangen, weshalb er sich nach Danzig begab und von hier aus mit dem jungen Herzog Albrecht Friedrich von Preußen und dessen Räthen Verhandlungen wegen Rückgabe seiner Herrschaft anknüpfte. Mittlerweile ereilte ihn der Tod. Begabt und gelehrt, aber durch Eitelkeit und Hoffahrt zu Betrug und Urkundenfälschung, und endlich in schwere Verurtheilung geführt, endete dieser ungewöhnliche Mann, kaum 41 Jahre alt, in Armuth und Elend, und ward in der Karmeliterkirche der Altstadt Danzig begraben. Es giebt von ihm 25 gedruckte Schriften, deren einige früher gegen das Papstthum, spätere für dasselbe, noch andere in seinen eigenen persönlichen Angelegenheiten geschrieben sind.

S. Scalichiana, in Acta Borussica, 3. St., Königsberg u. Leipzig 1730. — J. Voigt, Paul Scalich, der falsche Markgraf von Verona, im Berliner Kalender für 1848.

Th. Elze.

Skell: Clarus Friedrich Ludwig v. S. (er selbst schrieb seinen Namen Sckell, in dem Taufregister seines Geburtsortes steht Skell, ebenso bei Meusel im gel. Teutschland), berühmter Gartenkünstler, geboren zu Weilburg am 13. September 1750, † 1822. Er stammte aus einer alten Gärtnerfamilie; sein Großvater Johann Georg Wilhelm war Gärtner in dem königlich preußischen Lustgarten zu Lehnin, sein Vater Johann Wilhelm zur Zeit seiner Geburt fürstlicher Haingärtner zu Weilburg, ein Verwandter, vielleicht ein Bruder seines Vaters, Johann Friedrich, Gärtner zu Neu-Saarwerden. Und so widmete sich der junge Friedrich Ludwig (den Namen Clarus setzte er nicht auf den Titel

seines Buches) auch diesem Berufe. Wir finden ihn zuerst in dem Garten zu Schwetzingen, wo er seine Ausbildung erhielt, dann zu Bruchsal; von da begab er sich nach Paris und Versailles, dann nach England, wo er sich vier Jahre lang aufhielt. Hier lernte er die englischen Gärten, welche man damals im übrigen Europa nachzuahmen angefangen hatte, aus eigener Anschauung kennen; es blieb ihm dabei nicht verborgen, daß man bei dieser Nachahmung in wilde Regellosigkeit verfallen sei und vergessen habe, daß die Gartenkunst eben eine Kunst sei. Indem er nun jene vermied und dabei die Formen der älteren Schulen, wie sie in Frankreich und Italien ausgebildet worden waren (er nennt sie die symmetrische Gartenkunst), nicht schlechthin verwarf, wurde er der Schöpfer der neueren deutschen Gartenkunst, die lange Zeit in seinen Bahnen wandelte, bis sie durch seine Nachfolger, den Fürsten Pückler-Muskau u. a., weitergeführt wurde. Nach seiner Rückkehr aus England erhielt er vom Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz den Auftrag, einen Theil des Schwetzinger Gartens in landschaftlichem Stile anzulegen. Der Versuch gelang, und infolge davon wurden ihm von demselben Fürsten und andern ähnliche Aufgaben gestellt. So entstanden der ehemalige sogenannte Militärgarten in Mannheim, Schönbusch und Schönthal bei Aschaffenburg, Rohrbach an der Bergstraße, die Neuen Anlagen bei Mainz, der Schloßpark in Landshut, Karlsberg und Montbijou in der Pfalz, Karlsthal bei Trippstadt und Direnstein in der Pfalz, Dürkheim an der Haardt, Neckarshausen bei Ladenburg, Herrnsheim bei Worms, Oppenweiler, Annahall bei Blieskastell, Birkenau, Oranienstein bei Diez, Amorbach und Grünstadt. Alle diese Gärten legte er theils selbst an, theils wurden sie nach seinen Plänen angelegt. Sein nächstes Werk war der Englische Garten in München, wohin ihn sein Fürst Karl Theodor, als Baiern ihm zugefallen war, gezogen hatte. Doch war seines Bleibens zunächst nicht daselbst; er kehrte nach der Pfalz zurück, zeitweilig sogar in die Dienste des Markgrafen von Baden, bis er im J. 1804 dauernd an die Isarstadt gefesselt wurde durch seine Ernennung zum Intendanten der (seit 1806) königlichen Gärten. Nunmehr vollendete er den Englischen Garten und gestaltete den Park von Nymphenburg zu einem landschaftlichen Garten um. Aber auch anderwärts nahm man noch immer seine Kunst in Anspruch: er wurde zu Rath gezogen bei der Umgestaltung des Biebricher Schloßgartens, der Anlagen bei Baden-Baden, Laxenburg bei Wien u. s. w. Eine äußere Anerkennung seiner Leistungen erhielt er während seines Lebens durch die Verleihung des bairischen Civil-Verdienst-Ordens und des Adels, nach seinem Tode durch ein Denkmal, welches ihm im Englischen Garten zu München gesetzt wurde. Geschrieben hat er nur ein Werk am Ende seines Lebens, welches die Grundsätze, die ihn bei seinen Anlagen leiteten, entwickelt und ein Lehrbuch für die folgende Zeit wurde: „Beiträge zur bildenden Gartenkunst für angehende Gartenkünstler und Gartenliebhaber", München 1819. Als Zweck desselben giebt er in den Vorerinnerungen an, daß es praktisch belehren solle, wie Hügel und Thäler, wie Bäche, Wasserfälle und Seen mit ihren Wäldern, Hainen und Gebüschen u. s. w. der Natur ähnlich in Gärten erschaffen werden können. „Die mannigfaltigen und unzähligen Bilder der Natur, welche die schöne Erde zieren, sagt er in § 1, stellet die Kunst im Einklang mit ihr, in mehreren zusammengesetzten Landschaften, in den Gärten auf, die eine mit Geschmack verbundene Haltung in ein Ganzes vereint; dieses Ganze, bereichert im Zusammenflusse vieler ausländischen Bäume, Sträucher und Blumen und geziert mit den Werken der alten und neuern Baukunst, erhebt sich dann zu einem Garten, wo die Natur in ihrem festlichen Gewande erscheint, in welchem sie außer diesen Grenzen nicht mehr gesehen wird." — Man rühmt an Skell's Anlagen große kräftige Umrisse und Massenwirkung, tadelt aber, daß er zu große Massen von gleicher

Belaubung und Farbe, zu viel Bäume und Gesträuche von gleichem Wuchs vereinigt habe und dadurch in den Fehler der Einförmigkeit verfallen sei, den er selbst durch andere Mittel zu mildern wußte, nicht so seine Nachahmer; auch seine Zusammenstellung der Holzarten sei nicht immer zu billigen, sowie einige Spielereien aus der französischen und italienischen Schule, denen er noch Platz vergönnte.

Meusel, Gel. Teutschland VIII. — Jäger, Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt, 1888, S. 300 ff. — v. Ompteda, Rheinische Gärten, 1886, an verschiedenen Stellen.

F. Otto.

Skoda: Joseph S., Arzt und berühmter Kliniker, ist am 5. December 1805 in Pilsen als Sohn eines armen Schlossers geboren. Nachdem er seine Gymnasial- und philosophischen Studien in seiner Vaterstadt absolvirt hatte, ging er 1825 nach Wien, um hier Medicin zu studiren. Im Juli 1831 wurde er zum Doctor der Medicin promovirt und trat sofort als Cholera-Arzt in Böhmen in die Praxis; doch kehrte er bald wieder nach Wien zurück, wo er vom Jahre 1832 bis 1837 Secundararzt am allgemeinen Krankenhause war. 1833 bewarb er sich vergebens um die damals neu geschaffene Assistentenstelle bei der Lehrkanzel für gerichtliche Medicin. 1839 wurde er von der Statthalterei als Armenarzt in St. Ulrich angestellt. In dem genannten Jahre erschien auch seine anfangs nicht beachtete, später so berühmt gewordene und in 7 Auflagen erschienene „Abhandlung über Percussion und Auscultation“, nachdem schon früher als Resultat eingehender Beobachtungen und namentlich auch pathologisch-anatomischer Studien (unter Rokitansky) einzelne Aufsätze über denselben Gegenstand in den „Oesterreichischen Jahrbüchern“ erschienen waren. 1840 wurde mittelst Hofkanzleidecrets vom 13. Februar die Errichtung einer Abtheilung für Brustkranke bewilligt und S. mit deren Leitung betraut, ohne allerdings dafür eine Vergütung zu erhalten. 1841 wurde er Primararzt im allgemeinen Krankenhause und hatte in dieser Eigenschaft neben seiner Abtheilung für Brustkranke auch eine ebensolche für andere innerlich Kranke und für Hautkranke zu versehen. 1846 wurde S. zum Professor der medicinischen Klinik ernannt und begann am 15. October desselben Jahres seine nachmals so erfolg- und ruhmreich gestaltete Lehr- und Forscherthätigkeit an der Wiener Universität, speciell auf dem Gebiete der physikalischen Untersuchungsmethoden. Auf sein besonderes Gesuch hin wurde ihm 1848 die Erlaubniß ertheilt, sich bei seinen Vorträgen statt der bis dahin üblichen lateinischen der deutschen Sprache zu bedienen. Sein klinischer Unterricht, insbesondere die Verdienste, die er sich um die Ausbildung und Vervollkommnung der physikalischen Diagnostik erwarb, verschafften ihm mit Recht einen Weltruf, verhalfen ihm zu vielen äußeren Ehrenbezeigungen und führten ihm eine ganz außerordentlich große Zahl von Schülern aus studentischen und ärztlichen Kreisen aus allen Theilen der Welt, speciell zur Erlernung der Technik und Methodik der Auscultation und Percussion zu. Ende December 1870, nach 25jähriger Wirksamkeit, trat S. aus Gesundheitsrücksichten von der Lehrkanzel zurück, bei welcher Gelegenheit ihm zahlreiche Ovationen von gelehrten, ärztlichen und studentischen Körperschaften, sowie von Seiten des Kaiserlichen Hofes bereitet wurden. Er lebte seitdem ziemlich zurückgezogen, verfolgte aber die Fortschritte der Wissenschaft, sowie die Vorgänge im socialärztlichen Leben, namentlich aber in der Gesellschaft der Aerzte, deren Ehrenpräsident er war, bis an sein Lebensende mit lebhaftem Interesse. Nach längeren, zum Theil ziemlich qualvollen, aber mit großer Geduld getragenen Leiden starb S. am 13. Juni 1881. Außer mit den obengenannten Abhandlungen, sowie mit einigen Berichten über die auf der Abtheilung für Brustkranke im Wiener

allgemeinen Krankenhause behandelten Kranken (vom Jahre 1840 ab in den Oest. med. Jahrbb.), ferner Aufsätzen „über den Herzstoß und die durch die Herzbewegung verursachten Töne“ (Ebda. Jahrg. XXII) und „Zur Untersuchung des Unterleibes“ (Ebdd. Jahrg. XXXIII) u. A. ist S. litterarisch nicht weiter hervorgetreten. Dafür ist aber die erstgenannte, weltbekannte Abhandlung über Percussion und Auscultation um so bedeutender und bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der physikalischen Untersuchungsmethoden. Nach Inhalt und in ihrer knappen, nüchternen, prunklosen, streng sachlichen Form classisch zu nennen, bildet sie die Grundlage aller von späteren Forschern angestellten Untersuchungen und für alle weiteren über diesen Gegenstand erschienenen Lehrbücher und sonstigen Veröffentlichungen. Die in ihr aufgestellten Lehrsätze sind auch heute noch in Geltung. Danach muß S. als Derjenige angesehen werden, der zuerst gewisse Kategorieen von Schallerscheinungen unterscheiden lehrte, die der physikalischen Configuration und Beschaffenheit der Gewebe und Organe entsprechen, und demgemäß die Athmungsgeräusche in vesiculäre, unbestimmte und bronchiale eintheilte, bei der Percussion den vollen vom leeren, den hellen vom dumpfen, den hohen vom tiefen, den tympanitischen vom nicht tympanitischen Tone sonderte, überdies im Gegensatz zur früheren unvermittelten Identificierung der physikalischen Erscheinungen mit bestimmten Krankheitstypen zuerst betonte, daß jene an und für sich nur auf bestimmte physikalische Zustände im Organismus hindeuteten und „daß der rationelle Arzt erst mit Hilfe seiner pathologisch-anatomischen Erfahrungen aus den Ergebnissen der physikalischen Untersuchung die wirklich vorhandenen inneren Krankheiten erkennen könne“. — Seine unsterblichen Leistungen auf dem genannten Gebiete bedeuten einen ungeheuren Fortschritt; ihnen sind die glänzenden Resultate, welche in jüngster Zeit mit Hülfe der physikalischen Untersuchungsmethoden am Krankenbett haben erreicht werden können, in erster Linie zu danken. Nicht mit Unrecht wird darum S. neben Rokitansky als das Haupt der jüngeren Wiener Schule angesehen.

Vgl. meinen Artikel in Hirsch's und Gurlt's Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte V, 429 und die daselbst angegebenen Quellen.

Pagel.

Skreta: Karl S. (Screta) Schotnowsky v. Zaworzitz, Maler, nach mehrseitiger Angabe 1604, urkundlich jedoch erst 1610 zu Prag geboren als Sohn des königl. böhm. Kammerbuchhalters Conrad Skreta Sch. v. Z., starb ebendort 1674. — Selten ist über einen Künstler so viel Unrichtiges und blos Localpatriotisches von Zeitgenossen wie von Gegenwartsschriftstellern geschrieben worden wie über S. Ohne polemisch vorgehen zu wollen, sei hier blos der neueren, auf verläßlichen Quellen beruhenden Forschung das Wort geführt. S., dessen Vater schon 1613 starb, genoß unter Vormundschaft seiner vortrefflichen Mutter eine sorgfältige Erziehung und dürfte unter dem Einflusse des von Kaiser Rudolf II. nach Prag berufenen Aegidius Sadeler sich der Malerei zugewandt haben. Eine erste Leistung, ein bartloser Mann, nachgestochen von Hollar, datirt aus 1627. Die Screta-Familie, zum Lutherthum übergetreten, bei Ausbruch der böhmischen Ständerevolution im Einverständnisse, verfiel sie nach der Schlacht am weißen Berge (8. November 1620) gleich den Genossen der Landesverweisung. Karl S. emigrirte mit seiner Mutter nach Freiberg in Sachsen. Wie lange er dort verweilte, wer seine künstlerische Weiterbildung leitete, blieb unbekannt. Anzunehmen ist, daß er dort nur kurze Zeit verbrachte und bald die Alpen überschritt für längeren Aufenthalt in Italien — vorerst in Venedig, von wo an er sich dauernd Screta statt Skreta schrieb. Nachweisbar studirte er hier ganz besonders die Werke von Paolo Veronese und von Tintoretto; überging hierauf nach Bologna, um wieder gleich eifrig in die Ge-

folgschaft der Carracci und die von Guido Reni einzutreten, die auch seine nachfolgende Schaffensthätigkeit kennzeichnet. Noch reiste er 1634 über Florenz nach Rom, wurde als Nordländer in die Gesellschaft „Schilder-Bent“ mit dem Namen Slagswaart aufgenommen, vervollständigte seine Studien an den Werken von Rafael. Aus Briefen an seine Angehörigen ist jedoch zu schließen, daß er bald nach 1634 Rom, wie überhaupt Italien verließ. Näheres über einen weiteren Aufenthalt ist wenigstens nicht bekannt. Wir finden ihn dafür 1635 wieder in Sachsen, wo seine Mutter noch weilte und ihm vom Dresdener Verleger Jacob Schmit die Bestellung zukam für das Zeichnen einiger Mitglieder der Kurfürstenfamilie, für den Stich durch Samuel Weishun. Die Folgejahre sind verschleiert. Erst 1638, nach dem Betreten des Heimathlandes, dem Festsetzen in Prag, kommen wir ins klare über die Eigenart Skreta's. — Es war eben die Zeit, in welcher namentlich in Prag die Gegenreformation schon siegreich von den Jesuiten durchgeführt, ihre Herrschaft damit zugleich eine befestigte geworden war. S. lag daran, sich durch ihre Gunst Aufträge zu erwerben. In ziemlich Aufsehen erregender Weise trat er zu dem Behufe zur katholischen Kirche über; erstrebte auch die Aufnahme in die Bruderschaft der damals noch vereinten Altstädter und Kleinseitner Maler, in deren Quartalbericht vom 19. Januar 1644 das erste Mal sein Name vorkommt. Von 1653 bis 1661 stand er als Oberältester an der Spitze der Bruderschaft. Für die einseitige Behauptung, daß S. 1648 an der Vertheidigung Prags gegen die Schweden theilgenommen habe, ist kein verläßlicher Beleg zu finden. Solch kriegerisches Vortreten erscheint um so zweifelhafter, als er bei zumal erlangter Existenzsicherung kurz vorher den Ehebund mit Jungfrau Veronica Grönberger geschlossen hatte.

Den nachfolgenden localen Zustand und das Gehaben Skreta's charakterisirt ein neuerer Skretaforscher treffend mit der Bemerkung: wie einst Platon den Göttern täglich für Dreierlei dankte, hätte auch S. Ursache gehabt, dem Himmel für dreierlei zu danken: daß er ein flinker Maler war, daß er diesseits der Alpen arbeitete, somit die italienische Concurrenz weniger zu fürchten hatte, und ferner, daß er nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges lebte. — Die Soldateska einerseits, die Bilderstürmer andererseits hatten Raum für neue Kunstwerke geschaffen. Viele Kirchen und Kapellen wurden neu gebaut oder wenigstens im neuen Stile der pracht- und prachtliebenden Jesuiten umgestaltet. Unzählige Stiftungen der fromm gewordenen Menschheit führten den Kirchen und Klöstern Reichthümer zu; diese konnten somit namhafte Summen zur Ausschmückung der Gotteshäuser verwenden. Auch der höhere Adel gefiel sich darin, die Kunst zu unterstützen; es entstanden Gallerien, besonders mußten lebensgroße Bildnisse den späteren Generationen die Züge erlauchter Ahnherrn erhalten. So war denn überall vollauf zu thun, und dem S., der in Böhmen damals Modemaler war und mit den Tonangebern in engster Beziehung stand, kam das alles wohl zu statten, bewirkte auch seine fast übermäßig zu nennende Fruchtbarkeit. Kein Wunder, daß also dem Guten ein Mehr von Mittelmäßigem, oder in eklektischer Weise mustergiltigen Vorbildern Entlehntes unterlief. — Werden ihm doch nicht weniger wie 139 meist große kirchliche, rings im Lande zerstreute Gemälde zugeschrieben — von denen allerdings schon eine Anzahl verschollen ist, nachdem sie aus den unter Kaiser Joseph II. aufgehobenen Kirchen und Klöstern, unbekannt wohin, verschwanden. Außerdem werden ihm, neben zwei weiblichen Porträts, über 40 männliche Bildnisse, dazu mehrere mythologische, allegorische und Geschichtsbilder zugeschrieben. Bei dem Umstande, daß S. seinen Gemälden nur selten Namen oder Monogramme beisetzte, geschah es vornehmlich neuerer Zeit, daß ihm Bilder seiner Zeitgenossen und Nachahmer zugesprochen wurden.

Bis in die Mitte dieses Jahrhunderts, vor einer durchgreifenden Sichtung der in Prag von der „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde“ gestifteten Gemäldegalerie — zumeist aus geliehenen Bildern bestehend — befanden sich daselbst 26, verschiedenen Fächern angehörige Gemälde von S. — Die bedeutendsten davon waren: der Evangelist Johannes, als Schreiber der Apokalypse dargestellt, die Taufe Christi und „Gelehrte und Künstler im Tempel der Weisheit“ — eine Variante der Rafael'schen Schule von Athen. — Von allen sind blos 14 in die jetzt ins „Rudolphinum“ verlegte Galerie übergegangen. Andere sind noch in Prager Kirchen zu finden, so in der „am Tein“, bei St. Stephan, am Karlshof, bei St. Thomas ꝛc. Von den im Lande zerstreuten ist besonders das Seitenaltarbild in der Kirche zu Krscheschitz (Křzeschič bei Leitmeritz), St. Matthäus hervorzuheben, als nach Composition und Colorit eines seiner besten Werke. Geringer im Werthe sind seine im Leitmeritzer und im Salzburger Dome befindlichen Gemälde. — Da mit Rücksicht auf den für diese Biographie bemessenen Raum eine vollständige Aufzählung der Schöpfungen Skreta's unzulässig, sei für Interessenten auf das jüngst erschienene, trefflich leitende Buch „Carl Screta“ von Dr. Gust. Pazaurek (Prag 1889) hingewiesen. Erwähnt sei blos noch, daß eine große Anzahl von Stichen, vorwiegend nach Zeichnungen Skreta's, in Umlauf kam, doch nur geringen Theils in Sammlungen überging wegen der Mittelmäßigkeit der Stecher. Es sind deren 14, darunter J. Balzer, A. G. Bouttato, Barthol. Kilian, Matth. Merian, Sandrart ꝛc. — Dlabacz zählte 169 Stiche, Pazaurek weiß nur noch 60 als vorfindlich zu bezeichnen. — Läßt sich vom heutigen Standpunkte der Kunstkritik auch nicht zustimmen zu der einseitig nationalen Erhebung Skreta's zum „böhmischen Rafael“ — weder im Ermessen seiner Composition, seiner Zeichnung, noch der Malweise, so bleibt doch zuzugestehen, daß die Periode Skreta's, in welcher die Kunstleistungen ringsum geringgradige waren, für Prag eine Nachblütezeit der Kunstpflanzung durch Kaiser Rudolf II. bedeutet. Irrig wie die Ueberschätzung Skreta's ist aber auch die eigensinnige Beschlagnahme seiner als tschechisch nationalen Künstlers; denn trotz des dahin lautenden Adelstitels liegen hinreichende Beweise vor, daß er sich mit aller Entschiedenheit als Deutscher bekannte. Als Schüler Skreta's werden genannt: Samuel Globitz, Franz Paling, A. Octav. Peter, Joh. Spindler und Jac. Tutz. — Ein Sohn Skreta's, Namens Karl, seiner Stellung nach „Rath des k. Oberstburggrafengerichts“, wird zwar auch als Maler genannt, dürfte aber auf die Linie der Dilettanten zu stellen sein.

Pelzel, Abbild. böhm. u. mähr. Gelehrt. u. Künstler. — Quirin Jahn, Neue Biblioth. d. schön. Wissensch. u. Künste. — Schaller, Topographie d. Königr. Böhmen. — Dlabacz, Histor. Künstlerlexikon. — Sandrart, Teutsche Akademie. — Hammerschmidt, Prodromus gloriae Pragenae. — Nagler's Künstlerlexikon. — Füßli, Allg. Künstlerlexikon. — Förster, Gesch. d. deutsch. Kunst. — Pazaurek, Carl Screta. — Eigene Forschung.

Rudolf Müller.

Skrzeczka: Rudolf Ferdinand Leopold S., angesehener Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts, wurde am 2. December 1808 als Sohn eines Geistlichen in Marggrabowa, Regierungsbezirk Gumbinnen, geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Lyck, erwarb hier — noch nicht 16jährig — 1824 das Zeugniß der Reife und studirte sodann bis 1830 in Königsberg, vornehmlich unter Lobeck's unmittelbarer Leitung, Philologie. Schon als Student wurde er mit Unterricht am Königl. Friedrichs-Collegium beschäftigt. Nach erledigten Prüfungen wurde er Ostern 1831 als Lehrer an das Gymnasium in Gumbinnen berufen und rückte an dieser Anstalt

allmählich in die oberen Stellen auf. Im Jahre 1844 verlieh ihm die Königsberger philosophische Facultät honoris causa die Doctorwürde; in demselben Jahre berief ihn die städtische Schulverwaltung von Königsberg in die Stelle des Directors am dortigen Kneiphöfischen Gymnasium. Am 2. Mai 1844 wurde er in dieses Amt eingeführt, welches er, als Lehrer und Leiter in gleichem Maße hochgeachtet, 26 Jahre hindurch verwaltet hat. Vornehmlich durch seine Bemühungen erhielt die Anstalt im Jahre 1865 ein prachtvolles neues Gebäude. Ostern 1870 erbat S. seinen Abschied und starb auf dem Landgute Siewken im Kreise Angerburg (Regierungsbezirk Gumbinnen), wohin er sich zurückgezogen hatte, am 3. März 1874. Es war ihm nicht vergönnt gewesen, die wissenschaftliche Arbeit seines Lebens, eine Ausgabe des Apollonios Dyskolos, zu vollenden, die er durch eine große Reihe wertvoller Specialarbeiten vorbereitet hatte; von diesen sind u. A. zu nennen: „Observationes in Apoll. Dysc. libr. de pronominibus“ 1847, „Die Lehre des Apoll. Dysc. von den Redetheilen mit kritischen Bemerkungen zu Apoll. de adverbio“ 1853, „Die Lehre des Apoll. Dysc. vom Verbum“. 4 Theile, 1855—1869.

Jahresberichte des Kneiphöf'schen Stadtgymnasiums in Königsberg i. Pr. 1870, 1871 u. 1874. — Mittheilungen der Familie.

R. Hoche.

Skřivan: Gustav S., Mathematiker, geboren am 11. April 1831 in Kreuzberg in Böhmen, † am 6. Januar 1866 in Prag. Von seinem Vater, welcher in dem kleinen Heimathstädtchen Gemeindevorstand und zugleich Besitzer einer Lohgerberei war, wurde S. zur Nachfolge in dem Geschäfte herangebildet und hatte diese Laufbahn bereits eingeschlagen, als es ihm gelang, den Vater zu bewegen, ihn wissenschaftlicheren Bestrebungen folgen zu lassen. Durch eisernen Fleiß überwand der Jüngling die Schwierigkeiten mangelhafter Vorbildung und bestand 1850 die Aufnahmeprüfung in die polytechnische Schule in Prag. Dort und in Wien machte er technische und insbesondere mathematische Studien, welche ihn befähigten, 1858 die Oberreallehrerprüfung abzulegen. Noch im gleichen Jahre wurde er Director der Oberrealschule am Bauernmarkte in Wien. Als 1862 am Prager Polytechnikum eine zweite mathematische Professur mit böhmischer Unterrichtssprache gegründet worden war, erhielt S. dieselbe und blieb nun in dieser Stellung bis zu seinem Tode. In Wien veröffentlichte S. 1862 „Grundlehren der Zahlentheorie“, eine leicht lesbare, ganz gute Zusammenstellung. In Prag schrieb er ein Lehrbuch der analytischen Geometrie und Vorlesungen über algebraische Analysis, beide in böhmischer Sprache, welche gelobt werden.

Grunert's Archiv der Mathematik und Physik XLVI, litterarischer Bericht CLXXXI, S. 1—2 (Greifswald 1866).

Cantor.

Slagghert: Lambrecht oder Lambert S., † vermuthlich 1533, nach dem 24. März, war Lehrmeister und Beichtvater im Nonnenkloster der H. Clara zu Ribnitz und hat die Chronik des Klosters geschrieben. Er stammte aus Stralsund, war Franciscaner im dortigen St. Johannisconvente bis 1522, und vermuthlich war er es, von dem Franz Wessel mit Verachtung erzählt, er habe Puppen hergerichtet, an denen er dem Volke Theile der Geschichte Christi auf der Kanzel verdeutlichte. 1522 besuchte er das Franciscaner-Capitel der Ordensprovinz Sachsen in Hamburg, von wo er als Lesemeister nach Ribnitz gesandt wurde. Hier verwaltete er zeitweilig, 1525 mit Joachim Meier (A. D. B. XXI, 198), auch die Stelle des Guardian, doch wurde schließlich der letztere in diese Würde eingesetzt. S. war ein beschränkter aber gutmüthiger Mensch, ohne alle Weltklugheit, doch treuherzig und bieder, der mit Ehrfurcht an seiner

Aebtissin, der Herzogin Dorothea von Mecklenburg, der Schwester der regierenden Herren, hing. Dabei hatte er praktische Gaben, er legte Wasserrinnen an, baute ein Brauhaus um, zog selber Mauern und malte oder strich Wände, ja im Remter brachte er sogar eine stellbare astronomische Uhrscheibe an. Es ist ein köstliches Bild des Stilllebens, wie der Lesemeister und Beichtiger die Maurerkelle führt, und die Herzogin-Aebtissin höchst persönlich ihm Mauersteine und Mörtel zulangt. Doch muß er eine gewisse gelehrte Bildung und Kenntniß des Latein besessen haben, sonst wäre er schwerlich zum Lesemeister ernannt, und Aebtissin und Nonnen hätten ihn nicht gleich nach seinem Erscheinen gebeten, ihnen eine Chronik ihres 1323 gegründeten Klosters zu schreiben, dessen 200jähriges Bestehen man also feiern wollte. Lambert schrieb sofort eifrig unter Benutzung einer vorliegenden handschriftlichen Chronik (wahrscheinlich des kostbaren Manuscriptes Ernst's v. Kirchberg), des Todtenbuches, der Archivalien und der eben erschienenen Annales Herulorum des Marschalck Thurius, in plattdeutscher Sprache und konnte schon am 22. November 1523 das erst nach Michaelis 1522 begonnene Werk der Aebtissin Dorothea und dem Convent widmen. Er hat es nachher bis 1532, in zwei Notizen bis 1533, fortgeführt. Von Wichtigkeit ist seine Chronik für die Jahre des 16. Jahrhunderts, namentlich für das Kleinleben eines fürstlichen Nonnenklosters, auch für die Geschichte des Franciscanerordens der Provinz Sachsen. Zugleich enthält sie aber die Geschichte der 5 Aebtissinnen (von 8) aus dem fürstlichen mecklenburgischen Hause und damit zugleich manche Data für das Herzogsgeschlecht selber. Die nicht gut erhaltene Chronik ist noch im protestantischen Kloster Ribnitz, eine alte Abschrift hat die Universitätsbibliothek zu Greifswald, eine jüngere das Geheime und Hausarchiv zu Schwerin, in neuerer Zeit nahmen Dr. C. F. Fabricius in Stralsund und Dr. F. Crull in Wismar genaue Abschriften; ersterer ließ daraus die Zeit von 1522—1527 in Lisch's Meckl. Jahrbüchern III, S. 96—140 abdrucken. Eine lateinische Ueberarbeitung, welche bis 1539 reicht, gab Westphalen, Mon. inedita IV (1745), S. 841 ff. heraus, zugleich mit Nachträgen von c. 1570—78 vom lutherischen Klosterprediger Jakob Isermann, der 1569 nach Ribnitz kam. Die Uebersetzung soll vom Dompropst Dreyer († 1802) stammen, und zwar von 1743.

Wigger in Meckl. Jahrbb. L, 117 f. — Lisch, das. XI, 231 f.

Krause.

Slatius: Heinrich S., remonstrantischer Prediger, ein höchst unruhiger und ungestümer Geist im vielbewegten ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. Um 1580 im Dorfe Oosterland in Zeeland geboren, folgte er 1615 dem Episcopius als Prediger zu Bleiswyk bei Rotterdam, nachdem er schon zuvor eine Pfarre in der Provinz Utrecht bekleidet hatte. Schon war er vier Mal des Socinianismus verdächtigt worden, als er 1617 als heftiger Kämpfer für den Remonstrantismus auftrat. Damals fingen die sogenannten calvinistischen Scheunenprediger zur Erbauung ihrer Glaubensgenossen zu Rotterdam zu predigen an. Mit aller Macht schleuderte er die Blitze seines Unwillens wider sie in einem Pamphlet: Bewys dat de Scheuerpredikanten zyn vrienden en toestaanders van dese leere, dat Godt onmondighe jonge kinderkens, die in hare onbejaertheyt sterven, selfs der gheloovigen, van eeuwigheyt heeft verworpen ende in tyden verdoemt, Rott. 1617 in 4⁰. Im selben Jahre hatte er am 30. September zu Bleiswyk ein leidenschaftliches Streitgespräch mit dem dort für die Contra-Remonstranten predigenden Johann Cloppenburg. Dies ungestüme Auftreten war auch seinen eigenen Glaubensgenossen so anstößig, daß Grotius dem Magistrat zu Rotterdam, welcher die Predigerstelle zu Bleiswyk zu verleihen hatte, seine Entlassung empfahl. Damals kam es zwar so weit noch nicht; 1618 aber

wurde er von der Delfter Synode entsetzt, und als er sich im folgenden Jahre weigerte, die Acte des „Stilstand“ zu unterzeichnen, traf ihn das Verbannungsurtheil. Wiewohl die am 17. August 1619 zu Waalwyk versammelten Remonstranten ihm die materielle Unterstützung nicht versagten, schien es ihnen doch nicht gerathen, sich seiner Dienste als Prediger zu bedienen. Nur die Correcturen der remonstrantischen Vertheidigungsschriften wurden ihm anvertraut. Er konnte aber auch dabei seinen leidenschaftlichen Charakter nicht verleugnen und erlaubte sich, die von Arnold Neomagus verfaßte Schrift: „'t Hemelsch Synodus en 't rechtmalig oordel gehouden tot Sion, teghen t' aerdsche Synodus Nationael, gehouden tot Dordrecht“, in so derber und bitterer Weise zu ändern, daß er den Unwillen des Verfassers und der ganzen remonstrantischen Partei auf sich lud. Aus Aerger über die vermeinte Unterschätzung bei den Seinigen überschickte er den Directoren eine Bittschrift, damit sie ihn entweder völlig von seinem Verhältniß zur remonstrantischen Sache löften, oder ihm den Dienst an einer Gemeinde zuwiesen. Keines von beiden geschah. Er erhielt aber eine neue finanzielle Unterstützung und zog dann, von seinen Gläubigern bedrängt, am 9. Juli 1622 von Antwerpen nach Delft. Umsonst rief er Episcopius und Uitenbogaert als Fürsprecher an und gerieth allmählich in eine mehr und mehr überspannte und verbitterte Geistesverfassung, besonders als er keinen Ersatz erhielt für die von ihm verfaßte aber unterdrückte Schrift „Vrymoedig onderzoek der placcaten“. Seine höchst gereizte Stimmung kam endlich in einem zu Gouda 1622 erschienenen Libell zum Ausbruch: „de klaar lichtende Fakkel“ genannt, in welchem er den Prinzen Moritz aufs schärfste angriff; bald folgte sogar seine Betheiligung am frevelhaften Mordanschlag des Herrn v. Stoutenburg gegen den Prinzen. Nach Mißlingen dieses Anschlags entkam er zwar nach Drenthe, wurde aber im Dorfe Rolde ergriffen und nach dem Haag geführt. Umsonst suchte er seine Richter für sich zu gewinnen durch die wider die Remonstranten gerichtete Schrift „Klaer Vertoogh“, welche erst drei Monate nach seinem Tode im Druck erschien, aber nach dem Zeugniß Grevinckhoven's in seiner „Naemscherm der Remonstranten“ kurz vor seiner Hinrichtung von ihm widerrufen ist. Am 5. Mai 1623 endete sein unruhiges Leben auf dem Schaffot. Nebst obengenannten Schriften schreibt man ihm noch folgende Pamphlete zu: „de ghepredestineerde dief. Frederichst. 1619; Kristalyne Spieghel; Morgenwekher und Welbiddens-onderwys met eene Verklaring over 't gebedt des Heeren, 1621“. Unzweifelhaft fehlte es ihm nicht an gewissen Geistesgaben; leider aber wendete er sie mehr an im Dienste einer widerlichen Leidenschaftlichkeit, als zur Förderung der Liebe und des Friedens.

Ypey und Dermont II, bl. 271. — van der Aa, Biogr. Woordenb. — Glasius, Godgel. Nederl., und besonders Brandt, Historie der Reform. passim.

J. C. van Slee.

Sleibing: Christian S. (Schleibing, auch Sleppinghof genannt), aus Freckenhorst bei Warendorf, Schüler des Timann Kemner zu Münster, war schon zwischen 1535 und 1537 Rector an der Johannisschule, dann an der Domschule zu Osnabrück. Im J. 1543 begab er sich mit seinem Schüler Jasper Schele zu weiterer Ausbildung nach Wittenberg und erwarb dort den Magistergrad. Darauf wurde er Rector in Hannover und Prediger an der dortigen Aegidien-Kirche, kehrte aber auf Wunsch des Rathes nach Osnabrück zurück, wo er als Rector an der Franciscanerschule und seit 1548 als Prediger an St. Johann thätig war. Infolge der Einführung des Interims mußte er letzteres Amt noch in demselben Jahre niederlegen und ging ein halbes Jahr später als Rector nach Herford. In Osnabrück verfiel inzwischen die Domschule immer mehr, und bei der Unmöglichkeit, gute Lehrer katholischer Confession zu finden, bot das

Capitel auf Rath des Scholasters Herm. Bravius, der die Schule gern wieder in Flor bringen wollte, dem zwar als Lutheraner aber auch als tüchtigen Pädagogen bekannten S. das Rectorat der Domschule abermals an, das er denn auch unter der Zusicherung freier Religionsübung für sich und seine lutherischen Collegen 1553 übernahm und bis zu des Bravius Tode (1555) mit großem Erfolg verwaltete. Daß er sich trotzdem unter des Bravius Nachfolger, dem strengen Papisten Giseke Budde nicht lange würde halten können, sah S. voraus. Bevor man ihn abdankte, zog er freiwillig nach Bremen, doch führten ihn die Hardenberg'schen Händel über die Abendmahlslehre (s. A. D. B. X, 559) schon nach zwei Jahren (1557) nach Osnabrück, wo er ein eigenes Haus besaß, zurück. Aber lange sollte S. hier auf Beschäftigung nicht warten. Dem Drängen des Rathes nachgebend, mußte ihm das Domcapitel zum dritten Male die Leitung der Domschule übertragen und dabei ausdrücklich zugestehen, auch in der Religion das zu lehren, was er mit gutem Gewissen vor Gott und der christlichen Gemeinde glaube verantworten zu können; nur die Schriften Luther's durften nicht gelesen werden, S. selbst aber sollte nicht verbunden sein, sie zu verwerfen. Obgleich hieran auch nichts geändert wurde, als 1559 Budde zum Domcantor ernannt und dem neuen Scholaster Sander Morrien vom Bischof ausdrücklich aufgegeben war, die Schüler zum Gehorsam gegen die katholische Kirche und den römischen Stuhl zu erziehen, legte S. sein Amt doch 1560 nieder, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Als jedoch 1562 Johann Pollius entschlief, der S. zu seinem Nachfolger als Pastor primarius an der Katharinen-Kirche gewünscht und empfohlen hatte, trat er diese Stelle auf Begehr des Kirchspiels zwar an, gab sie aber, da sie ihm, der „einem Soldaten gliche, der seine Jahre ausgedienet hätte", zu beschwerlich fiel, 1564 an den vom Rathe vorgeschlagenen Domcaplan Wilh. Voß wieder ab. Auch die dann auf Betreiben des Bürgermeisters Ludolf von Horsten, des Rathsherrn Hammacher und des Secretärs Gernberg fast wider seinen Willen ihm übertragene Superintendentur legte er schon 1565 aus Verdruß darüber nieder, daß der Rath das auf seinen eigenen Befehl von ihm aufgesetzte und außer von Voß von allen anderen Predigern unterschriebene Bekenntniß der Osnabrücker Theologen nicht zum Symbol einer Osnabrückischen Kirche erheben wollte. Sleibing's Freunden kam diese Resignation recht unerwünscht, der Rath aber, in dem des Voß Anhänger die stärksten waren, nahm sie zum Befremden der Bürgerschaft ruhig an, trotzdem Sleibing's Schwiegersohn, der später durch seine Hexenprocesse bekannt gewordene Rudolf Hammacher (s. Mittheilungen des histor. Vereins zu Osnabrück X, Osnabr. 1875, S. 101 ff.), inzwischen Bürgermeister geworden war. So starb er, der wiederholt Rector und Prediger gewesen, ohne jedes öffentliche Amt am 27. October 1566. Sein Epitaphium lautete nach Theoder Lilien's geschriebener Chronik:

Osnabruga suis, Herfordia, Hannovera sponte
  Bremaque rectorem me statuere scholis,
Firmantem studio studium juvenile fideli,
  Emerita donec jam rude dignus eram.
Jussit me Osnabruga suisque Hannovera templis
  Salvifici purum dogma sonare Dei.
Sic ego Christianus Sleibingius exantlatum
  Hic posui summam corpus ad usque tubam.
At mens, quae didicit docuitque et credidit ante,
  A facie faciem cernit ubique Deum.

Die Frau Sleibing's war eine Tochter des Osnabrücker Rathsherrn Jodocus Wesselmann, seine Tochter Anna, wie bereits erwähnt, die Gattin Hammacher's; sein Sohn starb als Student der Rechte in Wittenberg (s. Urb. Pierii der verwitweten Mutter gewidmete Leichenpredigt). Die meisten Nachrichten über S.

verdanken wir dem berühmten Historiker Hamelmann, dessen Lehrer er an der Johannisschule gewesen.

Vgl. Strodtmann im Programm des Raths-Gymnasiums zu Osnabrück v. 1869, S. 4, 8, 11, 12. — C. Stüve, Gesch. des Hochstifts Osnabrück. Th. II. Jena 1872. S. 91, 193, 201.

P. Bahlmann.

Sleidan: Johann S. wurde 1506 oder 1508 zu Schleiden in der Eifel geboren, wo er auch mit Joh. Sturm den ersten Unterricht genoß. Sehr frühzeitig scheint er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Lüttich begeben zu haben. Nachdem er drei Jahre dort gewesen, erzählt sein ältester Biograph Beuther, sei er von seinen Eltern nach Köln geschickt worden. Als ein Kölner Drucker 1528 eine Sammlung griechischer Epigramme mit lateinischer Uebersetzung zum zweiten Male herausgab, erschienen darin über hundert Epigramme als von einem Sleidanus übersetzt, während es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß sein Familienname Philippi war. Wann er sich von Köln nach Löwen begab, wo er, mit schwerer Noth ringend, dem Professor des Griechischen, Rescius, nahe trat, wann er von dem Grafen Dietrich von Manderscheid, der über Schleiden gebot, mit der Erziehung seines Sohnes Franz betraut wurde, wissen wir nicht. Im Frühling 1530 finden wir ihn wieder in Lüttich, von wo er an Rescius einen Brief richtete, in dem uns zum ersten Male seine geistige Physiognomie deutlich entgegen tritt. Während unter den deutschen Protestanten damals die Ansicht vorherrschte, Karl V. käme mit den versöhnlichsten Absichten ins Reich, spricht der fern stehende junge Schleidener mit größter Bestimmtheit die Ueberzeugung aus, der Autokrat, wie er den Kaiser nennt, stehe der neuen Kirche mit schroffer Feindseligkeit gegenüber. Da nun der größte Theil Deutschlands Rom den Rücken gekehrt habe, müsse daraus ein großer Kampf entstehen. An diese Prophezeiung knüpft er einen von schwärmerischer Bewunderung erfüllten Erguß über Melanchthon, der sicher über alle Gegner einen glänzenden Triumph erringen werde. — Im J. 1533 folgte S. seinem Landsmann Joh. Sturm nach Frankreich, wo er theils in Paris, theils in Orleans seine jetzt der Jurisprudenz gewidmeten Studien fortsetzte und den Grad eines Licentiaten der Rechte erwarb. Joh. Sturm war dem Erzbischof von Paris, Cardinal Jean du Bellay, nahe getreten, welcher ebenso wie sein älterer Bruder Wilhelm, Herr von Langey, es für seine Aufgabe hielt, möglichst intime Beziehungen zu den deutschen Protestanten zu pflegen und so in Deutschland selbst ein starkes Gegengewicht gegen die Macht des Kaisers zu schaffen. Sturm hatte seine geschickte Feder in den Dienst dieser Bestrebungen gestellt, welche ebenso dem protestantischen wie dem französischen Interesse zu entsprechen schienen. Als er Ende 1536 Frankreich verließ, um in Straßburg die Leitung des bald berühmten Gymnasiums zu übernehmen, empfahl er S. dem Cardinal zur Besorgung derselben Aufgabe, der nun in den nächsten Jahren namentlich den Straßburger Führern alles mittheilte, was jener Aufgabe förderlich sein konnte. Erst aus dem Jahre 1540 sind einige dieser Briefe, wenn auch nur in Uebersetzung, auf uns gekommen. Da sehen wir nun den jungen Gelehrten an dem Punkte thätig, an dem zu einem guten Theile das Schicksal des deutschen Protestantismus entschieden werden sollte. Die junge Kirche würde vom Kaiser zeitig unterdrückt worden sein, wenn ihm nicht die Feindschaft Frankreichs neben der Eifersucht der Curie fortwährend die Hände gefesselt hätte. Zu Ende der dreißiger Jahre schien es, als solle diese Feindschaft sich in Freundschaft verwandeln. Das Interesse der deutschen Protestanten forderte, eine solche Wendung um jeden Preis fern zu halten, welche ebenso von einer Partei am französischen Hofe bekämpft wurde. An der Spitze dieser Partei standen die

Brüder du Bellay. Sie konnten ihr Ziel nur erreichen, wenn der Schmalkaldische Bund mit König Franz in feste Verbindung trat, worüber die ganzen dreißiger Jahre her, aber immer vergeblich war verhandelt worden. Jetzt, im J. 1540, mußte die Entscheidung fallen und S. war es beschieden, darin hervorragende Thätigkeit zu üben. Mit unermüdlichem Eifer legte er seinen Straßburger Freunden ans Herz, nie sei der Moment, Frankreich zu gewinnen, so günstig, aber auch so dringend gewesen wie jetzt; sie würden dadurch aber nicht nur sich selbst für immer vor dem bösen Willen des Kaisers sichern, sondern auch den Glaubensgenossen in Frankreich Duldung gewinnen. Zweimal wurde er in dieser Angelegenheit nach Deutschland geschickt, um auf den Tagen von Hagenau und Regensburg das gemeinsame Interesse des deutschen und des französischen Protestantismus zu vertreten. Aber alle seine Bemühungen sollten daran scheitern, daß Landgraf Philipp, bisher der wärmste Vertreter der französischen Freundschaft, gerade jetzt, um sich vor den Folgen seiner unseligen Doppelheirath zu sichern, einen Pact mit dem Kaiser schloß, welcher ihm den Weg nach Frankreich verlegte und zugleich die gesammte Action des Schmalkaldischen Bundes lähmte. Damit war über die Politik der Brüder du Bellay entschieden, obwohl es bald zu neuem Kriege zwischen Franz I. und Karl V. kam. Damit war aber auch der Thätigkeit Sleidan's das Fundament entzogen. Seine Stellung in Paris mußte ihm umsomehr verleidet sein, als er bei dem zweimaligen Besuche Deutschlands die Einsicht gewonnen hatte, daß eine wahrhaft gesunde und fruchtbare Thätigkeit für ihn nur in der Heimath möglich sei.

Hatte er bisher von Paris aus für die ihm über alles am Herzen liegende protestantische Sache zu wirken gesucht, so trat er nun, gleich nach seiner ersten deutschen Reise, in den großen Kampf auf deutschem Boden selbst ein. Als er im Januar 1541 zum zweiten Male in Straßburg erschien, brachte er einen „Bescheidenen historischen unschmählichen Bericht" an alle Stände des Reichs von des Papstthums Auf- und Abnehmen mit, der dann auch in demselben Jahre gedruckt, häufig wiederholt und sogar unter verhüllendem Titel ins italienische übersetzt wurde. Der Erfolg war so groß, daß sich S. aufgefordert fühlte, der Mahnung an die Stände eine solche an den Kaiser folgen zu lassen, worin er demselben klar zu machen suchte, daß „der jetzige Religionshandel nicht menschlich, sondern Gottes Werk und Wunderthat seie", und daß der Kaiser durch den dem Papste geleisteten Eid zu nichts verpflichtet werde. Diese zweite Schrift erschien aber erst 1544 im Druck, worauf er dann bald beide in lateinischer Uebersetzung in Straßburg mit seinem Namen herausgab („Joannis Sleidani orationes duae, una ad Carolum Quintum Caesarem, altera ad Germaniae Principes omneis ac ordines Imperii"), während er die deutschen Texte zuerst anonym, dann mit dem verstellten Namen: Baptista Lasdenus publicirt hatte. Die an den Kaiser gerichtete Rede gab er sich die Mühe auch französisch zu schreiben, da er wohl wußte, daß Karl V. eigentlich nur französisch oder spanisch geschriebenes lese. Ob diese französische Fassung an den kaiserlichen Hof gelangt ist, wissen wir nicht; jedenfalls ist sie niemals gedruckt worden. Während er sich so mitten in die deutsche Bewegung hinein stellte, sollte es doch länger währen, bis er in Deutschland einen festen Wohnsitz gewann. Vermuthlich ging er im Sommer 1542 auf die Nachricht vom Tode seines Vaters in die Heimath; im J. 1543 finden wir ihn noch einmal in Paris; erst im Frühling 1544 ließ er sich dauernd in Straßburg nieder. Während dieser Jahre stand er als politischer Correspondent in französischem, oder wohl richtiger in Cardinal du Bellay's Dienste, dem er jetzt in derselben Tendenz aus Deutschland schrieb, in welcher er früher aus Paris nach Deutschland geschrieben hatte. Längst aber war er mit etwas ganz anderem beschäftigt. Im Sommer 1537 hatte er einen

Auszug aus Froissard's berühmtem Werke in lateinischer Bearbeitung publicirt, eine recht unbedeutende Erstlingsarbeit, an der für uns nur das Vorwort merkwürdig ist. Wenn, sagt er da, für Männer, die mit der Verwaltung großer politischer Geschäfte betraut sind, keine Wissenschaft größeren Werth hat als die Geschichte, so verdienten unter allen historischen Stoffen besonders die der jüngsten Vergangenheit angehörenden Beherzigung, zumal wenn diese Vergangenheit von so hervorragender Bedeutung sei, wie eben jetzt. „Denn", ruft er mit lebhafter Bewegung, „hat es je ein Jahrhundert gegeben, in welchem sich so mannigfaltige und so wunderbare Begebenheiten in der kürzesten Spanne Zeit zusammengedrängt haben? Wie gewaltige Umgestaltungen sowohl der politischen als der kirchlichen Verhältnisse haben wir erlebt!" Im Zusammenhange mit diesem Gedanken hatte er seine beiden ersten selbständigen Schriften abgefaßt, welche zwar keine eigentliche Darstellung der jüngsten Begebenheiten enthielten, aber durchweg mit historischen Auseinandersetzungen auf die Gegenwart zu wirken suchten. Das waren indessen doch nur Nebendinge, von der lebhaften Theilnahme an dem großen Kampfe und vielleicht von dem Wunsche eingegeben, sich dadurch den deutschen Protestanten bekannt zu machen. Denn seit dem Jahre 1539 beschäftigte ihn der Plan, die Geschichte eben dieser seiner merkwürdigen Zeit zu schreiben, für welche er schon damals zu sammeln begann. Das, was in dieser Zeit auf religiösem Gebiete geschehen war, erschien ihm wirklich, wie er dem Kaiser zurief, als Gotteswerk und Wunderthat, und seine frischeste Manneskraft ersehnte nichts heißer, als dieses wunderbare Werk in würdiger Darstellung zu schildern. Wenn er im Sommer 1544 die beiden Reden mit seinem Namen veröffentlichte, so meinte er wohl sich dadurch gewissermaßen als Historiker der Reformation zu legitimiren. Demselben Zwecke diente eine Bearbeitung der Memoiren Comines', deren ausführliches Vorwort den beiden Häuptern des Schmalkaldischen Bundes, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, dringend ans Herz legte, sie möchten dafür sorgen, daß, wie Comines ein Bild seiner Zeit geschaffen habe, ihrer so viel größeren Epoche ein würdiges Denkmal errichtet werde. „An Euch", rief er ihnen zu, „ist es recht eigentlich dafür zu sorgen, daß Alle erfahren, was seit vielen Jahren mit Euch verhandelt ist und darin die unaussprechliche Weisheit und Macht Gottes verehren lernen." Ein solches Denkmal könne nicht von einem Privatmanne mit seinen beschränkten Mitteln hergestellt werden, sondern sie und ihre Bundesgenossen müßten dafür das authentische Material liefern. Also um eine so zu sagen officielle Darstellung der Zeitgeschichte handelte es sich. Bucer und Jacob Sturm hatten sich längst für diesen Gedanken erwärmt und zunächst den Landgrafen für seine Ausführung zu gewinnen gestrebt. Derselbe war denn auch nach einigem Besinnen darauf eingegangen; aber was von ihm und Straßburg angeregt wurde, pflegte ja fast immer am sächsischen Hofe auf argwöhnische Bedenken zu stoßen. Zuletzt meinten die Straßburger, wenn der Kurfürst nicht in Bewegung zu bringen sei, könne ja der Landgraf mit Augsburg, Ulm und Straßburg allein das Werk unternehmen. Aber schließlich gelang es doch dem unermüdlichen Eifer und dem hohen Ansehen Jacob Sturm's, im Sommer 1545 auf dem Wormser Reichstage die Bundesgenossen dahin zu bringen, daß sie S. in ihren Dienst nahmen. Zunächst jedoch nicht als Geschichtschreiber. Vielmehr mußte er sich an erster Stelle verpflichten, in den Angelegenheiten des Bundes als Botschafter sowohl in deutschen als fremden Landen, sodann als Dollmetscher bei der Uebersetzung von Actenstücken zu dienen. „Zudem", heißt es darauf in der Bestallung, „hat auch bemelter S. auf sich genommen und bewilligt, den Anfang des ganzen Handels der Religion, wie der bei unseren Zeiten angehoben und wie weit der gebracht worden sei, auch was sich dieser Ding halb allent=

halben zugetragen, in eine Chronik zu ziehen und zu beschreiben, in welchem wir ihn auch mit Berichten der Händel und anderem, so zu solchem Werk gehören will, versehen und informiren lassen sollen und wollen. Doch soll er solche Chronik, sie sei denn zuvor durch uns oder unsere dazu Verordnete besichtiget und also ohne unsere Bewilligung nicht publiciren noch ausgehen lassen."

Die Sammlung für dieses Werk hatte er, wie gesagt, bereits vor sechs Jahren begonnen; im Mai konnte er als Probe einige Capitel nach Worms senden. In den Briefen, welche er damals an Jakob Sturm richtete, sieht man, wie seine Seele für die Ausarbeitung „einer so heiligen und herrlichen Geschichte" glüht, die er mit Gottes Hilfe so behandeln werde, daß er ihrer aller Erwartung zu genügen hoffe. „Du glaubst nicht", schreibt er ein anderes Mal, „wie sehr mich diese Arbeit erfreut, die freilich großen Fleiß und viele Mühe erfordert, mich aber, da ich durch einen gewissen Zug meiner Natur dazu neige, wunderbar beglückt." Wenn nur die Verbündeten Wort halten, ihm ihre Archive öffnen, „so wage ich Euch zu verheißen, diese Geschichte wird so herrlich sein, daß sie keiner anderen irgend einer Zeit nachsteht, was wenigstens die Thatsachen selbst angeht." Aber alsbald sollte die so eifrig begonnene Arbeit ins Stocken gerathen. Die Schmalkaldener beschlossen in Worms zwischen den Königen von Frankreich und England, unter denen der Krieg fortdauerte, auch nachdem Karl V. sich im September 1544 aus demselben herausgezogen hatte, eine Friedensvermittelung zu versuchen, damit der Kaiser die Hände gegen sie nicht völlig frei habe. Nun hatte S. in seinen Briefen an Jakob Sturm bewiesen, daß er über die Weltlage, namentlich über die Beziehungen Frankreichs zum Kaiser, besser unterrichtet sei, als vielleicht irgend jemand unter den Verbündeten, und er hatte nicht nur Kenntnisse, sondern ebenso scharfes Urtheil bewiesen. An solchen Männern war im damaligen Deutschland kein Ueberfluß, und so beschloß man denn in Worms, S. an der Sendung nach England theilnehmen zu lassen. Seinem Gönner Jakob Sturm mochte es erwünscht scheinen, daß der Geschichtschreiber der Reformation, nachdem er die Niederlande, Frankreich und Deutschland kennen gelernt, nun auch mit englischen Personen und Zuständen vertraut werde. Das war ja in der That sehr förderlich. Der Besuch Englands wurde aber für S. nicht nur eine äußerliche, rasch vorübergehende Begegnung, sondern der Anfang einer nie mehr unterbrochenen Verbindung. Sein Blick umfaßte von jetzt an das ganze westliche Europa. Dazu suchte er auch König Heinrich und seine Staatsmänner für das ihm übertragene Geschichtswerk zu gewinnen. So wäre denn diese Fahrt nach England in jeder Beziehung segensreich gewesen, wenn nur nicht die Dinge in Deutschland eine so verhängnißvolle Wendung genommen hätten. Ehe S. seine Reise in die hessischen und sächsischen Archive hatte antreten können, zertrümmerte der Schmalkaldische Krieg den Boden, auf dem er stand. Der Bund, in dessen Dienste er getreten war, wurde zersprengt, die beiden Häupter desselben schmachteten in Gefangenschaft, auch Straßburg mußte sich dem mächtigen Sieger beugen: die ganze protestantische Welt lag am Boden. Daß dem für eine Weile allmächtigen Kaiser Sleidan's Geschichtswerk im höchsten Grade widerwärtig sein, daß er deshalb nirgends an seinen Druck werde denken können, verstand sich von selbst. Ja so vollkommen verdüstert war der Blick in die Zukunft, daß man nicht einmal an eine Besserung zu hoffen wagte. S. und seinen Straßburger Freunden schien es zwecklos an einem Werke zu arbeiten, das vielleicht nie das Licht erblicken könne, und das sich ohne den Zugang zu irgend welchen Archiven gar nicht fördern ließ. Die hessischen und sächsischen Archive waren jetzt selbstverständlich geschlossen: durfte es Straßburg wagen, einem Manne, welcher den Kaiserlichen ganz besonders verhaßt war, seine

geheimen Sachen zu öffnen? Der kühne Flug der letzten Decennien hatte zu kläglicher Niederlage geführt; jetzt galt es sehr vorsichtig und ängstlich sein.

Wir wissen wenig von dem, was S. in diesen bösen Zeiten trieb. Im Januar 1547 hatte er eine Schrift ausgearbeitet, durch welche der Papst vor der erdrückenden Macht des Kaisers gewarnt werden und welche Cardinal du Bellay, ohne ihren Ursprung zu verrathen, in die Hände des Papstes spielen sollte. Daneben scheint er seine classischen Studien eifrig aufgenommen, wie so mancher vor ihm bei Plato und Aristoteles, Cäsar und Cicero Trost für sein von einer traurigen Gegenwart bedrücktes Gemüth gesucht zu haben. Seine Feder ruhte auch jetzt nicht: er vollendete die Bearbeitung der Comines'schen Memoiren, übersetzte ein französisches Werk über die französische Monarchie ins Lateinische und schrieb über Plato's Lehre vom Staat und den Gesetzen. Alle diese drei Werke benutzte er, um in England womöglich den Boden zu finden, der ihm die Fortsetzung seines großen Geschichtswerkes gestatte: er widmete sie dem jungen König Eduard, dem Protector Herzog von Somerset und dem Minister Paget. Eben damals hatten Bucer und Fagius, welche sich dem Interim auch in der gemilderten Form, die Straßburg erreicht, nicht fügen mochten, in England eine Zuflucht gefunden: wie natürlich, daß jetzt auch S. dahin seine Blicke richtete! In der That erreichte es der rührende Eifer Bucer's, daß König Eduard die Unterstützung des Werkes auf sich nahm. Wenn aber S. dafür die jährliche Pension von 200 Kronen verheißen wurde, so hat er, soviel wir wissen, nie etwas davon bekommen. Ebensowenig scheint er durch Mittheilung von Actenstücken gefördert worden zu sein.

Inzwischen wurde ihm wieder eine wichtige Sendung übertragen. Der Kaiser hatte bekanntlich den Protestanten die Beschickung des von ihm mit so großem Eifer betriebenen Concils auferlegt. Da meinte nun Straßburg, es sei von großer Wichtigkeit, daß die Protestanten sich vorher über ein gemeinsames Vorgehen verständigten und dann in Trient als festgeschlossener Körper aufträten. Es bemühte sich nach Kräften im Süden wie im Norden seine Glaubensgenossen für dieses einzig richtige Verfahren zu gewinnen. Aber die Angst vor dem Kaiser und die allgemeine Entmuthigung war so groß, daß die Bemühungen der edlen Stadt zu keinem Resultate führten. Trotzdem glaubte sie ihrerseits nicht passiv bleiben zu sollen. Nachdem sie wenigstens mit Herzog Christoph von Württemberg eine leidliche Verständigung erzielt und von einigen kleineren schwäbischen Reichsstädten Vollmacht erlangt hatte, sandte sie im November 1551 S. nach Trient, um den später zu schickenden Theologen den Weg zu bereiten. So weilte denn unser Geschichtschreiber den Winter 1551 auf 1552 an dem merkwürdigen Orte, von dem später die Restauration des Katholicismus ausgehen sollte. In häufigen Verhandlungen mit den kaiserlichen Gesandten und hohen Würdenträgern der katholischen Kirche that er bedeutsame Blicke in eine ihm bis dahin doch ziemlich fremd gebliebene oder wieder gewordene Welt. So nahe an Italien konnte er es sich nicht versagen, da die Geschäfte es gestatteten, im Februar 1552 einen freilich nur kurzen Abstecher nach Venedig zu machen. Als er von da nach Trient zurückgekehrt war, zog vom Norden das Wetter herauf, welches der Macht des Kaisers den schwersten Stoß versetzen sollte. Der eben noch Allgewaltige mußte vor Kurfürst Moritz fliehen, nachdem das Concil gleich bei den ersten Anzeichen des Sturms auseinander gestoben war.

Damit hatte denn auch Sleidan's Lage eine wesentliche Aenderung erfahren. Der Einbruch König Heinrich II. in Lothringen und das Elsaß hatte überdies Straßburg den Anlaß gegeben, den des Französischen mächtigen S. zur Verhandlung mit dem Könige zuzuziehen, und da nach dem Ueberfalle von Metz die französische Macht nahe gerückt war, ließ sich voraussehen, daß die Stadt

auch in Zukunft der Dienste dieses Mannes öfter bedürfen würde. So beschloß denn der Rath, S. in seine Dienste zu nehmen. Endlich hatte er so wieder festen Boden unter den Füßen und nun gestattete ja auch die Lage des Reichs, zu dem einst mit so großer Begeisterung begonnenen Werke zurückzukehren. Trotz der vielfachen Störungen jener vierziger Jahre hatte er doch im October 1547 die vier ersten Bücher vollendet gehabt. Jetzt im October 1552, da eben über seine Anstellung im Dienste Straßburgs war entschieden worden, nahm er die fünf Jahre lang unterbrochene Arbeit wieder auf. Freilich unter wie veränderten Verhältnissen! An Reisen in die hessischen und sächsischen Archive konnte er mit seinen bescheidenen Mitteln nicht denken, wenn er auch hätte hoffen dürfen, daß man ihn in dieselben zulassen würde. Denn noch immer waren die deutschen Protestanten ängstlich bedacht dem Kaiser, dessen Macht sich ja auch mehr als einmal von neuem aufzurichten schien, ja keinen Anstoß zu geben. So sah sich S. wesentlich auf die ihm in Straßburg zur Verfügung stehenden Quellen angewiesen, neben den reichen Sammlungen, welche er früher in günstigerer Zeit angelegt hatte. Das Wichtigste war für ihn aber, daß Jacob Sturm, der seit 1526 die Schicksale des deutschen Protestantismus so innig wie wenige getheilt und zu einem erheblichen Grade mit bestimmt hatte und natürlich über einen reichen Schatz von Actenstücken aller Art verfügte, ihm jederzeit alles, was er wußte und hatte, zur Verfügung stellte. Mit Leib und Seele war er jetzt bei der Arbeit. Im März 1553 hatte seine Erzählung bereits das Jahr 1536, drei Monate später das Jahr 1540 erreicht. Am 13. September schrieb er Calvin: „Ich stehe jetzt bei dem Kriege des Kaisers gegen die Unsrigen". Und am 2. April 1554: „Ich habe das ganze Werk vollendet und bis auf diese Zeit herabgeführt." Man meint da die rüstigste von seltener Gunst beflügelte Thätigkeit zu erblicken: in Wahrheit übte sie ein von schwerem Unglück Niedergebeugter.

Im März 1546 hatte er sich mit Jola v. Niedbruck, Tochter des Johann v. Niedbruck, eines natürlichen Bruders des Grafen von Nassau, vermählt, die ihm dann drei Töchter schenkte. Schon nach siebenjähriger Verbindung wurde ihm die innig geliebte Frau entrissen, deren Tod ihm nicht nur schweres Herzeleid, sondern auch eine Last von Sorgen für die unmündigen Kinder brachte. Und wenige Monate nach diesem Verluste traf ihn ein anderer nicht viel weniger empfindlicher Schlag. Im August 1553 wurde Jakob Sturm vom Fieber befallen, das am 30. October seinem kostbaren, namentlich auch für S. unersetzlichen Leben ein Ende machte. Das sind die Umstände, unter denen S. seine berühmten „Commentare über den Stand der Religion und des Staats unter Kaiser Karl V." geschrieben hat. Geschrieben, aber noch keineswegs vollendet und zum Drucke gebracht. Während des Sommers 1554 war er unablässig beschäftigt, einzelne Lücken auszufüllen, Unsicherheiten zu beseitigen, das Ganze zu revidiren. Schon dabei trat ihm das Bedenken entgegen, ob es nicht besser sei, die Veröffentlichung des Werkes auf günstigere Zeit zu verschieben. Verger bemühte sich im Sinne Herzog Christoph's von Württemberg in dieser Richtung; wenigstens suchte er in dem Buche zu beseitigen, was der Angst der Zeit gewagt erschien. S. hätte es gerne dem Herzoge gewidmet, das aber hielt dieser für viel zu gefährlich. Trotz allem begann im October der Druck. Da er aber fast vollendet war, wurde der Straßburger Rath bestürmt, das Erscheinen des Werkes nicht zu gestatten. Wir müssen es als ein besonderes Glück betrachten, daß es dann doch im April 1555 die Officin des Wendelin Rihel verlassen durfte. Jetzt erst erfuhr S., was Ungunst der Zeit bedeute. Allerdings gingen ihm von Vielen, deren Urtheil nicht durch politische Rücksichten verbogen war, lebhafte Zustimmungen zu; aber die Mächtigen, nicht nur unter den Katholiken,

sondern auch unter den Protestanten, fanden es sehr ärgerlich, daß die Ereignisse einer Zeit, welche so manchen grellen Wechsel der Schicksale und der Ueberzeugungen gesehen hatte, vor aller Welt und für alle Zeit actenmäßig fixirt seien. Von den verschiedensten Seiten gingen ihm Nachrichten zu, welche ihn Schlimmes fürchten ließen. „Das ist“, jammerte er, „der Lohn für so große Mühen! Ich kann nicht mehr vor heftigem Schmerz.“ Freilich war der buchhändlerische Erfolg ein glänzender: die tausend Exemplare der im April erschienenen Folioausgabe waren im Juli vergriffen; aber der arme Verfasser suchte umsonst nach einer sicheren Existenz: das Buch, welches seinen Namen durch die Jahrhunderte tragen sollte, hatte ihm jede Aussicht zerstört. Nach einem Jahre schrieb ihm ein im Dienste Maximilian's stehender Verwandter, er dürfe nicht hoffen, bei einem Fürsten Anstellung zu finden, denn sein Buch habe so viel Haß erregt, daß es für ihn vielleicht nicht sicher sei, Straßburg zu verlassen. Weshalb er den Wunsch hegte, Straßburg zu verlassen, wissen wir nicht.

Es ist hier nicht der Ort, in die neuerdings mehrfach angestellte Erörterung über den Werth von Sleidan's Commentaren einzutreten. Natürlich hat der heutige Forscher die Pflicht zu fragen, wie weit er Sleidan's Berichten folgen dürfe; aber die Beantwortung dieser kritischen Frage hat nichts zu thun mit der Bedeutung des Buchs. Nicht unsere Weisheit hat über etwas zu entscheiden, was die Jahrhunderte festgestellt haben. Bis gegen das Ende des 18. Jahrh. sind Sleidan's Commentare die von Allen in allen Völkern gleichmäßig benützte Hauptquelle über die Reformationszeit gewesen. Die moderne Zeit kennt kein historisches Werk, das sich so lange einer so großen Autorität erfreut und aus dem so viele Geschlechter geschichtliche Kenntniß geschöpft hätten. Dieser Thatsache gegenüber kommt es kaum in Betracht, welchen Werth das Buch für die heutigen Gelehrten besitzt, unter denen wohl nur wenige sein mögen, mit deren Werken man sich nach drei Jahrhunderten beschäftigen wird. Wer aber in der von S. geschilderten Zeit arbeitet, wird auch heute noch nicht ungestraft seine Lectüre vernachlässigen. Denn es ist doch bewundernswerth, welche Fülle authentischer Information dieses unter so schwerer Ungunst entstandene Buch bietet. Und noch erstaunlicher, wie dieser von dem großen Kampfe seiner Zeit im Innersten bewegte und ihn leidenschaftlich mitkämpfende Mann den Pulsschlag seines Herzens so bezwungen hat, daß man es mit kältester Thatsächlichkeit, mit trockenster Actenmäßigkeit meint zu thun zu haben. Er hatte sich einst in den Verhandlungen mit den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes dagegen verwahrt, daß man sein Werk als Chronik bezeichne, es sollte Geschichte sein. Uns erscheint es in seiner starren chronologischen Eintheilung, in seiner von einem Actenstücke zum anderen fortschreitenden Steifheit recht sehr als Chronik. Der warme Hauch der Geschichte scheint uns darin fast ganz zu fehlen. War Sleidan's ursprüngliche Absicht eine andere gewesen? Jedenfalls hatte das Buch zugleich in lateinischer und deutscher Bearbeitung erscheinen sollen. Nun aber erregte es im lateinischen Gewande so gefährlichen Staub, daß S. nicht nur nicht daran dachte, es deutsch herauszugeben (was wir sehr bedauern müssen, da er ein vortreffliches Deutsch schrieb), sondern auch deutsche Uebersetzungen Anderer mit äußerster Anstrengung zu hindern suchte. Auch das gelang ihm nicht, wodurch dann die Sorgen seines allmählich krankhaft gereizten Gemüths noch vermehrt wurden.

Trotz alledem sollte er noch ein Buch vollenden, aus dem viele Geschlechter nicht nur deutscher, sondern auch englischer, holländischer und französischer Protestanten bis zu dem zweiten Könige von Preußen Geschichte gelernt haben. Ranke hat dem im Juni 1556 bei den Gebrüdern Rihel erschienenen Buche

„Ueber die vier großen Monarchien“ nachgerühmt, es möge wenig Compendien geringen Umfangs von so gründlicher Arbeit geben. Der protestantischen Welt erschien es anderthalb Jahrhunderte hindurch unübertrefflich. Wie man die Commentare in zahlreichen Bearbeitungen bis auf die Gegenwart fortgeführt hatte, so erschien auch dieses Büchelchen als „Neu vermehrter Sleidanus“ in immer erweiterten Ausgaben, bis es zuletzt als ein Wälzer von 1088 Seiten die Leser bedrückte. Und nicht nur die Protestanten Deutschlands, Englands, Frankreichs und Hollands, sogar die Jesuiten gingen in die Schule Sleidan's; sie hatten seinem Buche nichts an die Seite zu stellen. — S. hat von diesem unvergleichlichen Erfolge nichts ahnen können. Bereits im August erkrankte er am Fieber; am 31. October 1556 wurde er von einem Leben befreit, dessen letzte Jahre ihm fast nichts gebracht hatten, als Kummer und Sorgen.

Von der unermeßlichen Litteratur über S. kann hier nur das Wichtigste verzeichnet werden. Die „Reden an Kaiser und Reich von Johannes Sleidanus“ hat Ed. Böhmer in der Bibliothek des litterarischen Vereins, Tüb. 1879 mit bibliographischer Vollständigkeit herausgegeben. „Joannis Sleidani de statu religionis et reipublicae Carolo quinto Caesare commentarii“ werden heute nur in der sorgfältigen Ausgabe von Karl am Ende (Frankfurt bei Varrentrapp 1786, 3 Bde.) gelesen. Die ärmlichen Trümmer seiner Correspondenz habe ich in „Sleidans Briefwechsel“, Straßburg 1881 gesammelt und leider in den seitdem verflossenen zehn Jahren nicht ein einziges Stück zu seiner Vervollständigung erhalten. Ueber Sleidan's Leben verbreitete zuerst die verdienstliche Schrift Theod. Paur's „Joh. Sleidan's Commentare über die Regierungszeit Carls V.“ helleres Licht, das ich dann in meiner Schrift „Ueber Sleidan's Leben und Briefwechsel“, Straßburg 1878, zu verstärken suchte. H. Baumgarten.

Slenz: S., gewöhnlich Junker S. genannt, Landsknechtsführer, stammte nach der von Johann Ruß überlieferten Verlustliste über die Schlacht bei Hemmingstedt (1500) aus Köln a. Rh. Zur Annahme einer Abkunft desselben von der obersächsischen Adelsfamilie v. Schleinitz scheint die in den lateinischen Quellen jener Zeit für seinen Namen beliebte Form „Slenitius“, die dann auch deutsch mit „Slenitz“ wieder gegeben wird, geführt zu haben. In Gemeinschaft mit einem aus Würzburg stammenden Junker Nithard Fox oder Fuchs soll S. zuerst im J. 1492 einen Landsknechtshaufen für den als Reichsfeldherr in den Niederlanden kämpfenden Herzog Albrecht von Sachsen gesammelt und dies Heer mit Rücksicht auf letzteren den Namen „sächsische Garde“ erhalten haben. Daß S. hierauf mit dieser dem Könige Max in seinen Kämpfen gegen Karl von Geldern, dann letzterem gegen die Herzöge von Jülich und Cleve gedient hat, ist nicht unwahrscheinlich; 1495 ging wenigstens S., als Führer an zweiter Stelle neben Fuchs stehend, mit 4000—5000 Mann aus dem Dienste des Herzogs Albrecht in den des Grafen Edzard von Friesland über. Mit diesem Heere wechselte S. auch in den folgenden Jahren mehr als einmal den Herrn. Wie seine späteren Beziehungen zum Könige Johann von Dänemark zeigen, wird er sich von letzterem 1497 mit der Garde auch für die Bekämpfung Sten Sture's in Schweden haben gewinnen lassen. Im August 1498 bietet S., angeblich viel umworben, von Holland aus dem Grafen Edzard wiederum seine Hülfe an, erreicht aber nur, daß ihm die Gebiete östlich der Ems als Winterquartiere zugewiesen werden, während Fuchs am 24. September letzteren Jahres mit anderen zum Bevollmächtigten des Herzogs Albrecht in Friesland ernannt wird. S., einer schweren Lebensgefahr, in die er anfangs 1499 zu Emden infolge eines Streites seiner Landsknechte mit den Bewohnern der Stadt gerieth, durch persönliches Eingreifen Edzard's entrissen, scheint, als Fuchs im August bei einem Handstreich

auf Gröningen fiel, zunächst nicht zum obersten Führer erhoben worden zu sein, sondern Ulrich von Dornum, der bis dahin einen anderen selbständigen Truppenkörper befehligte und denselben nunmehr der Garde einverleibte. Mit diesem Heere, das seitdem wohl erst den Namen „große Garde“ getragen hat, unternimmt Ulrich sodann die Wiedereroberung des Landes Hadeln für den Herzog Magnus von Lauenburg, und wird erst, als er bei dem vergeblichen Versuche, letzterem auch die Wurstfriesen zu unterwerfen, schwer verwundet wird, S. den Oberbefehl überlassen haben. Einer damals drohenden Vernichtung durch die Truppen Herzogs Heinrich von Braunschweig entging die Garde durch den Ruf des Dänenkönigs, der ihrer zur Bekämpfung der Dithmarschen bedurfte. So trat S. am 25. Januar 1500 als „oberster captain“ mit seinem Heere in dänischen Sold und wurde mit anderen hervorragenden Personen aus der Umgebung des Königs in Neumünster unter besonderen Kosten einquartirt. In den bisher leider nur bruchstückweise veröffentlichten Abrechnungen hierüber wird S. einmal ausdrücklich mit dem Vornamen „Jürgen“ genannt, wogegen ihm die Eiderstedter Chronik den Namen „Thomas“ beilegt. — Fest steht endlich, daß S. mit Rücksicht auf das Wetter davon abrieth, gegen die befestigte Stellung der Dithmarschen bei Hemmingstedt am 17. Februar vorzugehen, seine Abmahnung aber weder beim Könige noch bei den übrigen Führern der Garde Gehör fand. Trotzdem hat S. den Angriff mit aller Umsicht vorbereitet und geleitet. Die Art und Weise, wie die Landsknechte aus dem vom feindlichen Feuer bestrichenen Engpaß sich entwickeln, trotz des vom Regen aufgeweichten, von vielfachen Gräben durchschnittenen Geländes in gehöriger Schlachtordnung aufzumarschiren und die feindliche Stellung zu überflügeln suchen, sowie zwei Mal den Ausfall der Dithmarschen, der sie noch vor Vollendung der beabsichtigten Bewegung traf, abwehren, verdient alle Anerkennung; ihre Stellung und Haltung wird erst erschüttert, als S. durch einen Dithmarschen verwundet, durch mehrere vom Pferde gerissen, getödtet und in einen tiefen Wassergraben gestürzt wird. — Durch besondere Körpergröße und Stärke ausgezeichnet, verband S. hiermit Gewandtheit und Geschicklichkeit, und waren diese körperlichen Vorzüge mit Unerschrockenheit und Muth gepaart; äußerlich liebte er es besonders glänzend aufzutreten. Bei aller seiner Tüchtigkeit als Soldat und Feldherr hat er sich in seinen Anschauungen und Gesinnungen kaum von seinen Untergebenen unterschieden und kann er als ein echter Vertreter des zügellosen Treibens der stehenden Landsknechtshaufen, die gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts an Deutschlands Grenzen hausten, angesehen werden.

Schum.

Slevogt: Gottlieb S., Sohn eines Professors der Medicin, Neffe von Joh. Phil. S. (s. unten), ist geboren am Ende des 17. Jahrhunderts (Näheres auffallender Weise unbekannt) zu Jena, wo er studirte, 1716 die Doctorwürde erlangte und sich der Anwaltspraxis widmete. Er starb im Februar 1732 als herzoglich altenburgischer Hof- und Regierungsadvocat und kaiserlicher comes palatinus, jedoch mit Hinterlassung einer schweren Schuldenlast, so daß seine Familie ganz zurückging; wenigstens wird uns von einem Sohne berichtet, der 1771 in Jena selbst, wo sein Geschlecht der Universität so zahlreiche Professoren gegeben hatte, als Barbier gelebt habe. — Gottl. Slevogt's Schriften gehören hauptsächlich dem protestantischen Kirchenrecht an, welches sie bald historisch-archäologisch, bald praktisch behandeln. Beide Gesichtspunkte verbindet seine deutsche Schrift über das Recht der Altäre mit mild-vernünftiger Schätzung und Duldung alles Ceremonien-Wesens.

Jugler, Beiträge zur jur. Biographie II, 406 fg. — v. Schulte, Geschichte 2c. III b, 108.

Ernst Landsberg.

Slevogt: Johann Adrian S., Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik zu Jena seit 1685, daselbst 1653 geboren, studirte und promovirte in seiner Vaterstadt und war hier zunächst von 1681 ab Physicus. 1722 vertauschte er die oben genannte Stellung mit der Professur der praktischen Medicin und Chemie, die er bis zu seinem am 29. August 1726 erfolgten Lebensende inne hatte. Slevogt's schriftstellerische Thätigkeit documentirt eine große Zahl von an sich nicht bedeutenden Dissertationen, Programmen, akademischen Gelegenheitsreden über die verschiedenartigsten Gebiete der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Ein Verzeichniß derselben — ich zähle etwa 129 — umfaßt im Dictionnaire historique par Dezeimeris etwa 3½ Seiten in gr. 8⁰.

Vgl. Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte ꝛc. von Hirsch u. Gurlt V, 432.

Pagel.

Slevogt: Johann Philipp S., Jurist, ist geb. am 27. Febr. 1649 als Sohn des Professors der griechischen und hebräischen Sprache Paul S. zu Jena, studirte zu Helmstedt unter Conring und in seiner Heimath unter Joh. Strauch und Schilter Jurisprudenz, verband jedoch mit derselben Philosophie und Philologie. Seit 1674 Dr. jur. betrieb er die Advocatur und übte sich in Privatvorlesungen und -Disputationen, bis er 1680 außerordentlicher Lehrer der Rechte und ordentlicher Lehrer der Moral wurde, zwei Gebiete, zwischen welchen den Zusammenhang nachzuweisen seine Rede „De philosophia iurisconsultorum“ bemüht ist. Aber bereits im folgenden Jahre erhielt er eine ordentliche Professur in der Juristenfacultät, welcher er sich nunmehr ausschließlich widmen konnte und in der er immer weiter vorrückte, so daß er 1695 Lynker in die Stellungen als erster Beisitzer am Hofgericht, erster Professor und Ordinarius, auch des Schöppenstuhls, nachfolgte. Von den sächsischen Herzögen ward er 1719 zu ihrem gemeinschaftlichen Hofrath ernannt; er starb am 7. Januar 1727. — Zahlreiche, aber lediglich kleinere Schriften, welche Jugler unter 121 Nummern aufzählt, bezeugen seinen Fleiß auf den verschiedenen Feldern seiner Studien und Lehrthätigkeit; die größte Anzahl jedoch ist der Rechtswissenschaft und hier wieder sind die bedeutenderen Leistungen dem Kirchenrecht gewidmet, zu dessen tüchtigeren Vertretern in jener Zeit er gehört. Namentlich seine Untersuchungen über Trennung und Vereinigung von Kirchen und Beneficien zeichnen sich durch klare Behandlung und Sichtung des Stoffes aus, indem sie dessen theoretische Förderung mit praktischer Brauchbarkeit verbinden.

Jugler, Beiträge zur jur. Biographie II, 384—405. — v. Schulte, Geschichte der Lit. u. Quellen des kanonischen Rechts IIIb, 67.

Ernst Landsberg.

Slevogt: Paul S., aristotelischer Philosoph, geboren am 29. April 1596 zu Possendorf bei Weimar, studirte in Jena und begann daselbst sofort nach Erwerbung des Magistergrades Privatvorlesungen abzuhalten; 1621 als Conrector an das Gymnasium in Braunschweig berufen, wurde er auf Grund seiner Virtuosität in Verfertigung lateinischer Verse zum Dichter gekrönt, kehrte aber nach Verlauf von drei Jahren in seine Heimath zurück und übernahm 1625 die Professur der griechischen und der hebräischen Sprache an der Universität Jena. Nach dem Tode Daniel Stahl's 1654 erhielt er als dessen Nachfolger außerdem die Professur der Logik und Metaphysik, welche er jedoch nur ein Jahr lang verwalten sollte. Er starb, nachdem er elf Mal Decan der philosophischen Facultät und drei Mal Rector der Universität gewesen war, am 22. Juni 1655 in Jena. S. huldigte einem noch halb scholastischen Aristotelismus. Die vollständigste Sammlung der von ihm herausgegebenen Abhandlungen philologischen und philosophischen Inhalts ist: „Pauli Slevogti in illustri Salana prof. publ.

Disputationes Academicae, emendatius editae et auctae curante Valentino Velthem prof. Jenensi"; Jen. et Helmst. MDCLXXIX.

Jöcher IV, 637. — Jo. Casp. Zeumer, Vitae professorum Jenensium, p. 81.

Slichting: Jonas v. S. (Schlichting) von Bukowiec d. i. Bauchwitz, polnischer Edelmann und socinianischer Schriftsteller, † 1661. S. stammte aus einer Familie, welche lange Zeit in den ehemals polnischen, jetzt preußischen Fürstenthümern Glogau, Wohlau und Oels angesessen war. Sein Vater, Wolfgang v. S., huldigte bereits socinianischen Anschauungen. So wurde denn auch sein Sohn, unser Jonas S., welcher 1592 geboren war, frühzeitig der socinianischen Gemeinschaft zugeführt und erhielt in Racau seine Vorbildung unter dem seit 1613 dort lehrenden (aus Altdorf entwichenen) Socinianer Joh. Crell (s. A. D. B. IV, 586). Universitätsstudien betrieb er seit 1616 in Altdorf, nachdem er dort nur mühsam Aufnahme gefunden hatte, weil man gegen kryptosocinianische Bestrebungen daselbst Untersuchungen anzustellen begonnen hatte. Nach seiner Rückkehr nach Polen erhielt er eine amtliche Stellung als Pfarrer in Racau selbst, wurde aber bald im Interesse seiner Partei zu weiten Reisen veranlaßt; so reiste er z. B. 1638 nach Siebenbürgen, um dort ausgebrochene Streitigkeiten seiner Gesinnungsgenossen beizulegen. Inzwischen war er durch antitrinitarisch-dogmatische Commentare zu den Briefen an die Galater („Commentarius in epistolam ad Galatas." Racoviae 1628, 8⁰) und an die Hebräer („Commentarius in epistolam ad Hebraeos." Racoviae 1634, 8⁰) hervorgetreten und hatte 1642 ein antitrinitarisches Glaubensbekenntniß („Confessio fidei christianae, edita nomine ecclesiarum quae in Polonia Unum Deum et Filium ejus unigenitum Jesum Christum et Spiritum S. profitentur" 1642, 4⁰) veröffentlicht, eine Schrift, welche in zweiter lateinischer Ausgabe verbessert 1651 in 8⁰, außerdem aber polnisch 1646, niederländisch (1652 in 8⁰) und deutsch erschien. Auf einem 1647 in Warschau tagenden polnischen Reichstage wurde S. wegen dieser Confession für infam erklärt, diese selbst durch den Henker öffentlich verbrannt, und S. dadurch genöthigt, als Verbannter seine Zuflucht außer Landes zu suchen. Aber in dem zwischen Polen und Schweden darauf ausgebrochenen Kriege stellte sich S. anfangs unter schwedischen Schutz und hielt sich zu Krakau auf, verließ indeß 1658 das polnische Gebiet und begab sich zunächst nach Schlesien, wo er sich auf dem Gute Möstricht an der brandenburgischen Grenze aufhielt. Von hier durch die Kriegsunruhen vertrieben, nahm er seinen Wohnsitz in Stettin und blieb daselbst bis 1660. Auch von hier verscheucht, zog er weiter nach Stargard in Pommern, wurde aber hier durch die Kurbrandenburger als politisch verdächtig aufgegriffen und nach der Festung Spandau gebracht. Nachdem sich seine Unschuld herausgestellt, ließ man ihn frei, erstattete ihm auch in Berlin, wohin er sich begeben, seine ihm abgenommenen Schriften wieder und erlaubte ihm auf kurbrandenburgischem Gebiete, auf dem Rittergute Selchow in der Mark, sich aufzuhalten; aber bald nach der Uebersiedelung dahin starb er daselbst am 1. November 1661, im 69. Jahre seines Alters. Während des Kriegsgetümmels hatte er eine Tochter (welche von Polen getödtet worden war) und seine Gattin verloren, hinterließ aber nach seinem eigenen Tode noch drei Söhne und eine Tochter.

In seinen zahlreichen lateinischen Commentaren vertrat S. die socinianische Exegese mit aller Entschiedenheit und achtungswerther Gelehrsamkeit. Unter seinen dogmatischen Schriften verdient außer der bereits erwähnten „Confessio" besondere Beachtung sein gegen den Wittenberger Professor der Theologie Balthasar Meißner gerichtetes Werk „De S. S. Trinitate; de moralibus N. et V. Testamenti praeceptis; item de sacris eucharistiae et baptismi ritibus. Disputatio

adversus Balthasarum Meisnerum." a. 1637. 8°. Die Titel aller Schriften von S., der Originale und der Uebersetzungen, stehen in Christophori Chr. Sandii Bibliotheca anti-trinitariorum (Freistadii 1684) p. 127—132. Am leichtesten zu erlangen sind seine „Commentaria posthuma in plerosque Novi Testamenti libros, in duos tomos distincta" (Irenopoli 1656 in Folio), weil sie eine Abtheilung der bekannten Sammlung der Werke der Socinianer bilden, welche unter dem Titel „Bibliotheca fratrum Polonorum" gedruckt ist.

Quellen seiner Biographie sind außer den genannten Werken die Mittheilungen, welche der Pole Lubieniecius in einer „Epistola" gibt, „qua viro cuidam magno historiolam commentariorum et vitae ac mortis Jonae Slichtingii pertexit". Diese „Epistola" ist datirt Hamburgi die 14/24. Junii 1665 und steht als Einleitung vor den oben citirten „Commentaria posthuma". — Unter den Neueren handelt über S. Otto Fock, Der Socinianismus. Kiel (1847) I, 196 ff.

Paul Tschackert.

Slingeland: Pieter Cornelisz van S., berühmter Maler von Gattungsbildern und Stillleben, geboren in Leyden am 20. October 1640, Schüler von Ger. Dow, den er in der Wahl der Stoffe, in der Technik wie in der Farbe treu nachzuahmen suchte. In seiner früheren Malweise kam er demselben auch nahe, in späterer Zeit verflacht aber seine Kunst. Für seine Bilder wählt er nur wenige Figuren, die er mit reichem Beiwerk umgibt und dieses ist mit staunenswerthem Fleiße ausgeführt. Da er dazu viele Mühe und Arbeit anwandte, so sind seine Bilder selten und werden darum sehr hoch bezahlt. Ein Hauptwerk seiner Hand befindet sich im Louvre, das Familienbild von Meerman, an dem er drei Jahre malte. Wie Houbraken erzählt, brauchte er dabei zu einer Spitzenkrause allein einen Monat. Für das Stillleben und das Beiwerk verwendete er einen peinlich großen Fleiß. Es ist nicht zu leugnen, daß dabei das Figürliche, also der Hauptinhalt des Bildes, Bedeutung und Charakter einbüßt und Nebensachen zur Hauptsache gestempelt werden und dieses noch mehr, wenn sie außer allem Zusammenhange zur Darstellung stehen. So ist es beim Bilde in Amsterdam; wo ein reicher Herr zwischen allerlei Kunstsachen abgebildet ist, als ob er dem Beschauer diese vorführen wollte. Im Rijksmuseum daselbst ist auch ein Hauptbild, der Violinspieler mit dem singenden Bauer und dem laut schreienden Jungen. In der königl. Bridgewatersammlung in London sieht man die Köchin, welche einem Mann Rebhühner bringt. Ein Hauptbild ist auch die Spitzenklöpplerin, welcher eine Alte durchs Fenster einen Hahn zum Verkaufe anbietet, den die Köchin übernimmt. Ebenda ist auch die junge Dame mit dem Hündchen in den Armen, das ein Herr necken will. In Berlin ist die scheuernde Köchin und das Bildniß eines jungen Mannes, aus dem Besitz von Suermondt. Die Münchener Pinakothek besitzt eine Schneiderwerkstätte und die Mutter in der Stube mit dem Kinde in der Wiege. Auch die Eremitage in Petersburg und die Galerie Schönborn besitzen Bilder von seiner Hand. Houbraken erwähnt das Bild eines Mädchens, das eine Maus am Schweife hält, nach der die Katze hinaufspringt und das Bild eines Matrosen, in dessen gewirkter Mütze die Fäden des Gewebes sichtbar waren, und Descamps führt mehrere Bilder aus Privatbesitz an, deren gegenwärtiger Standort unbekannt ist. Smith beschreibt an 70 Bilder von ihm, wovon wohl manche ihm nicht gehören dürften. Bei R. Weigel war sein Eigenbildniß, eine Aquarelle auf Pergament, mit der Jahreszahl 1676. Der Meister starb in seiner Vaterstadt am 7. November 1691. Er ist also nur 51 Jahre alt geworden.

s. Houbraken. — Descamps. — Immerzeel. — Kramm. — Museumskataloge.

Wessely.

Sloman: Robert Miles (spr. Meils) S., Hamburger Schiffsrheder, geboren in Yarmouth, Norfolkshire (England) am 23. October 1783, † in Hamburg am 2. Januar 1867. Sein Vater William S. († am 16. November 1800 in Hamburg), aus Wales stammend, war englischer Schiffscapitän, wurde 1791 Hamburger Bürger und siedelte 1793 mit Frau und sieben Kindern nach Hamburg über, wo er mit dem durch Seefahrt erworbenen Vermögen ein mit Rhederei und Schifffahrt verbundenes Geschäft gründete. Die Mutter, eine geborene Miles, war die Tochter eines Landwirthes aus Norfolkshire, welche 79jährig in Hamburg 1828 gestorben ist. Der Seedienst scheint in der Familie beliebt gewesen zu sein: ein dritter Sohn dieser Ehe, John Miles S., war 1806 Seecadett auf dem l'Aimable, einem den Franzosen abgenommenen und der britischen Kriegsmarine einverleibten Schiffe, das damals die Elbe blockirte (Mittheilungen des Vereins f. Hamburg. Geschichte. Jahrg. 10, 123). In Robert Miles S. trat die Eigenthümlichkeit, welche den Engländern des Nordostens, besonders den Yorkshireleuten nachgerühmt wird, ruhige Ueberlegung, feste Entschlossenheit und umsichtige Thätigkeit schon in jüngeren Jahren hervor. Nach nur dreijährigem Besuch einer Bürgerschule in Hamburg trat er, mit dreizehn Jahren confirmirt, in das väterliche Geschäft, und als der Vater schon 1800 starb, mit seinem älteren Bruder an die Spitze desselben. Achtzehn Jahre alt, leitete er das gleich nach dem Frieden von Amiens in Antwerpen gegründete Filialgeschäft mit gutem Erfolge und fand noch Zeit, die Lücken seiner Bildung auszufüllen durch Studium der Schriftsteller des Jahrhunderts der Aufklärung, Rousseau machte tiefen Eindruck auf ihn, und noch in höherem Alter citirte er gern Addison. Mozart und Haydn blieben seine Lieblinge in der Musik. Der Wiederausbruch des Krieges und die Blockade der Schelde nöthigten ihn, sein Geschäft nach dem kleinen Seehafen Tönning in Schleswig-Holstein zu verlegen. Das dortige Leben, die Gründung einer Familie durch die Heirath mit Gundalene Brarens, der Tochter eines friesischen Grönlandfahrers und dann Lootsencommandeurs in Tönning, hat seine Tochter Eliza Wille in ihrem „Stillleben in bewegter Zeit“ so geschildert, daß ein Mann wie Friedrich Kreyssig in der Deutschen Rundschau 1878, dasselbe besprechend, ausruft: „Wollte Gott, wir hätten viele solcher Frauen!“ u. s. w. Als er 1814 nach Herstellung des Friedens wieder nach Hamburg kam, war er infolge der Continentalblockade und der französischen Gewaltmaßregeln ein mittelloser Mann, allein sie hatten sein Vermögen, nicht seine Thatkraft aufgerieben. Als ihm jetzt wegen seiner als unabhängiger Viceconsul in Tönning und Cuxhaven geleisteten Verdienste Castlereagh das Consulat in Hamburg anbot, lehnte er wiederholt ab, da er durch Geschäftsthätigkeit meinte eher die Mittel als Stütze seiner und der hinterlassenen väterlichen großen Familie zu erwerben. Auch in der Geschäftswelt unterscheidet man Männer, die auch in ihren Privatgeschäften immer eine Richtung nach dem Gemeinwohl offenbaren und es ist nicht Zufall, daß seine mit seltener Umsicht und außerordentlicher Arbeitskraft durchgeführten Geschäftsunternehmungen direct zur Handelsgröße der alten Hansestadt, deren Bürger er geworden, beitrugen, obwohl ihn die Republik, da er keiner heimischen Familie angehörte und als Schiffsmakler kein öffentliches Amt bekleiden durfte, zu keiner Würde berief, und er erst im Alter, nachdem er den Maklerstock seinem Sohne übergeben, zum Handelsrichter ernannt wurde. Englische Schiffe hatten lange allein die Güterausfuhr nach England im Besitze. S. knüpfte Verbindungen mit dem Inlande, mit Leipzig und der Rheinisch-westfälischen Compagnie an, in den vierziger Jahren wagte er die Concurrenz mit der die Dampfschiffverbindung von Hamburg mit London allein besitzenden, mächtigen „General Steam Navigation Company“ durch die kleinen Dampfer Elbe und Thames und gründete die Dampfschifflinie

zwischen Hull und Hamburg. Bremen war bisher der einzige deutsche Hafen für die Auswanderung nach Amerika. S. ließ sich nicht durch die ihm widerstrebenden Vorurtheile (Seelenverkauf u. dergl.) abschrecken, einen Theil derselben nach Hamburg zu lenken. Aus kleinen Anfängen arbeitete er sich empor, bis seine großen Seeschiffe die regelmäßige Post- und Packetverbindung und eine mit Bremen rivalisirende Auswandererbeförderung herstellten. Unweit Hamburg erlaubte eine Sandbank den größeren Schiffen nur mit der Fluth in den Hafen zu gelangen. Als seine Vorschläge, dieselbe mit einer in der Mersey bewährten Kratzmaschine zu beseitigen, abgelehnt wurden, erbot er sich, auf seine Gefahr und Kosten den Versuch zu machen, leider vergebens. Hamburg besaß kein Trockendock. S. erbaute es mit Beistand des Bremers Wencke. Er hat zuerst eine Gesellschaftsreise zur Weltumsegelung ins Werk setzen wollen, die trotz der großen Wohlfeilheit und musterhaften Einrichtung nur aus Mangel an Theilnehmern unterblieb, als die dänische Regierung, da viele Beamte und Officiere dazu Urlaub erbaten, selbst eines ihrer müssig im Hafen faulenden Kriegsschiffe dazu ausrüsten ließ. Er setzte auch das erste deutsche Dampfschiff zwischen Deutschland und Amerika in Fahrt. Und als die große Erhebung von 1848 in Deutschland und Italien, vor der Pariser Februarrevolution begann, deren Fortgang wesentlich zu jenen verhängnißvollen Ueberstürzungen führte, die bis zum Jahre 1871 die Wiederherstellung des Deutschen Reiches hinhielten, als Schleswig-Holstein aufstand, bewährte S. sich als deutscher Patriot. Mit einem namhaften Beitrag hatte er Wille's bald durch den Einmarsch deutscher Truppen in Schleswig-Holstein hinfällig gewordenen Aufruf zur Ausrüstung von Freiwilligen unterstützt und war dann thätigstes und leitendes Mitglied des Comités, das die erste deutsche Flotte in Hamburg herstellte, 600 000 Mk. wurden in Hamburg zusammengebracht, Cesar Godeffroy & Co. gaben eines ihrer größten Segelschiffe, S. seinen Franklin zur kostenfreien Verfügung her und war unermüdlich für ihre Bemannung und Stellung in Kriegsbereitschaft. Als Nordamerika die Fregatte Potomak unter Commodore Paulett an die Wesermündung zur Begrüßung Deutschlands sandte, kam ihr ein Schiff der deutschen Flotte entgegen mit den Mitgliedern des deutschen Parlaments, dem österreichischen Oberst Moering (s. A. D. B. XXII, 260—263), dem preußischen Major Teichert und Cesar Godeffroy und S. (der, durch Erkrankung abgehalten, sich durch einen der Redactoren der Börsenhalle, seinen Schwiegersohn Dr. François Wille, vertreten ließ) vom Hamburger Comité. Es ward ein Protokoll über diese Begrüßung von beiden Seiten an Bord des Potomak unterzeichnet. Feierlich übernahm Erzherzog Johann als Reichsverweser diese erste deutsche Flotte, die nur durch, sich auf Friedensunterhandlungen berufende Gegenbefehle abgehalten wurde, die dänischen Blockadeschiffe an der Elbemündung anzugreifen. Der Verkauf dieser Schiffe bezeichnet die nun folgende traurige Zwischenzeit. S. eröffnete noch als Alterspräsident die erste Hamburger neue Bürgerschaft und feierte seine goldene Hochzeit durch ein den Inwohnern des durch ihn beschenkten Schifferarmenhauses gegebenes Festmahl. Seine letzte Handlung wenige Tage vor seinem Tode war die Verbrennung aller Schuldverschreibungen der von ihm Unterstützten. —

Sein gleichnamiger Sohn war 1867 Abgeordneter Hamburgs für das Norddeutsche Parlament. Durch die Ausdehnung der väterlichen Rhederei, namentlich auch nach Australien, sowie durch eine Pflegstätte für arme und schwächliche Kinder, die er auf seinem Gute Lammershagen am Selenter See in Holstein errichtet hat, ist derselbe neuerdings rühmlichst genannt worden.

Eliza Wille geb. Sloman, Stillleben in bewegter Zeit. Leipzig 1878. 3 Th. — Hamburger Schriftsteller-Lexikon VII, 211—213.

Slomšek: Martin S., Fürstbischof von Lavant mit dem Sitze in Marburg (Untersteier), geboren zu Ponikl im Cillier Kreise am 26. November 1809, † zu Marburg am 24. September 1862. Bauernsohn, trat S. nach vollendeter Mittelschule in den philosophischen Kurs zu Zengg im kroatischen Littorale und als Candidat der Theologie in das Klagenfurter Seminar (1821). Als Weltgeistlicher und Seelsorger 1824—1829 thätig, im letzteren Jahre Spiritual des Klagenfurter Seminars, 1837—1844 Pfarrer zu Saldenhofen in Untersteier, dann Domcapitular zu St. Andrä im Lavantthal, mit der Schulaufsicht betraut, wurde S. mit dem Lavanter Fürstbischofe F. X. Kutnar (Krainer) eng befreundet. Als dieser starb, wurde 1846 S. sein Nachfolger. Die Hebung der slowenischen Sprache und Nationalität war und blieb von jungen Jahren an sein Lieblingsziel, dem er als geistlicher Schriftsteller und Hauptförderer des St. Hermagoras-Vereins nachstrebte.

Hoffinger, Anton Martin Slomšek, ein Charakterbild aus Oesterreichs Süden, Oesterr. Revue 1863. VI, 77. — Wurzbach, biogr. Lexikon XXXV, 145—154.

F. v. Krones.

Slooten: Johann van der S., auch Johannes Slotanus oder nach seinem Geburtsort, einem Dörflein in der Umgegend von Herzogenbusch, Johann von Gessen genannt und im Anfange des 16. Jahrhunderts geboren, hat sich als gefürchteter Bekämpfer der Reformationsfreunde einen guten Klang bei seinen Glaubensgenossen erworben. Frühzeitig trat er in den Dominicanerorden zu Cöln ein. Es war seine glühende Sehnsucht, zur Bekehrung der Heiden nach Amerika auszuwandern; aber seine Oberen versagten ihm den Wunsch wegen seiner schwachen Gesundheit. Eifrigst studirte er nun Theologie, erwarb sich den Doctorgrad und erhielt nicht nur das Priorat seines Klosters, sondern auch eine Stelle als Lehrer und Regent der Hochschule. Bald kehrte er die Waffen seiner Gelehrsamkeit wider die Protestanten, anfangs nur in einigen Schriften, nachher auch als Inquisitor. Der Schwärmgeist Justus Velsius, welcher 1555 zu Cöln Philosophie docirte und, der Heterodoxie verdächtig, verhaftet wurde, hatte ihm seine Verbannung aus der Cölner Diöcese zu danken. Als nun Velsius, der fortwährend zwischen Katholicismus und Protestantismus schwankte, seine Apologie herausgab, entgegnete S. 1557 mit einer „Confutatio apologiae Justi Velsii Hagani", der im nächsten Jahre eine umständlichere Streitschrift folgte: „Disputationum adversus haereticos liber unus, in quo, sub propugnatione articulorum Justo Velsio Coloniae propositorum, omnes ferme hujus saeculi controversiae discutiuntur". 1559 folgten weiter: „De retinenda fide orthodoxa et catholica adversus haereses et sectas et praecipue Lutheranam", „De baptismo parvulorum" wider die Taufgesinnten und „Dialogus de barbaris nationibus convertendis ad Christum". Alle diese Schriften erschienen zu Cöln; so auch die weiteren: „De verbi Dei virtute et ecclesiae insuperabili potentia", 1555; „De octo beatitudinibus sermones XIV", 1556; „In psalmum XC homiliae novem"; „De oratione"; „Concio latine pronunciata in capitulo majoris ecclesiae Coloniensis anno 1544". Einige andere, von Paquot citirt, waren nur handschriftlich vorhanden. Ein langes Leben war ihm nicht beschieden; Schon am 9. Juli 1560 starb er, von seinen Glaubensgenossen hoch verehrt.

Paquot III, 60 sv. — Glasius, Godg. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordb.

J. C. v. S.

Sluiter: Wilhelm S., reformirter Prediger, hat sich besonders auf dem Gebiete des geistlichen Liedes einen guten Namen erworben. Als Sohn wohlhabender Eltern im Dorfe Neede am 26. März 1627 geboren, machte er seine

theologischen Studien an der Hochschule zu Utrecht, wo ihn als Lehrer besonders Gisbertus Voetius anzog. Doch bewahrte ihn seine fromme, zum Pietismus hinneigende Gesinnung vor der Härte der scholastischen Theologie seines Lehrers. Als er 1650 das Predigeramt im Dorfe Eibergen angetreten hatte, erwies er sich als ein gemüthvoller, friedliebender und frommer Mann, welcher den Dienst an seiner Gemeinde eifrigst versah und durch geistliche Lieder auch in weiteren Kreisen Gottes- und Menschenliebe zu erwecken trachtete. Als seine Gattin, Margaretha Sibilla Hoornaart, ihm nach kurzer Ehe entrissen war und seine zwei Kinder der Obhut seiner Schwiegermutter zu Deventer anvertraut waren, verfiel er ganz der Schwermuth und Einsamkeit, aus der ihn freilich zweimal die Kriegsereignisse (1665 u. 1672) aufschreckten. Wie sehr er auch um seiner Frömmigkeit und Liebesthätigkeit willen geachtet ward, scheint doch sein Einsiedlerleben vielen anstößig gewesen zu sein. Das mag ihn bewogen haben, 1673 einem Ruf als Prediger nach Rouveen zu folgen. Er starb aber schon im Monat December zu Zwolle im Hause seines Schwagers Dr. Suavius. Seine mystische und ganz auf das Jenseits gerichtete Gesinnung spiegelt sich in seinen mehrfach gedruckten Liedern ab. Kennzeichnend für seinen Charakter ist besonders eine dichterische Leichenpredigt auf ihn selbst, welche er für seine Gemeinde zu Eibergen verfaßte. Seine Dichtungen sind: „Eensaam huys- en winterleven“; „De triumpheerende Christus“; „Buitenleven“; „De Psalmen en het Hooglied“; „Jeremia's Klaagliederen“; „Lop van Maria“ und „Eybergsche Sanglust“. Sie erlebten mehrere Ausgaben, unter welchen die von 1731, zu Amsterdam erschienen, illustrirt ist.

Eine kurze Biographie von L. A. J. W. Sloet findet sich in: de Geld. Volksalm. 1836. Nachrichten bieten auch Glasius, Godgel. Ned. und van der Aa, Biogr. Woordb.

J. C. v. S.

Sluse: René-François de S., Mathematiker, geboren am 2. Juli 1622 zu Visé (an der Maas, halbwegs zwischen Lüttich und Mastricht), † am 19. März 1685 zu Lüttich. Die Rechtschreibung des Namens hat mehrfach gewechselt. Seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts schrieben sich verschiedene Glieder der Familie de Sluze, aber René-François hat stets so geschrieben, wie wir den Namen oben angaben. Die Familie stammte wahrscheinlich aus einem Dorfe Sluze in der Nähe von Tongres und war, vielleicht ursprünglich von Adel aber verarmt, durch Gewerbsthätigkeit allmählich in die Höhe gekommen. Beamte verschiedener Berufszweige gingen aus ihr hervor, und auch die Familie Walteri, welcher Katharina, die Mutter von René-François, angehörte, zählte feingebildete Männer, insbesondere zwei Brüder Katharinens, von denen der eine Kanonikus in Visé, der andere Hausprälat der beiden Päpste Innocenz X. und Alexander VII. war. René-François wurde zum Geistlichen bestimmt und erhielt schon am 15. März 1631 die Tonsur. Eigene Neigung fesselte ihn dann an den Stand, zu dem man ihn bestimmt hatte, ungleich einem Bruder, der bereits in jungen Jahren Kanonikus geworden, später der Kirche entsagte und sich verehelichte. S. begann seine Studien in Löwen (1638—1642) und setzte sie an dem Collegium der Sapienza in Rom fort, wo er bis 1651 verweilte. Schon 1643 hat er sich in Rom die juristische Doctorwürde erworben, dann trieb er mit großem Eifer Griechisch, orientalische Sprachen, Mathematik, Astronomie, Anatomie. So wurde Rom seine geistige Heimath, nach welcher ihn in späteren Jahren wiederholt Heimweh erfaßte, welches er aber nicht wiedersah, nachdem er 1651 als Kanonikus in das Capitel der St. Lamberts-Kirche in Lüttich eingetreten war. Amtliche Geschäfte füllten kaum einen geringen Theil seiner Zeit aus. Noch weniger Zeit vergeudete er in damals üblichen Gelagen, von denen er sich stets fernzuhalten wußte. Den Wissenschaften zu leben, einen ausgiebigen

Briefwechsel über die verschiedensten Gegenstände zu führen, war ihm Bedürfniß und Erholung. Als Schriftsteller auf historischem Gebiete trat S. 1679 auf, wo er über den Tod des Heiligen Lambert (A. D. B. XVII, 547) Untersuchungen anstellte, durch welche er zu den gleichen Ergebnissen geführt wurde, welche man gegenwärtig als die richtigen anzuerkennen pflegt. Eine zweite geschichtliche Arbeit über den Heiligen Servatius von 1684, also kurz vor de Sluse's Tode veröffentlicht, strotzt von Gelehrsamkeit, wenn auch die Benutzung derselben weniger glücklich gewesen zu sein scheint. Vorzugsweise war S. aber Mathematiker, und seine Leistungen in dieser Wissenschaft sind theils in einem Buche veröffentlicht worden, theils sind sie in Briefen an Huygens, an Pascal, an Oldenburg niedergelegt, welche meistens erst in unserem Jahrhunderte der Forschung zugänglich gemacht worden sind. Das Buch führt den Titel „Mesolabum" und ist erstmalig 1659, dann wesentlich vermehrt ein zweites Mal 1668 im Drucke erschienen. S. hat darin die Auflösung cubischer Gleichungen mittelst irgend eines gegebenen Kegelschnittes und eines entsprechend gewählten Kreises vollzogen. Die Zusätze zur 2. Auflage enthalten unter anderem eine theoretische Untersuchung über Inflexionspunkte von Curven. Eine Methode zur Tangentenziehung an algebraische Curven scheint S. seit 1652 besessen zu haben. Er reichte sie aber erst 20 Jahre später der Londoner Royal Society ein, in deren Abhandlungen (Philosophical Transactions 1672 und 1673) sie zu lesen ist. Aus den Briefen an Pascal dürfte vorzugsweise eine Erweiterung des Begriffes der Cycloide merkwürdig erscheinen, indem auch andere Curven als Kreise längs einer geraden Grundlinie fortbewegt werden.

Le Paige, Correspondance de René-François de Sluse publiée pour la première fois et précédée d'une introduction im Bulletino Boncompagni Bd. 17 (Rom 1884). — Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik Bd. 2.

Cantor.

Slüter: Jochim (Joachim) S., der Reformator Rostocks, † am Pfingstsonntage, 19. Mai 1532, war 1491 oder 1492 zu Dömitz an der Elbe geboren, sein Vater war Fährmann und hieß Kutzer oder Kutzker. Da nach dessen frühem Tode die Mutter wieder heirathete, so wurde der Sohn, wie heute noch in Mecklenburg sehr üblich, nach des Stiefvaters Namen Slüter genannt, und behielt diesen später bei. Er muß früh dem geistlichen Stande gewidmet sein, denn als er am 19. Juli 1518 in Rostock immatriculirt wurde, ist er schon mit dem Titel dominus eingetragen. Von da ging er nach Wittenberg, und sein Biograph Nicolaus Gryse nennt ihn „des Luthers Discipel", er muß in der Matrikel der im Winter 1519/20 eingetragene Joach. Dutzo ex Rebnitz Schwirin. dioc. (Meckl. Jahrb. 48, S. 61) und dort auch zum Magister promovirt sein, obwohl Referent ihn in Köstlin's Aufzählung der dortigen Magistri (1888) nicht fand. 1521 übernahm er die Kirchspielschule zu St. Petri in Rostock und hatte während der Zeit einen Freitisch bei einem Barbier Peter Smidt. 1523 ernannte ihn Herzog Heinrich der Friedfertige von Mecklenburg in Vertretung seines Sohnes Magnus, des postulirten Bischofs von Schwerin, als Patrons der Kirche zu einem der Capellane an St. Petri, wo er das kleine spätere „Orgelistenhaus", die heute sog. Flöhburg an der Nordseite der Kirche, bewohnte. Er begann sofort das Evangelium nach Luther's Lehre zu predigen, deutsche Kirchenlieder einzuführen und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen. Er ist damit, nachdem vorher der Rigaer M. Silvester Tegtmeier im Dome zu St. Jacobi als Capellan einen kurzen, schüchternen Anlauf genommen, der erste lutherische Prädicant Rostocks; nicht Pastor, denn das Pastorat gehörte zur Cantorei des Domes und war unbesetzt. Der Fortgang der Reformation geschah wie in Hamburg, Lübeck und Lüneburg; die kleinen Handwerker, Gesellen und das kleine

Volk strömten S. zu, der deshalb im Sommer im Freien unter einer Linde des Zudranges wegen predigen mußte, die Universität, die mächtige Klerisei, der Rath und das Patriciertthum waren ihm entgegen. 1525 mußte er aus Rostock flüchten, doch versorgte ihn Herzog Heinrich; vielleicht ist er der in demselben Jahre in Güstrow unter dem Schutz des Herzogs Albrecht predigende M. Joachim, der sonst auf M. Joachim Kruse gedeutet wird. 1526 setzte ihn Herzog Heinrich nach dreivierteljähriger Abwesenheit in Rostock wieder ein. Der Versuch einer Vergewaltigung durch den Rath 1527 wurde durch einen Volksaufstand gebrochen, und in demselben Jahre bestätigte ihn abermals Herzog Heinrich und beschenkte ihn mit einem neuen Priesterkleide. 1528 trat noch ein Capellan von St. Petri, Paschen Gruwel, später Pastor zu Warnemünde, und sein Nachfolger in der Kirchspielsschule, Joachim Schröder (A. D. B. XXXII, 515), auf seine Seite, auch mußte der Rath, dem Verlangen der kleinen Bürgerschaft in der Neustadt nachgebend, den früheren Franciscaner Valentin Korte (A. D. B. IV, 652 v. Curtius, wo als sein Geburtsort noch Lebus angegeben) als evangelischen Prädicanten in der H. Geist-Kirche anstellen. Inzwischen war die reformatorische Bewegung stark durch den offenen Hader der Dominicaner und Franciscaner über die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä gefördert worden, und da die ersteren die vornehme Welt für sich gewannen, wurden die Franciscaner mehr und mehr zum Lutherthum gedrängt, dem auch in der Stadt ihr früherer Hauptanhang sich zuneigte. Es ist daher eine ganz verkehrte Sage, daß gerade die Franziskaner versucht hätten, S. zu vergiften. Auch der Bürgermeister Heinrich Gerdes wandte sich jetzt S. und der Reformation zu. In diesem Jahre verheirathete sich S., nachdem eine erste Verlobung durch den Druck des Rathes auf seinen Schwiegervater (Sibera oder Siverdes) aufgehoben war, mit Katharina Gelem, der Tochter eines Kleinschmieds, unter großem Auflauf; sein Amtsbruder Gruwel vollzog die Trauung. Im J. 1529 zwang das Volk den Rath, einen Prädicanten (Bartelt, Barthold) auch im Dome zu St. Jacobi anzustellen, der sich aber gegen den Anhang der Klerisei, ein Mandat des Herzogs und den Widerwillen des Rathes gegen die immer mehr meuternde Masse nicht behaupten konnte, sicher aber nicht der erst 1531 aus Lübeck gekommene „elende“ Priester (Koppmann, Gesch. d. St. Rostock S. 137) war. 1530 hatte sich auch der frühere Gegner Slüter's, der Capellan Antonius Becker zu St. Nicolai auf die Seite der Evangelischen gestellt. Jetzt wurde der Rath eifrig vorwärts gedrängt, ein Haupttreiber der Massen war unfraglich nach seinen Einräumungen an Bugenhagen S.; am 30. December 1530 verfügte der Rath nach längeren Verhandlungen ein Provisorium, in dem der Sieg der Evangelischen schon enthalten war; die Prädicanten der letzteren sollten aber noch gemeinsam „ere bedencket, meinung und erklerung“ über diese Ordnung und andere Religionserklärung abgeben. Diese verfaßte S. namens der anderen Prediger, welche sämmtlich unterschrieben, und überreichte sie am 10. März 1531 dem Rathe. Da die katholische Klerisei aber der Ordnung vom 30. December sich nicht fügen wollte, so setzte nun der Rath am 1. April, am Tage vor Palmarum, auf neues Drängen der Massen definitiv den lutherischen Gottesdienst für alle Kirchen fest. Wegen Verlästerung der Slüter'schen Eingabe und Entstellung des Inhalts durch die Gegenpartei gab S. jene alsbald bei L. Dietz mit einem Nachworte unter dem Titel: „Eine korte und doch grundtlyke bericht der Ceremonien des Olden und Nyen Testaments &c.“ in Druck, die leider verloren ist (Wiechmann I, S. 156), aber die Ausstreuungen gegen ihn waren doch schon nach Lübeck zu dem dort weilenden Bugenhagen gedrungen, der ihretwegen den ebenso wie Korte ihn aufsuchenden S. zur Rede setzte. Es waren 4 Punkte, über die S. sich ihm gegenüber verantworten sollte: der Glaube und die Beichte, die Ceremonien und

„tuegen" (der Gebrauch der lateinischen Gesänge), und der Gehorsam gegen die Obrigkeit. Wegen Glaubens und der Beichte fand aber Bugenhagen keine Abweichung, den der Obrigkeit schuldigen Gehorsam erkannte S. auch an, erklärte aber, was bisher geschehen sei, habe des Evangelii wegen geschehen müssen. Daß er gegen die lateinischen Gesänge und das nicht deutsche Ceremonienwesen aufgetreten sei, räumte S. ein, erklärte sich aber mit Bugenhagen's Auseinandersetzungen völlig einverstanden, wie dieser sich mit Slüter's Einräumungen zufrieden gab, so daß beide als Freunde schieden. Bugenhagen hatte darüber auch an Luther berichtet. Im Sommer brach aber dennoch Streit zwischen den Prädicanten aus, die sich über Matthäus Eddeler (A. D. B. V, 636) beschwerten, den der Rath auch vor dem 25. Juli 1521 suspendirte, und dessen vorläufige Beseitigung auch aufrecht erhielt. Dunkel bleibt nun der Streit, den der Rath durch den Syndikus Joh. Oldendorp, etwa im October gleichzeitig an Luther, Melanchthon, Bugenhagen und Urbanus Rhegius bringen ließ, worauf von Luther und Melanchthon gemeinsam (in einem fast überall nach dem „Etwas" 1737, S. 705 ff. irrig abgedruckten) Schreiben aus Wittenberg vom 10., von Bugenhagen am eingehendsten aus Lübeck am 24., von Urbanus Rhegius aus Celle am 8. November geantwortet wurde. Sie riethen sämmtlich den, wie Luther im Originale sagt, „zänkischen" Prediger zu entlassen. Da der Rath vom Streiterheber ohne Namhaftmachung gesprochen hatte, rieth Luther ziemlich deutlich auf S., Bugenhagen nennt ihn sogar, freilich sehr zweifelnd; und da Gryse ebenfalls von einem beigelegten Streite Slüter's mit den übrigen Prädicanten berichtet, so liegt es nahe, auf S. zu schließen. Der Hauptstreit lag aber in der Frage wegen der Beichte, in welcher S. mit Bugenhagen einverstanden war; auch geschah vom Rath nichts gegen S., der freilich schon krank war; aber auch vom Herzog Heinrich liegt noch ein Schreiben an ihn vom 25. Januar 1532 vor. So bleibt kaum etwas anderes übrig, als an den nun definitiv abgesetzten Eddeler oder an den 1532 aus Rostock nach Riga abgegangenen Barthold zu denken. S. siechte seit dem Herbst 1531, seit dem 1. November predigte schon Joachim Schröder für ihn; am Pfingstsonntage 1532 starb er und wurde nahe der Hofthüre seines Hauses unter der Friedhofslinde, seiner alten Predigtstelle, begraben. Das Grab deckte ein Stein mit lateinischer Inschrift, derselbe liegt jetzt an derselben Stelle, in eine breite Cementplatte eingelassen, vor dem 1862 errichteten einfachen eisernen Denkmale. In die Mauer dahinter ist eine neuere (hochdeutsche) Inschrift, wol im 17. Jahrhundert eingefügt. Seine Krankheit und sein Tod wurden von seiner aufgeregten Gemeinde einer Vergiftung durch die Papisten, sicherlich ohne Grund, schuld gegeben. Einige in dieselbe Zeit fallende Giftmischer- und Zauber-Untersuchungen, in welche auch ein „Pape" Niebuhr verwickelt war, der die Stadt räumen mußte, halfen dem Gerede zu allseitigem Glauben. S. hinterließ einen etwa dreijährigen Sohn, Elias, der später nach Ribnitz übersiedelte. Die angebliche Erheirathung eines Brauhauses mit der Katharina Gelem scheint auf einer Namensgleichheit (einem nicht bekannten anderen M. Jochim Slüter) zu beruhen. Die Wiederauffindung eines bei Ludwig Dietz in Rostock 1525 gedruckten Gesangbuches, des ältesten bisher bekannten niederdeutschen, weist durch die Bezeichnung der Vorrede mit J. S. entschieden auf Slüter, als den Uebersetzer und zum Theil Zusammensteller; doch scheint der Titel eine noch frühere Ausgabe anzudeuten. Er wird dann auch der Uebersetzer des „Ghebedebokelins" von 1526 (Wiechmann I, S. 96) und des Katechismus „Eyne schone unnd ser nutte Christlike underwysynge" von 1525 (das. I, S. 89) sein. Mit Sicherheit stammt von ihm das berühmte niederdeutsche Gesangbuch von 1531 (das. I, S. 145 ff.), welches Wiechmann mit dem vorhin genannten Katechismus 1858 neu herausgegeben hat. Die Vor-

rede zum zweiten Theil dieses Gesangbuches ist die „schöne Präfation“, von der Gryse fol. J. 2 spricht, sie sei der Abschluß des Prädicantenstreites gewesen. Lateinisch abgefaßt ist die Abfertigung „Humilis in Christo ministri Joachimi in hasce contra Evangelion conclusiones judicium“ (1525, Druck von Ludw. Dietz) gegen die Herausforderung des späteren evangelischen Predigers Antonius Becker, zur Disputation unter Vorsitz des Dr. Bartold Moller (A. D. B. XXII, 122). Vgl. Mecklenb. Jahrb. 4, S. 167; 22, S. 247, wobei zu bemerken, daß die frühere Marianische Bibliothek der Rostocker Universitätsbibliothek einverleibt ist.

Nach kurzen Angaben von D. Chyträus und Lucas Bacmeister (Westph. Mon. ined. I, p. 1554, vgl. III, 116) ist die grundlegende Darstellung: des Nicolaus Gryse: Historia van der Lere, Levende und Dode Joachimi Slüters etc. Rostock, Steffen Müllman. 1593. Auf ihm beruhen: Arndt, M. Joach. Slüter. Lübeck 1832; Serrius, M. Joach. Slüter, Rostock 1840; J. Wiggers, Kirchengesch. Mecklenburgs; Krabbe, die Univ. Rostock im 15. und 16. Jahrh.; M. G. V. H. Niehenck, Gemeinnützige Aufsätze, Rostock 1769 p. 110 ff.; Meckl. Jahrb. 16, S. 9—56 und 193; K. Koppmann, Geschichte der Stadt Rostock I.; derselbe, Beitr. z. Gesch. d. Stadt Rostock I., S. 37 bis 46 und 101 f. — Vgl. Schröder, Evang. Mecklb. I., S. 95 und 186 ff. — Krey, Beitr. II, S. 62, 257. Ueber den Briefwechsel mit Bugenhagen ꝛc.: Wiechmann in Mecklb. Jahrb. 24, S. 140—155. — O. Vogt, Dr. J. Bugenhagen's Briefwechsel S. 107—122. Ueber die Gesangbücher: Joh. Bachmann, Gesch. des evangel. Kirchengesanges in Mecklenburg. Rostock 1881 (in sehr gründlicher Erwägung) und Ad. Hofmeister, in Wiechmann-Hofmeister, Mecklb. Altniedersächs. Litt. III., s. Reg.

Krause.

Slüter: Johann (I.) S. (auch Schlüter), Dr. jur., Rechtsgelehrter und Bürgermeister in Hamburg; geboren zu Winsen an der Aller am 24. März 1616, † zu Hamburg am 21. October 1686. Unter den Hamburger Familien „Slüter“ hat die dortselbst 1617 ansässig gewordene eine Reihe kenntnißreicher und verdienter Männer hervorgebracht.

Die Familie lebte früher im Westfälischen, und ist als deren Stammvater Johann S. zu betrachten, welcher gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Halle im Bezirke Minden das Bürgermeisteramt bekleidete, dessen Sohn Berend, Bürger zu Bielefeld († 1585), war Vater des Severin, der (am 28. October 1571 in Halle geboren, am 16. Juli 1648 in Hamburg gestorben) am 22. April 1617 zum Hauptpastor der Kirche St. Jacobi in Hamburg, 1646 zum Senior des Hamburger Ministeriums erwählt wurde. Seit 1604 mit Marie, der Tochter des Pastors Daniel Funk verheirathet, überlebte ihn von zehn Kindern nur unser Johann (I.) — der Urenkel des gleichnamigen Stammvaters. Er genoß den ersten humanistischen Unterricht zu Hamburg, bezog dann als Hörer der Rechte Rostock, Marburg, Greifswald, zuletzt Helmstedt und promovirte mit der Inaug.-Disputation de constitutione et acquisitione feudi (Argent. 1642. 4°) 1642 in Straßburg, nachdem er schon früher (1635—1638) im Drucke erschienene Disputationen gehalten hatte. In die Heimath zurückgekehrt, practicirte er einige Jahre in Hamburg. 1654 wurde er zum Assessor beim hohen Tribunal in Wismar, dann als Appellationsrath und Consistorialpräsident des schwedischen Vorpommern ernannt; 1668 finden wir ihn als Kanzler und Geheimen Rath (consiliarius), auch Justiz- und Lehensgerichtsdirector zu Güstrow. Der im Jahre 1675 ergangenen Berufung als Syndikus von Hamburg konnte S. keine Folge leisten, weil Herzog Gustav Adolph die Entlassung aus seinen Diensten verweigerte. Am 4. Februar 1678 erhielt er diesen Ruf noch einmal

und nahm ihn mit Zustimmung des Herzogs unter der Bedingung an, daß er den Rang vor beiden anderen Syndicis erhielt und den Titel consiliarius weiter führen durfte. Am 1. November 1672 schlossen S. und der Senator Johann Dietrich Schaffshausen mit König Christian V. von Dänemark den wichtigen Interims=Receß, wodurch die Ruhe nach Außen hergestellt wurde. Zu jener Zeit herrschten unter Hamburgs Bürgerschaft tiefgehende innere Zwistigkeiten, und mußte der frühere Reichshofrath und nunmehrige Bürgermeister Heinrich Meurer, eine wegen seiner Willkür vom Volke sehr gehaßte Persönlichkeit, am 12. Juni 1684 plötzlich resigniren. Die erregte Bürgerschaft verlangte noch in derselben Nacht die Wahl eines neuen Bürgermeisters. Die Wahl fiel auf Syndikus S., welcher allgemein im Rufe eines geschäftstüchtigen, grundehrlichen Mannes stand. Meurer, welcher nach Celle geflohen war, hatte im Hamburger Rathe noch manchen Anhänger; diese, die Intriguen der kaiserlichen Commissäre und Mißgriffe der herrschenden Partei in der auswärtigen Politik — namentlich gegenüber Dänemark — riefen eine Gegenbewegung hervor, und Meurer's Hauptgegner — Snitger, Jastram, Krolau und Andere — wurden in Criminaluntersuchung gezogen. Als Erstere am 28. August 1686 auf der Folter aussagten, daß S. von den Plänen und Umtrieben zum Sturze Meurer's gewußt habe, wurde er sofort verhaftet und auf das Eimbeck'sche Haus gebracht; von Gram und Schrecken schwer gebeugt, starb der bejahrte Mann am 21. October 1686 in der Gefangenschaft — nach Ansicht mancher Zeitgenossen an Gift. Meurer aber wurde unter dem Einflusse der kaiserlichen Commissäre und ihrer Anhänger trotz so vielen Feinden wieder in sein Amt eingesetzt. S. war seit dem 5. Februar 1644 verheirathet mit Elisabeth (1620—1702), einer Tochter des Hamburger Kaufmanns Mathäus Trainer aus Nürnberg. Die aus dieser Ehe hervorgegangenen drei Söhne widmeten sich insgesammt der Rechtswissenschaft. — S. verfaßte außer den erwähnten Abhandlungen noch sieben weitere (Hamburg 1650—98) vorwiegend kirchenpolitischen Inhaltes, von denen drei gegen Hippolytus a Lapide gerichtet sind.

Schröder, Lexikon der hamb. Schriftsteller VI, 573, 576—579. — Moller, II, 846—848. — Zimmermann, Chronik von Hamburg, S. 559—583. — (L. v. Heß) Hamburg, topographisch, politisch 2c. III, 187—228.

Eisenhart.

Slyterhoven: Hermann Knuyt v. S., Humanist des 15. Jahrhunderts, aus Vianen bei Utrecht gebürtig. Während eines Aufenthaltes in Bologna im Jahre 1497 verfaßte er eine merkwürdige lateinische Komödie, die er nach einem bei Bologna gelegenen, dem Blanchinus gehörigen Landgute Scornetta betitelte und Nicolaus Stael, dem Leibarzte des Herzogs Philipp von Burgund, widmete. Offenbar schwebten ihm als Vorbild Vergil's Eklogen vor, von denen er auch die hexametrische Form entlehnte. Aber eigenthümlich contrastirt mit dem sentimentalen Enthusiasmus für den idyllischen, von Pan und den Hamadryaden bewohnten Schauplatz der derbrealistische Zug in den handelnden Personen und die schmutzigen Späße, die freilich damals in Italien — man denke an Macchiavelli und Dovizi — als ein nothwendiges Ingrediens der Komik betrachtet wurden. Die Hauptperson ist eine alte, trunkene und verliebte Magd Lolla, die von dem durchtriebenen Knechte Codrus gehänselt wird und vor der Herrin ihre Liebschaft mit dem Schäfer abschwört, bis sie beschämt durch sein Eintreten in Ohnmacht fällt. Weitere Nachrichten über den Dichter fehlen.

Das Stück ist abgedruckt von Bolte, Zeitschrift f. vergleichende Litteraturgeschichte. N. F. I, 231—244 (1887—1888).

J. Bolte.

Smalcius: Valentin S. (Schmalz), socinianischer Theologe, † 1622. In der Blüthezeit des Socinianismus ragt unmittelbar nach dem Tode von Faustus Socinus in der älteren Generation der Socinianer Valentin Schmalz, lateinisch Smalcius, als Herausgeber (nicht Verfasser) des Racauer Katechismus und als polemisch-dogmatischer Schriftsteller hervor. S. war zu Gotha am 12. März 1572 als Sohn eines dortigen geachteten Rechtsgelehrten geboren. Auf der Schule zog er als Jüngling die Aufmerksamkeit seiner Lehrer in hohem Grade auf sich, fand von ihrer Seite aber eine recht verschiedene Beurtheilung; während der eine in ihm einen zweiten Luther vermuthete („tu evades alter Lutherus"), erklärte ihm (nach seinem eigenen Berichte) sein Rector, daß er einst eine Pest der Kirche sein werde („eris aliquando pestis ecclesiae". Vgl. Zeltner s. u. S. 1160). Den Studien lag er an verschiedenen Universitäten ob, zu Leipzig, zu Wittenberg, Jena und Straßburg. Hier, wohin er sich 1591 von Jena begeben hatte, wurde er durch den dort weilenden Woidowski für den Unitarismus gewonnen und begab sich 1592 nach Schmiegel in Polen, wo er nicht blos Duldung für seine Ansichten erwarten, sondern auch auf amtliche Thätigkeit hoffen durfte. Dort wurde er auch bald Rector der Schule und trat durch die socinianische Taufe noch in demselben Jahre auch formell der socinianischen Gemeinde bei. Von da aus wurde er mit Faustus Socinus bekannt, dessen Gunst er erfuhr; wenigstens nennt dieser ihn gelegentlich „einen durch Frömmigkeit und Bildung ausgezeichneten jungen Mann" (Fausti Socini epistolae, Bibliotheca Fratrum Polonorum P. I, p. 459). Im Jahre 1598 ward S. Prediger in Lublin, 1605 aber Geistlicher in Racau. In dieser Stellung hat er sich bis an seinen Tod als einer der eifrigsten Anhänger des Socinianismus gezeigt, hat im Interesse desselben zahlreiche Reisen nicht nur auf Synoden und Visitationen in Polen selbst, sondern auch nach Deutschland gemacht und durch seine Gabe, klar und überzeugend zu sprechen, der Partei viel neue Anhänger erworben. „Seine polemischen Schriften athmen aber meist einen heftigen Ton und zeigen eine beständige Neigung zu extremen Behauptungen"; sie sind — manche recht umfangreich — in lateinischer, polnischer, deutscher und holländischer Sprache geschrieben. Die meisten sind im Original lateinisch geschrieben und mehrere dann in Uebersetzungen erschienen. Aber sein uns erhaltenes Tagebuch zeigt „einen frommen Sinn und ein gottergebenes Gemüth" (Fock s. u.). Er starb am 8. December 1622 (wie aus einem bei Sandius [s. unten] S. 100 abgedruckten Briefe Crell's erhellt).

Unter seinen Schriften, deren Sandius (s. u.) mehr als ein halbes Hundert aufzählt, ragten hervor: „De Divinitate Jesu Christi" 1608, 4°, und „De Christo vero et naturali Dei filio." Racoviae 1616. 4°. Die Titel aller anderen Schriften von S. stehen in Sandii (Christophori Chr.) Bibliotheca antitrinitariorum (Freistadii 1684) p. 100—105.

Bekannter als seine eigenen Schriften hat diesen Socinianer der Umstand gemacht, daß er den von Faustus Socinus verfaßten Racauer Katechismus 1605 herausgegeben hat. Er erschien zuerst polnisch unter dem Titel Katechizm in Racowie 1605 in 12°, während ihn in lateinischer Sprache erst Moscorovius 1609 als Catechesis ecclesiarum . . . in regno Poloniae etc. herausgab. In dieser Gestalt ist er allerdings bekannter als im polnischen Gewande, aber Schmalz's Verdienst muß doch als das primäre anerkannt werden. Hauptquelle für das Leben von S. ist ein von ihm selbst verfaßtes lateinisches Tagebuch, welches sich bei G. G. Zeltner, Historia Crypto-Socinismi (1729) I, 1158—1218 findet. Es reicht bis nahe an den Tod des Autors heran und enthält eine Fülle interessanter Nachrichten über Thatsachen, Personen und Zustände des

Socinianismus der älteren Generation. Ueber Schmalz's Stellung innerhalb der Geschichte des Socinianismus handelt Otto Fock, Der Socinianismus, 1. Abth. 1847, S. 188 ff.

Paul Tschackert.

Smalian: Heinrich Ludwig S., Forstmann; geboren am 13. Juli 1785 zu Lohra (unweit Nordhausen), † am 25. März 1848 zu Stralsund. Einer Beamtenfamilie entstammend (sein Vater war Amtsrath), wurde er zunächst im elterlichen Hause durch Privatlehrer vorbereitet und besuchte dann, von 1797 bis 1800, die Waisenhausschule zu Halle. Hierauf widmete er sich bis 1803 dem Studium der Forstwissenschaft auf der Forstakademie zu Dreißigacker, die er (im August), mit einem vortrefflichen Prüfungszeugniß ausgestattet, verließ, um als Volontär in das Königl. preuß. Corps der reitenden Feldjäger zu Cöpenick (bei Berlin) einzutreten. Nach bestandener Staatsprüfung erhielt er im Spätherbste 1805 seine erste Anstellung als Forstconducteur bei der königl. Eichsfeld-Erfurt'schen Kriegs- und Domänenkammer zu Heiligenstadt und wurde nach der Besitzergreifung des Landes durch die Franzosen zum Kalkulatur-Assistenten befördert. Eine abermalige erfolgreiche Prüfung verschaffte ihm 1807 die Beförderung zum wirklichen Kammerkalkulator an der genannten, vom Kaiser Napoleon I. bestätigten Kammer und zugleich die Erlaubniß zur Ausübung der Vermessungs- und Taxationsgeschäfte innerhalb des Dienstbezirkes dieser Behörde. Zu Beginn 1808 wurde er als „Verificateur“ nach Kassel versetzt und noch in demselben Jahre durch den Titel „Sous-Inspecteur“ ausgezeichnet. Aber nur ungern hatte er sich dem fremdherrlichen Joche gebeugt; daher duldete es ihn, nachdem das Jahr 1813 mit seiner kriegerischen Erhebung angebrochen war, nicht mehr in seiner Stellung. Freiwillig vertauschte er dieselbe mit vorläufig einer Assistentenstelle bei dem Inspector von Winzigerode in Halberstadt, mit bescheidenem Lohne sich begnügend. Seine hervorragenden Kenntnisse, namentlich auf forstmathematischem Gebiete, welchem er mit Vorliebe zugethan war, und zugleich seine Geschäftstüchtigkeit als Beamter lenkten aber bald das Auge der königl. preußischen Regierung auf ihn, und bereits Ende 1814 wurde er als Forstinspector zu Willerode angestellt. Der Wunsch, in dem 1815 neu ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich mit gegen den deutschen Erbfeind kämpfen zu dürfen, wurde ihm zwar, was seinem patriotisch gesinnten Herzen wehe that, versagt, allein die Motivirung, „weil er für den Forstdienst unentbehrlich sei“, und seine Beförderung zum Forstmeister bei der Regierung zu Erfurt, wodurch ihm ein größerer Wirkungskreis sich eröffnete, entschädigten ihn doch reichlich und belebten seinen Eifer auf's neue. Schon im folgenden Jahre (1816) erfolgte seine Berufung als Hülfsarbeiter in das Forstdepartement des Finanzministeriums nach Berlin und 1817 seine Ernennung zum Oberforstmeister bei der Regierung zu Danzig. 1827 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Stralsund versetzt, wo er zwei Jahrzehnte lang segensreich wirkte.

S. hat sich nicht nur in allen Dienstesstufen, welche er bekleidete, als
kenntnißreicher, eifriger, geschäftstüchtiger und pflichtgetreuer Beamter
t, sondern auch die Wissenschaft gefördert. Seine Specialitäten waren
unde und Forsteinrichtung. Was zunächst seine amtliche Thätig-
r preußischen Verwaltung betrifft, so mag insbesondere die von ihm
mit großem Geschick durchgeführte umfangreiche Aufforstung der Schabe, eines schmalen Landstriches zwischen den Halbinseln Jasmund und Wittow, mit Kiefern und Eichen hervorgehoben werden. Die bezeichneten wissenschaftlichen Gebiete bereicherte er durch Erfindung einiger Baummeßinstrumente, Aufstellung mehrerer neuer Formeln und Ausbildung einer besonderen Forstabschätzungsmethode. Von Instrumenten erfand er eine auf dem Principe des Keils beruhende Baumkluppe

und einen Höhenmesser. Beschrieben und abgebildet sind diese Instrumente in seinem „Beitrag zur Holzmeßkunst“ (1837), welcher noch in den neuesten Schriften über Holzmeßkunde Erwähnung und Würdigung findet. Ueber den „Baumhöhenmesser und (ein) einfaches Verfahren der Baummessung und Holzberechnung“ erschien 1840 eine für Forstmänner, Bauherrn und Holzhändler berechnete Schrift, welcher vier Zahlentafeln zur Erleichterung der Veranschlagung und Auswahl der Bau- und Nutzhölzer und zwei (praktische) Formulare zum Holzanschlag und zur vergleichenden Nachweisung des danach wirklich verabfolgten Holzes beigegeben waren. Hierdurch führte er zugleich die auf die Stärkenmessung (des Baumes) in einem constanten Theile (und zwar in 1/20) der Baumhöhe berechneten Formzahlen, d. h. die sog. „ächten“ Formzahlen in die Litteratur ein. Obgleich die neuere Praxis aus Utilitätsgründen ausschließlich den Brusthöhen- (oder „unächten“) Formzahlen sich zugewendet hat, so kann doch den später namentlich von Preßler weiter bearbeiteten „ächten“ Formzahlen die Bedeutung einer principiell richtigeren Bemessung der Baumform (bezw. des Vollholzigkeitsgrades) nicht versagt werden. Er empfahl zur Kubirung der Baumschäfte die Formel des abgestutzten Paraboloides aus der oberen und unteren Kreisfläche (s. Hartig's Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen 2c. 1806, 3. Heft) und stellte eine neue Methode der Altersbestimmung eines ungleichalterigen Bestandes (aus Masse und Durchschnittszuwachs) auf. Die bezügliche Formel, welche zur Bestimmung des durchschnittlichen Alters für alle Fälle der Praxis ausreicht und namentlich für Bestände vom Mannbarkeitsalter an aufwärts zutreffende Resultate liefert, ist in der Litteratur auch unter dem Namen der Heyer'schen bekannt, da (später) auch Karl Heyer (A. D. B. XII, 364), jedenfalls selbständig, auf dieselbe kam. Seine mathematisch-speculative Richtung bethätigte er auch durch weitere Fortbildung der Hundeshagen'schen Forsttaxationsmethode namentlich in dem Sinne, daß er der Berechnung des Normalvorraths nicht Ertragstafeln wie Hundeshagen (A. D. B. XIII, 401), sondern örtlich durch Reconstruction aller früheren Glieder der Massenreihen vermittelst Baumanalysen hergestellte Tafeln zu Grunde legte. Bei diesen Analysen wollte er gefunden haben, daß der jährliche Massenzuwachs der Bäume bis zur Umtriebszeit in einem geometrischen Verhältniß höherer Ordnung stehe, und er betrachtete die wissenschaftliche Begründung dieses Verfahrens als die Hauptaufgabe seines Lebens. Diese Theorie hat aber jetzt nur noch historischen Werth, weil später — durch Forschungen Anderer — der Nachweis erbracht wurde, daß das Holz nicht in einer geometrischen Reihe, sondern bloß nach arithmetischem Verhältniß zunimmt. Demungeachtet kann ihm das Verdienst eines originellen und scharfsinnigen Forschers nicht abgesprochen werden, und es gebührt ihm in der Lehre von der Holzmeßkunst ein dauernder Ehrenplatz. Seine eigenartigen Ansichten über die beregten und andere Fragen aus den Gebieten der Holzmeßkunst und Waldertragsregelung, finden sich insbesondere in der „Anleitung zur Untersuchung und Feststellung des Waldzustandes, der Forsteinrichtung, des Ertrages und Geldwerthes der Forste, sowie zur Forstverwaltung und deren Kontrole auf den Grund der Forstschätzung“ (1840) und in seinen „Beiträgen zur Forstwissenschaft“ (erstes Heft, 1842; zweites Heft, 1845) entwickelt. Ein praktisches Beispiel zur Veranschaulichung seiner Methode enthält die Schrift „Buchenhochwald-Betrieb und Schätzung der Forstbeläufe Hagen und Rusewase, Forstreviers Werder“ (1846) auf der Insel Rügen. Endlich hat S. auch noch verschiedene Tafelwerke veröffentlicht, welche sich durch Genauigkeit und zweckmäßige Einrichtung empfehlen. Hierher gehören: „Allgemeine Holzertrag-Tafeln für den Abtriebsertrag, Zuwachssatz, jährlichen Durchschnitts-Ertrag, die gesammte Holzmasse und den Ertragsatz, zur wissenschaftlichen Holzertrag- und Wald-Werth-

Berechnung, im Auszuge von 10 zu 10 Jahren" (1837), ferner „Kreisflächen-, Durchmesser-, Halbmesser- und Umfangtafeln" (1840) und endlich „Walzentafel zur Erleichterung der Holzmassenberechnung der Baustämme von 1 bis 100 Fuß Länge und 0,001 bis 46,2 Quadratfuß Querfläche, mit den entsprechenden Durchmessern und Umfängen" (1846). Er war Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1860, S. 115 (Verzeichniß seiner Schriften). — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie I. S. 46, Nr. 139; IV. S. 61, Nr. 2356; S. 149, Nr. 2691; S. 173, Nr. 2722. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III. S. 280, 285, 286, 287, 288, 290, 291, 393 und 400. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc., 1885, S. 346. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands II. 1888, S. 798, 802 und 805.

R. Heß.

Smechel: Martin S., lateinischer Dichter um 1600. Er stammt aus Bärwalde in Pommern, besuchte das fürstliche Pädagogium in Stettin, in dessen Album er 1594 eingetragen ist. In demselben Jahre ist er auch in Frankfurt a. O. immatriculirt (Frankfurter Matrikel, herausgegeben von E. Friedländer I, 386: Martinus Schmichel Berwaldensis). Am 16. October 1602 ist er in der Matrikel von Greifswald als „Martinus Schmegelius P. L. Berwaldensis Pom." etc. verzeichnet worden. Wo und von wem er die Dichterwürde erhalten hat, ist unbekannt. Ebensowenig wissen wir genaueres über seine späteren Schicksale. Bis ungefähr zum Jahre 1608 scheint er sich noch in Greifswald aufgehalten zu haben. Später ist er nach nicht ganz sicheren Angaben Rector in seiner Vaterstadt und Belgard gewesen. Auf der letzten von ihm bekannten Schrift, welche 1639 erschienen ist, nennt er sich ecclesiasta.

Veröffentlicht hat er von 1602—1608 in Greifswald eine ganze Reihe von lateinischen Reden, Disputationen und Gedichten (z. B. pro nobilissima arte poëtica, syntagma cosmographiae u. a. m.). 1607 erschien von ihm ein lateinisches Weihnachtsspiel: „Phasma natalium Theandropicorum in piam memoriam redemptoris et servatoris immundi mundi". Dasselbe führt in 5 Acten, deren Inhalt deutsche Argumente angeben, die Geburtsgeschichte Jesu Christi von der Verkündigung bis zur Rücklehr aus Aegypten vor. Die Darstellung ist nicht ungeschickt, wenn auch die Handlung sich natürlich in den einfachsten Grenzen bewegt, eingefügt sind Chorlieder von Engeln. Die lateinischen Verse sind theilweise recht ungeschickt. Ein zweites Stück des S., „Hercules Academicus", das 1621 erschien, ist nur dem Titel nach aus einer Anzeige bei Micraelius bekannt. Von späteren Werken sei nur noch der „Fasciculus orationum" (Sedini 1620) angeführt, aus welchem Dähnert, Pom. Bibliothek IV, 402—427, die oratio pro laudatissima et potentissima Pomerania abdruckt.

Erwähnt wird S. in Vanselow's Gelehrtem Pommern, S. 103. — Oelrichs, Entwurf einer Bibliothek zur Geschichte der Gelahrtheit in Pommern S. 12. — Micraelius, Anhang zu den Sechs Büchern vom alten Pommernland unter den Jahren 1609, 1610, 1620, 1621. — Brüggemann, Beiträge zu der ausführlichen Beschreibung I, 140, 144, 183. — M. Wehrmann, Aus Pommerns Vergangenheit S. 120. 124. — Die Schriften Smechel's finden sich fast alle in der Bibliothek des Marienstiftsgymnasiums in Stettin.

M. Wehrmann.

Smet: Henrich S. (Smetius) a Leda, Arzt und Philologe des 16. und 17. Jahrhunderts. Er wurde in Alost in Flandern am 29. Juni 1537 als der Sohn des einem vornehmen Geschlechte angehörigen und selbst hochangesehenen Arztes Robert S. geboren. Der Vater starb bereits 1540; von der Mutter

und einem Hauslehrer vorbereitet, wurde der Sohn im 12. Lebensjahre auf die Schule nach Gent gebracht und legte hier bereits in jugendlichem Alter Proben ungewöhnlicher Begabung und guter Kenntnisse in den alten Sprachen ab. Als Fünfzehnjähriger verfaßte er versificirte lateinische Uebersetzungen der unter dem Namen des Pythagoras und des Phokylides überlieferten Sprüche, im Jahre darauf bearbeitete er die Batrachomyomachie und die Geschichte der Susanna in heroischen Maßen. Um 1553 bezog S. die Universität Löwen, um Medicin zu studiren; neben diesem Hauptfache beschäftigte er sich fortgesetzt mit philosophischen und philologischen, auch historischen Studien, namentlich mit der Geschichte der jüdischen Könige. Nachdem er seine Studien in Rostock und Heidelberg fortgesetzt hatte, ging er zum Abschlusse derselben nach Bologna und wurde hier im Januar 1561 zum Doctor der Medicin promovirt. In die Heimath zurückgekehrt, ließ er sich in Antwerpen nieder und übte die ärztliche Praxis sechs Jahre hindurch mit großem Erfolge aus. Die religiösen und politischen Verhältnisse veranlaßten ihn jedoch 1567, zunächst seine Familie nach Westfalen in Sicherheit zu bringen, dann aber auch selbst die Niederlande zu verlassen. Er nahm eine Stelle als Leibarzt des Grafen von Lippe in Lemgo an und prakticirte daselbst sieben Jahre. Bald scheint sein Name in weite Kreise gedrungen zu sein; Anerbietungen der Rathscollegien verschiedener Städte (Stralsund, Duisburg, Speier), sowie der mecklenburgischen Herzöge suchten ihn vergebens von Lemgo wegzuziehen. Im J. 1574 aber folgte er dem Rufe des Kurfürsten Friedrich III., des Frommen, von der Pfalz, als Leibarzt in seine Dienste zu treten und demgemäß nach Heidelberg überzusiedeln. Dieses Verhältniß dauerte nur kurze Zeit, da der Kurfürst bereits im October 1576 starb und sein Nachfolger Ludwig, der Lutheraner, des Vaters calvinistischen Leibarzt nicht behielt; S. wandte sich daher zunächst nach Frankenthal, um dort abzuwarten, ob sich ihm ein entsprechender Wirkungskreis bieten würde. In der That bewarben sich die Stadt Dordrecht und der Landgraf von Hessen bald um ihn; der letztere stellte ihm die Wahl, ob er als Leibarzt am Hofe in Kassel oder als ordentlicher Professor in Marburg thätig sein wolle. Ehe er jedoch sich für eine dieser Anerbietungen entschieden hatte, berief ihn der zweite Sohn Friedrich's III., Pfalzgraf Johann Kasimir, an seinen Hof und übertrug ihm gleichzeitig eine Professur an der neu gegründeten medicinischen Schule zu Neustadt in der Pfalz; hier wirkte er sieben Jahre, wurde dann im April 1585, nachdem der Pfalzgraf Ludwig inzwischen gestorben war, von der Universität wieder nach Heidelberg zurückberufen und wirkte hier nun als angesehener Arzt und ordentlicher Professor der Medicin, mehrmals auch zum Rector gewählt, bis an seinen Tod. Er starb an den Folgen eines unglücklichen Falles am 15. März 1614. — Von seinen philologischen Schriften ist außer den oben bezeichneten Jugendschriften, die er nebst den drei Büchern der Reges Judaici und einer Sammlung seiner Elegien als „Juvenilia sacra“ 1594 herausgab, namentlich seine „Prosodia in novam formam digesta“ zu nennen, welche zuerst 1599 erschien, dann aber noch vielfach aufgelegt worden ist. Von seinen medicinischen Schriften genossen f. Z. die „Miscellanea medica“, die 1611 in zwölf Büchern erschienen, großes Ansehen.

Athenae belgicae (1628), p. 336 f. — Andreae, bibl. Belgica (1642), p. 369. — Melch. Adam, Vitae Germanorum medicorum (1705), p. 189—191.

R. Hoche.

Smetana: Friedrich S., Componist, geboren am 2. März 1824 zu Leitomischl, † am 12. Mai 1884 in Prag. S. war der Sohn eines nicht unbemittelten Brauers aus Leitomischl in Böhmen. Die Neigung des Vaters für die Musik, die sich über ein bloßes Wohlgefallen an dieser Kunst erhob, ging

auf den Sohn über, der schon in früher Jugend Proben eines ungewöhnlichen Talentes an den Tag legte. Um den Sohn einen besseren Unterricht in der Musik zu Theil werden zu lassen, als es in Leitomischl möglich war, siedelte der Vater nach Neuhaus über, wo der Sohn bei dem Chormeister Ikavec Unterricht im Clavier- und Violinspiel erhielt. Trotzdem wünschte der Vater nicht, daß S. sich ausschließlich zum Musiker ausbilde. Er brachte ihn daher auf das Gymnasium zu Deutschbrod und dann nach Prag, wo sich S. bald gar nicht mehr um die wissenschaftlichen Studien kümmerte und nur an seine musikalische Weiterbildung dachte. Dies war aber ganz gegen den Willen des Vaters, der den Sohn von Prag fortnahm und ihn zu seinem Bruder Joseph Franz S., Professor an dem Lyceum zu Pilsen, brachte. Erst den Vorstellungen dieses Mannes gelang es, den Vater zum Nachgeben zu bewegen. So kam S. im J. 1843 wieder nach Prag, wo Proksch seine weitere Ausbildung übernahm. Als im J. 1846 Robert und Clara Schumann in Prag Concerte gaben, trat ihnen S. näher. Schumann verwies S. auf das Studium Bach's und Beethoven's und übte überhaupt auf seine spätere Entwicklung Einfluß aus. Bald darauf errichtete S. in Prag eine eigene Musikschule, die so gut einschlug, daß er sich einen eigenen Hausstand durch Vermählung mit der Pianistin Katharina Kolar gründen konnte. Im September 1856 traf Liszt in Prag ein und knüpfte sofort mit S. einen intimen Verkehr an, der Smetana's musikalische Weiterbildung wesentlich förderte. Noch im Herbste desselben Jahres reiste S., einer Aufforderung Dreyschock's Folge leistend, nach Gothenburg in Schweden, um die Leitung der dortigen philharmonischen Concerte zu übernehmen. Als seine Gattin erkrankte und ihr Ende herannahen fühlte, sah er sich genöthigt, sie auf ihren Wunsch in die Heimath zurückzugeleiten. Sie starb jedoch kurz vor Erreichung des Reisezieles am 19. April 1859 zu Dresden. S. kehrte hierauf nach Gothenburg zurück, wo er bis zum Jahre 1861 blieb. Von da ab bis zum Herbste 1866, wo er erster Capellmeister am tschechischen Nationaltheater in Prag wurde, trat er vielfach in Schweden und Deutschland als Concertgeber auf. Schon vor seiner Anstellung in Prag hatte er sich als Componist, namentlich für Instrumental- und Claviermusik, versucht. In Prag aber verlegte er sich hauptsächlich auf die Composition von Opern, denen sämmtlich tschechische Texte zu Grunde liegen. Ein von Jahr zu Jahr zunehmendes Gehörleiden nöthigte ihn im J. 1874 von seinem Posten zurückzutreten. Er starb am 12. (oder 13?) Mai 1884 in der Landesirrenanstalt zu Prag.

Wurzbach XXXV, 173—176. — F. J. Fétis, Biographie universelle des musiciens. Supplément Tome II, 525—526. Paris 1880. — G. Grove, a Dictionary of Music and Musicians. III, 538. London 1883. — Monatshefte für Musikgeschichte 16. Jahrg. Leipzig 1884. S. 96. — Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgeg. von E. Gettke. 13. Jahrg. Kassel u. Leipzig 1885. S. 94. — E. Hanslick, A. d. Tagebuche eines Musikers. Berlin 1892. S. 300—304, 342. H. A. Lier.

Smetana: Rudolf v. S., Redemtorist, geboren am 7. September 1802 zu Wien, † 1872. Er studirte Jura, war einige Zeit Beamter, trat dann aber nach dem frühen Tode seiner Frau in den Orden der Redemtoristen (Liguorianer). Am 5. Januar 1831 legte er die Gelübde ab, am 31. Juli 1831 wurde er zum Priester geweiht. Er war als solcher eine Reihe von Jahren in Wien thätig. Am 7. Juli 1850 wurde er zum Generalvicar der transalpinischen Congregation der Redemtoristen gewählt und nahm nun seinen Wohnsitz in dem neugegründeten Ordenshause zu Coblenz (welches nicht lange bestand). Im Jahre 1853 wurde er von Pius IX. in Ordensangelegenheiten nach Rom berufen, wo er am 2. Juli ankam. Er wurde dort zum Mitgliede

der Commission ernannt, welche das Dogma von der unbefleckten Empfängniß vorbereitete, schrieb auch im Auftrage des Secretärs der Index-Congregation ein Gutachten über A. Günther's Schriften, die 1857 verboten wurden (A. D. B. X, 159). Am 8. October 1853 verordnete Pius IX., es solle zu Rom ein Generalcapitel der transalpinischen Congregation gehalten und auf diesem ein Generaloberer für alle Redemtoristen mit Ausnahme der in Neapel und Sicilien gewählt werden, der in Rom zu residiren habe. S. siedelte nun mit seinen vier Consultoren nach Rom über. Das Generalcapitel wurde erst am 26. April 1855 eröffnet und wählte am 2. Mai zum Generaloberen nicht S., sondern Nicolaus Mauron, den S. 1851 zum Oberen der französisch-schweizerischen Provinz ernannt hatte. — Im J. 1848 soll S. mit K. E. Jarcke (A. D. B. XIII, 711) an einem philosophischen Werke gearbeitet haben; gedruckt sind von ihm nur „Geistliche Uebungen für zehn Tage", 1851, 3. Aufl. 1877.

M. Haringer, Leben des Cl. M. Hofbauer, 2. Aufl. 1880, S. 451.

Reusch.

Smetius: Johann S. oder Smith, nannte sich auch mitunter nach dem Geburtsort seines Vaters im Herzogthum Limburg, Smith von Kettenis (nicht van der Ketten, wie Sachse's Onomasticon irrig übersetzt), geboren am 10. October 1590 zu Aachen, wo seine Eltern, Johann S. und Maria Raets, wohnten, erhielt zu Odenkirchen bei Düsseldorf seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht, und als es den Protestanten dort um 1605 bange ward, zog er nach Harderwick, wo sein Lehrer Johann Isaak Pontanus in ihm vor allem Liebe zur Geschichte und Poesie erweckte. 1608 begann er zu Heidelberg seine philosophischen und theologischen Studien, vergaß aber auch seine Classiker nicht und reiste 1611, nach vollendetem Studium, nach Genf, Frankreich und England. Im folgenden Jahre, als sich die Verhältnisse für die Protestanten gebessert hatten, kehrte er nach Aachen zurück und trat 1613 das Predigeramt zu Sittard an, mußte aber schon im folgenden Sommer infolge des spanischen Einfalles seine Stelle aufgeben und zog nach Sédan. Dort wohnte er dem Unterricht an der damals berühmten Hochschule bei, trat auch als Prediger auf an Stelle des vielbesprochenen François d'Or, welcher 1619 als Arminianer entsetzt wurde, 1638 Hugo Grotius als Hausprediger diente und 1642 zur katholischen Kirche übertrat. Schon seit 1615 hatte S. zu Sédan die Stelle des abwesenden Professors der Philosophie, Johnston, löblich vertreten, lehnte jedoch eine an ihn ergangene Berufung an die Universität Saumur ab und reiste 1617 nach Nimwegen, wo inzwischen seine Eltern ihren Wohnsitz gewählt hatten. Jetzt besuchte er auf einer Rundreise die niederländischen Hochschulen und trat 1619 zu Nimwegen als Prediger auf, nachdem die Gemeinde infolge der kirchlichen Wirren ihre drei Prediger verloren hatte. Eifrigst lag er diesem Amte ob und gewann auch bald einen bedeutenden Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten seiner Classis und der Provincialsynoden, wie seine Bearbeitung der classicalen Resolutien, nachher von seinem Sohne herausgegeben, darthut. Er zeigte sich dabei indessen als ein maßvoller und friedsamer Theologe und wußte eine Versöhnung der drei abgesetzten Prediger mit der Stadtregierung zu vermitteln. Dabei wirkte er kräftig zur Reformation der Umgegend und hatte auch nach 1648 seinen Antheil an der Einrichtung der reformirten Kirche in der Meierei von Herzogenbusch. Leider raffte der Tod ihn schon am 30. Mai 1651 von der Seite seiner Gattin Johanna Rouwers und seiner elf Kinder hinweg.

S. hinterließ den wohlverdienten Namen eines vielfach gelehrten Mannes, welcher mit den bedeutendsten Theologen seiner Zeit, wie Casaubonus und Capellus, in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Als Philosoph und Orientalist

hatte er nicht minder Verdienste, besonders aber ist er als Historiker und Archäologe hochzustellen. Als kundiger Sammler brachte er einen stets anwachsenden Schatz von Alterthümern, wie sie sich in Nimwegen in großer Zahl auffanden, zusammen und stellte eine genaue Beschreibung derselben auf in seinem: „Thesaurus antiquus Smetianus sive notitia elegantissimae suppellectilis Romanae et rarissimae Pinacothecae plurimo labore XXXIII annorum curriculo in veteri Batavorum oppido Noviomagi ad Vahalim collectae“, Amst. 1658. Schon vorher hatte er 1644 sein „Oppidum Batavorum seu Noviomagum, liber singularis, quo ostenditur Batavorum oppidum Corn. Tacito libr. V. c. 19 memoratum, esse Noviomagum“ zu Amsterdam herausgegeben und seine „Antiquitates Noviomagenses“ folgten 1678 zu Nimwegen.

Seine Biographie von N. C. Kist findet sich im Archief van Kist en Royaards IV, bl. 124 v. v. — Vgl. ferner Paquot III, p. 56 f. — Glasius, Godg. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb.

J. C. v. S.

Smets: Wilhelm S. wurde am 15. September 1796 zu Reval in Esthland geboren und starb am 14. October 1848 zu Aachen. Sein Vater, Jakob Wilhelm S., geboren 1764 zu Eynatten bei Eupen, hatte nach dem Tode seiner ersten Gattin unter dem Namen Stolmers die vierzehnjährige Schauspielerin Sophie Bürger, nachher als Sophie Schroeder hochberühmt, geheirathet. Nach der Scheidung der Ehe 1799 übergab er den Sohn der Pflege einer Wärterin, mit welcher derselbe von 1799 bis 1802 in Breslau lebte. Von hier brachte ihn der Vater, welcher sich wieder seinem ursprünglichen Fache, der Jurisprudenz, zugewandt hatte, nach Aachen. Der Sohn erhielt Unterricht vom Vater und einem Privatlehrer, lernte leicht und sog frühzeitig vom Vater die Abneigung gegen die Fremdherrschaft und das Napoleonische Regiment ein. In Aachen auf der Secundärschule setzte er in dem deutschen Unterricht seinen Lehrer Christian Quix in Schrecken, indem er nach der Wahl des Vaters Schubart's Invaliden declamirte. Als S. später das Lyceum in Bonn besuchte, blieb dem Director desselben die deutsch-patriotische Gesinnung seines Schülers nicht verborgen, daher verbot er ihm die deutschen Classiker, „da sie doch nur Bänkelsänger seien“. Seine poetischen Erzeugnisse auf dem Lyceum galten der Freiheit des deutschen Vaterlandes. Hier stiftete er einen Bund Gleichgesinnter, Alles, Gut und Leben einzusetzen für Deutschlands Freiheit, eine Genossenheit gleich der am 12. Juni 1815 im ernsten Sinne ins Dasein tretenden Burschenschaft. Die Sache wurde verrathen, S. flüchtete und hielt sich bis zum Abzuge der Franzosen, Januar 1814, in der Umgebung Aachens auf. Von dem Eintritt ins Heer hielten die Angehörigen den schwächlichen Jüngling damals noch zurück. Im Hause seines Verwandten, des im Jahre 1818 verstorbenen Aachener Kanonikus Johann Franz S. lernte er den Baron v. Mylius kennen, der ihn im Herbst 1814 einlud, seinem Sohne auf Schloß Rauschenberg bei Opladen an der Wupper Unterricht zu ertheilen. Die schöne Natur und freundliche, gesellige Umgebung wirkten wohlthuend auf Smets' Geist, Gemüth und Gesundheit. Als aber im Jahre 1815 durch die Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba der Krieg von neuem entbrannte, da drängte ihn die patriotische Begeisterung zur Theilnahme an demselben. Unterstützt vom Baron v. Mylius, der k. k. österreichischer Generalfeldwachtmeister war, trat er in die niederrheinische Freiwilligenschaar ein. In dieser wirkte er durch seine Dichtungen und Erzählungen begeisternd auf seine Kameraden ein. Sein Hauptmann ließ ihn eines Tags auf Veranlassung des Gouverneurs der Rheinprovinz, Sack, der in Aachen seinen Sitz hatte, zu sich kommen und fragte ihn: „Freiwilliger, sind die Carmen, welche man von Ihnen in den Zeitungen liest, auch so recht gemeint? Sind Sie

wirklich so patriotisch, wie es aussieht?“ Auf die bejahende Versicherung des jungen Patrioten erwiderte der Hauptmann: „Dann ernenne ich Sie im Namen des Königs zum Officier. Ihr Patent wird bald folgen.“ Bald darauf fand S. Verwendung im Hauptquartier Gneisenau's, der sich gern mit dem jungen, geistreichen Soldaten unterhielt. Im Anfange des Jahres 1816 verließ er den Dienst als Lieutenant des 3. rheinischen Landwehrregiments. Dieser kurzen Periode seines Lebens verdanken wir manches gelungene Gedicht, er begab sich nun in den Kreis seiner Angehörigen nach Aachen und machte 1816 seine „Gesammelten Gedichte“ bekannt. Im Sommer desselben Jahres wurde er Hauslehrer des Freiherrn Max Friedrich von Forst-Gudenau und reiste im Herbste nach zweimonatlichem Aufenthalt mit den Söhnen des Freiherrn auf Schloß Harff bei Bedburg den Rhein hinauf und die Donau hinunter nach Wien. Natur und Geschichte boten auf dieser Reise wieder Stoff zu poetischen Ergüssen. Sein Bleiben in der freiherrlichen Familie war bei dem auffallenden Wesen des jungen Hauslehrers von kurzer Dauer. Nach einem Briefe der Schwester der Zöglinge (Müllermeister, S. 45) fielen den Eltern seine Begeisterung für Religion, Poesie, Deutschthum, die Tracht der damaligen Burschenschaft, das lange, röthliche Haar und Sammetmütze mit silbernem Kreuze auf. — Aus dem Verhalten seines Vaters hatte der junge S. schließen müssen, daß seine Mutter nicht mehr unter den Lebenden sei; aber ein unerlaubter Einblick in die Papiere seines geistlichen Oheims hatte ihn vom Gegentheil überzeugt. Ein Besuch des Wiener Burgtheaters ließ ihn die lang vermißte von ihm sehnlichst erwünschte Mutter finden und zwar in der Rolle einer der Mütter in „Salomo's Urtheil“. Er schrieb nun an den Freiherrn, er müsse seine Stelle verlassen, weil er verpflichtet sei, seine Stiefschwester zu unterrichten. In dem Gedicht „Sophie Schroeder“ sagt der Sohn:

Gott, wie wurde mir da! Ganz deutlich vernahm' ich die eig'ne
Stimm', sowie sie mir tönt aus der vollen Brust.
Träumenden Blicks entdeckt' ich im Antlitz die eigenen Züge:
Kinn, Augen und Mund, selbst auch das Grübchen im Kinn.

Die Mutter rieth ihm zur Bühne. Wirklich trat er in dem Gang zum Eisenhammer und in einem andern Stücke auf, spielte mit Begeisterung aber nicht ohne Uebertreibung und erkannte mit seiner Mutter, daß die Bühne nicht sein Beruf sei. Nachdem S. drei Monate die jungen Freiherren unterrichtet hatte, beschäftigte ihn der Unterricht seiner Halbschwestern, besonders Wilhelminens, der später hoch gefeierten Schroeder-Devrient, während neun Monaten. In Wien verkehrte er viel mit Künstlern, Dichtern und Gelehrten und erwarb seinen Unterhalt, da die ökonomische Lage seiner Mutter keine glänzende war, durch Honorar von Beiträgen für Zeitschriften, durch Correcturen, u. A. der Geschichte der Religion Jesu von Friedrich Leopold v. Stolberg. Er verlebte in Wien eine schwere Zeit. Arm, krank und fast verzweifelnd wurde er von dem Redemptoristenpater Hoffbauer, der ihm auch im Herbst 1817 den Rath gab, Wien zu verlassen und an den Rhein zurückzukehren, aufrecht erhalten. Reisegeld erwarb er unterwegs durch Privatunterricht im Französischen und in den Elementarfächern. Von Linz aus schrieb er an seinen Freund, den 1876 als Pfarrer zu Sasen gestorbenen Leonard Lauffs um Reisegeld. In Coblenz nahmen frühere Mitschüler des Bonner Lyceums ihn gastlich auf und verschafften ihm durch Fürsprache Joseph Görres' und Christian Friedrich Schlosser's eine Anstellung an der Kriegsschule, später als Hilfslehrer am Gymnasium und entrissen ihn so der Noth. „Was Joseph Görres damals arbeitete und litt, habe ich schwer mitempfunden!“ erzählt S. später seinem Freunde, dem Aachener Kanonikus Dr. Georg Kloth, der 1876 starb. Der schönen Tochter eines Freundes seines

verstorbenen Vaters widmete S. eine platonische Zuneigung und sang ihr manch schönes Sonett; in dem Sonett „Angelika“ betrachtet er sie für sich als eine Todte — und nennt die Kirche seine Braut. 1818 gelobte er Priester zu werden. S. war arm. Woher die Studienkosten nehmen? Wilhelm v. Waldbrühl erzählt, S. habe ihm mitgetheilt, er habe eine zu dieser Zeit sehr beliebte Posse gegen die Juden, „Unser Verkehr“, sehr scharf recensirt und dadurch veranlaßt, daß dieselbe nicht mehr aufgeführt wurde; der Rabbiner von Coblenz sei eines Tages zu ihm gekommen mit der Erklärung, seine Gemeinde habe vernommen, er wolle Theologie studiren, ohne die Mittel dazu zu besitzen, und biete ihm diese zu einem dreijährigen Studium an. Ungeachtet allen Sträubens habe ihm der Rabbiner die Summe für das erste Semester hingezählt. Im Herbste 1819 bezog er die Universität Münster, wo er mit großem Eifer die Vorlesungen des Dr. G. Hermes hörte, welchem er eine „Liederspende“ widmete. Im Frühjahr 1820 trat er ins Priesterseminar zu Köln, erhielt im Februar 1821 die philosophische Doctorwürde von Jena und wurde 1822 zu Köln zum Priester geweiht. Er wurde Religionslehrer am Jesuiten- heute Marcellengymnasium in Köln, zu gleicher Zeit Domcaplan und Sonntagsprediger an der hohen Domkirche, in welche seine große Beredsamkeit eine große Zuhörerschaft aus allen Ständen zog. Ein Jahr lang besuchte er noch die dogmatischen Vorträge im Priesterseminar. Als Religionslehrer stand er mit den begabten Gymnasiasten, denen er noch privatim wissenschaftliche Vorträge hielt, in einem anregenden persönlichen Verkehr, desgleichen mit den damals in Köln zahlreichen Männern wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens. In Köln gab er 1824 „Gesammelte Gedichte“ heraus, von welchen die erotischen aus einer früheren Periode bei seinen Standesgenossen eine ungünstige Beurtheilung erfuhren. Dagegen stand er bei dem 1825 zum Erzbischof erhobenen Grafen Ferdinand August in hohem Ansehen. Dieser wollte ihn sogar zum Domherrn erheben, wovon er aber absah, weil ältere Mitglieder des Domstiftes auf Smets' Jugend hinwiesen und auf den Umstand, daß seine Mutter Schauspielerin war. Der Erzbischof versprach ihm aber die beste Pfarrei in der Erzdiöcese für den Fall, daß er seine Stelle am Gymnasium verlassen wolle. Im Herbst 1824 reiste er zum Besuche der Mutter und der Geschwister nach Wien, wo er einen Monat blieb. Die Mutter hätte ihn gern in Wien, wo auch Zacharias Werner die Kanzel bestiegen hatte, predigen hören. Das Consistorium gestattete indessen das Auftreten Smets' nicht, weil, wie Sebastian Brunner (Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Laute aus meinem Leben, 2. Aufl., Regensburg bei Manz, S. 234) vermuthet, sich dort Schauspieler und andere Neugierige einfinden würden nicht, um das Wort Gottes zu hören, sondern um den Sohn der Schroeder auf der Kanzel zu sehen. Auf den Wunsch seiner Mutter nahm er den Halbbruder Alexander Schröder (nachmals bairischer Major) mit nach Köln, wo er in das Jesuiten-Gymnasium eintrat. Seine poetische Beschreibung von Wien verursachte ihm durch herbe Kritik und den Vorwurf der Eitelkeit viel Verdruß. In einem Briefe vom 4. März 1825 zum Geburtstage der Mutter erzählt er, daß er, ein kölnischer Werner (sans comparaison), die Fastenpredigten im Dom halte, daß sein „Leben Wallraf's“ erschienen sei, und daß er im kommenden Frühjahr „Neue Dichtungen“ und einige rein theologische Abhandlungen herausgeben werde. Im Juli 1825 wohnte er dem Gastspiel seiner Mutter in Aachen bei. Die Mutter reiste über Köln nach Wien zurück und nahm ihren Sohn Alexander mit sich. Kurze Zeit darauf erlebte S. ein paar genußvolle Tage in Köln mit dem berühmten schwedischen Geschichtsschreiber Erik Gustav Geijer. Der Verlust seines Freundes Schier, des in Köln beliebten Dichters, betrübte ihn sehr: Dieser starb am 4. December 1824, 33 Jahre alt, in Köln. S. hatte ihn zur Kirche

zurückgeführt. Unangenehm berührte ihn das Betragen eines anderen talentvollen jungen Mannes, der sich ihm eng angeschlossen hatte, des 1802 in Bonn geborenen und 1867 zu Köln im Lazareth gestorbenen J. J. Rousseau. Da S. an Brustbeklemmungen litt, so riethen die Aerzte ihm die Kanzel ab. Sein Gesundheitszustand ließ ihm einen Landaufenthalt und die Seelsorge bei schlichten Landleuten wünschenswerth erscheinen. S. wurde im März 1828 Pfarrer zu Hersel, einem Dorfe in der Nähe Bonns und des Vorgebirges. Hier unterzog er sich einer gefährlichen Unterleibsoperation, welche der berühmte Professor Philipp v. Walther glücklich ausführte. Gleich nach seiner Genesung war er wieder litterarisch thätig. Sein Bruder Alexander Schroeder, welcher ihn 1829 mit der Mutter auf einige Wochen besuchte, schreibt: „Wir fanden ihn damals ziemlich gesund, sehr heiter und liebenswürdig, wie er es stets und unter allen Verhältnissen war." Auch die Schwester Wilhelmine war im September 1830 beim Bruder in Hersel auf Besuch. Einige Wochen später folgte dieser der Einladung seiner ihm sehr zugethanen Schwester nach Frankfurt, wo er bei ihr mit dem berühmten Violinvirtuosen Paganini zusammentraf. Januar 1831 besuchte er auf einige Tage Mutter und Brüder in München. Als Pfarrer entwickelte S. eine große Thätigkeit durch zweimalige Predigt an den Sonntagen, durch Katechese, Krankenbesuch, bauliche Sorge für die Kirche und Anschaffung einer neuen Orgel. Wegen steter Kränklichkeit lebte er im allgemeinen sehr zurückgezogen und fast ununterbrochen mit seinen Studien beschäftigt. S., stets von Unterleibsbeschwerden heimgesucht, litt häufig an Verstimmungen und war sehr leicht verletzt. Eine ihm kund gewordene Unzufriedenheit einzelner seiner Pfarrkinder über eine Entfernung von einigen Tagen, die er zu einer Badekur in Aachen benutzte, und über eine Aenderung in der Liturgie, veranlaßte ihn, um Enthebung von seiner Stelle zu bitten. Der Erzbischof Ferdinand August versetzte ihn im October 1832 in die Oberpfarre Münstereifel, wo er auch die Stelle eines Religionslehrers an den oberen Classen des Gymnasiums bekleidete und Declamirübungen leitete. Melancholie, die Folge fortwährender Kränklichkeit, trieb ihn an, sich im J. 1835 nach dem an der Rhoer reizend gelegenen Städtchen Nideggen, von da wieder 1836 nach dem Dorfe Blatzheim im Kreise Bergheim versetzen zu lassen, bis er 1837 freiwillig mit einer geringen Pension in den Ruhestand trat und sich nach Köln zurückzog. Hier verlebte er eine traurige Zeit des Siechthums, liebreich unterstützt von seiner Schwester Wilhelmine und einigen theilnehmenden Freunden. Er hatte aber die Genugthuung, bei Cotta eine vollständige Sammlung seiner „Gedichte" herausgeben zu können. Er erholte sich allmählich. Die hermesischen Angelegenheiten hatten ihn zu einer Uebersetzung der Acten des Tridentinums geführt, welche 1843 vollendet wurde. Er redigierte das Feuilleton der Dumont'schen Zeitung und verkehrte wieder viel mit Litteraten, auch mit Ernst v. Schiller, dem jüngeren Sohn des großen Dichters, dessen Bekanntschaft er 1837 in Köln machte, und für dessen Grab in Bonn er 1841 die Inschrift verfaßte. Seine Gesundheit zu kräftigen, machte er wiederholt Ausflüge den Rhein hinauf. Auf einem derselben kam er bis Frankfurt, wo er Alexander Dumas, den Vater, kennen lernte. Er sehnte sich nach Italien. „Roma aeterna noch, dann will ich sterben", erklärte er. Honorare seiner geistigen Erzeugnisse, Spenden seiner Freunde, der Erlös seiner theologischen Bibliothek boten die Mittel zu einer Reise nach Italien, die er am 3. Juni 1841 antrat. Am 1. Juli war er in Rom. Durch seinen Landsmann Dr. Alertz, Leibarzt Gregor's XVI. wurde er von diesem, vom Cardinal Mezzofanti und anderen Cardinälen freundlich empfangen, was ihm reichlichen Ersatz bot für manches abfällige Urtheil seiner Standesgenossen in der Heimath. Der Geheime Legationsrath Alfred v. Reumont führte ihn beim preußischen Gesandten

in Rom, dem Grafen Brühl, ein. Er blieb einen Monat in Rom und gab in 14 Artikeln in der Kölnischen Zeitung Notizen über seine italienische Reise, machte auch außerdem 1841 „Römische Distichen“ bekannt. Endlich wurde ihm durch die Erfüllung seines Wunsches, Kanonikus an der Collegiatkirche in Aachen zu werden, den er in Rom dem Grafen Brühl ausgesprochen hatte, die Sorge um eine gesicherte Existenz abgenommen. Am 19. Juni 1844 wurde er im Dom zu Aachen feierlich in seine Stelle eingeführt. Wie in Köln als Domprediger, übte er auch in dem alten Kaisermünster durch seine gehaltvollen, mit oratorischem Schwunge und sonorem Organ vorgetragenen Kanzelreden eine große Wirkung auf die stets zahlreichen Zuhörer aus. Bei feierlichen Angelegenheiten war er der Festredner. So als im Jahre 1844 das Congreßdenkmal bei Aachen enthüllt wurde, und bei der Dankfeier 1844 für die Rettung Friedrich Wilhelm's IV. von dem Attentat. In seiner neuen Stellung brachte ihn nur seine Freigebigkeit gegen die Armen noch mitunter in pecuniäre Verlegenheit, deren seine Freunde oft in ihm unerklärlicher Weise abhalfen. Uebrigens hatte er als Kanonikus Muße zu literarischen Arbeiten, begonnene wurden vollendet, neue begonnen. Im J. 1844 erschien die Uebersetzung von „Veron's Glaubensrichtschnur“ und die des „Römischen Katechismus“; 1846 und 1847 die von „Lacordaire's Kanzelvorträgen“, die aber erst 1849, ein Jahr nach Smets' Tode herausgegeben wurde, ferner die Uebersetzung der philosophischen Einleitung in das Christenthum vom Erzbischof von Paris, Affre, und manches Andere. Uebrigens entwickelte er in Aachen eine mannigfaltige Thätigkeit: er redigirte 1847 und 1848 das in Aachen bei P. Kaatzer erscheinende „Album“. Im Juli 1847 besuchte er zu seiner Erholung das Bad Chaudfontaine bei Lüttich. In Aachen suchte ihn Erik Gustav Geijer wieder auf, der in diesem Jahre seine letzte Schrift in deutscher Sprache herausgab: „Auch ein letztes Wort über die religiösen Fragen der Zeit“, auf deren Abfassung nach dem Geständniß Geijer's S. Einfluß übte. Auch dem öffentlichen Interesse widmete dieser seine Theilnahme. So im J. 1847, als es galt, durch Vorträge und öffentliche musikalische Aufführungen die Noth der Schlesier zu lindern, so als 1848 seine Mitbürger zusammentraten behufs Ausschmückung des altehrwürdigen Münsters und ihres Rathhauses, für das Alfred Rethel seine Cartons zu den Freskobildern des Saales begonnen hatte, über deren beide ersten S. schrieb. Die Ereignisse des Jahres 1848 erweckten in ihm die Hoffnungen seiner Jünglingsjahre. Er schwärmte wieder für die Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem Gesammtdeutschland. Der Aachener Wahlkreis wählte neben David Hansemann Dr. Wilhelm S. zur Nationalversammlung in Frankfurt. Diesem rieth die Mutter von der Annahme ab, weil sie voraussah, daß die aufregenden Debatten in der Paulskirche auf seine Gesundheit nachtheilig wirken würden. In der That kam er krank in Frankfurt an und mußte einige Tage nachher Linderung seiner Schmerzen in dem benachbarten Soden suchen. Da er diese nicht fand, legte er sein Mandat nieder und kehrte nach Aachen zurück, wo er, wie er es geahnt hatte, am 14. Oct. 1848 an gebrochenem Herzen starb. Ein von Freunden und Verehrern auf dem Aachener Friedhof errichtetes Denkmal zeigt die Stätte, wo seine irdischen Reste ruhen. Nach verschiedenen Versuchen, sich eine selbständige Lebensstellung zu schaffen, hatte er schließlich den geistlichen Stand zu seinem Lebensberuf gewählt. Diesem blieb er treu. Ohne seiner katholischen Ueberzeugung etwas zu vergeben, war Wilhelm S. durch seine Natur und seine verwandtschaftlichen Beziehungen zur religiösen Duldsamkeit geneigt. Andern zu helfen und Gutes zu thun war ihm Bedürfniß. Die Aachener Armen nannten ihn „unsern lieben Herrn“. Von früher Jugend auf war er poetisch thätig, übte sich in den verschiedenen Dichtungsarten und gewann eine große Fertigkeit

in den metrischen Formen. Heinrich Kurz III, 45 sagt von ihm: „Wahre Glaubensinnigkeit spricht aus den Liedern von Wilhelm S., der zudem die Form und Sprache mit großer Gewandtheit handhabte.“ Der Grundton seiner Dichtungen ist ein elegischer, was sich durch seine Familienverhältnisse, Enttäuschungen und körperlichen Leiden leicht erklärt. Von geringer Bedeutung sind seine dramatischen Erzeugnisse: „Die Blutbraut“, „Tasso's Tod“ und „Soldatenglück“. Zu Ries' Oratorium, „Die Könige in Israel“, schrieb er den Text. S. hat die vielfachen Beziehungen seines Lebens in poetischer Form dargestellt und faßt sie chronologisch zusammen in den fünfzehn Strophen des Gedichtes: „Des Dichters Lebensbilder“, deren letzte heißt:

So spricht aus dreizehn Bildern
Mein ernster Lebensgang,
Gleich edeln Wappenschildern,
Sie geben guten Klang;
Der Klang, dem ich gelauschet,
Der sanft wie Weste bald,
Bald wie der Waldstrom rauschet,
In meinen Liedern schallt.

Ausführlichen Nekrolog bringen Echo der Gegenwart, 1848 Nr. 90 vom 19. October; Kaatzer's Album, 9. Heft S. 329—333, und Neuer Nekrolog 26. Jahrg. S. 657—667; das Neueste und Ausführlichste erschien im Jahre 1877 von Müllermeister, Wilhelm Smets in Leben und Schriften, eine Literaturstudie, Aachen bei Rudolf Barth.

Haagen.

Smidt: Heinrich S., Dichter, 1798 in Altona geboren, genoß bis zur Confirmation den Unterricht der Stadtschule und ging dann zur See. Er hat vom Kajütenjungen auf gedient und bestand das Examen als Steuermann erster Classe. Zehn Jahre hat er in diesem praktischen Seemannsdienst zugebracht, bis 1823, in demselben ist er auf allen Meeren gefahren und hat die Küsten dreier Welttheile kennen gelernt. Die Erfahrungen und Beobachtungen, die er hier sammelte, hat er verstanden später in seinen Schriften zu verwerthen. 1823 gab er das Seeleben auf, besuchte eine Zeitlang das Altonaer Gymnasium und studirte dann von Ostern 1824 auf den Universitäten Kiel und Berlin die Rechte und die schönen Wissenschaften, welchen letztern er sich vorzugsweise widmete. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er 1825 mit den „Poetischen Versuchen“, denen noch in demselben Jahr das Trauerspiel „Vergeltung“ folgte und dann Erzählungen, herausgegeben von Dannenberg, 1826—1828. 3 Bde. Nachdem er seine akademischen Studien vollendet, blieb er privatisirend in Berlin, wo er zunächst eine Anstellung fand bei der Redaction der Staatszeitung und dem Magazin für die Literatur des Auslandes. 1848 ward er Mitglied der Marinecommission und der Marineabtheilung des Kriegsministeriums, zuletzt war er Archivar und Bibliothekar daselbst. Vom König der Niederlande erhielt er das Ritterkreuz der Eichenkrone. Er starb in Berlin am 3. September 1867. S. war ein äußerst productiver Schriftsteller. Besonders hat er sich verdient gemacht durch seine Seeromane, die er als der Ersten einer mit viel Glück zu behandeln verstanden hat. Dadurch hat er auch zunächst den Blick der Binnenländer hinaus auf den Ocean gerichtet, und wiederum war er einer der Ersten, der an die unserem Vaterlande aus seinen Küsten erwachsenen seemännischen Aufgaben mahnte. Wir nennen von denselben: „Seegemälde“ 1828. „Mittheilungen aus dem Tagebuch eines nordischen Seemanns“ 1830. „Seemannssagen und -Märchen“ 1835. 2 Bde. „Mein Seeleben“ 1837. „Seenovellen“ 1838. 2 Bde. „Eine Fahrt nach Helgoland“

1839. „Steuermann Johann Smidt's Memoiren" 1840. 3 Bde. „Heinrich Flaggentrost" 1842. „Das Loggbuch" 1844. 3 Bde. „Michael de Ruiter" 1846. 4 Bde. „Berlin und Westafrika" 1846. 6 Bde. (Behandelt den Versuch des großen Kurfürsten brandenburgische Colonien in Afrika zu gründen.) „Der Glücksschiffer" 1848. „Seegeschichten" 1855. 2 Bde. „Grünes Land und blaue Wellen" 1853. 2 Bde. „Seegeschichten und Marinebilder" 1855. 2 Bde. „Zu Wasser und zu Land" 1856. „Marinebilder" 1859. „Meeresstille und hohe See" 1861. „Onkel Heinrich" 1861. „Saat und Frucht" 1862. „Jan Blaufink" 1864. 2 Bde. (vielleicht der beste). „Deutsche Schiffe und dänische Kaper" 1864. „Ein Berliner Matrose" 1866. 2 Bde. Auch gab er heraus: „Liederbuch für Preußens Marine zu Orlog und Kauffahrtei" 1853. — Außerdem hat er auch mehrfach sich als dramatischer Dichter versucht und nicht ohne Glück. Er ist in der Regel glücklich in der Wahl des Stoffs, und seine Dramen sind meist gern gesehen. Wir nennen: „Juan Maiquez, Schauspiel" 1843. „Kaufmann und Seefahrer, Schauspiel" 1844. „Frau Schwiegermutter, Lustspiel" 1850. „Bruder Kain, Schauspiel" 1852. „Der Verstoßene, Schauspiel" 1852. „Wo ist mein Lustspiel? Posse" 1848. „Alles Maske, Schwank" 1864. „Heiter und gefällig. Der letzte König, politisches Drama" 1842. — Auch hat er eine ganze Reihe historischer Romane geschrieben: „Burggraf Friedrich von Hohenzollern" 1831. „Der Dominikaner" 1831. „Schleswig-Holstein. Romantische Skizzen und Sagen" 1847. 3 Bde. „Der Kornzehnte. Erzählung aus der Dithmarsischen Geschichte" 1849. 3 Bde. „Schleswig-Holsteins Freiheitskampf im 13. Jahrh." 1851. 3 Bde. „Aus Schwedens Vorzeit" 1855. „Skandinaviens Fürsten und Völker" 1858. 3 Bde. „Theodor Körner" 1866. — Viel Beifall fand sein komischer Roman: „Herr Rentier Rosentipfel und seine beiden Neffen. Aus den goldenen Tagen des harmlosen Berlin" 1859. Ein eigenthümlicher Versuch sind seine „Devrient-Novellen", 2. Aufl. 1851, in denen Geist, Gefühl und Humor zu Tage treten. Ferner hat er eine ganze Reihe von Jugendschriften verfaßt, die Beachtung verdienen.

Altonaer Nachrichten 1867, Nr. 210. — Lübker-Schröder, S.-H. Schriftstellerlexicon II, 568. — Alberti II, 400. — R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur III, 652. — K. Goedeke III, 383 u. 743. — Kurz, Gesch. d. deutsch. Lit. IV, 520. 692. — R. König, Deutsch. Lit.-Gesch. 780.

Carstens.

Smidt: Johann S., bremischer Staatsmann, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts weit über den engen Kreis seines kleinen Heimathsstaates hinaus Ansehen und Einfluß besaß. Für seine Vaterstadt ist er der Bahnbrecher einer neuen Zeit gewesen.

Er entstammte einer vor zwei Jahrhunderten aus Brabant nach Bremen eingewanderten Familie, die dem Rathe der Stadt schon mehr als ein verdientes Mitglied gegeben hatte. Sein Vater aber hatte den Predigerberuf erwählt und, dem Zuge der damaligen bremischen Theologen folgend, seine geistige und lange Jahre hindurch auch seine physische Heimath in den Niederlanden gefunden. Von dort brachte er den streng reformirten Lehrbegriff der holländischen Kirche mit nach Bremen, als er 1760 im 48. Lebensjahre zum Pastor an der Stephanikirche seiner Vaterstadt erwählt worden war. 60 Jahre alt war der Pastor Johann S. zur dritten Ehe mit Johanne Holler geschritten, die einem nicht minder alten und in der bremischen Rathslinie noch öfter, als das Smidt'sche vertretenen Geschlechte angehörte. Aus dieser Ehe wurde am 5. November 1773 der Sohn geboren, der die Verdienste aller seiner Vorfahren um das heimische Gemeinwesen überstrahlen sollte.

Auch der Sohn wählte nach Absolvirung des Gymnasiums, dem Beispiele des Vaters und der Neigung seines Herzens folgend, die Theologie zum Gegen-

stande seines Studiums. Aber ihn dürstete nicht nach der scholastischen Weisheit der holländischen Calvinisten, die dem Vater den Stempel ihres Geistes aufgeprägt hatte, sondern nach der verjüngten Wissenschaft, die unter Kant's Einfluß die deutschen Hochschulen und die Herzen der Jugend erobert hatte. Er bezog Ostern 1792 die Universität Jena, wo Kant's Schüler Reinhold und Paulus einen bedeutenden Einfluß auf ihn übten, wo er von Schütz in ein tieferes Verständniß der alten Litteratur eingeführt wurde und das Glück hatte, zu dem kleinen Kreise von Studenten zu gehören, den im Winter auf 1793 Schiller noch einmal um sich versammelt hatte, um ihnen seine Aesthetik vorzutragen. Die nachhaltigste Wirkung auf ihn aber gewann seit Ostern 1794 Fichte. S. war durch Kränklichkeit in Gefahr, hypochondrischen Stimmungen zu verfallen, als Fichte den geistvollen Jüngling zu sich heranzog und ihn, wie S. noch viele Jahre später dankbar bezeugte, durch sein Vertrauen und seine Freundschaft, durch den ihm täglich vergönnten Anblick dieses energischen Daseins Muth und Kraft zurückgab und den Willen zum handelnden Leben in ihm weckte. Im Herbste 1795 kehrte S. nach Bremen zurück, ohne andere Absicht, als der Vaterstadt im geistlichen Lehramte zu dienen, wie er denn auch, als er im J. 1797 einige Freunde in der Schweiz besuchte, sich in Zürich zum Prediger ordiniren ließ. Auch das Amt eines Professors in der philosophischen Facultät des bremischen Gymnasii illustris, das ihm bald darauf vom Rathe verliehen wurde, galt dem Herkommen nach als Vorstufe für ein Predigeramt. Ihm gab die Professur, wie kärglich auch das mit ihr verbundene Einkommen war, doch den Muth, am 1. Januar 1798, da er kaum das 24. Lebensjahr vollendet hatte, mit Wilhelmine Rode, Tochter eines Apothekers, die Ehe zu schließen, die während mehr als 50 Jahren in einem überaus bewegten Leben für ihn der Hafen eines ruhigen Glücks gewesen ist.

Der rasche Pulsschlag der Zeit duldete Smidt's beweglichen Geist doch nicht in den Bahnen des Herkömmlichen. Das Interesse an der Menschengeschichte, über das er vor einem größern Kreise einen auch im Drucke erschienenen Vortrag gehalten hatte, durch die außerordentlichen Wandlungen der Zeit immer aufs neue angefacht, drängte die philosophischen Speculationen in den Hintergrund und forderte ihn auf zur Theilnahme am öffentlichen Leben. Die Bürgerconvente boten freilich nur ein enges Feld, um seine Talente zu zeigen, ein größeres fand er in einer 1799 von ihm begründeten Zeitschrift, dem „Hanseatischen Magazin“, das vier Jahrgänge unter seiner Leitung erlebt hat. Es ist charakteristisch für Smidt's künftige staatsmännische Wirksamkeit, daß die ersten Gedanken, mit denen er vor ein größeres Publicum trat, dem Bedürfnisse entsprangen, die Berechtigung der staatlichen Sonderexistenz der Hansestädte inmitten der allgemeinen Umwälzungen durch den Hinweis auf das, was sie für das Allgemeinwohl leisten, darzuthun. Und von hier aus wurde er, gemeinsam mit den Freunden in Bremen, Hamburg und Lübeck, die sein Unternehmen unterstützten, naturgemäß zur Erörterung einer Reihe rein praktischer Fragen gedrängt. Die Anlage von Sparkassen, die Ursachen der letzten Handelskrisis (1799) und ihr Einfluß auf Bremen beschäftigten ihn jetzt. Der Realismus des geborenen Staatsmannes drängte sich hervor und fand rasch gerechte Würdigung in einem kleinen Kreise von Männern, die gleich S. die Vaterstadt in neue Bahnen zu lenken wünschten. So kam es, daß am 13. December 1800, als der Zufall des Würfelspiels, das nach uraltem Statut vier Mitglieder des Raths zur Wahl eines neuen Senators bestimmte, drei von Smidt's nahen Freunden in das Conclave brachte, zur Ueberraschung der freien Reichsstadt nicht ein Jurist oder ein Kaufmann, sondern der Theologe und Professor der Philosophie Johann S. als neuer Rathsherr aus der Wahl hervorging.

Von da an hat S., mit der kurzen Unterbrechung durch die französische Occupation, länger als 50 Jahre auf alle wichtigsten Geschäfte des bremischen Gemeinwesens den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Ihm verdankt es Bremen, man kann vielleicht sagen, verdanken es die drei Hansestädte, zwar nicht allein, aber doch in hervorragendem Maße, daß sie noch heute in der Reihe der deutschen Staaten selbständig ihre Stimme vernehmen lassen können. Aus seiner umfassenden Thätigkeit können hier nur die wichtigsten Momente kurz hervorgehoben werden.

Schon an den Verhandlungen, die gleich nach Smidt's Eintritt in den Senat zur Erwerbung der in die Stadt und in das Gebiet Bremens hineinragenden hannoverschen und oldenburgischen Besitzungen führten, hat er Antheil genommen, wenn auch das wesentlichste Verdienst an der glücklichen Durchführung dieses Geschäfts dem diplomatischen Geschick seines ältern Collegen Georg Gröning (s. A. D. B. IX, 717 ff.) gebührt. Selbständiger tritt S. erst seit dem Jahre 1806 hervor. Vornehmlich auf sein Betreiben fanden gleich nach der formellen Auflösung des deutschen Reiches im September und October in Lübeck Conferenzen von Deputirten der drei hanseestädtischen Senate statt, die in der Erneuerung ihres alten Bundes ein Mittel suchten, um einestheils der drohenden Gefahr eines erzwungenen Anschlusses entweder an den Rheinbund oder an den preußisch-norddeutschen Bund zu entgehen, anderntheils die vom Regensburger Reichstagsschlusse festgestellte, aber von den Mächten seither keineswegs geachtete Neutralität der Hansestädte wirksam zu machen. Noch war S., der Epoche seiner Bildung entsprechend, mehr, als es den grausamen Wirklichkeiten des Lebens entsprach, von idealistischen Anschauungen erfüllt, wenn er hoffen konnte, die Hansestädte um des allgemeinen Besten willen zu Inseln des Friedens inmitten einer vom Kriegslärm erfüllten Welt zu machen, wenn er im October 1806, noch ohne Kunde von der zwei Tage früher erfolgten Niederlage Preußens, die Meinung aussprach, Bremen sei infolge der Auflösung des Reichs auf den Gipfel seiner Unabhängigkeit gelangt. Die Folgen der Schlacht bereiteten solchen Anschauungen und den in Lübeck vereinbarten Entwürfen eine bittere Enttäuschung, aber darum hat S. den früh ergriffenen und zu ernster Ueberzeugung in ihm entwickelten Gedanken nicht fahren lassen, daß die Hansestädte nicht sowohl um ihrer selbst, um des historischen Rechtes, sondern daß sie als Dienerinnen des Gemeinwohls, als die berufenen Vermittler des Welthandels, um Deutschlands, ja um Europas willen in ihrer Selbständigkeit erhalten werden müßten.

Selbst auf französische Staatsmänner, namentlich auf Reinhard, machte der Gedanke Eindruck, als dieser im J. 1809 auf Befehl Napoleon's in Hamburg mit hanseestädtischen Deputirten über die künftige Stellung der Städte verhandelte. Freilich war die Verwirklichung des Gedankens eben jetzt, da die Continentalsperre die Wurzeln der Existenz der Hansestädte abgegraben hatte, weiter als je von ihrem Ziele entfernt, und als bald darauf Napoleon „in seiner steten Fürsorge für das Wohl der Hansestädte“ ihre Vereinigung mit dem Kaiserreiche beschloß, wurde der letzte Rest ihrer Unabhängigkeit vollends vernichtet. Zu Anfang des Jahres 1811 mußte S. die widerwärtige Aufgabe übernehmen, der französischen Organisationscommission in Hamburg und demnächst den Ministern in Paris mit Renseignements über Verfassung und Verwaltung seiner Vaterstadt an die Hand zu gehen. Eine merkwürdige Scene spielte sich damals im Tuilerienhofe ab. „Nach schon beendigter Cour trat der Kaiser plötzlich in den Empfangssalon zurück, ging auf S. zu, sah ihn einige Augenblicke starr an und verließ dann, ohne ein Wort zu sagen, das Gemach.“ Er hatte soeben einen Bericht des Generalgouverneurs des neuen Departements, Davoust's, erhalten,

worin dieser S. als einen der gefährlichsten Menschen bezeichnete. Auch „den Franklin Bremens“ hat Davoust ihn einmal höhnisch genannt. Und er hatte recht, wenn er damit etwa die unantastbare Integrität des Charakters bezeichnen wollte, aber unrecht, wenn er meinte, einen revolutionären Hang in S. zu entdecken.

S. zog sich nach Erledigung des erwähnten Auftrages mit der Mehrzahl seiner Collegen in das Privatleben zurück, das indifferente Geschäft eines Notars ergreifend, um sich und die Seinigen vor der äußersten Noth zu schützen. Der französischen Staatspolizei, die ihm die Ehre einer sorgsamen Ueberwachung angedeihen ließ, hat er nie den Gefallen gethan, seine Hoffnungen auf ein baldiges Ende der Gewaltherrschaft in nutzlose Thaten umzusetzen.

Als aber im October 1813 durch Tettenborn's kecken Handstreich auch für Bremen die Befreiungsstunde schlug und nach einer nur wenige Tage dauernden Rückkehr der Franzosen am 5. November, dem Geburtstage Smidt's, die Wiedergeburt des bremischen Staatswesens durch den russischen General verkündigt wurde, da trat S. mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Geistes und mit der vollen Energie seines Charakters für die Selbständigkeit Bremens und der beiden Schwesterstädte in die Schranken. An das alte Postulat hanseftädtischer Neutralität dachte jetzt Niemand mehr. Wenn die bremische Jugend jetzt ebenso, wie die lübeckische und hamburgische es schon im Frühjahr gethan hatte, dem Rufe der Ehre und dem berechtigten Gefühle der Rache gegen die Unterdrücker folgend, sich schaarenweis unter die Fahnen stellte, so betonte S. vor allem, daß die ernste Theilnahme Bremens am Kampfe gegen den gemeinsamen Feind das dringendste Erforderniß sei, wenn anders es hoffen wollte, in dem neuen Deutschland als ein selbständiges Glied anerkannt zu werden.

Nach wenigen Tagen reiste S. in das große Hauptquartier nach Frankfurt ab, um bei den verbündeten Monarchen die Anerkennung der Selbständigkeit Bremens zu erwirken. Die erwünschten Versicherungen der beiden Kaiser und Friedrich Wilhelm's III. erhielt er, unter Stein's thätiger Mitwirkung, schon bald, aber die Angelegenheit des bremischen Truppencontingents und die Fragen, die sich auf die Neugestaltung Deutschlands bezogen, machten sein ferneres Verbleiben im Hauptquartiere auch dann wünschenswerth, wo nicht nothwendig. So machte S. den Zug der Heere bis nach Paris mit, neben den bremischen zugleich die Interessen der beiden Schwesterstädte wahrnehmend, da Hamburg wegen seiner fortdauernden Occupation außer Stande war, und Lübeck lange zögerte, einen Deputirten in das Hauptquartier zu senden. Ueber die Bedeutung, die Smidt's Persönlichkeit in der Gesellschaft der europäischen Staatsmänner gewann, äußert sich Varnhagen, der die von ihm als Secretär Tettenborn's schon in Bremen angeknüpften Beziehungen zu S. in Paris erneuerte, folgendermaßen: „Ein Mann von Geist gilt durch sich selber mehr, als durch die Stelle, welche der Zufall ihm anweist. Smidt's Ansichten und Aeußerungen blieben nicht gleichgültig und fanden bisweilen Wiederhall in den höchsten Regionen.“ Und kurz vorher heißt es an derselben Stelle (Denkwürdigkeiten VI, 101): „In seiner launigen Heiterkeit schien er alles nur leicht zu nehmen und nahm doch die Sachen, auf die es ankam, mit schwerem Ernst und festem Nachdruck, so daß gewiß kein Punkt, wo seiner Stadt oder des Vaterlandes Interesse sich anknüpfen ließ, ihm unbeachtet blieb, wobei doch ein sicherer Tact ihn vor Vielthuerei bewahrte, wohin solche Gaben in zu beengtem Geschäftskreise wohl zu verlocken pflegen.“ Die umfangreiche Correspondenz, in der S. über die Ereignisse und Verhandlungen jener bewegten und hoffnungsfreudigen Monate nach Hause berichtete, bezeugt die Richtigkeit von Varnhagen's Urtheil. Die geistvolle Art, in der S. in dem Kreise der Stein, Humboldt, Metternich

seine Gedanken über die Nothwendigkeit der hanseſtädtischen Selbständigkeit zu vertreten wußte, erwarb ihm nicht allein die dauernde Freundschaft dieser Männer, sondern auch die Sicherheit, daß die Unabhängigkeit der Städte durch die Neuorganisation Deutschlands nicht mehr in Frage gestellt werden würde.

Es verstand sich von selbst, daß S. Bremen auch auf dem Wiener Congresse vertrat und auch dort hat das Gewicht seiner Persönlichkeit die Bedeutung des von ihm vertretenen Staates weit übertroffen. Die hohe Achtung, die ihm als gewandtem Diplomaten, arbeitsamem Geschäftsmann, integrem Charakter und geistvollem Gesellschafter von allen Seiten entgegengebracht wurde, hat ihre Rückwirkung auch auf die Stellung der Hansestädte in dem neuen deutschen Bunde geübt und insbesondere die Interessen Bremens dort fördern helfen.

Als S. gegen Ende November des Jahres 1815 in Frankfurt eintraf, um der Eröffnung des Bundestages beizuwohnen, die freilich noch lange auf sich warten ließ, war unter den besonderen bremischen Interessen, die er zu vertreten hatte, das wichtigste die Aufhebung des oldenburgischen Weserzolls. Zwar war dessen Beseitigung nach Verlauf von zehn Jahren schon durch den Reichsdeputationshauptschluß verfügt worden, da aber inzwischen die französische Occupation Oldenburgs eingetreten war, so hatte der Herzog, als er 1814 die Regierung seines Landes wieder übernahm, den Zoll alsbald wieder in Wirksamkeit gesetzt. Endlich im J. 1819 gelang es S., die definitive Aufhebung des Zolls, der den bremischen Handel zwei Jahrhunderte lang belästigt hatte, zum 1. Mai 1820 beim Bundestage zu erwirken. Wie sehr er sich abermals dadurch um die Vaterstadt verdient gemacht habe, erkannte die bremische Bürgerschaft durch die seltene Ehrenbezeigung eines besondern Dankesvotums an, das gerechterweise zugleich auch der Verdienste gedachte, die Georg Gröning in früheren Jahren um die Anbahnung des glücklichen Erfolges sich erworben hatte. Der Senat aber ehrte S. am 26. April 1821 durch seine Erwählung zum Bürgermeister. Damit wurde S. genöthigt, mehr als bisher auch den inneren Verhältnissen Bremens seine Aufmerksamkeit zu widmen. Der vielerlei Reformen, die er hier in der allgemeinen Geschäftsleitung, in der Verwaltung, vor allem im Kirchen- und Schulwesen, theils angeregt, theils unterstützt hat, kann hier im einzelnen nicht gedacht werden. Die Reform der veralteten bremischen Verfassung, schon 1814 als nothwendig erkannt und in einigen den Senat und die Bürgerschaft betreffenden Punkten auch bald ins Werk gesetzt, ist doch, zum Theil durch Smidt's Schuld, zu einer vollständigen, namentlich die jüngere Generation befriedigenden Lösung nicht gediehen. S. legte, wie ungewöhnlich willenskräftige Männer in der Regel, im berechtigten Bewußtsein, daß Niemand das Staatswohl einsichtiger, unbefangener und selbstloser als er zu fördern vermöchte, ein sehr geringes Gewicht auf die Form der Staatsverfassung und wollte vor allem von einer Schmälerung der Regierungsgewalt des Senats nichts wissen.

In den auswärtigen Angelegenheiten behielt er nach wie vor die Leitung des Staates allein in der Hand. Auch als Bürgermeister hat er es sich, so oft im Turnus der vier freien Städte die Stimmführung am Bundestage Bremen zufiel, niemals nehmen lassen, sie selbst auszuüben. Denn dem deutschen Bunde, an dessen Wiege er gestanden hatte, blieben mehr, als wir heute verstehen können, seine Sympathien immer zugewandt. Den Verhandlungen des Bundestages ist er mit dem unermüdlichsten Eifer gefolgt und seine Berichte von dort, die eine lange Serie umfangreicher Bände anfüllen, gehören, wie es in seiner ausgesprochenen Absicht lag, zu dem besten Material für eine innere Geschichte des deutschen Bundestages.

Der Sieg, den S. in der Angelegenheit des Weserzolls über Oldenburg

erfochten hatte, wurde ungesucht der Ausgangspunkt zu derjenigen unter seinen staatsmännischen Thaten, die seinem Namen das dauerndste Gedächtniß geschaffen hat, zur Gründung Bremerhavens. Es war natürlich, daß Oldenburg die große finanzielle Einbuße, die es durch die Beseitigung des Zolls erlitt, grollend hingenommen hatte, und erklärlich, wenn auch nicht eben klug, daß es seither dem bremischen Handel auf andere Weise feindselig begegnete. Im J. 1825 kam dem bremischen Senate eine Instruction der oldenburgischen Regierung für ihre Consuln zur Kenntniß, die auf die unleugbare Thatsache gestützt, daß es einen bremischen Seehafen garnicht gab, dahin zielte, den Namen Bremens aus den Schiffsconnossementen völlig verschwinden zu machen und so allmählich Bremen auf den Stand einer binnenländischen Handelsstadt herabzudrücken. S. nahm die darin liegende ernstliche Bedrohung Bremens mit dem festen Entschlusse rascher und gründlicher Abwehr auf. Schon während der Verhandlungen über den Elsflether Zoll hatte er, auf seine freundschaftlichen Beziehungen zu den leitenden hannoverschen Staatsmännern gestützt, dem oldenburgischen Gesandten gegenüber gelegentlich die Einrichtung eines bremischen Hafens am rechten Ufer der Unterweser als Drohung hingeworfen. Der Gedanke, der damals nur darauf hinweisen sollte, daß es eine Möglichkeit gebe, den Elsflether Zoll lahm zu legen, wurde jetzt aufs neue ergriffen, um Bremen sein Lebenselement, den Seehandel, dauernd zu sichern. Am 1. Juni 1825 stand dieses Ziel fest vor Smidt's Augen, und mit dem lebendigsten Eifer ging er unverweilt zu seiner Verwirklichung über. Es gelang ihm rasch, die hannoverschen Staatsmänner von der Identität des Interesses Hannovers und Bremens an der Ausführung des Werks zu überzeugen. Schon am 6. Januar 1826 konnte er in Hannover einen Präliminarvertrag abschließen, der seine Forderungen in allen wesentlichen Theilen sicherte. Dann freilich erwuchsen für den definitiven Abschluß erhebliche Schwierigkeiten, merkwürdigerweise mehr noch in der bremischen Bürgerschaft, als von Seiten der hannoverschen Regierung. In der bremischen Kaufmannschaft zeigte sich, von einigen intelligenten Freunden Smidt's abgesehen, gar kein Verständniß für das große Unternehmen, das freilich dem bremischen Staatssäckel Opfer auferlegte, die damals für unerhört galten. Die Opposition wuchs noch mehr an, nachdem am 11. Januar 1827 der Vertrag endgültig geschlossen worden war und die Ausführung des Hafenbaus an der Geestemündung alsbald in Angriff genommen wurde. So sehr ließen die bremischen Rheder sich von einer feindseligen Stimmung gegen das Werk beherrschen, daß am 13. September 1830 ein amerikanisches Schiff das erste war, das in den neuen Hafen einfuhr. Es hat dann doch nicht langer Zeit bedurft, um die bremische Kaufmannschaft zu besserer Einsicht zu bringen. S. hat es noch erlebt, daß das Werk, das seinem staatsmännischen Blicke, seiner Energie und seiner diplomatischen Kunst das glänzendste Zeugniß ausstellte, allgemein als die Grundlage der Prosperität des bremischen Handels aufgefaßt wurde.

Wie sehr Smidt's Thaten ihm die Liebe seiner Mitbürger und die Hochachtung im ganzen Vaterlande erworben hatten, das zeigte sich bei der Feier seines 25jährigen Bürgermeisterjubiläums am 26. April 1846. Die Huldigungen, die ihm die bremische Bürgerschaft, die Senate der Schwesterstädte und eine große Zahl deutscher Souveräne darbrachten, fanden ihren beredtesten Ausdruck in dem Beschlusse des Senats und der Bürgerschaft Bremens, sein Andenken durch Errichtung seines Standbildes in der Rathhaushalle zu ehren. Karl Steinhäuser in Rom, ein geborener Bremer, wurde mit der Ausführung des Werks betraut und vollendete die Marmorstatue im J. 1848. Aufgestellt aber wurde sie, Smidt's Wunsche entsprechend, erst nach seinem Tode, das ein=

zige derartige Denkmal, das einem hansischen Staatsmanne jemals errichtet worden ist.

Das Jahr 1848 brachte für S. schmerzliche Täuschungen. Er theilte nicht die Hoffnung, aus den revolutionären Stürmen ein einheitliches Deutschland hervorgehen zu sehen, aber er war voll Sorge, daß am Ende die kleinen Staaten die Zeche würden bezahlen müssen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die demokratische Hochfluth sich bald verlaufen werde, aber daß seine Vaterstadt weit länger, als das übrige Deutschland, von ihren trüben Wässern bedeckt blieb, hat er bitter empfunden. Bald nach dem stürmischen 8. März, der die Autorität des Senats zu Gunsten der bremischen Demokratie vernichtete, eilte S. nach Frankfurt, um hier im Centrum der deutschen Bewegung nach Feuer und Licht zu sehen und, so viel er vermochte, mitigirend auf die erregten Wogen einzuwirken. Erst nach dem Scheitern aller deutschen Projecte wandte S. seine Aufmerksamkeit wieder voll den heimischen Zuständen zu. Noch nach der Restauration des Bundestages, im Sommer 1851, herrschte in Bremen die Demokratie, ja eben jetzt erhielt sie bei der Neuwahl der Hälfte der Bürgerschaft noch eine beträchtliche Verstärkung. Zwar schlug der Senat, gestützt auf einen Beschluß des Bundestages, unter Smidt's Leitung seit dem Herbste des Jahres einen festeren Ton gegen die Bürgerschaft an, aber es bedurfte doch erst der am 1. März 1852 beschlossenen förmlichen Intervention des Bundestages, um endlich die bremische Verfassung von 1849, die mit geordneten Staatszuständen unverträglich war, zu brechen. Daß die der Krone Hannover übertragene Intervention in den glimpflichsten Formen auftrat und Bremen in der Freiheit seiner Entschlüsse möglichst wenig beschränkte, war doch noch einmal dem Ansehen Smidt's zu verdanken. Die deutschen Regierungen hegten keinen Zweifel, daß unter Smidt's auf's neue gesicherter Leitung der bremischen Dinge erträgliche Zustände geschaffen werden würden. Die Verfassung von 1854, die liberalen Tendenzen in weitem Maße entgegenkam, hat sich denn auch in fast 40jähriger Geltung bewährt, ohne jemals ernstliche Conflicte zwischen den gesetzgebenden Gewalten herbeizuführen.

Als S. drei Jahre nach dem Abschlusse dieses Werks, am 7. Mai 1857 im 84. Jahre seines Lebens, das bis zuletzt durch volle Geistesklarheit und körperliche Rüstigkeit gesegnet war, von einem ruhigen Tode dahingerafft wurde, waren die Mißstimmungen der revolutionären Epoche längst wieder aus den Herzen seiner Mitbürger entschwunden. Die Todtenfeier gab der Trauer der ganzen Bürgerschaft um ihren großen Bürgermeister einen weihevollen Ausdruck. Noch einmal hat sich dann die Liebe und Verehrung Bremens für die schöpferische Kraft seines Genius und für die grenzenlose Treue, mit der er länger als ein halbes Jahrhundert in äußerlich immer gleich schlichter Anspruchslosigkeit seiner Vaterstadt gedient hat, in glänzender Weise bekundet bei der Säcularfeier seiner Geburt am 5. November 1873.

Bei diesem Anlasse veröffentlichte die historische Gesellschaft in Bremen: Johann Smidt, ein Gedenkbuch zur Säcularfeier seines Geburtstages, das neben einer von Otto Gildemeister verfaßten biographischen Skizze einige Epochen seines Lebens: S. als Student und Professor der Philosophie, von Hugo Meyer, das erste Jahr in Frankfurt, von Constantin Bulle und die Gründung Bremerhavens von dem Unterzeichneten ausführlicher behandelt und einige Mittheilungen aus Smidt's handschriftlichem Nachlasse beifügt. Eine eingehende, der Bedeutung Smidt's nach allen Seiten gerecht werdende Biographie, die ein interessanter Beitrag zur deutschen Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sein würde, fehlt noch immer.

W. v. Bippen.

Smola: Josef Freiherr v. S., k. k. Generalmajor und Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, geboren zu Teplitz in Böhmen am 12. Juni (nach anderen am 3. Juli) 1764, war der Sohn eines fürstlich Clary'schen Oberbeamten und erhielt eine sorgfältige Erziehung in Dresden. Sechszehn Jahre alt, trat er in das Feldartillerieregiment Nr. 1, wo er sich das Studium der mathematischen Fächer sehr angelegen sein ließ, weshalb er auch nach sieben Jahren — nach den damaligen Verhältnissen also in überraschend kurzer Zeit — zum Lieutenant im Bombardiercorps befördert wurde. Im J. 1790 wurde S. außertourlich Oberlieutenant, am 1. Januar 1796 wieder außer der Reihe Capitänlieutenant und Ende Juni bei gleichzeitiger Uebersetzung in das Feldartillerieregiment Nr. 3 wirklicher Hauptmann. Bei der Aufstellung der böhmischen Legion im J. 1800 am 1. December zum Major befördert, kam er nach Auflösung derselben am 1. Mai 1801 wieder zur Artillerie, wo er im J. 1808 zum Oberstlieutenant und am 18. März 1809 zum Obersten vorrückte. Während der folgenden Friedensjahre befehligte S. das Bombardiercorps, in welchem er im J. 1813 zum Generalmajor befördert wurde und als solcher am 29. November 1820 in Wien starb. Dies in kurzen Zügen der Lebenslauf eines Mannes, dem sich wie selten einem Officier, selbst als er noch auf niedriger Rangstufe stand, so vielfach Gelegenheit bot, Hervorragendes zu leisten und der dies auch leistete. — 1788 finden wir ihn als Lieutenant bei der Belagerung von Sabaš, 1789 bei jener von Belgrad, 1791 kam er nach den Niederlanden, 1792 focht er am 29. und 30. April in dem Gefechte bei Jemappes, wohnte (28. September bis 8. October) der Belagerung von Lille bei und entwickelte hierbei eine so ausgezeichnete Thätigkeit, daß Feldmarschalllieutenant Pentzenstein, welcher die Artillerie leitete, ihn in seinem Berichte besonders erwähnte. Hierauf kämpfte er in der Schlacht bei Jemappes am 6. November und in dem Gefechte bei Lüttich. Bei Beginn des Feldzuges 1793 erhielt er das Commando einer Cavalleriebatterie, mit welcher er am 1. März bei Aldenhoven das erste Vorrücken der Truppen kräftig vorbereitete und bei der Verfolgung des geworfenen Feindes mitwirkte. Bei dem weiteren Vorgehen der Armee focht S. am 3. März bei Visé an der Maas und trug mit seiner Batterie zur Entscheidung des feindlichen Rückzuges wesentlich bei, am 4. März nahm er an dem Angriffe auf die Höhen von Tongres theil, vereitelte am 15. und 16. März durch zwei Stunden das Hervorbrechen des Feindes aus Tirlemont, so daß die Bewegung der eigenen Hauptarmee unbelästigt vom Feinde vor sich gehen konnte. Mit besonderer Kaltblütigkeit benahm sich S. in der Schlacht bei Neerwinden am 18. und 19. März; in seiner wichtigen Aufstellung wirkte derselbe mit seiner Cavalleriebatterie, zu welcher im Laufe der Schlacht Verstärkung zukam, geradezu vernichtend. Selten dürften sich in der Geschichte der Schlachten Beispiele finden lassen, daß ein Officier seiner damaligen Charge so gewichtigen Einfluß auf die Entscheidung der Schlachten nehmen kann. Für sein tapferes und kluges Eingreifen wurde ihm auch das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens durch einstimmigen Beschluß zuerkannt. Smola's Scharfblick in Beurtheilung der Gefechtsverhältnisse zeigte sich in den Gefechten bei Löwen am 22. und 23. März. Durch gewandtes Manövriren und überraschend schnelles Auffahren faßte er den Feind beinahe im Rücken, so daß dieser bald auf die längere Behauptung seiner Stellung verzichten mußte. Schwarzenberg gibt ihm ehrenvolles Zeugniß über die Beweise seines Muthes, seiner besonderen Geschicklichkeit und Geistesgegenwart, auch der Generalquartiermeister Mack bestätigt, daß S. „während dieser Zeit (1. bis 3. März) fast jeden Tag Beweise seiner Tapferkeit, Einsicht und Thätigkeit" gegeben hat. In den Gefechten bei St. Saulve, Curgies und Saultain am 1. Mai, bei Préseau am 3. Mai, bei Famars und

Anzain am 23. und 24. Mai, bei der Einnahme des Camp de César am 7. August, in dem siegreichen Gefechte bei Genech und Templeneuve am 13. September und in dem Recognoscirungsgefecht bei Mons en Pévelle am 8. Octbr., immer finden wir S. mit Bravour kämpfen und die Angriffe der eigenen Truppen auf das beste vorbereiten. Bei Denain am 21. October, wo ein feindlicher Angriff abgeschlagen wurde, führte S. seine Batterie mit besonderer Geschwindigkeit vor und brachte nach dem Wortlaute des Berichtes „solchen Schrecken unter die feindlichen Linien, daß sich dessen Cavallerie eilends flüchtete". General Otto berichtet an den Feldmarschall Coburg: „S. hat da abermals glänzende Beweise seiner Geschicklichkeit und Tapferkeit gegeben. Ich halte es für meine Pflicht, diesen würdigen Mann zu hohen Gnaden anzuempfehlen, indem ich überzeugt bin, daß seine Beförderung dem Dienste selbst die wichtigsten Vortheile bringen muß." Bei Wattignies ließ General Otto „seinen braven Artillerie-Oberlieutenant S." das Debouchiren der feindlichen Artillerie am 27. October verhindern. Das Schlagen der Brücken über die vielen breiten Wassergräben für die Colonnen Otto's bei dem Ueberfalle bei Marchiennes am 30. October wurde von S. so geleitet, daß die Annäherung ungeachtet der finsteren Nacht anstandslos gelang. Dies wie auch die umsichtige Aufstellung seiner Batterie und daher auch deren wirksamstes Feuer sind die Verdienste, welche der General Otto in seinem Berichte rückhaltlos anerkennt, indem er am Schlusse derselben sagt: „Sowohl diese Thaten und daß dieser kapable Mann einen besonderen Antheil an der glücklich ausgeführten Expedition zu Marchiennes, allwo 4000 Feinde runirt und 14 Kanonen und Haubitzen erobert wurden, habe, bin ich vermög Pflicht und Gewissen ihm schuldig, hiermit zu attestiren." Im J. 1794 nahm er an dem Gefechte bei Abscon am 23. März, an der Vertreibung der Franzosen aus den befestigten Stellungen zwischen Guise und Landrecies am 17. April, und an dem Gefechte von Hannape, Mennevret und Priches am 21. April theil; bezüglich der beiden letzteren Gefechte wird S. in der Relation Bellegarde's vorzüglich gerühmt und der Allerhöchsten Gnade empfohlen. In der siegreichen Schlacht bei Le Cateau Cambresis und Catillon am 26. April rückte Smola's Cavalleriebatterie, während das schwerere Geschütz in die Hauptstellung fuhr, den feindlichen Geschützen, welche den Anmarsch ihrer Colonnen schützten, so nahe entgegen, daß schon nach deren ersten Lagen mehrere französische Geschütze zertrümmert, ein Munitionswagen in die Luft gesprengt und die gesammte Artillerie des Gegners zum Rückzuge gezwungen wurde. Auch hier, sowie in der Schlacht von Tourcoing am 17. und 18. Mai wird seiner Einsicht und seinem Muthe das ehrendste Zeugniß gegeben. In der Schlacht bei Tournay am 22. Mai kam er in Gefahr gefangen zu werden und wurde nur durch die Selbstaufopferung eines Husaren gerettet, bei Fleurus am 26. Juni wurde S. schwer verwundet vom Kampfplatze weggetragen, rückte aber nach einigen Wochen wieder zum Dienste ein, so daß er schon am 19. August in dem Gefechte bei Wonck und Houtain-St. Simeon zur Deckung des Rückzugs wirksam beitrug. — Mit dem Uebergange über den Rhein endete der Feldzug. S. wurde im Verlaufe der Feldzüge 1793 und 1794 18 mal in den Berichten des commandirenden Generals auf das ehrenvollste erwähnt, war aber auch rastlos bemüht, seinen Untergebenen die gerechte Anerkennung zu verschaffen. Alle Unterofficiere und Vormeister, welche nach und nach bei seiner Batterie dienten, kehrten mit der Tapferkeitsmedaille auf der Brust aus den Feldzügen zurück. — Während des Winterfeldzuges 1795 erhielt S. die Bestimmung als Commandant der Artilleriereserven bei dem Corps des Feldmarschallieutenants Alvinczy und nahm nun an dem Gefechte bei Panerden am 12. Januar in Holland Antheil. In den Jahren 1796 und 1797 befand sich S. in Ehrenbreitstein und führte daselbst

auf das rühmlichste das Commando der Artillerie, „indem er während beider Blokaden“ — so der Bericht des Festungscommandos an den Erzherzog Karl — „die Absichten des Feindes mit seiner Artillerie auf die zweckmäßigste Art zu vereiteln wußte . . . .“ Als Hauptmann kämpfte S. im J. 1799 in der Schlacht bei Zürich am 4. Juni und in dem siegreichen Gefechte auf dem Silfelde vor Zürich am 14. August, unterstützte in dem Gefechte bei Döttingen vom 16. und 17. August den Brückenschlag über die Aar und wohnte der Eroberung von Mannheim am 18. September bei. Hier erfaßte sein militärischer Scharfblick, wie entscheidend auf das Schicksal des sich gegen Mannheim zurückziehenden feindlichen Corps die Unterbrechung seiner Verbindung mit dem linken Rheinufer einwirken müsse. Es stand den Franzosen hierfür nur eine einzige Schiffbrücke zu Gebote. S. erspähte eine Stelle, von welcher die sonst gedeckte Brücke noch zu sehen war, richtete, nachdem er Verstärkung erhalten hatte, sein Feuer darauf, was bald fünf Schiffe sinken machte und das Schlagen der Chamade in der Festung bewirkte. Im J. 1800 focht er in der Schlacht bei Engen am 3. Mai mit ausgezeichneter Thätigkeit, wurde bei Möskirch am 5. Mai am Fuße schwer verwundet, bald aber glücklich und schnell geheilt, so daß er an den Gefechten bei Nördlingen am 23. Juni und bei Neuburg an der Donau am 27. Juni wieder Theil nehmen konnte. Am 1. December desselben Jahres zum Major beim Freiwilligenbataillon ernannt, wußte er sich durch seine angeborene Thätigkeit auch bald mit diesem ihm bisher fremden Dienste vertraut zu machen. Bei Ausbruch des Feldzuges im J. 1805 wurde S. nach Italien bestimmt, hier leitete er die Artillerie des dem Feldmarschalllieutenant Davidovich unterstehenden linken Flügels der Armee. Es war ihm zwar die Theilnahme an dem ruhmwürdigen Tage von Caldiero versagt, doch erwarb sich S. auf dem späteren Rückzuge ein wesentliches Verdienst durch die unermüdliche Anstrengung, mit welcher es ihm gelang, die große Artilleriereserve bei dem Uebergange über den Prewald — auf einer damals höchst beschwerlichen Gebirgsstraße — trotz des eingetretenen Glatteises vor den drohenden Verlusten zu retten. Im J. 1808, als Oberstlieutenant des Bombardiercorps, war er mitberathend bei der Commission über die Vertheidigungsmaßregeln zum Schutze von Triest und später bei Festsetzung der Artilleriedotation der neugebauten Festung Komorn, wobei er Beweise seiner gereiften Einsicht und richtigen Beurtheilung militärischer Verhältnisse gab. S. wurde im Feldzuge des Jahres 1809 zum Artilleriechef des 3. Armeecorps ernannt, leitete als solcher die Geschützausrüstung dieses Corps und wurde, nachdem er am 18. October zum Obersten befördert ward, wenige Tage später dem die Feldartilleriedirection führenden Erzherzog Maximilian d’Este beigegeben. In dieser Stellung nahm er an den Gefechten bei Landshut am 16. April, Regensburg 17. April und Hausen 19. April mit gewohnter Umsicht theil, so daß Erzherzog Karl in seiner Relation der unermüdlichen Thätigkeit Smola’s in der zweckmäßigen Verwendung des Geschützes, seiner Bravour in ehrenvollster Weise Erwähnung that. Die Verleihung des Commandeurkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens war der Lohn seiner Verdienste, — eine Auszeichnung, welcher in dieser Ordensclasse mit höchst seltenen Ausnahmen nur an im Range hohe Generale verliehen wird. In der Schlacht bei Wagram übernahm er nach der Verwundung des Feldmarschalllieutenants Rouvroy die oberste Leitung der Artillerie. Während der wenigen Friedensjahre führte S. den Befehl über das Bombardiercorps, wurde 1813 als Generalmajor bei dem Heere von Innerösterreich Feldartilleriedirector, nahm als solcher an den größeren Gefechten persönlich theil, leitete insbesondere die Beschießung des Castells von Trient mit solcher Umsicht, daß dessen schleunige

Uebergabe (30. Octbr.) infolge der Geschützwirkung erfolgte. 1814 focht er am 8. Febr. zum letzten Male in der Schlacht am Mincio, 1815 war er im Hauptquartiere des Generals der Cavallerie Baron Frimont in Italien und Südfrankreich und gewann auch hier die besondere Zufriedenheit dieses Generals. Diesen seinen Leistungen im Felde folgten dann im Frieden gleichwerthige Arbeiten organisatorischer Natur, welche auf gründlicher Kenntniß aller artilleristischen Wissenschaften und auf in 16 Feldzügen gewonnenen vielseitigen Erfahrungen basirt waren. Schon 1793 stand bei ihm die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Abschaffung der Regimentsgeschütze und der Einführung des Batteriesystems fest, schon damals war er der Meinung, daß der Artillerist ein ebenso geübter Reiter wie der Cavallerist sein müsse. Die im J. 1809 erschienene Geschütz-Exercirvorschrift wurde im höheren Auftrage von ihm verfaßt, 1807 kam die von ihm entworfene hohe Wallafette zur Einführung. In Handschrift hinterließ er ein höchst verdienstliches Hilfsbuch für den praktischen Artilleriedienst unter dem bescheidenen Titel: „Vormerkungen für die österreichische Artillerie“, in welchem er seine in 32 Schlachten, 3 Belagerungen und der 71tägigen Vertheidigung einer Festung gesammelten Erfahrungen niederlegte. Im J. 1816 wurde er zum Freiherrn ernannt und starb am 29. November 1820 in Wien, tief betrauert und hochgeachtet als kenntnißreicher, erprobt tapferer und umsichtsvoller Artillerieführer. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Feldzeugmeisters Ferdinand v. Häring hatte er eine Tochter und zwei Söhne, Karl und Josef, welche beide in die Fußstapfen des Ruhmes ihres Vaters traten; beide wurden Generalmajore, Karl überdies Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens.

Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserth. Oesterreich. 35. Th. Wien 1877. — Schels, Oesterr. milit. Zeitschrift. Wien 1845. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden 2c. Wien 1857.

Sch.

Smout: Adrian Jorisz S. hat wol selbst unter den heftigen reformirten Predigern zu Zeiten der remonstrantischen Streitigkeiten seines Gleichen nicht. Er vereinigte alle übeln Eigenschaften eines leidenschaftlichen Parteigängers; sein eigensinniges, unduldsames und ruheloses Verfahren wurde selbst von seinen Glaubensverwandten nicht unbedingt gebilligt, wie sehr auch das rohe Gesindel ihm, beistimmend und zujauchzend, folgte. Seine Herkunft und erste Erziehung sind völlig unbekannt geblieben. Am wahrscheinlichsten ist Rotterdam seine Heimath und Leiden die Universität, wo er seine Theologie studirte. Dort nämlich lehrte er seit 1601 die Logik. 1604 trat er als Prediger im Dorfe Rhoon und Pendrecht auf, nicht weit von Rotterdam entfernt, ließ aber diese Stelle schon nach zwei Jahren fahren. Im selben Jahre war Cornelius Geselius, bisher Prediger zu Stryen, dem Ruf an die Gemeinde zu Rotterdam gefolgt und hatte seinen Kampf wider die Remonstranten, welche dort den meisten Einfluß hatten, angefangen. Diesem Geselius, mit welchem S. befreundet und ganz einverstanden war, schloß er sich jetzt an. Beide traten mit großer Leidenschaftlichkeit wider die verhaßte remonstrantische Partei auf und erregten dadurch so sehr den Unwillen des Magistrats, daß Geselius 1611 aus der Stadt verbannt wurde. S. hatte schon 1609 die Predigerstelle im nachbarlichen Delftshaven erhalten und setzte von dort aus seinen Streit, auch nach dem 1613 erfolgten Tode des Geselius, fort. Um diese Zeit verfaßte er eine kleine Schrift: „Schriftuerlyk ja, of de leerpunten die huyder ten dage in geschil getrokken worden, het fundament der saligheidt raeken of niet.“ Diese durchaus in verbittertem Tone abgefaßte Streitschrift hatte er den Staaten von Holland gewidmet, erregte aber damit bei diesen solches Mißfallen, daß sie ihn zur Verantwortung entboten und ihm dann Gravesande,

damals ein kleines Städtchen, als Verbannungsort anwiesen. Dennoch wagte er es manchmal, den ihm angewiesenen Wohnsitz heimlich zu verlassen und zu Amsterdam zu predigen. 1617 griff er den remonstrantischen Prediger Nicolaus Grevinchoven auf unerhört derbe Weise in einer Streitschrift an. In dem Maaße aber, in dem sich jetzt die kirchlichen Verhältnisse änderten, gewann auch er die Gunst der Regierungspartei und erhielt nicht nur das Bürgerrecht zu Amsterdam, sondern auch eine Predigerstelle daselbst. Nicht zufrieden mit der Verdammung und Verbannung des Remonstrantismus, trat er jetzt auch als Kämpfer für einen hervorragenden Einfluß der Kirche in Staatsangelegenheiten auf. Rückhaltslos, ja unverschämt griff er manchmal in leidenschaftlichen und pöbelhaften Worten von der Kanzel herab die mildere Gesinnung an, welche sich bald wieder bei mehreren Magistratsgliedern zu Amsterdam, den Remonstranten gegenüber, zeigte, und tadelte offen und frech die Unterstützung, welche die Staaten 1626 dem französischen Könige Ludwig XIII. wider die Protestanten zu la Rochelle aus Staatsinteresse leisteten. Dieses Poltern und Aufwiegeln blieb anfangs vom Magistrat unangefochten, bis endlich S. 1629 anfing, auch den Prinzen Friedrich Heinrich anzugreifen und den Magistrat aufforderte, nicht ohne Berathung mit den reformirten Predigern seine Beschlüsse zu fassen. Zur Verantwortung gerufen, wurde er aufgefordert, seine Predigt auszuliefern; erst behauptete er, dies ohne Bewilligung des Kirchenrathes ablehnen zu müssen, dann gestand er es zu und leugnete schließlich wieder, von solchem seinem Zugeständniß etwas zu wissen. Diese Unverschämtheit hatte gleichwol nur eine ernsthafte Ermahnung zur Folge, welche er natürlich völlig in den Wind schlug. Mit größerer Erbitterung als je erging er sich im November 1629 in einer Predigt über Matth. 7, 5 wider den Magistrat in Schimpfreden, verweigerte die Einlieferung seiner Predigt, obwohl der Kirchenrath die Sache in die Hand genommen hatte, und fuhr fort ohne jede Mäßigung den Magistrat anzugreifen. Daher wurde ihm denn endlich am 7. Januar 1630 der weitere Aufenthalt in Amsterdam untersagt und noch in derselben Nacht fand seine Ausweisung statt. Daß seine weiteren Lebensumstände völlig unbekannt sind, zeigt genügend, wie sehr seine Rolle ausgespielt war, und daß seiner eigenen Partei mit einem Streiter seines Schlages nicht weiter gedient war. Er starb 1646 zu Rotterdam. Der vorzügliche Dichter Joost van den Vondel hat ihn in mehreren Dichtungen, besonders in seinen „Roskam en Rommelpot“ mit satirischem Spott gegeißelt, blieb dabei aber nicht ganz innerhalb der Grenzen der Wahrheit und Billigkeit.

Glasius, Godgel. Nederl. — Kok, Vad. Woordb. — van der Aa, Biogr. Woordenb. und die dort genannten Quellen.

van Slee.

Snapphan: Abraham D. S., ein tüchtiger, wenig gekannter holländischer Maler, welcher der Prinzessin Henriette Katharina von Oranien nach ihrer Vermählung mit Fürst Johann Georg II. von Anhalt-Dessau nach Deutschland folgte, wie Honthorst der Prinzessin Luise Henriette von Oranien (Gemahlin des Kurfürsten Wilhelm I. von Brandenburg) und wahrscheinlich auch A. v. d. Lust oder de Lüst der Prinzessin Albertine Agnes von Oranien (Gemahlin des Fürsten Wilhelm Friedrich von Nassau-Dietz). Er gehört somit zu den Künstlern, welche im 17. Jahrhundert in Begleitung der aus dem oranischen Hause nach Deutschland verheiratheten Töchter holländische Kunstliebe und Kunstanschauung besonders für Malerei in die betreffenden noch blühenden deutschen Fürstenhäuser verpflanzten. Sie alle fanden an den einzelnen Höfen, zu denen sie zogen, reichlich Beschäftigung und Lohn und die den beiden Honthorst nach Berlin folgenden Künstler wie Wieling, Jac. Vaillant, Romondeau, W. v. Roijen u. a.

gaben endlich den Anstoß zu der allerdings erst etwas später erfolgten Gründung der Berliner Akademie der Künste. S. wurde am 23. Octbr./2. Novbr. 1651 in Leyden geboren und starb am 1./11. Septbr. 1691 im noch nicht vollendeten 40. Lebensjahre als fürstlicher Hofmaler in Dessau, woselbst ihm seine vier Geschwister einen (jetzt verschwundenen) Denkstein errichteten. Abwechselnd arbeitete er auch in Leipzig. Er scheint sich nach dem ältern Frans van Mieris gebildet zu haben und malte vorzugsweise Porträts und Conversationsstücke, in welchen letztern er den bessern Werken des Willem van Mieris so nahe kommt, daß sie öfter für Arbeiten desselben gehalten werden. Ein vielgerühmtes Bild von ihm „Dame an der Toilette“ befindet sich im Museum zu Berlin, andere gleichfalls werthvolle, für die Charakteristik des Malers vielleicht noch wichtigere besitzt die herzogliche Sammlung des sogenannten Gothischen Hauses zu Wörlitz.

G. F. Waagen, Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen, II, 276. Stuttg. 1862. — C. Rost, Der Nassau-Oranische Bilderschatz (Sep.-A. aus Zahn's Jahrbüchern f. Kunstwissenschaft), S. 5, 35, 38. Leipzig 1873. — Mittheilungen des Vereins f. Anhalt. Gesch. u. Altertumsk. I, 329. Dessau 1877. — W. Hosäus, Wörlitz, 2. Aufl., S. 95. Dessau 1883.

W. Hosäus.

Snayers: Pieter S., Historienmaler, geboren zu Antwerpen 1593. Man nennt H. van Balen seinen Lehrer, er war aber ein Schüler von Seb. Vrancx. Das Gebiet seiner Kunst ist sehr ausgebreitet, da er neben Historien auch Bildnisse, Gattungsbilder, vorzugsweise aber Schlachtenbilder malte. Oft erscheinen die kriegerischen Actionen nur als Staffage der Landschaft, in welcher er auch seinen Meister stellte. Rubens und van Dyck rühmten dessen Kunst und diese fand an dem Erzherzog Albrecht, dem Statthalter der Niederlande, einen besonderen Bewunderer, so daß ihn dieser 1628 zu seinem Hofmaler ernannte. Daraus erklären sich die vielen Bilder des Meisters, die der Prinz bestellte und später nach Wien nahm. Sie stellen Belagerungen von festen Plätzen und Einnahmen derselben dar. In einer Reihe derselben werden die Kriegesthaten des Erzherzogs Leopold Wilhelm und des Piccolomini dargestellt. Auch der Cardinal-Infant von Spanien fand Wohlgefallen an seiner Kunstweise und bestellte Bilder bei ihm, die nach Spanien kamen, wo sie die Gallerie zieren. In sonstigen öffentlichen Sammlungen findet man seine Bilder selten; in Schleißheim ist die Schlacht am weißen Berge, 1620. In der Pinakothek zu München befinden sich auch Proben seiner Kunst, in Dresden zwei Landschaften mit Räuberüberfall und Reitergefecht, in Berlin eine Landschaft mit Reisenden. Man hat zuweilen seine Kriegsbilder dem Eduard S., wahrscheinlich einem Bruder des Pieter, zuschreiben wollen, aber viele tragen die Bezeichnung: Petrus Snayers Pictor. Van Dyck hat ihn für seine Ikonographie abgebildet und Andr. Stock gestochen; auf diesem Blatte steht ebenfalls: Petrus Snayers Praeliorum pictor Bruxellis. Der Künstler lebte in Brüssel, wo, wie Descamps berichtet, Kirchen und Paläste Bilder von ihm besaßen. Hier starb er auch im J. 1667. Der berühmte Schlachtenmaler van der Meulen war sein Schüler. Theodor van Kessel und Prenner haben einige seiner Bilder radirt.

s. Houbraken. — Descamps. — Immerzeel. — Kramm.

Wessely.

Snêken: Cornelius van S., auch van Snêk, oder allein Snêk, Snekanus, de Snekis, † 1534, einer der bedeutendsten Gegner der Franciscaner und der Reformation in Norddeutschland, führte seinen Namen von dem holländischen Städtchen Snêk, Geburtsjahr, Familienname und frühere Studien und Promotionen sind unbekannt. Am 24. Mai 1483 wurde er an der Universität Rostock immatriculirt als „Doctor theologiae, Prior conventus Sancti

Johannis“ in Rostock; in diesem Priorate der Dominicaner ist er bis zur Schließung des Conventes 1532 verblieben. In den bekannteren Universitätsmatrikeln ist er vorher nicht zu finden, auch in den Pariser Listen von Max Spirgatis (Leipzig 1888) kommt in der etwa passenden Zeit nur ein Cornelius Colbini oder Collini, als Magister vor (S. 26). Er war oberer Inquisitor hereticae pravitatis, wirkte als solcher in Hamburg wie in Rostock und wurde Generalvicar der holländischen Congregation (des reformirten Ordens der Predigerbrüder) für Deutschland; ihm zur Seite wirkte auf das eifrigste als Lector des Rostocker Conventes der Mag. Johannes Ratstein, den Gryse irrig Michel Rostein nennt. Im März 1515 wird er ein Ordenscapitel in Greifswald abgehalten haben, denn damals ist er bei der dortigen Universität immatriculirt als: sacrae theol. Dtr., almi ordinis fratrum predicatorum conventus Rostocksenis prior, congregationis Hollandrinae per universam Almaniam vicarius generalis. Auch 1523 war er wieder in Greifswald und promovirte den dortigen Dominicanerprior Wilhelm van Buren zum Doctor der Theologie. 1519 gab er der Brüderschaft der h. Dreifaltigkeit der Landfahrer-Kramer zu Rostock, welche in der Dominicanerkirche St. Johannis ihren Dreifaltigkeitsaltar hatten, eine Urkunde über ihre und des Conventes gegenseitigen Leistungen. Es war dies eine alle landfahrenden Händler des nordöstlichen Deutschlands umfassende Vereinigung, die zu Rostock im Pfingstmarkt ihre Zusammenkunft feierte (Mecklenb. Jahrb. VII, 190—194). Er war ein gelehrter, schlagfertiger, in seinem Wandel unantastbarer Mann. Trotz des Eifers, mit dem er sich in Hamburg, wie in Rostock, sicherlich auch anderwärts in seinem Generalate, der Reformation entgegenwarf, sind nie persönliche Anklagen oder Anzapfungen gegen ihn laut geworden. Nach dem Siege der Reformation in Rostock 1532 ging er 1533 nach Wismar und 1534 nach den Niederlanden zurück und starb zu Leeuwarden in demselben Jahre. — Die schwärmerische Marienverehrung seines Ordens förderte er durch Predigten vom Rosenkranze Mariä, den er aus 50 „englischen Grüßen“ (Ave Maria) zusammen winden wollte, die nicht an Gelehrte sich zu wenden hätten, und die anscheinend zum Theil wenigstens schon früher einzeln erschienen. Die erste Ausgabe, eine nur theilweise Sammlung, erschien 1514 in Paris bei Jodocus Badius Ascensius, eine zweite, deren Zusammensetzung nach Hofmeister's scharfsichtiger Beobachtung auf eine „Titelausgabe“ zu führen scheint, 1517 in Rostock bei Nic. Marschalcus Thurius unter dem Titel: „Sermones Magistri Cornelii de Snekis etc. etc. quod rosarium Mariae inscripsit.“ Er ließ das Buch am 31. December 1517 den Herzögen überreichen und erhielt dafür 6 Gulden als Geschenk. Vermuthlich stammt ebenfalls von ihm die plattdeutsche Aufforderung zum Eintritt in die von den Dominicanern geförderte Brüderschaft des Rosenkranzes Mariä. Sie ist bei L. Dietz gedruckt. Wahrscheinlich in Frankfurt a. O. erschien mit einer Widmung an den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg: „Defensio Ecclesiasticorum quos Spirituales (Geistliche!) appellamus“ etc. auctore Cornelio Snecano S. Theol. Doctore, predicatoriae Familiae“; eine wörtliche Uebersetzung und satzweise Widerlegung der unter dem Titel „Gödtliker und Pawestliker rechte gelickförmige rede unde beweringhe“, die, 1529 bei L. Dietz gedruckt, aus Mißverständniß einer Abkürzung einem Sebastian Pol zugewiesen war, während es eine niederdeutsche Uebertragung von Symphorianus Pollio's (Altbüßer's) „Göttlicher und Päpstlicher Recht vergleichung, in viler Mißbreuch Ablänung“ ist. Aus Snek's Siegel, drei kleinen Eicheln, läßt sich vielleicht einmal sein Vatername erschließen. 1534 erschien von S. noch „Sacrae missae et Canonis Myster.“ etc. Francof. a. O. 4to. Er könnte demnach sich 1534 wohl zeitweilig noch in Frankfurt a. O. aufgehalten haben, ehe er nach Holland zurückging.

Mecklenb. Jahrb. 4, S. 119—122; 49, 85 Nr. 726; 54, S. 20 f. — Gryse (s. zu Slüter o. S. 473). — Kosegarten, de acad. Gryphisw. — C. H. Wilh. Sillem, Die Einführung der Reformation in Hamburg (1886). — Wiechmann-Hofmeister III, Reg. und die dort cit. Meckl. Jahrb. — Vgl. Rotermund. Krause.

Snel van Roijen: Rudolf S. (mit lateinischem Namen Rodolphus Snellius a Roijen) ist am 8. October 1546 in Oudewater geboren, am 2. März 1613 in Leyden gestorben. Er ist noch in sehr jungen Jahren 1561 nach Deutschland gekommen, wo er in Jena, Wittenberg, Heidelberg studirte, dann etwa 1566 in Marburg die Magisterwürde erlangte und als Lehrer auftrat. Philosophie und alte Sprachen waren die von ihm vertretenen Fächer. Trotz damals angeknüpfter näherer Beziehungen zu dem hessischen Fürstenhause verließ S. Marburg wieder, um in Pisa und Florenz Medicin zu studiren. Später ist er wieder in Marburg, dann 1577 in seiner Vaterstadt Oudewater, wo er als Arzt vermuthlich sich bethätigt und durch seine Verheirathung mit Machteld Cornelisdr einen Hausstand gründet. Im folgenden Jahre 1578 jedoch siedelte er nach der 1575 gegründeten Universität Leyden über, wo er wieder als Studirender der Medicin eingezeichnet ist, gleichzeitig aber auch die Lehrerlaubniß erhielt. Spätestens 1581 wurde er außerordentlicher Professor der Mathematik, 1601 war er ordentlicher Professor der Mathematik und Philosophie. Kurz zuvor, im Sommer 1600, war Rudolf S. abermals in Marburg und Kassel zu Besuch. Irgend welche bedeutendere litterarische Leistungen von Rudolf S. haben sich nicht erhalten.

P. van Geer, Willebrordus Snellius im Album der Natuur, Jaarg. 1884. — Rudolf Wolf, Astronomische Mittheilungen Nr. LXXII, S. 42—55. Cantor.

Snel van Roijen: Willebrord S. (lat. Willebrordus Snellius a Roijen), Mathematiker, geboren 1581 in Leyden, † ebenda am 30. Octbr. 1626, Sohn des vorgenannten Rudolf S. Daß 1581 und nicht, wie in älteren Schriften vielfach angegeben ist, 1591 das Geburtsjahr von Willebrordus S. war, folgt unwiderleglich daraus, daß schon in einem Leydener Einwohnerverzeichnisse von 1582 sein Name als Kind von Rudolf S. und dessen Ehefrau vorkommt, sowie daraus, daß er in einer autobiographischen Notiz (in J. Meursii Athenae batavae 1625) von sich aussagt, er sei 1600 im Alter von 19 Jahren gestanden. Damals hielt er bereits Vorlesungen über den Almagest. Damals hatte er also auch offenbar das Rechtsstudium, zu welchem sein Vater ihn zu bestimmen wünschte, bereits aufgegeben und sich gänzlich der Mathematik und Astronomie gewidmet. Dem väterlichen Beispiele folgend, suchte S. auf Reisen sein Wissen zu erweitern und zu vervollkommnen. Von 1600 ab besuchte er Adriaen van Roomen in Würzburg, Tycho Brahe in Prag, Keppler in Tübingen; er trat in Kassel in Beziehungen zum Fürstenhause; er nahm in Paris einen Aufenthalt, über welchen nähere Nachrichten fehlen. Insbesondere weiß man nicht, ob S. den damals noch am Leben befindlichen Vieta kennen lernte. Nach Leyden zurückgekehrt, wurde S. beauftragt, als außerordentlicher Professor seinen erkrankten Vater in den mathematischen Vorlesungen zu vertreten, und nach dessen Tode folgte er ihm in der ordentlichen Professur. Auch er wurde bald kränklich und starb kaum 45 Jahre alt. Die Berühmtheit des der Wissenschaft so frühzeitig Entrissenen gründet sich besonders auf folgende Schriften: „Apollonius Batavus“ (1607), „Eratosthenes Batavus“ (1617), „Cyclometria“ (1621), „Tiphys Batavus“ (1624). Außerdem veranstaltete er eine lateinische Ausgabe der ursprünglich in niederdeutscher Sprache verfaßten „Hypomnemata“ von Simon Stevin. Von den in jenen Schriften veröffentlichten Entdeckungen

dürften folgende besonders hervorzuheben sein: das sogen. Rückwärtseinschneiden der Feldmesser, welches später den unverdienten Namen der Pothenot'schen Aufgabe erhielt; eine Formel zur näherungsweisen Berechnung eines Kreisbogens aus dessen trigonometrischen Functionen, welche allerdings genau ebenso bei Nicolaus von Cusa vorkommt, aber von S. anders abgeleitet wurde; der Name und die wesentlichen Eigenschaften der Loxodrome. In der Astronomie muß S. als Gegner der copernicanischen Lehre bezeichnet werden, insofern er die gegen die ptolemäische Lehre erhobenen Einwürfe gelegentlich einmal als nichtig bezeichnet hat. In der Optik ist S. der Entdecker des Brechungsgesetzes gewesen. Eine eigentliche Veröffentlichung desselben hat zwar nicht stattgefunden, aber S. scheint es in einem nachgelassenen, aus drei Büchern bestehenden Werke niedergelegt zu haben, von welchem Js. Vossius Einsicht nahm, welches aber dann verloren gegangen ist. So lange nicht aus neuen Quellen ermittelt werden kann, wann S. diese wichtige Entdeckung machte, wird es nicht möglich sein, die Frage zu entscheiden, ob Descartes die gleiche Entdeckung in selbständiger Weise machte, oder eines geistigen Diebstahls an S. schuldig ist. Früher nahmen die Geschichtschreiber der Physik meistens das Letztere an, gegenwärtig ist man mehr der für Descartes günstigeren Auffassung geneigt.

Bierens de Haan, Bouwstoffen voor de geschiedenis der wis- en natuurkundige Wetenschappen in de Nederlanden, 1878. — Kramer in der Zeitschrift Math. Phys. XXVII, Supplementheft 1882. — Van Geer, Notice sur la vie et les travaux de Willebrord Snellius in den Extraits des Archives Néerlandaises XVIII, 1883.

Cantor.

Snell: Christian Wilhelm S., bedeutender Schulmann. Er gehörte einer durch Begabung und Tüchtigkeit hervorragenden nassauischen Gelehrten- und Beamtenfamilie an. Der Vater Johann Peter S., geboren am 25. Januar 1720 zu Braubach a. Rh., hatte seit dem Jahre 1741 zu Gießen studirt, wurde daselbst 1745 Magister und las als solcher daselbst in den Jahren 1746 und 1747. Seit 1749 verwaltete er das Diakonat zu Nassau, seit 1750 die Pfarrei Dachsenhausen bei Braubach (beide Patronatsstellen der Freiherrn vom Stein zu Nassau), erhielt dann die Pfarrei Klingelbach, wo er am 11. April 1797 als Metropolitan starb. Zu Dachsenhausen wurden den Eltern (Mutter Johanna Elisabeth Fresenius aus Niederwiesen) fünf Söhne geboren, unter diesen am 11. April 1755 Christian Wilhelm als zweites Kind. Die Erziehung der Kinder leitete der Vater, dessen ausgezeichnete Eigenschaften ebenso wie die sittlich strenge Lebensweise der mit nichts weniger als Glücksgütern gesegneten Pfarrersfamilie den Charakter des hochbegabten Knaben bildeten. Im J. 1776 bezog Christian Wilhelm die Universität Gießen, wo Vater und Großvater studirt und der Urgroßvater Joachim S. als Universitätsapotheker gelebt hatte. Nahe Verwandte, dem Gelehrtenkreise angehörig, wurden hier die Stütze des jungen Mannes, der sich den theologischen und philosophischen Studien mit einem solchen Erfolge widmete, daß er 1779 bei der philosophischen Facultät die Prüfung bestand. Im Januar 1780 wurde ihm die vierte, bald darauf die dritte und dann die zweite Lehrerstelle am dortigen Pädagogium übertragen. In diesen Stellungen war er vier Jahre thätig.

Es war ein glücklicher Griff des für die Hebung des Schulwesens außerordentlich thätigen Consistoriums zu Wiesbaden, Christian Wilhelm S. als Lehrer an das altberühmte, seit dem Jahre 1569 bestehende Gymnasium zu Idstein zu berufen. S. hat nicht wenig zu der Blüthe, welche diese Anstalt nochmals in der letzten Periode ihres Bestehens erreichte, beigetragen. Zahlreiche Söhne des Landes verdankten dem geliebten Lehrer hier sowie später in Weilburg ihre

wissenschaftliche Bildung und strenge, auf tiefempfundener Religiosität beruhende Gesittung. Mustern wir die Menge der sowohl durch Kenntnisse wie Charaktereigenschaften ausgezeichneten Beamten, Lehrer und Geistlichen, welche Christian S. zu Idstein und Weilburg gebildet hat, so werden wir leicht Treitschke's rasch gesprochenes Wort von dem „elenden Beamtenthum Nassau's“ auf sein richtiges Maß zurückführen können. Nassau's begabtester und bedeutendster Verwaltungsbeamte, der Präsident Karl Ibell, der in den Jahren 1793—1797 Snell's Schüler in Idstein war, hat bis in sein spätes Leben hinein dankbar dieser Zeit und seines trefflichen Lehrers gedacht. Am 16. Februar 1784 ward S. als Prorector nach Idstein berufen. Am 24. Juni 1797 folgte er dem verstorbenen Rector Rizhaub im Amte, erhielt den Charakter als Professor und Oberschulrath und wurde am 11. October 1809 zum Definitor des geistlichen Ministeriums ernannt. Gleichzeitig, am 3. September 1809, promovirte ihn die Universität Marburg zum Doctor phil. hon. causa.

Snell's Wirksamkeit zu Idstein umfaßte 33 Jahre, von welchen 20 auf sein Rectorat kamen. In diesen Zeitraum fällt der Höhepunkt seiner wissenschaftlichen und pädagogischen Thätigkeit. Zu den frühesten damaligen Schriften gehören die 1785 geschriebenen Abhandlungen a) Ueber die Frage, wie soll der Ausspruch des Horaz Sapere aude in Ausübung gebracht werden, daß daraus das Wohl einzelner Menschen und ganzer Staaten entstehe; b) Welches sind die dauerhaftesten Mittel, den Menschen ohne äußere Gewalt zum Guten zu bringen, für welche er von der Münchener Akademie der Wissenschaften durch Verleihung einer goldenen und einer silbernen Medaille ausgezeichnet wurde. Seine Lehrmethode verfolgte vorwiegend praktische, die Vorbildung der Schüler für die Universität und das Leben besonders berücksichtigende Zwecke. Im philologischen Unterrichte beschränkte er sich niemals auf die grammatische Erläuterung, sondern legte wesentliches Gewicht auf die philosophische und ästhetische Auffassung der Schriftsteller. Snell's akademische Studien hatten sich hauptsächlich auf Theologie und Philosophie erstreckt; der letzteren Wissenschaft blieb er sein Leben hindurch treu und suchte als strenger Kantianer für das Verständniß des Meisters zu wirken.

Der kleine Ort, in welchem S. so viele Jahre hindurch in treuester Pflichterfüllung wirkte, sah in dankbarer Verehrung zu dem Manne auf, der durch seinen tadellosen Charakter und sein umfassendes Wissen auf allen Gebieten Berather in öffentlichen Angelegenheiten und jedes Einwohners Vertrauensmann in privaten Dingen wurde. In Idstein bot sich ihm vielfach Gelegenheit, mit seiner Einsicht und seinem milden, versöhnlichen Sinne Gutes für den Ort zu wirken. Sein Aufenthalt daselbst fiel in jene trüben, unausgesetzt durch Kriegsstürme bewegten Jahre, in welchen das Fürstenthum Nassau-Usingen, sodann später das Herzogthum Nassau unter französischer, dem Lande die schwersten Opfer aufbürdender Botmäßigkeit stand, die von der Masse des Volkes mit Ingrimm und Unwillen getragen wurde. Snell's ruhige, besonnene Entschlossenheit ebnete damals manchen schwierigen Einzelfall, manchen Zusammenstoß mit französischen Gewalthabern. Seine warm empfundene Vaterlandsliebe ließ niemals die Hoffnung auf die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft und die hierauf erfolgende durchgreifende Besserung der inneren Zustände sinken. Seine eigene patriotische Gesinnung pflanzte er tief in den Sinn seiner heranwachsenden Söhne. Bei der Reorganisation des höheren Schulwesens in Nassau wurden die bestehenden Gymnasien und Gelehrtenschulen aufgehoben, an deren Stelle das Landesgymnasium zu Weilburg und mehrere Pädagogien (gelehrte Elementarschulen) traten. Zum Director des Landesgymnasiums ernannt, siedelte S. im Frühjahr 1817 nach Weilburg über. Seine amtliche Thätigkeit endete hier in

Weilburg mit seiner unter dem 5. April 1828 erfolgten Versetzung in den Ruhestand. Daß hohes Alter und zunehmende Kränklichkeit die alleinige Ursache waren, welche den hochverdienten Mann zum Aufgeben seiner liebgewonnenen Thätigkeit bewog, wie dies officiell angegeben wurde, dürfen wir bezweifeln. Der mit der Uebersiedlung nach Weilburg beginnende Lebensabschnitt des allerdings schon alternden Mannes war eine ununterbrochene Kette schwersten Ungemachs und häuslicher Sorgen, so daß nur ein so tief philosophisch angelegter Charakter im Stande war, dem jahrelangen Ansturm des Unglücks die Stirn zu bieten. Seit jener Zeit lastete schwer auf ihm und seinem Hause das harte Geschick seiner Söhne, deren Grundsätze seine Lehre gebildet hatte. Besonders die beiden älteren Söhne Wilhelm und Ludwig hatten sich schon in ihrer Gießener Studienzeit den politischen Bestrebungen der dortigen Studentenschaft, die bekanntlich bald auf eine sehr abschüssige Bahn geriethen, angeschlossen. Später, zu amtlichen Stellungen gelangt, erscheinen beide Brüder als die eifrigsten unter den Urhebern einer freisinnigen Bewegung im Herzogthum Nassau, die besonders lebhaft wurde, als Herzog Wilhelm sich im J. 1818 entschlossen hatte, die in der Verfassung von 1814 vorgesehenen Landstände zum ersten Male zu versammeln. Der alte ehrwürdige Oberschulrath S., der Vater, leitete, zum Präsidenten der zweiten oder Deputirtenkammer ernannt, deren Verhandlungen, die bald einen erregten, sich immer mehr von den Intentionen der Regierung abwendenden Charakter annahmen und sogar bedenklich zu werden drohten. Die thatsächlich herrschende Verstimmung gegen die von dem Minister v. Marschall und dem Präsidenten Ibell geleitete Regierung wurde vermehrt durch eine der Ständeversammlung von mehreren Städten eingereichte Beschwerde über Verwaltungsmißbräuche. Als Verfasser dieser nicht ohne die intellectuelle Mitwirkung des Ministers K. F. vom Stein zu Stande gekommene Beschwerdeschrift wurde Wilhelm S., damals — 1818 — Criminalrichter zu Dillenburg, ermittelt. Wilhelm S. wurde kurzer Hand seines Dienstes entlassen und sah sich, als er später durch die Mainzer Central-Commission wegen der Anschuldigung demagogischer Umtriebe zur Untersuchung gezogen und verhaftet werden sollte, schließlich zur Flucht in die Schweiz gezwungen. Ludwig S., zunächst Conrector am Gymnasium zu Idstein, dann 1817 als Director des Gymnasiums nach Wetzlar berufen, wurde, gleichfalls unter dem Verdachte demagogischer Umtriebe stehend, von der Mainzer Commission zur Untersuchung gezogen, dann seines Dienstes entlassen und mußte später Zuflucht bei dem Bruder in der Schweiz suchen. Das Schicksal dieser beiden Söhne, deren außerordentliche Fähigkeiten zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigt hatten, lastete um so schwerer auf dem Vater, als jene für sich und ihre Angehörigen (Wilhelm war Familienvater) auf seine Unterstützung angewiesen waren.

Den Vorsitz in der Deputirtenkammer führte Christian Wilhelm S. nur in dem für seine Familie so verhängnißvollen Jahr 1818, bei der folgenden Tagung der Landstände im Jahr 1819 wurde er nicht wieder ernannt. Theils mag dies seinem eigenen Wunsche entsprochen haben und wird die Rücksicht auf die Verwicklungen, in welche sein Sohn Wilhelm durch die Vorkommnisse des Vorjahres gerathen war, hierfür maßgebend gewesen sein. Andererseits aber war er der ausgesprochen freisinnigen Majorität der Kammer durch seine entschiedene Stellungnahme auf der Seite der Regierung, insbesondere in dem damals in seine ersten Stadien getretenen Domainenstreite, mißliebig geworden, so hoch auch allseitig sein ehrenhafter Charakter geschätzt wurde. Es mag dieses Jahr 1819 das am meisten mit Bitterkeit gefüllte seines langen Lebens gewesen sein. Am 1. Juli dieses Jahres unternahm sein Schüler Karl Löning aus Idstein, der außerdem seinem Hause von Jugend auf befreundet war, den Mordversuch auf den Präsi-

denten Ibell, angeblich, um die im Vorjahre von Ibell verfügte Dienstentlassung des Criminalrichters Wilhelm S. zu rächen. In die Untersuchung, auf welche wir hier nicht eingehen können, wurden zum größten Kummer des alten, schon so schwer geprüften Mannes, seine eigenen Angehörigen verwickelt. Sorgend und bangend um das Geschick zweier geliebter Söhne, denen Heimath und Vaterhaus verschlossen, kämpfend gegen Ungemach und den Verfall der geistigen Kräfte, hat Christian Wilhelm S. noch fast zehn Jahre die Direction des Gymnasiums zu Weilburg geführt. Endlich erlahmten die Kräfte des sonst rastlos thätigen Mannes; am 5. April 1828 erhielt er vom Herzog Wilhelm, der ihn persönlich hochverehrte, die Dienstentlassung unter Verleihung der goldenen Verdienstmedaille und Zubilligung einer über die gesetzlichen Bestimmungen hinausgehenden Pension. In einem feierlichen Schulactus verabschiedete er sich von seinem Gymnasium, dessen Schüler ihm ein werthvolles Andenken überreichten. Darauf zog er sich nach Wiesbaden zurück, wo ihn am 31. Juli 1834 ein sanfter Tod von seinen Leiden erlöste. Dankbare Schüler schmückten im Herbste 1836 sein Grab durch ein würdiges Denkmal.

Strieder, hessisches Gelehrtenlexikon s. v. Snell. — Friedemann, Andenken an Dr. Chr. W. Snell (mit Verzeichniß seiner Schriften), in dessen Beiträgen zur Kenntniß des Herzogthums Nassau, II. — Zur Erinnerung an Dr. Chr. W. Snell, Wiesbaden 1840. — Sauer, K. F. vom Stein und die Entstehung der nassauischen Verfassung, in den Annalen des nassauischen Alterthumsvereins 1890, XXI. — Meinecke, die deutschen Gesellschaften und der Hoffmann'sche Bund. — Akten.

W. Sauer.

Snell: Friedrich Wilhelm Daniel S., Schulmann, geboren am 26. October 1761 zu Dachsenhausen in der damals darmstädtischen Niedergrafschaft Katzenellenbogen, † am 28. October 1827 zu Gießen. Sohn eines Pfarrers sollte er, gleich diesem und gleich drei von dessen fünf Söhnen, dem geistlichen Stande sich widmen, entsagte aber nach schon vollendetem Studium wegen eines Fehlers seiner Sprachorgane und wandte sich nach dem Beispiele seines vierten Bruders dem Schulfache zu. Schon 1784 wurde er am Pädagogium zu Gießen angestellt, um Mathematik zu lehren, welche er neben der Theologie mit großer Vorliebe getrieben hatte. Seit 1789 war S. auch an der Universität thätig, erst als Privatdocent, dann als außerordentlicher, endlich 1800 als ordentlicher Professor. 1805 erhielt er die Professur der Geschichte, für welche er aber in keiner Weise geeignet war. Ersprießlicher wirkte er dagegen in der Pädagogcommission, welche die Oberaufsicht über die oberhessischen Gymnasien zu führen hatte. Von seinen zahlreichen Schriften elementarmathematischen und philosophischen Inhaltes dürften wenige mehr bekannt sein.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 1827. Zweiter Theil. S. 916 bis 921.

Cantor.

Snell: Johannes S., ein Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, von dem man zwar nur zwei kleinere Drucke kennt, der aber dennoch eine Erwähnung verdient, da er der Prototypograph von Dänemark und vielleicht auch von Schweden ist. Lange Zeit ist nur ein Druck mit seinem Namen bekannt gewesen, der Dyalogus creaturarum optime moralizatus, Stockh. 1483 (Hain 6128) und auf Grund desselben hat S. immer für den ersten Buchdrucker von Schweden gegolten. Doch wird ihm gerade diese Ehre allerneuestens bestritten, da ein undatirter Druck von B. Gothan gleichfalls im Jahr 1483 in Stockholm gefertigt worden sein soll, und dieser wäre dann allerdings wohl älter als der aus dem Schluß des genannten Jahres stammende Dyalogus. Der zweite Druck, welcher

Snell's Namen trägt, ist erst im Laufe dieses Jahrhunderts entdeckt worden. Es ist eine von Ottonia (d. h. Odense auf Fühnen) aus dem Jahr 1482 datirte Ausgabe von des Guilelmus Caorsinus Schrift De obsidione et bello Rhodiano. Da dieser Druck um mehrere Jahre älter ist als die nächstältesten Erzeugnisse anderer dänischer Pressen, so galt S. seitdem auch, und er gilt heute noch unbestritten als der erste Buchdrucker Dänemarks. Ueber die Persönlichkeit des Meisters ist lediglich nichts Sicheres bekannt. Schwerlich dürfte er aus Westfalen gewesen sein, wie Kapp in der Geschichte des deutschen Buchhandels Bd. I, S. 219 anzunehmen geneigt ist; mit ungleich größerem Recht wird seine Heimath in den Niederlanden gesucht, denn auf diese weist, wie der Charakter von Snell's Typen, so insbesondere der Umstand hin, daß auch der zweite Drucker Dänemarks, Godfred van Ghemen (seit 1490 in Kopenhagen) aus den Niederlanden gekommen ist. (Es mag erwähnt werden, daß in der Liste der Vorsteher u. s. w. der Bruderschaft vom h. Lucas in Antwerpen von 1493 ein Maler J. S. vorkommt, der 1504 starb.) Wenn da und dort zu lesen ist, daß S. durch den Reichsverweser Sten Sture d. Ä. und durch den Erzbischof Jacob Ulfsen Oernefot nach Schweden berufen worden sei, so beruht dies nur auf einer Vermuthung; geradezu falsch aber ist es, wenn er von manchen, z. B. noch von Deschamps, mit dem 1494 in Stockholm auftretenden Buchdrucker Johann Fabri identificirt wird.

Vgl. Schroeder, Incunabula artis typographicae in Suecia. 1842, p. 5 sq. 9 sq.; Bruun, Den danske Literatur fra Bogtrykkerkunstens Indførelse i Danmark til 1550 in: Aarsberetninger og Meddelelser fra det store k. Bibliothek, I, Kjøbenhavn 1870, S. 9—13. In ersterem Werk findet man auch die Typen des Odenseer, in letzterem die beider Drucke Snell's wiedergegeben. (Das Werk von Klemming und Nording: Svensk Boktryckeri historia 1483—1883, ist uns nicht erreichbar gewesen, doch giebt es nach Mittheilung von Dr. Annerstedt in Upsala über S. nichts Neues.) Steiff.

Snell: Karl S., Mathematiker, geboren am 19. Januar 1806 in Dachsenhausen, † am 12. August 1886 in Jena. Er war der Sohn eines Bruders von Friedrich Wilhelm Daniel S., der seinem Vater in der Stellung als Geistlicher in Dachsenhausen nachgefolgt war. Gleich seinem Oheim und anfangs unter dessen Augen studirte S. mit Vorliebe Philosophie und Mathematik. Die Studienjahre 1823—1828 verbrachte er theils in Gießen, theils in Halle, Göttingen, Berlin. Nach zurückgelegter Doctorprüfung wurde S. Lehrer der Naturwissenschaften an dem Blochmann'schen Institute in Dresden, dann 1834 Lehrer der Mathematik und Physik an der Kreuzschule ebendaselbst, von wo er 1844 als ordentlicher Professor der gleichen Wissenschaften nach Jena berufen wurde und die anstrengende doppelte Lehrthätigkeit übernahm. Er übte sie bis 1878, von wo an zunehmende Kränklichkeit ihm regelmäßige Thätigkeit untersagte. Wie in seiner Studienzeit seine Neigung zwischen Philosophie und Mathematik getheilt war, so blieb das gleiche Verhältniß in seinen Schriften bewahrt. Die zweibändige „Einleitung in die Differential- und Integralrechnung" (1846 bis 1851) entwickelt insbesondere in etwas behäbiger Breite aber mit um so vollendeterer Klarheit und zum Selbststudium wie geschaffen die Grundbegriffe des Infinitesimalcalculs. „Die Streitfrage des Naturalismus" (1858) zeugt gleichfalls von philosophischer Durchbildung des Verfassers. In „Newton und die mechanische Physik" (1843, 2. Auflage 1858) hat S. auch historische Neigungen bethätigt.

Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften II, 949—950 und private Mittheilungen aus Snell's Familie. Cantor.

Snell: Dr. Ludwig S. wurde am 6. April 1785 zu Idstein in Nassau geboren. Sein Vater, Christian Wilhelm S. († 1834) war Prorector, später Rector des dortigen Gymnasiums, das 1817 nach Weilburg verlegt wurde, philologisch und philosophisch hochgebildet, (er gab mit seinem Bruder F. W. D. S., Professor der Philosophie in Gießen, ein nach Kant'schen Grundsätzen gearbeitetes System der Philosophie in acht Bänden heraus, ferner ein Handbuch der Aesthetik) und trefflicher Schulmann; mit fast noch innigerer Verehrung hing der Sohn zeitlebens an der Mutter, welche unter schwierigen äußeren Verhältnissen in liebevoller Hingebung und heiterm frommen Sinn das Hauswesen und die Erziehung ihrer sieben Kinder leitete, während der Vater in seiner Lehrstellung die Söhne für ernstes Thun und die Tugenden des classischen Alterthums begeisterte. Mit seinem älteren Bruder Friedrich studirte Ludwig 1803 bis 1806 an der Universität Gießen Theologie und schloß seine Studien mit einer Uebersetzung und Commentirung des Diogenes Laertius, welche auch für das philologische und philosophische Können des Brüderpaares ein ehrenvolles Zeugniß darbot. Nach kurzer Wirksamkeit als Hauslehrer und Pfarrvicar erhielt er eine Lehrstelle am heimathlichen Gymnasium. Als dieses in der Folge nach Weilburg verlegt wurde, ward wohl der Vater, aber nicht der Sohn an die neue Anstalt hinüberberufen, indem man diesen für seine politische Thätigkeit als hervorragendes Mitglied der „deutschen Gesellschaften" strafen wollte. So zog sich Ludwig S. zunächst zu seinem älteren Bruder und zu Privatstudien zurück; er schrieb einen Abriß der Geschichte der alten Philosophie, die mit einem solchen des Bruders über die neuere Philosophie den Schlußband des philosophischen Handbuches des Vaters und Oheims bildete (1819).

Schon 1817 wurde Ludwig S. von der preußischen Regierung als Director des neubegründeten Gymnasiums in Wetzlar berufen, das unter seiner Leitung rasch aufblühte und in der Erziehung der Zöglinge zur Selbstbeherrschung und Selbstregierung ein originelles Gepräge aufwies. S. schrieb 1819 selbst einen „kurzen Abriß der Verfassung des Gymnasiums in Wetzlar". Doch die Demagogenhetze traf auch ihn, obgleich ihm persönlich nicht das mindeste Vergehen nachgewiesen werden konnte und noch nach fünfundzwanzigjährigem Bestehen der Anstalt seine ehemaligen Schüler und die Bürger von Wetzlar ihrer Verehrung für den ersten Leiter derselben dankbaren Ausdruck gaben; — unter Belassung des Gehaltes wurde er 1820 vom Amte suspendirt; alle seine Schritte, ein rechtskräftiges Urtheil zu provociren, blieben erfolglos; ja als er 1824, um sich einen neuen Wirkungskreis zu schaffen nach London ging, ward ihm wegen unerlaubter Entfernung auch das Gehalt entzogen. So anregend in geistiger Beziehung für S. der Aufenthalt in England war, so schädlich erwies sich derselbe für seine Gesundheit und so siedelte er 1827 nach der Schweiz über, zunächst zu seinem Bruder Wilhelm, der seit 1821 Professor in Basel war. Hier habilitirte er sich als Privatdocent in der philosophischen Facultät; doch hinderten seine Gesundheitsverhältnisse anhaltendes Arbeiten und veranlaßten ihn in den folgenden Jahren, je während des Sommers durch Wanderungen und Aufenthalt in den Berggegenden des Jura und der Alpen die Spannkraft des Körpers neu zu beleben und, nachdem Verhandlungen mit Fellenberg für Uebernahme der Stellung eines Studiendirectors auf Hofwyl sich zerschlagen, auf Bewerbungen um eine bleibende Anstellung zu verzichten. Alter Liebhaberei folgend nützte er die wiederkehrende Kraft zu schriftstellerischen Arbeiten, in erster Linie für Verarbeitung der gewonnenen Reiseeindrücke („über die Volksbildung in England" im Ausland 1828, „über den Rigi" im Morgenblatt 1829, „über das Reußthal und die Gotthardstraße" ib. 1839), dann unter dem Einfluß der Bekanntschaft mit hervorragenden schweizerischen Staatsmännern und seines wachsenden

Interesses an den staatlichen Verhältnissen des Landes, das seine zweite Heimath geworden, immer ausschließlicher über politische und kirchenpolitische Fragen („über die Verhältnisse der katholischen Kirche zu den schweizerischen Regierungen" in der Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung 1828 und separat; „Beherzigungen bei der Einführung der Preßfreiheit in der Schweiz" Zürich 1829). Schon damals half seine Feder mächtig den Umschwung der Ideen in der Schweiz, der 1830 zum Durchbruch kam, vorbereiten und verschaffte ihm unter den Vertretern grundsätzlich durchgreifender Reformen im schweizerischen Staatswesen eine geachtete Stellung.

Die Kunde von der Julirevolution in Frankreich traf ihn mit seinem Bruder Wilhelm, Professor Kortüm von Basel, dem Juristen David Ulrich von Zürich und andern Gleichgesinnten auf dem Rigi und versetzte den ganzen Freundeskreis in die freudigste Aufregung. Am längsten von den Andern blieb Ulrich, und es gelang S., den hochbegabten und freisinnigen Stadtzürcher von der Nothwendigkeit zu überzeugen, im Kanton Zürich den Grundsatz der Rechtsgleichheit für Stadt und Land zur Geltung zu bringen und zur Durchführung desselben vornehmlich auf eine gründliche Reform des Schulwesens Bedacht zu nehmen. So wirkte er gleich von anfang an, die Richtung gebend, auf den Gang ein, den die Bewegung in Zürich nahm; für dieses Idealprogramm schlossen sich die freisinnigen Elemente innerhalb und außerhalb der Stadtthore zusammen, und legten vereint den Grund zu den Neuschöpfungen, welche diesen Kanton in den dreißiger Jahren zum Vorbild und geistigen Führer der Regenerationsbewegung in der Schweiz machten und ihm weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus hohe Anerkennung und Ehre einbrachten. Doch S. gab dazu nicht bloß die ideelle Anregung; er griff selbst thatkräftig in die Bewegung ein; das von ihm ausgearbeitete „Memorial von Küsnach" (Oct. 1830) wies den Verhandlungen der Volksversammlung in Uster (22. Nov.) und damit zugleich der durch diese hervorgerufenen Revision der Kantonalverfassung die Bahn. Nachdem er noch in Basel im Januar 1831 seinen „Entwurf einer Verfassung nach dem reinen und echten Repräsentativsystem, das keine Vorrechte und Exemptionen kennt, sondern auf der Demokratie beruht" — der „als Grundlage aller regenerirten Kantonsverfassungen" angesehen werden kann — veröffentlicht hatte, ließ er sich auch persönlich bleibend auf zürcherischem Boden nieder und übernahm im Frühjahr 1831 die Redaction der neugegründeten Zeitung „Der schweizerische Republikaner" die er bis 1834 führte; durch ihn ward dieses Blatt das Hauptorgan des schweizerischen Liberalismus und durch das Blatt blieb S. in diesen Jahren grundsätzlichen Schaffens einer der einflußreichsten Leiter der innerschweizerischen Politik. Daneben bekleidete er, der durch Schenkung des Bürgerrechts seitens der Gemeinde Küsnach 1831 Schweizerbürger geworden war, eine außerordentliche Professur für Geschichte der Philosophie an der neu errichteten Hochschule Zürich, vertrat eine zeitlang den Wahlkreis Küsnach im zürcherischen Großen Rathe und lieh seine publicistische Mitarbeit, oft mit entscheidendem Erfolg, den umgestaltenden und organisatorischen Bestrebungen der Männer, welche damals das zürcherische Staatswesen leiteten (Keller, Ulrich, Füßli, Heß, Hirzel, Scherr u. s. w.) und mit denen ihn großentheils persönliche Freundschaft verband.

Aber jede Reform in den Kantonen war erst dann völlig gesichert, wenn es gelang auch den Bundesvertrag von 1815 zu revidiren und der Schweiz eine einheitliche Richtung in fortschrittlichem und nationalem Sinne zu geben. So nannte sich denn das Blatt, das S. redigirte, von anfang an der „schweizerische" Republikaner und seine Redaction ließ es keineswegs an eifriger und umsichtiger Bemühung fehlen, dies Ziel ebenfalls erreichen zu helfen. Wohl verfaßte S. eine Petition an die Tagsatzung, die sich allein im Kanton Zürich mit nahezu

10000 Unterschriften bedeckte, um Anhandnahme der Bundesreform; wohl brachte ihm die Fürsprache, mit der er sich der Sache der Landschaft Basel annahm, das Ehrenbürgerrecht von Baselland ein; wohl nahm er den Kampf mit dem Ultramontanismus direct auf durch seine „Dokumentirte pragmatische Erzählung der neuen kirchlichen Veränderungen, sowie der positiven Usurpationen der römischen Curie in der katholischen Schweiz bis 1830“ (Sursee 1833): es ist bekannt, daß die Bestrebungen für eine rationelle Umgestaltung der Bundesverhältnisse in den dreißiger Jahren scheiterten; statt nationaler Einigung und Erhebung kam zunächst noch jene Zeit, in welcher das Flüchtlingswesen die Schweiz in arge Verlegenheit führte und die Zerfahrenheit der Verhältnisse, welche sich in der oft wechselnden und haltlosen Politik der Tagsatzung gegenüber dem übermächtigen Ausland spiegelte, eine Reihe von Demüthigungen des nationalen Gefühls mit sich brachte, die man bei gleichmäßigerem und zielbewußten Auftreten hätte vermeiden können. S. selbst stand mitten im Kampf — die helvetische Gesellschaft übertrug ihm den Bericht über das Jahr 1835 für die Jahresversammlung von 1836 (9. Mai in Rapperswyl) —. aber auch sein persönliches Schicksal wurde nachhaltig von demselben berührt. Die kraftlose Haltung des Vorortes Zürich gegenüber dem Ausland hatte ihn 1834 bewogen, einen Ruf nach Bern anzunehmen; aber bald erwies sich dieser neue Vorort kleinmüthiger als der alte und S., der nun die Politik der bernischen Staatsmänner schonungslos bekämpfte und mit der allmählich in die Opposition gedrängten Nationalpartei zusammenstand, sah nicht nur sich veranlaßt seine Professur freiwillig niederzulegen, sondern durch einen Gewaltact der bernischen Regierung wurde der Demission 1836 noch die Verbannung aus dem Gebiete des Kantons hinzugefügt; und doch hatte S., der allerdings mit den Agitationskreisen der Flüchtlinge in Fühlung stand und von der deutschen Diplomatie stets als besonders gefährliche Persönlichkeit verdächtigt wurde, jene Fühlung vielmehr dazu benützt, von unbesonnenen Schritten und Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten, was ihm auch zweimal wirklich gelungen war.

Die unfreiwillige Mußezeit benützte S., der nunmehr seinen Wohnsitz wieder in der Ostschweiz, zeitweilig auch in Luzern, aufschlug, zu erneuten Studien auf kirchen- und staatsrechtlichem Gebiet; als Frucht derselben erschien 1839 „Die Bedeutung des Kampfes der liberalen Schweiz mit der römischen Curie. betrachtet aus einer Gesammtübersicht der Tendenzen des restaurirten Papstthums“ und im nämlichen Jahr der erste Band seines „Handbuchs des schweizerischen Staatsrechtes“, dem 1844 und 1845 der zweite, der die Kantonalverfassungen beleuchtete, in zwei Abtheilungen nachfolgte. Die Weite des Horizonts, die Klarheit der Darlegung, die Umsicht in der Sammlung und Verarbeitung des Materials, die feinsinnigen rechtsgeschichtlichen und historischen Erläuterungen sichern diesem „Handbuch“ bleibenden Werth, trotzdem nur wenige Jahre nach seinem Abschluß die völlige Umgestaltung der schweizerischen Staatsverhältnisse die unmittelbare praktische Brauchbarkeit des Werkes einschränkte.

Noch einmal aber trat S. in den Vordergrund der politischen Kämpfe, als in Zürich durch die Volksbewegung des Jahres 1839 am 6. September die liberale Regierung gestürzt, Scherr vertrieben und die Neuschöpfungen der dreißiger Jahre, vor allem die Volksschule, gefährdet wurden. Schon im März dieses Jahres hatte S. die Redaction des schweizerischen Republikaner wieder übernommen; es gelang ihm nicht, die Katastrophe abzuwehren; aber nach derselben bildete der Republikaner auf's neue den unerschütterlichen Rückhalt und Mittelpunkt für alle Bestrebungen, die Macht des Septemberregiments zu untergraben und dem weitern Fortschritt der Reaction in der Eidgenossenschaft entgegenzuarbeiten. Snell's unbeugsame Grundsätzlichkeit riß die Gesinnungsgenossen mit. Die Lehrerschaft des Kantons, der er durch seine Artikel über die „Geschichte der

zürcherischen Volksschule" und seine schriftstellerische Meisterleistung, die Broschüre „Der Geist der neuen Volksschule" (St. Gallen 1840) seine Seele einhauchte, trat gegen die Regierung in geschlossene Opposition; im Anschluß an diese Vorgänge raffte sich der Widerstand auch in der Bevölkerung rasch zu neuer Kraft empor und durch die Wahlen des Jahres 1842 ward die Macht der herrschenden conservativen Partei thatsächlich gebrochen und für den kantonalen Haushalt das Wiedereinlenken in die Reformarbeit der dreißiger Jahre angebahnt. Schon im August dieses Jahres konnte S. die Redaction des Republikaner beruhigt Andern überlassen.

Nicht weniger kraftvoll stellte S. seinen Mann in den außerkantonalen Kämpfen, welche damals durch die Klosteraufhebung im Aargau, die Berufung der Jesuiten nach Luzern und die blutigen Gewaltthaten in Wallis der Krisis zutrieben, die zu den Freischarenzügen, dem Sonderbundskrieg und der Umwandlung der Schweiz in einen Bundesstaat führten; so schrieb er 1844 eine Flugschrift „über die gegenwärtige Lage der Schweiz und ihre Gefahren" und führte im nämlichen Jahre die Schrift Barmann's über die Gegenrevolution in Wallis dem Gesichtskreis der deutschen Eidgenossen vor; 1846 folgte die Abhandlung „die Jesuiten und der Ultramontanismus in der Schweiz von 1798—1845" (zuerst in der Allgemeinen Hallischen Litteraturzeitung erschienen); 1848 gab er die von Glück bearbeitete „Geschichte der Einführung der Nuntiatur in der Schweiz" und gemeinsam mit seinem Bruder Wilhelm S. die kleine Schrift „Die leitenden Gesichtspunkte für eine schweizerische Bundesreform" heraus.

Jahrelang hatte S. nach dem Verlust seiner Professur in Bern nur mühsam durch litterarische Arbeiten und Correspondenzen in auswärtigen Zeitungen seine unabhängige Existenz behauptet, als nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. sein erneutes Begehren um eine rechtliche Entscheidung über die Entschädigungsansprüche aus der Wetzlarer Zeit endlich Erhörung fand. Die Grundlosigkeit der Anklagen gegen ihn war so fraglos, daß die Regierung der Rheinprovinz beim Ministerium die Nachzahlung der ganzen fast 20 Jahre zurückgehaltenen Besoldung und Aussetzung einer Pension beantragte. Das Ministerium ging zwar auf den ersten Punkt nicht ein, bot aber S. eine Pension von jährlich 400 Rth., die er im Ausland verzehren könne (1842) und S. nahm diesen Ausgleich an, der ihm, dem äußerst einfach lebenden Junggesellen, ein sorgenfreies Alter sicherte. Und als 10 Jahre später die Reaction durch einen erneuerten Gewaltact ihn dieses Rückhalts beraubte, „suchten seine Freunde in der Schweiz die Wunde, welche seinem Glauben an die Gerechtigkeit durch ein solches Verfahren geschlagen wurde, im Stillen zu heilen" und übernahmen die Sorge für einen ruhigen Lebensabend.

Allmählich war es friedlicher um und in ihm geworden. Jüngere Freunde waren in's Vordertreffen getreten und hatten ihn im politischen Kampfe allmählich abgelöst. Der Tod lieber Verwandten und Freunde war dem sechzigjährigen eine Mahnung, daß auch er jetzt die Reise zum Grabe angetreten habe und mit der ganzen Tiefe und Innigkeit des Gemüthes lebte er sich in diese Gedanken ein. Alle seine Geschwister gingen ihm im Tode voran; seinem 1851 gestorbenen Bruder Wilhelm hat er noch ein biographisches Denkmal gesetzt („Wilhelm Snell's Leben und Wirken, von einigen Freunden des Verstorbenen gewidmet"); endlich „fiel auch der älteste mit Kirchhofblümchen reich gezierte Zweig von dem einst so blühenden Stamme aus Idstein". Nach rascher Abnahme der physischen Kräfte, aber bis in die letzten Tage in voller geistiger Frische verschied Ludwig S. am 5. Juli 1854 in Küsnach, an der Stätte, wo er zuerst maßgebend in die Politik der schweizerischen Regeneration eingegriffen hatte; er starb, wie sein Biograph sagt, „mit der Wetterfarbe eines ergrauten

Kämpfers und eines geprüften Apostels für Freiheit und Gerechtigkeit, für Volksbildung und Volkswohlfahrt". Am Jahrestage der Volksversammlung in Uster, am 22. November 1854, ward von seinen Freunden auf seinem Lieblingsplätzchen am Seegestade, ein einfaches Denkmal zur Erinnerung an ihn eingeweiht.

Dr. Ludwig Snell's Leben und Wirken, ein Beitrag zur Geschichte der regenerirten Schweiz, bearbeitet nach den von dem Verstorbenen hinterlassenen Papieren und Schriften von einem jüngeren Freunde desselben (Seminarlehrer Stiefel in Küsnach). Zürich 1858. — Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule III, S. 11 ff. Zürich 1882.

Hunziker.

Snell: Wilhelm S., deutscher Flüchtling und Staatsrechtslehrer in der Schweiz, geboren am 8. April 1789 zu Idstein im Nassauischen, † am 8. Mai 1851 in Bern. Der dritte Sohn des Gymnasialdirectors Christian Wilhelm S. (s. S. 503), empfing er seine Vorbildung auf dem der Leitung seines Vaters unterstellten Gymnasium zu Idstein, studirte zu Gießen die Rechte, betrieb mehrere Jahre die Advocatur in Wiesbaden und wurde 1816 als Untersuchungsrichter beim Criminalgericht in Dillenburg angestellt. Die napoleonische Zwingherrschaft hatte in dem hochbegabten, feurigen jungen Manne nicht nur vaterländische Begeisterung, sondern auch Haß gegen das bureaukratische Regime der Rheinbundstaaten erweckt. Als Ernst Moritz Arndt im Beginn des Jahres 1814 in der Schrift „Noch ein Wort über die Franzosen und über uns" zur Bildung von „deutschen Gesellschaften" zur Pflege deutsch-nationaler Gesinnung aufforderte, that Wilhelm S. den ersten Schritt zur Begründung solcher Vereine. Auf seine Anregung fand im Sommer 1814 zu Usingen eine Zusammenkunft statt, an der sich unter andern Karl Theodor Welcker, damals Professor in Gießen, und Conrector Weidig zu Butzbach betheiligten. Zu einer festen Organisation der Verbindung, die nach Snell's Plan einen engern Geheimbund der „Geprüftesten" und öffentliche Gesellschaften von Männern aus allen Ständen umfassen sollte, kam es damals noch nicht; aber einzelne Theilnehmer an der Usinger Zusammenkunft, vor allem Wilhelm S. und sein Bruder Ludwig, entfalteten eine eifrige Thätigkeit dafür. Am 24. August 1814 trat die „deutsche Gesellschaft" zu Idstein in's Leben, in Wiesbaden constituirte sie sich infolge einer Rede, die Wilhelm S. am 18. October 1814 bei den Festfeuern auf dem Geisberg hielt, am 8. November; auch in Kreuznach entstand auf seine directe Anregung ein ähnlicher Verein. Der Herzog Friedrich August von Nassau und Regierungspräsident v. Ibell witterten jedoch in diesen deutschen Gesellschaften Bestrebungen, welche die Unterdrückung der kleinstaatlichen Souveränitäten und Herstellung der preußischen Hegemonie über Deutschland bezweckten; ein Erlaß vom 7. Februar 1815 verbot deshalb die Theilnahme an denselben und die Vereine zu Wiesbaden und Idstein mußten sich auflösen. Die Spaltungen am Wiener Congreß, der offene zu Tage tretende Gegensatz Preußens zu Oesterreich und den Mittelstaaten, und die Möglichkeit eines Zusammenstoßes der Mächte brachten in der That S. auf den Gedanken, einen Geheimbund zu stiften, der für Deutschlands Einigung unter Preußen wirken und im Fall einer Krisis Preußen Freischaren aus den Rheingegenden zuführen sollte. Er gewann Ende Februar 1815 den Justizrath Hoffmann zu Rödelheim bei Frankfurt für seinen Plan, Justus Gruner, damals preußischer Generalgouverneur von Berg, Gneisenau und Hardenberg wurden davon in Kenntniß gesetzt und billigten das Unternehmen; auch Stein scheint darum gewußt zu haben. Beim Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich veröffentlichte S. einen anonymen Aufruf zur Bildung einer „deutschen" Freischar im Rheinischen Merkur, die unter Preußens Fahne kämpfen sollte. Die Idee gelangte indeß nicht zur Ausführung, und auch der Geheimbund hatte noch

keine feste Gestalt gewonnen, als derselbe auf einen Wink Gruner's, der nach dem Pariser Frieden für die Thätigkeit desselben keinen Raum mehr sah, auf einer Generalversammlung im Hause des Frankfurter Kaufmanns Winter am 8. October 1815 seine Auflösung beschloß. Die Enttäuschung über den Gang der deutschen Dinge im allgemeinen und über die Zustände in Nassau im besonderen, wo die Regierung schon im September 1814 eine Verfassung verkündigt hatte, aber vier Jahre verstreichen ließ, ohne die Stände einzuberufen, führten S. immer mehr dem Radicalismus in die Arme. Er trat in Verbindung mit den von Karl Follen geleiteten „Schwarzen" in Gießen, die republikanischen Tendenzen huldigten. Als er 1818 für die Städte Dillenburg, Herborn und Haiger zwei Denkschriften an die endlich einberufenen Landstände entwarf und darin unter anderm die Abtrennung der Domänen vom Staatseigenthum angriff, wurde der längst verdächtig gewordene Mann trotz seiner anerkannten Tüchtigkeit als Criminalist, auf Antrag des Ministers v. Marschall seines Amtes entsetzt, was ihn um so härter traf, als er vermögenslos und bereits Vater einer zahlreichen Familie war. Er fand bei seinem älteren Bruder Ludwig, der damals die Stelle eines Gymnasialdirectors in Wetzlar bekleidete, Unterkunft und benutzte seine unfreiwillige Muße zur Veröffentlichung von criminalistischen Abhandlungen (Gießen 1819), welche ihm die Ernennung zum Ehrendoctor der Universität Gießen eintrugen und in der juristischen Welt einen Namen machten. Ein Versuch des Freiherrn vom Stein, ihm die Professur des Criminalrechts an der Universität Bonn zu verschaffen, scheiterte im letzten Augenblick an den Denunciationen der nassauischen Regierung; dafür erhielt er durch Stein's Vermittlung einen Ruf an die russische Universität Dorpat. Kaum hatte er aber im Herbst 1819 seine Lehrstelle angetreten, wurde er derselben infolge eines durch preußische Vermittlung nach Petersburg gelangten Auslieferungsgesuches der nassauischen Regierung, das ihn der Mitschuld an dem Attentate Löning's auf den Präsidenten v. Ibell bezichtigte, entsetzt und aus Rußland verwiesen. In mühseliger Winterreise kehrte er mit seiner Familie nach Deutschland zurück und flüchtete, um der drohenden Verhaftung zu entgehen, 1820 in die Schweiz, wo er sich zunächst in Chur aufhielt, bis er 1821 eine juristische Professur an der Hochschule in Basel erlangte. Bald sah er sich auf's neue in seiner bürgerlichen Existenz bedroht. 1823 war in Deutschland ein von einem gewissen Sprewitz gegründeter studentischer Geheimbund entdeckt worden, zu dessen Stiftung vier in der Schweiz weilende Flüchtlinge, Völker in Chur, S., Karl Follen und Wesselhöft in Basel, den Anstoß gegeben haben sollten. Die preußische Gesandtschaft stellte daher 1824, unterstützt von der österreichischen und russischen, im Namen der Regierungen von Weimar, Hessen-Darmstadt und Nassau beim eidgenössischen Vorort Bern das Begehren um Auslieferung der vier. Völker und Wesselhöft hatten sich bereits entfernt; inbetreff der beiden andern entspann sich zwischen der Basler Regierung, die sich weigerte, dem Begehren der Mächte Gehör zu geben, und dem von den fremden Gesandten gedrängten Vorort ein Conflict, der schließlich damit endete, daß der wirklich compromittirte Follen nach Amerika verreiste, worauf S. in Ruhe gelassen wurde. In dem Zwiespalt, der 1830 zwischen der Stadt Basel und ihrer Landschaft ausbrach, ergriff S., seinen radicalen Neigungen folgend, eifrig für die demokratischen Forderungen der Landschaft Partei, wofür ihn diese nach der Trennung mit dem Ehrenbürgerrecht beschenkte und bei der Theilung des Staatsvermögens zu ihrem Rechtsconsulenten ernannte. Damit war aber seine Stellung in Baselstadt unhaltbar geworden und gerne nahm er daher 1833 eine ihm angebotene Professur an der neueröffneten Hochschule Zürich an, die er indeß schon im Frühling 1834 mit einer solchen in Bern vertauschte, wohin

sein Bruder Ludwig ebenfalls berufen wurde. Auch in Bern betheiligte er sich an der kantonalen und eidgenössischen Politik in radicalem Sinne. Die Brüder S. wurden die Seele der sogenannten „Nationalpartei", welche der bernischen Regierung wegen der allzugroßen Nachgiebigkeit, die sie in den Flüchtlingsangelegenheiten gegen die Mächte an den Tag legte, im Rath und in Zeitungen Opposition machte, weshalb die beiden „Nassauer" bald die Zielscheibe heftiger Angriffe seitens der Regierungspresse wurden. Mit knapper Noth entging Wilhelm S. dem Schicksal seines Bruders, der 1836 wegen hochverrätherischer Umtriebe verhaftet, zur Abdankung genöthigt und aus dem Kanton verwiesen wurde. Auf der andern Seite schuf sich S. als anregender akademischer Lehrer einen begeisterten Anhang unter der studirenden bernischen Jugend. Sein auf Kant, Rousseau, Thomas Payne u. a. gegründetes „Naturrecht", worin er die Principien der repräsentativen Demokratie als die des Vernunftstaates schlechthin entwickelte, wurde das Credo einer ganzen Generation junger Berner Juristen, welche, von ihren Gegnern spottweise die „junge Rechtsschule" genannt, allmählich im Leben als mächtige politische Partei auftrat und in der von Snell's Schwiegersohn Stämpfli redigirten Berner Zeitung ein wirksames Organ fand. Bei der Antijesuitenbewegung in der Schweiz stand S. in vorderster Linie. Auf dem Katheder, auf Schützenfesten und in Volksversammlungen predigte er den „bewaffneten Volksbund" zum Sturz des Jesuitenregiments in Luzern und wurde dadurch ein Haupturheber des Freischarenzugs im Frühling 1845, an dem seine drei Schwiegersöhne persönlich theilnahmen. Das Mißlingen desselben fiel daher auch auf ihn zurück, zumal gewisse Schwächen seines Privatlebens den Angriffen der Parteigegner willkommene Blößen boten. Die bernische Regierung suchte den Freischarenzug, den sie begünstigt hatte, nachträglich zu verleugnen, indem sie gegen S. eine Untersuchung einleitete, welche mit seiner Abberufung und Ausweisung aus dem Kanton endete (9. Mai 1845). Er begab sich nach Baselland, wo er in den Landrath gewählt wurde und zu Liestal öffentliche Vorlesungen hielt. Seine Verbannung gab aber den Radicalen im Kanton Bern das Signal zu einer rührigen politischen Agitation, welche 1846 zu einer Revision der Verfassung und zum Sturz des bisherigen Regierungssystems führte. Die Freischarenführer Ochsenbein und Stämpfli traten an die Spitze des Kantons, und eine der ersten Maßregeln der neuen Regierung war die Aufhebung des gegen S. erlassenen Ausweisungsdecretes. Durch gerichtlichen Spruch wurde ihm Entschädigung gewährt und bald wurde er auch in seine Lehrstelle wieder eingesetzt. Nach seinem Tode erschien ein „Naturrecht" nach seinen Vorlesungen (Langnau 1857; neue Ausgabe, Bern 1885).

Wilhelm Snell's Leben und Wirken. Bern 1851. — Dr. Ludwig Snell's Leben und Wirken. Zürich 1858. — Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Leipzig 1831. — Schnell, Meine Erlebnisse unter dem Berner Freischaren-Regiment. Burgdorf 1851. — Blösch, Eduard Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte. Bern 1872. — Müller, Die Hochschule Bern in den Jahren 1834—1884. Bern 1884. — Vgl. auch den Roman „Meister Putsch und seine Gesellen" von A. Hartmann (Solothurn 1858), in welchem in der Figur des Professors eine zutreffende Charakteristik Snell's gegeben wird. — Meinecke, Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmann'sche Bund. Stuttgart 1891. — Sauer, Nassau unter dem Minister v. Marschall. Wiesbaden 1890.

Wilhelm Oechsli.

Snellaert: Christian S., ein niederländischer Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, der in Delft thätig war, jedoch nicht als erster dortiger Vertreter von Gutenberg's Kunst; denn schon vor ihm, 1477—1488, hatten Jacob Jacobsz.

van der Meer, bzw. auch Mauritius Yemantszoen daselbst gedruckt. Ueber die Dauer und die Bedeutung der Thätigkeit Snellaert's gehen die Ansichten weit aus einander. Datirte Drucke, welche seinen Namen tragen, kennt man bis jetzt nämlich nur aus den Jahren 1495 und 1496 und ihre Zahl beläuft sich, auch wenn man die anderen Delfter Drucke aus jenen Jahren mit gleichen Typen dazu rechnet, auf höchstens 24. Damit wird Snellaert's Thätigkeit meist als erschöpft betrachtet. Nun giebt es aber theils aus späterer, theils namentlich aus früherer Zeit eine ganze Anzahl Drucke von Delft, welche zwar keine Druckernamen, wohl aber die Typen dieses Meisters oder sein Druckerzeichen aufweisen. Das bezeichnende Merkmal des letzteren ist ein geflügeltes Einhorn, das zwischen den erhobenen Vorderfüßen einen leeren Schild hält, während ein zweiter Schild mit dem Delfter Wappen über dem Kopf des Einhorns angebracht ist. (Eine etwas veränderte Gestalt zeigt nur das Delfter Wappen und zwar an der Stelle des von dem Einhorn gehaltenen.) Diese sonst nicht näher gekennzeichneten Drucke nun, im besonderen die vor 1495 fallenden, hat man früher einem jüngeren Delfter Meister, Henrik Eckert, in neuerer Zeit aber einem seinem Namen nach noch unbekannten „Drucker mit dem Einhorn“ zugeschrieben. Dies thut nach dem Vorgang Holtrop's auch noch Campbell in dem Haupttheil seines bibliographischen Werkes (s. u.); im ersten Supplement desselben aber (S. 15 Nr. 599 b) glaubt er, auf Grund eines neu gefundenen Druckes mit Snellaert's Namen, diesen Meister bestimmt als den „Drucker mit dem Einhorn“ bezeichnen zu können. Unseres Erachtens mit Recht — mit Recht auch dann, wenn der betreffende neu entdeckte Druck nicht, wie Campbell annimmt, schon ins Jahr 1492 zu setzen sein sollte. Hiermit nun aber dehnt sich die Thätigkeit Snellaert's nach rückwärts bis zum Jahre 1486 aus und die Zahl seiner bis jetzt bekannten sicheren Drucke steigt nun auf mehr als 60. Daß auch der später fallende Theil dieser ohne den Namen eines Meisters erschienenen Drucke, die aus dem Jahre 1497 bzw. auch 1496, S. zugehören, möchten wir nicht so ohne weiteres, wie Campbell thut, annehmen; sie können auch von Eckert herrühren, der jedenfalls 1498 als Snellaert's Nachfolger erscheint. Was aber jene sicheren Drucke unseres Meisters betrifft, so sind wenige umfangreiche darunter, wie die Missale von Utrecht und Lüttich; meist sind es kleinere Schriften und zwar solche, die dem praktischen Bedürfnisse, z. B. der Geistlichen dienten, insbesondere aber Volksschriften, in der heimischen Sprache abgefaßt und mit Holzschnitten verziert. Was die Pflege dieser letzteren Gattung von Schriften betrifft, so nimmt S. hierin zwar nicht die hervorragende Stellung eines Gerhard Leeu (Antwerpen), wohl aber eine bedeutendere, als die meisten seiner niederländischen Berufsgenossen ein. Ueber seine Person wissen wir leider nichts Näheres. Ist es richtig, daß auf einem seiner Druckerzeichen neben dem Delfter auch einmal das Antwerpener Wappen vorkommt, so dürfte letzteres wohl auf seinen Heimathort zu deuten sein. S. ist ohnedies auch der Name eines Antwerpener Malers aus jener Zeit, des Johann S., dessen Name zwischen 1453 und 1480 öfter vorkommt und der für den Gründer der Antwerpener Schule gilt. Möglich, daß unser Buchdrucker mit diesem irgendwie zusammenhängt.

Vgl. Holtrop, Monuments typographiques de Pays-Bas au XVe siècle, 1868, p. 85, 86 (87), planches 106, 107. — Campbell, Annales de la typographie néerlandaise au XVe siècle, 1874, p. 573, 602—605, 539, wo Snellaert's Drucke verzeichnet, übrigens auch mehrere schlecht bezeugte mit aufgeführt sind. Ergänzungen hierzu geben: Suppl. 1, 1878, No. 559 a, 559 b, 1689, Suppl. 2, 1884, No. 302 a, 1263, 1333, 1515 und Suppl. 3, 1889, No. 301 a, 959, 1262 a.

Steiff.

Snellinks: Joannes (Hans) S., Schlachtenmaler, geboren in Mecheln 1544. Von seinen Lebensschicksalen ist wenig bekannt und K. van Mander, der mehr von ihm hätte berichten können, sagt nur: „Zu Antwerpen lebt ein ausgezeichneter Maler, der, so ich recht weiß, zu Mecheln geboren und ungewöhnlich gewandt in der Darstellung von Geschichts- und Schlachtenbildern ist.“ Ferner wird berichtet, daß ihn der Erzherzog Albrecht zu seinem Hofmaler ernannte und vielfach beschäftigte. Vor seinem Antwerpener Aufenthalt lebte er einige Zeit in Brüssel. Seine Bilder kommen sehr selten vor und schon Houbraken bekennt, keines derselben zu kennen. Diese Seltenheit dürfte ihren Grund darin finden, daß seine Schlachtenbilder in den Besitz des prinzlichen Auftraggebers übergingen und daß der Künstler vielfach beschäftigt war, für Teppiche und Tapeten Vorlagen zu malen. Für die Kathedrale seiner Vaterstadt malte er die Auferstehung Christi. Seine Schlachtenbilder werden dadurch charakterisirt, daß das Kriegsvolk stark in Pulverdampf gehüllt war und daß damit seine Bilder schön zusammen gestimmt waren. Sein Bildniß hat van Dyck radirt und es bezeichnet: Joannes Snellinx pictor humanarum figurarum in aulaeis et tapetibus Antverpiae, mit welcher Unterschrift es auch P. de Jode gestochen hat, was sicher den hohen Ruf rechtfertigt, den der Meister besaß. Van Dyck malte es auch und dieses wurde auf seinen Grabstein bei St. Georg in Antwerpen, wo der Maler seine letzte Ruhestätte fand, gegeben. Die Inschrift des Grabes lautet: Hier liegt der berühmte Joannes Snellinx, † am 1. October 1638. Der Meister hat also das hohe Alter von 94 Jahren erreicht.

s. K. van Mander. — Houbraken. — Immerzeel. — Kramm.

Wessely.

Snethlage: Bernhard Moritz (bis etwa 1800 schrieb er selbst: Mauritz) S., Pädagog und Theolog, zuletzt Director des Joachimsthal'schen Gymnasiums und Consistorialrath zu Berlin, geboren am 28. Mai 1753 in Tecklenburg, starb am 19. November 1840 in Berlin. Aus der um 1700 im Mannsstamm erloschenen westfälischen Adelsfamilie v. Snethlage hatte während der Reformation ein Zweig sich gelöst und war unter Darangabe des Adels zu einem fruchtbaren reformirten Pfarrgeschlechte geworden, dessen Glieder vorzugsweise in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen, aber auch in den Niederlanden geistliche Aemter bekleideten und öfter auf Söhne und Enkel vererbten. Diesem Geschlechte gehörte Gerhard Bernhard S. an, der als zweiter Prediger zu Tecklenburg am 4. Februar 1763 starb, nach dem Berichte seines Sohnes Bernhard Moritz: „eben, als an einem Sonntage zur Kirche geläutet ward und ich mit meiner Mutter vor seinem Bette saß.“ Er hinterließ seine Wittwe mit acht Kindern, deren sechstes, unter drei Söhnen der jüngste, Bernhard Mauritz war. Es scheint, daß dieser die Vorbildung für die Universität in seinem Geburtsorte gefunden hat; wenigstens berichtet so der Bischof Eylert, einer seiner ältesten Schüler, in der königlichen Berlinischen Zeitung am 7. December 1840. Strenge evangelische Frömmigkeit und lebendiger preußischer Patriotismus — die Grafschaft Tecklenburg gehörte seit 1707 zu Preußen — bestimmten die geistige Luft, in der er aufwuchs. Gern erinnerte er sich später wie innig vereint beide Gesinnungen in seiner Umgebung bei den schweren Krisen des siebenjährigen Krieges sich äußerten. Etwa achtjährig erlebte er einen unvergeßlichen Tag, als Prinz Soubise das Städtchen Tecklenburg zur Strafe für feindselige Haltung einiger Bewohner gegen die Franzosen einzuäschern befohlen hatte. Wie S. im Joachimsthal'schen Programme von 1810 erzählt, schickten bereits alle Bewohner, darunter auch seine Eltern mit ihrer zahlreichen Kinderschar, sich zur Flucht an; Stroh und Pechkränze waren schon auf dem Markte gehäuft: als es der unerschrockenen, opfermuthigen Haltung des ersten Predigers Voßding gelang, den

leitenden französischen Officier und durch diesen den erzürnten Befehlshaber umzustimmen. S. bezog dann zunächst die Universität zu Duisburg, wo er in enge, anscheinend auch häusliche Gemeinschaft mit dem zu seiner Zeit berühmten, pietistischen Rector der dortigen lateinischen Schule Johann Gerhard Hasenkamp (1736—1777) und dessen beiden jüngeren Brüdern, Friedrich Arnold (1747 bis 1795), Johann Heinrich (1750—1814), trat. Noch 1826 schreibt er: „Was würde aus mir geworden sein, wenn Gott mich nicht damals mit diesen trefflichen Menschen in Verbindung gesetzt hätte! Ihnen allein habe ich die Richtung zu verdanken, die mein Geist von da ab genommen hat." Wirklich hat er den Grundzug des Wesens, den dieser Verkehr in ihm, wenn nicht weckte, so doch stärkte und festigte, lebenslang festgehalten: pietistisch geartete Frömmigkeit, etwa im Geiste Lavater's, dem der älteste Hasenkamp auch persönlich nahe stand, und entschiedener Gegensatz wider die gepriesene Aufklärung seines Zeitalters. Wo er dennoch vom rationalistischen Hauche des Jahrhunderts sich angeweht zeigt, ist lediglich unbewußter Einfluß anzunehmen, dem in seiner derben, hausbackenen Art trotz aller erklärten Feindschaft verwandte Anlage entgegenkam. Von Duisburg siedelte S. 1772 nach Leiden und von da nach Utrecht über, wo er seine Studien unter manchen Schwierigkeiten und Entbehrungen fortsetzte. Der jüngste Hasenkamp war wenigstens zeitweise auch dort sein Studiengenoß. Im J. 1820 schreibt er über den Aufenthalt in Leiden an seinen Sohn: „In Leiden ist eine Gracht (Kanal), welche man die Rapenburg nennt. Wenn Du dahin kömmst, so denke daran, daß Dein Vater vor 45 Jahren da oft sehr schwermüthig spazieren ging und sehr dunkel in die Zukunft sah. Mein Schicksal war damals unentschieden, ob ich nach England und von da entweder nach Amerika oder nach Ostindien gehen würde." Der Privatunterricht, den er einigen russischen Studenten im Deutschen, Französischen wie in der Mathematik ertheilte, mußte ihm einen Theil seines Unterhaltes verschaffen. Es scheint, daß der junge Student trotz seiner ausgesprochen kirchlichen und theologischen Richtung vorzugsweise die Schulwissenschaften, Philologie, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, betrieben habe. Nach der Studienzeit war S. zwei Jahre (1776—78) Hauslehrer und Erzieher bei einem Baron van Heeckern-Enghuisen zu Arnheim und ein Jahr bei dem Banquier John Hope zu Amsterdam. Die Kürze des Aufenthaltes im Hause dieses trefflichen Mannes hat S. später bedauert; um so mehr, da er im lateinischen Unterrichte seinen acht- bis neunjährigen Zögling binnen acht Monaten zum fertigen und verständigen Lesen des Nepos und Eutropius gebracht und dadurch u. A. auch die Aufmerksamkeit der Harlemer Societät der Wissenschaften erweckt hatte. Von dort zu scheiden zwang ihn eine Krankheit, die nach Ausspruch der Aerzte in Holland nicht geheilt werden konnte und wirklich ihn nach der Heimkehr zu seiner Mutter in Tecklenburg noch ein ganzes Jahr quälte. Ueberdies aber hatte ihn Ende 1779 noch in Amsterdam der unerwartete Ruf getroffen, an dem eben in der Erneuerung begriffenen Gymnasium zu Hamm in Westfalen als Rector und Lehrer der Mathematik einzutreten.

In Hamm bestand seit 1657 ein sogenanntes Gymnasium illustre oder academicum, das aber 1768 durch Verzug der letzten drei Studiosen einging. Auf Anregen der Regierung zu Cleve, namentlich ihres damaligen Präsidenten v. Dankelmann, vereinigte nun der bekannte Minister Abraham v. Zedlitz die eingeschlafene akademische Anstalt mit der gleichfalls verkümmerten lateinischen Stadtschule zu einem Gymnasium, dem er am 1. December 1779 in königlichem Auftrage einen neuen Lehrplan vorschrieb. An die Spitze der Anstalt — zum Director — berief er den Rector Dr. Stange aus Köthen, ihm zur Seite S. als sogenannten Rector. Wegen einiger die Organisation aufhaltender Hemmnisse

erhielt dieser jedoch die förmliche Berufung erst Februar 1781 durch den Regierungspräsidenten, späteren Staatsminister Freiherrn v. d. Reck, worauf 25. April 1781 die neue Anstalt eröffnet ward. Von Snethlage's Wirksamkeit an der alsbald frisch aufblühenden Schule berichtet Eylert, dessen Vater gleichfalls Lehrer der Anstalt war, im Nachrufe vom 7. December 1840, wie folgt: „Diejenigen, die noch (nicht?) in Quarta und Tertia saßen, verdoppelten ihren Fleiß, um nach Secunda zum Rector S. zu kommen; und im J. 1783 wurde auch mir, damals dreizehn Jahre alt, dies ersehnte Glück zu theil. Zum Schulmann war S. geboren; er wußte die schlummernden Fähigkeiten zu wecken und die frische jugendliche Brust mit Lust und Liebe für den Unterricht zu erfüllen. Seine Lehrmethode war nicht geformt nach allgemeinen, abstracten Regeln; sie war der Abdruck und Erguß seiner Individualität: klar, kurz, ernst, lebendig und kräftig. Er erfüllte uns mit Furcht, so lange wir ihm kein Genüge thaten, aber mit Vertrauen, Dank, Liebe und Anhänglichkeit, sobald er mit uns zufrieden sein konnte. In der festen Bestimmtheit und klaren Wahrhaftigkeit, in der ruhigen Consequenz, in der reinen Pietät seines Charakters lag eine stille, wunderbare Gewalt, deren wohlthätigem, weckendem Einflusse kein edles, jugendliches Gemüth widerstehen konnte,. auch das widerspenstigste wußte er zu gewinnen. Sein donnernder Ernst erschütterte, und sein mit einem freundlichen Blick und Händedruck begleitetes Lob war unser höchstes Glück. Vorzüglich belebend war sein Vortrag der lateinischen Classiker, da er sie nicht nur grammatisch, sondern auch zugleich antiquarisch, geschichtlich, philosophisch und ästhetisch interpretirte und so im vollen Sinne die Humaniora als den edelsten Lebenskeim einimpfte; doch blieben Mathematik, Physik und Geographie seine Lieblingsfächer. Als im J. 1789 der Director Dr. Stange als Professor der Theologie nach Halle berufen wurde, trat er an dessen Stelle, und nun führte er das Directorium des immer frequenter werdenden Gymnasiums mit fester, gewandter und glücklicher Hand und erhob es zu einer Celebrität, welche die Aufmerksamkeit des damaligen geistlichen Ministers auf sich zog" (der ihn infolge dessen in Schulsachen der Graffschaft Mark vielfach gebrauchte). — In die einundzwanzig Jahre der Wirksamkeit zu Hamm fiel auch die Heirath Snethlage's (10. Juni 1783) mit Johanna Christina Louise Achenbach (geboren am 17. Juli 1762, † am 10. Januar 1855), einer Pfarrerstochter aus Flierich in der Grafschaft Mark. Der glücklichen Ehe entsprossen vier Söhne (Ludwig, vor dem Vater als Berggeschworener in Westfalen gestorben; Adolf, ebenfalls Bergmann, dann seit 1813 Ingenieurofficier, seit 1831 Hauptmann a. D., starb siebzigjährig 1856; Emil, Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium, starb 1871 im Alter von 82 Jahren; Karl, Oberhofprediger, starb 1871 im 79. Jahre) und zwei Töchter (verheirathet an den Joachimsthal'schen Professor Schneider und an den Geheimen Justizrath Bergius zu Berlin). Allgemein wird Frau Louise Snethlage als eine echt deutsche Frau, anspruchslos, thätig, hülfreich, gütig, geschildert, die gegenüber Kindern und Kostgängern oft die Härte und Strenge des etwas unduldsamen, pedantischen Gatten zu mildern wußte. Ebenfalls gehören in diesen Lebensabschnitt die Anfänge der Schriftstellerei, die, soviel ich sehe, auf die Abfassung der wissenschaftlichen Beilagen zum Jahresberichte des Gymnasiums sich beschränkte. Als solche erschienen: „De magna utilitate linguae latinae in scholis litterariis probe docendae discendaeque" (Hammoniae 1790, IV); „De necessitate linguae latinae in scholis litterariis non negligendae" (1792, IV); „Frankreichs Revolution ist warnend und lehrreich für alle Nationen" (2 Theile: 1794 und 96, VIII); „Über den gegenwärtigen Zustand der niederen Schulen und ihre zweckmäßige Einrichtung nebst einigen Bemerkungen über Aufklärung in Rücksicht der Bestimmung derselben für niedere

Schulen" (1798, VIII); „Ueber die Umschaffung der niederen lateinischen Schulen in den kleinen Städten in Realschulen" (1800, VIII). Gegen Ende des Jahrhunderts bearbeitete S. die von der Harlemer Societät der Wissenschaften gestellte Preisfrage: „Ist das Studium der Naturgeschichte für die Jugend von solcher Nützlichkeit, daß sie als wesentlicher Theil einer wohlgeordneten Erziehung betrachtet zu werden verdient?" Er erhielt zwar nicht den Preis, der dem Professor Bennet in Leiden zufiel, sondern das Accessit und die silberne Medaille. Seine Arbeit wurde aber der Uebersetzung ins Holländische und des Abdruckes in den Schriften der Gesellschaft für werth geachtet. In den pädagogischen Abhandlungen — auch die beiden Hefte über die französische Revolution sind ihrem Grundzuge nach dahin zu rechnen — beweist S. sich als einen Schulmann von trefflicher Erfahrung und lebhaftem Wohlwollen für die Jugend und ihre Lehrer. Alle Arten von Schulen faßt er ins Auge: neben den Gymnasien, denen er in den Oberclassen ein freieres, fast akademisches Gepräge wünscht, so daß nicht alle Schüler an allem Unterrichte theil zu nehmen brauchen, die lateinischen Stadtschulen, deren Umwandlung in Real- oder Bürgerschulen er bevorwortet; die Junkerschulen bei den Regimentern; die höheren Mädchenschulen, deren eine er in Hamm organisirte; die Volksschulen auf dem Lande, in der Stadt, in den Bergwerksgegenden; die Seminare. Als Sohn seiner Zeit empfiehlt er die sokratische Methode, jedoch zu maßvollem Gebrauche. Rechtschaffene Lehrergehälter, gesunde, geräumige Schulzimmer verlangt er. Im Religionsunterrichte beschränke sich die Schule auf die gemeinsamen Grundlagen, damit katholische, lutherische, reformirte Kinder zusammen unterrichtet werden können. Die Kirche wird in der Katechisation das Unterscheidende hinzufügen. Im ganzen aber ist S. ein unerbittlicher Strafprediger für seine Zeit. Alles Heil sieht er im Althergebrachten, Patriarchalischen; Aufklärung im Sinne des Zeitgeistes und Luxus, die Hand in Hand zu gehen pflegen, haßt er. Nicht nur Bahrdt, auch Basedow ist ihm zuwider. Von Kant läßt er sich den kategorischen Imperativ und das radicale Böse gefallen; aber, wie man aus diesem unter jenen gelange, darüber vermißt er bei ihm den sicheren Nachweis. Herder's Humanitätsidee ist ihm viel zu nebelhaft und abstract. In der Verneinung ist er bei aller Einseitigkeit oft scharfsinnig. Aber er selbst bringt es zu keiner geschlossenen Ansicht. In leidenschaftlicher Declamation oder herbem Tadel der Gegenwart den Spiegel vorzuhalten, namentlich die Schreck- und Nachtbilder der französischen Revolution auszumalen und als Folge des Abfalles vom Glauben und von der biederen Einfalt der Väter darzustellen, ist seine Stärke. Aber dabei begegnet ihm das Wunderliche, seine eigenen politischen Ideale am besten in Heinrich IV. von Frankreich und — kaum glaublich — in der unvergleichlichen Verfassung Chinas verwirklicht zu finden. Für die positiven, edleren Kräfte der Gegenwart hat er keinen ungetrübten, empfänglichen Blick.

Snethlage's tüchtige Wirksamkeit lenkte die Augen des Justiz- und Cultusministers v. Massow (seit 1798) auf ihn. Der Minister berief ihn, als Meierotto im September 1800 gestorben war, an das Joachimsthal'sche Gymnasium nach Berlin, wo S. am 7. April 1802 den Dienst antrat. Er hatte, in dem ungesuchten Rufe einen Wink Gottes verehrend, die Zulage, die unter des Oberpräsidenten Stein thätiger Mitwirkung die Stände der Grafschaft Mark als Preis des Dortbleibens boten, ausgeschlagen. Die berühmte Berliner Anstalt, deren Leitung S. nunmehr übernahm, befand sich gerade in einer Umgestaltung. Dem bürgerfreundlichen, volksthümlichen Sinne der damaligen preußischen Regierung gemäß war bald nach Meierotto's Ableben bestimmt, daß die öffentlichen Schriften der Anstalt fortan deutsch und in handlichem Octav erschienen. Ebenso forderte der Minister v. Massow eine Revision des Lehrplanes, der in den unteren Classen die-

jenigen, welche nicht studiren wollten und deren Anzahl bei weitem die größere Hälfte der Schüler ausmachte, nicht hinlänglich berücksichtigte und den Unterricht in den alten Sprachen über den für diese Zöglinge nützlicheren Unterricht in den ihrer künftigen Bestimmung angemessenen Lehrgegenständen zu sehr vorwalten ließe. Mitten in dies Geschäft trat S. ein. Während der Jahresbericht 1802 den bisherigen Meierotto'schen Plan ausführlich mittheilt, bringt der von 1803 den neuen, der von jenem durch die Vermehrung der Classenstufen von fünf auf sechs, die strengere Unterscheidung der vorbereitenden von den oberen Classen (je drei) und eine maßvolle Reduction des lateinischen und griechischen Unterrichtes sich unterscheidet. Das System der „getrennten Lectionsclassen", heute sagt man: das Hallische Fachsystem wird wegen seiner entschiedenen Vorzüge vor dem Systeme der sogenannten „feststehenden Classen" und in Rücksicht auf die mannichfaltige Vorbildung der auswärtigen Schüler festgehalten. Nach diesem System und Plan ist fortan bis zu Snethlage's Rücktritt unterrichtet worden. Er selbst übernahm 13 wöchentliche Stunden, in denen er Tacitus oder Cicero (2 St.), Mathematik (2), Naturlehre (2), Encyklopädie der Wissenschaften (1) mit den ersten Classen, Ernesti's Initia doctrinae solidioris (4) mit einer Selecta und Cicero's Buch De officiis (1) mit der zweiten Lateinclasse tractirte. Mit dem Jahre 1810 gab er den philologischen Unterricht auf und behielt nur vier Stunden Mathematik, zwei Stunden Physik, eine Stunde Encyklopädie. Seit 1815 ertheilte er nur noch vier Stunden Religion in den beiden sogenannten wissenschaftlichen Oberclassen. Seine bis in die höheren Jahre kräftige und strenge, im conservativen Sinne geübte Schulleitung erwarb ihm auch in Berlin bald Ansehen in den ersten Kreisen der Hauptstadt. S. hatte seine Anstalt durch schwere Zeiten zu steuern. Man kann leicht denken, wie tief sein preußisches Herz unter dem furchtbaren Geschicke des Staates in den Jahren 1806 und 1807 litt. Er war unter den Ersten, welche die Niederlage als göttliches Strafgericht über die entartete Zeit darstellten und Umkehr predigten. Aber er verlangte Umkehr im vollen Sinne des Wortes. Die Maßnahmen, welche uns gegenwärtig als wichtige Beiträge zur Wiedergeburt des preußischen Staates erscheinen — Gründung der Universität Berlin, Erneuerung des gesammten Schulwesens nach den Anregungen Fichte's und Pestalozzi's —, erweckten nur sein Mißtrauen und seinen Widerspruch als weitere Schritte auf dem verderblichen Wege des verirrten Zeitgeistes, der durch einseitige Aufklärung des Verstandes und durch regellose Freiheit dem Irrlicht einer mißverstandenen Humanität nachjagte. Auch der Minister v. Stein, den er früher so hoch verehrt hatte, war seit jener Zeit nicht mehr ganz sein Mann. Alle diese Bedenken traten zurück, als im J. 1813 Preußen gegen den verhaßten Unterdrücker auf den Ruf seines Königs aufstand. Drei Söhne Snethlage's griffen damals zu den Waffen: Adolf bei dem Lützower Freicorps, Emil und Karl bei dem pommerschen Grenadierbataillon. Diese beiden standen bei Großbeeren im Feuer, während Mutter und Schwester in Berlin die Verwundeten pflegten. Der Vater S. ruft im Hinblick auf die Zeit: „Herrliches Schauspiel! So vereiniget die allgemeine Noth die Gemüther und erweckt die schlummernde Kraft zum Heldenmuth!" Aber bald genug gingen die Ansichten über das, was dem Vaterlande frommte, wieder aus einander; und nach allem, was berichtet worden, steht im voraus fest, daß S. nicht auf Seiten des jungen, leidenschaftlich vorwärts drängenden Preußens und Deutschlands stehen konnte. Er hielt entschieden zu der Reaction und fand in seiner schwarzsichtigen Abneigung gegen den brausenden Zeitgeist, daß die Regierungen das in der Jugend gährende Gift eher zu harmlos, als zu argwöhnisch ansahen. Daneben tröstete ihn einigermaßen das fortschreitende Wiedererwachen des kirchlichen Sinnes, wie es u. a. in der Union

der protestantischen Bekenntnisse, in der steigenden Schätzung der symbolischen Bücher, in dem wachsenden Interesse an der Heidenmission und an christlichen Liebeswerken sich aussprach. Doch stand er auch auf diesem Gebiete der neueren Theologie Schleiermacher's und seines Kreises mit ihrem vertieften Glaubensbegriffe und ihren Zugeständnissen an die biblische Kritik ablehnend gegenüber und sah das Heil wesentlich in der Beugung der stolzen, selbstgerechten Gegenwart unter das göttliche Ansehen der Bibel, deren Lehren man, wie ihm schien, nur als Ganzes entweder demüthig gläubig annehmen oder eigenwillig verwerfen kann. Die Verschiedenheit des Standpunktes hinderte jedoch die Berliner Facultät nicht, zum Reformationsjubiläum 1817 S. Ehren halber die Würde des theologischen Doctors zu verleihen. Seine politischen Ideale waren die heilige Alliance und die patriarchalisch-unbeschränkte Monarchie. Kein Wunder, daß ein solcher Mann Aufmerksamkeit und Vertrauen bei Friedrich Wilhelm III. erweckte. Dieser verlieh ihm 1816 die III. Classe des Rothen Adlerordens und ernannte ihn in demselben Jahre zum Rath im Berliner Consistorium. Auch hat der König, nach Eylert's Zeugniß, oft und durch eine lange Reihe von Jahren Snethlage's Gutachten über wichtige pädagogische Gegenstände und Einrichtungen verlangt. Gegen Ende 1820 wurde S., der im letzten Schulprogramme besonders scharf über den schlimmen Geist der Jugend losgezogen war, sammt Eylert, Beckedorff und dem Staatsrathe Schultz zur Abgabe eines Gutachtens über den gegenwärtigen Zustand des Schul- und Erziehungswesens in Preußen und über die zweckmäßigsten und sichersten Maßregeln zu dessen Verbesserung berufen. Der Bericht — seinem Inhalte nach von Varrentrapp im Leben Johannes Schulze's (S. 329) wiedergegeben — ist zwar vom Staatsrathe Schultz verfaßt, darf aber in allen Hauptsachen als treuer Abdruck auch der Ansicht Snethlage's angesehen werden.

Inzwischen machte das Alter über den eisenfesten Mann doch seine Rechte geltend. „Freiwillig und aus reinem Pflichtgefühl in Rücksicht auf die neuen Maßregeln, die zur Entlastung der überfüllten Anstalt nöthig waren und auf sein Alter" suchte er 1826 seinen Abschied nach, der in huldvollster Form zum 1. Juli d. J. bewilligt ward. Der König gewährte ihm ein Ruhegeld von 2000 Thalern und beließ ihn als Mitglied im Consistorium. Im Joachimsthale löste ihn A. Meineke ab. Erst nach einem reichlichen Jahrzehnt mußte S. auch die behördlichen Geschäfte allmählich zunehmender Schwäche wegen abgeben. Sein Haus war bis zuletzt ein gastfreies und geselliges. Mit den zahlreichen Kindern und Enkeln gingen westfälische Verwandte und Landsleute, die in Berlin studirten oder in Amt und Dienste standen, sowie gleichgesinnte Collegen, die Bischöfe Eylert und Roß, der Oberhofprediger Strauß, der Oberconsistorialrath Theremin, auch der bekannte fromme und mildthätige Baron v. Kottwitz, die Minister v. Bodelschwingh, die Generäle v. Quadt, v. Diest u. a. aus und ein. Als Patriarch verehrt, selbst den längst erwachsenen Kindern gegenüber noch immer von starkem Bewußtsein des väterlichen Ansehens erfüllt, waltete der alte Herr in diesem Kreise. Nach und nach zog er sich mehr aus dem Getriebe zurück und lebte stiller Betrachtung seines eigenen Lebenslaufes und des Stückes Geschichte, das er mit erlebt hatte. Die Zeit ward ihm oft zu kurz dazu; daher fielen ihm lange und häufige Besuche, selbst der eigenen Kinder, lästig. Der Welt war er abgestorben; die Zeitung ließ er sich nur vorlesen, um einigermaßen daraus zu ersehen, „was es darin gab, und wie das Reich Gottes hier und da angebahnt oder gestört ward". So lebte der Greis „ruhig, heiter, zufrieden, bis es Gott gefiele, ihn in die ewige Herrlichkeit aufzunehmen." Fast 87 jährig, starb er mit klarem Bewußtsein ohne Kampf und Schmerz am 19. November 1840.

Als Schriftsteller trat auch während der Berliner Zeit S. nur in den Jahresberichten seiner Anstalt auf. Seine regelmäßigen Beigaben zu diesen enthalten außer dem erwähnten Lehrplane (1803) „Bemerkungen über Pestalozzi's Lehrmethode" (1804, worüber er in eine Fehde mit dem Pestalozzianer Plamann gerieth, die in mehreren späteren Abhandlungen, namentlich 1811 und 1813, wieder anklingt); „Ueber einige Hindernisse, die den Erfolg der Erziehung und die Wohlfahrt der Staaten aufhalten" (17 Stücke, 1805—1822); „Kurze Nachricht von der II. Säcularfeier des königl. Joachimsthal'schen Gymnasiums" (1808); „Die Jubelfeier der 25jährigen Regierung Sr. Majestät des Königs im Joachimsthal'schen Gymnasium" (1823); „Kurze Übersicht des königl. Joachimsthal'schen Gymnasiums" (1824). Auch in diesen späteren Programmaufsätzen spricht sich Snethlage's Charakter deutlich aus: ein bitterer, doch gegen die einzelne Person gerechter und vorsichtiger, Kritiker seiner Zeit ohne sympathisches Verständniß für deren treibende Ideale; ein fester, treuer Patriot, dem nur freierer politischer Blick fehlte; ein ernster, frommer Christ von mehr theologischer und philosophischer Gelehrsamkeit als wissenschaftlicher Tiefe; ein aufrichtiger väterlicher Freund der Jugend ohne jede Schwäche für geniale Anwandlungen, immer aber ein ganzer Mann, der die früh von ihm angeeignete Forderung Seneca's redlich erfüllt hat: ut ipsa inter se vita unius sine actionum dissensione coloris sit!

Außer dem Eylert'schen Nekrologe (s. o.) und dem Artikel S. im „Gelehrten Berlin vom Jahre 1825" (Berl. 1826), die Schriften Snethlage's, dessen ungedruckte Briefe und handschriftliche Mittheilungen der Familie.

Sander.

Snethlage: Karl Wilhelm Moritz S., evangelischer Prediger (reformirt-unirt), † 1871. S. stammte aus einer westfälischen reformirten Predigerfamilie, in welcher sich das Predigtamt seit dem 16. Jahrhundert von Generation zu Generation fast vererbt hatte, nachdem ein Glied der adligen Familie v. Snethlage, der Priester Samson v. S., im J. 1540 den reformirten Glauben angenommen, in den Ehestand getreten war und den Adel abgelegt hatte. Der Vater unsers S. aber war Schulmann und leitete gerade das Gymnasium zu Hamm in Westfalen, als ihm hier am 23. September 1792 der Sohn geboren wurde, welchem dieser Artikel gewidmet ist. Im J. 1802 siedelte der junge S. nach Berlin über, wohin der Vater als Director an das Joachimsthal'sche Gymnasium berufen war. Das fromme Elternhaus, ein Asyl der preußischen Patrioten nach dem Unglücksjahr 1806 und ein Sammelpunkt pietistisch frommer „Erweckter" (vgl. Leop. Witte, Leben Tholuck's I (1884) 456 ff.), und neben dem Elternhause die berühmte Schule mit ihrem sorgsam gepflegten wissenschaftlichen Geiste wirkten bestimmend auf Snethlage's Leben ein; er entschloß sich Theologie zu studiren. Unter den furchtbaren Schlägen, die sein preußisches Vaterland getroffen, ernst gestimmt, begann er im J. 1810 seine Studien in Göttingen und setzte sie 1812 in Tübingen fort. Die Universität Göttingen stand damals unter dem Scepter des französischen Königs Jerome von Westfalen; es klingt fast unbegreiflich, daß es gelang, sie überhaupt zu erhalten, während Helmstedt geopfert wurde; aber das, was deutsche Jünglinge damals nöthig hatten, bot sie nicht. Das fand S. in Tübingen. Auf den Sohn eines kirchlich frommen Hauses mußte das damalige Tübingen ohnehin einen besonderen Reiz ausüben; denn Dank dem durch Albrecht Bengel angeregten Bibelstudium hatte der Rationalismus in Schwaben nie die Herrschaft erlangt und auf der Tübinger Hochschule trugen ehrwürdige Lehrer die Theologie im Geiste eines biblischen Supranaturalismus vor; einer der geachtetsten unter ihnen war Joh. Fr. Flatt; um ihn hatte sich ein Kreis aufstrebender Jünglinge gesammelt; in diesen Kreis trat S. ein und wurde von dem dort wal-

tenden Hauche evangelischen Glaubens lebendig erfaßt. Nach seiner Rückkehr von der Universität machte er in der Heimath sein erstes Examen. Da erging der Ruf des Königs Friedrich Wilhelm III. an sein Volk; es war das Jahr 1813; von der flammenden Begeisterung, die das preußische Volk ergriff, wußte sich auch S. in tiefster Seele erfaßt; er ergriff mit zwei Brüdern die Waffen. Erst pommerscher Jäger, wurde er bald Officier im 2. (pommerschen) Infanterieregiment. Bei Hoyerswerda wurde er verwundet; doch genas er bald und konnte so in den Schlachten bei Großbeeren, bei Dennewitz und bei Leipzig mitkämpfen. Nach beendigtem Kriege absolvirte er das zweite theologische Examen; aber der unerwartete Gang der Weltgeschichte, die Rückkehr Napoleon's von Elba und die Wiederaufnahme des Krieges, griffen entscheidend auch in Snethlage's Leben ein; er eilte 1815 auf's neue zu den Fahnen und kämpfte in den Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance mit; im Bülow'schen Corps zog er sodann bis nahe vor Paris und hielt auf dem Wege dahin, zu Rocroy in Frankreich, in militärischer Uniform seinen ersten Gottesdienst als evangelischer Geistlicher. Nach diesen gewaltig ernsten Erlebnissen trat S. nunmehr, nachdem der Friede geschlossen, 1815 zu ungestörter Arbeit in den von ihm erwählten geistlichen Beruf, zunächst noch als Lernender, indem er von 1815—1818 als Domcandidat in Berlin sich mit Predigt und Seelsorge beschäftigen und durch eine Candidatenreise nach dem südlichen und westlichen Deutschland, der Schweiz und den Niedenlanden seinen Blick erweitern und dabei durch Beziehungen zu zahlreichen glaubensvollen Männern unter Lutheranern und Reformirten sein eigenes inneres Leben stärken durfte. So durch seltene Lebensführungen ausgereift, trat S. im J. 1821 in das Pfarramt in einer kleinen Landgemeinde zu Baerl in der Grafschaft Meurs. Schon nach kürzester Zeit wurde er von hier aus weiteren kirchlichen Kreisen bekannt, so daß er schon 1822 nach Unter-Barmen berufen wurde. Hier baute sich in Frieden eine aus Lutheranern und Reformirten gemischte Gemeinde derartig auf, daß ein reformirter neben einem lutherischen Geistlichen an ihrer Spitze stand. Neben dem Lutheraner Leipoldt war es der reformirte S., welcher jetzt hier in Wirksamkeit trat. Was er hier geleistet, bezeugte 1871 auf die Kunde seines Todes das Presbyterium und die Repräsentation der Gemeinde Unter-Barmen in einem Telegramm an seine Wittwe in den Worten: „Die ganze hiesige Gemeinde ist ein Denkmal seines Fleißes und seiner Treue im Amte. Viele Seelen rühmen, was er an ihnen gethan. Sein Andenken soll unter uns im Segen bleiben." (Thümmel, s. unten S. 124.) Es zeugt von der hohen Achtung, welche sich S. im Wupperthale erwarb, daß er 1835, als die neue Kirchenordnung für Rheinland und Westfalen in Kraft trat, zum Superintendenten der Elberfelder Kreissynode erwählt wurde; mit großer Umsicht, Liebe und Treue leitete er deren Verhandlungen, wie er auch an den Arbeiten der Provinzialsynoden lebhaften Antheil nahm. Durch und durch ein Mann des kirchlichen Lebens, der bewährte Kenner der alten synodalen Ordnungen der bergischen und märkischen Lande (die er auch im Druck herausgab), konnte es nicht fehlen, daß man von Berlin aus, als man die Einführung synodaler Ordnungen auch für die östlichen Provinzen Preußens ins Auge faßte und sich nach Männern umsah, welche diesen Schritt vorbereiten könnten, S. zur Mitarbeit heranzog; der preußische Cultusminister Eichhorn berief ihn 1842 als Hülfsarbeiter in das ihm unterstellte Ministerium. So gab S. 1842 das Pfarramt in Unter-Barmen auf, in welchem er zwanzig Jahre lang in großem Segen und zu seiner vollen inneren Befriedigung gewirkt hatte, siedelte nach Berlin über und wurde hier Oberconsistorialrath im Cultusministerium. Es entsprach aber seinem eigenen dringenden Wunsche, daß er schon im J. 1843 neben seiner ministerialen Thätigkeit, als am Berliner Dom eine Hof- und

Dompredigerstelle frei geworden war, in diese einrückte. In dieser Stellung nahm er 1846 an der preußischen Generalsynode lebhaften Antheil. Der Domgemeinde aber hat er amtlich von 1843 an bis an seinen Tod als Prediger und Seelsorger, nach der dort üblichen Anciennität zuletzt als „Oberhofprediger" gedient; in seiner Verwaltungsthätigkeit änderte sich dagegen seine Stellung im J. 1850. In diesem Jahre wurde in Preußen nämlich der „Evangelische Oberkirchenrath" als diejenige Behörde eingesetzt, durch welche der König als „Summus Episcopus" die Regierung der Kirche vollzieht. Da S. das Vertrauen des Königs Friedrich Wilhelm IV. in hohem Grade besaß, wurde er sofort zum Mitgliede dieser Behörde ernannt, und zwar bearbeitete er hier als Verwaltungsfach die Besetzung der kirchenregimentlichen Aemter (Consistorien und Superintendenturen). Sein Amtsgenosse D. W. Hoffmann (s. unten), welcher fast sechszehn Jahre im Oberkirchenrath mit ihm zusammengearbeitet hat, charakterisirt das Wirken Snethlage's in dieser Behörde dahin, daß er an aller Noth der Geistlichen theilgenommen und seinen Blick überall auf das Innerliche, auf das, was das Heil der Seelen betraf, gerichtet habe; über die Grenzen der preußischen Landeskirche hinaus aber habe er auf nähere Berührung und Verbindung der evangelischen Kirchen Deutschlands hingearbeitet und sei auf der Eisenacher Kirchenconferenz, die er mit dem Stuttgarter Oberhofprediger Grüneisen begründet und welche aus Abgeordneten deutscher Kirchenregierungen noch alljährlich zusammentritt, in diesem Sinne erfolgreich thätig gewesen, wie er auch dem Ausschuß des „evangelischen Kirchentages" als Mitglied angehörte. Neben seiner amtlichen Thätigkeit, die im Oberkirchenrath auf das Ganze der preußischen Kirche gerichtet war und im Pfarramt der Domgemeinde den Bedürfnissen einer der wichtigsten Kirchgemeinden Berlins diente, ließ es S. an hingebungsvoller Mitarbeit nicht fehlen, wo immer auf dem Gebiete christlicher Liebesthätigkeit sich Gelegenheit dazu bot. Als in Berlin eine der Lieblingsschöpfungen des Königs Friedrich Wilhelm IV., das große Diakonissen-Krankenhaus Bethanien, ins Leben trat, fungirte S. als geistliches Mitglied im Curatorium dieser gesegneten Anstalt; bei der Umgestaltung des adeligen Frauenstiftes zum heiligen Grabe in eine Erziehungsanstalt wirkte er als Propst desselben mit; wir finden ihn als Leiter des Domhospitals und des Prediger-Wittwenhauses, als Mitglied des Curatoriums des Friedrichstiftes, als geistliches Mitglied des Dom-Schulvorstandes, als Mitglied des Dom-Kirchencollegiums und des Verwaltungsrathes des Dom-Candidatenstiftes.

Daß ein Hofprediger von solider Bildung, schlichter Frömmigkeit, energischer Thatkraft und vornehmer Haltung dem Königshause nahe stand, wird bei der Gesinnung Friedrich Wilhelm's IV. und seiner frommen Gemahlin als selbstverständlich erscheinen. Dieses Verhältniß bewährte sich besonders in den furchtbar schweren Jahren, welche durch die Erkrankung und das jahrelange Siechthum des Königs über das ganze königliche Haus hereinbrachen. Da fiel S. das schwere Loos zu, dem sich umnachtenden Geiste des Kranken mit Trost nahe zu sein. Er begleitete den König nach Meran und Rom und „bis in die letzten Augenblicke jener dunklen Zeit blieb er ihm zur Seite". Er bemühte sich, in milder und leicht faßlicher Weise die trostreichen Sprüche der Bibel in seine Seele hineinleuchten zu lassen. Als dann der königliche Dulder heimgegangen, hielt S. am 6. Januar 1861 in Sanssouci am offenen Sarge desselben, am Tage vor der feierlichen Bestattung, in Gegenwart der trauernden königlichen Familie in Anlehnung an den 126. Psalm eine tief zu Herzen gehende Trauerrede über „die Gefangenen Zions", die „der Herr erlöst"; der Domgemeinde zeichnete er in einer Predigt am 27. Januar darauf das Bild des „Königs in seiner Krankheit" als ein Leben in Glaube, in Liebe und voll Hoffnung. Ein

Stück Königsgeschichte ist diese Predigt, ein tragisches Stück; aber als ein Blatt preußischer Kirchengeschichte aus dem inneren Leben ihres Summus Episcopus wirkt sie tief erbaulich. Auch für S. hatte sich mit dem Tode des Königs der wichtigste Abschnitt seines Lebens geschlossen. Zwar durfte er noch dem hohen Nachfolger des Heimgegangenen, dem Könige Wilhelm I., am Altar in der Königsberger Schloßkirche dienen, als dieser dort vor aller Welt bezeugte, daß er die Krone seiner Väter „von Gottes Gnaden“ nehme; aber bald darauf stellten sich bei S. als Vorboten des kommenden Abschiedes Schwindelanfälle ein, die nicht weichen wollten. Es steht, wie aus Snethlage's Familienkreise berichtet wird, fest, daß der lange Verkehr mit dem kranken Könige für den treuen Diener angreifend gewesen ist. Dennoch hielt er sich in Gottergebung und mit großer Selbstbeherrschung aufrecht, bis am 6. September 1868 ein Schlaganfall ihm eine Seite des Körpers lähmte und ihn von da an in das Krankenzimmer schloß. Dasselbe Siechthum, in welchem er seinen König gepflegt hatte, ergriff auch ihn: „In schwankendem Zustande, meist träumend und wenig der Aeußerung fähig, für Augenblicke wieder gegenwärtig und besonders an den ihm so lieben Bibelworten und Liederklängen erwachend, oft auch wieder ganz der Gewalt des kranken Leibes unterliegend, brachte er in treuer unermüdlicher, oft fast über die Kräfte gehender Pflege von Seiten seiner Gattin und Kinder die letzten Jahre zu, bis die ersehnte Stunde der Erlösung schlug.“ Er starb am 17. Februar 1871, Morgens 6¾ Uhr. Am 20. Februar hielt D. Kögel an seinem Sarge eine Trauerrede über denselben (126.) Psalm, durch welchen der Heimgegangene vor zehn Jahren die trauernde Königsfamilie erbaut hatte. S. war ein biblisch-positiver Theologe und entschiedener Unionskirchenmann, etwa von der Richtung eines Karl Immanuel Nitzsch, mit dem er näheren Verkehr pflegte; in seinem Wesen anspruchslos, kindlichen Gemüthes und voll „Herzensminne“, wie D. Kögel ihn schildert, vor seinem Gotte demüthig, vertrat er vor Menschen, selbst vor den Höchststehenden, männlich stark die Hoheit des Evangeliums und Würde seines kirchlichen Amtes, auch in seiner äußeren Haltung militärisch kraftvoll, bis er erkrankte. „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht“, diesen Bibelspruch wandte schon im Jahre 1823 Tholuck auf den bedachtsamen, erwägenden, aber wo es darauf ankomme, offenen und durchfahrenden S. an. Einer Partei, einer politischen oder kirchlichen, gehörte er nicht an, sondern befleißigte sich, auch Andersgesinnte zu dulden und weitherzig, aber charaktervoll ihnen zu dienen. Entsprechend seiner reformirten Erziehung predigte er gern über Worte des alten Testaments, besonders über die Psalmen, „in denen er geistig lebte und webte“, und „in klarer einfacher Rede, schmucklos, aber körnig und lauter“ suchte er von da seine Hörer auf Christus als ihren Heiland hinzuleiten. „Ob er auf der Kanzel oder inmitten der zu confirmirenden Kinder redete oder mit einem Einzelnen sprach“, so urtheilt D. Hoffmann (s. unten) „es war immer derselbe Mann, der die Saiten des Herzens sanft, aber mit fester Hand berührte. Er gab sich selbst mit dem Worte, das er verkündigte, und Keinem konnte es je einfallen, daß er, was er Andern so dringend an's Herz legte, sich selber sollte erlassen können.“ Als Probe seiner Predigtweise sei eine Stelle aus dem Schlusse jener Rede am Sarge des Königs hier beigefügt. „Noch einmal schauen wir“, spricht der Trauerredner, „in sein blasses Angesicht. Ach, nun hätten wir ihm noch gern soviel zu sagen, nun hätten wir von ihm noch soviel zu hören; nun hätten wir noch soviel abzubitten. Aber sein Ohr hört nicht, sein Mund spricht nicht. Wieviel anders würden wir mit den Unsrigen und mit allen Menschen umgehen, wenn man sich vorstellte, was man fühlen wird, wenn sie im Leichenschmuck vor uns liegen werden.“ (S. 10, s. unten.) — Als eine besondere Gabe aber war ihm, wie von kundigster Seite berichtet wird,

verliehen, Traurige zu trösten und mit den „Müden" zu rechter Zeit zu reden, wie er es an Friedrich Wilhelm IV. bewiesen hatte. Daß die Königin Elisabeth dem Tröster ihres Gemahls nahe stand, liegt nahe; aber auch die Königin Augusta von Preußen schenkte ihm großes Vertrauen; beide haben wiederholt an seinem Krankenlager gesessen und zuletzt auch persönlich bei der Leichenfeier an seinem Sarge nicht gefehlt. Nach außen wenig hervortretend, hat S. zur inneren Stärkung der preußischen evangelischen Landeskirche durch sein mehr als vierzigjähriges kraftvolles, dabei aber stets friedfertiges Wirken erheblich beigetragen. Als Patriot königstreu, hat er als begeisterter Preuße in allen seinen amtlichen Stellungen die Liebe zu König und Vaterland gepflegt. S. war zweimal verheirathet, hat aber in seinem Familienleben durch schwere Trübsale gehen müssen; außer seiner ersten Gattin mußte er seinen erstgeborenen Sohn und zwei erwachsene Töchter in das Grab sinken sehen. Doch überlebte ihn die zweite Gattin, die treue Pflegerin seines Alters, und drei Söhne und vier Töchter. Unter seinen Söhnen trat der älteste ihm gebliebene ebenfalls in die kirchenregimentliche Arbeit der preußischen Landeskirche ein und starb im August 1891 als Präsident des rheinischen Consistoriums zu Koblenz, nachdem er im Geiste seines Vaters 29 Jahre in dieser Behörde gewirkt hatte.

Im Druck liegen von S. folgende Predigten vor: „Einweihungspredigt über 2. Mos. 20, 24 gehalten am 24. October 1832 in Unterbarmen zur Feier der Einweihung der evangelischen Kirche daselbst", gedruckt in der Broschüre „Die Einweihung der ev. Kirche in Unterbarmen." Barmen 1832, S. 22—35. „Predigt gehalten am 25. Juni 1837 über Röm. 15, 29—33"; gedruckt in „Zwei Predigten bei besonderer Veranlassung gehalten von den beiden Predigern der evangel. Gemeinde Unterbarmen." Barmen 1837, S. 17. „Predigt, gehalten am 17. Sonntage nach Trinitatis, dem 16. October 1859 über die Epistel des Tages, Ephes. 4, 1—6." Gedruckt unter dem Titel „Die Einigkeit im Geiste ꝛc." Berlin 1860. „Zwei Predigten nach dem Tode weiland Seiner Majestät Friedrich Wilhelm des Vierten gehalten." Berlin 1861. Sodann Reden bei kirchlichen Feiern gehalten: „Rede bei der kirchlichen Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. 1841 in Barmen gehalten", gedruckt in der Broschüre „Die Feier des 15. October 1841 in Barmen", (1841) S. 1—8. Einführungs-Rede, gehalten am II. Advent, den 6. December 1863 bei der Einführung Kögel's in sein Amt als Hof- und Domprediger, gedruckt in „Die Feier der Einführung des Herrn Dr. Kögel ꝛc." Berlin 1864, S. 3—9. Endlich Vorreden Snethlage's zu den von ihm herausgegebenen Predigten Leipoldt's, gedruckt in „Drei Predigten des Pastors Leipoldt (hrsg. v. Snethlage), 1842, S. III—XII und „Festpredigten von W. Leipoldt (hrsg. v. Snethlage), 1845, S. III—IV. Den Lebensgang von S. zeichnete mit Angabe aller wichtigen Daten sein Amtsgenosse Hofprediger D. Wilhelm Hoffmann in einer am Sonntage Invocavit, 26. Februar 1871, im Dome zu Berlin gehaltenen Gedächtnißpredigt, während D. Kögel in der vorhin schon erwähnten „Rede am Sarge" ein formvollendetes Charakterbild des Heimgegangenen lieferte. Beide Reden sind gedruckt unter dem Titel (R. Kögel und W. Hoffmann) „Worte der Erinnerung an den Ober-Hofprediger Ober-Consistorialrath D. theol. Snethlage." Berlin 1871. Ein liebevoller Nachruf auf S. findet sich in der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung", hrsg. von Meßner; Jahrgang 1871, S. 136 ff. Hauptsächlich auf jenen Reden und diesen Nachrufen ruht der (S. behandelnde) Abschnitt in dem Werke des Pastors Hermann Thümmel, „Geschichte der vereinigt-evangelischen Gemeinde Unterbarmen vom Jahre 1822 bis zum Jahre 1872. Zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Gemeindebestandes zusammengestellt." Barmen 1872, S. 119 ff.

Von Snethlage's nachgelassener Gattin, der verwittweten Frau Oberconsistorialrath Marie Snethlage, welche noch jetzt (im Jahre 1892) in Bonn lebt und von einer seiner Töchter, der Frau Charlotte Broicher in Berlin, wurden mir außer obigen Drucksachen noch werthvolle Nachrichten über den Verstorbenen gütigst brieflich zur Verfügung gestellt. — Dazu kommen einzelne Nachrichten bei Willibald Beyschlag, Carl Immanuel Nitzsch (1872), S. 419 ff. und Leopold Witte, das Leben August Tholuck's I. (1884) und II. (1886) an mehreren Stellen. Vgl. Thl. II, 455.

Paul Tschackert.

Snups: Michael S., Rußlandreisender. Aus russischen Archiven ist bekannt, daß 1492 als Abgesandter des Erzherzogs Sigismund, mit dessen und König Maximilian's Empfehlungsbriefen aus Innsbruck durch Deutschland und Livland ein Michael Snups in Moskau eintraf. Sein Auftrag war angeblich, die Merkwürdigkeiten des Landes kennen zu lernen, sich der russischen Sprache mächtig zu machen, und besonders die damals so gut wie unbekannten östlichen Gebiete bis an den Ob zu besuchen. In Moskau bestand offenbar keine Geneigtheit, S. in seinen Aufgaben zu fördern, man schlug ihm sowohl die Reise nach Osten als auch den Heimweg durch die Türkei und Polen ab und entließ ihn mit einem vom 5. Januar 1493 datirten Antwortschreiben des Großfürsten an Sigismund und Maximilian auf demselben Wege, auf dem er gekommen war.

Adelung, Krit.-lit. Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700, I.

Friedrich Ratzel.

Snyders: Franz S., berühmter Thiermaler und der todten Natur, geb. in Antwerpen 1579 (getauft am 11. November). In der Kunst hat ihn zuerst P. Brueghel jun. erzogen und seit 1593 war er Schüler von Hendr. van Balen. Im J. 1602 wurde er in die Lucasgilde aufgenommen. Er unternahm eine Studienreise nach Italien, doch hielt er sich daselbst nicht lange auf; im J. 1608 ist sein Aufenthalt daselbst beglaubigt, doch konnte er, wie zuweilen behauptet wird, kein Schüler des B. Castiglione gewesen sein, da dieser 1616 das Licht der Welt erblickte und S. bereits 1609 in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, wo er sich mit geringer Unterbrechung beständig aufhielt und als vollendeter Meister thätig war. Der Erzherzog Albrecht hat ihn nämlich zu seinem Hofmaler ernannt, und in dessen Dienst hat er sich vorübergehend in Brüssel aufgehalten, wo ihm vom Erzherzog und dann vom König Philipp III. von Spanien viele und umfassende Aufträge gegeben waren. Als Thiermaler hat er mit Vorliebe Jagdscenen gemalt, und so ist es erklärlich, daß die Großen ihn zur Ausschmückung ihrer Jagdschlösser in Anspruch nahmen. Er hatte die Jagdstücke in sehr großem Formate ausgeführt, in großem historischen Styl, und liebte dabei wilde, großartige Scenen. Die großen Bilder, deren er sehr viele malte, gingen gleich in den Besitz der fürstlichen Auftraggeber über und sind, da sie heutzutage fast durchweg in festem Besitze sind, selten im Handel. Nur selten hat er kleine Cabinetstücke, die sehr gesucht werden, ausgeführt. In Antwerpen war er ein Zeitgenosse und man kann sagen ein Mitarbeiter des großen Rubens gewesen, dessen gewaltige Kraft ihn stark beeinflußt haben mag. Mit seinen Thierstücken vervollständigt S. den Kreis der Darstellungen in der Schule des Rubens. In der Auffassung und trefflichster Wiedergabe der Thiernatur und ihres Charakters offenbart S. die größte Genialität und besonders die wilde Natur, den Kampf des gehetzten Wildes weiß er meisterhaft und wahr zu betonen. Unter seinen Jagden kommen als Jagdwild meist Sauen, Hirsche, Bären vor, doch auch Löwen, Füchse und Schwäne. Besonders meisterhaft sind die Jagdhunde charakterisirt, mögen sie nun in wilder Hast und Wuth das Wild verfolgen oder von in Todesangst ergriffenem Thiere verwundet sich auf

der Erde krümmen. Die Personen, die zuweilen die wilde Scene beleben, hat Rubens gemalt wie auch S. umgekehrt in Bilder des Rubens Thiere oder Gegenstände des Stilllebens anbrachte, wie van Dyck oder Wildens und van Uden als Mitarbeiter dem großen Meister zur Seite standen. Houbraken hat den Meister sehr gut charakterisirt, wenn er über ihn schreibt: „Er lieh seine Hand oft dem Rubens und dieser wieder ihm, und die Werke, in welchen diese beiden Meister vereint sind, werden zumeist geschätzt. Denn war der eine zur Darstellung mächtiger Begierden und Leidenschaften der Menschen geschickt, so schien der Pinsel des anderen wie geschaffen, um die Thiere in ihrer größten Leidenschaftlichkeit darzustellen. Ja, es ist zu bewundern, wie er bei so mannigfaltigen Veränderungen, Krümmungen und Windungen die Körperbewegung und das Dehnen und Biegen der Muskeln an den Thieren richtig wahrgenommen hat. Sieht man seine Jagdhunde dem Wilde nacheilen, so scheinen sie auch dem Auge vorbeizuschwirren; und greifen sie es mit ihren spitzen Zähnen an, so sprüht ihnen das Feuer aus den Augen, und die, so verstümmelt oder gebissen dargestellt sind, drücken den Schmerz ihrer Wunden durch den gekrümmten Rücken, krampfhafte Bewegung und weit aufgesperrte Mäuler so natürlich aus, daß man Mitleid mit ihnen haben könnte." Neben lebenden Thieren in wilder Thätigkeit hat S. auch das todte, erlegte Wild zum Stoff für seine Darstellung gewählt. Er legte sich das Wild auf einem Tisch zurecht, wie es nach Form und Farbe gut zusammenstimmte und erzielte in der Composition eine ebenso lebendige als angenehme Zusammenstellung; beim Malen vereinte er das höchste Licht auf einer Stelle, während er das Uebrige in tieferen oder milderen Schatten stellte und damit eine wohlthuende malerische Harmonie gewann. Neben dem Wildpret hatte S. auch eigentliches Stillleben zum Stoff für seine Kunst gewählt und Blumen, Obst oder Gewürze ebenso künstlerisch behandelt.

Alle größeren Museen besitzen Werke unseres Meisters. Sauhetzen findet man in München, Dresden, Braunschweig, Paris, Prag; Hirschjagden im Louvre, Haag; eine Bärenjagd in Berlin, Madrid (Bären kämpfen mit Löwen); ebenda auch eine Fuchsjagd, die im Auftrag König Philipp's III. gemalt ist. Kämpfende Hähne sind in Prag und dieselben in kleinerer Wiederholung in Berlin, vom J. 1615. In Amsterdam ist eine Jagd auf das Nilpferd. Bekanntlich hat auch Rubens einen gleichen Vorwurf behandelt. Bilder mit todtem Wild findet man in Brüssel, München (dabei der Koch, den Rubens gemalt hat), Dresden, im Haag (dabei ein Jäger von Rubens, gestochen von Bemme), in Amsterdam (mit Früchten). Stillleben mit Früchten findet man in Prag, Berlin und St. Petersburg. Auch Wien und Antwerpen besitzen Bilder von seiner Hand. Es kommen in verschiedenen Sammlungen auch Zeichnungen vor, die der Künstler hinterlassen hat, und die meist mit Tusche oder Röthel, weiß gehöht, ausgeführt sind. Auch wird ihm eine kleine Radirung mit dem Fuchs, den Hunde verfolgen, jedoch wohl mit Unrecht zugeschrieben, eher dürfte ein kleines Blatt mit Wolf- und Fuchskopf Anspruch auf Originalität haben. Sein Bildniß hat van Dyck als Familienbild gemalt (jetzt in der Eremitage) und dann auch für die Ikonographie radirt. Nach seinen Compositionen ist ziemlich viel gestochen worden; zu den besten Arbeiten gehören die sogenannten vier Märkte, Schabkunstblätter von Rich. Earlom, der dieselben ausführte, als sich die Bilder noch in England in der Galerie Hougthon befanden, die jetzt in Rußland sind. Dann hat Conr. Lauwers Jagden gestochen, A. v. Bartsch eine Eberjagd (nach dem Original im Wiener Museum), J. Schmutzer, Adler auf der Jagd der Wölfe und Schlangen, ein brillant gestochenes Blatt, J. Zaal radirte eine große Eberjagd u. a. m. Der Meister starb in seiner Vaterstadt am 19. August 1657.

S. Houbraken. — Immerzeel. — Kramm. — Kataloge. Wessely.

Sobiech: Simon S., katholischer Geistlicher, geboren am 8. Octbr. 1749 zu Chroscitz, Regierungsbezirk Oppeln, † am 3. März 1832 zu Breslau. Er besuchte von 1759 an die Schule der Jesuiten zu Oppeln, von 1765 an die Universität Breslau. Jesuit zu werden, davon hielt ihn nach dem Nekrolog lediglich die Besorgniß ab, daß er das lateinische Drama, welches damals von den Aspiranten gefordert wurde, nicht zur Zufriedenheit fertigen würde. 1772 wurde er zum Priester geweiht und Caplan in Prowitzko, 1780 Spiritual und 1790 Rector des Alumnates zu Breslau, was er bis zu seinem Tode blieb. 1795 wurde er zum Generalvicariatsrathe, 1812 zum Oberconsistorialrathe, 1823 zum Doctor der Theologie honoris causa, 1830 zum Ehrendomherrn ernannt. S. ist der Verfasser des „Compendium theologiae moralis in usum confessariorum et examinandorum editum“, welches zuerst zu Breslau 1798, dann noch wiederholt gedruckt und früher vielfach zur Vorbereitung für geistliche Examina benutzt wurde.

Nekrolog in der Breslauer Zeitschr. f. Theol. 1832, 2, 125. — N. Nekr. 10, 149.

Reusch.

Sobius: Jakob S. (Sob), Humanist des 16. Jahrhunderts. Er war um das Jahr 1493 in Köln a. Rh. als Sohn einer dort einheimischen Familie geboren, empfing daselbst seine erste Bildung und wurde dann am 10. Juni 1508 bei der Kölner Universität immatriculirt. Er gehörte hier zur Bursa Corneliana, an der damals u. a. J. Gruther und J. Greselius als hochangesehene humanistische Lehrer wirkten. 1510 erlangte S. die Würde eines Baccalaureus, scheint aber bald darauf Köln verlassen und auswärtige Humanisten aufgesucht zu haben. Wahrscheinlich war er 1513 bei J. Aesticampius (Sommerfeld) in Kottbus, sicher zu Anfang des Jahres 1514 bei Mutianus Rufus (s. A. D. B. XXIII, 108) in Gotha, dem er über den Fortgang der Reuchlinischen Sache berichtete. Mutianus berichtet von ihm in einem Briefe an Urbanus vom 7. Januar 1514: „ipse (J. S.) pollebat elegantia quadam ingenii, etsi facie esset Hebraeus“. Während der Jahre 1514 und 1515 lehrte S. in Freiberg in Sachsen an der von Aesticampius daselbst begründeten und geleiteten Schule, im März 1516 wurde er in Köln unter dem Vorsitze seines Lehrers Greselius zum Magister promovirt. Kurz vorher hatte er seine Erstlingsschrift erscheinen lassen: „Vita beati Antonii monachi Aegyptii . . . in latinam linguam quam elegantissime traducta“, mit einer Vorrede: „Ex Diatriba nostra Corneliana“. In dieser dem Propst von St. Kunibert, Andreas von Venraidt, gewidmeten Schrift giebt er seiner Hinneigung zu Reuchlin und seiner Partei bereits offenen Ausdruck. Im Herbste 1516 wird er als eifriger Lehrer der Kölner Jugend „in arte humanitatis“ erwähnt, der u. a. auch die damals ergangenen günstigen Bescheide der römischen Curie in der Reuchlinischen Streitsache vor Freunden und Feinden im Dom zu Köln verlas. — Während der nächsten Jahre wendete er sich juristischen Studien zu; 1519 war er bereits Doctor der Rechte. In diesem Jahre war er mit dem Grafen Hermann von Neuenahr (Nuenar) in Frankfurt a. M. und erließ in Gemeinschaft mit demselben gelegentlich der Wahl Karl's V. eine offene Erklärung an diesen, „gewissermaßen ein Manifest des Humanismus und der damit verbundenen, durch Hutten angeregten deutschen Nationalpartei“. Die erste der beiden Reden, welche diese Erklärung bilden, ist vom Grafen Nuenar im Namen der studirenden Jugend Deutschlands verfaßt, die zweite ist eine von S. im Namen des deutschen Adels an Karl V. gerichtete Ermahnung. Während die erste, nach des Verfassers Art ziemlich dilettantisch ausgeführt, in dem Verlangen der Entfernung Hochstraten's gipfelt, behandelt S. seine Aufgabe gründ-

licher, und verlangt vornehmlich Karl's Schutz gegen die finanzielle Ausbeutung Deutschlands durch Rom und Italien. Kirchenreformatorische Gedanken finden sich in den Reden nicht. — Dieser in zahlreichen Drucken durch ganz Deutschland verbreiteten Schrift ließ S. im Jahre 1520 ohne Nennung seines Namens eine weitere, ganz in Hutten'schem Sinne gehaltene folgen, „die heftigste Schrift, die je ein Kölner gegen Rom geschrieben hat", unter dem Titel „Philalethis civis Utopienis dialogus de facultatibus Romanensium nuper publicatis: Henno rusticus." Es ist eine Schmähschrift gegen die das Geld aus Deutschland ziehenden Ablaßcommissare, besonders gegen den Legaten Johannes Angelus Arcimbold, den Bevollmächtigten für die Erzdiöcesen Köln und Trier. „Die Waffen, mit denen S. in dieser Schrift Rom bekämpft sind die der nationalen Indignation und des cynischen Spottes; sie sind „„fleischlich"" und nicht aus der Rüstkammer des Wortes Gottes und des heiligen Geistes" (Krafft). S. scheint damals nebst seinen Freunden Caesarius und Graf Nuenar der Führer des Kölnischen Humanismus gewesen zu sein; bald aber, namentlich nach Hutten's, der ihn noch 1520 aufgesucht hatte, Tode zog er sich mehr und mehr von dem öffentlichen Auftreten gegen Rom zurück. Die Bursa Corneliana, in der er erzogen war und der er später als Lehrer angehörte, ging 1523 ein; in demselben Jahre wurde S. in das ehrenvolle Amt eines städtischen Orators d. h. Gesandten gewählt und wandte sich nun wieder mehr philologischen Arbeiten zu: 1524 erschien seine lateinische Ausgabe des Josephus. Im Jahre 1525 wurde er vom Rathe mit einer Reform der Kölner Universität beauftragt, ein Beweis, welches Ansehen er sich erworben hatte; er vermochte jedoch nicht, dem Auftrage zu entsprechen und die entgegenstehenden Hemmnisse zu überwinden, zumal selbst die Studentenschaft in noch erhaltenen Drohbriefen sich gegen ihn wendete. Schwer erkrankt und zuletzt erblindet lebte S. das letzte Jahr seines Lebens in der mildthätigen Pflege seiner wohlwollenden Freunde; er starb in Köln Ende 1527 oder ganz im Anfange 1528. Daß Sobius' Andenken auch in Sachsen bewahrt geblieben ist — mehr als am Rheine —, beweist die Stelle in Moller's Freiberg. Theatr. chronic., welche Krafft S. 240 mittheilt. — Von seinen schriftstellerischen Arbeiten verdienen außer den oben angeführten noch eine Ausgabe des Livius und der Vita des Eremiten Paulus von Hieronymus genannt zu werden.

C. Krafft, Mittheilungen aus der Niederrheinischen Reformationsgeschichte, in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins VI (1869), 193 ff., besonders 228—240. Die bezügliche Quellenangabe bei Eckstein ist irreleitend. — Zedler's Universallexikon XXXVIII, Sp. 160.

R. Hoche.

Socher: Anton S., Jesuit, geboren am 5. September 1695, † zu Wien am 18. März 1771. Er wurde, nachdem er einige Zeit in anderer Weise im Orden thätig gewesen war, zum Historiographen der österreichischen Provinz ernannt. Von seiner „Historia provinciae Austriae S. J." ist nur der erste Band (1740) erschienen, der bis 1590 geht. Außerdem sind von S. nur einige lateinische Reden, u. a. eine Leichenrede auf Karl VI. (1740), gedruckt.

de Backer.

Reusch.

Socher: Joseph S., katholischer Geistlicher, geboren am 12. Juni 1755 zu Peutingen in Oberbayern, † am 17. Jan. 1834 zu Kelheim. Er machte seine Studien zu München, wurde 1777 Repetitor der Theologie daselbst, 1778 Professor der Moral und Pastoral am Lyceum in Landsberg, 1783 Archivar des Malteserordens, 1785 Pfarrer zu Oberhaching bei München. 1799 wurde er zum Professor der „theoretischen Philosophie und der Geschichte der philo-

sophischen Systeme" in Ingolstadt und gleichzeitig zum Pfarrer in Kelheim ernannt; er begann aber seine Lehrthätigkeit erst im Juni 1800 nach der Verlegung der Universität nach Landshut. 1803 wurde er zum Rector gewählt. 1805 gab er die Professur auf und bezog seine Pfarrei, die er bis dahin durch einen Vicar hatte verwalten lassen. Er war auswärtiges Mitglied der Münchener Akademie. 1819—31 war er auch Mitglied des bairischen Landtages, an dessen Verhandlungen er sich lebhaft betheiligte. Einige praktisch-theologische Schriften von ihm haben mehrere Auflagen erlebt: „Grundlinien des christlichen Religionsunterrichts", 1802, 3. Aufl. 1816; „Christenlehrbuch für katholische Seelsorger, Katecheten und Lehrer", 4 Bde. 1795, 2. Aufl. 1804 (ein Auszug daraus ist das „Lehrbuch der christlichen Religion" von Fr. X. Mayer, 3 Theile, 2. Aufl. 1810); „Biblische Geschichte der Offenbarungen Gottes im Alten und Neuen Testament", 1806; 3. Aufl. 1815. Mit seiner Thätigkeit als Lehrer der Philosophie hangen zusammen: „Grundriß der Geschichte der philosophischen Systeme von den Griechen bis auf Kant", 1801; „Ueber Platons Schriften", 1820. Eine Anzahl von Broschüren von S. behandeln Tagesfragen: „Leben und Thaten des berüchtigten und landverderblichen Herkommens, auch Observantius genannt", 1798; „Die Landstände in Baiern, was waren sie, was sind sie, was sollten sie sein?" 1800; „Materialien über den Kleinschrod'schen Entwurf des peinlichen Gesetzbuches", 1802 (s. A. D. B. XVI, 109); „Ueber die Verwendung einiger Klostergüter zu Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten", 1802 (dagegen schrieb der Benedictinerabt Beda Aschenbrenner von Oberaltaich anonym „Pflichtmäßige Zurechtweisung des Verfassers der Pièce: Ueber die . . .," 1802); „Ueber Vertheilung der Pfarreien und Besoldung der Geistlichkeit in Baiern", 1803. Auch die Schrift „Ueber die Ehescheidung in katholischen Staaten", 1810, ist durch die damals ausgesprochene Absicht der bairischen Regierung, in der Gesetzgebung die Auflöslichkeit der Ehe anzuerkennen, veranlaßt. S. erklärt dieses für zulässig; gegen ihn erschienen 1810 „Bemerkungen über Socher's Abhandlung von der Ehescheidung". S. schrieb auch viel für Zeitschriften.

N. Nekrolog XII (1834), 1128. — Felder, Lexicon, II, 351. — Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität II, 523.

Reusch.

Soden: Freiherr Franz v. S., Oberstlieutenant und Nürnberger Historiker, geboren in Kitzingen am 12. August 1790, † in Nürnberg am 17. October 1869. In den Jahren 1804 bis 1808 besuchte er die Gymnasien zu Nürnberg, Ansbach und Würzburg und trat, nach halbjährigem Studium der Medicin an der Universität zu Altdorf, 1811 in fürstl. Sondershausen'sche Militärdienste. 1812 bis 1815 machte er die Feldzüge nach Rußland, in die Niederlande und nach Frankreich mit. Ende 1815 wurde er zum Hauptmann ernannt. Nachdem er 1825 in einem Duell, in das er durch Intriguen und in gewaltthätiger und schmählicher Weise gezogen worden war, den rechten Arm verloren hatte, siedelte er nach Nürnberg über, wo er 1828 die Tochter des Assessors am Stadtgericht, Joh. Christ. Wilh. v. Scheurl auf Vorra, Karoline Jakobine v. Scheurl heirathete. 1835 erhielt er den Charakter als Major, 1863 als Oberstlieutenant. Seit seinem Aufenthalt in Nürnberg beschäftigte er sich mit Ausdauer und Erfolg mit der Geschichte dieser Stadt. Außer den kleineren Monographien: „Historisch-topographische Beschreibung der uralten Kapelle zu Altenfurth bei Nürnberg" (1834), „Christoph Scheurl II. und sein Wohnhaus zu Nürnberg" (1837), „Geschichte des ehemaligen Weilers Affalterbach" (1841), „Der Sturm auf Velden" (1844), „Die Kriegszüge der Nürnberger nach Lichtenberg und Ungarn" (1857), „Kaiser Karl V. in Nürnberg" (1858), „Kaiser Maximilian in Nürnberg" (1866), veröffentlichte er 1855 vornehmlich auf

Grund von bis dahin noch nicht erschlossenen Quellen im Scheurl'schen Familienarchiv und königl. Kreisarchiv Nürnberg seine „Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit besonderem Hinblick auf Christoph Scheurl II." und 1867 in Verbindung mit dem Lehrer und Prediger am Kadettenhause in Potsdam, J. K. F. Knaake, das für die Geschichte der Reformation so wichtige Briefbuch Christoph Scheurl's aus der Zeit von 1505 bis 1540. Zu dem letzteren Werke lieferte er das gesammte Correspondenzmaterial. Ferner schrieb er eine „Kriegs- und Sittengeschichte Nürnbergs vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Breitenfeld 1631" in 3 Bänden (1860 bis 1862), an die sich ein weiteres dreibändiges Werk, „Gustav Adolph und sein Heer in Süddeutschland", anschloß (1865—1869). Beide Werke enthalten eine Fülle culturgeschichtlichen Materials.

Man hat an den größeren Werken Soden's einerseits die unzureichende Verarbeitung des massenhaften Stoffes und die Formlosigkeit, andererseits aber wieder gerügt, daß er die ihm zu Gebote stehenden Quellen nicht erschöpft habe, beides Vorwürfe, die in solch allgemeiner Fassung durchaus unberechtigt sind. Das Eine wollte er nicht, und das Andere stand bei der ungeheuren Masse des Stoffes, der hier vorliegt, nicht in seiner Gewalt. Auf Grund der dreißigjährigen Kriegsacten, der Rathsprotokolle und Stadtrechnungen, die damals erst in geringem Maße für die reichsstädtische Geschichte nutzbar gemacht waren, hat er ein reiches geschichtliches und insbesondere culturgeschichtliches Material gehoben, das dem Erforscher jener Zeit nicht selten gute Dienste leistet, wenn es ihn auch bei tieferem Eindringen nicht stets der Mühe enthebt, den Spuren der Ereignisse in den Quellen selbst näher nachzugehen. Was aber die behauptete Formlosigkeit anlangt, so wollen diese Werke nicht anders denn als Materialiensammlungen zur Geschichte jener Zeit angesehen werden.

Leben und Schicksale des fürstlich Schwarzburgischen Kammerherrn und Oberstlieutenants Freiherrn Franz v. Soden. Von ihm selbst geschrieben und als Manuskript gedruckt.

Mummenhoff.

Soden: Julius Graf v. S. wurde am 4. December 1754 zu Ansbach als der Sohn des markgräflich brandenburgisch-ansbachischen Oberstwachtmeisters und Kammerherrn Heinrich Gabriel v. S. und der Charlotte geb. v. Rauber geboren. Sein Vater entstammte einer alten, ursprünglich in Hannover ansässigen Patricierfamilie, war nach Franken übersiedelt und hier in Militärdienste getreten. Einer seiner Vorfahren, Johann Herrmann v. S. (1623—1702), war Professor der Rechte und Prorector an der Universität Erfurt gewesen. S. verlor seinen Vater schon 1761, und seine Erziehung, sowie die seiner vier Geschwister fiel seiner Mutter zu, welche S. selbst in späteren Jahren als das Ideal weiblicher Tugend schildert. Dieselbe hat auch, obwohl sie schon 1766 starb, nach seinem eigenen Zeugnisse entscheidenden Einfluß auf seine spätere Geistesrichtung genommen. Schon 1771 begann S. seine juristischen Studien auf der Universität Erlangen, die er später in Jena und Altdorf fortsetzte. Nach Vollendung seiner Studien wurde er 1774 vom Markgrafen Alexander von Brandenburg-Ansbach zum Assessor beim Justizcollegium ernannt. In rascher Reihenfolge durchlief er die unteren Stufen der Beamtenhierarchie und wurde 1781 zum zweiten brandenburgischen Kreisgesandten beim fränkischen Kreise und 1787 zum alleinigen Gesandten und Geheimen Rath ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis zur Abtretung von Ansbach und Bayreuth an Preußen (am 16. Januar 1792), nach welcher er in königlich preußische Dienste übertrat und zwar als Kreis-Directorial-Gesandter und preußischer Minister an den Höfen und bei den Ständen des fränkischen Kreises. Schon vorher (1790) war S. in

den Reichsgrafenstand erhoben und vom Coadjutor und Statthalter Freiherrn v. Dalberg zum Mitgliede der kurfürstlich Mainzischen Akademie der nützlichen Wissenschaften ernannt worden. Diese letztere Ernennung hängt mit seiner Mitwirkung bei dem Entwurfe des peinlichen Gesetzbuches für Thüringen zusammen. 1793 wurde ihm von dem „dirigirenden Minister“ für die beiden Fürstenthümer, Freiherrn v. Hardenberg, die Regelung der Jagdverhältnisse übertragen, welche unter dem letzten Markgrafen geradezu gemeinschädlich geworden waren, eine Aufgabe, deren er sich mit Glück entledigte. Seines Bleibens in preußischen Staatsdiensten war aber nicht, und er schied aus denselben schon 1796, da seine Ansichten über die deutsche Politik Preußens nicht mit denen der Regierung übereinstimmten.

Obgleich S. schon als Beamter vielfach litterarisch thätig gewesen war, so bereits seine Schrift über den „Geist der peinlichen Gesetzgebung“ und eine ganze Reihe von Dramen, Schau- und Lustspielen veröffentlicht hatte, so beginnt doch seine eigentliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst erst mit dem Austritte aus dem Staatsdienst. Er zog sich zunächst auf sein Gut Saßanfarth bei Bamberg zurück und errichtete 1802 das noch jetzt bestehende Theater in Bamberg, 1804 jenes in Würzburg, deren Direction er auch durch einige Jahre selbst führte. Er entsagte jedoch bald dieser unmittelbaren Betheiligung am Theater, übersiedelte 1811 nach Erlangen, 1813 nach Nürnberg und widmete sich hauptsächlich nationalökonomischen Studien, zu welchen er die erste Anregung vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden empfangen hatte. Seine Thätigkeit auf dem Gebiete der schönen Literatur tritt bis zu seinen letzten Lebensjahren mehr zurück, und es vergeht nun kaum ein Jahr, in welchem nicht ein Werk nationalökonomischen Inhaltes von ihm erschiene. Daneben betheiligt er sich auch als Mitarbeiter an zahlreichen wissenschaftlichen Zeitschriften. Hand in Hand mit seinen theoretischen Arbeiten gehen seine praktischen Bestrebungen. So betrieb er mit Erfolg die Errichtung einer polytechnischen Schule und einer Sparcasse in Nürnberg, während seine Idee, einen Creditverein zur Unterstützung des baierischen Adels zu begründen, nicht zur Ausführung gelangte. In seinem wissenschaftlichen wie in seinem praktischen Wirken fand S. vielfache Anerkennung. Nachdem ihm die Universität Erlangen schon 1811 die Doctorwürde verliehen hatte, wurde er 1813 in die Erlanger ökonomisch-cameralistische Societät aufgenommen und 1824 zum Ehrenmitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften in München gewählt. Im J. 1825 übertrugen ihm die adligen Gutsbesitzer des oberen Mainkreises ein Mandat für die zweite Kammer des baierischen Landtages, welches er jedoch schon nach zwei Jahren wegen zunehmender Kränklichkeit niederlegte. In den letzten Jahren seines Lebens, bis zu seinem am 13. Juli 1831 erfolgten Tode widmete S. sich wieder hauptsächlich dramatischen Arbeiten, welche jedoch nicht mehr gedruckt wurden. S. war zweimal vermählt, zuerst mit Beate Freiin v. Pfeil, dann in zweiter Ehe mit Julie Freiin v. Schilling. Der zweiten Ehe entstammte ein Sohn Karl Julius, durch welchen das Geschlecht der Soden fortgepflanzt wurde.

Das Verzeichniß der gesammten Schriften Soden's umfaßt ungefähr achtzig Bände und enthält sowohl zahlreiche dramatische Arbeiten und Romane, als auch wissenschaftliche Publicationen auf dem Gebiete der Nationalökonomie, der Jurisprudenz, Philosophie und Geschichte. Von seinen Dramen haben sich einige durch längere Zeit im Repertoire der deutschen Bühnen erhalten, eines derselben, „Ines de Castro“, wurde sogar ins Italienische übersetzt, eine dauernde Bedeutung haben dieselben jedoch nicht erlangt. Von seinen juristischen Schriften hat der „Geist der peinlichen Gesetzgebung“ zwei Auflagen (1782 und 1792) erlebt. Dieses Werk gehört der „aufgeklärten“ Richtung jener Zeit an und überragt

viele ähnliche Schriften bedeutend. Dabei kann aber S. sich mit den modernen freiheitlichen Institutionen doch nicht so recht befreunden. Nicht nur, daß er den Inquisitionsproceß dem Anklageproceß vorzieht, will er — im Jahre 1792 — die Tortur nicht gänzlich abgeschafft sehen, sondern unter gewissen Bedingungen beibehalten, so gegen geständige oder überwiesene Verbrecher hinsichtlich ihrer Mitschuldigen, wenn die Strafe des erwiesenen Verbrechens einen höheren Grad von Leid in sich faßt, als die Folter enthält (II, 279).

Seinen Ruf hat aber S. begründet durch seine nationalökonomischen Schriften und insbesondere durch sein neunbändiges Werk: „Die Nationalökonomie, ein philosophischer Versuch über die Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung“, 1805—1824 (von den ersten vier Bänden erschien 1815 in Wien ein Nachdruck). Diese neun Bände enthalten jedoch kein einheitliches System, vielmehr ist der vierte Band, der auch den Titel „Lehrbuch der Nationalökonomie zum Gebrauche öffentlicher Vorlesungen“ führt, nichts anderes als eine Zusammenfassung des Inhaltes der drei ersten Bände, während wieder der 5. und 6. Band (Staats-Finanz-Wirthschaft und Staats-National-Wirthschaft) zum großen Theile eine weitere Ausführung des 3. und eines Theiles des 2. Bandes enthält. Der 7.—9. Band (Staats-Polizei, Staats-Nationalbildung und Staats-Administration nach den Grundsätzen der Nationalökonomie) gehören nach ihrem Inhalte eigentlich nicht mehr der Nationalökonomie an. Ueberhaupt stehen der 5.—9. Band den vier ersten Bänden in gewissem Sinne selbständig gegenüber und repräsentiren — obgleich der 5. Band schon 1811 erschienen ist — eigentlich die Ausführung der 1812 erschienenen Skizze „Die Staatshaushaltung“, mit welchem Namen S. die gesammte Verwaltung bezeichnet.

Trotzdem zieht sich durch alle neun Bände ein Grundgedanke als verbindendes Element; es ist der, daß die Nationalökonomie die höchste und die Grundwissenschaft aller Staatskunde sei, und daß ihre Gesetze maßgebend sein sollen für Staatshaushaltung und Staatswissenschaft. Die „Nationalökonomie“ — für welchen Ausdruck S. die Priorität in Anspruch nimmt, obgleich Jakob ihn mindestens gleichzeitig gebraucht hat — ist nach S. eine selbständige „Szienz“, die wohl von Polizei, Staatswirthschaftskunde und Staatswissenschaft zu sondern sei, ein Princip, dem er freilich nicht immer treu geblieben ist. Als Zweck der Nationalökonomie erscheint die Vollkommenheit des physischen Genusses nach ethischen Grundsätzen. Das Ziel der Wissenschaft ist demnach die Auffindung jener Gesetze, nach welchen dieser Zweck erreicht werden kann.

Als Gegenstände der Nationalökonomie bezeichnet S. die Productivkraft und den Stoff, welch letzterer entweder Urstoff oder Productstoff sein kann. Der gesammte vorhandene Stoff bildet das Nationalvermögen, und jener Theil des Nationalvermögens, welcher das augenblickliche Bedürfniß übersteigt, das Capital. S. erkennt den Gegensatz zwischen Stoff (Capital) und Productivkraft (Arbeit) und verlangt deshalb Berücksichtigung des Lohnarbeiters durch den Staat, da ihm sonst der Capitalist Arbeit zu unökonomistischem Preise aufzwingt. Es sollen aber nicht etwa Taxgesetze erlassen, sondern für Vermehrung des Stoffes und verhältnißmäßige Vertheilung desselben gesorgt werden.

In der Production unterscheidet er die drei Kategorieen der Urproduction, der industriellen und der commerciellen Production, von welcher ihm die erstere und insbesondere der Ackerbau als die wichtigste erscheint. In dem Hervorheben des Ackerbaues zeigen sich vielfach Anklänge an die Physiokraten, wenngleich S. die Productivität von Industrie und Handel, ja auch der geistigen Arbeit anerkennt und vertheidigt. Zur Blüthe des Ackerbaues sei möglichst gleichmäßige Vertheilung von Grund und Boden erforderlich, die am besten erreicht werde

durch Freiheit des Verkehrs mit Grund und Boden und mit den Rohproducten. In theilweisem Widerspruch damit steht es, wenn S. sich an anderer Stelle (VI. Bd.) für die Aufrechterhaltung der Fideicommisse, für die Festsetzung eines Maximums des zuläſſigen Grundbesitzes und gegen die zu weit gehende Zerstückelung, namentlich aber gegen den Kornwucher ausspricht. — Zur Ausgleichung der Getreidepreise und zur Vermeidung der Hungersnöthe will S. ein „idealisches Getreidemagazin" errichtet wissen. Es soll nämlich jeder Grundbesitzer verpflichtet werden, einen aliquoten Theil seiner Ernte aufzubewahren und diesen in schlechten Jahren der Regierung auf Verlangen gegen Bezahlung zur Verfügung zu stellen. Dabei soll der Grundbesitzer aber nicht zur thatsächlichen Aufbewahrung gezwungen, sondern nur verpflichtet sein, jenes Quantum beizustellen. S. hat diese Idee wiederholt und geradezu leidenschaftlich verfochten; klarer und praktischer ist sie aber nicht dabei geworden.

Hinsichtlich der industriellen und commerciellen Production tritt S. als entschiedener Gegner der mercantilistischen Richtung auf, deren Theorie von der Handelsbilanz er wiederholt ausführlich bekämpft. Indem er den weltbürgerlichen, kosmopolitischen Charakter der Nationalökonomie betont, erklärt er sich gegen alle Ausfuhr- und Einfuhrverbote, sowie gegen hohe Zölle, gelangt aber doch nicht zur Forderung vollkommener Handelsfreiheit. Ebenso wenig consequent ist seine Haltung in der Frage der Zünfte. Während er eigentlich der Ansicht ist, daß durch die Freiheit die vollkommenste Entfaltung der industriellen Kräfte herbeigeführt werden könnte, befürchtet er doch andererseits, daß durch die gänzliche Gewerbefreiheit dem Ackerbau zu viel Kräfte entzogen werden könnten, und entscheidet sich daher für Beibehaltung der Zünfte, unter gleichzeitiger Reform derselben.

In der Finanzwirthschaft eifert S. gegen die dermaligen mannigfaltigen Steuersysteme und verlangt eine durchgreifende Reform. Er unterscheidet zwischen persönlichen, in Arbeitsleistungen bestehenden und zwischen Realauflagen. Die ersteren — in gewissem Sinne Staatsfrohnen — empfiehlt er dringend, weil sie angeblich ganz gleichmäßig belasten. Ziel der Realauflagen sei die „Centralisation des Nationalvermögens" zum Zwecke der Verwandlung desselben in Staatsvermögen. Gegenstand dieser Centralisation ist also die Productivkraft und der Productivstoff, die aber nur im fertigen Producte erfaßt werden können. Deshalb verlangt S. eine einzige Productsteuer, von der aber alle unentbehrlichen Güter auszunehmen sind, so daß sie sich eigentlich zur bloßen Luxussteuer gestalten müßte. Sehr unklar ist dabei das Verhältniß zwischen der Höhe der Auflagen und dem Staatsbedarfe behandelt. Hinsichtlich der Einhebung der Staatsauflage unterscheidet S. zwischen „Selbstverwaltung" und Verpachtung, welch letzterer er entschieden den Vorzug giebt (IV. Bd.). In seinen späteren Schriften empfiehlt er statt der Verpachtung an Unternehmer die „Verpachtung an die Nation", wobei jedoch nicht klar wird, was er eigentlich darunter meint. Der Staatscredit soll nach S. nur ausnahmsweise und nur insoweit in Anspruch genommen werden, als nicht mit Auflagen das Auskommen gefunden werden kann. Gegen die Einnahmen aus Staatsdomänen spricht er sich nicht unbedingt aus, wohl aber gegen Monopole und Regalien. Zu den ersteren zählt er sonderbarer Weise auch das Stempelpapier, während er wiederholt Gelegenheit nimmt, von dem „unermeßlichen Nachtheile des Postregals" zu sprechen. — Daneben verlangt S. für die Staatsfinanzen eine weitgehende Ausgabe von Papiergeld oder — wie er sich ausdrückt — „Papiermünze" durch die „Mobilisirung des Grundeigenthums". Es sollen nämlich verzinsliche Banknoten im vollen Werthe aller vorhandenen Grundstücke ausgegeben und den Grundbesitzern zur Verfügung gestellt werden. Ueberhaupt gehört Soden's Theorie der Um=

laufsmittel zu den schwächsten Seiten seines Systems. Er unterscheidet allerdings zwischen dem Vermögensmesser, welchen er Geld, und dem „Ausgleichsvehikel", welches er Münze nennt, ohne aber zu klaren Begriffen gelangen zu können.

Die kleineren Schriften Soden's behandeln zumeist Tagesfragen und enthalten vielfach praktische Vorschläge, die — wenn auch nicht ausführbar — doch immer von den besten Absichten für das Wohl des Staates geleitet sind. Dabei enthalten manche dieser Schriften sehr ausgedehnte Citate, was theilweise die Massenhaftigkeit seiner schriftstellerischen Production erklärt. S. ist wiederholt mit Adam Smith verglichen worden; wohl kaum mit Recht, denn die wahren Verdienste Soden's sind von denen Smith's vollkommen verschieden. Soden's Verdienst besteht darin, daß er zur Verbreitung einer in Deutschland noch fast fremden Wissenschaft wesentlich beigetragen hat, und daß er durch seine breite, wenig präcise aber leicht faßliche Schreibweise Kreise mit den Errungenschaften der französischen und englischen Litteratur bekannt gemacht hat, die ohne ihn wohl kaum etwas von der Nationalökonomie erfahren hätten. Eine positive Förderung hat die Wissenschaft ihm aber nicht zu verdanken. Dazu fehlte ihm die nöthige Gedankenschärfe und vor allem die nöthige Consequenz. Er steht durchweg, wenn er dies auch bestreitet, auf dem Boden der physiokratisch-Smith'schen Richtung. Die freiheitlichen Ideale dieser Richtung konnten ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlen, allein, so oft er die letzten Consequenzen aus diesen Freiheitsideen ziehen will, bricht wieder der deutsche, regierungsbedürftige Unterthan, der Beamte und stellenweise auch der Junker hervor, und wenn man glaubt, daß die Forderung nach unbedingter Freiheit kommen müsse, taucht überraschender Weise immer etwas mehr oder weniger Polizeistaat auf. Soden's System krankt eben an dem Mangel einer einheitlichen, consequent festgehaltenen Idee, denn die Idee, daß die Gesetze der Nationalökonomie alle anderen Zweige der Staatswissenschaft beherrschen sollen, ist an sich in keiner Weise fruchtbar. Dazu kommen aber noch andere Eigenschaften Soden's, welche den Werth seiner Schriften mehr, als dies sonst der Fall wäre, vermindern: Vor allem eine dilettantische Oberflächlichkeit, welche so weit geht, daß er die Behauptung aufstellt, die Physiokraten setzen einen hermetisch geschlossenen Staat voraus, während er an anderer Stelle wörtlich sagt: „Weiter haben Smith und andere behauptet, die Arbeiten der industriellen Production seien dem Nationalreichthum nicht vortheilhaft, indem sie das Nationalvermögen nicht vermehren" (IV, 222). In Consequenz dieser Behauptung nimmt er dann für sich das Verdienst in Anspruch, zuerst die Productivität der Industrie und des Handels nachgewiesen zu haben! Eine Folge dieser Oberflächlichkeit sind auch die zahlreichen Widersprüche sowie der Mangel einer streng systematischen Gedankenordnung, welche ihn veranlaßt, die verschiedenartigsten Dinge durcheinander zu werfen. So finden wir beispielsweise in einer Abhandlung über den Staatscredit umfangreiche Auseinandersetzungen über die — Einquartirungslast und über den Vortheil der Schifffahrtscanäle. Der Mangel an echter Wissenschaftlichkeit soll verdeckt werden durch eine unglückselige Sucht nach eigenthümlicher, unverständlicher Terminologie und nach Schematisirung. Die letztere führt zu fast komischen Consequenzen, so z. B. zu „einer zweiten Unterunterabtheilung der Unterabtheilung der ersten Hauptabtheilung" (VII, 41).

Es wäre unrecht, diese Schwächen Soden's verschweigen zu wollen, und sein Andenken wird besser geehrt, wenn man sie aufdeckt, als mit bloßen Lobeshymnen; denn der guten und vortrefflichen Eigenschaften, welche trotz alledem in Soden's Schriften zur Geltung gelangen, sind genug, um jene Flecken zu verdecken: Immer und überall hat er nur das Interesse der Gesammtheit im

Auge und ist weit davon entfernt, irgend welches Sonderinteresse zu vertreten, wie dies ja namentlich bei englischen Schriftstellern nur zu oft vorkam. Deshalb mußte ihm auch der Contrast zwischen Capital und Arbeit in die Augen fallen, und er ist einer der ersten, welcher für die Interessen des capitallosen Arbeiters gegen die damals beliebte, rücksichtslose Vertretung des money-interest eingetreten ist. Dabei zeigen seine Schriften reiche Kenntnisse auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, wie ja seine schriftstellerische Thätigkeit auf so verschiedenartigen Gebieten fast berechtigt, ihn den alten Polyhistoren anzureihen. Das alles sind Eigenschaften, welche seinen Schriften Verbreitung und Anerkennung gesichert hätten, auch wenn sie nicht von einer Grafenkrone beschattet gewesen wären, und welche ihn selbst mit vollem Rechte den besten seiner Zeit und noch mehr seiner Standesgenossen zuzählen lassen.

Nachstehend ein Verzeichniß der wichtigsten wissenschaftlichen Schriften Soden's in chronologischer Ordnung: „Entwurf zu einem neuen peinlichen Gesetzbuch für die teutsche Nazion", 1782; 2. Auflage unter dem Titel „Geist der peinlichen Gesetzgebung", 2 Bde., 1792; „Deutschland's Annalen", 1. Band, 1785; „Cameralistik für den Landadel", 1784; „Deutschland muß einen Kaiser haben", 1788; „Propositionen bei einem allgemeinen reichswissenschaftlichen Convent, Träume eines Patrioten", 1788; „Gedächtnißrede auf Josef II.", 1790; „Germaniens Schutzgeist an Leopold II.", 1790; „Gedanken, die Forderungen der Stände des fränkischen Kreises an die Krone Frankreich betreffend", 1792; „Ueber Nürnberg's Finanzen", 1793; „Psyche, über Dasein, Unsterblichkeit und Wiedersehen", 1794; „Alethia. Ideen", 1796; „Die Spanier in Peru und Mexico", Berlin 1794—96; „Die Franzosen in Franken im Jahre 1796", 1797; „Das agrarische Gesetz", 1797; „Die Mythologie der Christusreligion", 1800; „Die Nationalökonomie", I—V, Leipzig 1805—11, VI—IX, Aarau 1816—24; I—IV auch Wien 1815; „Die Staatshaushaltung", 1812; Zwei nationalökonomische Ausführungen: a. „Das idealische Getreidemagazin"; b. „Die Nationalhypothekenbank", 1813; „Die Theuerung vom Jahre 1816", 1817; „Ueber die Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern", 1819; „Entwurf zu einer Sparcasse", 1820; „Plan zur Errichtung einer polytechnischen Schule", 1820; „Der baierische Landtag vom Jahre 1819", 1821; „Der Maximilians-Canal", 1822; „Entwurf eines allgemeinen Creditvereines für die größeren Gutsbesitzer im Königreich Bayern", 1823; „Ideen über die Mittel, das Sinken des Preises der landwirthschaftlichen Erzeugnisse zu hemmen", 1825; „Merkwürdige Criminal- und Civilrechtsfälle", 1825; „Ueber annonarische Gesetzgebung", 1827; „Die Todesstrafe", 1831. — Außerdem finden sich zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften zerstreut. Sehr umfangreich sind überdies Soden's Leistungen auf dem Gebiete der schönen Litteratur; dieselben umfassen nicht bloß eine große Anzahl theils selbstständig, theils in Sammlungen erschienener Theaterstücke, sondern auch einige Romane, sowie mehrere Uebersetzungen aus dem Spanischen des Cervantes und Lope de Vega. Auch hat S. mehrere belletristische Zeitschriften herausgegeben, die aber nicht von langem Bestande waren.

Die biographischen Daten sind der gütigen Mittheilung des Grafen Karl v. Soden, eines Enkels des hier Besprochenen zu danken.

G. Groß.

Soest: Albert van Soest, vaen Soestte, „Bildersnider", ist der ausgezeichnete Meister der Holzschnitzarbeiten der Rathsstube im Rathhause von Lüneburg. Sein Meisterzeichen ist ein Monogramm aus A, V und S, daher „van Soest" wohl Eigenname ist; an den Karyatiden des genannten Saales nennt er sich Albertus Suzatianus, was früher als Bezeichnung seines Geburts-

ortes angesehen ist. Nur daraus schloß man, er möge ein Schüler oder gar — was nicht möglich ist — ein Sohn des Soester Meisters Heinrich Aldegrever sein. Die Schnitzarbeiten aus schwerstem Eichenholze sind vielleicht die kunstvollsten Leistungen ihrer Art, namentlich die völlig durchbrochenen Säulen an der östlichen Eingangsthür. Die übrigen sind in Basrelief, aber auch in runden Statuetten: Moses, Aaron, Josua, Mucius Scävola, St. Georg, Marcus Curtius. Die Reliefs befinden sich an den Schranken des Rathssitzes, aber besonders an den Wandtäfelungen in großartigem Maßstabe, das jüngste Gericht namentlich von einem unglaublichen Figurenreichthum; Scipio's Enthaltsamkeit, Regulus' Treue, Manlius Torquatus' Hinrichtung seines Sohnes vermöge eines Vorbildes der Guillotine. Albert hat 1568—1583 an diesen großen Bildwerken gearbeitet, für Rechnung der Lüneburger Kämmerei aber erst seit 1572. Sie zahlte ihm in diesen Jahren „up reckenunge des Snittwerkes“ 308 M. (lüb.) und 24 „dicke daller“ bar, gewiß hat er aber noch andere Leistungen empfangen. Seine Arbeiten zeigen den ausgebildeten Renaissancestil, und sein Monogramm weist ihm auch das im gleichen Stil gearbeitete schöne Sandsteindenkmal des Kriegshauptmanns Fabian Lüdich und seiner Gattin Gertrud Wilde in der St. Johanniskirche zu Lüneburg zu, und ebenso das Epitaph des Canonicus Jakob Schomaker, Propstes zu St. Johann in Lüneburg, † 1563 (A. D. B. XXXII, 233), im Dome zu Bardowieck, das 1579 vollendet wurde. Sein Monogramm hat auch in der großherzoglichen Gemäldegallerie zu Schwerin zwei Kunstwerke von ihm erkennen lassen: ein Bildniß Luther's in bemaltem Holzrelief mit der Unterschrift viva imago Doctoris Martini Lutheri und ein etwas kleineres, sonst gleich gearbeitetes Bild Melanchthon's.

Mithoff, Kunstdenkmäler d. Alterth. IV, 21 ff. — Mithoff, Mittelalt. Künstler und Werkmeister 3. (2.) Aufl., S. 7 f. — W. Volger, Führer durch Lüneburg (1875) S. 18 f. — Schlie, Großherzogl. Gem.-Samml. — Die Schnitzarbeiten des Lüneb. Rathhauses hat Raphael Peters (damals in Lüneburg, jetzt in Rostock) 1883 in 20 Blättern vorzüglich aufgenommen.

Krause.

Soest: Daniel v. S., Dichter und Theolog. Im J. 1539 erschien ohne Angabe des Druckers und Ortes (wahrscheinlich in Köln): Ein gemeine bicht oder bekennung der predicanten to Soest, bewiset wu und dorch wat maneren se dar to stede dat wort gods hebben ingevort, up dat aller korteste dorch Daniel van Soest beschreven im jar MCCCCCXXXIIII. Vereinigt mit diesem war ein zweites gereimtes Werk, das „Dialogon“, in dem sich Daniel und Philochristus über die Soester Verhältnisse unterhalten. Beide Dichtungen wurden bald nach ihrem Erscheinen in irgend einer westfälischen Stadt unter Weglassung der den Liedern beigefügten Melodien nachgedruckt. Das ist das einzige Mal, daß der Name Daniel v. S. in der Oeffentlichkeit auftaucht. Handschriftlich befinden sich indeß in der Soester Stadtbibliothek außerdem zwei prosaische Schriften von ihm, das „Apologeticon“, in welchem er sich seiner litterarischen Thätigkeit wegen vertheidigt, und der „Ketterspegel“, der theologisch-moralische Erörterungen über Ketzer und Ketzerei enthält.

Im Eingange des „Apologeticon“ nennt er als weiteres Werk von ihm das „Pareneticon“ (wol identisch mit der im Dialogon erwähnten Parenesis) dat is ein underrichtinge over Omekens ordinancie . . . und noch summige andere gesenge und gedichte mer.“ Aber weder diese noch das Pareneticon sind erhalten, wenigstens sind bis jetzt keine Exemplare davon bekannt geworden. Die erhaltenen Schriften sind mit Ausnahme des Ketterspegels gedruckt in — Daniel v. S. Ein westfälischer Satiriker des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben und erläutert von Franz Jostes. Paderborn 1888.

Die litterarische Thätigkeit des Daniel fällt in die Jahre 1534—1539, also in die Periode der stärksten kirchlich-socialen Gährung in Soest. Weder vorher noch nachher läßt sich eine Spur von ihm finden. Daß der Name Daniel v. S. ein angenommener war, geht, abgesehen von allem andern, aus seinem eigenen Geständnisse hervor. Weiterhin verräth er indirect, daß er ein Soester und ein gelehrter Geistlicher war, der aber (wenigstens zur Zeit des Druckes 1539) nicht mehr in Soest lebte. Obwol wir nun aber alle einigermaßen bedeutendere Geistlichen Soests kennen, will es doch nicht gelingen, ihn mit einem von diesen mit Sicherheit zu identificiren. Es ist das auch den Soestern seiner Zeit nicht einmal gelungen, wie wir aus den zu jenem Zwecke mit der Stadt Köln gewechselten Briefen sehen können. (Vgl. Jostes S. 55 ff.)

Ich habe seiner Zeit die Hypothese aufgestellt, Daniel sei mit dem Kölner Scholasticus und späteren Kardinal Johannes Gropper identisch, wobei ich mich vor allem auf den Brief des Kölner Raths vom 3. Mai 1540 stützte, in welchen „van unserm burger Daniell van Soist schroider“ geredet wird. Nachdem aber Krause-Rostock im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1888 S. 15, die, wie ich meine, zweifellos richtige Erklärung jener Stelle dahin gegeben hat, daß sich der Kölner Rath damit höhnend hinter einem in Köln ansässigen, wirklich Daniel von Soest heißenden ehrsamen Schneider versteckt habe, ist die Hypothese noch zweifelhafter geworden, als sie von Anfang an schon war. Man kann aus dem Briefe nur schließen, daß der Kölner Rath den Dichter kannte, ihn aber nicht verrathen wollte und zwar wahrscheinlich nicht auf Fürsprache eines Gliedes der in Köln wohnenden Familie des ehemaligen Soester Bürgermeisters Gropper, in der man sicher von dem ganzen Sachverhalt die genaueste Kenntniß gehabt hat. Meine Hypothese ist auch von Anfang an nicht ohne Widerspruch geblieben, die ihr entgegengesetzten sind indeß nicht weniger willkürlich. Beachtung verdient nur die von Strauch (Zeitschrift für deutsches Alterthum XXXIII, S. 308 ff.), der hinter Daniel den Canonicus Jasper van der Borch sucht. Die heftige Sprache und der lebhafte, gewandte Stil in den Briefen dieses Mannes hatte auch mich schon an ihn denken lassen, allein die Stelle der „Gemeinen Beichte“, Vers 823 ff., wo der Vater des Canonicus, mit dem der Sohn nachweislich in guten Beziehungen stand, böse mitgenommen wird, blieb mir bei der Annahme psychologisch unerklärlich, und sie ist es mir auch jetzt noch. Soviel ich sehe, ist es auf Grund der bekannten Documente unmöglich, das Dunkel, welches den Namen Daniel v. S. umgibt, zu lichten.

Interessant wäre es freilich im hohen Maße, wenn die Zukunft Aufschluß brächte, denn Daniel ist ein Mann von ganz hervorragender poetischer Begabung und ein Meister der Sprache, wie nur wenige Zeitgenossen. Wer den Eingang des Apologeticon liest, wird die Gewandtheit und Lebendigkeit seiner Prosa bewundern müssen und zugleich das Bedauern empfinden, daß der Verfasser seine eigentliche Kraft selbst nicht besser erkannt und geglaubt hat, am besten durch theologisch-moralische Erörterungen wirken zu können. Das Interesse für die theologischen Streitfragen jener Tage theilt er mit seinen Zeitgenossen, seine Haupttendenz ist nicht dichterischer, sondern confessioneller Natur: er will die altgläubige Partei in dem Kampfe gegen die Soester Reformation stärken. Da wo diese Tendenz nicht zu offen und aufdringlich hervortritt, sondern mehr in der Darstellung und Gruppirung der Thatsachen verborgen liegt, wie das meistentheils in der „Gemeinen Beichte“, vor allem in der zwar derben aber überaus wirksamen Hochzeitsscene der Fall ist, kommt seine satirische und dramatische Kraft am reinsten zum Vorschein. Hätte er seine Neigung, zu theologisiren und zu moralisiren überall in der Weise zu leiten verstanden, er hätte Meisterwerke

der Satire schaffen können. Aber auch so gehört die „Gemeine Beichte“ trotz mancher Fehler, die zum Theil aus einer überall sichtbaren Hast entsprungen sind, zu dem Besten, was wir an satirischen Dichtungen in unserer Sprache besitzen. Fr. Jostes.

Soest: Johann Steinwert v. S. (so nannte er sich später, wohl auf das väterliche Handwerk anspielend; früher und auch urkundlich nannte er sich schlechthin Johann v. S), wurde etwa 1448 als Sohn des Steinmetzen Rotcher Grumelkut zu Unna geboren, kam nach dem Tode des Vaters nach Soest und verlebte dort seine Jugend, bis der glanzvolle Herzog Johann I. von Cleve auf die schöne Stimme des Knaben aufmerksam wurde und ihn in seinem Hofgesinde zum Sänger ausbilden ließ. Gegen den Willen seines Herrn verließ er dessen Hof, um in Brügge zu zwei Gesangesmeistern aus England in die Lehre zu gehen, und versah dann in Hardenbergh und Maestricht als Caplan und Succentor kirchliche Aemter. 1469 trat er eine Reise nach Rom an, um in der päpstlichen Capelle die Gesangeskunst zu üben, aber schon in Köln veranlaßte ihn Landgraf Hermann von Hessen, der spätere Erzbischof von Köln, an den Hof seines Bruders Ludwig nach Kassel zu ziehen. Zwei Jahre praßte er hier in Saus und Braus und kam 1472 nach manchen Irrfahrten an den Hof des musikliebenden Pfalzgrafen Friedrich nach Heidelberg. Hier wendete er sich nebenbei dem Studium der Arzneikunde zu, hielt Vorlesungen an der Universität und besuchte auch zu Studienzwecken die Hochschule Pavia, doch blieb er seiner Kunst treu, denn unter Pfalzgraf Philipp erlangte er die Stellung eines Sängermeisters. Nachdem er sich 1494 zum zweiten Male verheirathet hatte, verließ er im nächsten Jahre infolge eines ihm angethanen Schimpfes den Heidelberger Hof, begab sich nach Worms und erhielt dort die Stelle des Stadtarztes. 1499 ging er als solcher nach Oppenheim, nahm aber schon 1500 das ihm angebotene Amt des Stadtarztes von Frankfurt a. M. an. Hier starb er am 2. Mai 1506. — Nicht als Meister des Gesanges und der Heilkunde, sondern als Dichter hat er Anspruch auf einen Platz in der A. D. B.; freilich nicht als ein Dichter, der durch geniale Werke auf die Bildung seiner Zeit eingewirkt, ihr neue Bahnen gewiesen, unbekannte Gebiete erschlossen hätte, denn anscheinend sind seine Werke weder handschriftlich verbreitet noch durch den Druck Gemeingut des Volkes geworden. Der Frankfurter Historiker J. C. v. Fichard (s. d.) besaß eine Handschrift des Dichters und druckte daraus das „Spruchgedicht zu lob und eer der statt Frankfortt. Anno 1501“, sowie die nur fragmentarisch erhaltene, gereimte Lebensbeschreibung des Dichters in seinem „Frankfurtischen Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte“, Band I (1811), S. 75 ff. ab. Diese Handschrift, welche außerdem noch eine gereimte Erklärung des Textes der Evangelien auf die meisten Sonn- und Feiertage des Jahres aus 1503 enthielt, wird jetzt vermißt. Eine Heidelberger Handschrift enthält von Johann v. S. dessen aus 25000 Versen bestehenden Roman „Die Kinder von Limburg“, eine Uebersetzung des mittelniederländischen Originals des Hein van Aken; ob er auch der Bearbeiter weiterer niederländischer Originale, des Reinolt von Montelban, Malegys und Ogier gewesen, erscheint zweifelhaft. Weitere Werke Johann's sind der „Beichtspiegel“ (1483), ein Gedicht über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, ein Gedicht „wie man wol eine statt regyren soll“, eine nicht erhaltene Abhandlung über die musica subalterna. Seine dichterische Befähigung ist eine auch für jene Zeit recht mäßige; rühmenswerth ist nur die gewandte Behandlung der Sprache in den kurzen Reimpaaren zu vier Hebungen, beachtenswerth seine überall hervortretende Neigung, den Stoff didaktisch zu verwerthen. Die Beschreibung seines abenteuerlichen Lebens an den verschiedenen Fürstenhöfen ist für die Culturgeschichte der Zeit von ganz hervorragendem Interesse.

Vgl. die treffliche Abhandlung von Friedrich Pfaff: Johann v. Soest, Sänger, Dichter und Arzt 1448—1506 in der Allgem. Konservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland, herausgeg. von v. Oertzen und Müller, 1887, S. 147 ff., 247 ff., woselbst nähere Litteraturangaben. — C. Reuling Johann v. Soest, Stadtarzt in Frankfurt a. M., im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Band II (1889), S. 184 ff.

R. Jung.

Sofer: Moses S. (Schreiber), Rabbiner und theologischer Schriftsteller, geboren zu Frankfurt a. M. 1761, † zu Preßburg am 3. October 1837. S. zeigte schon als Kind große Geistesanlagen, zu denen sich ein seltenes Gedächtniß gesellte. Zehn Jahre alt, wurde er schon den Schülern des Rabbi Nathan Adler eingereiht, der seine Talente erkannte. Er ging dann später unter die Schüler des Rabbiners Tewele Scheyer in Mainz, um bald wieder zu seinem früheren Lehrer Nathan Adler nach Frankfurt a. M. zurückzukehren, dem er auch, als dieser einen Ruf als Rabbiner nach Boskowitz in Mähren erhielt, dahin gefolgt war. Von dort kam S. nach Proßnitz. Er heirathete daselbst die Witwe Sarah Jerwitz und lag mit staunenswerthem Fleiße dem Studium des Talmud ob. Er hatte, da es ihm an dem nöthigen Einkommen fehlte und er der Armuth preisgegeben war, die ihm von der Gemeinde Straßnitz angebotene Rabbinerstelle angenommen, von wo aus er einem Rufe als Rabbiner nach Mattersdorf folgte. Auf der Höhe seines geistigen Schaffens befand er sich als Oberrabbiner von Preßburg, in Nachfolge des weitbekannten Rabbi Meschull am Tustmenitz, woselbst er 33 Jahre wirkte. Daselbst heirathete er, nachdem seine Frau gestorben war, die verwittwete Tochter des Rabbi Akiba Eger aus Posen.

S. war eine bedeutende Capacität, der den Talmud in allen seinen Theilen beherrschte und einer der letzten Vertreter des altrabbinischen Judenthums. Er ging von der Ansicht aus, daß das Judenthum den frischen Luftzug der freien Forschung nicht vertragen und nur im Abschlusse von und nicht im Anschlusse an die Cultur und Bildung der Zeit erhalten werden könne. Wenn er auch diesen seinen Standpunkt einseitig und oft fanatisch, besonders den Reformbestrebungen innerhalb des Judenthums gegenüber vertrat, so blieb ihm doch, weil man davon durchdrungen war, daß dies seine ehrliche, consequent durchgeführte Ueberzeugung sei, auch die Hochachtung derer, die nicht seine Gesinnungsgenossen waren, gesichert, zumal da ein seltener Adel des Herzens ihn auszeichnete. Von den entlegensten Ländern und Gegenden wurde sein wissenschaftlicher Rath und seine Entscheidung in Gegenständen des Gesetzes nachgesucht und konnte er diesen an ihn gestellten Anforderungen nur durch einen Aufwand ungeheueren Fleißes gerecht werden. Zudem stand S. einer der bedeutendsten theologischen Lehranstalten (Jeschibah) vor und hatte dadurch auf die heranwachsende Rabbinergeneration einen bedeutenden Einfluß gewonnen, aus deren Mitte einige Theologen das bei ihm erworbene talmudische Wissen doch auch in den Dienst der Zeit und der modernen jüdischen Wissenschaft mit Erfolg gestellt haben. Von seinen Werken ist seine Gutachtensammlung „Chatam Sofer“ besonders hervorzuheben, ein Denkmal seiner immensen Gelehrsamkeit auf dem Gebiete des Talmud und seines ungeheueren Fleißes. Ein Zeichen der dauernden Verehrung seitens seiner Gemeinde ist es, daß ihm Sohn und Enkel im Rabbinate Preßburg folgten.

Biographie des weltberühmten Mannes und Zierde seines Stammes Rabbi Moses Sofer von L. Landsberg 1876 (hebräisch). — Biographie des Rabbi Moses Sofer aus Frankfurt a. M., weiland Großrabbiners von Preßburg von M. Herzfeld. Wien 1879.

Adolf Brüll.

Söffing: Justus S., Dr. theol., geboren am 21. Novbr. 1624 in Teichröda, einem schwarzburg. Dorfe, † als Generalsuperintendent in Rudolstadt am 30. April 1695. Seine frommen und rechtschaffenen Eltern ließen ihn frühzeitig die Schule seines Wohnortes besuchen und daneben ihm noch Privatunterricht von dem dasigen Pfarrer, dem um die schwarzb. Geschichte verdienten Samuel Walther, ertheilen, bis er als tüchtig in die Schule zu Rudolstadt eingeführt werden konnte. Von hier besuchte er 1640 noch das Gymnasium in Gotha und begab sich 1643 auf die Universität Jena. Hier hörte er die theologischen Vorträge von Horst, Zeisold, Musäus, Major u. a. und zeichnete sich bald so sehr aus, daß er schon im zweiten Jahre seines akademischen Lebens die Magisterwürde mit ungetheiltem Beifall erhielt. Die damaligen Kriegsunruhen nöthigten ihn jedoch, von Jena nach Wittenberg sich zu begeben, wo er nicht nur theologische und philologische Vorlesungen besuchte, sondern selbst Mathematik und Ethik las und den Cornelius Nepos und Curtius öffentlich erklärte. Im J. 1649 berief man ihn nach Jena zurück, aber schon im nächsten Jahre erhielt er von der Behörde in Rudolstadt, welche wegen seiner seltenen Leistungen auf ihn aufmerksam gemacht worden war, den Ruf zu einem Diakonat in Rudolstadt, um die amtlichen Geschäfte des kranken Generalsuperintendenten Rothmaler vollständig zu übernehmen. 1651 trat er dessen Stelle als Generalsuperintendent und Consistorialassessor an. In demselben Jahre wurde ihm durch Vertheidigung einer Disputation — „Novus homo — in disputatione inaugurali descriptus, Praes. Joh. Musaeo — pro licentia assumendi gradum Doctoris in Theologia publice — propositus a. M. Justo Söffing, ecclesiae Rudolst. pastore, Superintendente et Consistorii assessore.“ Jenae 1651. 4⁰, die theologische Doctorwürde verliehen. Seine volle ungetheilte Thätigkeit wandte er nun der Heranbildung der Schule und der Vorbereitung ihrer Zöglinge ebenso, wie dem geistl. Hirtenamte zu. S. fing an, den Zöglingen der 1. Ordnung Vorlesungen über Theologie und Kirchengeschichte zu halten, hauptsächlich mit Rücksicht auf das Exegetische und Historische. Die Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts verband er synchronistisch mit der politischen Geschichte, dabei stets auf das Wichtigste der schwarzburg. Geschichte Rücksicht nehmend. Die deshalb von ihm herausgegebenen und von einem Gymnasiasten vertheidigten 6 Abhandlungen führten zu der Schrift: „Res in ecclesia et politia christiana gestae ab a. 1500—1600 in schola provinciali Rudolstadio-Schwarzburgica propositae.“ Rud. 1670. 8⁰. 1671 lehrte er die Kirchengeschichte des N. T. vom 1—15. Jahrh. Ums J. 1680 hielt er histor.-theologische Vorlesungen über die Augsburg. Confession. Aus allen Vorlesungen hob er das Wichtigste heraus, schrieb kleinere Abhandlungen darüber, ließ sie drucken und darüber im Gymnasium von seinen Zuhörern disputiren. Dergleichen Disputationsübungen fanden jährlich stets 6—10, bisweilen sogar 2 monatlich statt. Daneben wurde auf seinen Vorschlag die von der Behörde gebilligte heilsame Anordnung der geistlichen Synoden gegründet. Diese wurden jährlich zweimal gehalten und auf ihnen disputirten unter Söffing's Vorsitz die Geistlichen über die symbolischen Bücher, namentlich über das Augsburger Glaubensbekenntniß und sonst noch über die von S. zu diesem Zwecke herausgegebenen Aphorismen. Auch wurde in diesen Synoden über die Sorge für Witwen und Waisen und deren standesmäßige Versorgung verhandelt, wodurch viele später sich entwickelnde, segensreiche Einrichtungen angebahnt wurden. Die Bibel ließ S. in starker Auflage drucken und wohlfeil unter dem Volke verkaufen, um dadurch zur Verbreitung der Religionskenntnisse mitzuwirken. Söffing's Ruf drang bald über die engeren Grenzen des Vaterlandes hinaus, so daß er selbst von theologischen Facultäten in verschiedenen Fragen um seine Meinung ersucht wurde. Neben mehreren Schriften sind von ihm noch eine ziemliche An-

zahl von Predigten gedruckt worden und aufgenommen in: „Gottesbau von Kirchen, Regiments- und Wohnhäusern in etlichen Kirch-, Einweih-, Vermähl-, Dank-, Trauer-, Tauf- und Einsegnungspredigten.“ Rudolstadt 1669, 4⁰. Außerdem sind von ihm Leichenpredigten, besonders gedruckt, vorhanden auf mehrere Gräfinnen v. Schwarzburg, wie auf die berühmten Kanzler Lenz, Heher u. a. S. starb allgemein betrauert am 30. April 1695.

Vgl. Hörnleins Leichenpredigt auf Just. S.; acta historico-eccles. XIII.; L. S. Hesse, Verzeichniß geborener Schwarzburger rc. rc. 15. St. Rudolstadt 1824 4⁰ als Einladungsschrift zu öffentlicher Schulprüfung rc.

Anemüller.

Sohn: Georg S., hessischer gelehrter Theologe reformirten Bekenntnisses, † 1589. S. wurde zu Roßbach in der Wetterau im hessen-darmstädtischen Gebiete am 31. December 1551 in bürgerlichen Verhältnissen geboren, erhielt seine Vorbildung auf der Schule zu Friedberg und bezog 1567 die Universität Marburg. Hier wurde er am 8. April 1568 Baccalaureus. Im J. 1569 setzte er seine Studien in Wittenberg fort und wurde daselbst am 6. September 1571 Magister. Als Fachstudium wählte er sich zunächst die Rechtswissenschaft; aber schon im J. 1571 wandte er sich auf Grund einer plötzlich in ihm aufgetauchten Begeisterung für die „Majestät und Hoheit der heiligen Theologie“, wie er seinem Vater schrieb, vom Rechtsstudium ab, begab sich 1572 nach Marburg zurück und trieb von nun an theologische Studien. In diesen arbeitete er mit solchem Fleiße und so großem Erfolge, daß ihm schon im J. 1574 an dieser Universität eine Professur der Theologie und 1575 zugleich die der hebräischen Sprache übertragen wurde. 1578 promovirte er als Doctor der Theologie. Seine Wirksamkeit fällt in ein Zeitalter des confessionellen Streites der protestantischen Theologen; so verhinderte er die Annahme der Concordienformel in Hessen und stritt mit Aegidius Hunnius über die drei dogmatischen Lehrpunkte, an denen der Unterschied zwischen lutherischer und reformirter Glaubenslehre seitdem am deutlichsten zu Tage getreten ist, über die Gnadenwahl, die Person Christi und das Abendmahl. Verdruß, den er darüber empfand, veranlaßte ihn, Hessen zu verlassen und 1584 einem Rufe nach Heidelberg zu folgen. Hier übernahm er eine Professur der Theologie und das Inspectorat des Collegium sapientiae, das durch ihn und D. Pareus wieder in Blüthe kam. 1588 erhielt er den Charakter eines Kirchenrathes, starb aber schon im folgenden Jahre am 23. April, erst 37 Jahre alt. Sein Epitaphium in der Peterskirche zu Heidelberg preist ihn als „gelehrt, unbescholten, bescheiden und fromm (Vir doctus, integer, modestus et pius)“. S. war seit 1575 mit Christine, Tochter des juristischen Professors Konrad Matthäus in Marburg verheirathet; bei seinem Tode hinterließ er sie, vier Söhne und zwei Töchter. Von seinem großen Fleiße zeugen zahlreiche von ihm in lateinischer Sprache veröffentlichte Schriften; dieselben sind theils akademische Disputationen und andere Gelegenheitsschriften, theils dogmatische Lehrschriften einerseits gegen Lutheraner in Bezug auf die oben angegebenen Streitpunkte, andererseits gegen die römische Kirche. Wir sehen hier von seinen Einzel-Editionen ab und berichten nur, daß seine gesammelten Werke nach seinem Tode zu Herborn in Nassau 1591 und 1592 unter dem Titel G. Sohnii opera, tom. I & II 1591, tom. III 1592 erschienen sind. Die für S. charakteristischen Werke stehen im I. Bande, z. B. „De verbo Dei et ejus tractatione libri duo. in quibus de verbo Dei scripto et non scripto, de scripturae versionibus, de interpretatione ejusdem scholastica et ecclesiastica, de methodo theologiae et de disputationibus theologicis agitur“ (vorher gedruckt Heidelb. 1588, später noch Genev. 1614). — „Idea locorum communium theologicorum.“ — „Synopsis totius corporis doctrinae Phil. Melanchthonis“ (vorher gedruckt Heidelb. 1588)

vgl. Unschuld. Nachrichten 1717, S. 730). — Der II. Band enthält eine „Exegesis praecipuorum articulorum Augustanae confessionis“. — Den III. Band füllt eine minder werthvolle dogmatische Erklärung ausgewählter Psalmen. — Außer dieser Sammlung liegen von S. vor „Epistolarum theologicarum centuriae.“ Biponti 1598.

Sein Lebensgang ist dargestellt in einer dem ersten Bande seiner gesammelten Werke (1591) vorangeschickten „Oratio funebris in obitum G. Sohnii“ (zuvor gedruckt Heidelb. 1589); auf ihr ruht die Biographie Sohn's in Adami vitae theologorum (3. Aufl. in fol. Frankf. 1705, pag. 296 sqq.), die in (Löscher's) Unschuldigen Nachrichten, Jahrg. 1728, S. 878 ff. und auch die in Friedr. Wilh. Strieder's Hessischer Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte 15. Bd. 1806, 108 ff.; bei Strieder findet sich auch S. 109—112 ein dankenswerthes Verzeichniß der einzelnen Schriften Sohn's und ihrer besonderen Ausgaben. — Derselbe Autor citirt noch zur Litteratur über S. Jo. Tilemann, Vitae prof. Marb. p. 129 sqq.

P. Tschackert.

Sohn: Karl Ferdinand S., Historien- und Porträtmaler. Geboren zu Berlin am 10. December 1805, † am 25. November 1867 in Köln. S. begann seine Studien 1823 an der Berliner Akademie. Nachdem er sämmtliche Classen derselben durchgemacht hatte, trat er in das Privatatelier Wilhelm Schadow's. Mit demselben siedelte er 1826 nach Düsseldorf über. Bei seiner Frühreife fanden schon seine ersten Werke den ganzen Beifall des deutschen Publicums. Nachdem schon eine niederländische Reise von bedeutendem Einfluß auf ihn gewesen war, ging ihm eine neue Welt auf bei einer italienischen Reise, die er 1830 mit Schadow und andern Freunden unternahm. Nicht nur die dort geschauten Kunstwerke, sondern auch der Zauber des südlichen Landes, mit den Erinnerungen einer großen Vergangenheit, mit seinem reichen prächtigen Leben, seiner Schönheit und Poesie wirkten mächtig auf ihn ein, dieser Einfluß erhielt seiner Naturanlage und der Zeitströmung zufolge eine romantische Richtung. Die Stärke seiner künstlerischen Begabung und seines Charakters ließen ihn diese Eindrücke in seiner kräftigen und originalen Persönlichkeit verarbeiten. „Sein besonderes technisches Talent überwog das seiner Mitschüler wie das des Lehrers selbst und gleich in seinen ersten Bildern zeigt er sich im Verhältniß zu den Genossen als einen Virtuosen in der Behandlung. Mit der ihm eigenen Mäßigung beschränkte er sich auf einen engeren Kreis von Darstellungen, er suchte die schöne Erscheinung festzuhalten, Menschen im schönsten Moment ihres Daseins zu geben. Schöne Mädchen und Jünglinge, reizende Weiber in aller Pracht eines üppigen Daseins, in ruhigen Situationen, sind die Gegenstände seiner Gemälde, es ist eine glückselige Welt, worin seine Phantasie sich ergeht, die von keiner bösen Leidenschaft bewegt, höchstens durch elegisches Liebesleid getrübt wird. Schon in seinen ersten Bildern überwand S. die größten Schwierigkeiten der Malerei, er bewährte sich als Meister in der Darstellung des Nackten, als Fleischmaler ersten Ranges. S. war vor allem Colorist, Colorist im Sinne Tizian's, jedoch kein Nachahmer dieses Meisters, seine Darstellungsweise ist ihm ganz eigenthümlich. Sohn's Farbe ist stets harmonisch, der Ton des Fleisches bedingt die übrigen Farben, bei welchen der Localton nur bewahrt ist, aber niemals im Bilde vorklingt. Seine Behandlung ist von unnachahmlicher Eleganz; er besaß eine Leichtigkeit und Sicherheit der Hand, welche sie die größten Schwierigkeiten scheinbar spielend überwinden ließ und seiner Farbe eine außerordentliche Zartheit und einen Glanz giebt, den wir bei wenig anderen Künstlern finden. Dennoch macht die Eleganz der Behandlung sich niemals für sich allein geltend, wenn auch mitunter die Zeichnung der einzelnen Formen nicht mit aller

Strenge durchgeführt ist. Es ist in allen seinen Bildern eine schöne Mäßigung, eine sanfte Harmonie. Sie erscheinen coloristisch immer vollendet und in ihrer Weise vollkommen". (Blanckarts.) Die Zahl seiner historischen Bilder ist nicht groß und reicht nur bis zum Jahre 1853, weil er immer stark durch Bildnisse und seine Lehrthätigkeit in Anspruch genommen wurde, nach 1853 hat er nur noch Bildnisse gemalt. Der Inhalt seiner meisten historischen Gemälde ist die Liebe, aber nicht die sinnliche, sondern die romantisch vergeistigte, zuweilen mit einer Hinneigung zum Elegischen. Oefters hat er seine Stoffe der Dichtkunst entlehnt. So gleich in seinem ersten Bilde „Rinaldo und Armida" (1827 vollendet, im Besitze des Prinzen Friedrich von Preußen, lithographisch nachgebildet von Kehr und Niessen in Köln). Die Scene aus Tasso's befreitem Jerusalem stellt den liebestrunkenen Helden in dem Zaubergarten des verführerischen Weibes dar. Es ist in dem Bilde nicht der Schwung des befreiten Jerusalem, aber eine wahrhaft reizende Scene. Rinaldo ist ein sehr schöner junger Mann und Armida ein reizendes anmuthiges Mädchen. — Dann folgte „Der Raub des Hylas" (1829, Nationalgalerie in Berlin), anmuthige, gesunde, etwas allgemein gehaltene Formen. „Die Himmelskönigin" (1829, für den Kunstverein in Düsseldorf), „Diana im Bade" (1833, für den König von Preußen). Aus Goethe's Torquato Tasso hat der Künstler zwei Scenen gemalt. Die eine, „Die beiden Leonoren" (1834, für den Kunstverein in Berlin, eine Wiederholung in geringerer Größe für den Grafen v. Raczynski 1834) stellt dieselben auf einem offenen Balcon dar, über dessen Geländer sich ein Blick in schöne Gärten aufthut, die Prinzessin von Este sieht verstimmt und schmerzlich erregt aus; ihre Freundin ist ohne bestimmten Ausdruck. Der ersteren fehlt die tiefe poetische Innigkeit, der zweiten der scharf ausgeprägte neckische Geist. „Italienische Lautenspielerin" (1835, Graf v. Raczynski), „Das Urtheil des Paris" (1836, für den Domherrn Grafen Spiegel in Halberstadt), „Romeo und Julia" (1836, Fränkel in Berlin, gestochen von Lüderitz, eine Wiederholung 1837 für den Kunstverein in Halberstadt, in kleinerem Maßstabe 1837 K. Stein in Köln), „Tasso und die beiden Leonoren" (1838, Galerie zu Düsseldorf, eine kleinere Wiederholung 1843 für J. Buddeus in Düsseldorf, lithographirt von Wildt). Auch dieses Bild stellt keine Scene aus Goethe's Dichtung dar, sondern ist nur durch dieselbe angeregt. Die beiden Damen belauschen den Dichter in einem üppigen dichten Garten über seinen Versen. Es ist dem Künstler nicht gelungen, die Figuren psychologisch zu vertiefen, der Reiz des Bildes liegt in der Anmuth der Darstellung. — „Donna Diana" (1839, Städt. Museum in Leipzig), „Die Schwestern" (1840, Prinz August von Preußen, lithographirt von Wildt), „Vanitas" (1844, Kunstverein in Düsseldorf) halbe Figur, „Der Lautenspieler" mehrere halbe Figuren (1848, Museum in Christiania), „Die vier Jahreszeiten" ovale Medaillons für den Ballsaal des Herrn K. Joest in Köln (1851), „Diana im Bade und ihre Nymphen" (in den fünfziger Jahren), „Lorelei" (1853, gestochen von Felsing und auf vielfache Weise nachgebildet). Nach diesem Werke hat S. nur Bildnisse gemalt. Während seine Bilder aus der Mythologie und romantischen Dichtung nie ganz befriedigen, herrscht in den Bildnissen die Vollendung, hier bewährt er sich als ein Meister ersten Ranges. Seine höchste Kunst entfaltet sich in den weiblichen Bildnissen. „Dieselben sind von außerordentlicher Schönheit und Anmuth, er wußte ihnen einen wahrhaften Adel der Erscheinung zu geben, er sah die Natur von ihrer schönsten Seite. Denn man kann S. durchaus nicht als einen Idealisten nach vorgefaßtem Schema bezeichnen, es fehlt auch seinen idealen Gestalten nie die individuelle Charakteristik, doch ist die Erscheinung in seiner Darstellung gewissermaßen über sich selbst er-

hoben und alles unschöne, zufällige, kleinliche von ihr abgestreift. Weniger Erfolg hatte er mit männlichen Bildnissen, in welchen seine Darstellungsweise immer etwas weich erscheint. S. hatte das Glück eine Menge der schönsten Frauen und Mädchen aus den höchsten Kreisen aller Länder malen zu können, er war ein Porträtmaler der Aristokratie, und alle seine Porträts tragen den Charakter vornehmen Daseins. Seine Bildnisse sind sehr zahlreich und hier können nur einige der besten genannt werden, das der ersten Gemahlin des Herzogs von Nassau, der Fürstin v. Wied, der Frau v. Joukowsky, der Prinzessin v. Croy, des Erbprinzen und der Erbprinzessin von Hohenzollern, der Frau W. Joest in Köln, der Frau v. Bunsen, der Gräfin Monts (vielleicht das allerschönste), der Frau Michels in Köln, des Malers Ritter, des Capellmeisters Hiller und eines seiner letzten und von ihm selbst sehr geschätzten, das Bildniß seiner Frau. — S. ist als Lehrer von ungemeiner Wirksamkeit gewesen, fast sämmtliche Künstler der Düsseldorfer Schule waren kürzere oder längere Zeit seine Schüler, die ausgebildete Technik der Düsseldorfer Schule ist wesentlich seiner Lehre zu verdanken. Er stand bei seinen Schülern im höchsten Ansehen und seine Correctur war mehr als die aller andern Lehrer geschätzt. Er gab sie immer kurz und treffend, und obgleich er nie sehr eingehend corrigirte, wies er immer auf das charakteristisch wichtige hin. Eigentlich nachgeahmt hat ihn keiner seiner Schüler, sie haben sich unter seiner Leitung sehr verschiedenartig ausgebildet. Außer seinen akademischen Classen (der Antikenclasse und einer der Malclassen) hatte er während einer Reihe von Jahren noch ein Privatatelier für Schüler und Schülerinnen, worin sich tüchtige Talente ausgebildet haben. Unter seinen Privatschülern haben sich besonders ausgezeichnet sein Neffe und Schwiegersohn, Wilhelm S. und L. des Coudres. Bereits 1832 ward er Lehrer an der Düsseldorfer Akademie, erst stellvertretend, dann seit 1838 als ordentlicher Professor der Malerei" (Blanckarts). — Als Mensch genoß S. die höchste allgemeine Achtung. Sein sehr ruhiges festes Wesen, eine gewisse Würde und Zurückhaltung erweckten Zutrauen zu ihm. Er führte einen Haushalt im großen Stil. — Er starb bei einem Besuche in Köln im Hause seines Freundes Ferdinand Hiller am Gehirnschlag, der dem Leben des rüstigen Mannes sofort ein Ende machte.

M. G. Zimmermann.

Sohncke: Ludwig Adolf S., Mathematiker, geboren am 20. Juni 1807 zu Königsberg in Preußen, † am 16. Januar 1853 zu Halle. Er begann seine Lehrthätigkeit 1833 als Privatdocent an der Universität seiner Vaterstadt neben C. G. J. Jacobi und F. E. Neumann als ordentlichen Professoren und Richelot als außerordentlichem Professor, ein Zusammentreffen, welches die Aufnahme in einen solchen Lehrkörper schon als Auszeichnung erscheinen läßt. Eine Abhandlung über Modularfunctionen (Crelle XII) bahnte ihm den Weg zur Ernennung zum außerordentlichen Professor in Halle 1835, eine zweite ähnlichen Inhalts (Crelle XVI) den zur Ernennung zum Ordinarius der Mathematik ebenda 1839. In dem gleichen Jahre 1839 folgte die deutsche Uebersetzung von Chasles, Geschichte der Geometrie, welche unzweifelhaft durch diese Uebersetzung erst in weiteren Kreisen bekannt wurde. Verdienstlich war auch eine „Sammlung von Aufgaben aus der Differential- und Integralrechnung" 1850, von welcher 1859 eine neue Auflage veranstaltet wurde. Eine „Bibliotheca mathematica" erschien 1854 nach Sohncke's Tode von W. Engelmann vollendet. Seine Vorlesungen über analytische Geometrie und Mechanik wurden 1851 und 1854 gedruckt, letztere bearbeitet von H. Schwarz.

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften II, 954.

Cantor.

Sohr: Friedrich George Ludwig v. S., königlich preußischer Generallieutenant, entstammte einer ihres Glaubens wegen aus Oesterreich ausgewanderten Familie und ward am 22. März 1775 zu Berlin, wo sein Vater, welcher zuletzt Oberst und Commandeur des 2. Feld-Artillerieregiments war, in Garnison stand, geboren. Dort trat S., im elterlichen Hause durch Hauslehrer wohlunterrichtet und vortrefflich erzogen, am 15. Februar 1789 beim 2. Leib-Husarenregiment, den früher Zietenschen Husaren, dessen Chef damals der General v. Eben war, in den Dienst. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im J. 1792 war er Cornet (damals bei der Cavallerie der unterste Officiersgrad). Als solcher machte er in diesem Jahre den Herbstfeldzug in der Champagne und die Feldzüge der Jahre 1793 und 1794 am Rhein mit. Sein Unternehmungsgeist, seine Umsicht und seine kaltblütige Tapferkeit lenkten bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn und brachten ihm die vielbegehrte Auszeichnung der Verleihung des Ordens pour le Mérite ein. Als er zum ersten Male vorgeschlagen werden sollte, war er am zweiten Tage der Schlacht von Kaiserslautern, dem 30. November 1793, durch einen Schuß so schwer verwundet worden, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte. Das Regiment hatte daher an seiner Stelle einen andern Officier zu jener Auszeichnung eingegeben und S., dessen kräftige Natur die Gefahr überwunden hatte, war es trotz erneuten Vorschlages nicht gelungen im späteren Verlaufe des Krieges, an welchem er seit Ende Juni 1794 wieder theilnahm, den Orden zu erwerben. Da gestattete der König dem Oberst v. Lestocq (s. A. D. B. XVIII, 455), welcher das Regiment lange geführt hatte, dann aber das Commando abgeben mußte, ihm etwaige Wünsche vorzutragen. Lestocq bat um den Orden für zwei seiner Officiere. Den einen davon erhielt S. Mit Leib und Seele seinem Berufe ergeben suchte dieser, in das Friedensverhältniß zurückgekehrt, sich zur Erfüllung aller Forderungen, welche der Dienst an ihn stellen könnte, tüchtig zu machen. Solches Streben führte ihn auch zum Besuche der Thierarzneischule in Berlin während der Jahre 1798 bis 1800. Im Anschlusse daran ward er mehrere Jahre beim Remontewesen verwendet. Zunächst hatte er die für das Regiment bestimmten, in der Moldau angekauften Pferde in Oberschlesien in Empfang zu nehmen; später erhielt er den Auftrag das Ankaufsgeschäft für sämmtliche Husarenregimenter an Ort und Stelle zu überwachen und zu leiten und die Pferde durch Oesterreich nach Preußen zu befördern. Es war eine interessante aber schwierige Aufgabe, welche Menschen- und Pferdekenntniß, Umsicht und Thatkraft forderte und zugleich große Ansprüche an die körperliche Leistungsfähigkeit stellte. — Der Remontedienst war es, welcher S. den kriegerischen Ereignissen vom Herbst 1806 fern hielt. Er hatte in diesem Jahre nur die Pferde für sein eigenes Regiment in Oberschlesien in Empfang zu nehmen. Auf dem Rückmarsche von dort erhielt er die Nachricht von den Niederlagen, welche das Heer betroffen hatten. Nur auf weiten Umwegen konnte er die im fernen Osten des Landes sich sammelnden Trümmer desselben erreichen. Unter großen Schwierigkeiten, durch die Vortruppen des siegreich vordringenden Feindes sich hindurch schleichend, gelang es ihm seinen Transport nach Ostpreußen zu bringen. Der König dankte ihm durch die Ernennung zum Stabsrittmeister. Bald darauf, Ende Februar 1807, erhielt er den Befehl einer aus Mannschaften verschiedener Regimenter zu bildenden Escadron, mit welcher er an mancherlei kleinen Gefechten Theil nahm. Dann ward er dem mit der Errichtung eines Freicorps beauftragten Major von der Marwitz (s. A. D. B. XX, 530) behufs Aufstellung einer Cavallerieabtheilung überwiesen. Der Name Freicorps hatte aus dem siebenjährigen Kriege einen übeln Klang im Heere. Die Verwendung war daher nicht nach Sohr's Geschmack. Er suchte derselben ledig zu werden und erreichte sein Ziel durch die Vermittelung Blücher's, welchem er die von ihm

gesammelten Mannschaften des Leib-Husarenregiments, dessen Chef zuletzt General v. Rudorff gewesen war, nach Schwedisch-Pommern zuführen durfte. Mit diesen Mannschaften ging er bei der Neubildung des Heeres nach dem Frieden von Tilsit in das 1. Brandenburgische Husarenregiment, das jetzige Husarenregiment v. Zieten (Brandenburgisches) Nr. 3, über. Als das Regiment 1812 zwei Schwadronen zum Kriege gegen Rußland stellen mußte, loosten die Escadronschefs, wer mitgehen, wer zurückbleiben solle. Den Rittmeister v. S. traf das letztere Loos.

Um so bedeutender war seine Theilnahme an den Befreiungskriegen. Zunächst freilich nur an der Spitze seiner Schwadron, mit welcher er bei Groß-Görschen und bei Bautzen focht. Sein Verhalten in letzterer Schlacht, namentlich ein erfolgreicher Angriff auf feindliche Infanterie, und sein Benehmen beim Rückzuge nach derselben trugen ihm das Eiserne Kreuz 2. Classe ein. Auch nachdem der Waffenstillstand abgelaufen war, führte er vorläufig das Commando seiner Escadron. So namentlich an der Katzbach und bei der sich daran schließenden Verfolgung der geschlagenen Truppen Macdonald's. Im September aber übernahm er, inzwischen zum Major befördert, als ältester Stabsofficier das Commando des Regiments, welches jetzt zu der vom Oberst v. Katzeler (s. A. D. B. XV, 457) befehligten Avantgarde des schlesischen Heeres gehörte. Seine treue Sorge für den inneren Dienst brachte zu Wege, daß der Zustand des Regiments das ununterbrochene Verbleiben desselben in diesem anstrengenden Dienstverhältnisse bis zu Ende des Feldzuges gestattete. Der Tag von Möckern, der 16. October, wurde Sohr's Ehrentag. Am Nachmittage handelte es sich um den endgültigen Besitz des lang und heiß umstrittenen Ortes, nach welchem der Kampf, ein Theil der Völkerschlacht bei Leipzig, benannt worden ist. Es hing davon die Entscheidung des Tages ab. Die Dinge lagen so, daß nur ein Reiterangriff sie herbeiführen konnte. „Wenn jetzt die Cavallerie nicht noch etwas thut, so ist alles verloren", hatte Yorck S. gesagt. Dieser hatte gebeten ihm die Bestimmung des Augenblickes zu überlassen, in welchem er angreifen wolle. Als er denselben gekommen sah, brach er mit den drei ihm unterstellten Schwadronen vor. Der Erfolg war ein vollständiger, die inzwischen herangekommene Reservecavallerie sicherte denselben und nützte ihn weiter aus. „Ihnen allein habe ich den Sieg des heutigen Tages zu danken", sagte ihm Yorck, als er dem nach dem Gefechte schwerverwundet zurückreitenden S. begegnete. Des letzteren Herstellung ging rascher von statten als man erwartet hatte. Schon Ende November traf er vor Mainz wieder beim Regiment ein. Für sein Verhalten bei Möckern war er außer der Reihe zum Oberstlieutenant befördert worden, im Januar 1814 wurde er zum wirklichen Commandeur des Regiments ernannt. Den Feldzug dieses Jahres machte er wieder im Verbande der unter Katzeler stehenden Vor- oder unter Umständen Nachhut des General Yorck mit. Von den zahlreichen Ereignissen, bei denen sein Name in der Kriegsgeschichte rühmend erwähnt wird, sei nur das Rückzugsgefecht von Château-Thierry am 12. Februar genannt, weil es ihm das Eiserne Kreuz 1. Classe eintrug. Die Verleihung erfolgte auf den Antrag des General v. Horn und auf das Betreiben der zur Brigade desselben gehörenden Officiere des Füsilierbataillons vom Leibregiment. Mit großer Aufopferung hatte S. mit seinen Husaren an jenem Tage die Infanterie bei ihrem Rückzuge unterstützt. — Nach Friedensschluß benutzte S. die Zeit bis zum erneuten Ausbruche des Krieges gegen Frankreich, die innere Ordnung und die Ausbildung seines Regiments zu fördern, was ihm bei seinen Dienstkenntnissen, seinem hohen Verstande, seiner einnehmenden Persönlichkeit, seiner großen Thatkraft und seinem ritterlichen Charakter vorzüglich gelang. Als der Krieg bevorstand, erhielt er das interimistische Commando der aus seinem eigenen und dem

pommerschen Husarenregiment gebildeten 2. Cavalleriebrigade, welche dem 2. Armeecorps (v. Pirch I.) zugetheilt wurde. Er focht mit derselben am 16. Juni bei Ligny, deckte nach der Schlacht den Rückzug des Corps auf Tilly, stand am folgenden Tag dem nachdringenden Grouchy gegenüber und konnte am 18. abends an dem Kampfe bei Belle-Alliance noch einigen Antheil nehmen. Am 29. langte er nach anstrengenden, zur Verfolgung des Feindes unternommenen Märschen in der Nähe von Paris an. Hier sollte seine, bis dahin so glänzende kriegerische Laufbahn mit einem unliebsamen Ende abschließen. Seine Leute und Pferde waren auf das äußerste ermüdet. Dennoch mußte er am 30. früh wieder aufbrechen, um den in Paris befindlichen Feinden den Weg nach dem Süden zu verlegen. Am 1. Juli sollte er „auf der Straße von Paris nach Orleans eintreffen um die Communication von Paris mit dem Innern zu unterbrechen“. Am Nachmittage des letzteren Tages war er zwischen Versailles und Lonjumeau angekommen, als er in der Front von überlegenen Kräften angegriffen wurde. Er mußte weichen, durfte aber darauf rechnen, daß die hinter ihm liegende Stadt Versailles von preußischen Truppen besetzt sein würde. Dem war nicht so. Im Gegentheil fand er dort Nationalgarden, deren Haltung ihn bewog schleunigst den Rückweg weiter zu verfolgen. Aber dieser war ihm verlegt. Sein Marsch war von den Thürmen von Paris aus schon Tags vorher beobachtet worden und überall wohin er sich wandte traf er auf französische Truppen aller Waffen, welche unter dem Commando des General Excelmans entsandt waren ihn zu überwältigen. Im Dorfe le Chenay, östlich der von Versailles nach Saint-Germain führenden Straße, kam es zum Verzweiflungskampfe. S. selbst fiel schwerverwundet in die Gewalt des Feindes, nur Ueberbleibsel seiner Brigade entkamen. Den Gefangenen brachten die Ereignisse der nächsten Tage rasche Befreiung, so auch ihrem Commandeur, welcher nach Paris überführt war. Länger dauerte es mit seiner Heilung. Er ging freilich Ende November 1815 zu seinem Regiment nach Saint-Mihiel an der Maas, konnte aber keinen Dienst thun und mußte sich zum Zwecke vollständiger Herstellung nach Berlin begeben. Daß der ungünstige Ausgang des Gefechtes von Versailles nicht ihm zur Last gelegt ward, erfuhr er bei dem am 3. October 1815 verfügten großen Avancement, bei welchem er nicht nur außer der Reihe zum Obersten ernannt wurde, sondern auch von allen Beförderten das älteste Patent erhielt. Erst im September 1816 fühlte er sich im Stande zu seinem bei dem Besatzungsheere in Frankreich verbliebenen Regimente zurückzukehren. Er wurde aber in Berlin zurückgehalten um bei der Errichtung einer cavalleristischen Lehranstalt mit zu arbeiten, welche bald darauf als Militär-Reitinstitut (1820 Lehrescadron genannt, seit 1867 unter dem anfänglichen Namen zu Hannover bestehend) zu Berlin in's Leben trat. Durch Cabinetsordre vom 10. December 1816 wurde er zum Director des Institutes ernannt und zugleich vom Commando seines Regiments entbunden. Seine Reitfertigkeit, seine Kenntniß der Ausbildung von Mann und Pferd und von der Thierheilkunde machten ihn für jene Stellung besonders geeignet. An der Spitze dieser Anstalt blieb er bis zum Sommer 1827. Seit dem 30. März 1820 hatte er daneben, gleichzeitig zum Generalmajor ernannt, das Commando der 7. Cavalleriebrigade geführt, deren Regimenter im Magdeburgischen standen, und auch nach seiner Ablösung von der Stellung als Director behielt er seinen Wohnsitz in Berlin um dort eine Reitinstruction auszuarbeiten, welche dem gesammten Reitunterrichte im Heere zu Grunde gelegt werden sollte. Als seine Arbeit fertig war, hielt eine begutachtende Commission dieselbe für zu umfangreich, um sie ohne weiteres für den Dienstgebrauch einzuführen. S. hatte auch die Gründe für die gegebenen Regeln und Anweisungen aufgenommen. Mit Weglassung derselben gelangte sie in den Jahren 1825 bis 1826 in vier Theilen

zur Ausgabe und zur Einführung und ist in dieser Gestalt mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch die bindende Regel für die gesammte Reitausbildung der preußischen und demnächst der deutschen Cavallerie geblieben. Auch die später erfolgte Neubearbeitung hat an ihrem Inhalte nicht viel wesentliches geändert. S. ward nach Beendigung seiner Arbeit am 18. Juni 1825 als Commandeur der 4. Cavalleriebrigade nach Stargard in Pommern versetzt und blieb in dieser Stellung bis das Gefühl, daß der Zustand seiner Gesundheit ihn nicht länger als ein Vorbild für seine Untergebenen erscheinen lasse, ihn veranlaßte, seine Pensionirung zu erbitten. Sein Gesuch ward am 9. Januar 1832 genehmigt. Dem von ihm ausgesprochenen Wunsche entgegen verlieh ihm der König zur „öffentlichen Anerkennung seiner guten Dienste" bei dieser Gelegenheit den Charakter als Generallieutenant. Er behielt seinen Wohnsitz zu Stargard und ist dort am 10. September 1845 gestorben. — S. war seit 1811 mit einem 1831 gestorbenen Fräulein v. Brünnow in kinderloser Ehe verheirathet.

Aus dem Leben des königlich preußischen Generallieutenants Friedrich v. Sohr, aufgezeichnet von H. Beitzke, Major a. D., Berlin 1846.

B. Poten.

Sohr: Wilhelm Heinrich S., verdienter Verwaltungsbeamter und Schriftsteller, † als Oberregierungsrath a. D. am 11. October 1861 zu Breslau. Geboren am 22. November 1785 in der damals noch kursächsischen Stadt Görlitz als Sohn des Stadtrichters, nachmaligen Bürgermeisters Sam. Aug. S., besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt bis zum Jahre 1803, wo er mit einem glänzenden Abgangszeugnisse die Universität Leipzig bezog, um dort die Rechte zu studiren. 1806 bestand er dann die juristische Prüfung, die ihn zum Baccalaureus juris und Notarius machte, und begann in Chemnitz seine juristische Thätigkeit, bis der ausbrechende Krieg dieselbe unterbrach und ihn in die Heimath zurückkehren ließ. 1807 erschien er auf's neue in Chemnitz, siedelte aber 1809 nach Colditz über, wo er die Stelle eines Viceactuars erhielt. Doch obgleich mit ihr auch eine Advocatenpraxis vereinbar schien, mißfiel ihm die vielfach geisttödtende Beschäftigung, und ein Besuch des Ministers v. Nostitz, eines Freundes von Sohr's Vater, in Colditz 1810 führte den Uebertritt des jungen Mannes in den Verwaltungsdienst herbei. Froh gründete er nun 1810 in Dresden einen Hausstand, indem er eine seiner Schwestern zu sich nahm, und freute sich der anregenden Gesellschaft der Freimaurerloge, welche damals in Dresden wie anderwärts viele geistig belebte Persönlichkeiten vereinte. Doch schon 1812 ward er zur Leitung des Domänenamtes Frauenstein im Erzgebirge entsendet, wo dann der Aufenthalt in dem kleinen kaum 800 Einwohner zählenden Bergstädtchen mit der Amtswohnung in einem düstern, halb verfallenen Schlosse um so härter fiel, als dann im Frühling 1813 die Schrecken des Krieges namentlich bei dem fluchtähnlichen Rückzuge der Verbündeten nach der Schlacht bei Dresden auch Frauenstein schwer heimsuchten und noch am 22. September plündernde Kosaken ihm den größten und werthvollsten Theil seiner Habe raubten, deren Rest dann kurz darauf der Brand des Frauensteiner Schlosses vernichtete. Als endlich 1814 dies Commissorium ein Ende fand, erfolgte auch bald die Sequestration Sachsens durch die Verbündeten, dann 1815 die Abtretung sächsischer Landestheile und speciell auch seiner engeren Heimath an Preußen. Jetzt suchte S. den preußischen Staatsdienst, und nachdem er eine Weile in Merseburg beschäftigt worden, erhielt er 1816 die 17. Rathsstelle an der in Schlesien neu errichteten Regierung zu Reichenbach. Doch vermochte er hier unter den neuen, ihm ganz fremden Verhältnissen, in dem kleinen Industriestädtchen, wo man die Regierungsbehörde mit ihrem zahlreichen Personale, welche zunächst nur arge Wohnungsnoth und Vertheuerung aller Lebensmittel herbeiführte, keineswegs

willkommen hieß, nie recht heimisch zu werden, und wenn er gleich an den großen Arbeiten, welche damals die weitere Durchführung der Stein-Hardenberg'schen Reformen und der Klöstereinziehungen sowie die Nachwirkungen der französischen Occupation und der Kriegszeiten der Verwaltung verursachten, eifrig sich betheiligte, so war er doch sehr froh, als allmählich die Staatsbehörde sich zu einer Wiederaufhebung der Reichenbacher Regierung entschloß, und doppelt erfreut, als ihm 1820 die Gunst des Oberpräsidenten v. Merckel nicht nur das Verbleiben in dem ihm schnell liebgewordenen Schlesien, sondern auch eine Anstellung in der Landeshauptstadt Breslau verschaffte. Hier hat er dann fast 40 Jahre auf das segensreichste gewirkt, ohne daß ihn mehrfache vortheilhafte Anerbietungen von auswärts, wie z. B. 1832 der Bürgermeisterposten in seiner Vaterstadt Görlitz, hätten fortziehen können, schon weil das Vertrauen und die Freundschaft seines Chefs Merckel ihn hier festhielten. Dieser hatte ihm bereits 1825 die Bearbeitung der Oberpräsidialgeschäfte übergeben, und dadurch trat er nun in nähere Beziehungen zu der Provinzialvertretung und den verschiedenen provinzialständischen Instituten. An der Gründung der Provinzial-Irrenanstalten zu Leubus und Brieg, an der Errichtung des Breslauer Ständehauses hat er einen hervorragenden Antheil, und die Provinzial-Feuersocietäten sowie das Leubuser Landesgestüt, verdanken seiner Fürsorge und gewissenhaften Verwaltung Vieles. Seit er 1834 Oberregierungsrath, Vorsitzender der Abtheilung für Kirchen und Schulen an der Breslauer Regierung und Mitglied des Consistoriums geworden, erweiterte sich sein Wirkungskreis noch, und mit dem lebhaftesten Interesse bearbeitete er speciell noch die Kirchensachen in dem altpreußischen Geiste der Aufklärung und Toleranz. Auch das Amt eines Censors hat er bis 1848 verwaltet. Bei seinem vielseitigen Interesse nahm er an dem wissenschaftlichen Leben Breslaus eifrig Theil im Kreise der vaterländischen Gesellschaft (im Präsidium seit 1854) und vor allem als Herausgeber der 1785 begründeten schlesischen Provinzblätter seit 1826, wo dann seine zahlreichen, allzeit wissenschaftlich wohlfundirten Aufsätze, deren bedeutendster der über die Aufhebung des Jesuitenordens (Provinzbl. 1836) sein dürfte, als wirkliche Bereicherungen dieser damals sehr angesehenen Monatsschrift angesehen werden konnten. Eine besondere Liebhaberei Sohr's war die Obstbaumzucht, die er nicht nur eifrig gefördert, sondern auch selbst und mit großem Erfolge getrieben hat. Nachdem er 1857 sein 50jähriges Dienstjubiläum mit verhältnißmäßiger Rüstigkeit gefeiert, nöthigte ihn bald darauf ein fortschreitendes Gehörleiden zum Rücktritt aus dem Amte, worauf er 1858 zum Ehrenmitgliede des Breslauer Regierungscollegiums ernannt ward. Am 11. October 1861 starb er zu Breslau, ein halbes Jahr nach dem Tode seiner treuen Lebensgefährtin.

Ed. Cauer, W. H. Sohr, neues Lausitzisches Magazin XXXIX.

Grünhagen.

Soiron: Alexander v. S., badischer Parlamentarier, wurde am 2. August 1806 in Mannheim geboren. Der Vater war dort kurpfälzischer Regierungsrath, später badischer Postdirector. S. besuchte das Lyceum der Vaterstadt, studirte in Heidelberg und Bonn die Rechte, bestand 1829 in Karlsruhe die juristische Staatsprüfung, prakticirte in Krautheim, Heidelberg, Mannheim und wurde hier 1834 zum Oberhofgerichtsadvocaten ernannt. Da er auch in der Presse in liberalem Sinne thätig war, so wählte ihn 1835 die Stadt Lahr in die zweite Kammer. Hier stellte er alsbald einen Antrag auf Uebertragung der Polizeistrafgewalt und der freiwilligen Gerichtsbarkeit an die Gerichte und nahm wesentlichen Antheil an allen wichtigen Verhandlungen. Auf dem Landtage von 1846 wiederholte er jenen Antrag und trat der unter Hecker sich bildenden radicalen Partei entgegen. Nach Ausbruch der deutschen Bewegung von 1848 ist

Soiron's Name mit verschiedenen Vorgängen in derselben eng verknüpft. Er gehörte zunächst zu den 51 Liberalen aus verschiedenen deutschen Staaten, welche am 5. März in Heidelberg das Vorparlament beriefen; sodann zu denjenigen, welche am 9. März eine Volksversammlung aus ganz Baden nach Offenburg einluden, um die freiheitlichen Bestrebungen des deutschen Volks zu einigen. Besorgt wegen einer Trübung der Bewegung durch die Radicalen, bewirkte er, daß seine Parteigenossen, um diese nicht zu reizen, von dem monarchisch-constitutionellen Programme absahen, welches ein Ausschuß jener Heidelberger Versammlung dem Vorparlament hatte vorlegen wollen. In letzterem führte er am 3. April den für die Geschicke der deutschen Nationalversammlung bedeutungsvollen Beschluß herbei, daß „einzig und allein" dieser Versammlung die Entscheidung über die künftige Verfassung Deutschlands zu überlassen sei. Zwar gründete er diesen Antrag „laut und offen vor dem deutschen Volke" auf den „Grundsatz der Volkssouveränetät im höchsten Maße", er gedachte aber durch diese Fassung mehr die Radicalen zu gewinnen, in deren Bestrebungen er die größte Gefahr erblickte, als die Mitwirkung der deutschen Fürsten unbedingt ausgeschlossen zu sehen, es solle dem Parlamente in jenem Punkte bloß nicht vorgegriffen werden. Obwohl hierauf die Mehrheit den Antrag in diesem Sinne annahm, gelang es ihm, die Republikaner zum Wiedereintritt in die Versammlung zu bewegen. Eine Folge dieses seines Auftretens war seine Wahl zum Vorsitzenden des 50er Ausschusses. In dieser Stellung verfuhr er mit größter Umsicht. Namentlich ging er mit Erfolg darauf aus, zur Vermeidung von Ausschreitungen der Republikaner, deren Vertrauen sich möglichst lange zu erhalten. Offener trat er mit seinen Gesinnungen gegen letztere schon am 26. April hervor in einem Berichte, welchen er über Verhandlungen mit Mitgliedern des Bundestags bezüglich einer zu errichtenden deutschen Centralgewalt an den 50er Ausschuß erstattete. Reactionsgelüsten, so führte er hier aus, könne am besten entgegengetreten werden, wenn für Niederhaltung der Anarchie durch eine kräftige Hand gesorgt werde. „Ich gestehe offen, daß wir in der Stellung, welche das deutsche Volk sich errungen hat, conservativ sein müssen, denn die Anarchie wird uns unsere Rechte, Freiheiten und Gesittung rauben". In demselben Sinne begab er sich an der Spitze einer Abordnung des 50er Ausschusses nach Karlsruhe, um die Stände zu einer entschiedenen Vertrauenserklärung für das Ministerium in der Verfolgung des Aufstandes zu veranlassen. So erkennen denn auch alle Schriftsteller über diese Episode in Frankfurt an, es sei hauptsächlich Soiron's kluger und besonnener Leitung zu verdanken, daß die 50er ihre schwierige Aufgabe ehrenvoll lösten, indem er mit Takt den Mittelweg zwischen schwankenden Extremen verfolgte. In der Nationalversammlung den Wahlbezirk Heidelberg vertretend, wurde er jedoch nicht zum provisorischen Vorsitz zugelassen, zu welchen der Entwurf der Geschäftsordnung ihn als Vorsitzenden jenes Ausschusses berief, es ward vielmehr ein Alterspräsident vorgezogen. Bei der Wahl eines endgültigen Präsidenten hielt nur die Linke zu ihm, dagegen wurde er mit 341 von 397 Stimmen für die ersten 4 Wochen und auch am 31. Mai mit 408 von 518 Stimmen zum ersten Vicepräsidenten gewählt. Nach seinem Beitritt zum Casinoclub verfolgte ihn jedoch die Linke mit um so größerem Haß, je mehr Zutrauen sie bisher in ihn gesetzt hatte. Er pflegte mit Ruhe, Gewandtheit und Energie zu präsidiren; doch sind auch Fälle vorgekommen, in welchen ihm starke Ungeschicklichkeiten, und nicht bloß von seinen Gegnern, vorgeworfen sind. Der Linken hat er die versuchten Uebertretungen der Geschäftsordnung so erschwert, daß sie bei seiner vierten Wiederwahl zu Protocoll erklärte, sie lehne jede Schuld an den Nachtheilen derselben ab. Er nahm nun nicht wieder an und Simson wurde sein Nachfolger. Präsidirt hat er auch der großen Partei-

versammlung, welche am 25. Juni über die Frage der provisorischen Centralgewalt entschied. Neben Bassermann Vorsitzender des Verfassungsausschusses, ging er hier besonders auf Zurückdrängung theoretischer Vorschläge aus. Um in dieser Stellung zu bleiben, hat er wiederholt das badische Justizministerium abgelehnt. Auch bei Berathung des Welcker'schen Antrags am 3. April 1849 trat seine praktische Richtung hervor, indem er sich am entschiedensten gegen Zugeständnisse an die Linke aussprach, weil hierdurch nach einer anderen Seite hin das Spiel leicht verdorben werden könnte. Als nach Beschließung der Verfassung schwere Verlegenheiten für das Parlament entstanden, hat er in seinem nüchternen Sinne zur Einhaltung von Besonnenheit und Mäßigung viel beigetragen. Mehrere weitgehende Anträge hat er durch geschickt verschiebende Behandlung verdrängt. Den Heremann'schen Antrag auf Uebertragung der Gewalt an den Reichsverweser, damit dieser sofort den ersten verfassungsmäßigen Reichstag behufs Aenderung der Verfassung berufe, hat S. verdrängt, damit man in diesem Augenblicke nicht Oesterreich gefällig werde. Selbst im Casinoclub hat er mehrmals durch verständige Reden überstürzende Vorschläge niedergehalten und als die Freunde Preußens im Parlament sich mit dem Austritt trugen, ist er unermüdlich gewesen in Ermahnungen zum Ausharren. Sein letzter Versuch in dieser Beziehung bestand in dem Vorschlage, statt einer Erklärung über den Austritt, eine solche über die Gründe des Verbleibens zu erlassen. Auf der Zusammenkunft in Gotha zeigte er nicht viel Hoffnung mehr für die deutsche Reform. Doch nahm er als Mitglied des Volkshauses für Mannheim noch Theil am Parlament in Erfurt. Auch hier war er Vorsitzender des Ausschusses für die Verfassung. Diese in einer Rede vom 12. April zur unveränderten Annahme empfehlend, trat er zum letzten Male politisch auf. Seit 1851 war er wieder in Mannheim als Anwalt beschäftigt. Er starb am 6. Mai 1855 in den Anlagen von Heidelberg, auf der Rückkehr von einem mit H. v. Gagern, den er dort besuchte, gemachten Spaziergange. Am 8. Mai ist er in Mannheim beerdigt. — Haym (D. d. Nat.-Vers.) urtheilt über ihn: „Wenn er sprach, so ward man inne, daß die Politik zu 9/10 in gesundem Menschenverstand besteht. Umstände machte er weder mit den Menschen, noch mit den Worten. Sein Raisonnement hielt sich ganz in der Nähe des wirklichen Lebens, daher war es so eindringlich und populär." Bei Biedermann heißt es: „S. ist der Mann des Moments, des unmittelbaren Handelns und Zugreifens." Beseler bezeichnet ihn als „Mann von unverwüstlicher geistiger Frische, den incarnirten gesunden Menschenverstand." In den v. Boddien'schen Parlamentscaricaturen ist er als Laubfrosch dargestellt, der auf den Präsidentenstuhl steigend, stets Sturm bringt. — Nekrolog in „Allgem. Ztg." 1855. Nr. 130 und 132.

Die Schriften über die deutsche Nat.-Versammlung und Weech, Badische Biographien II, 301. Heidelberg 1875. — Des deutschen Volkes Erhebung S. 433 (mit Bild). — G. Struve, Diesseits und jenseits des Oceans. Heft 2. S. 86. Koburg 1864.

Wippermann.

Solbrig: Christian Gottfried S. (wie nach den Leipziger Kirchenbüchern seine Vornamen gelautet haben müssen, die er später wahrscheinlich eigenmächtig in Karl Friedrich verändert hat), Declamator, wurde als Sohn des Bürgers und Weißbäckers Joh. Gottfr. Solbrig und dessen Ehefrau Christiane Elisabeth geb. Meißner in Leipzig (wahrscheinlich am 7. November, in den Kirchenbüchern ist nur der Tauftag eingetragen und als solcher der 13. November, ein Sonntag, bezeichnet) im November 1774 geboren. Er sollte, wie sein Vater, Bäcker werden, ging aber bald zur Oekonomie über, fing dann einen Pferdehandel an und widmete sich schließlich, als er auch damit kein Glück hatte, dem

Theater. Bereits in Baireuth, wo er den ersten Versuch wagte und auch als Declamator auftrat, erntete er Beifall, so daß er sich nun ausschließlich der Kunst zuwandte. Nachdem er wieder mehrere Jahre in Leipzig gelebt hatte, trat er in Prag, Breslau, Dresden und vielen anderen Orten Deutschlands als Declamator und Lehrer der Declamirkunst auf. Von 1822 an lebte er dann wieder in Leipzig (das Leipziger Adreßbuch führt ihn von 1822—1838 auf), wahrscheinlich jedoch immer wieder kleinere oder größere Gastreisen unternehmend, bis er am 14. October 1838 in Braunschweig starb.

S. war weniger Schauspieler als Declamator; er suchte die bedeutendsten Schauspieler seiner Zeit in Stimme und Geberde nachzuahmen oder auch durch vielfachen Wechsel der Stimme im Vortrag von kleinen, besonders komischen Stücken mit zahlreichen Personen zu wirken, wozu ihm besonders der Kotzebue'sche Almanach dramatischer Spiele jedes Jahr reichen Stoff bot. Als er einmal, wie er selbst berichtet, weniger Ausbeute für seine alleinige Aufführung passend in dem Almanach fand, schuf er sich selbst ein paar geeignete Stücke, die beiden Possen „Die Dorfschule. Eine charakteristische Posse in einem Akte nach Erhard" (zuerst gegeben in Dresden, den 8. März 1812) und „Die Judenschaft in der Klemme. Eine Posse in einem Akte. Seitenstück zu Unser Verkehr (von K. B. A. Sessa). Nach einer wahren Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege frei bearbeitet" (zuerst in einem Declamatorio gegeben in Leipzig, den 25. December 1811), beide zuerst 1818 und in zweiter, vermehrter und verbesserter Ausgabe 1825 als „Dramatische Possen von C. F. Solbrig" erschienen und 1826 um einen zweiten Band, enthaltend: „Die Stadtschule. Seitenstück zur Dorfschule" und „Die Braunschweiger Wurst oder böse Beispiele verderben gute Sitten. Jüdischer Schwank, als Sprüchwort behandelt, nach Jul. von Voß" vermehrt. Auch ein Trauerspiel in 3 Aufzügen „Vaterliebe oder der Engländer in Amerika" (1811) erschien von ihm. Diese seine eigenen dramatischen Werke haben als solche wenig Werth, sie können einzig und allein als Mittel zum Zweck, nämlich der Recitation, betrachtet werden. Auch gab S. einen „Almanach der Parodien und Travestien" (1816) heraus. Sehr zahlreich sind seine Anthologien, Sammlungen von Prosastücken und Dichtungen, mit Anmerkungen und Anweisungen zum declamatorischen Vortrag, für Schulen und zum Selbstunterricht.

Er ließ in diesen Büchern die zu betonenden Stellen mit gesperrter Schrift drucken und gab dazu Erläuterungen wie z. B. zu Friedr. Kind's „Der Christabend" (in „Solbrig's Declamatorisches Lesebuch. Ein Lehr-, Lern- und Sittenbuch für Schulen und zum Selbstunterricht; mit Erläuterungen über den Vortrag", 1832) unter anderen folgende: Ton ängstlicher Besorgniß; daher die Stimme weniger fest. — Die Worte „Soll ich mich zurücke wagen u. s. w." sind im Tone der Ueberlegung, Unentschlossenheit verrathend, vorzutragen. — Mit freudiger Bewunderung, in gut gehaltenen Pausen, welche dem Anschauen des jedesmaligen Gegenstandes vorangehen; die Aeußerungen selbst fordern ein schnelleres Zeitmaß. — Von einem Seufzer begleitet. — Mit Gefühl der Theilnahme. —

Eine Aufzählung von Solbrig's Anthologien bringt der Neue Nekrolog der Deutschen Bd. 16, S. 1154 ff., vgl. ferner Allgem. Theaterlexikon, hrsg. von Blum, Herloßsohn, Marggraff und Goedeke's Grundriß.

Max Mendheim.

Solbrig: Karl August v. S., Irrenarzt, geboren zu Fürth am 17. September 1809, † zu München am 31. Mai 1872. Als Sohn eines praktischen Arztes besuchte er die Vorschulen seiner Vaterstadt, sodann das Gymnasium zu Ansbach und widmete sich auf der Universität München dem Studium der Medicin. Nach dem üblichen Bildungsgange — 1831 wurde er zum Doctor

promovirt (Dissertation: De medicamentorum doctrinae fundamento), 1833 absolvirte er die Universitätsprüfung und 1835 das Staatsexamen — bewarb er sich um ein Reisestipendium, um sich über den Stand des Irrenwesens in Deutschland, Frankreich und Belgien zu unterrichten. 1836 führte er diese Reise aus, auf welcher er nicht nur die Einrichtungen der verschiedenen Irrenanstalten dieser Länder eingehendst studirte, sondern auch in anregenden, persönlichen Verkehr zu den damaligen Autoritäten der Psychiatrie trat. Seine Hoffnung, nach der Rückkehr die erworbenen Kenntnisse in der projectirten ersten baierischen Irrenanstalt zu Erlangen verwerthen zu können, blieb vorerst unerfüllt, da die Ausführung sich von Jahr zu Jahr verzögerte und so ließ er sich zunächst zu Fürth als praktischer Arzt nieder. Von dort aus wurde er später mit der Organisation der neuen Anstalt betraut und nach ihrer Fertigstellung 1846 zum Vorstand und Oberarzt derselben ernannt. In dieser Stellung entfaltete er nicht nur ein höchst gedeihliches ärztliches und administratives Wirken, es bot sich ihm vielmehr auch bald Gelegenheit durch seine 1849 erfolgte Ernennung zum Professor honor. an der Universität als Lehrer seines Specialfaches thätig zu sein. Bei der Errichtung von Irrenanstalten in den anderen baierischen Kreisen war er vielfach Berather der Staatsregierung. Die dankbarste Aufgabe, die er auch aufs glücklichste löste, fiel ihm zu, als er den Auftrag erhielt, für Oberbaiern Programm und Bauplan zu einer neuen Anstalt in München zu entwerfen. 1859 übernahm er die Leitung dieser wesentlich nach seinen Angaben hergestellten Anstalt, welche nach den damaligen Anforderungen als Musteranstalt gelten konnte. Gleichzeitig wurde er wieder Honorarprofessor der Universität München. 1864 erhielt er einen Ruf nach Berlin als ordentlicher Professor der Psychiatrie und gerichtlichen Medicin, Director der Irrenabtheilung der Charité und Referent des Irrenwesens im Ministerium. Als er ablehnte, wurde er mit dem Hofrathstitel ausgezeichnet und zum ordentlichen Professor der psychiatrischen Klinik, welche er bereits seit 1861 leitete, befördert. Einige Jahre später erfolgte seine Nobilitirung durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Civilverdienstordens der baierischen Krone.

Die litterarische Thätigkeit Solbrig's beschränkte sich auf einzelne Journalartikel in den Fachblättern meist casuistischen und statistischen Inhalts, selbständig erschien als Broschüre eine forense Studie „Verbrechen und Wahnsinn", in der Beilage der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte er „Psychiatrische Briefe" und „Die Geisteskrankheit im Zusammenhang mit der jeweiligen Kulturbewegung".

Vgl. Aerztliches Intelligenzblatt 1872 Nr. 38, Seite 494.

Vandorf.

Soldan: Philipp S., ein hervorragender hessischer Formschneider und Bildhauer aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, über dessen Lebensumstände, Lehrmeister &c. bisher nichts zu ermitteln gewesen ist, während sich von seiner künstlerischen Thätigkeit in hessischen Bauwerken und Gußarbeiten einige Reste erhalten haben, zu denen sich durch neuere Untersuchungen einige Notizen und Nachweise aus alten Baurechnungen, in denen er 50 Jahr lang nachweisbar ist, gesellt haben. Außer den überaus reichen und schönen Balkenköpfen der Emporen in der Pfarrkirche zu Frankenberg in Sachsen sind eine Anzahl von ihm modellirter, mit reichem künstlerischem Schmuck versehener Ofenplatten auf uns gekommen, welche von dem Conservator der hessischen Alterthumssammlung in Marburg eingehend behandelt und photographisch nachgebildet worden sind.

Vgl. L. Bickell, Die Eisenhütten des Klosters Haina und der dafür thätige Formenschneider Philipp Soldan von Frankenberg, Marburg 1889.

Georg Winter.

Soldan: W. G. S., tüchtiger Pädagog und Historiker, entstammt einer alten hessischen Gelehrtenfamilie, war seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts Gymnasiallehrer an dem großherzoglichen Gymnasium in Gießen, an welchem er bis kurz vor seinem Tode wirkte. Neben seiner amtlichen Thätigkeit widmete er sich mit großem Eifer und Erfolge geschichtlichen Studien, deren Ergebnisse er in einer Anzahl hervorragenderer Werke veröffentlichte. Am bekanntesten und verbreitetsten unter denselben ist seine „Geschichte der Hexenprocesse", die sich noch heute, fast ein halbes Jahrhundert nach ihrer Entstehung, allgemeinen Ansehens unter den Gelehrten, wie infolge ihrer anregenden und formgewandten Darstellung auch unter den Laien erfreut. (1. Auflage Stuttgart 1843. Eine zweite Auflage wurde nach Soldan's Tode von dessen Schwiegersohn Heppe vorbereitet; allein auch er starb vor der Vollendung der Neubearbeitung, so daß die neue Auflage von seiner Frau, Soldan's Tochter Henriette, veröffentlicht werden mußte. 2 Bände 1880.) Das Werk behandelt mit großer Sach- und Quellenkenntniß die traurigen Erscheinungen des menschlichen Aberglaubens von Zauberei und Hexenwesen und hat zum ersten Male die Ansicht quellenmäßig begründet, daß dieser Wahn im Abendlande aus orientalischen Quellen erwachsen sei. Diese Ansicht ist mit einer Belesenheit in den Quellen und überhaupt mit einer allgemeinen Gelehrsamkeit begründet, wie sie selten auf einen so speciellen Gegenstand verwendet worden ist. Auch die entlegensten Beweismittel hat der Verfasser herangezogen, und man wird sagen dürfen, daß trotz der massenhaften Veröffentlichungen archivalischen Stoffes, welche seit der ersten Auflage seines Werkes über diesen Gegenstand erschienen sind, dennoch die von ihm begründete Auffassung des Gegenstandes noch heute die Grundlage der weiteren Forschung bildet und nur in minder bedeutenden Einzelheiten widerlegt bezw. ergänzt worden ist. Zwei Jahre nach diesem Werke trat er mit einem anderen, zunächst in wesentlich polemischer Absicht verfaßten Werke („Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Mit einer Einleitung". Leipzig 1845) hervor. Dasselbe war angeregt durch eine Arbeit Augustin Theiner's, welcher aus der Geschichte einiger Bekehrungen deutscher protestantischer Fürsten zum Katholicismus, welche zu ihrer Zeit großes Aufsehen gemacht hatten, Capital schlug, um die Vorzüge der katholischen vor der evangelischen Kirche zu erweisen. Theiner war dabei in der Begründung seiner Ansicht mit den Quellen zum Theil sehr willkürlich umgesprungen, hatte z. B. eine 2 Jahre vor dem Uebertritt des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg erschienene Schrift, in welcher die Vorzüge der katholischen Kirche vor jeder anderen dargethan wurden, dem Herzog selbst zugeschrieben, während sie nachweislich nicht von diesem stammte 2c. In glänzender, zu einer neuen Darstellung des Gegenstandes auswachsender Polemik, bei der er sich namentlich auf eine von ihm im Wetzlarer Archiv gefundene neue Quelle stützte, widerlegte S. die Ansichten Theiner's. Das Buch ist ein Muster der Verbindung einer schlagfertigen Polemik mit positiver Neuschöpfung. Nach der Vollendung dieser Arbeit widmete er sich 10 Jahre lang eindringenden Studien über die Geschichte des Protestantismus in Frankreich, aus denen sein im J. 1855 erschienenes Werk: „Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX." 2 Bände, erwuchs. Endlich hat er noch in den Programmen des Gießener Gymnasiums eine Reihe localgeschichtlicher Forschungen, namentlich über die Geschichte des hessen-darmstädtischen Städtchens Alsfeld veröffentlicht. Auch an der politischen Entwickelung seines engeren Vaterlandes hat er sich als darmstädtischer Landtagsabgeordneter lebhaft betheiligt. Zur Ausübung seines Mandats wurde er zeitweilig, von Ostern 1867 an ständig von seiner amtlichen Thätigkeit beurlaubt. Am

17. October 1868 in den Ruhestand versetzt, starb er am 16. Januar 1869 in Gießen.

Die biographischen Notizen nach Gießener Programmen.

Georg Winter.

Soldner: Johann Georg v. S., geboren 1776 und gestorben 1833, war vorzugsweise als wissenschaftlicher Leiter der baierischen Landesvermessung und als erster Vorstand und Organisator der neuen königlichen Sternwarte in Bogenhausen bei München, aber auch als scharfsinniger Mathematiker bekannt, dessen Rath und Beistand der berühmte Optiker Joseph v. Fraunhofer bei seinen theoretischen Arbeiten oft suchte und jederzeit fand. Sein eigenthümlicher Entwickelungs- und Bildungsgang verdient nicht minder als seine wissenschaftliche Bedeutung eine eingehende biographische Darstellung.

Johann Georg S. wurde am 16. Juli (nicht 16. Juni) des Jahres 1776 (nicht 1773 oder 1777) auf dem Georgenhofe bei Feuchtwangen geboren, den sein Vater, der Halbbauer Johann Andreas S., besaß. Die Eltern schickten den Knaben in die höchst mangelhaft eingerichtete Dorfschule zu Banzenweiler und hielten ihn früh zu landwirthschaftlichen Arbeiten an. Nach Soldner's eigenen, leider unwiederbringlich verlorenen Aufzeichnungen über seine Jugendjahre, die noch Schelling als Präsident der kgl. baierischen Akademie der Wissenschaften für seine am 26. März 1834 gehaltene Festrede benützen konnte, waren es Erzählungen benachbarter Bauern von den Operationen des Feldmessens und einige geometrische Notizen im alten Ansbacher Kalender des elterlichen Hauses, wodurch die Aufmerksamkeit des Knaben erregt und sein schlummerndes mathematisches Talent geweckt wurde. So geringe Anregung genügte ihm, eine Reihe geometrischer Lehrsätze zu erfinden, und seine Freude darüber war um so größer, je zuversichtlicher er sich, bei der Unbekanntschaft mit jeglicher Litteratur, für den ersten Entdecker und Besitzer derselben ansah. Mehrere dieser Lehrsätze und auch die Umstände, die ihn zur Entdeckung führten, hatte S. in der Erzählung seiner Jugendjahre bezeichnet, und nach der Versicherung seines astronomischen Amtsnachfolgers, Professors Lamont, der sie gelesen und Schelling mitgetheilt hatte, verdienten die sinnreichen Mittel Bewunderung, womit sich der jugendliche Geist die Bahn zur Auflösung mancher verwickelten Aufgabe brach. Durch seine Erfolge angefeuert, gab der Jüngling auch später, als ihn die bäuerlichen Arbeiten immer mehr in Anspruch nahmen, das Sinnen und Grübeln über mathematische Gegenstände nicht auf, und erst vollends nicht, seit es ihm gelungen war, sich aus kleinen Ersparnissen einige Lehrbücher anzuschaffen. Er stand schon im achtzehnten Lebensjahre, als sich endlich die Eltern durch ihn und den in Ansbach lebenden Physiker Yelin bewegen ließen, ihm zu gestatten, außer dem Hause wissenschaftliche Bildung zu suchen, zunächst bei Studienlehrern an der Lateinschule zu Feuchtwangen und dann bei Professoren des Gymnasiums zu Ansbach. Mit der auf dem Privatwege erworbenen sprachlichen Grundlage trat er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Berlin als Schüler des bei der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften angestellten Astronomen Bode ein, und schon nach wenigen Jahren konnte S. für die astronomischen Jahrbücher seines Lehrers mehrere litterarische Arbeiten liefern, deren Bedeutung im Zusammenhange mit den merkwürdigen Umständen seines Bildungsganges ihm bald Gönner und Freunde verschafften. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der damals noch über die erst kurz zuvor in seinen Besitz übergegangenen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth herrschte, bewilligte seinem inzwischen zum Doctor der Philosophie vorgerückten Landeskinde S. eine jährliche Unterstützung und übertrug ihm 1805, nachdem er einen Ruf als Director der Universitätssternwarte zu Moskau ausgeschlagen hatte, die schon erwähnte Triangulirung des

Fürstenthums Ansbach, an welche eine topographische Landesaufnahme angeknüpft werden sollte. Die Schlachten bei Jena und Auerstädt hatten für Preußen den Verlust der Markgrafschaften Ansbach und Baireuth und damit für S. die Einziehung der kurz zuvor erlangten Dienstesstelle zur Folge. Er kehrte wieder nach Berlin zurück und beschäftigte sich dort mit theoretischen Arbeiten über Astronomie und Geodäsie, bis er auf Antrag des Begründers der bairischen Parzellarvermessung, Geheimraths Joseph v. Utzschneider (s. d. Art.) mit höchster Entschließung seines nunmehrigen Königs Max Joseph von Baiern vom 26. Februar 1808 als Trigonometer der eben ins Leben getretenen Vermessungscommission berufen und beauftragt wurde, nach und nach die auswärtigen Messungsarbeiten des Professors Schiegg zu übernehmen, damit dieser desto ununterbrochener den Geschäften der Zusammenstellung der Steuerpläne sich widmen könne. Aber schon nach zwei Monaten (3. Mai 1808) rückte S. zum Assessor der genannten Stelle und nach drei Jahren (13. März 1811) zum Rath der Unmittelbaren Steuerkatastercommission vor, zu welcher die beiden seit 1808 gesondert bestandenen Steuercommissionen für Vermessung und Steuerrectification verschmolzen wurden. Inzwischen hatte er mit unermüdlicher Thätigkeit trigonometrische und astronomische Beobachtungen zum Ausbau und zur Orientirung des Hauptdreiecknetzes auf dem Erdsphäroide gemacht, für seine Mitarbeiter am Werke der Landestriangulation zweckmäßige Instructionen entworfen, die trigonometrischen Arbeiten der von 1801—1807 beim topographischen Bureau beschäftigten französischen Officiere genau geprüft und in einer am 5. Mai 1810 seiner vorgesetzten Stelle im Manuscript übergebenen und von dieser als Dienstgeheimniß behandelten Denkschrift über die Berechnung geodätischer Dreiecksnetze die vortrefflichen Rechnungsvorschriften begründet, die in Baiern noch heute unverändert, in Wüttemberg, Baden und Hessen mit geringen Abänderungen befolgt werden, und in den norddeutschen Staaten erst vor kurzem die verdiente Anerkennung der Geodäten gefunden haben.

Als eine gerechte Würdigung seiner mathematischen Forschungen bezeichnet ein allerhöchstes Decret vom 24. Februar 1813 die Ernennung Soldner's zum ordentlichen Mitgliede der hiesigen Akademie der Wissenschaften, sowie auch seine zwei Jahre später (26. November 1815) erfolgte Beförderung zum Hofastronomen und Vorstand der neu zu erbauenden und von ihm als Institut ersten Ranges einzurichtenden Sternwarte nur eine huldvolle Anerkennung seiner unbestreitbaren großen Verdienste um Theorie und Praxis der Astronomie und Geodäsie war. Zu dieser Aenderung der dienstlichen Stellung Soldner's hatte übrigens auch noch der Umstand beigetragen, daß schon damals die für das Hauptdreiecksnetz nothwendigeren schwierigeren geodätischen und astronomischen Arbeiten ihrer Vollendung entgegen gingen und S. wegen Athmungsbeschwerden von dem eine kräftige Gesundheit erfordernden Triangulationsgeschäfte sich zurückziehen mußte. Er hatte auch nicht versäumt, einen tüchtigen Nachfolger heranzubilden und dem Wunsche des königl. Finanzministeriums gemäß in die neue Stellung mit seinem bisherigen Titel eines königl. Steuerraths auch die Verbindlichkeit hinübergenommen, der königl. Steuerkatastercommission in allen wissenschaftlichen Fragen jederzeit mit seinem Beirathe treu zur Seite zu stehen.

Der letzteren Verpflichtung konnte er in der nächsten Zeit um so leichter nachkommen, als er in den ersten zwei Jahren in Verbindung mit Georg v. Reichenbach nur bei dem Entwurfe und der Ausführung der Sternwarte mitzuwirken und erst nach völliger Austrocknung ihres Mauerwerks, das ist am Ende des dritten Jahrs (September 1818) die für ihn bestimmte Wohnung zu beziehen und die kostbaren neuen Instrumente aus den Werkstätten von Utzschneider, Reichenbach und Fraunhofer aufzustellen und auf ihre Leistungsfähigkeit

zu untersuchen hatte. Diese mit eben so großer Gewissenhaftigkeit als Sachkenntniß durchgeführte Untersuchung hat wesentlich mit zu dem Rufe der genannten Werkstätten beigetragen, daß sie wahre Pflanzschulen der Feinmechanik seien, die nirgends ihresgleichen hätten.

Von dem Zeitpunkte an, wo S. die Gewißheit erlangt hatte, daß seine Instrumente den höchsten an sie zu stellenden Anforderungen Genüge leisten (mit dem Beginne des Jahres 1820), widmete er sich mit dem gleichen Eifer, wie zuvor der Geodäsie, nunmehr der praktischen Astronomie. Von seiner neuen Thätigkeit zeugen insbesondere die achtjährigen höchst sorgfältig angestellten Ortsbestimmungen von Fixsternen und Planeten, sowie die für eine von Paris ausgehende und über München sich erstreckende Längengradmessung mit dem Astronomen Nicolai unternommenen Versuche, die Bewegungen des Mondes zur Ermittelung geographischer Längenunterschiede zu benützen. S. hatte bereits begonnen, die eben erwähnten Ortsbestimmungen unter dem Titel „Astronomische Beobachtungen“ in fünf Bänden herauszugeben, und es waren schon zwei Bände erschienen, als gegen den Druck der übrigen von Seite einer akademischen Partei unter dem Vorwande ökonomischer Erwägungen Anstände erhoben wurden. Diese (nach mehreren Jahren allerdings nicht mehr geltend gemachten) Bedenken veranlaßten S. auf die weitere Veröffentlichung und Verwerthung seiner so schätzbaren Bestimmungen von Sternörtern zu verzichten. Es geschah dieses jedoch nicht, ohne daß sich seiner ein starker Unmuth bemächtigte, der noch erhöht wurde durch ein schmerzhaftes Leberleiden, das ihn zwang, alles weitere Beobachten aufzugeben. Nach zehnjährigen Anstrengungen überließ S. im J. 1828 seinem Assistenten und späteren Amtsnachfolger Lamont das Feld der Beobachtung, indem er sich mit der Leitung der Geschäfte der Sternwarte begnügte. Seine Kräfte verfielen zusehends mit der Steigerung des Leberleidens und am 13. Mai 1833 beschloß er sein einsames aber thätiges und wirkungsreiches Leben, tief betrauert von Freunden und Geschwistern, von denen zwei am 15. Mai Abends 6 Uhr von der königl. Sternwarte aus dem nach dem Bogenhausener Kirchhofe sich bewegenden Leichenzuge folgten. Seine Ruhestätte an der Westseite der Kirche bezeichnet eine prunklose Gedenktafel aus Stein.

S. erreichte ein Alter von nicht ganz 57 Jahren. Er lebte stets zurückgezogen, ihm genügte der Umgang mit wenigen erprobten Freunden. Zu diesen gehörte besonders Fraunhofer. Nach dem Zeugnisse Schelling's hegte S. für wahres wissenschaftliches Verdienst aufrichtige Achtung, dagegen war es ihm unmöglich, auch nur scheinbar mit denjenigen auf gutem Fuße zu leben, welche sich in Ermangelung wahrer Kenntnisse durch gehaltlose Schriften oder eingebildete Entdeckungen in den Vordergrund drängten. Er selbst, frei von aller Eitelkeit und dem Bestreben zu glänzen, arbeitete nur für die Wissenschaft und befaßte sich niemals mit populären Darstellungen, weil sie nach seiner Ueberzeugung der Wissenschaft nichts nützten. Bei solcher Richtung seines Wesens konnte er allerdings den Beifall der Dilettanten nicht gewinnen, aber die Achtung einheimischer und auswärtiger bedeutender Forscher und gelehrter Gesellschaften, wie auch sonstige Anerkennung fehlte ihm nicht. Im J. 1825 wurde er auf Friedrich Wilhelm Herschel's Vorschlag zum auswärtigen Mitgliede der astronomischen Gesellschaft in London ernannt, eine Ehre, deren sich nur die verdientesten Astronomen des Continents zu erfreuen hatten; in demselben Jahre verlieh ihm sein König das Ritterkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone, womit der persönliche Adelstand verbunden ist; und bald darauf erhielt er vom König von Frankreich die Decoration mit dem Ritterkreuze des Ordens der französischen Ehrenlegion.

Soldner's Schriften bis auf jene „Ueber die Berechnung eines geodätischen

Dreiecksnetzes und die Ermittelung der sphärischen Koordinaten der Dreieckspunkte", welche in dem Werke „Die Bayerische Landesvermessung in ihrer wissenschaftlichen Grundlage" (München 1873) abgedruckt ist und nachfolgend noch besprochen wird, sind sowohl in dem „Verzeichnis der an der K. Sternwarte bei München in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens (1820 mit 1869) erschienenen Publikationen" von Professor Lamont als in dem „Biographisch-literarischen Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften" von Poggendorff (II, 956) verzeichnet. Dieselben eingehend zu besprechen, würde sich an diesem Orte nicht eignen, für den es genügt, sie im allgemeinen zu charakterisiren und nur von einigen den Inhalt näher anzugeben. Was aber alle Schriftwerke Soldner's bei ihrer allerdings kleinen Anzahl auszeichnet, ist ihre Gründlichkeit und Originalität, mit der sie in höchst knapper aber klarer Ausdrucksweise nur Neues geben und es durchaus vermeiden, bereits Bekanntes auf neue Art zu behandeln.

Eine seiner ersten, bereits 1803 in Berlin verfaßten astronomischen Abhandlungen bezieht sich auf die relative Bewegung der Fixsterne, der er später auf seiner Sternwarte in Bogenhausen die schon erwähnte achtjährige angestrengte Beobachtungsthätigkeit gewidmet hat, mit der insoferne eine große Selbstverleugnung verbunden war, als Bestimmungen von Fixsternörtern dem ausführenden Astronomen zur Zeit ihrer Veröffentlichung und oft während eines langen Lebens kaum ein bischen Ehre einzutragen vermögen, so werthvoll sie auch sind; denn dieser Werth kann nur durch Vergleichung mit anderen Jahrzehnte hindurch angestellten vorausgehenden und nachfolgenden Beobachtungen erkannt werden.

Von Soldner's geodätischen Schriften sei hier zunächst der „Vorschlag zu einer Gradmessung in Afrika" genannt, den er im J. 1804 in Zach's Monatlicher Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde gemacht hat. Dieser Vorschlag ist heute noch beachtenswerth und eigentlich jetzt erst recht ausführbar, wo das große wissenschaftliche Unternehmen der europäischen Gradmessung besteht und das von S. ins Auge gefaßte Territorium, das Kongogebiet, unter den Schutz europäischer Großmächte gestellt ist. Hervorgerufen wurde der Vorschlag durch die Erwägung, daß die genaue Berechnung der geocentrischen Breite eines Sternorts, insbesondere des Mondes, wesentlich von der Abplattung der Erde abhängt, diese aber aus je zwei Gradmessungen anders gefunden wird, was auf eine Verschiedenheit der Meridiane selbst hindeutet. Streng genommen sollte man zur erwähnten Reduction die Abplattung des Meridians der Sternwarte kennen, auf der die Polhöhe des Sterns beobachtet worden ist; da man aber nicht für jede Sternwarte auf deren Meridian zwei Gradmessungen ausführen kann (eine am Orte selbst, die andere am Aequator), so müsse man sich begnügen, die Abplattung des mittleren Meridians von Centraleuropa zu finden und allen in Europa vorkommenden Berechnungen von geocentrischen Breiten zu Grunde zu legen. Der mittlere Meridian von Centraleuropa ziehe nun längs der Küste des Kongolandes hin, und darum solle man auf ihm die eine äquatoriale Gradmessung machen und die andere auf einer Sternwarte in Europa von gleicher geographischer Länge.

Unter Soldner's rein mathematischen Abhandlungen nimmt die im J. 1809 bei Lindauer in München gedruckte „Théorie et tables d'une nouvelle fonction transcendante" eine hervorragende Stelle ein. Sie handelt von den Integrallogarithmen und zeigt in einigen Fällen die Anwendung derselben auf Probleme der höheren Analysis. Veranlassung zur Erfindung und Bearbeitung der in Rede stehenden Function erhielt S. bei dem Entwurfe seiner schon erwähnten und sogleich näher zu betrachtenden Denkschrift über die Berechnung geodätischer

Dreiecksnetze, in der sie auch bei der Untersuchung der Eigenschaften der kürzesten Linie auf dem Sphäroide eine wichtige Rolle spielt.

Soldner's Verdienste um die wissenschaftliche Grundlage der bairischen Landesvermessung lassen sich auch nicht in allgemeinen Zügen einigermaßen anschaulich machen, wenn jede Voraussetzung mathematischer Begriffe ausgeschlossen bleiben sollte. Bei der folgenden Darstellung ist deshalb angenommen, daß dem Leser Zweck und Wesen einer Landestriangulation, auf welcher ebensowohl jede topographische Aufnahme, als jede zur Bestimmung der Erdgestalt dienende Gradmessung beruht, aus dem Unterrichte in der mathematischen Geographie bekannt sei. Der Leser weiß demnach, daß eine Reihe 70 bis 100 Kilometer weit von einander entfernter hervorragender Punkte eines Landes, die mit massiven Pfeilern bezeichnet sind, die sichtbaren Ecken jener geodätischen Dreiecke bilden, deren Projection auf eine dem Meeresspiegel concentrische Kugelfläche (die Vermessungskugel) das aus sphärischen Dreiecken bestehende Hauptdreiecksnetz des Landes ist. An dieses Dreiecksnetz muß die nachfolgende Fluraufnahme in ähnlicher Weise angeschlossen werden, wie etwa der Ausbau eines Hauses an die sein Gerippe bildenden Mauern und Balken, und deshalb hängt von der genauen Bestimmung der Lage der Hauptdreieckspunkte unter sich und gegen gewisse auf der Erdkugel gezogen gedachte und zur Orientirung dienende Kreise (den Meridian des Anfangspunkts der Vermessung und den Aequator der Erde) der Werth einer Landesvermessung in erster Linie ab. Eben darum ist auf die Messung sowohl als auf die Berechnung der einzelnen Stücke des trigonometrischen Netzes die größtmögliche technische Kunst und ein nicht gewöhnlicher Grad mathematischen Wissens und Scharfsinns zu verwenden. Die Messungen umfassen die Längenbestimmung einer Dreiecksseite als Grundlinie, die Ermittelung aller sphärischen Winkel des Netzes und die Bestimmung des Azimuths oder der Neigung einer Dreiecksseite gegen den Meridian des Anfangspunkts der Vermessung.

Bei Soldner's Eintritt in die Steuercatastercommission hatte Professor Schiegg die fränkische Grundlinie zwischen Nürnberg und Bruck mit einem neuen aus der Werkstätte von Reichenbach hervorgegangenen Basisapparate in einer für jene Zeit ganz ungewöhnlichen Schärfe gemessen, und er verwandte deshalb seine ganze Kraft auf möglichst genaue Bestimmung einer großen Anzahl von Winkeln und des Azimuths der Seite München-Altomünster. Die letztgenannte astronomische Arbeit führte S. im März und April des Jahres 1813 auf dem Anfangspunkt der bairischen Vermessung, der Spitze des nördlichen Frauenthurms in München, nach einer ihm eigenthümlichen Methode aus, welche an die Beobachtungen der größten östlichen und westlichen Abweichungen (Digressionen) des Polarsterns vom Nordpol der Himmelskugel anknüpfte. Als er sein Verfahren und insbesondere die Berechnungsweise seiner Messungen in den Denkschriften der Münchener Akademie der Wissenschaften veröffentlicht hatte, wurde von einem akademischen Collegen der Einwurf erhoben, daß die Methode nicht neu, sondern den französischen Astronomen Méchain und Delambre entlehnt sei; ein Einwurf, den nach Erscheinen des zweiten Theils der Soldner'schen Abhandlung über das Azimuth von Altomünster kein Geringerer als der Akademiker Delambre selbst, an dessen Schriften ein Plagiat verübt worden sein sollte, als einen ganz ungerechtfertigten öffentlich zurückwies. S. sah hierin eine solche Genugthuung für die ihm widerfahrene Verleumdung, daß er auf Zureden des Präsidenten seinen mehrere Jahre hindurch ausgesetzten Besuch der Klassensitzungen der Akademie der Wissenschaften wieder aufnahm.

Hätte S. außer seinen zahlreichen und mustergültigen Winkelmessungen und

der mehrfach erwähnten Azimuthbestimmung nichts weiter für die bairische Landesvermessung gethan — sein Name würde gleichwohl als der des geschicktesten und sorgfältigsten Beobachters in der Geschichte dieses großen und nützlichen Unternehmens fortleben. Durch seine mathematischen Abhandlungen aber und durch seine neue Methode, die sphärischen Dreiecke des Hauptnetzes und die geographische Breite und Länge aller ihrer Eckpunkte genauer als es vor ihm möglich war, zu berechnen und in die der Vermessungskugel möglichst gut angepaßten Einzelblätter der Gesammtaufnahme des Landes einzutragen, hat er sich als scharfsinniger Mathematiker und zugleich als ein Geodät ersten Ranges erwiesen und den Anspruch auf Anerkennung seiner Landesregierung wie seiner Fachgenossen erworben. Bis auf S. wurden nämlich die geodätischen Dreiecke nach einem von Delambre angegebenen Verfahren berechnet, das darin bestand, die sphärischen Winkel eines Kugeldreiecks auf die ebenen Winkel seiner Sehnen zurückzuführen und damit die Längen der Sehnen statt der Bögen zu bestimmen. Diese für die französische Gradmessung erdachte und dafür auch völlig brauchbare Rechnungsmethode ließ sich aber nicht auf eine Landesvermessung anwenden, welche die Kenntniß der Bogenlängen der Dreiecke forderte, um damit die kreisförmigen senkrechten Abstände aller Dreieckspunkte einerseits von dem Meridian des Anfangspunkts der Vermessung (die Ordinaten) und andererseits von dem kreisförmigen Perpendikel dieses Punkts (die Abscissen) zu finden, welche zur systematischen Verbindung des aus Vierecken zusammengesetzten Plannetzes mit dem trigonometrischen Netze deshalb erforderlich waren, um mittelst derselben (der Koordinaten) in jedes Einzelblatt des Plannetzes drei Punkte des Feldes eintragen und damit es selbst über diesen Punkten genau aufstellen und nach den Vermessungsaxen orientiren zu können.

Es mag auffallend erscheinen, daß zu Anfang unsers Jahrhunderts, wo doch die Vega'schen Logarithmentafeln zur Hand waren, die strenge numerische Berechnung sphärischer Dreiecke noch Schwierigkeiten bereitet haben soll. Gleichwohl war dieses der Fall, weil siebenstellige Logarithmentafeln den zu einer auf der Erdoberfläche gelegenen Dreiecksseite gehörigen Mittelpunktswinkel nur bis auf den zehnten oder höchstens zwanzigsten Theil einer Secunde genau liefern, während man ihn bis auf den tausendsten Theil dieser winzigen Größe kennen müßte, um hieraus mit Hilfe des Erdhalbmessers die Bogenlänge bis auf drei Centimeter genau zu berechnen. Denn da ein vom Mittelpunkt der Erde ausgehender Winkel von einer Secunde an der Erdoberfläche einen Bogen von mehr als dreißig Meter oder dreitausend Centimeter umfaßt, so gehört zu dem tausendsten Theil einer Secunde noch immer ein Bogen von etwas mehr als drei Centimeter. Soldner's Erfindung bestand nun in der Angabe eines Rechnungsverfahrens, das ohne jedes andere Hülfsmittel als eine von ihm entworfene Tabelle (die Additamententafel) gestattete, aus dem siebenstelligen Logarithmus des Sinus eines Bogens die Bogenlänge selbst bis auf einen Centimeter richtig und folglich so genau zu berechnen, als man nur immer wünschen konnte. Was von der Berechnung der sphärischen Dreiecksseiten gilt, läßt sich auch von den kreisförmigen Koordinaten sagen, auf welche S. seine, ein so einfaches und klares Bild der gegenseitigen Lage der Dreieckspunkte gewährendes Plannetz der bairischen Landesvermessung und damit die nach ihm benannte (jedoch nur auf ein Stück der Erdoberfläche von sehr mäßiger Ausdehnung anwendbare) Kartenprojection gegründet hat. (Wie es kommt, daß weder S. noch Bohnenberger, der Leiter der württembergischen Landesvermessung, der Legendre'schen Methode geodätische Dreiecke zu berechnen gedenken, obwohl sie ihnen, die aus den Jahren 1787 und 1806 stammt, bekannt sein mußte, ist nicht anzugeben, da sich keiner von beiden hierüber geäußert hat.)

Theorie und Erfahrung lehren, daß kein geometrisches Netz der Kugelfläche so gut sich anschließt, als das von S. für die bairische Landesvermessung angegebene; in keines lassen sich die trigonometrisch bestimmten Punkte so bequem und sicher eintragen, als in dieses, und darum gewährt auch kein anderes eine so zuverlässige Grundlage der Detailvermessung als das bairische. Erwägt man dies und vergegenwärtigt sich, daß Utzschneider die damals eben erfundene Lithographie den Katasterzwecken dienstbar machen und auf rein mechanischem Wege die Fluraufnahme von den Originalplänen auf Stein übertragen ließ, was mit wunderbarer Präcision geschah und heute noch geschieht, so begreift man wohl, daß die bairische Katastervermessung sofort nach ihrem Bekanntwerden die ehrenvollsten Anerkennungen im In- und Auslande fand. So die des großen Astronomen und Mathematikers Laplace, welcher schon im J. 1817 in einer Sitzung des französischen Senats, dessen Mitglied er war, unsere Landesvermessung als die vorzüglichste aller bis dahin ausgeführten pries und seinen Landsleuten zur Nachahmung empfahl. In gleich günstiger Weise sprachen sich später die Präsidenten der geographischen Gesellschaft zu London und des internationalen statistischen Congresses zu Brüssel aus.

Diese wohlverdienten und gewichtigen Anerkennungen galten, wie man nicht stark genug betonen kann, lediglich den grundlegenden Operationen für die Messungen und den technischen Einrichtungen für die Uebertragung der Originalaufnahmen auf Stein und deren Abdruck, wie sie durch das einheitliche Zusammenwirken Soldner's und Schiegg's, Senefelder's und Mettenleitner's mit Utzschneider geschaffen wurden; sie galten aber nicht der damals üblichen und in Ermangelung einer besseren auch von S. gebilligten rein graphischen (nur mit dem Meßtische ausführbaren) Methode der Fluraufnahme, welche sich inzwischen längst überlebt hat und deshalb auch überall, wo man wahren wissenschaftlichen Fortschritt zu würdigen versteht, durch ein auf trigonometrischen Principien beruhendes analytisches Verfahren (die Polygonisirung) ersetzt ist.

Was S. für die mathematische Grundlage der bairischen und damit jeder anderen rationellen Landesvermessung gethan, hat sich neben den späteren noch größeren Leistungen von Gauß und Bessel im Gebiete methodischer Ausgleichung der auch den allerschärfsten Messungen noch anklebenden unvermeidlichen Beobachtungsfehler bis auf den heutigen Tag erhalten und wird stets einen wesentlichen Bestandtheil der höheren Geodäsie bilden. Ja Soldner's Koordinatensystem findet erst jetzt, wo man sich in allen großen Gemeinwesen des deutschen Reichs zu Neuaufnahmen der Städtepläne in großem Maßstabe gezwungen sieht, die verdiente allgemeine Anerkennung. Für das aber, was von der bairischen Landesvermessung sich überlebt hat, die Meßtischaufnahme, kann ihn, zu dessen System sie nicht gehörte, ebenso wenig eine Verantwortung treffen, als den Anhängern der alten Schablone ein Lob für Anordnungen und Einrichtungen gebührt, die lange vor ihnen wissenschaftlich gebildete Männer und erfindungsreiche Köpfe für immer geschaffen haben.

Vgl. des unterzeichneten Verfassers Rectoratsrede über J. G. v. Soldner vom 27. Juli 1885 (München, bei Franz) und die Festrede Schelling's zum 75. Jahrestage der K. B. Akademie der Wissenschaften; weitere Aufschlüsse lieferten die Personalacten Soldner's und amtliche Mittheilungen des königl. protest. Pfarramts in Feuchtwangen und des k. Studienrectorats in Ansbach.

Bauernfeind.

Solenander: Reiner S., Arzt, geboren zu Büderich am Niederrhein 1524, empfing die erste Schulbildung in dem benachbarten Wesel, studirte, mit Unterstützung seines Landesherrn, des Herzogs Wilhelm III. von Jülich-Cleve-Berg, Heilkunde drei Jahre in Löwen und sieben Jahre in Bologna, Pisa,

Rom, Neapel und auf einigen französischen Hochschulen. Er kehrte nach der Heimath zurück und gewann als Arzt bald solches Ansehen, daß der Herzog 1559 den 35jährigen zum Leibarzt ernannte. Als solcher begleitete er seinen Herrn unter andern 1566 auf den Reichstag zu Augsburg und 1573 nach Königsberg, wohin der Herzog seine Tochter Maria Eleonora zur Vermählung mit dem Herzog von Preußen, Albrecht Friedrich, führte. Zahlreich sind die Zeugnisse der Zeitgenossen, aus denen hervorgeht, daß S. hohes Ansehen genoß als Arzt und Mensch und daß bedeutende Männer, mit denen er in Berührung kam, ihm ihre Freundschaft schenkten. Seine Schriften sind: „Apologia qua Julio Alexandrino respondetur pro Argenterio.“ Florenz 1556; „De caloris fontium medicatorum causa et temperatione libri duo.“ Leyden 1558; „Consiliorum medicinalium sectiones quinque.“ Leyden 1571 und Hanau 1609. Diese mir in der zweiten Auflage vorliegende Schrift, ein starker Folioband, zeigt den Verfasser als der rohen und abergläubischen Heilkunde jener Zeit weit voraus. Mehr aber als durch schriftstellerische Thätigkeit ist er eine bleibende Zierde seines Standes dadurch geworden, daß er der Versuchung mannhaften Widerstand leistete, in einem Staatsverbrechen der herrschenden mächtigen Partei behilflich zu sein. Das war, als am cleveschen Hofe der Humanismus der spanisch-katholischen Reaction weichen mußte. Die Herzogin Jacoba (s. A. D. B. XIII, 567 f.) stand ihr im Wege, und das Haupt der spanischen Partei, der Hofmarschall Wilhelm von Waldenfels, gen. Schenckern, forderte S. auf, die Herzogin zu vergiften. In der ablehnenden Antwort an den Hofmarschall vom 6. Jan. 1595 sagte er so: „. . . . . die Herzogin ist noch nicht gehörlicher Maßen verurtheilt, einen aber mit dergleichen Tranck und Süpplein hinzurichten, ist ärger und unverantwortlicher, als jemand mit dem Schwerte tödten lassen. Ich gewiß wolte lieber meines Amtes ja Lebens verlustig werden, als dazu behülflich seyn, und meiner bisher von Gott reich gesegneten Kunst solchen gräulichen Schandfleck anhängen und aus einem Hoff-Apothecker einen Abdecker und Büttel machen helfen. Es haben die Teutschen bis hierher solche schändliche Künste vor ein großes Bubenstück erachtet, Gott verhüte, daß dergleichen welsche Practiquen ja nicht bey uns eingeführet und wir dadurch bey der Christenheit auch infam gemacht werden, dan ob die H. Jacoba zum Tode, nach rechtmäßiger Ueberweisung verdammet, ist mir ganz unwissend, ich habe von keinem Urthel gehört, viel weniger etwas gesehen, werde mich auch die übrige wenige Tage meines Lebens hierzu nicht bereden lassen. Data est medicina ab ipso Deo mortalibus in salutem, non ad internecionem. Die heimliche Westphälische Executionen sind nunmehr Gottlob verboten, und laufen auch den Heydnischen Rechten selbst zuwider, daß demnach billig ein jeder ehrlicher Mann, dem Gott und sein Gewissen lieb ist, einen Schreck dafür hat und sich dessen entsiehet.“ Die 39jährige Herzogin Jacoba wurde zwei Jahre später Morgens in ihrem Bette todt aufgefunden, ohne krank gewesen zu sein, höchst wahrscheinlich erdrosselt. Daß nach jener Absage Solenander's an den mächtigen Hofmarschall sein Verbleib als Leibarzt des blödsinnigen regierenden Herzogs Johann Wilhelm, des Gatten der Jacoba, nicht wohl möglich war, ist klar. Er verließ den Dienst am Hofe und zog zurück nach seinem Heimathsorte Büderich, wo er am 5. Januar 1601 starb. In der reformirten Willibrodiskirche zu Wesel wurde er beerdigt, wo gegen Ende des Jahrhunderts der Prediger von Dorth seine Grabschrift copirte.

Melchior Adam, Vitae Germanorum medicorum. Heidelberg 1620. — Th. v. Haupt, Jacobe, Herzogin zu Jülich. Biographische Skizze. Coblenz 1820. — Original-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen am Hofe Johann Wilhelm's III. Düsseldorf 1834. Von E. K. und F. C. — Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Bonn. II, 172; XIII, 80 u. 88; XXIII, 17

u. 21. — W. Teschemacher, Vitae et Elogia virorum qui familiae nobilitate, doctrina atque virtute etc. etc. Cliviae, Juliae, Montium, Marcae et Ravensbergiae provincias unitas floruerunt. Ms. 48. Düsseldorfer Staats-Archiv. Abschrift von der Hand des A. v. Dorth, reform. Predigers zu Wesel um 1660 bis 1680. C. Binz.

Solfa: Johannes S., nach seinem Vater Benedict auch Joh. Benedictus genannt, war in Trebul im Sachsen-Altenburgischen geboren (daher ist der Beiname Lusatus unrichtig). Er kam 1505 nach Krakau, wurde dort 1507 Baccalar und 1512 Magister der Künste. Hierauf wandte er sich nach Italien und studirte in Padua Medicin. Als Dr. med. nach Krakau zurückgekehrt, wurde er Docent der Medicin und trat in den geistlichen Stand. Durch Johann Boner aus Landau, den Präfecten der Salinen, dem Könige Sigismund I. empfohlen, wurde er königlicher Leibarzt und reicher Pfründner, Kanonicus von Vilna, Ermland, Warschau, Sandomir, Breslau und Pfarrer von Bochnia ꝛc. Karl V. erhob ihn in den Adelstand. Von seinen Schriften erwähnen wir sein Buch „Ueber die Ursachen, Zeichen und die Heilung der Pest“, Krakau 1531 und seine „Historica narratio rerum variarum“, Krakau 1552. Lateinische Gedichte von ihm finden sich auch als Beigaben zu den Productionen anderer, z. B. des Andreas Cricius.

Janociana III, pg. 11. G. Bauch.

Solger: Adam Rudolf S., geboren in dem nürnbergischen Pflegamtsstädtchen Velden am 1. October 1693, wo sein Vater Jakob Christoph S. das Amt eines Stadtschreibers bekleidete. Nachdem er in Nürnberg die Lorenzerschule und das Gymnasium Egidianum besucht hatte, studirte er seit 1711 zu Altdorf und seit 1714 zu Jena Theologie. 1716 nach Nürnberg zurückgekehrt, trat er 1717 in das Seminarium der Candidaten ein und wirkte zunächst durch Unterweisung der Jugend und besonders durch seine Predigten. 1720 wurde er zum Stadtvicar ernannt, 1721 auf die Tucher'sche Pfarrei nach St. Helena berufen, aber schon 1723 zum Diakonat der Nürnberger Vorstadtpfarrei Wöhrd befördert und 1728 auf dieselbe Stelle bei St. Lorenz, wo er 1740 Senior des Collegiums wurde. 1742 erhielt er die Prädicatur bei der Liebfrauenkirche und damit die Professur der Kirchen- und Gelehrtengeschichte am Auditorium Egidianum. 1756 wurde er zum Prediger bei St. Lorenz und Inspector des Seminariums der Candidaten des Predigtamts, 1759 zum Prediger bei St. Sebald und Antistes des Nürnbergischen Kirchenministeriums und Bibliothekar der Stadtbibliothek ernannt. Er starb am 23. November 1770.

S. war ein hervorragender Bücherkenner und Sammler und in dieser Eigenschaft weithin berühmt und gesucht. Dreimal brachte er höchst ansehnliche Bibliotheken zusammen, die durch die Seltenheit und Kostbarkeit ihres Inhalts die Bewunderung der Gelehrten wie der Liebhaber erregten. Niedergebeugt durch den Tod seiner Tochter veräußerte er zu Jedermanns Verwunderung seine erste Bibliothek, fing aber schon bald wieder mit neuem Eifer zu sammeln an. Von dieser zweiten Bibliothek sagt Will, daß sie eine eigene Lobrede verdiene und sie auch zum Theil erhalten habe. Nicht leicht suche man etwas Seltenes und Kostbares vergeblich in ihr. Sie prange mit den raresten Manuscripten und werde von Fürsten, Grafen und großen Gelehrten bewundert. Der innere Werth stimme durchgehends mit der Pracht der Ausstattung überein ꝛc. „Und nichts ist liebreicher und lehrreicher“, fährt Will weiterhin fort, „als die Art, womit der Herr Prediger seine Schätze zu zeigen weiß. Es wird kein Gelehrter von ihm gehen, ohne die wichtigsten und artigsten Anekdoten zur Bücherkenntniß gehört und gesammlet zu haben, wenn er auch gleich selbst ein guter Bücherkenner

ist. Alles dieses macht den Solger'schen Namen in der gelehrten Welt so groß und berühmt, als ehrwürdig er der Kirche ist.“ Das Urtheil Will's trifft in Bezug auf den Werth der Solger'schen Bibliothek das Richtige. Sie enthält Handschriften und Druckwerke zum Theil von großer Seltenheit und unschätzbarem Werthe auf allen Gebieten des Wissens. Leider ist so manches kostbare Stück seit jener Zeit unwiederbringlich verloren gegangen, „von den Franzosen mitgenommen“, wie die beigefügten Randbemerkungen im Kataloge lauten.

S. hat übrigens einen — für die Sammelbände leider unvollständigen — Katalog angelegt, der 1760—62 in Nürnberg in drei Octavbänden unter dem Titel: „Bibliotheca sive supellex librorum impressorum, in omni genere scientiarum maximam partem rarissimorum et codicum manuscriptorum, quos per plurimos annos collegit, iusto ordine disposuit, atque notis litterariis, ut historicae bibliognosiae opes aliquantulum augeantur, illustravit Adamus Rudolphus Solger, Minist. Eccl. Nor. Antistes, in aede parochiali primaria Divi Sebaldi Pastor, Hist. Eccl. atque Litt. P. P. ac illust. Reipublicae Bibliothecarius“ erschienen ist.

Wenige Jahre vor seinem Tode — 1766 — verkaufte S. diese Bibliothek an den Nürnberger Rath um 15 000 Gulden, der sie der Stadtbibliothek einverleibte. Hier bildet sie noch heute einen der kostbarsten Bestände. S. sammelte noch eine dritte ansehnliche Bibliothek, die nach seinem Tode durch Kauf an ein bairisches Kloster kam.

Will und Nopitsch, Gelehrtenlexicon. — Will, Nürnbergische Münzbelustigungen II, 33 ff.

Mummenhoff.

Solger: Bernhard S., Architekt, geboren 1812 in Rentweinsdorf, besuchte in Nürnberg das Gymnasium und die polytechnische Schule und studirte dann in den Jahren 1831—1834 an der Universität und Bauakademie in München, wo er sich besonders an Gärtner anschloß. 1834 wurde er Bauführer bei den Restaurationsarbeiten des Bamberger Doms und vier Jahre später berief man ihn als städtischen Baurath nach Nürnberg. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1872, in dem seine Pensionirung erfolgte, doch war er noch fernerhin in Nürnberg als Baumeister thätig, wurde 1878 nach der Vollendung des Justizgebäudes von der Regierung zum königl. Oberbaurath ernannt und starb am 11. Juli 1889. Seinem Wesen nach Gothiker, suchte er seinem Lehrer Gärtner gleich den verschiedensten Baustilen gerecht zu werden, ohne es jedoch zu abgeklärten künstlerischen Schöpfungen zu bringen. Seine Architekturformen sind weder genaue Nachbildungen noch organische Weiterbildungen der alten Vorbilder, sondern vielmehr verflaute und verblaßte, zuweilen auch verzerrte Abbilder derselben. Am besten läßt sich seine Art als willkürliche Modernisirung altüberkommener Formweisen bezeichnen. Besser als die künstlerische gelang ihm die praktische Durchbildung seiner Bauten. Vortrefflich in der Anlage ist vor allem das gothisch charakterisirte Krankenhaus, sein 1835—1839 ausgeführtes Lieblingswerk, und mit Geschick wußte er die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Ausführung verschiedener Brücken über die Pegnitz bot. Auch in der Anlegung von Wasserwerken bewährte sich seine Kraft. Unter den übrigen Werken, welche die Eigenthümlichkeit seiner Stilrichtung erkennen lassen, ragen hervor: verschiedene Schulhäuser, darunter die 1844—45 erbaute Handelsschule, mehrere Leichenhäuser, das Telegraphenamt auf dem Hauptmarkt, verschiedene Stadtthore, die seitdem zum Theil umgestaltet oder wie das Walchthor, Marien- und Königsthor neuerdings eingelegt sind. Von seinen Brücken sind in künstlerischer Hinsicht zu nennen die Heubrücke 1841—42 und die Maxbrücke 1850 bis 1851. Keines seiner Werke charakterisirt ihn deutlicher als das erwähnte,

von 1872—78 in unverstandenen romanischen Formen ausgeführte Justizgebäude. Sein ohne Zweifel anerkennenswerthes Streben, die Neubauten Nürnbergs in einer dem alterthümlichen Charakter der Stadt angepaßten Weise zu gestalten, scheiterte an der jenen Tagen überhaupt eigenen oberflächlichen Auffassung und willkürlichen Wiedergabe und Verwendung der Vorbilder. Erst seit etwa einem Jahrzehnt ist man in Nürnberg zu einer, freilich nur von Einzelnen vertretenen charakteristischen, der alten Reichsstadt eigenthümlichen Bauweise hindurchgedrungen.

Die Daten sind dem Bericht eines von E. Hecht bei der Gedenkfeier für Oberbaurath S. im Mittelfränkischen Architekten- und Ingenieurverein gehaltenen Vortrags im Fränkischen Kurier 1889, Nr. 550 entnommen.

P. J. Rée.

Solis: Virgil S., Zeichner, Kupferstecher, Holzschneider, Illuminirer und Maler in Nürnberg, geboren daselbst (?) 1514, † am 1. August 1562. Da die Angabe des Todtengeläutbuches zu St. Sebald in Nürnberg, welche S. unter den zwischen dem 17. Mai und 14. September 1562 Verstorbenen aufführt, dem von Doppelmayr mitgetheilten Datum seines Todes nicht widerspricht, so ist kein Grund vorhanden, den 1. August als Todesdatum aufzugeben. — Ueber die Jugendentwicklung des S. ist nichts bekannt, der Einflüsse, die seinen Kunstcharakter bestimmt haben, sind so viele, daß ein bestimmtes Schulverhältniß nicht nachgewiesen werden kann. Zwingende Gründe an seiner Nürnberger Herkunft zu zweifeln, sind nicht vorhanden. Was seinen für das Jahr 1530 nachgewiesenen Aufenthalt in Zürich veranlaßt hat, wissen wir nicht. In Nürnberg, wo er seit 1540 nachgewiesen werden kann, entfaltete er eine ungemein rührige und vielseitige Thätigkeit. Die Zahl seiner Arbeiten, die fast durchweg mit seinem Monogramm versehen sind, das aus einem V besteht, um dessen nach rechts aufsteigenden Balken sich ein S schlingt, beläuft sich auf etwa 800. Die Ungleichmäßigkeit in der Ausführung läßt darauf schließen, daß vieles von Gesellen, die der Meister in einer großen Werkstatt beschäftigte, ausgeführt worden ist. Das Monogramm ist daher wie so häufig als eine Art Fabrikmarke zu betrachten. Von seiner angesehenen Stellung, sowie von seiner Vielseitigkeit und Geschäftigkeit zeigen die nachfolgenden Verse aus dem Gedichte, welches der Kupferstecher Balthasar Jennichen unter das von ihm gestochene Solisbildniß setzte (Abb. s. Hirth, Kulturhistor. Bilderbuch II, 1066): die · künstler · mich · vater · hissen · in · zu · dienen · war · ich · gflissen · mit · moln · stechn · illuminirc̄ · mit · reissē · eczn · vnd · viesiren · es · thet · mirs · keiner · gleich · mit · arbt · drū · his · ich · billich · solis · alleī.

Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit liegt auf dem Gebiete der Buchillustration und des Ornamentstichs. Als Ornamentist gebot er über die ganze Fülle der zu seiner Zeit gebräuchlichen Motive. Die aus Italien eingeführte, schon früh in Deutschland heimische Groteske, die kunstvoll verschlungene Maureske, das seit Mitte des Jahrhunderts sich immer kräftiger entfaltende Motiv des Rollwerks nehmen unter seiner Hand die verschiedensten Gestalten an. Vielfach benutzte er dabei gute Vorbilder. Daneben aber macht sich ein frühes Erfassen, Darstellen und Verwerthen der Natur, zumal der Thier- und Pflanzenwelt bemerkbar und offenbart sich in der Ausnutzung und Verbindung der verschiedenen von ihm vereinigten Elemente ein edler, vor jeder Uebertreibung und Ueberladung zurückscheuender Geschmack. Hat S. auch fleißig aus Quellen wie Pencz, Beham, Aldegrever, Flötner, Hirschvogel, Ducerceau, Enea Vico und anderen geschöpft und viele Motive durch geschickte Compilation gewonnen, so hat er es doch auch verstanden, die Mannichfaltigkeit der fremden Elemente mit seinem Geiste zu durchdringen und zur Einheit einer ihm eigenthümlichen künstlerischen

Ausdrucksweise zu verschmelzen, der in besonderem Maße Zartheit und Anmuth, oft mit leisem Anfluge von Manierirtheit eigen sind.

Bei seinen in Holzschnitt ausgeführten Illustrationen, unter denen die biblischen Compositionen, deren er verschiedene Serien schuf, in erster Linie zu nennen sind, lehnte er sich vornehmlich an Schongauer, Dürer und Holbein, sowie an französische Meister an, ohne jedoch die Kraft und Tiefe seiner Vorbilder zu erreichen. Hier erscheint er als ein äußerlich nachbildender Eklektiker. Seine beiden ältesten Bibelillustrationen, welche zwei Züricher Bibeln aus den Jahren 1531 und 1536 schmücken, zeigen ihn in starker Abhängigkeit von Holbein, in den Passionsdarstellungen eines 1553 in Nürnberg erschienenen Passionals copirt er Dürer, während die Apostel eines in demselben Jahre erschienenen Symbolums der Apostel Schongauer'sche Gestalten sind. Wesentlich erweitert erscheint der Kreis seiner Vorbilder, viel freier aber auch die Verwerthung derselben in den 147 biblischen Darstellungen, die 1560 der Frankfurter Verleger und fleißige Holzschneider Sigmund Feyerabend in zwei Ausgaben, nämlich mit und ohne Text herausgab. In der Textausgabe umgab S. die einzelnen Bilder mit 18 verschiedenen Rahmen, in denen sich reizvolle Architektur- und Groteskenmotive finden, in denen aber das energisch und phantasiereich ausgebildete Rollwerk vorherrscht. Ebenso stattete er das Werk mit reichverzierten Titeln und Widmungsblättern aus. Schon 1561 war von der Textbibel und 1562 von den „Biblischen Figuren", wie die textlose Ausgabe hieß, eine neue Ausgabe nöthig. Die Zahl der Bilder ist hier um 72 vermehrt, die der Rahmenleisten, die nun beide Ausgaben zierten, auf 34 angewachsen. Der Erfolg war ein so großer, daß im Laufe von sieben Jahren sechs Auflagen nöthig waren. Von den verschiedensten Verlegern wurden die Illustrationen verwerthet, nachgeschnitten und später auch in Kupfer gestochen. — Auch die von ihm illustrirten Werke profanen Inhalts erfreuten sich einer großen Beliebtheit. Zu erwähnen sind Lienhart Fronsperger's Kriegsregiment und Ordnung (1555), Virgil's Aeneïde (1562), sowie die nach seinem Tode erschienenen Werke, wie Ovid's Metamorphosen (1563) und die Fabeln des Aesop (1566). — Nur in einzelnen Fällen versah der vielbeschäftigte Meister selbst den Schnitt der Holzstöcke, eine größere durch Monogramm bezeichnete Reihe rührt von Feyerabend her, während andere den Stempel der Gesellenarbeit an sich tragen. — Der Reiz seiner Compositionen wird durch Bemalung, für die sie berechnet waren, wesentlich gehoben. Wie Solis' durchweg farbig behandelte Handzeichnungen erkennen lassen, war er ein stark coloristisches Talent. Davon zeugen auch die von ihm selbst colorirten Blätter und Illustrationswerke. Neudörfer gedenkt dieser seiner Thätigkeit als Illuminirers in erster Linie. „Dieser Virgilius ist nicht allein ein Illuminist, sondern auch für einen guten Kupferstecher berühmt . . . . Deß Gamalierens ist er also frei und künstlich, daß ich nicht weiß, ob darin seines gleichen gefunden wird." Ob er auch Gemälde geschaffen hat, ist nicht erweislich.

Die Mehrzahl seiner Blätter ist in Kupfer gestochen oder radirt. Hierbei erging sich seine Phantasie am freiesten. Das Stoffgebiet, aus dem er schöpfte, war außerordentlich umfangreich. Ansprechender als seine biblischen Darstellungen, deren er auch eine Reihe in Kupfer stach, sind die der Profangeschichte, der Mythologie und Allegorie angehörenden Gestalten, die er entweder einzeln oder in Folgen schuf. Von den letzteren sind hervorzuheben die Folge der berühmten Helden und Heldinnen, die zwölf römischen Kaiser, die Musen, Planeten, Jahreszeiten, Monate, Temperamente, die sieben freien Künste, die zehn europäischen Hauptstaaten u. dgl. mehr. Ferner sind bemerkenswerth seine sittenbildlichen, zuweilen humoristischen (Hasen, die den Jäger braten) Schilderungen, darunter eine nach Aldegrever copirte Badestube, die im Gegensatz zu seinen durchweg

kleinen Blättern ein großes Format hat, sowie Darstellungen aus dem Soldaten- und Kriegsleben. Unter den Soldatenbildern ragen die durch Fahnen tragende Landsknechte gekennzeichneten Schweizer-Kantone in schönen Kartuschrahmen hervor. Wichtig sind auch seine Bildnisse. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist die im Verein mit Jost Amman geschaffene Folge von Bildnissen französischer Könige (Effigies regum Francorum omnium), die in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte. Eine besondere Vorliebe zeigte er für zierlich umrahmte Porträtmedaillons und Büsten, die er mehrfach gruppenweise zu einem anmuthigen Fries vereinigte. Charakteristisch für ihn sind noch die überaus flott gezeichneten Jagd- und Thierfriese, durch die er ein im 15. Jahrhundert allgemein beliebtes Ornamentmotiv wieder in den Kreis der deutschen Ornamentik einführte. — Unter seinen Ornamentstichen nehmen die Entwürfe für die Goldschmiede die erste Stelle ein. Eignen sich seine Laubwerkornamente, welche er 1553 in einem Werkchen: „Etlicher gutter Conterfektischer Laubwerck &c. &c." vereinigte für Treib- und Punzenarbeit, so lieferte er in seinen Mauresken, die mit wechselndem Titel als „Moriskher und Türckischer Einfacher und duppelter art Züglein" und später als „Außgetailt spiezen" in Buchform erschienen, den Graveuren, Ciseleuren, Nielleuren und Tauschierern eine Fülle der anmuthigsten, trefflich verwerthbaren Motive. Von besonderer Schönheit sind mehrere überaus zierliche Entwürfe zu Gravirungen auf kreisrunden Pulverhörnern aus Elfenbein. — Eine größere Reihe von Entwürfen zu Goldschmiedearbeiten, darunter in erster Linie edelgeformte Gefäße, wie Vasen, Schalen, Becher, Pocale, Kannen &c., die sich durch Mannichfaltigkeit der Grund- und Zierformen auszeichnen, läßt auf innige Beziehungen des Meisters zur Goldschmiedekunst schließen. Hierin unterscheidet er sich von Flötner, dessen Entwürfe durchweg den gewandten Holzschnitzer verrathen. In der naturalistischen Behandlung des Details berührt er sich vielfach mit Jamnitzer. — Große Gewandtheit bekundete er auch in der Darstellung von Wappen. Ein 1555 von ihm herausgegebenes Wappenbüchlein erschien 1882 in der Hirth'schen Liebhaberbibliothek in neuer Ausgabe. — Wie Jost Amman, der wahrscheinlich sein Schüler war, so schuf er auch eine originelle Spielkarte. — Durch zwei Urkunden aus den Jahren 1548 und 1578 erfahren wir, daß er verheirathet war und sechs Kinder hatte. Von den vier Söhnen wird Endres als Maler, Hans als Formschneider, Virgil ohne Zusatz und Niklas als Bürger in Augsburg angeführt. Die Identität des letzteren mit dem künstlerisch bedeutungslosen Nikolaus S., der im J. 1568 in einer Folge von fünfzehn Querfolioblättern die Vermählungsfeierlichkeiten Herzogs Wilhelm V. von Baiern mit Renata von Lothringen radirte (ein Blatt abgeb. bei Hirth, Kulturh. Bilderb. II, 1089), ist nicht anzunehmen, wahrscheinlicher ist, daß dieser ein jüngerer Bruder des berühmten Virgil S. war.

Litteratur: J. Neudörfer, Nachrichten von Künstlern und Werkleuten daselbst 1547. Ausgabe Lochner's 1875. — J. G. Doppelmayr, Histor. Nachricht von den Nürnberg. Mathematicis und Künstlern 1730. — J. G. Nagler, Neues Allgem. Künstlerlexikon, Bd. 17 (1847). — Kunst und Gewerbe, Jahrg. 1885, S. 2 ff. — A. Lichtwark, Der Ornamentstich der deutschen Frührenaissance. 1888. — E. v. Ubisch, Virgil Solis und seine biblischen Illustrationen für den Holzschnitt. 1889. — Th. Distel, Wann ist Meister Virgil Solis aus Nürnberg gestorben? in den Blättern für Architektur und Kunsthandwerk 1891, Nr. 2.

Reproductionen seiner Werke in: R. Bergau, Wenzel Jamnitzers Entwürfe zu Prachtgefäßen, o. J. — A. F. Butsch, Die Bücherornamentik der Renaissance II. 1881. — G. Hirth, Formenschatz der Renaissance. 1877. — G. Hirth, Kulturhistorisches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten II. —

H. Knackfuß, Deutsche Kunstgeschichte II. 1888. — J. E. Wessely, Das Ornament und die Kunstindustrie in ihrer geschichtlichen Entwicklung auf dem Gebiete des Kunstdrucks. 1877.

P. J. Rée.

Söll: Anton S. Wie aus den Titeln der Schriften hervorgeht, war er Jesuit und Professor des canonischen Rechts in Dillingen. Nähere Nachrichten fehlen. In Dillingen erschienen von ihm: „Quaestiones canonicae de tributis, quibus causae ad iustitiam tributorum requisitae, tum exemptiones ecclesiasticorum, tum laicorum obligationes eadem solvendi explicantur“ cet. 1719. 4. — „De iudiciis causarum civilium s. Tractatus canonico-legalis ad iudicem caeterasque personas ad iudicium concurrentes et universum ad iudicium civile rite inchoandum, prosequendum et finiendum pertinentia iura una cum usitatioribus actionibus explicans atque idoneis ad praxim fori tam sacri quam profani quaestionibus illustrans“ cet. 1720. 4. — „De praescriptionibus tract. can.-civilis“ cet. 1722. 4. — „Scientia legum quaestionibus ad legem positivam, naturalem cet. illustrata“. 1724. 4. — „De decimis novalium“. Innsbr. 1783. 4.

v. Schulte.

Söll: Christoph S., auch Christopherus Solius, mitunter auch Seel, Sell und Schöll genannt, stammt aus Brauneck im Etschlande, wo er wahrscheinlich im J. 1517 geboren ist. Frühe schon wandte er sich der Reformation zu; er zog dann nach Wittenberg, wo er im Winter 1537 auf 1538 inscribirt wurde als Christopherus Sell ex Brauneck. (Der ebenda im April 1539 inscribirte Foelix Sell ex Brauneck Athesinus wird wohl ein Bruder von ihm sein.) Nachdem er hier zwei bis drei Jahre sich aufgehalten, zog er nach Straßburg, wo er seine theologischen Studien fortsetzte. Er trat hier besonders zu Martin Butzer in ein näheres Verhältniß; dieser unterstützte ihn auch nach Kräften. Um die Mittel zu weiteren Studien zu gewinnen, nahm S. eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Straßburg an, kehrte dann aber nach zwei Jahren wieder zu seinen Studien zurück. Butzer hatte um diese Zeit dem Erzbischof Hermann von Köln (s. A. D. B. XII, 138) bei der Einführung der Reformation in seinem Gebiete geholfen; als er im Herbste 1542 zum zweiten Male nach Bonn ging, nahm er sich S. als Gehülfen mit; S. wohnte mit Butzer zusammen, war ihm bei der Ausführung seiner Pläne behülflich und sorgte außerdem aufs treueste für die Pflege Butzer's, der kränklich war und die übliche Kost in Bonn nicht vertragen konnte. Etwa nach einem Jahre kehrte S. nach Straßburg zurück, wo damals gerade die Gründung des geistlichen Studienstiftes St. Wilhelm zur Ausführung kam. Als diese Anstalt am 14. Januar 1544 eröffnet ward, wurde S. den Zöglingen als Pädagog vorgesetzt; er wohnte bei ihnen im Wilhelmerkloster, leitete ihre Studien und begleitete sie auch in die Vorlesungen. Im Juli 1544 ward S. zugleich Diakonus zu St. Wilhelm, wobei Butzer als Vorsitzender des Kirchenconvents ihn ordinirte. Familienangelegenheiten riefen ihn dann im J. 1545 zu einem Besuch in seine Heimath, wo er auch seine alte Mutter noch zu sehen wünschte; sehr anerkennend für seinen Fleiß und seine Leistungen lautet das Empfehlungsschreiben, das Butzer ihm mitgab, um ihm zu rascher Abwicklung seiner Geschäfte behülflich zu sein. Nicht lange danach war S. unter den Geistlichen, die die Straßburger Theologen auf Bitten besonders des Grafen Philipp IV. von Hanau-Lichtenberg, nach dem Unterelsaß entsandten, um hier die Reformation einzuführen. S. sollte in Buchsweiler, Pfaffenhofen und Kirweiler und Umgegend thätig sein; seinen Pfarrsitz bekam er in Kirweiler angewiesen; hier wirkte er bis zum Januar 1547. Um diese Zeit forderten ihn die Straßburger zurück; er ward nun zum Diakonus

zu St. Aurelien in Straßburg ernannt. Im J. 1548 heirathete S. die Alithia, die Tochter Oekolampad's, deren Mutter als Witwe erst Capito und nach dessen Tode Butzer geheirathet hatte. Als infolge der Einführung des Interim in Straßburg im August 1548 Butzer und Fagius am 1. März 1549 aus Straßburg ausgewiesen wurden, hatte S. dasselbe Schicksal erwartet; aber ihm wurde nur verboten zu predigen, „nur das Frühgebet solle er thun und zu den Kranken gehen"; er konnte bleiben und scheint, da in der Aurelienkirche nicht wieder katholischer Gottesdienst eingeführt wurde, auch bald wieder gepredigt zu haben; Butzer selbst ermahnte ihn von Cambridge aus zur Mäßigung. Bei der Wiedereröffnung des Concils zu Trient im J. 1551, das nun auf Wunsch des Kaisers auch die Evangelischen beschicken sollten, ward auch Straßburg aufgefordert, an den Verhandlungen Theil zu nehmen; es erwählte zu seinen Gesandten den Johannes Sleidanus, dem dann als Theologen Johannes Marbach und unser S. folgen sollten. Ihre Instruction vom 27. Februar 1552 ist noch vorhanden. Am 24. Februar 1552 waren sie schon abgereist; am 18. März kamen sie in Trient an. Es ist bekannt, wie die Evangelischen dort behandelt wurden, und daß Kriegsgerüchte nach wenigen Wochen das Concil wieder auseinander trieben; Marbach und S. waren schon im April wieder in Straßburg. — Nach Butzer's Tode am 28. Februar 1551 hatte S. eine Lebensbeschreibung desselben herausgeben wollen; aber er kam nicht mehr dazu. Schon am 18. November 1552 starb er nach kurzer Krankheit, erst 35 Jahre alt. — S. ist auch als Dichter geistlicher Lieder zu nennen; im Straßburger Gesangbuch von 1568 wird ihm eine Vermehrung der alten Strophe: „Christus fuhr auf gen Himmel u. s. f." um zwei weitere Strophen (schon 1545 gedruckt) zugeschrieben, und ebenso wird er später im Brandenburger Gebetbuch von 1679 als Dichter eines zuerst in Magdeburg 1585 gedruckten Liedes: „Ach treuer Gott, Herr Jesu Christ, der Du mein Heiland und Helfer bist", genannt. Ueber andere Lieder, die vielleicht ihm angehören, vgl. Goedeke.

Röhrich, Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsaßes II, 50; III, 231–244. Straßburg 1855. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl. II, 112 f.; V, 653, 656. — Foerstemann, Album, 168 u. 174. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, 955 ff., Nr. 1143 u. Nr. 1146. — Goedeke, 2. Aufl., II, 187, Nr. 51.

l. u.

Sollinger: Sigismund S., bairischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Wo er geboren ward, wo er studirte und den Magistergrad erwarb, ist unbekannt. Als lateinischer Schulmeister zu Mühldorf am Inn verfaßte er ein Tobiasdrama, das er 1573 mit seinen Schülern aufführte und dann mit einer Widmung an den Erzbischof Johann Jakob von Salzburg drucken ließ: „Ein Biblische gantz Christliche Historia von dem Frumen Gotsforchtigenn Mann Tobia, dem alten, vnd seinem Sun, wie Got wunderbarlicher weiß, durch seinen Engel Raphaelem, gehandlet hat, allen Christlichen Frumen Eltern vnd Kindern gantz tröstlich zu lesen." Landßhuet, Martin Apianus 1574. 7 Bogen 4°. — Daß S. ältere Tobiasdramen kannte, aber ihnen nicht folgte, verräth seine Bemerkung, sein Spiel sei „ex proprio Marte, nicht von andern außzogen, sondern auß heyliger Götlicher schrift, auß dem Buech Tobiae genumen". Kunstmäßiger als Hans Sachs (1533), Ackermann (1539) und Brunner (1569) drängt er die Handlung auf die Hauptmomente zusammen und vermeidet im Gegensatz zu Wickram (1551) jede breitere Ausmalung von behaglichen Genrescenen und jede Einführung von Nebenfiguren. Diesem gebildeten, nicht mehr volksmäßig naiven Geschmacke entspricht es, daß die Erblindung des alten Tobias vor den Beginn des Stückes verlegt, der Fischfang und das Hochzeitsmahl seines Sohnes nicht

vorgeführt wird und der Teufel Asmodeus gar nicht auftritt. Da S. den alten Tobias Tobäus und Raguel's Frau nicht Hanna, sondern Edna nennt, muß er statt der Vulgata, der er sonst seine Citate entnimmt, oder der Luther'schen Bibelverdeutschung gleich dem Niederländer Schonäus (Tobaeus 1569), den griechischen Urtext benutzt haben; denn daß er etwa diese Namen nur aus Schonäus entlehnt haben sollte, ist undenkbar, weil er sich sonst mit diesem in der Anlage des Stückes und in der Nachahmung von Gestalten und Redensarten der römischen Komödie nicht berührt. Die Ausführung zeigt nirgends störende lehrhafte Breite, die Sprache ist schlicht und angemessen, ohne Pathos; in der Metrik verräth S. gleiche Gewandtheit wie sein Amtsgenosse Simon Rot im benachbarten Neu-Oetting (s. A. D. B. XXIX, 340); seine Verse haben wenig falsche Betonungen und stets, auch bei klingendem Schluß, acht Silben.

Weller, Annalen II, 249. — Aus den Mühldorfer Stadtacten läßt sich keine genauere Nachricht gewinnen, da die älteren derselben zufolge einer freundlichen Mittheilung von K. Trautmann durch Brand vernichtet sind.

J. Bolte.

Solms: Amalia v. S., Prinzessin von Oranien, geboren 1602, Tochter des Grafen Johann Albrecht v. Solms-Braunfels, Obersthofmeisters des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, wurde, als sie noch sehr jung war, Hoffräulein bei dessen Gemahlin und begleitete sie zuerst nach Prag, zur böhmischen Königskrönung, und dann auf der Flucht nach Holland. Im Haag machten ihre Schönheit und ihr heller Verstand sie zu einer Zierde der dort beisammenlebenden oranischen und pfälzischen Höfe und scheinen auch bald die Aufmerksamkeit des Bruders und vermuthlichen Nachfolgers des Statthalters Moritz von Oranien, des Grafen Friedrich Heinrich (s. A. D. B. VII, 576) auf sich gezogen zu haben. Jedoch er schien der Ehe nicht weniger abgeneigt als sein Bruder und so blieb sie, wenn auch dem oranischen Hause nahe verwandt (ihres Vaters Mutter war eine Schwester Wilhelm's von Oranien), in der abhängigen, ja ziemlich dürftigen Stellung, denn auch des Vaters Tod (1623) brachte ihr nichts, als die, wie es scheint, ziemlich ungewisse Prätension auf ihr Antheil an dem auf viele Kinder zu vertheilenden Nachlaß. So wurde es allgemein und nicht zum wenigsten von der böhmischen Königin, als ein unerhörter Glücksfall angesehen, als im Frühjahr des Jahres 1625 Moritz, als er sich dem Tode nahe fühlte, das Aussterben seines Hauses fürchtend, den Bruder, der schon im Felde war, plötzlich nach Haag rief und veranlaßte, auf der Stelle der armen Gräfin seine Hand anzubieten und gleich nachher mit Vernachlässigung aller Formalitäten, selbst des Kirchenaufgebots, sie zu heirathen. Drei Wochen später war Moritz todt und Amalia im Besitz einer glänzenden fürstlichen Stellung und eines fürstlichen Reichthums, bald auch der Mittelpunkt eines fröhlichen, glänzenden Hofes, wo aus allen protestantischen Ländern Europas der Adel sich zusammenfand. Da sie ausgezeichnet zu repräsentiren wußte, brachte dieser unerhörte Wechsel ihres Geschicks ihr nur Gutes. Mit dem wirklich ausgezeichneten Gemahl lebte sie in einer wahrhaft glücklichen Ehe, beide liebten und verehrten einander aufrichtig und nicht der geringste Makel heftete sich an ihren Ruf an einem bald ziemlich üppigen Hofe, wo nur die jährlichen Feldzüge die Reihe der Feste unterbrachen. Bald gelang es ihr, auch politischen Einfluß zu gewinnen, und wenige Jahre nach ihrer Heirath buhlten die Diplomaten um ihre Gunst und suchten namentlich die Franzosen sie durch reiche Geschenke bei guter Stimmung zu erhalten. Inwieweit sie sich dadurch beeinflussen ließ, ist nicht mehr festzustellen, gewiß ist es, daß es vieles Gerede veranlaßte. Und als sie, die bis jetzt immer der französischen Partei das Wort geredet, sich in den vierziger Jahren dem Frieden mit Spanien zuwandte und, wie allgemein geglaubt wurde, ihren jetzt unwidersteh-

lichen Einfluß auf den alternden und immer kränkelnden Gemahl benutzte, um ihn den Frieden gutheißen zu lassen, galt es, wenigstens bei den Franzosen und ihren Anhängern, allgemein, sie sei, so gut wie ihre Anhänger de Knuyt und Musch (s. A. D. B. XVII, 336 und XXIII, 92) von den Spaniern bestochen worden. Freilich schien der Argwohn bestätigt zu werden, als nach geschlossenem Frieden die spanische Regierung ihr einen Theil der dem oranischen Hause zukommenden Entschädigung, die Herrschaften Turnhout und Zevenbergen, persönlich übertrug. Jedenfalls beharrte sie so fest auf dem einmal eingenommenen Standpunkt, auch der ausgesprochenen Neigung des einzigen Sohnes gegenüber, daß sie, als Friedrich Heinrich gestorben war (1647), von den Spaniern als die kräftigste Stütze angesehen wurde, und im verhängnißvollen Jahre 1650 der spanische Gesandte Antoine Brun von ihr sagte, sie rede überhaupt als sei sie zu Madrid geboren. Jedenfalls erlaubten ihr die so erworbenen Besitzungen, auch nach dem Tode des Gemahls, auf gleichem Fuß das Leben, wie sie es bis jetzt geführt, fortzuführen. Denn mit merkwürdigem Ordnungssinn hatte sie den glänzenden Haushalt geführt und das Gesammtvermögen unbeschwert bewahrt trotz den vielen Bauten, welche der Gemahl theilweise ihr zu Liebe ausführen ließ. Das noch jetzt weit bekannte Schloß in der Nähe von Haag, das „Haus im Busch“, ein Muster des überladenen und etwas schwerfälligen Baustils des Zeitalters, vom berühmten Baumeister des Amsterdamer Rathhauses, Jakob van Campen erbaut und von Jordaens und zahlreichen anderen meistens belgischen Malern mit theilweise allegorischen Bildern geschmückt, ist von allen das meist bekannte. Namentlich der Mittelpunkt des Lustschlosses, der Oranjezaal, war ihren eigenen Entwürfen nach gebaut und verziert worden, der Dichter Huygens, der Secretär des Prinzen, und der Maler Gerard Honthorst (s. A. D. B. XIII, 486 und 494) waren dabei ihre ständigen Berather, wie denn Huygens überhaupt ihr Vertrauter geblieben ist, solange sie lebte. Das Streben nach königlichem Glanz der beiden oranischen Eheleute äußerte sich wohl am stärksten in den Heirathen ihrer Kinder. Von den vier Töchtern wurde die älteste, die fromme Luise Henriette, die Gemahlin des Großen Kurfürsten, die zweite wurde die Stammmutter des noch heute in den Niederlanden regierenden, damals die Statthalterschaft in Friesland führenden Zweiges des nassauischen Hauses, die dritte war die Mutter des „alten Dessauers“. Die vierte hätte sie gern später dem König Karl II. von England verheirathet, doch mußte sie sich mit dem Herzog von Simmern begnügen. Doch die glänzendste Partie war dem Sohn bestimmt, für welche die Eltern schon bald die Hand der ältesten Tochter König Karl's I. von England zu erwerben suchten. Freilich gelang es doch bloß durch das Opfer eines beträchtlichen Theils ihres Vermögens. Denn allein um die Geldmittel der Oranier für ihre sinkende Sache flüssig zu machen und womöglich zugleich den Beistand der niederländischen Republik zu erwerben, stimmte das stolze englische Königspaar in die unebenbürtige Heirath, jedoch ohne den unrettbar verlorenen Kampf neu beleben zu können, denn die so erworbenen Mittel wurden fast sämmtlich von den unfähigen Hofleuten Karl's I. vergeudet, und wenn auch die Parlamentspartei sich in der Republik weniger Freunde erfreute, die Versuche sie in den inneren Kampf Englands hineinzuziehen erweckten heftigen Widerwillen und blieben vollkommen fruchtlos. Auch A. erlebte wenig Freude an der königlichen Schwiegertochter. Solange ihr Sohn lebte, galt sie als die Stütze der Friedenspartei, und blieb also entzweit mit dem übrigen Hof, an welchem sie nicht mehr die erste Stelle bekleidete. Und als Wilhelm II. plötzlich gestorben und wenige Wochen später ihr Enkel Wilhelm III. geboren war, entstand ein Streit zwischen der Mutter und der Großmutter über die Vormundschaft, der zu der heftigsten Erbitterung der beiden Prinzessinnen führte. Die stolze, energische, erfahrungs-

reiche Schwiegermutter konnte nicht dulden, daß die hoffärtige, launenhafte Prinzeß Royale, die nur dem Interesse ihres eigenen Hauses lebte, und sich als Königstochter weit über die ehemalige Hofdame ihrer Tante erhaben fühlte, die oranische Partei führen und die Mittel des oranischen Hauses zum Besten der Stuarts weiter verschleudern sollte. Diese Spaltung vernichtete alle Aussichten der Statthalterpartei, welcher die Mehrzahl der Bevölkerung entschieden anhing und sicherte den Regenten, namentlich als Johann de Witt ihre Führung übernommen, die Herrschaft. Die Staaten von Holland und die Gerechten gaben zuletzt die Entscheidung, welche der A. und dem Kurfürsten von Brandenburg die Mitvormundschaft neben der Prinzeß Royale zuwies, eine Entscheidung, welche natürlicherweise die Eintracht nur sehr dürftig herstellte. Nach dem Tode der Prinzessin war A. neben ihrem Schwiegersohn, dem friesischen Statthalter Fürsten Wilhelm Friedrich von Nassau, mit dem sie keineswegs immer in gutem Einverständniß lebte und nach dessen, 1664 erfolgtem Tode, allein das anerkannte Haupt ihrer Partei, doch sie war damals so vollkommen unter den Einfluß der Regenten, und namentlich von de Witt gerathen, daß sie es niemals versuchte den Kampf mit denselben anzufangen und im Gegentheil die Adoption des Enkels als Kind des Staats durch die holländischen Staaten veranlaßte. Es ist viel gestritten worden, was sie zu einer solchen Haltung veranlaßt habe. Man kann nicht umhin zu glauben, ihre sehr bestimmt ausgesprochene Feindseligkeit gegen die englische Königsfamilie habe dabei mitgewirkt, denn sie übertrug die Abneigung gegen die Schwiegertochter auf ihre ganze Verwandtschaft und das nicht mit Unrecht. Eine Erhebung des minderjährigen Enkels, dessen Umgebung durch die Mutter fast vollkommen englisch geworden war, wäre gewiß nur Karl II. und dem Hause Stuart zu Gute gekommen, und hätte jedenfalls nicht ihr die Macht in die Hände gelegt. Inwieweit sie dabei den Interessen der Republik Rechnung getragen hat, läßt sich nicht bestimmen. Es scheint wohl, sie sei ganz Holländerin geworden und vielleicht hat sie so in einem Anschluß an die regierende Regentenpartei das Mittel gesehen, einem Kampf vorzubeugen, wie er hundert Jahre später die Republik zu Grunde richtete. Doch natürlich hatte diese Haltung zur Folge, daß, als einige Jahre später, 1672, der Enkel alle Würden seines Vaters wiedererhielt und der unbestrittene Beherrscher der Republik wurde, sie durchaus weder Theil an seiner Erhebung noch nachher an seiner Macht hatte. Noch drei Jahre lebte sie, als die Großmutter des Staatsoberhauptes, denn als solches kann Wilhelm III. gewiß gelten, geehrt, bis sie am 8. August 1675 fast vierundsiebzigjährig, gestorben ist. Keine Prinzessin von Oranien, mit Ausnahme der preußischen Wilhelmine, welche hundert Jahre später als Gemahlin des schwachen Wilhelm's V. die oranische Partei führte, hat einen solchen Einfluß auf die Geschichte der niederländischen Republik geübt, als diese deutsche Reichsgräfin, welche mit einer Würde und Pracht auftrat, als sei sie von Rechts wegen den Königinnen ebenbürtig. Bis in ihr hohes Alter blieb A. immer eine stattliche Erscheinung, welche, wenn nicht geliebt, doch allgemein geachtet wurde; sie liebte es in königlicher Pracht zu leben, sie wurde immer mit goldnem Geschirr bedient und selbst die Schlüssel ihrer Cabinete waren von massivem Gold. Die Anhänger ihres Hauses, gegen welche sie herrisch genug auftrat, selbst der treue Huygens klagte darüber, behandelten sie ganz als sei sie eine Königin und nicht die Wittwe des ersten Dieners der Staaten, und auch als die Regierung den Staaten und namentlich dem Rathspensionär zugefallen war, galt sie auch diesem als die vornehmste Person im Staate. Die wunderbare schiefe Stellung der Oranier in der Republik ist durch ihren Einfluß aufrecht gehalten worden, und ihrer Politik ist es wohl zumeist zu danken, daß es in den Jahren der Minderjährigkeit Wilhelm's III. den Regenten und ihrem Führer gelang, den Staat

durch alle inneren und auswärtigen Gefahren hindurchzusteuern, bis mit dem Zusammensturz ihrer Regierung auch zugleich die Rettung geschehen konnte.

Vgl. die beim Artikel Friedrich Heinrich angeführten Quellen, namentlich auch die Archives de la Maison d'Orange 2e Série Vol. III—V; die Mémoires de Constantin Huygens, herausgegeben von Jorissen. Dazu Wicquefort, Histoire des Provinces Unies des Pays-Bas; de Witts Brieven, Lettres et Mémoires d'Estrades. Hollandsche Mercurius. Auch Veegens, De Stichting der Oranjezaal, in Historische Studien I, Onze Prinsessen.

P. L. Müller.

Solms: Bernhard Prinz zu S.-Braunfels, österreichischer Artilleriehauptmann, wurde am 26. Juli 1839 auf dem Schlosse Liechtenstein bei Mödling in der Nähe von Wien geboren. Sein Vater war Prinz Wilhelm S., ein Sohn der Königin Friederike von Hannover, Schwester der Königin Luise von Preußen; seine Mutter, eine geborene Gräfin Kinsky, war eine Großtochter des regierenden Fürsten von Liechtenstein. Prinz Bernhard ward zu Düsseldorf erzogen und besuchte dort das Gymnasium. Als im J. 1859 der Krieg in Italien bevorstand, trat er in das österreichische Heer; als Unterlieutenant im Kaiser-Jägerregimente ward er in der Schlacht von Solferino am 24. Juni beim Sturme auf ein festes Haus durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet. Erst nach Verlauf von zwei Jahren konnte er wieder Dienst thun. Die Zwischenzeit hatte er meist im Süden zugebracht und einen Theil derselben benützt, um die französische Armee und die militärischen Verhältnisse in Algerien kennen zu lernen. 1861 kehrte er als Oberlieutenant im Kürassierregiment König Max von Baiern Nr. 2 nach Kekskemet in Ungarn in den Truppendienst zurück. Die Muße, welche dieser ihm ließ, benutzte er zur Fortbildung in seinem Berufe. Daneben beschäftigten ihn religiös-philosophische Studien. Die lange Leidenszeit, welche er durchgemacht hatte, war Veranlassung gewesen, daß sein Wesen und Denken eine sehr ernste Richtung erhielt. 1864 kam er als Rittmeister zum Kürassierregiment Kaiser Franz Joseph Nr. 1 nach Güns, suchte aber bald, um seinen Gesichtskreis zu erweitern, um die Versetzung zur Artillerie nach, besuchte im Winter 1865/66 den höheren Artilleriecurs zu Wien und ward nach bestandener Prüfung zum Hauptmann im 11. Artillerieregiment ernannt. Im Verbande der Cavalleriedivision des Feldmarschalllieutenants Zaitsek nahm er an dem bald nachher beginnenden Kriege gegen Preußen Theil; an der Spitze seiner Batterie hielt er am 3. Juli in der Schlacht von Königgrätz bei der Deckung des Rückzuges dem siegreichen Feinde gegenüber wacker Stand. Dann kam er nach Wien in Garnison und starb hier am 17. Februar 1867 an einer Wunde, welche er Tags zuvor im Zweikampfe mit dem hannoverschen Rittmeister Grafen Erhard Wedel, Flügeladjutanten seines Oheims, des Königs Georg V. von Hannover, erhalten hatte. Veranlassung zu dem Ehrenhandel waren Aeußerungen, welche sein Gegner über das Verhalten von zwei der Brüder des Prinzen als hannoversche Officiere in der Schlacht bei Langensalza gemacht hatte. Prinz Bernhard war mehrfach schriftstellerisch thätig. Zwei größere Aufsätze, deren Verfasser er ist, „Ueber die Aufgaben der Reiterei" und „Unsere Aufgabe" sind in Streffleur's österreichischer Militärzeitschrift abgedruckt. Anderes ist bis jetzt unveröffentlicht geblieben. Eigene Aufzeichnungen aus dem Leben des Prinzen hat die Familie metallographiren lassen.

Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich von Dr. C. v. Wurzbach, XXXIII. Wien 1877.

B. Poten.

Solms: Friedrich Graf zu S.-Rödelheim, kaiserlicher Kämmerer, Kriegsrath und Oberster, ward am 30. November 1574 geboren. Sein Vater

war der am 17. August 1600 verstorbene Graf Johann Georg I.; bei der im J. 1607 vorgenommenen Teilung von dessen Hinterlassenschaft erhielt er die Aemter Rödelheim, Petterweil und Assenheim. Als Kriegsmann wird er zuerst in den Kämpfen der Niederländer gegen die Spanier genannt; in der am 2. Juli 1600 bei Nieuwport gelieferten Schlacht, in welcher jene unter Moritz von Nassau einen glänzenden Sieg über diese unter dem Erzherzog Albrecht erfochten, befehligte er 3 Cornetten Reiter. 1602 ließ er in Deutschland 3000 Pferde aufkaufen und führte sie zu dem vor Grave liegenden Heere. 1610 war er Gouverneur von Düren im Herzogthum Jülich, nahm durch Ueberfall die Stadt Schleiden und nach vorangegangener Belagerung Kalkhofen und Bredeburg. 1615 führte er im Dienste der Hansestädte 8 Standarten Reiter und 8 Fahnen Fußvolk der von Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig bedrängten Bundesstadt Braunschweig zu Hülfe, griff am 14. October die feindlichen Linien an, nahm sie nach vierstündigem Kampfe und führte den Entsatz herbei: Quinque quater aderant Octobris et unus SOLMI cVs, eCCe,! Heros Infreglt GVeLphICa Castra. Später stand er der Witwe des am 25. Februar 1625 gestorbenen Markgrafen Joachim Ernst von Ansbach welche die Regierung des Landes führte, zur Seite, bis am 26. Mai 1639 ihr Sohn Albrecht diese übernahm. Graf Friedrich S. starb 1649. Da Kinder aus seiner Ehe mit einer Freiin v. Geroldseck, welche sich später mit Markgraf Friedrich V. von Baden-Durlach wieder verheirathete, nicht vorhanden waren, erlosch durch seinen Tod die von ihm 1607 begründete Linie S.-Rödelheim.

R. Graf zu Solms-Laubach, Geschichte des Grafen- und Fürstenhauses Solms, S. 258. Frankfurt a. M. 1865.

B. Poten.

Solms: Friedrich Christoph Graf zu S., aus dem Hause Wildenfels in Sachsen, kursächsischer General der Infanterie, ward am 11. Mai 1712 geboren und trat, nachdem er vorher in schwedischen und hessischen Militärdiensten gestanden, 1742 als Oberstlieutenant in die kursächsische Armee. Am 13. Juli 1746 zum Obersten, am 8. Juni 1753 zum Generalmajor befördert, commandirte er während des 7jährigen Krieges, nach dem Tode des Generals v. Dyherrn unter Prinz Xaver vom 19. Juli 1759 ab — unter welchem Tage gleichzeitig seine Ernennung zum Generallieutenant erfolgte — die in französischem Solde stehende sächsische Infanterie. Den 26. Juni 1764 zum Chef eines Infanterieregiments ernannt, befehligte er während des bairischen Erbfolgekrieges 1778 ein sächsisches Corps unter dem Prinzen Heinrich von Preußen, wurde den 1. November d. J. General der Infanterie und Commandant der Festung Königstein, welche Stellung er bis zu seinem, am 11. Mai 1792 erfolgten Tode bekleidete.

Winkler.

Solms: Friedrich Ludwig Graf von S.-Wildenfels, russischer Officier und sächsischer Staatsmann, geboren am 2. September 1708 zu Königsberg i. Pr., ein Sohn des preußischen Wirklichen Kammerherrn und Generalmajors Heinrich Wilhelm v. S.-W. und der Helene Dorothea geb. Gräfin Truchseß v. Waldburg, verlor seine Mutter bereits im 4. Lebensjahre (11. Juli 1712), fand aber einen ausgleichenden Ersatz in der Burggräfin Sophie Albertine v. Dohna-Schlobitten, mit welcher sich sein Vater am 16. April 1713 in zweiter Ehe vermählte. Als bald darauf die Pest in Königsberg ausbrach, nahmen ihn seine Eltern mit sich nach dem sächsischen Städtchen Wildenfels, dem Hauptorte der gleichnamigen gräflichen Standesherrschaft, und dort empfing er den ersten Unterricht durch zwei Hauslehrer, deren einem er eine dauernde Vorliebe für das römische Alterthum zu verdanken hatte. 13 Jahre alt bezog er das Pädagogium und 1724 die Universität in Halle und setzte von 1726 an

seine Studien in Leipzig fort, unterzog sich nach deren Vollendung einer Prüfung vor der Juristenfacultät und vertheidigte ohne Präses eine selbstverfaßte, 1729 gedruckte Dissertation „De Maioratu“. Da ihm die Widmung derselben an Kaiser Karl VI. das Versprechen einer Reichshofrathsstelle eintrug, ging er nach Wetzlar, um sich unter der kundigen Leitung des Dr. Joh. Jakob v. Zwierlein (s. d. Art.) mit dem Kammergerichtsprocesse vertraut zu machen, wogegen eine beabsichtigte Reise nach Wien unterblieb, weil sein Vater in der katholischen Stadt für den evangelischen Glauben des Sohnes fürchtete und ihn außerdem zur Bewirthschaftung der 1730 angekauften Herrschaft Bielitz in Oberschlesien bei sich zu behalten wünschte. Er verzichtete daher auf die ihm vom Kaiser eröffnete Aussicht und siedelte 1731 nach Bielitz über, vermochte aber der Landwirthschaft keinen Geschmack abzugewinnen. Ueberdies von der rohen Sitte des umwohnenden Adels verletzt und jedes wissenschaftlichen Verkehrs beraubt, suchte er Befriedigung in der Dichtung und vornehmlich bei seinem Lieblingsdichter Horaz, dessen Oden er damals in gereimte deutsche Verse zu übertragen begann, während er erst von 1756—60 nach wiederholter Durchsicht und sorgfältiger Ausfeilung diese Arbeit unter dem Titel „Uebersetzung der Oden des Horaz“ in vier Theilen herausgab. Sein Aufenthalt in Bielitz endete, als ein nach dem Rheine bestimmtes russisches Hülfsheer von 18 000 Mann in Oberschlesien anlangte: er trat mit Zustimmung seines Vaters als Fähnrich in ein Infanterieregiment ein (Juni 1735) und folgte demselben durch Böhmen nach der Pfalz. Gelegenheit zu großen Thaten bot dieser sogen. polnische Erbfolgekrieg nicht, und da der Wiener Präliminarfriede bereits am 3. October die Feindseligkeiten unterbrach und den sächsischen Kurfürsten Friedrich August II. als König von Polen anerkannte, zog er mit seinen Kameraden in die schwäbischen Winterquartiere und von da durch Mähren und Schlesien nach Polen, wo ihm der zur Wiederherstellung der Ordnung berufene Oberbefehlshaber, Feldmarschall Graf v. Münnich (s. A. D. B. XXIII, 18 ff.), für geleistete gute Dienste — Anlegung von fünf Redouten an der Grenze — die Führung einer Compagnie übertrug. Während des nun folgenden Türkenkrieges nahm er an der Belagerung und Erstürmung von Oczakow (Juli 1737) theil und erlitt bei diesem Anlasse eine doppelte, nicht unbedeutende Verwundung. Nach seiner Genesung bewarb er sich um die jüngste Tochter des Feldmarschalls, Gräfin Beate, und als diese bald darauf an den Blattern starb, um die verwittwete ältere Tochter, Louise Dorothea v. Schaumburg, verlobte sich mit ihr im folgenden Mai und hielt am 14. December 1739 in Kiew Hochzeit. Unterdessen war er in dem erfolglosen und verlustreichen Feldzuge von 1738 zum Secondmajor und nicht lange nachher zum Oberquartiermeister mit dem Range eines Premiermajors, sowie nach seiner Verlobung zum Generaladjutanten seines Schwiegervaters befördert worden. Den siegreichen Kämpfen des Jahres 1739 blieb er fern, weil er damals als Unterhändler in Sandomir verweilte, wo er durch diplomatisches Geschick und mit Hülfe russischen Geldes den polnischen Adel von Feindseligkeiten zurückhielt. Für seine wirksame Thätigkeit sah er sich durch die Verleihung des Kiew'schen Regimentes mit dem Range eines Obersten und nicht viel später eines Generallieutenants belohnt. 1740 verwaltete er einige Monate lang die Herrschaft Wartenburg — bisher dem Herzog Biron von Kurland gehörig und nach dessen Verbannung von der russischen Regierung eingezogen — und nahm sie im November für seinen Schwiegervater in Besitz, als sie schenkungsweise an diesen übergegangen war. Hierauf (März 1741) zum Wirklichen Geheimrathe und russischen Gesandten in Dresden ernannt und durch den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen mit dem polnischen weißen Adlerorden ausgezeichnet, ver-

blieb er in dieser Stellung bis zum Sturze der Regentin Anna von Braunschweig und der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth (24./25. Novbr. 1741), worauf er, wie Münnich der Ungnade verfallen und seines Postens enthoben, mehrere Jahre still auf dem Lande lebte, bis ihn der erwähnte Kurfürst mit Zustimmung der russischen Regierung und mit dem bisherigen Range zum Landeshauptmann des erzgebirgischen Kreises bestellte (1744). Damit übernahm er ein Amt, wie es seiner ungewöhnlichen Einsicht und humanen Gesinnung entsprach; doch störte der siebenjährige Krieg nach kurzer Friedenszeit sein rühmliches Walten. Schon zu Anfang desselben entzog er sich den seiner Pflicht widerstreitenden preußischen Anforderungen, indem er sich nach Böhmen und später nach Wien und Ungarn begab. Als dann 1757 Karl von Lothringen in die Oberlausitz einrückte, ernannte ihn der abwesende Kurfürst zu seinem Bevollmächtigten. Als „Generalkriegscommissär“ — später „Generallandcommissär“ — sollte er die Kaiserlichen mit allem Nothwendigen versehen, das Interesse des Landesherrn ernstlich wahrnehmen und der Bevölkerung die unvermeidlichen Lasten nach Kräften erleichtern. Höchst uneigennützig unterzog er sich dieser lästigen Aufgabe und nahm um ihretwillen immer neue Beschwerden und Gefahren auf sich. In der Auffindung von Hülfsmitteln war er fast unerschöpflich, und nie ist es unter seiner Amtsverwaltung vorgekommen, daß die Kaiserlichen „fouragirt“ haben. 1758 bewog ihn die angeblich verdächtige Gesinnung des Commandanten Pirch auf dem Königstein zu einem Besuche der Festung. Er fand sie mangelhaft bewehrt und ungenügend mit Lebensmitteln versehen und half unter eigenen Geldopfern diesen Uebelständen ab. Infolge der übermäßigen Anstrengung fiel er 1759 in eine schwere Krankheit, so daß er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karlsbad gehen mußte. Seitdem nahm man ihm die Versorgung des Heeres ab und trug sie den Ständen auf, während die Landesverwaltung noch in seinen Händen blieb; doch entzog man ihm im folgenden Jahre auch die letztere, weil man ihn des Unterschleifes zieh. Die genaue Rechnung, welche er nun ablegte, beschämte seine Ankläger und ergab u. a., daß er für seinen eigenen Unterhalt täglich nur sechs Thaler verwendet hatte. In Sachsenfeld, wohin er 1761 zurückgekehrt war, erlebte er den Hubertusburger Frieden (21. Februar 1763), aber auch den Tod Friedrich August's II. (5. October 1763). Nunmehr wieder in sein früheres Amt eingetreten, nahm er 1769, nach der Mündigkeitserklärung Friedrich August's III., für diesen im erzgebirgischen Kreise die Huldigung entgegen, sorgte in den verhängnißvollen Jahren 1771 und 1772, da hier mehr als 40 000 Menschen an epidemischen Krankheiten dahinstarben, für Linderung der Noth und Aufbringung von Lebensmitteln und speiste durch gesammelte milde Beiträge gegen 2000 arme Kinder, denen er überdies Schulunterricht ertheilen ließ. Auf sein Ansuchen trat ihm 1773 sein dritter Sohn Otto als Gehülfe zur Seite; am 23. Dec. 1775 starb seine Gattin, mit der er 36 Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatte. Nachdem er während des baierischen Erbfolgekrieges Sachsenfeld am 10. September 1778 noch einmal hatte verlassen müssen — das Schloß wurde von den Oesterreichern geplündert —, legte er endlich im 80. Lebensjahre sein Amt nieder (1788). Die ihm noch beschiedene Muße benutzte er, um eine schon früher angefangene Geschichte des Hauses Solms zu vollenden. Einen Theil davon, die Geschichte der ausgestorbenen Linien, hatte er bereits 1785 als „Fragmente zur Solmsischen Geschichte“ veröffentlicht. Bis zuletzt frischen Geistes, umgänglich und hülfsbereit, pflegte er die Wissenschaften bis in sein höchstes Alter. Er sammelte eine Bibliothek von 10 000 Bänden, die er, weil es im Schlosse Sachsenfeld an Raum gebrach, in einem eigens gemietheten Bauernhause aufstellte. Sie enthielt neben anderen besonders geschichtlichen Werken eine Horazische Bibliothek von

etwa 800 Nummern: Ausgaben, darunter sehr seltene, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften. Fachleuten half er mit diesem Schatze gern aus, wie ihn denn auch Neuhaus in seiner Bibliotheca Horatiana (1775) und Jani in seiner Horazausgabe (2 Bde., 1778—82) benutzt haben. Mit Heyne in Göttingen, Chr. Fel. Weiße in Leipzig, Hegelmaier in Tübingen u. a. stand er in brieflichem Verkehre. Neben einigen Staatsschriften verfaßte er noch Denkwürdigkeiten aus der Zeit seines russischen Dienstes und während des siebenjährigen Krieges. Sie zeugen von einer scharfen Beobachtungsgabe und von klarer Einsicht in die betreffenden Verhältnisse. Reußmann (s. u.) hat eine Anzahl Charakterzeichnungen daraus mitgetheilt. — S. starb am 27. August 1789, sechs Tage vor seinem 82. Geburtstage, und wurde in der Kirche zu Baierfeld neben seiner Gattin beigesetzt. Von fünf Kindern überlebten ihn nur zwei Söhne: Friedrich, der älteste, seit 1794 sächsischer Geh. Rath, und der oben genannte Otto, welcher dem Vater schon nach fünf Jahren im Tode folgte.

(J. G. Reußmann,) Lebensbeschreibung des Heil. Röm. Reichs Grafen Friedrich Ludwig v. S. zu Tecklenburg, Leipzig 1795 (4 Bl., 118 S. 8⁰; mit Bildniß). — F. A. Weiz, Das gelehrte Sachsen, Leipzig 1780, S. 237. — J. F. Goldbeck, Litter. Nachrichten von Preußen, 2. Thl., Leipzig und Dessau 1783, S. 183 f. — (G. A.) Will, Briefe über eine Reise nach Sachsen, Altdorf 1785, S. 42—47 (mit der Silhouette v. S.). — Hirsching's Histor.-litter. Handbuch, 12. Bd., 2. Abthl. (1809), S. 259 f. — S. Baur, Neues Histor.-Biogr.-Liter. Handwörterbuch, 5. Bd. (1810), Sp. 119 f. — Meusel, Lexikon XIII (1813), 199 f. — Rud. Graf zu Solms-Laubach, Geschichte des Grafen- u. Fürstenhauses Solms, Frankf. a. M. 1865, S. 422—426.

A. Schumann.

Solms: Georg Eberhard Graf v. S., Herr zu Münsterberg, wurde 1568 als zweiter Sohn des Grafen Ernst v. Solms-Hohensolms-Lich geboren. So jung er war, wurde ihm, der schon 1583 in den niederländischen Kriegsdienst getreten war, im J. 1587, als während der Wirren der Leicester'schen Epoche die Stadt Deventer und die Schanzen vor Zütphen von ihren englischen Commandeuren verrathen waren und man in Holland und Seeland sich sowohl gegen den Bundesgenossen als den Feind vorsehen zu müssen meinte, das Obercommando über alle Truppen in Seeland von den Staaten dieser Provinz übertragen, in welcher Stellung er in den folgenden Jahren die von der Provinz bezahlten Truppen in der Feldarmee des Prinzen Moritz befehligte und an dessen Ruhm einen nicht geringen Antheil hatte. Als Moritz 1591 die Stadt Hulst im Norden von Flandern erobert hatte, wurde ihm darum die Stelle eines Gouverneurs dieser Seeland deckenden und Antwerpen bedrohenden Festung übertragen. Jedoch als dieselbe 1596 vom Erzherzog Albrecht von Oesterreich (damals noch Cardinal und Generalgouverneur der Niederlande) angegriffen wurde, gelang es ihm nicht, sie zu behaupten und capitulirte er nach einer Belagerung von zwei Monaten, ohne, wie behauptet wurde, alle Vertheidigungsmittel erschöpft zu haben. Die Staaten von Seeland nahmen ihm sein Commando und wenn sich Moritz und die holländischen Staaten seiner nicht angenommen hätten, wäre er gezwungen gewesen schimpflich die Niederlande zu verlassen, trotz aller geleisteten Dienste. Denn er scheint wenig geliebt gewesen zu sein und durch seine lauten Reden geärgert zu haben. Jedoch die Verbindung seines Hauses mit den Nassauern, die Anwesenheit von so vielen seines Geschlechts in der niederländischen Armee (ein Bruder, Ernst, war 1595 an der Seite des Grafen Philipp von Nassau in dem Reitergefecht an der Lippe gefallen, ein anderer, Friedrich, zeichnete sich bei Nieuwpoort aus), seine Heirath mit einer Tochter des berühmten

Grafen v. Egmont, der als Märtyrer der niederländischen Freiheit verehrt wurde, bewirkten, daß er im nächsten Jahre, nachdem er sich auch schriftlich vertheidigt, von den Generalstaaten eine Bestallung als Oberst mit sehr ausgedehnten Befugnissen erhielt, sodaß er unter der Generalität eine erste Stelle einnahm. So führte er bei Nieuwpoort das Mitteltreffen der niederländischen Armee. Wahrscheinlich ist es ihm auch zu Gute gekommen, daß er durch seine Verbindungen in Deutschland öfters ansehnliche Werbungen für die Staaten ausführen und so die Armee mit altgedienten und in wohlorganisirten Verbänden vereinten Soldaten verstärken konnte. 1602 ist er mit einer derartigen Mission beschäftigt zu Arnsberg in Westfalen gestorben. Wenn er auch nicht zu den ersten Kriegsmännern seiner Zeit gehört, so ist doch sein Name unverbrüchlich mit der ruhmvollsten Zeit des niederländischen Freiheitskrieges verbunden und sein Geschlecht hat nach wie vor eine angesehene Stellung im niederländischen Kriegsdienst versehen.

Vgl. Journaal van Anthonis Duyck (die beste authentische Quelle der niederländischen Kriegsgeschichte jener Zeit) (s. A. D. B. V, 502). — Coloma, Guerras de Flandes und die übrigen oft genannten niederländischen Quellen der Geschichte jener Jahre. — Von neueren Fruin, Tien Jaren uit den Tachtigjarigen Oorlog. — Motley, History of the United Netherlands III. — Bosscha, Nederlands Heldendaden te Land I, mein Staat der Vereenigde Nederlanden ꝛc.

P. L. Müller.

Solms: Heinrich Maastricht, Graf v. S.-Braunfels, wurde 1636 geboren als sein Vater, der Graf Johann Albrecht, Gouverneur der Festung war, deren Name dem seinigen zugefügt wurde. Er durchlief rasch die niederen Chargen der niederländischen Armee und führte schon 1674 in der Schlacht bei Seneffe, in welcher er in französische Gefangenschaft gerieth, die erste Brigade des niederländischen Fußvolks. Zwei Jahre später ernannte Wilhelm III. ihn zum Generallieutenant und Obersten seiner Garde, an der Stelle des an seinen bei der Belagerung von Maastricht erhaltenen Wunden gestorbenen Rheingrafen Karl Florentius v. Salm, der Wilhelm's Vertrauter und Rathgeber in militärischen Dingen gewesen war. Später erhielt er noch die einträgliche Stelle eines Gouverneurs von Herzogenbusch und die noch wichtigere eines Generals von der Infanterie. Denn, wenn er auch im Felde in sämmtlichen Feldzügen Wilhelm's mit Ehren genannt wird, so hat er sich doch namentlich ausgezeichnet durch die Ausbildung der niederländischen Infanterie, welche damals dem besten französischen Fußvolk gleichgeachtet wurde. Ihm dankte sie neben Georg Friedrich von Waldeck (s. A. D. B. VIII, 701) den Ruhm, welchen sie damals bei Freund und Feind erwarb. Namentlich galt dies von der Garde, welche seiner besonderen Sorge anheim gegeben war. Als S. sie 1688 nach England mit hinüber geführt hatte, und sie 1690 in der Schlacht an der Boyne den Fluß durchwatet und die feindliche Stellung erstürmt hatte ohne in Unordnung zu gerathen oder zu stocken, erwarben Solms' Blauen, wie die Engländer sie nannten, eine Popularität, welche selbst die Feindseligkeit der damaligen Engländer gegen fremde Kriegsvölker bewältigte. Ihr Führer aber war weit entfernt dieselbe zu theilen. Im Gegentheil machten ihn seine unerbittliche Strenge und die wohl zu öffentlich zur Schau getragene Geringschätzung der englischen Armee, welche allerdings zu schlecht beschaffen war, um einem bloß dem Dienst lebenden Kriegsmann zu gefallen, außergewöhnlich verhaßt, und als 1692 in der Schlacht bei Steenkerke die englische Infanterie arg mitgenommen wurde, ward seiner Fahrlässigkeit, ja seiner Ruchlosigkeit, welche sich an ihrer Noth soll geweidet haben, die Schuld beigemessen. Noch in Macaulay's Darstellung der Schlacht hat die Erzählung Wiederhall gefunden; freilich ist dieselbe nicht weniger unrichtig und unverständlich

als die sonstigen militärischen Darstellungen des berühmten Historikers. Die öffentliche Meinung in England war so erregt, daß wenig fehlte, daß im Parlament eine Motion angenommen wäre, den König zu bitten, S. kein Commando über englische Truppen anzuvertrauen. Denn S., wenn auch immerfort in niederländischen Diensten, führte im Felde auch den Oberbefehl über die englische Infanterie, wie Wilhelm überhaupt seine englischen Generale immer den niederländischen, welche sich schon so lange bewährt hatten, unterzuordnen pflegte. Nicht lange jedoch brauchten die Engländer über ihn zu klagen. Schon im nächsten Jahre wurde er in der Schlacht bei Neerwinden oder Landen tödlich verwundet und starb noch den nämlichen Tag im feindlichen Lager. Noch über das Grab hinaus verfolgte ihn der Haß der englischen Soldaten.

Vgl. Sylvius, Vervolg op Aitzema; Europische Mercurius und die sonstigen Quellen der niederländischen Kriegsgeschichte der Zeit. — Bosscha, Nederlands Heldendaden te land II. — Macaulay, History of England. — Mein Wilhelm III. und Georg Friedrich v. Waldeck.

P. L. Müller.

Solms: Hermann Adolf Graf zu S. hat durch seinen eifrigen Antheil an den im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts um die „Freistellung“ der Religion in den Hochstiftern Köln und Straßburg geführten Kämpfen sich einen Platz in der allgemeinen deutschen Geschichte erworben. Auch ist er der Stifter der noch blühenden Grafen- und Fürstenlinie Solms-Hohensolms-Lich. — Geboren am 28. Sept. 1545, als jüngstes von 14 Kindern des bekannten Kriegsmannes und Kriegsschriftstellers Reinhard Grafen zu Solms-Lich (s. u.) und der Gräfin Maria von Sayn, wurde Hermann Adolf, gleich zweien seiner älteren Brüder, Eberhard und Reinhard, in jungen Jahren in den geistlichen Stand gegeben und erlangte Kanonikate auf den Hochstiftern Köln, Würzburg und Straßburg. Kaum 17 Jahre alt, am 21. September 1562, wurde er, nach Empfang der Subdiakonatsweihe, Domcapitular zu Köln, wenige Jahre später auch zu Straßburg. Damals hielt er sich wenigstens äußerlich noch zur katholischen Kirche, aber nicht lange darauf vollzog sich sein offener Uebertritt zum Protestantismus, und zwar zur schrofferen, calvinischen Richtung desselben. Im December 1567, vor der Wahl des Grafen Salentin von Isenburg zum Erzbischof und Kurfürsten von Köln, protestirte er mit sieben anderen Kölner Domherren gegen die Bestimmung der Wahlcapitulation, daß der neugewählte Erzbischof sich binnen Jahresfrist zum Priester und Erzbischof weihen lassen und das Trienter Glaubensbekenntniß beschwören solle. Seine kirchliche Gesinnung verhehlte er fortan so wenig, daß er bei geistlichen Functionen ohne die Abzeichen seines geistlichen Standes, Chorrock und Beffe, zu erscheinen und bei sacramentalen Handlungen des katholischen Cultes sich zu entfernen pflegte. Als der Plan, dem bairischen Herzog Ernst mit Hülfe des Papstes und des Kurfürsten Salentin die Nachfolge im Erzstift Köln zu verschaffen, um das Jahr 1575 feste Gestalt gewann, wurde Graf Hermann Adolf der entschiedenste und rührigste Gegner dieses Planes. Mit dem Dompropst Graf Georg und dessen Bruder Graf Ludwig von Wittgenstein, und dem Grafen Johann von Nassau leitete er die von den Wetterauer Grafen ins Werk gesetzte Gegenagitation. Er vermittelte den Beitritt des Bremer Erzbischofs, Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg, und des Mindener Bischofs, Graf Hermann v. Schauenburg, zu der Coalition, welche, anstatt des mächtigen und eifrig katholischen bairischen Herzogs, die Wahl des als ungefährlich erachteten Gebhard Truchseß Freiherrn von Waldburg betrieb. Gemeinsam mit dem Chorbischof, Herzog Friedrich von Sachsen-Lauenburg, setzte er durch, daß die kölnischen Landstände vor der Neuwahl zusammentraten und ihre Abneigung gegen die Wahl des bairischen Herzogs be-

kundeten. Schließlich gewann er auch den Straßburger Bischof Graf Hermann von Manderscheid und seinen eigenen bis zuletzt schwankenden Bruder Reinhard für Gebhard's Wahl, so daß dieser am 5. December 1577 mit zwei Stimmen (12 gegen 10) über Herzog Ernst den Sieg davon trug. — Als regierender Herr setzte Kurfürst Gebhard noch geraume Zeit die freundschaftlichen Beziehungen zu den Wetterauer Grafen fort; natürlicher Vermittler hierbei war der zugleich diesen und dem Hochstift Köln angehörige Graf Hermann Adolf von S. Es wurde eine Einigung der Wetterauer mit den fränkischen und schwäbischen Grafen erstrebt, um gemeinsam die Interessen des Grafenstandes wirksamer zu vertheidigen. Zusammen mit Kurfürst Gebhard vermittelte Hermann Adolf auch die Aussöhnung des Straßburger Bischofs mit der Stadt Straßburg. Danach aber entfremdete sich Kurfürst Gebhard die Wetterauer Grafen, indem er, bei Gelegenheit des Kölner Pacificationscongresses (im J. 1579) und in dem Bemühen, sich die päpstliche Confirmation zu verschaffen, eine streng katholische Richtung einschlug. — Anlaß zu neuer Annäherung an die Wetterauer Grafen erlangte Kurfürst Gebhard durch seine etwa im J. 1581 angesponnene Liebschaft mit der Gräfin Agnes von Mansfeld. Von deren Verwandten gedrängt, das gegebene Aergerniß durch die Ehe mit ihr zu beseitigen, ließ sich Gebhard zumeist wohl durch Graf Hermann Adolf v. S. überreden, mit der Frau zugleich das Erzstift, gegen die Satzung des Religionsfriedens (geistl. Vorbehalt), zu behalten. Nothwendige Folge war sein Uebertritt von der römischen Kirche zum Protestantismus. Zur Vorbereitung dieses Schrittes that Graf Hermann Adolf, was in seinen Kräften stand. Im Einvernehmen mit ihm und insgeheim auch mit Kurfürst Gebhard selbst ließ Graf Adolf von Neuenar im Juli 1582 zu Mechteren vor den Thoren von Köln protestantische Predigten halten, jedenfalls in der Absicht, in Stadt und Erzstift religiöse Unruhen hervorzurufen. Nachdem dieser Versuch durch den Rath der Stadt Köln energisch unterdrückt worden, begab sich Graf Hermann Adolf nach Augsburg auf den Reichstag, um hier die Frage der Freistellung wieder in Fluß zu bringen; auch da ohne Erfolg. — Inzwischen suchte Kurfürst Gebhard selbst im kölnischen Herzogthum Westfalen durch Anwerbung von Soldaten und durch Verständigung mit einzelnen protestantischen Reichsständen, besonders mit Erzbischof Heinrich von Bremen, der auch die Hochstifter Osnabrück und Paderborn besaß, einen Rückhalt für seinen geplanten Uebertritt zu gewinnen. Anfangs November kam er an den Rhein und besetzte die Stadt Bonn mit seinen Soldaten. Bei ihm befand sich auch Graf Hermann Adolf v. S. Vom Domcapitel zur Erklärung gedrängt, ließ Gebhard nach und nach die Maske fallen; zu Weihnachten 1582 publicirte er offen die Freistellung der Religion im Erzstift Köln. Bei all diesen Schritten war Hermann Adolf als Anstifter oder Rathgeber betheiligt. Im Domcapitel kam es zwischen ihm und seinem ehemaligen Bundesgenossen, dem Chorbischof, zu heftigem, fast in Thätlichkeiten übergehenden Zank. — Als Kurfürst Gebhard vom Papste excommunicirt und privirt worden war, wurde auch Graf Hermann Adolf v. S. mit seinem Gesinnungsgenossen, dem Freiherrn Johann v. Winnenberg, als offener Häretiker zunächst von der Theilnahme an der Neuwahl ausgeschlossen, sodann, nachdem diese am 23. Mai 1583 auf den vor sechs Jahren unterlegenen Rivalen Herzog Ernst von Baiern gefallen, wieder mit Winnenberg durch den päpstlichen Nuntius Franz Bonomi, Bischof von Vercelli, am 4./14. Juni förmlich excommunicirt. Bald danach erfolgte noch die Excommunication des Dompropstes, Graf Georg v. Wittgenstein. Während dieser mit Protesten antwortete, kümmerte sich Graf Hermann Adolf zunächst nicht weiter um die Excommunication. Er verweilte damals in Westfalen bei Kurfürst Gebhard, dem er als Rath und, zugleich mit Winnenberg, als Vertreter des Domcapitels diente

und bei der Organisation des bewaffneten Widerstandes, namentlich im Vest von Recklinghausen, behilflich war. Während des Feldzugs des Pfalzgrafen Johann Casimir ins Erzstift Köln finden wir den Grafen bald da, bald dort in Kriegsangelegenheiten thätig. Als Kurfürst Gebhard, nach dem Abzug des Pfalzgrafen und der Uebergabe von Bonn, im März 1584 von Westfalen aus den letzten Versuch machte, dem vordringenden Feind im offenen Feld zu begegnen, hinterließ er den Grafen Hermann Adolf als seinen Statthalter in Westfalen. Dort blieb er, bis sich den mit Uebermacht einrückenden bairisch-spanischen Soldaten gegenüber jeder weitere Widerstand als eitel erwies. — Dann begab er sich, am 11. August 1584, nach Straßburg, wohin sich von Köln aus der Streit um die Freistellung dadurch verpflanzt hatte, daß die katholische Capitelsmehrheit die in Köln über Georg Graf von Wittgenstein, Hermann Adolf Graf v. S. und Johann v. Winnenberg verhängte Excommunication auch für Straßburg als wirksam erklärte und demnach den im Frühjahr 1584 zur Residenz erschienenen Domherren Johann v. Winnenberg und Georg v. Wittgenstein Zutritt und Einkünfte verweigerte. Doch hatten bereits beide Herren mit Hilfe des Rathes der Stadt Straßburg sich gewaltsam in Besitz der ihnen zustehenden Einkünfte gesetzt. Als nun Graf Hermann Adolf in Straßburg erschien, gab er dem Streite sofort eine andere Wendung, indem er seine beiden Mitcapitularen bewog, mit ihm die Offensive zu ergreifen. Am 15. und 18. August 1584 bemächtigten sie sich des Straßburger Capitelhauses, des sogen. Bruderhofes, welcher fortan zwei Jahrzehnte hindurch im Besitz der protestantischen Domherren verblieb. In dem langwierigen Streit, der sich nun entspann und zunächst in wechselseitigen Streitschriften und der Besitzergreifung von Stiftshäusern und Einkünften äußerte, erscheint Graf Hermann Adolf mehrere Jahre lang als Führer der Bruderhöfischen, bis mit der Uebersiedelung des entsetzten Kurfürsten Gebhard Truchseß aus den Niederlanden nach Straßburg, im J. 1589, diesem, als Straßburger Domdechant, die Führung zufiel. Gebhard's Beispiel folgend, verheirathete sich nunmehr, am 19. März 1589, auch Graf Hermann Adolf v. S., ohne auf seinen Straßburger Capitelplatz zu verzichten. Seine Gemahlin, Anna Sophia, Tochter des Grafen Johann v. Mansfeld, geboren am 13. December 1562, † am 7. April 1601 auf der Burg Hohensolms, gebar ihm sechs Kinder, von welchen der älteste Sohn Johann Ernst im J. 1617 in Savoyen starb, der mittlere Philipp Reinhard die gräfliche, später fürstliche Linie Solms-Lich-Hohensolms fortpflanzte. — Im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts verschwindet Graf Hermann Adolf's Name mehr und mehr aus den Acten der Bruderhöfischen. Die protestantischen Fürstenhäuser, welche durch die protestantischen Grafen im Straßburger Domcapitel, zu deren Unterstützung, in den Capitelstreit hineingezogen worden waren, ernteten die Früchte des vorläufigen halben Sieges der Freistellungspartei und drängten die Grafengeschlechter in den Hintergrund; doch blieb Graf Hermann Adolf noch bis zum J. 1600 oder 1601 Domherr. Damals erst verzichtete er, entweder erneuten ernstlichen Mandaten des Kaisers oder auch dem bevorstehenden Vergleich der beiden Prätendenten des bischöflichen Stuhles, Markgraf Johann Georg von Brandenburg und Cardinal Karl v. Lothringen, weichend, auf seinen Capitelplatz. Ueber das letzte Jahrzehnt seines Lebens liegen zur Zeit keine genaueren Nachrichten vor. Gestorben ist er am 19. Juli 1613.

Rudolf Graf zu Solms-Laubach, Gesch. des Grafen- und Fürstenhauses Solms. Frankfurt a. M. 1865. (Sorgfältige Stammregister schon bei Albrecht Otto Billgen, Genealogie des gräfl. Hauses Solms. Frankfurt a. M. 1622.) — Meine Geschichte des Kölnischen Krieges. 1. Bd. Vorgeschichte 1565—1581. Gotha 1862, sowie archivalische Materialien zu dem zur Zeit

noch unvollendeten zweiten Band. — In den Abhandlungen der Münchener Akademie III. Classe Bd. XVIII, 3 meine Abhandlung über den Anfang des Straßburger Capitelstreites, 1889, in deren Anhang einige interessante Briefe des Grafen Hermann Adolf von Solms abgedruckt sind.

Max Lossen.

Solms: Reinhart der Aeltere Graf zu S. und Herr zu Müntzenberg, am 12. October 1491 geboren, diente zuerst dem Kurfürsten von Baiern, seit 1546 aber Kaiser Karl V. und seinem Nachfolger. Im Felde ist er namentlich im Schmalkaldischen Kriege hervorgetreten. Damals ward er kaiserlicher Rath, 1552 gerieth er in Gefangenschaft des Landgrafen von Hessen-Kassel und ward längere Zeit auf der Festung Ziegenhain in Haft gehalten. Nachdem er 1554 zum kaiserlichen Feldmarschall ernannt worden war, zog er sich auf sein Stammgut Lich in der Wetterau zurück, um meist schriftstellerischer Thätigkeit zu leben, welche ihn schon früher beschäftigt hatte, doch ward er auch in der Folge noch von Kaiser Karl's Nachfolger, dem Kaiser Ferdinand I., zu mancherlei Diensten verwendet. So betraute ihn dieser 1558 und 1559 mit Sendungen an den Kurfürst-Erzbischof von Köln und an den Herzog von Jülich und ernannte ihn 1560 zum kaiserlichen Commissarius bei der Reichskammergerichtsvisitation zu Speier. Das bekannteste der von ihm geschriebenen Werke ist dasjenige, welches in der Regel als sein „Kriegsbuch“ bezeichnet wird; einen Gesammttitel hat er demselben nicht vorangesetzt. M. Jähns schlägt vor, es als „Kriegsregierung“ zu bezeichnen; es ist dies ein Sondertitel, welchen S. dem ersten der acht Bücher seiner Arbeit gegeben hat. Der Titel dieses Buches heißt weiter „Kriegsregierung nach alter Teutschen Ordnung“; das Buch handelt von Kriegsordnung, Bestellungsartikeln, Fluchen und Schwören, Strafartikeln, Tagesordnung, Wagenburg, Kriegscommissarius, Heeresaufrichtung ꝛc. Das 2. Buch beschreibt die „Kriegsämter“, es ist im wesentlichen der Abdruck einer anderen, unten zu nennenden Schrift. Das 3. Buch handelt von der „Arcolerie“ (Artillerie), das 4. insonderheit von den „Büchsen“ (Geschütze), das 5. von „Vndergraben“ (Minen), das 6. von der „Musterung“. Das 7., „Kartenspiel“ genannt, gibt Anleitung zu einem Kriegsspiele, welches hauptsächlich dazu dienen sollte, mit Hülfe von Karten Marsch- und Schlachtordnungen darzustellen. Das 8. Buch ist ein „Bericht, wie man ein Stat, Schloß, Flecken mit Kriegsvolk besetzen soll“; es hat besonders die Verpflegung zum Gegenstande, überhaupt spielen die Verwaltungsmaßregeln in dem Werke eine große Rolle, gegen welche die Verwendung der Truppen für das Gefecht in den Hintergrund tritt; eingehender ist in demselben behandelt, was auf das Geschützwesen Bezug hat. Das Ganze bildet einen stattlichen, mit vielen Holzschnitten ausgestatteten, sehr selten gewordenen Folianten, welchen der Graf in seiner eigenen Druckerei zu Lich seit dem Jahre 1559 herstellen ließ. — Die oben erwähnte Arbeit ist von S. in Gemeinschaft mit Konrad v. Boyneburg (Beimelborg, Bemelborg), „der kleine Heß“ zubenannt (s. A. D. B. III, 224), verfaßt und Kaiser Karl V. zugeeignet. Sie ist nicht gedruckt; die Handschrift befindet sich in der Hof- und Staatsbibliothek zu Wien (Cod. germ. 3663) und ist überschrieben: „Ein Kriegsordenong. Von allen ampter des Kriegs, wie die Versechen, bestöllt und regiertt werden sollen, und was einer Jeden Person zu thun geboren will, ein jedes mit seiner Figuern besonders anngezeigtt und beschrieben.“ Die Arbeit ist 1545 vollendet. — Eine dritte Schrift, welche S. wieder als alleinigen Urheber hat, ist ebenfalls ungedruckt geblieben. Die Handschrift befindet sich in der k. k. Hofbibliothek zu Wien (Nr. 10983). Sie umfaßt zwei Abhandlungen, von denen die erste „Die alte romische gehaltene Kriegs-Ordnung, so durch Teutschen von derselbigen Zeitt an pisher gebraucht und gehalten worden ist“, die andere,

welche die Entartung des Kriegsvolkes beklagt und Vorschläge zur Besserung macht, „Kriegsordnung“ überschrieben ist. Die letztere, dem König Maximilian II. gewidmet, wird 1562, in dem Jahre, in welchem S. am 23. September starb, vollendet sein. Graf Reinhart schrieb auch ein Buch über den Ursprung des Adels, welches 1564 zu Frankfurt a. M. gedruckt ist. — Er war vermählt mit einer Gräfin Sayn und hinterließ eine zahlreiche, noch blühende Nachkommenschaft. Kurz vor seinem Tode nahm er, der bis dahin am katholischen Glaubensbekenntnisse festgehalten hatte, das Abendmahl in beiderlei Gestalt. — König Ludwig I. von Baiern ließ ihm als erstem Erbauer der Festung Ingolstadt (1539) über dem dortigen Kreuzthore ein Denkmal in Gestalt eines Reiterstandbildes setzen, dessen Kopf dem einer auf des Grafen eigenes Geheiß für die Stiftskirche zu Lich angefertigten Statue nachgebildet ist. In Ingolstadt baute er im Geiste Albrecht Dürer's. Auch bei der Befestigung anderer baierischer Städte ist er thätig gewesen.

M. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland. Erste Abtheilung, S. 505 ff. München und Leipzig 1889. — R. Graf zu Solms-Laubach, Geschichte des Grafen- und Fürstenhauses Solms. Frankfurt a. M. 1865. — Kleemann, Geschichte der Festung Ingolstadt. München 1883.

B. Poten.

Solms: Victor Friedrich Graf v. S.-Sonnenwalde, preußischer Gesandter unter Friedrich II., wurde geboren am 16. Sept. 1730 als Sohn des kursächsischen Kammerherrn Otto Wilhelm Graf zu S.-S. und der Dorothea Sabine, geb. v. Arnim. Seine Erziehung leitete sein Großvater mütterlicherseits, der preußische Staatsminister Georg Dietloff v. Arnim, der u. a. als eifriger Förderer der Akademie der Wissenschaften bekannt ist. Am 20. März 1747 bezog Victor Friedrich die Universität Frankfurt, 1749 die zu Leipzig und widmete sich dort eifrig dem Studium. Nach Ableistung des Trienniums trat er in den preußischen Staatsdienst, wo er bald den Titel eines Legationsraths erhielt. Als solcher wurde er am 6. Jan. 1755, also in einem Alter von 24 Jahren, von den Ministern Podewils und Finkenstein zur Verwendung für einen Gesandtschaftsposten vorgeschlagen. Friedrich II. wendete ein, daß S. zu jung und erst kurze Zeit im Dienst wäre, entschloß sich jedoch, als das Ministerium demungeachtet seinen Vorschlag mehrfach wiederholte, unterm 21. Januar 1755 zur Ernennung Victor Friedrich's zum außerordentlichen Gesandten in Stockholm an Stelle des Freiherrn v. Maltzahn mit den Worten: „Also mögen sie den Grafen S. hinschicken.“ In seiner 4 1/2 Jahre währenden Stellung am Stockholmer Hofe hatte S. vornehmlich die Aufgabe, vermittelnd zwischen der russischen oder Hofpartei und der zu Frankreich neigenden mächtigen Senatspartei zu wirken. Die Leidenschaftlichkeit der Königin Ulrike, als Schwester Friedrich's die natürliche Verbündete Preußens, machte ihm dies nicht immer gerade leicht. Doch scheint er sich seiner Aufgabe zur hohen Zufriedenheit seines Königs erledigt zu haben, die auch dadurch nicht geschmälert wurde, daß er die Entwicklung der Dinge, die bei der Uebermacht der Senatspartei auf einen Anschluß Schwedens an Frankreich hindrängte, in ihrem Gange nicht zu verhindern vermochte. Seine Abberufung erfolgte am 22. Juli 1757, seine Abschiedsaudienz bei der Königin am 30. August. In den Hauptjahren des Krieges, wie es scheint, ohne bestimmte Verwendung, wurde er, als durch die Ermordung Peter's II. die Abberufung des preußischen Gesandten, des Obersten Baron v. d. Goltz, aus Petersburg erforderlich geworden war, am 20. September 1762 auf den für diese Zeit besonders wichtigen russischen Gesandtschaftsposten gestellt. Auf diesem Vertrauensposten ist er ununterbrochen 17 Jahre hindurch verblieben. Durch große Ge-

schicklichkeit wußte er sich die Gunst Katharinens und das Zutrauen des damaligen leitenden Staatsmannes Panin zu erwerben, wie überhaupt sich einen beachtenswerthen Einfluß an dem ränkeerfüllten und schwer zu behandelnden Hofe zu St. Petersburg zu gewinnen. So gelang es ihm, den Abschluß des Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Rußland und Preußen vom 11. April 1764 zu ermöglichen. Schon im J. 1765 zeichnete ihn die Zarin durch die Verleihung des Alexander-Newski-Ordens aus. S. führte ferner die langwierigen, durch die Lässigkeit Panin's manchmal recht erschwerten Verhandlungen in Sachen Polens und hatte wesentlichen Antheil an dem Zustandekommen des ersten Theilungsvertrags. Hierfür erhielt er von seinem königlichen Gebieter den Schwarzen Adlerorden. Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn, im Juni 1779 um seine Entlassung aus dem Gesandtschaftsdienste nachzusuchen, nachdem er schon mehrfach vergeblich um Erhöhung seines Gehalts eingekommen war, weil er selbst nach Panin's Zeugniß nicht der Stellung eines preußischen Gesandten entsprechend repräsentire. Die letzte seiner äußerst zahlreichen Petersburger Depeschen ist vom 27. August 1779. In seiner diplomatischen Thätigkeit hat er sich als gewandten, umsichtigen und fleißigen Unterhändler und Beobachter bewährt, der jedoch, wie alle Gesandten des großen Königs, lediglich Vollstrecker der bis ins Kleinste gehenden Befehle seines Gebieters war, d. h. niemals nach eigenem Ermessen handelte und noch weniger als Rathgeber seines Monarchen auftrat. Nach seinem Ausscheiden aus dem Gesandtschaftsdienst ernannte ihn der König zum Oberhofmarschall. Außerdem bekleidete er die Würden eines Domherrn zu Halberstadt und zu Havelberg. Er starb am 24. December 1783. Verheirathet war er seit dem 20. März 1754 mit Wilhelmine Charlotte Gräfin v. Dönhoff, von der er drei Kinder hatte.

Rud. Graf zu Solms-Laubach, Geschichte des Grafen- und Fürstenhauses Solms, Frankfurt 1865, S. 304. — (A. Naudé,) Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, Bd. XI—XV. — (Herrmann), Diplomatische Korrespondenz der preußischen Gesandten am russischen Hofe, Zbornik russkago, Bd. XXII und XXXVII, Petersburg 1878 und 1883. — Kurd v. Schlözer, Friedrich der Große und Katharina II., Berlin 1859.

H. v. Petersdorff.

Soltau: Dietrich Wilhelm S., Schriftsteller und Uebersetzer, geb. am 15. März 1745 zu Bergedorf, einem damals zu Hamburg und Lübeck gehörigen Städtchen, wurde Kaufmann und errichtete eine Handlung in Petersburg. Neben seinen Berufsgeschäften widmete er besonders der modernen Litteratur rege Aufmerksamkeit, wobei ihm eine vorzügliche Kenntniß der neueren Sprachen zu statten kam. Seit 1798 lebte S. als Privatmann in Lüneburg und wußte durch treffliche Uebersetzungen allgemeine Anerkennung zu erringen, sodaß ihm die philosophische Facultät der Universität Göttingen den Doctorgrad honoris causa verlieh. Er starb am 13. Februar 1827 als Rathsherr in Lüneburg.

S. hat nur als Uebersetzer Bedeutung und muß als solcher neben August Wilhelm v. Schlegel und J. D. Gries mit Ehren genannt werden. Seine übrigen Schriften, von denen die Gedichte „Pfauenfedern" (Hamburg 1800), „Beyträge zur Berichtigung des Adelungischen grammat. krit. Wörterbuchs" (Lüneburg 1806), „Briefe über Rußland und dessen Bewohner" (Berlin 1810) hervorgehoben seien, haben untergeordneten Werth. Die Uebersetzungen, die hier zum ersten Male vollzählig gegeben werden, sind: Samuel Buttlers Hudibras frey verdeutscht (Gesang 1 im „Deutschen Merkur" 1779, Heft 2; vollständig Riga 1787; neue umgearb. Aufl. Königsberg 1798). — Cervantes' Don Quixote (6 Bde., Königsberg 1800; neue Ausgabe 4 Bde., Leipzig 1825).

— Cervantes' Lehrreiche Erzählungen (3 Bde., Königsberg o. J. [Goedeke und Neuer Nekr. d. D.: 6 Bde. 1801]). — Boccaccios Decameron (3 Bde., Berlin 1803). — Reineke Fuchs hochdeutsch (Berlin 1803; neue umgearb. Aufl. Braunschweig [Lüneburg] 1823; neu abgedruckt in den „Classikern des In- und Auslandes" Berlin 1852—56, Bd. 6; englische Uebersetzung von S., Lüneburg 1827). — Reise durch Schottland, seine Inseln, Dänemark und einen Theil von Deutschland. Aus dem Engl. (3 Theile, Leipzig 1808). — Charles James Fox' Geschichte der früheren Regierungszeit James II. A. d. Engl. (Hamburg 1810). — Briefe des Schotten Macdonald (Neuer Nekr.) — Tarif der Land- und Seezölle des franz. Reichs. A. d. Franz. (Lüneburg 1811). — Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen im Orient v. J. 1415 bis 1539 nach Anleitung der Asia des Joao de Barros (5 Thle., Braunschweig 1821), weniger Uebersetzung als Bearbeitung. — Lebensweisheit für alle Stände. Nach d. Engl. (Braunschweig 1822). — Jac. Thomsons Jahreszeiten (Braunschweig [Lüneburg] 1822), bezeichnet als neue verb. Ausgabe.

Soltau's werthvollste Veröffentlichung ist die Reineke-Fuchs-Bearbeitung, die zwar Goethe's freier concipirtem Epos als Kunstwerk nicht gleichgestellt werden kann, die aber infolge ihres vorzüglich getroffenen echt volksthümlichen Tones mehr als Goethe's Gedicht das Verdienst hat, durch Einwirkung auf die weitesten Kreise des deutschen Volkes die Thiersage neu belebt zu haben.

Neuer Nekrolog d. Deutschen. 5. Jahrg. 1827, Nr. 62. — Goedeke, Grundriß III[1], 218, 220 Nr. 606, S. 1399. — Das Schriftenverzeichniß im Neuen Nekrolog ist ungenau. Auch Goedeke's Angaben genügen nicht; man beachte noch den Widerspruch im Register zu III („S., D. W." und „S., F. W."), an den dort bezeichneten Stellen und in den Verweisungen an diesen.

Friedrich Brandes.

Soltau: Fr. Leonard v. S., Volksliedersammler. Er war im J. 1800 in Lübeck geboren und hat in Jena und Leipzig neben deutscher Litteratur hauptsächlich orientalische Sprachen studirt, in denen er jedenfalls soviel Kenntnisse erwarb, um sich mit allerhand litterarischen Projecten zu tragen. Später indessen wurden diese Neigungen ganz verdrängt durch sein Interesse am deutschen Volkslied. Ohne einen festen Abschluß der Universitätsstudien ließ sich S. in Dresden nieder, begann aber bald, durch schweres Mißgeschick seiner wohlhabenden Familie völlig verarmt, ein trauriges Wanderleben, das ihn nach vorübergehenden Aufenthalten in Meißen, Leipzig, Jena, Weimar schließlich in Halle stranden ließ. Dort hat er vom Jahre 1836 bis zu seinem Tode am 15. Juli 1846, getrennt von Weib und Kind, als ein Sonderling mit Don Quixote-Allüren eine kümmerliche Existenz gefristet, zu der ihm die Mittel systematisch ausgesandte Bettelbriefe, zunächst an die deutschen Höfe, dann an die Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands verschaffen mußten. In der ersten Zeit scheint sich der alte Major v. Fouqué seiner mit Interesse angenommen zu haben. — Die Litteraturgeschichte des deutschen Volksliedes gedenkt v. Soltau's dankbar um einer Publication willen, die zu Leipzig 1836 herauskam: „Hundert deutsche historische Volkslieder. Gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch herausgegeben" (Titelauflage Leipzig 1845). S. scheint durch O. L. B. Wolff's Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen (Stuttg. 1830) unmittelbar angeregt zu sein, stellt aber mit gerechtem Selbstbewußtsein seine eigene quellenmäßige und urkundlich treue Leistung in scharfen Gegensatz zu diesem liederlichen Opus. Er hat nach dem Maße seiner Kräfte, die nur allzufrüh ermatteten, die Aufgabe gefördert, die er selbst zuerst formulirt hat: „ein Corpus deutscher historischer Volkslieder zur Erläuterung der deutschen

und europäischen Geschichte .... einen poetischen Geschichtsspiegel." Es ist dieselbe Aufgabe, die im J. 1859 Jac. Grimm der Münchener historischen Commission ans Herz legte und die dann auf eigenen Pfaden v. Liliencron in seinem groß angelegten Werke für den wichtigsten Zeitraum gelöst hat. v. Liliencron selbst hat die Sammlung v. Soltau's nebst dem zweiten Hundert, welches 1856 Rud. Hildebrand mit Benutzung von Soltau's Nachlaß herausgab, geradezu als den Grund bezeichnet, auf dem er weiter gebaut habe.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 24. Jahrgang 1846 (Weimar 1848) S. 447—453.

Edw. Schröder.

Soeltl: Dr. Johann Michael v. S., Historiker und Archivar, geboren zu Neunburg v. W. am 19. April 1797, † zu München am 14. April 1888. S., der Sohn eines armen Tagelöhners, besuchte das alte Gymnasium zu Regensburg, das Lyceum zu München, endlich die Hochschule zu Landshut, wo er philologischen und historischen Studien oblag. 1822 erhielt er die erste Anstellung am Gymnasium zu Aschaffenburg, wurde aber schon nach wenigen Wochen an das königl. Erziehungsinstitut für Studirende in München berufen. Mit Erlaubniß und Unterstützung der Regierung bezog er 1825 die Universität Göttingen, um historische Vorlesungen zu besuchen; nach seiner Rückkehr wurde er zum Professor am Wilhelmsgymnasium zu München ernannt und zugleich zum Docenten an der vor kurzem nach München verlegten Hochschule. Schon 1819 hatte S. „Poetische Versuche" veröffentlicht; es folgten eine populärgeschichtliche Studie „Heinrich IV., Kaiser und König der Deutschen" (1825), „C. J. Cäsar", eine Monographie „aus den Quellen" (1826) und zahlreiche andere historische und historisch-belletristische Arbeiten, von welchen seine Antrittsrede „Wir Bayern sind Deutsche" hervorgehoben sein mag. 1835 erschien eine vierbändige „Geschichte der Deutschen". Infolge einer Anzeige des Erzbischofs von München-Freising, daß das Werk nicht in katholischem Sinn geschrieben sei, wurde S. temporär quiescirt. Dagegen betraute ihn in den nächsten Jahren Kronprinz Maximilian mit litterarischen Arbeiten, von welchen das dreibändige Werk „Der Religionskrieg in Deutschland" (1842), worin Kurfürst Maximilian I. von Baiern mit den Worten charakterisirt wird: „Welch ein Mann, wären nicht Jesuiten seine Erzieher gewesen!" auf Anregung König Ludwig's von K. M. v. Aretin und anderen lebhaft bekämpft wurde. Nach der Thronbesteigung Maximilian's II. wurde S. 1848 zum Honorarprofessor, im März 1849 zum außerordentlichen, im September 1849 zum ordentlichen Universitätsprofessor ernannt. Er hielt Vorlesungen über bairische und deutsche Geschichte, außerdem über Beredsamkeit; 1869 erschienen „Vorträge über Beredsamkeit", wobei der Verfasser auf sich den horazischen Spruch angewendet wissen will, er sei der Wetzstein, der selbst nicht schneiden, wohl aber andere schneiden lehren könne. Auch eine „Aesthetik in Mittheilungen an eine deutsche Frau" erschien aus Soeltl's Feder (1872), desgleichen eine Reihe von poetischen Arbeiten: „Konradin, ein Balladencyklus" (1848), „Dichtungen" (1855), „Gustav Adolf" (1883) u. a. Die Biographien „Max I., König von Bayern" (1836) und „Max II., König von Bayern" (1865), erheben nicht den Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung, sind aber anziehend und anregend geschrieben; das nämliche gilt von dem dreibändigen Werk „Das deutsche Volk und Reich in fortschreitender Entwicklung von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart" (1877). Als relativ bedeutendste von seinen vielen belletristischen Arbeiten dürfte „Der Untersberg" (1862) zu bezeichnen sein, eine Sammlung von echten und erdichteten Sagen über Friedrich Barbarossa, Kaiser Max I., den alten Fritz und andere volksthümliche Persönlichkeiten der deutschen Geschichte. 1855 wurde

S., um für Sybel Platz zu schaffen, zum Vorstand des königl. geh. Hausarchivs ernannt, jedoch mit dem Auftrag, seine geschichtlichen Vorlesungen an der Universität fortzusetzen; 1867 erhielt er „in Ansehung eifriger Dienstleistungen und loyaler Haltung" den Titel eines geheimen Hofraths; 1868 wurde ihm nach K. M. v. Aretin's Ableben auch die Stelle eines Vorstands des geh. Staatsarchivs übertragen. Noch 1886 bot der nahezu Neunzigjährige eine Festgabe zum Centenarium Ludwig's I., eine nicht uninteressante Briefsammlung: „Ludwig I., König von Bayern, und Graf von Armannsperg."

Schaden, Gelehrtes München im Jahr 1834, S. 112. — Personalakt im k. b. Staatsministerium des Aeußern und des k. Hauses.

Heigel.

Soltwedel: Alexander v. S. gehörte einer aus Salzwedel stammenden und nach diesem Orte benannten Familie an und war Mitglied des Lübeckischen Raths. Obwohl weder das Jahr seiner Erwählung noch das seines Todes sich mit Sicherheit bestimmen läßt, so steht doch fest, daß er nur kurz vor 1256 gewählt sein kann und um das Jahr 1291 gestorben ist. Ungeachtet seiner demnach langjährigen Amtsführung gehörte er nicht zu den angesehenen und einflußreichen Mitgliedern des Raths. Er war nicht Bürgermeister, auch nicht Kämmereiherr. Nur in den letzten Jahren wird sein Name mehrfach erwähnt und nur einmal, 1257, erscheint er als selbständiger Vertreter des Raths, indem er Namens desselben gegen die Ansprüche der Markgrafen Johannes und Otto von Brandenburg, denen die Stadt vom deutschen König Wilhelm zu Lehen gegeben war, Protest erhob. Spätere Chronikenschreiber, zuerst Korner, dann hauptsächlich Rehbein, haben ihn zum Urheber einer List gemacht, durch welche Lübeck sich am 1. Mai 1226 von der Herrschaft der Dänen befreite, und zum Anführer der Lübecker in der Schlacht bei Bornhövd 1227. Aber die neuere Geschichtsforschung hat diese Angaben in das Gebiet der Sage verwiesen. Die dänische Besatzung zog aus Lübeck ab, nachdem König Waldemar's Truppen unter Führung des Grafen Albert von Orlamünde von den verbündeten Fürsten 1225 bei Mölln geschlagen waren, und von Alexander S. war damals überhaupt noch nicht die Rede. Auch die Nachricht Detmar's, daß er 1249 eine lübeckische Flotte gegen Stralsund geführt habe, ist unglaubwürdig.

Brehmer, Der Rathsherr Alexander von Soltwedel in Sage und Geschichte, in der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte IV, 194 fg.

Wehrmann.

Somer: Bernardus S., reformirter Theolog von der Parteistellung des Coccejus, geboren am 21. Januar 1642 zu Vlissingen, wo sein Vater Cornelius S. das Predigeramt führte. Er studirte zu Leiden Philologie unter Golius und Theologie unter Coccejus, deren Hausgenosse er während mehrerer Jahre war. 1664 trat er das Predigeramt zu Serooskerke in Zeeland an, demnächst 1667 zu Vlissingen und 1671 zu Amsterdam, wo er sich am 28. März 1673 mit Margaretha, einer Tochter des berühmten Admirals Michiel Adriaensz de Ruyter, verheirathete. Dort zeigte er sich als ein höchst gelehrter Theologe und beliebter Prediger, ausgezeichnet durch Milde und Toleranz und daher auch von anders Gesinnten, wie Gerhard Brandt, geachtet und gelobt. Leider raffte der Tod ihn schon am 2. Juni 1684 hinweg, als er sich eben im Hause seines Verwandten, Cornelius Kien, zu Veere aufhielt. Er hat verschiedene Schriften veröffentlicht, wie: „De roeping Abrahams uit Ur der Chaldeeen" 1672, 1673 und 1684; „De algenoegzaamheid der genade" 1673 und „Christus krachtig in swakheit, het sien op den onsienlyken en de Verheerlyking Gods, verhandeld in drie predikaatsien uit 2 Cor. IV, Hebr. XI en Rom. XI" 1684. Auch verfaßte er eine historische Schrift: „Blyde uitkomste der onderdrukte

geregtigheid, voorgesteld in verscheidene dankzeggingen over de Zeeslagen des jaars 1673", 1674.

Paquot II, 544. — de la Rue, Gelett. Zeeland und Glasius, Godg. Nederl. van Slee.

Somerau: Maximilian Joseph Freiherr v. S.-Beeckh, Cardinal, Erzbischof von Olmütz, wurde am 21. December 1769 zu Wien geboren (die genealogische Herleitung gibt Klar in seiner Libussa 1852, S. 254, Note **). Als Jüngling studirte er an der k. k. theresianischen Ritterakademie, wo noch immer Mitglieder des aufgehobenen Jesuitenordens die Lehrer waren. Obwohl sich damals in ihm ein lebhaftes Bedürfniß nach dem Geistlichen regte, wandte er sich doch gemäß dem Wunsche der Eltern zunächst der militärischen Laufbahn zu und machte als Lieutenant den Türkenkrieg Joseph's II. mit. Ein Besuch, den er nach dem Abschlusse des Friedens bei seinem Verwandten Fechenbach, dem nachmaligen Fürstbischof zu Würzburg machte, reifte in ihm den Entschluß aus, den Waffenrock mit dem Talare zu vertauschen. Er trat in das fürstl. erzb. Alumnat in Wien ein und wurde am 10. September 1798 zum Priester geweiht. Als solcher wirkte er auf mehreren Posten der Diöcese und hielt auch in der Universitätskirche zu Wien, wo man die ersten Redner zu hören gewohnt war, neben Weber und Frint Fastenpredigten. „Sie waren wirklich sehr gut und hatten ein zahlreiches Publicum" (Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten II, 139).

1809 loderte in den Herzen der Wiener die Flamme der heiligsten Begeisterung hoch auf; es wurden sechs Landwehrbataillone gebildet und den ersten drei wurde S. als Feldcaplan zugetheilt. Als solcher hielt er bei der feierlichen Fahnenweihe zu St. Stephan am 9. März eine begeisternde Rede über die Wirkung, welche diese heilige Handlung in den Gemüthern erwecke und von den Pflichten derjenigen, welche freier Wille und innerer Drang unter die Fahnen versammle (Ridler, Histor. Taschenbuch 1814, S. 153 f.). Als ins Gewirre des Rückzuges nach der Schlacht von Wagram bei Korneuburg eine Kanonenkugel schlug, und vom zweiten Wiener freiwilligen Bataillon drei Mann tödtete, den Oberlieutenant Karl Fischer verwundete, wurde auch der Caplan zu Boden geworfen und ein Stück seines Hutes abgerissen. Doch erholte er sich und rettete den Oberlieutenant, der ihm zeitlebens dankbar blieb. Der Kaiser belohnte den Braven mit dem goldenen Militär-Ehrenkreuz pro piis meritis (Streffleur, Aus dem Militär-Leben des Card. Somerau in „Oesterr. Militär. Zeitschrift" 1865, S. 337 f.). Auch aus dem Typhus, dem Maximilian Joseph als Opfer des Spitaldienstes bei Tyrnau verfiel, wurde er gerettet. Erst im folgenden Jahre kehrte S. in die Civilseelsorge zurück, in der er zunächst Pfarrer zu St. Leopold in der gleichnamigen Vorstadt Wiens, 1813 durch die Gnade des Kaisers Kanonikus zu Olmütz wurde, wo ihn 1831 das Capitel zu seinem Propste wählte. Eben aus diesem Jahre ist uns über S. das ehrende Zeugniß überliefert, daß er, als die schreckliche Cholera Noth und Tod brachte, „in die Wohnungen der Armen eilte, ihnen persönlich diente und Trost gab" (Oesterr. Volksbote 1853, 6. April).

Am 21. November 1836 erhob die Wahl des Capitels den Dompropst S.-B. auf den ersten geistlichen Sitz der Markgrafschaft. Das Vertrauen wurde gerechtfertigt. Der 68jährige Greis legte seine Hand mit derselben Begeisterung an den Hirtenstab, wie er einst als junger Lieutenant den Säbel gezogen hatte. Er sorgt für geistige Hebung des Clerus, baut ihm ein glanzvolles Seminar, führt 1845 in Gegenwart der Kaiserin Carolina Augusta zu Kremsier die barmherzigen Schwestern, 1846 am 8. November die Prämonstratenser wieder auf den heiligen Berg ein. Voll oberhirtlichen Ernstes spricht er dabei zu Abt Hieronymus Zeidler und seinen Brüdern die Erwartung aus, daß sie der Erz-

diöcese zum erbaulichen Beispiele eines nach den heiligen Ordensstatuten geregelten gottgefälligen Sinnes und Wandels sein werden, „damit ich die Stunde segnen kann, in welcher ich diese gottgeweihte Stätte der frommen Obsorge Ihres heiligen Ordens übergab". Schon gleich beim Antritte des Erzbisthums mahnte er in einem lateinischen Hirtenschreiben vom 29. Juni zur genauesten Pflichterfüllung, denn so sehr sich auch der Tag seines Lebens zum Untergange neige und die Liebe zu seinem Clerus wach sei, so werde doch auch die Strenge der Canones nicht schlafen. Zum Heile der Armen gründete der Erzbischof zu Kremsier ein Armeninstitut, dem er noch testamentarisch 36 000 fl. vermachte und für seine Beamten und Diener arbeitete er ein Pensionsnormale aus, welches auch die Bestätigung des Kaisers erhielt.

Bewegtes Leben kam in die einsame Residenz des Erzbischofs, als sich 1848 die kaiserliche Familie der Treue der Bürger und den Festungswällen von Olmütz anvertraute und Kaiser Franz Joseph daselbst die Regierung antrat. Die erzbischöfliche Sommerresidenz zu Kremsier diente dem Reichstag. Wie in jenen unheilvollen Tagen so viele böse und ungerechte Wünsche ungestüm hervordrangen, unausführbare und verderbliche Entwürfe ein Recht zu haben glaubten, in der Schnelligkeit des Augenblicks verwirklicht zu werden, so hörte man in der Verwirrung auch beruhigende und ernst mahnende Stimmen. Auch S.-B. übergab ein Memorandum „über die wünschenswerthe Gestaltung der Verhältnisse der katholischen Kirche in der constitutionellen Monarchie". Da sich in demselben die kirchlich-politischen Anschauungen unseres Erzbischofes offenbaren, müssen wir das Wesentliche ausheben. Gleich in den einleitenden Worten heißt es: „Es ist unmöglich, ein Land frei zu nennen, wo die Kirche, in deren Institutionen so viele Völker ihre Bürgschaft gegen den Mißbrauch der absoluten Gewalt gefunden, ihrer eigenen Freiheit entbehrt. In dem freien Oesterreich soll die katholische Kirche fortan nicht geknechtet sein. . . . Es müßte bei der neuen Gestaltung der staatlichen Verhältnisse als ein Verrath des Episcopates an der Kirche angesehen werden, wenn nicht die ihr nach ihren ursprünglichen Institutionen zukommenden Rechte geltend gemacht und die Beseitigung jener Einrichtungen in Anspruch genommen würde, die im Laufe der Zeit als drückende Fesseln fast jede normale Bewegung auf kirchlichem Gebiete unmöglich machten." Im einzelnen fordert er Ueberlassung von Priesterstandscandidaten von Jugend auf (§ 1), Herausgabe des Religionsfonds (§ 2), Aufbesserung der Dotation der Seelsorger (§ 7), freien Verkehr mit Rom („Der General muß mit seinem Oberfeldherrn in stetem Rapport stehen, wenn er den seiner Führung anvertrauten Theil der Armee zu dem für den Gesammtstaat ersprießlichen Ziele führen soll" § 10), unbeirrte Ausübung der kirchlichen Regierungsgewalt (§ 12 „Die Regierungen sollen nach Fenelon's Ausspruche für die Bewahrung des Heiligthums wachen, aber in dasselbe keinen Fuß setzen"), Umgestaltung der Gesetzgebung in Ehesachen (§ 13 „Der Kirche kann die Gerichtsbarkeit in Ehesachen nicht streitig gemacht werden . . . Derselbe Bischof, der in dem preußischen Antheile seiner Diöcese den Canonen gemäß sein geistliches Ehegericht hat, kommt in dem andern oft nicht einmal in die Kenntniß, wenn durch die bürgerlichen Gesetze eine Ehe als ungültig erklärt wurde"), Verwaltung des kirchlichen Stiftungsvermögens und dessen Unantastbarkeit (§ 14 „Möge man wohl beherzigen, daß die Zueignung fremden Gutes noch nie Segen gebracht hat und in alle Ewigkeit keinen Segen bringen wird. Mit der sicheren Erhaltung des Kirchen- und Stiftungsvermögens hängt ferner das öffentliche Vertrauen zusammen, das erschüttert werden müßte, wenn Eingriffe in rechtlich erworbenes Eigenthum stattfinden sollten, die, obgleich sie vorerst nur die wehrlose Kirche treffen sollen, doch aus den Principien des mit Recht bis nun sorgfältig abge-

wehrten Communismus hervorgehen und früher oder später traurige Exemplificationen rücksichtlich des Privateigenthums veranlassen werden"), Wiederherstellung einer kirchlichen Richtung der geistlichen Orden (§ 16), Wahrung des seelsorgerlichen Einflusses auf die Volksbildung in Schulen (§ 17 „In der Schule muß das Kind die Pflichten, welche es als Christ und künftiger Bürger des Staates zu erfüllen haben wird, und den Grund dieser Pflichterfüllung kennen lernen, wozu es nicht genügt, daß die Katecheten den Religionsunterricht in einigen Stunden wöchentlich vortragen, sondern es muß auch der Lehrer mitwirken; er muß seine Unterrichtsgegenstände so behandeln, daß die Religion der Mittelpunkt der Erziehung werde, auf den alles zurück- und von dem Geist und Leben ausgeht"), Gestattung der freien Entwicklung frommer kirchlich approbirter Vereine (§ 18 „Weil die Organe der Staatsverwaltung schon bei dem Ausdrucke Verein zu erschrecken pflegten, so wollte man es nicht einmal zugeben, daß mehrere Katholiken ein Uebereinkommen treffen über die Art und Weise, den Rosenkranz zu beten"), Beseitigung des Mißbrauches der Presse (§ 19 „In der constitutionellen österreichischen Monarchie soll die Verfassung, Drucklegung und Verbreitung solcher Bücher strafbar sein, deren Inhalt die canonischen Vorschriften betreffend den Glauben, die guten Sitten, die liturgischen Gebräuche oder die Kirchendisciplin verächtlich oder lächerlich macht"). Gegen die Ablösung der kirchlichen Zehnten und Naturalleistungen im Gelde verwahrt sich der Erzbischof sehr nachdrücklich. (§ 8 „Das Princip der sein wollenden Volksbeglücker ist unstreitig das der Gütergemeinschäftler. Es dürfte schwer werden, diesen Grundsatz, wenn er einmal Geltung gewonnen hat, aus der bürgerlichen Gesellschaft zu exterminiren.") Der Erzbischof schließt sein Memorandum mit den Worten: „Es wird nichts Unmögliches, nichts Unbilliges, sondern lediglich das verlangt, worauf die Kirche einen gegründeten vollkommen rechtlichen Anspruch hat und was ihr, wenn noch ein Rechtsverhältniß auf Erden besteht, nicht verweigert werden darf." 1849 wohnte S. der bischöflichen Versammlung zu Wien als ihr Nestor bei, wurde 1850 Cardinal und schloß, der letzte seines Stammes, am 31. März 1853 sein langes, thätiges Leben auf Erden ab.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Wien 1877, s. v.

Wolfsgruber.

Sommariva: Hannibal S., Marquis, General der Cavallerie, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens, geboren zu Lodi in der Lombardei am 10. März 1755, † zu Wien am 10. Juli 1829, entstammte einem alten und berühmten lombardischen Geschlechte, zeigte frühzeitig ausgesprochene Neigung zum Soldatenstande und trat im Alter von 16 Jahren als Unterlieutenant in das Dragonerregiment Bettoni (jetzt Ulanenregiment Nr. 8), wurde 1773 Secondrittmeister und hatte im Feldzuge 1778 die erste Gelegenheit, sich hervorzuthun, so daß er zum ersten Rittmeister befördert wurde. Im Türkenkriege bewies er vielfältig seinen Eifer, sich auszuzeichnen und wurde im November 1789 vom Kaiser Josef zum Major ernannt. Als Oberstlieutenant, wozu er anfangs 1793 befördert wurde, ging er mit zwei Escadronen seines Regiments zur Armee in die Niederlande ab, woselbst er im Herbste anlangte, das siegreiche Hauptgefecht bei Orchies am 24. October mitmachte und in der Relation seines Wohlverhaltens wegen gerühmt wurde, auch bei dem Ueberfalle und der Eroberung Marchiennes wird vorzüglich das tapfere Benehmen Sommariva's hervorgehoben. Diese und so manche andere Gefechte im Laufe der Feldzüge 1793 und 1794, so die Schlacht bei Fleurus am 16. Juni boten ihm vielfach Gelegenheit, Beweise seiner trefflichen militärischen Eigenschaften zu geben. Im J.

1795 nahm er an dem siegreichen Angriff der feindlichen Stellung und an der Eroberung des Lagers bei Mannheim am 18. Oct. theil, zeichnete sich, nachdem Mannheim gefallen war, bei der Vertheidigung von Edisheim (7.—11. Decbr.) wiederholt aus, wurde 1796 Oberst und Commandant des Regiments, hatte im Verlaufe der Monate Juni und Juli den Gefechten bei Schwetzingen, Mannheim und Frankenthal beigewohnt, namentlich aber am 24. August in der Schlacht bei Amberg mit besonderer Tapferkeit gefochten. Mit dem Regimente nach Italien beordert, nahm er an dem Treffen von Legnago am 26. März 1799 theil, indem er als Commandant einer Colonne den Feind auf das muthigste angriff und demselben 14 Kanonen abnahm. Ruhmvoll wie an diesem Tage focht er auch am 30. März zwischen Parona und der Brücke bei Pol, wo hauptsächlich die Tapferkeit seines Regiments die Niederlage des Gegners herbeiführte. Am 5. April hatte das Regiment bei Magnan (Isola della Scala) wegen der für Reiterei sehr ungünstigen Beschaffenheit des Terrains nicht vereint werden können, dennoch verstand es S., den Feind durch mehrmals wiederholte Attacken solange aufzuhalten, bis die Infanterie wieder Zeit gewann, sich zu sammeln. In dieser gefahrvollen Lage hielt das Regiment, unter seinem heldenmüthigen Obersten sich aufzuopfern bereit, so lange Stand, bis Verstärkung anlangte. S. erhielt außer Capitel hierfür das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens. Noch focht er am 26. und 27. April in der Schlacht bei Cassano, nahm am 9. Mai Tortona, erhielt am 16. Mai in dem Gefechte bei St. Giuliano und Marengo einen Streifschuß, verjagte bei einer Recognoscirung am 28. Mai den Feind aus Pinerolo, war in dem siegreichen Treffen bei Verato und Ponte Tidone am 17. Juni bei der Verfolgung des Feindes in thätigster Verwendung, machte in der Schlacht an der Trebbia am 18. u. 19. Juni einige erfolgreiche Attacken, so daß der General der Cavallerie Melas in seiner Relation vorzüglich die Standhaftigkeit der Stabs- und Oberofficiere während des feindlichen Kartätschfeuers rühmen konnte. Nicht minder bewährte er seinen oft erprobten Reitergeist in den Schlachten und Gefechten bei Novi am 15. August, Savigliano 18. September, Beinette und Mondovi 20. October, an der Stura bei Castelletto und Montanara am 31. October, bei Genola am 4. und 5. November, bei Demonte am 6. November und endlich bei der Einschließung am 16. November, Belagerung 20. November und Eroberung Cuneo's am 3. December. — Inzwischen war durch die bekannten Kriegsereignisse Toscana wichtig geworden und S. — September 1799 mittlerweile Generalmajor geworden — erhielt im Januar den Befehl, sich für seine Person nach Florenz zu begeben, um dort die militärischen Angelegenheiten des Landes zu leiten. Der Großherzog ernannte im Einverständnisse mit dem Kaiser S. zum Generalgouverneur der toscanischen Provinzen. Sein erstes Hauptgeschäft war die Beschleunigung der bereits begonnenen Organisirung des Aufgebotes, Vermehrung der regulären Truppen des Landes und Befestigung der Grenzpunkte. S. befand sich da in einer ungemein schwierigen Lage. Die feindlichen Generale verletzten im Vertrauen auf ihre Uebermacht die bestehenden Tractate; es zeigte sich bald, daß auf die zugesicherte auswärtige Hülfe nicht zu rechnen war. Als endlich die Auflösung des toscanischen Aufgebots von Seite der während des Waffenstillstandes zahlreich verstärkten Franzosen verlangt wurde, mußte sich S. der Uebermacht wegen und um größeres Unglück vom Lande abzuwenden, entschließen, dieses zu verlassen, um so die wenigen regulären Truppen, die er sonst zwecklos aufgeopfert hätte, zu retten. Demzufolge traf er in Uebereinstimmung mit dem Senate die nöthigen Anordnungen zur Räumung des Landes. Nach Mitternacht des 14. October verließ S. an der Spitze seiner in Florenz versammelten Truppen

die Stadt und zog sich auf der Straße gegen Arezzo zurück, ging von da über Perugia und Tolentino nach Macerata, wo er am 27. October eintraf. Bei seinem weiteren Zuge über Ancona, von wo er im November nach Bologna vorrückte, überrumpelte er Rimini am 7. December und nahm Pesaro am 12. December, führte überhaupt in der Romagna in Verbindung mit dem General Schustekh einen thätigen kleinen Krieg und traf am 6. Januar 1801 bei der Hauptarmee ein, wo er bei dem Nachtrabe eine Brigade übernahm. Mit dieser kämpfte er am 7. Januar bei Montebello und am 9. desselben Monats bei Armedola, hier hieb er mit seinen Husaren mit solchem Erfolge in den Feind, daß der rechte Flügel seine bereits verlorene Stellung wieder einnehmen konnte. Am Feldzuge 1805 nahm er in Italien theil, focht am 18. October vor Verona und während der Schlacht von Caldiero am 29. October bei San Giovanni Battista, an den beiden andern Schlachttagen ward er unter Feldmarschalllieutenant Fürst Rosenberg in das Lessinische Gebirge entsendet. Im J. 1806 wurde er Inhaber des Kürassierregiments Nr. 5 (jetzt Dragonerregiment Nr. 5), am 1. Januar 1807 Feldmarschalllieutenant und Militärcommandant in Troppau. 1809 befehligte er eine Division im 4. Armeecorps, attakirte am 19. April bei Dinzling zwischen Arnhofen und Kirchdorf mit einem Husarenregiment und einer Chevauxlegerescadron die Brigade Pajol und warf selbe im Nu über den Haufen. Nach der Schlacht bei Eggmühl befehligte er die Nachhut des rechten Flügels und bestand am 30. April bei Neumarkt ein kleines Nachhutgefecht, war in dem Treffen bei Urfahr-Linz am 17. Mai anwesend, führte an der Donau überhaupt den kleinen Krieg, wobei es ihm im Verein mit dem Feldmarschalllieutenant Schustehk gelang, den Feind bei Linz festzuhalten. Nach erfolgtem Frieden wurde er 1810 Divisionär in Mähren, 1811 in Ofen, wo er bis zu seiner 1813 erfolgten Uebersetzung zur Armee von Innerösterreich unter Feldzeugmeister Hiller blieb. Wenn auch wie immer äußerst thätig und umsichtsvoll, ward ihm in diesem wie im folgenden Jahre keine Gelegenheit zu besonderen hervortretenden Leistungen geboten. 1815 war er Adlatus beim Generalcommando ob und unter der Enns, wurde als solcher 1817, nachdem er ein Jahr früher den Orden der Eisernen Krone I. Classe erhalten hatte, General der Cavallerie, 1820 commandirender General in Wien und 1825 Capitän der k. k. Trabantenleibgarde und Hofburgwache, bis er am 10. Juli 1829 im Alter von 74 Jahren starb. Von Natur ernst, im Dienste streng aber mit Wohlwollen, verstand er durch sein Beispiel zu begeistern und den kräftigsten Impuls zu geben. Der Kaiser sprach in einem besonderen, an den Hofkriegsrath gerichteten Schreiben das Bedauern über den Verlust seines alten, treuen und redlichen Dieners aus.

Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 35. Thl. Wien 1877. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden 2c. Wien 1857. — Thürheim, Gesch. des k. k. 8. Uhlanen-Regiments. Wien 1860. — Schels, Oesterr. milit. Zeitschrift. 4. Bd. Wien 1823. — Heller, Der Feldzug 1809 in Süddeutschland. Wien 1865. — Sporschil, Feldzug der Oesterreicher in Illyrien und Italien 1813/14. Braunschweig 1844.

Sch.

Sommer: Anton S., Garnisonprediger in Rudolstadt (1816—1888), der Dichter der „Bilder und Klänge aus Rudolstadt". Als Sohn des Concertmeisters S. wurde er am 11. December 1816 in Rudolstadt geboren und zwar in dem Hause Am Gatter Nr. 6. Seine Knabenzeit verlebte er indeß in der von ihm so humoristisch geschilderten Strumpfgasse, wo sein Vater 1817, als der Knabe etwa ein halbes Jahr alt war, das Haus Nr. 15 gekauft hatte. „War in d'r Strompfgasse wuhnt, dar kricht gerade nech völ zu siehn; war

noch partu dorch muß, dar hitt sich wul, denn 's ös ä Flaster höng, daß mer kann an hallen, lichten Tage Arm un Bäne brache, un solgdersch in d'r Nacht, da ös änne Dinkelchen salt, daß mer kann 'n Kopf einrenne" (Bilder u. Kl. I. 158). Schlicht bürgerlich, aber nicht ärmlich waren die Verhältnisse in Sommer's Elternhause. Sie führten ihn schon wegen des Wohnens in der Strumpfgasse mit „kleinen Leuten" zusammen und legten schon in der Jugend des Dichters den Grund zu der gründlichen Kenntniß der heimischen Mundart, die nirgends so rein und unverfälscht gesprochen wurde, als in der Altstadt und namentlich in der stillen, vom Verkehre kaum berührten Strumpfgasse. „Wenn de Schitzen 'n Vogel rommtrommeln, oder wenn se bei 'n Mästerstöcke 'n Ochsen romfihrn, oder wenn de Schiller änn Fackelzug bröng, oder wenn ä Barenfihrer in d'r Stadt rommziht — von dann allen kriecht mer da höng nischt zu siehn, höchstens daß mer ämal bei 'n Viehmarke ä paar Schweine hiert quickse, die se salt dorchzerren, oder wenn de Leite Möst fahren" (B. u. Kl. I, 158). Aber die Verhältnisse des Elternhauses gestatteten doch auch, daß der Knabe das fürstliche Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte und sich zum Studium der Mathematik in Jena entschließen konnte. Selbst in eine studentische Verbindung trat S. ein, in das von Rudolstädtern damals besonders gern aufgesuchte Corps der Thüringer. Die Burschenschaft gehörte damals in Jena, wie auf allen deutschen Universitäten infolge der Karlsbader Beschlüsse, zu den verbotenen Verbindungen. Der im höheren Alter fast ganz erblindete Dichter, den ich zehn Jahre lang als Vorleser und Freund besuchen durfte, hat mir öfters erzählt, wie einfach damals die geselligen Vergnügungen innerhalb seines Corps gewesen, welche Freude es jedesmal erregt, wenn die heimathliche Kiste mit Eßwaaren angekommen, wie die sogenannten Hoftage beim Herzog Tus von Lichtenhain dem so und so vielten in Jugendlust und -laune und stets in zwangloser Heiterkeit abgehalten worden seien. Die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft bestimmte S. schon nach einem Halbjahr das Studium der Mathematik mit dem der Theologie zu vertauschen. Nach bestandenem Candidatenexamen ging er nach Berlin, wo er als Lehrer an einer Privatschule thätig war, und in Privatstunden auch die jetzige Gemahlin des Herzogs von Meiningen, Freifrau von Heldburg, unterrichtete. Von Berlin siedelte S. dann nach Blankenhain bei Weimar über und wirkte dort als Privatlehrer. An die Blankenhainer Zeit dachte er stets mit einer gewissen Wehmuth zurück: eine unglückliche Liebe hatte den Ort für ihn geweiht. Er hat niemals geheirathet. Von Blankenhain kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, um dort die Leitung der höheren Töchterschule zu übernehmen. Viele geistvolle Frauen der ersten Familien Rudolstadts sind seine Schülerinnen gewesen, die ihn verehrten und ihn bis ins Greisenalter an seinem Geburtstage jedesmal mit sinnigen Geschenken erfreuten. In Geschichte und Geographie unterrichtete er auch, und zwar trotz zunehmender Erblindung bis wenige Jahre vor seinem Tode, im fürstlichen Seminar. Im J. 1863 wurde ihm — dem 47 jährigen! — das Amt eines Garnisonpredigers für das Rudolstädter Bataillon übertragen, das er auch behielt, als nach den Veränderungen von 1866 die Verwaltung des Bataillons in preußische Hände überging. Damit hängt es denn auch zusammen, daß seine Besoldung eine höchst bescheidene blieb: sie erreichte noch nicht ganz 400 Thaler. Besondere Geistliche für ein Bataillon kennt die preußische Heeresverwaltung nicht, er blieb also auf dem Gehalte stehen, mit dem er übernommen worden war; aus Rudolstädter Diensten war er aber ausgeschieden. „Im Alter müssen mich meine Kinder ernähren helfen!" sprach er öfter aus: er meinte die „Bilder und Klänge", die ihm bei neuen Auflagen einen bescheidenen Zuschuß zu seiner kärglichen Besoldung gewährten. Als Geistlicher war er bei seiner soldatischen Gemeinde sehr beliebt. Selbst als sein Augenlicht

immer mehr abnahm, versah er sein geistliches Amt mit derselben Unermüdlichkeit und Frische. Kannte er doch in seiner lieben Garnisonkirche jeden Schritt und Tritt, den er zu thun hatte. Wer es nicht wußte, der konnte es nicht wahrnehmen, daß er fast erblindet war und den Bibeltext nicht las, sondern aus dem Kopfe sprach. Doch endlich mußte er um seine Versetzung in den Ruhestand bitten, die ihm denn auch mit seinem vollen Gehalte gewährt wurde. Vorher hatte er schon die Freude gehabt, seine dichterischen Verdienste durch das Fürstl. Schwarzburgische Ehrenkreuz und preußischerseits durch den Rothen Adlerorden auch äußerlich anerkannt zu sehen. So verlebte S. noch einige stillere Jahre, wegen seiner Erblindung ganz an das Haus gefesselt, indes theilnahmevoll für alles, was Deutschland und seine Thüringer Heimath, namentlich sein liebes Rudolstadt anging, zu dessen Ehrenbürger er schon am 11. Dec. 1881 ernannt worden war. Auch dadurch ehrte ihn seine Stadt, daß sie eine der neuen Straßen, die der Schwarzburgerstraße parallel vom Ritter bis zur Stadtbrücke am Anger vorbei laufende Sommerstraße, nach seinem Namen nannte. Früher ein großer Freund heiterer Geselligkeit, konnte S. nun dieselbe nur im allerengsten Freundes- und Verwandtenkreise noch einigermaßen pflegen. Einen schmerzlichen Verlust sollte er noch durch den Tod seiner greisen Schwester erleiden. Seine Unterhaltung war, sich vorlesen zu lassen, wobei er mit besonderer Freude die von Bismarck handelnden Werke hörte. — Dem Tod ruhig entgegengehend starb er am 1. Juni 1888. Seine Wohnung in der Mauerstraße Nr. 27 bezeichnete die Stadt durch einen Stein von schwarzem Marmor mit der Inschrift: „In diesem Hause wohnte und dichtete Anton Sommer 1868—1888.“ Die ersten Nummern seiner „Bilder und Klänge aus Rudolstadt in Volksmundart“ sind bald nach 1848 entstanden, während die erste Gesammtausgabe erst 1881 erschien. Einige spätere Gedichte sind in seine Gesammtausgabe nicht aufgenommen, aber aus den 80er Jahrgängen der Schwarzburg-Rudolst. Landeszeitung zu ersehen. Auch bietet der Rudolstädter Hauskalender noch eine ganze Zahl von hübschen Sommer'schen Gedichten und Scherzen, sogenannten „Schnarzchen“. Wer kennte nicht in Thüringen und darüber hinaus Sommer's „Hämwieh“ (B. u. Kl. I, 50; eine vom Dichter selbst stammende Composition ist dem VI. Bande angefügt). Die Liebe zu seiner schönen Heimath spricht der Dichter in immer neuen Zügen aus, so in den Gedichten „Off d'r Räse“ (B. Kl. I, 62) „Unsre Mägen“ (Mädchen; I, 165), „Unsre Faste“ (I, 170), „Mei Rudelstadt“ (I, 399), „'s beste Thäl“ (II, 1), „An de Rudelstädter“ (II, 78), „Einladung“ (II, 326). Rudolstädter Leben in seinen Hauptereignissen zeichnet S. in den Gedichten I, 18 „De Schlachtschöffel“, I, 25 „De gruße Möttewoche“, I, 41 „Bei'n Feierwarke“, I, 74 „Das Zwackassen“, I, 142 „Off'n Vogelharde“, I, 151 „De Träbestatt“ (die Treibstätte beim Fischtreiben), I, 167 „'s Schittchenbacken“ (in Prosa) und I, 339 „De Schittchen“, einer Parodie von Schiller's Glocke, I, 175 „'s Vogelschießen“, I, 279 „'s Ufterwasser“, I, 364 „Weihnachten un was su alles noch dran romm bambelt“, I, 402 „Von Dorfe“ („De Kermse“, die Kirmes, Kirchweih), vgl. die köstliche, wenn auch etwas derbe Erzählung II, 104 „Ä Pachvogel“, I, 7 „De Buzelmänner“, II, 28 „Ä Koffeeklatsch“ (in Prosa), II, 244 „D'r Flurzug“, II, 311 „Unsre berachtigten Ägenthimlichkäten“, wobei verglichen werden mögen II, 89, 285 u. 363 die von drei verschwundenen Eigenthümlichkeiten Rudolstadts reden, dem „Storchthurm“, dem „Wochenblatt“ und dem „Kanonenhaus“, II, 352 „Unser Wollmark“. Eine sehr ansprechende Art humoristischer Dichtungen bei S. sind die Parodieen, Travestien und komischen Beurtheilungen hochdeutscher, meist Goethe'scher und Schiller'scher Gedichte so köstlich philisterhaft altklug und dabei doch so harmlos, daß ihr Spott natürlich nicht die Originale, sondern nur das der Poesie gegen-

über begriffslose Spießbürgerthum trifft. Solche Dichtungen, meist in Prosa, sind: I, 30 „De Bärgschaft", I, 115 „Drei Worte des Wahns", I, 117 „De wandelnde Glocke", I, 124 „Ritter Toggenburg, wie mirsch mei Nachbar Traugott in d'r Farsche erzöhlt hatt", I, 145 „D'r Ring des Polykrates", I, 214 „Erlkönig", I, 301 „D'r Wassersprönger" (Der Taucher), I, 339 „De Schittchen", II, 131 „D'r Sänger, mit Glossen von meinen Nachber Hangärge," II, 291 „Von'n gehörnten Siegfried" und endlich das schönste Stück von allen dieser Art, die überaus wohlgelungene Travestie „D'r Handschuh", deren Schluß ich hersetzen will, um die ganze Art kurz zu kennzeichnen:

„Da machten se freilich gruße Agen
Un kröcht'n höng un vorne bei'n Kragen.
Un wie se su Complemente schneiden
Un de Käpfe recken off allen Seiten,
Da blinselt 'n de Mamsell schonne zu
Un will aben's Maul offthu,
Ar keilt 'r aber 'n Handschuch ins Gesöchte.
Un's Ende von d'r ganzen Geschöchte
War, wie's nech annersch zu verlang:
Ar ös nech merre met 'r gang."

Sehr hoch zu stellen sind die „Bilder", die S. vom Rudolstädter Volksleben in Prosa gezeichnet hat. Die Stücke: I, 46 „A narrscher Tram", I, 82 „Stromersch Gottlieb", I, 250 „In Dussel", I, 272 „Off'n Kugelläge", I, 427 „A Hämwag met Höndernissen", II, 263 „Iber'sch Tanzen" — um nur einige anzuführen — sind wahre Meisterstücke in ihrer Art. Sie sind nicht erfunden, sondern wirklich erlebt; aber nicht nur so hin erzählt, sondern mit dem feinsten Verständniß für das wirklich Komische künstlerisch abgerundet. Als besonders schön seien noch folgende Gedichte genannt: I, 1 „D'r erschte Staar", I, 197 „Sehnsucht", I, 206 „Verbei", echte Beweise für das tiefe Gemüthsleben des Dichters. Auch auf die Sinnsprüche unter der Ueberschrift „Gemätsche" (kleine Sachen, Abfall) II, 217 machen wir ebenfalls noch besonders aufmerksam. Verschiedene dieser Sprüche echt volksthümlicher Weisheit stehen angeschrieben im sogenannten Gemeindezimmer bei „Boucher" (Wohlfarth) am Anger, wo S. viel verkehrt hat, als er noch in Gesellschaft ging. Wir schließen mit dem Nachwort Anton Sommer's zum II. Bande der „Bilder und Klänge", S. 396:

„Gih nune hönn, mei klänes Buch,
Du brauchst dich nech zu schame,
Du hast schonn draußen Freinde g'nug,
Die war'n dich garn offnahme;
Klingt deine Sprache a gemäne,
Dei Herz ös gut, dei Sinn ös räne.

Woll'n wu de Leite lustig sei
Un garn änn Spas sich mache,
Da half derzu un sei derbei
Un laß se harzlich lache;
's göbt in dar Welt ja su satt Plage,
Drom freit aich recht an guten Tage."

Haushalter.

Sommer: Christian S., geboren am 27. Februar 1767 zu Merschen bei Jülich, studirte in Düren, war eine Zeitlang im Seminar, legte in Bonn das Rechtsstudium zurück, war Advocat in Köln. Weder über die Zeit seines Fortgangs von dort, noch über die seines Todes habe ich Genaueres erfahren können. Nach der Vorrede zu der Schrift „Fürstenbund" lebte er damals in Merschen. Seine Schriften haben kein hohes wissenschaftliches Interesse, wohl

aber ein solches für die Beurtheilung der Zeitverhältnisse. Sie sind: „Abhandlung über den Straßenbau und die Erhebung der Zollgebühren.“ Köln, datirt 12. Thermidor 8. Js. und dedicirt dem Bürger Schee, General-Regierungscommissär in den vier neuen Departements. — „Patriotische Gedanken über das Oktroi in der Stadt Köln am Rhein.“ Frankfurt 1803. — „Blick über die gegenwärtige Lage der Stadt Köln am Rhein mit Verbesserungs-Vorschlägen.“ Im 10. Jahre der Republik. 1. Heft, 2. im 11. Jahre. Diese Schriften sind für die damaligen Zustände in Köln recht interessant. — „Der Fürstenbund zum ewigen Frieden und Constitution für Frankreich.“ Köln 1813. Eine wunderliche Schrift, die eine Verfassung für den „Bundesstaat Frankreich bis an den Rhein“ entwirft mit 7 Oberhäuptern (Könige von Frankreich, Großbritannien, Spanien, Preußen, Schweden, Kaiser von Rußland, Oesterreich) und Paris in sieben den Oberhäuptern entsprechende Städte zertheilt u. s. w., dann lauter wunderbare Vorschläge macht, um den ewigen Frieden zu erhalten. — „Abhandlung über die einzig mögliche Art, das Priesterthum einzuschränken und die Geistlichkeit aufzuheben.“ 2. Aufl. Paderborn 1803. Construirt eine Verfassung der Kirche, die allem Uebel abhelfen soll, mit dem Rechte für die Geistlichen, unter Zustimmung der Gemeinden zu heirathen; ein Gemisch demokratischen und kirchlichen Sinnes. Ein noch eigenthümlicheres Buch ist „Practischer Commentar über die Jülich-Bergsche Rechtsordnung. Mit Verbesserungsvorschlägen.“ Köln 1804. Es ist geschrieben, um die drei ausführlich mit Abdruck aller Documente dargestellten Processe gegen seinen Vater auf Herausgabe des mütterlichen Vermögens aus den Jahren 1791 ff. bekannt zu machen. Es erfolgte sofort ein polizeiliches Verbot des Verkaufs. Die Urtheile und des Verfassers Kritiken, sowie die „Appellation an das Publikum“, Germanien 1804, liefern interessante Beiträge zu den Verhältnissen jener Zeit. — Alle biographischen Angaben sind den Schriften entnommen.

v. Schulte.

Sommer: Christian Lorenz S., Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde in Rudolstadt als der Sohn eines Buchdruckers am 19. November 1796 geboren (nicht 19. September, s. u.), erhielt seine erste Schulbildung auf der Bürgerschule seiner Vaterstadt und besuchte dann von 1807—14 das dortige Gymnasium; von seinen damaligen Lehrern gewannen vornehmlich Abraham Voß und B. R. Abeken bestimmenden Einfluß auf seine Entwicklung. Ostern 1814 ging er nach Göttingen, um dort Theologie und Philologie zu studiren, wandte sich aber allmählich ganz der letzteren zu, namentlich nachdem er Ostern 1816 nach Leipzig übergesiedelt und G. Hermann und Beck nahe getreten. Auf deren Empfehlung wurde er Ostern 1817 als Collaborator an die Landesschule Pforta berufen, wo er unter Ilgen's Leitung zwei Jahre lang sich in didaktischer Kunst zu entwickeln und zu erproben reiche Gelegenheit hatte. Ostern 1819 wurde er von seiner Heimathsbehörde als Professor an das Gymnasium in Rudolstadt zurückberufen und ist dieser Anstalt trotz vielfach an ihn ergangener anderweitiger Anerbietungen treu geblieben. Die wissenschaftliche und pädagogische Tüchtigkeit Sommer's erwarb ihm bald allgemeine Anerkennung: 1832 ernannte ihn die philosophische Facultät in Jena honoris causa zum Dr. phil., 1837 wurde ihm die in Gemeinschaft mit Hercher zu führende Direction des Rudolstädter Gymnasiums übertragen. Neben diesem Amte übernahm er 1843 auch noch die Stelle des Seminardirectors und das Ephorat über das gesammte Schulwesen der schwarzburg-rudolstädtischen Oberherrschaft und trat im folgenden Jahre auch noch als Assessor mit Sitz und Stimme in das fürstliche Consistorium ein. In dieser vielseitigen Thätigkeit hat er nur kurze Zeit mit der ihm eigenen Energie und Rastlosigkeit wirken

können; er starb bereits am 20. Juli 1846. — Litterarisch hat S. sich durch Ausgaben von Platon's Symposion (1820), Xenophon's Anabasis (1821) und Apollodor's Bibliothek (1822), durch vier Abhandlungen über die Hecuba des Euripides (1836—44) und zahlreiche kleinere Arbeiten philologischen Inhalts bekannt gemacht; aus seinem ziemlich umfangreichen litterarischen Nachlasse hat Klußmann eine griechische Uebersetzung des 1. Buches des Aeneis (V. 1—159) bekannt gemacht.

R. Wächter, Ch. L. Sommer, nach seinem Leben und Charakter gezeichnet, im Rudolstädter Gymnasialprogramm von 1851, S. 1—24. Daselbst auf S. 18—20 ein vollständiges Schriftenverzeichniß. — Mittheilung in der „Zeitschrift für Alterthumswissenschaft" vom 20. Juli 1846, wo als Geburtstag fälschlich der 19. September 1796 angegeben ist. — Klußmann, Mittheilungen aus dem Nachlasse Sommer's in Jahn's Jahrbb. XVI. Suppl.-Band, S. 50—55.

R. Hoche.

Sommer: Emil Friedrich Julius S., der erste Privatdocent im germanistischen Fache an der Universität Halle. Er war geboren am 5. Mai 1819 in Oppeln und wurde am 18. Juli 1842 auf Grund seiner Dissertation „De carmine Germaniae saeculi XIII diu guote frouwe inscripto" in Halle Doctor der Philosophie. Dann ging er nach Berlin, wo er durch beide Brüder Grimm noch weiter ausgebildet und besonders durch Wilhelm zum Sagensammeln angeregt wurde. Unter dem 9. August 1844 richtete Emil S. vorschriftsmäßig an den damaligen Curator der Universität Halle, Geh. Rath Pernice, das Gesuch, ihm die Beantragung seiner Habilitation bei der philosophischen Facultät zu gestatten. Am 12. September 1844 zeigte dann der Decan Meier dem Curator an, daß „Aemil S." durch mehrere sehr tüchtige Druckschriften und besonders am 11. durch gelungene und geschickte Vertheidigung seiner Habilitationsschrift „De Theophili cum diabolo foedere" seine entschiedene Qualification zum akademischen Lehramte für das Fach der deutschen Sprache und Litteratur documentirt habe. Er sei einstimmig als Privatdocent zugelassen worden. Man ergiebt sich der Hoffnung, daß durch S. manche in Halle noch gar nicht oder unvollständig besetzte Lehrgegenstände allmählich eine würdige Vertretung finden werden. Im nächsten Semester wolle S. über deutsche Mythologie und über die Nibelungen Vorlesungen halten. Trotz des unverkennbaren Wohlwollens, mit welchem ihm auch Meier als Decan entgegenkommen war, glaubte sich S. in Halle nur an den Curator, sowie an Leo und Bernhardy, welche alle der äußersten Rechten angehörten und denen besonders Karl Schwartz schroff gegenüberstand, anschließen zu müssen. Dies verdarb leider auch seine Stellung den Studenten gegenüber und konnte ihm doch bei der Unzulänglichkeit der damaligen Mittel der preußischen Universitäten nicht unbedingt nützen. Während der sonst so feine und liebenswürdige Licentiat Schwartz ihn im vertrauten Kreise „ein gelehrtes Grimm'sches Vieh" nannte, suchten seine Freunde in Halle selbst ihm nur von einem Parteistandpunkte aus zu helfen, der vielleicht nicht einmal ganz der seinige war. Indessen wagte er es schon nach einem Jahre unter dem 16. November 1845 das hier zum größten Theile folgende Schreiben an den Curator zu richten, welches uns das beste Bild von seinen treuen Bestrebungen und seinen bitteren Leiden gibt: „Das Wohlwollen, dessen ich mich von Ew. Hochwohlgeboren wiederholt zu erfreuen gehabt habe, läßt mich Entschuldigung hoffen, wenn ich mit einer neuen Bitte mich an Sie zu wenden wage. Leider ist es mir dauernd unmöglich, durch litterarische Arbeiten so viel zu erwerben, als mir zur Befriedigung meiner dringendsten Bedürfnisse unentbehrlich ist; das Honorar aber, welches ich für meine Privatvorlesungen erhalte, steht zu der vielen Mühe

und Zeit, die ich auf Ausarbeitung der Hefte verwende, in keinem Verhältniß, weil es in der Natur meiner Privatvorlesungen liegt, daß sie nicht sehr zahlreich besucht sein können und ein großer Theil der Zuhörer noch das Honorar gestundet erhält. Da ich jedoch außer dem Ertrage meiner litterarischen Arbeiten und den akademischen Honoraren keine Hilfsquelle besitze, so wage ich Ew. Hochwohlgeboren ergebenst zu bitten, mir bei Sr. Excellenz dem Herrn Minister eine Unterstützung zu erwirken und erlaube mir ergebenst hinzuzufügen, daß ich gegenwärtig eine kritische Ausgabe des mittelhochdeutschen Gedichts von Flore und Blancheflur mit Anmerkungen und ausführlicher Einleitung drucken lasse, von der bereits acht Bogen fertig sind. Auch gestatten Sie mir, ergebenst zu bemerken, daß ich bis jetzt nichts vergeblich an der Universität angekündigt habe, obwohl von den sechs Vorlesungen, die ich theils gehalten habe, theils in diesem Semester halte, nur eine, die über Geschichte der älteren deutschen Litteratur, schon früher an der hiesigen Universität gehalten worden ist. In diesem Semester besuchen meine Vorlesung über deutsche Grammatik zwölf Zuhörer, und für die unentgeltliche, in der ich die Gedichte Walther's v. d. Vogelweide erkläre, habe ich bis jetzt 17 Meldungen empfangen, doch fand ich im Auditorium stets gegen 40 Zuhörer, so daß ich hoffe, daß sich mehr als 17 Zuhörer auf der Quästur gemeldet haben. Die zweite unentgeltliche Vorlesung, die ich für das laufende Semester angekündigt hatte, über Geschichte der deutschen Litteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart, war ich leider durch meine Verhältnisse genöthigt, zunächst bis Weihnachten auszusetzen, und ich weiß noch nicht, ob ich in der zweiten Hälfte des Semesters sie mit Verdoppelung der Stunden noch zu halten im Stande sein werde, da die schriftstellerischen Arbeiten, zu denen meine Lage mich zwingt, sich noch dauernd mehren und meine bereits angegriffene Gesundheit durch dieselben immer mehr bedroht wird." Die Unterstützung wurde ohne Zweifel gewährt. Am 24. Februar 1846 war das erste Wilhelm Grimm zum Geburtstage gewidmete Heft der „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Thüringen und Sachsen" fertig. Am 30. April sandte S. es mit Flore und Blancheflur an den Minister Eichhorn. Er bemerkt, daß er auch mehrere Aufsätze in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, den Artikel „Faust" bei Ersch u. Gruber und viele größere und kleinere Recensionen besonders in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik geschrieben habe. Alles Honorar, welches er von Studirenden in drei Semestern empfangen, habe nur 36 Thaler betragen. Für seine Vorlesung über deutsche Grammatik hatten sich 11, über Geschichte der Faustsage 50 Zuhörer gemeldet. Er beruft sich „nochmals auf die Herren Professoren Grimm und Lachmann" und wagt es nun, um eine außerordentliche Professur in Halle mit einem, wenn auch nur geringen Gehalte zu bitten. Der Curator befürwortete das Gesuch. Voller Hoffnungen, wenn auch vielleicht erst für das Wintersemester, begab sich S. gegen Ende der Osterferien an den Kyffhäuser, um die Kyffhäusersagen, die Bechstein nur nach Chroniken hatte abdrucken lassen, für das zweite Heft seiner Sagen nach dem Volksmunde zu sammeln. Aber schon unter dem 12. Juni 1846 schrieb ihm der Curator nach Kelbra, dem Hauptorte am Kyffhäuser: „Mit lebhaftestem Bedauern habe ich erfahren, daß Ew. Wohlgeboren auf Ihrer Fußreise plötzlich erkrankt sind. Ich eile Ihnen meine innigste Theilnahme an diesem Unfalle auszudrücken und benachrichtige Sie zugleich, daß Sie über eine Summe von hundert Thalern, welche ich Ihnen bei des Ministers Excellenz ausgewirkt, ganz nach Ihrem Willen disponiren können" u. s. w. Einen Monat später erhielt er abermals hundert Thaler, wie aus folgendem Schreiben des Ministers Eichhorn an den Curator vom 11. Juli 1846 zu schließen ist: „Nach einer Mittheilung des Professors Dr. Jacob Grimm ist der Privatdocent Dr. Sommer bedeutend erkrankt und

in Folge dessen zu außergewöhnlichen, seine Mittel übersteigenden Ausgaben veranlaßt worden. Mit Rücksicht hierauf habe ich demselben eine Unterstützung von einhundert Thalern bewilligt, welche Ew. Hochwohlgeboren auf den Titel „„Insgemein““ des Etats der dortigen Universität anweisen wollen.“ S. starb ein bis zwei Wochen darauf in Halle am Abende des 22. Juli 1846 im Alter von 27 Jahren. Der Curator zeigte dies dem Minister am 23. Juli 1846 folgendermaßen an: „Es liegt mir die traurige Pflicht ob, Ew. Excellenz das gestern Abend erfolgte Ableben des Privatdocenten in der philosophischen Facultät Dr. Sommer ehrerbietigst anzuzeigen. Der Tod des jungen Gelehrten ist für die Wissenschaft, der er mit wahrem Feuereifer sich widmete, sowie insonderheit für die hiesige Universität, auf welcher er für sein Studium in so glücklicher Weise Terrain gewonnen, sehr zu beklagen. Er ist wie ich weiß hinüber geschieden mit innigem Dankgefühl für die Wohlthaten, mit welchen Ew. Excellenz Gnade ihm seinen Lebensweg bis zu seinem Ende erleichtert haben.“ Aus diesem und dem vorigen Briefe geht hervor, daß der Minister Eichhorn, dessen Wohlwollen für die Dramaturgie aus seinen Beziehungen zu Rötscher und Spiker (s. d. Art.) erhellt, ganz besonders für die germanistischen Studien ein warmes Interesse hegte. Er folgte darin ganz Jacob Grimm, dessen Forderungen für seine Wissenschaft selbst noch sehr gering waren. Im ganzen scheint S. nicht über 300 Thaler als Unterstützung erhalten zu haben. Hoffmann v. Fallersleben nahm an den Studien von S. über Theophilus und Faust, womit wohl von S. die beabsichtigte, auch auf Lessing bezügliche Vorlesung zusammengehangen hatte, ein warmes Interesse. Wegen des frühen Todes von S. blühten die germanistischen Studien in Halle erst ein Jahrzehnt später durch Zacher und dessen Schüler Höpfner auf, welche dann lange gemeinsam die bekannte noch fortbestehende Zeitschrift herausgaben.

Die Abschriften der im Archive des Curators der Universität Halle befindlichen, auf S. bezüglichen Actenstücke, sind der Güte des Regierungsbevollmächtigten in Halle, Herrn Geh. Oberreg.-Rath Schrader zu danken. — Da Sommer's Kyffhäusersagen nicht erschienen, so hat sie der Unterzeichnete nochmals gesammelt und in seinen „Deutschen Sagen“ veröffentlicht. Ob indessen S. überhaupt schon Kyffhäusersagen aufgezeichnet hatte, als er in Kelbra vom Blutsturze befallen wurde, und wo sich sein Nachlaß befindet, war nicht in Erfahrung zu bringen. — Vgl. auch H. Pröhle, Märchenstrauß, Vorwort S. IV. — Veckenstedt's Zeitschrift 1892. H. Pröhle.

Sommer: Friedrich S., Moralist des beginnenden 17. Jahrhunderts, wurde 1593 lutherischer Pfarrer in Peterswalde bei Wehlau, 1594 in Seligenfeld bei Königsberg, 1602 in Cremitten bei Tapiau, 1603 in Schönfließ bei Rastenburg; von hier aus scheint er wieder nach Seligenfeld zurückgekehrt zu sein, wo er 1614 jedesfalls als Pfarrherr bezeugt ist und noch bis 1620 gewirkt haben könnte. Außer einer „Synopsis historica lamentabilis excidii Hierosolymitani“ verfaßte S. in deutschen Reimpaaren einen „Zorn- vnnd Genaden Spiegel In diesen letzten, elenden, betrübten und bösen Zeiten“ (Königsberg 1602), der den lutherischen Geistlichen nicht verleugnet. Der Zorn ist reicher und auch glücklicher vertreten, als die Gnade. Er ergießt sich nicht nur über den wüst geschmähten Papst zu Rom, der z. B. heißt „ein Götzen-Knecht vnd Baalist, ein Bauchratz, der nur seufft und frist“ und über den etwas milder behandelten Klügling Calvinist, der sich untersteht, an Luther und Melanchthon Kritik zu üben, sondern auch die weltlichen Stände kommen wegen ihrer Völlerei und Hoffart sehr schlecht fort: auch bei ihm noch klingen die Töne der Teufellitteratur herein. Der grimmige Eiferer, dem nur die milden Stiftungen in Königsberg einiges Lob in Gestalt einer sehr öden, langweilig anerkennenden

Schilderung entlocken, glaubt der Welt Ende nah: Wälder, Korn, Nutzthiere nehmen ab, da die Menschen so sündhaft sind; er ist uneingeschränkt ein leidenschaftlicher laudator temporis acti. Stilistisch wurzelt er durchaus in dem derben Gepolter der Reformationssatire; im Versbau spüren wir doch auch bei diesem ostpreußischen Pfarrer, daß sich die von Opitz bald gesetzmäßig proclamirten metrischen Neuerungen stillschweigend vorbereiteten.

Neue preußische Provinzialblätter, Jahrg. 1848, VI, 241 ff. — Arnoldt, Kurzgefaßte Nachrichten von allen in Ostpreußen gestandenen Predigern (Königsberg 1777). Roethe.

Sommer: Hinrich Hieronymus S., geboren am 22. März 1804 in der Stadt Husum in Schleswig-Holstein; ein nordischer Hans Sachs. Der Vater war seines Handwerks ein Schuhmacher, in religiöser Beziehung sehr lau, eine reizbare, zornige Natur und dabei trunkfällig. Die Familienverhältnisse waren daher nur dürftige. Der Sohn besuchte bis zu seiner Confirmation die Stadtschule und eignete sich, bei guter Begabung, eine gute Schulbildung an, jedoch ohne irgend höhern Unterricht zu genießen. Die Confirmation hinterließ bei ihm einen gewissen sittlichen Ernst. Er trat nun bei dem Vater als fleißiger und tüchtiger Lehrling ein. Nach vollendeter Lehrzeit mußte er, damaligem Gesetz zufolge, wandern und ging 1825 als Geselle nach Flensburg. Zu dieser Zeit fing es an, in seinem Innern zu gähren; ein Suchen und Streben nach Reinheit und Freiheit von den Fesseln der Sünde lebte in ihm auf. Nach dem Standpunkt seiner damaligen Erkenntniß konnte er aber sein Ziel nicht erreichen. Darüber ward er mißmuthig und finster und verfiel bald dem Spott seiner Mitgesellen. Er suchte daher die Einsamkeit, wanderte Sonntags gern allein durch die Felder. „Könnten die Felder reden", äußerte er später, „sie würden Zeugniß geben von der Seelennoth, in welcher ich um Gnade schrie". Nach längern Kämpfen fühlte er sein Gebet erhört; den 27. Juni 1827 hat er selbst als die Stunde seiner Wiedergeburt bezeichnet und davon gesungen:

Unter allen schönen Stunden,
Die im Leben ich gefunden,
Bleiben die mir immer neu,
Da, nach hundert bittern Schmerzen,
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für mich gestorben sei.

Doch damit war nur erst der Anfang gemacht, noch sollten viele schwere Schwankungen und Kämpfe folgen, unter denen ihm ein fromm gläubiger Geistlicher (Volquards) mit seinem Rath und seinen Predigten treu beistand. Auch schloß er sich einer Gemeinschaft Erweckter an, die mit der Herrnhuter Gemeinde in Christiansfeld in Verbindung stand. Nun aber rief ihn der Vater nach Haus. Es wurde ihm recht schwer, von dem ihm liebgewordenen Flensburg sich zu trennen, doch sein geistlicher Rathgeber verwies ihn auf das vierte Gebot. Er zog also nach Haus. Bald verheirathete er sich hier und wandte nun allen Fleiß und Eifer auf sein Fortkommen als ein besonders geschickter Schuhmacher, ausgezeichnet durch Berufstreue und Redlichkeit. Gott gab zu der redlichen Arbeit auch seinen Segen, so daß er, nach seinen Verhältnissen, sich in guter Lage befand. — Was aber in ihm lebte, mußte doch auch seinen Ausdruck finden und er redete bei dieser Gelegenheit gern Worte in Beweisung der Kraft und des Geistes. So sammelte sich nach und nach um ihn ein Kreis gläubiger Seelen und er hielt Zusammenkünfte in seinem Hause zu Bibelbesprechungen und Gebet. In diesen ward auch die Heidenmission Gegenstand der Verhandlung. Er hat hier schon reiche Saat gestreut. Dabei war er selbst unablässig bemüht, sich geistig zu fördern. Durch Selbststudium hat er's dahin gebracht,

daß er das griechische Neue Testament in der Grundsprache lesen konnte. Die dänische Sprache hat er sich zu schriftlichem wie mündlichem Gebrauche angeeignet, später lernte er auch das Englische mit Leichtigkeit lesen. Im J. 1851 ward S. von schwerer Krankheit heimgesucht. Er war zum Sterben bereit; sein Siechbett als ein rechtes Siegesbett gereichte seiner Umgebung zu großer Erbauung. Als er wider Erwarten doch wieder genas, äußerte er: „Ich meinte, Herr, daß ich nun zu dir kommen dürfte, aber willst du, daß ich noch hier bleiben soll, so mußt du auch mir versprechen, daß ich noch etwas in deinem Reiche wirken kann.“ Und das wurde ihm gewährt. Wie er immer bekannter ward, so ward er auch immer mehr gesucht und hat so zunächst im Stillen viel gewirkt. In seiner letzten Lebenszeit aber trat er förmlich in den Dienst des holsteinischen Vereins für innere Mission, damals unter Leitung des Pastors Decker in Leezen. Er ward Reiseprediger und hat an vielen Orten Ansprachen und Vorträge gehalten. Gewohnt alles, was er sich vornahm, mit Eifer zu treiben, entwickelte S. auch hier eine ungewöhnliche Thätigkeit, an sich dabei nicht denkend. Im J. 1860 z. B. hat er von Januar bis October in 131 Orten 153 Vorträge gehalten. — Auch hatte er eine nicht geringe poetische Ader. Seine geistlichen Lieder sind zuerst gedruckt in der, im Verlag des Goßner'schen Verlagsvereins in Berlin erschienenen Sammlung „Glaubenslieder und Herzensklänge aus Zion“. Nachher sind sie, gesammelt von Missionar Schmidt. als „Geistliche Gedichte von H. H. Sommer aus Husum“ 1885 herausgegeben. Die meisten sind nach bekannten Melodien gedichtet und also für den Gesang bestimmt. Vor Juni 1861 mußte S. seine Reisen aufgeben, wegen beständigen Kränkelns. Er hat dann seine Muße angewandt, sein Leben zu beschreiben. In Druck ist von ihm sonst nur noch erschienen; „Das Anschauen des Herrn“, Tractat der Niedersächsischen Tractatgesellschaft und „Bekehrungsgeschichte der Diakonissin Mary Steenhusen“. In seiner Krankheit war sein Trost, den er gern wiederholte „Du kannst durch des Todes Thüren träumend führen und machst uns aufeinmal frei!“ Am 20. December 1861 ist er sanft und selig entschlafen.

Sommers Leben. Aus dem Dänischen. Breklum 1878. — Th. Schäfer in Neuer Kalender. Breclum 1879. — Alberti, S.-H. Schriftstellerlexicon II, 268. Kiel 1886.

Carstens.

Sommer: Johannes S. aus Zwickau, ein protestantischer Satiriker und fruchtbarer Uebersetzer des 16. Jahrhunderts, der auch unter den Pseudonymen Huldrichus Therander und Johannes Olorinus (= Cycnaeus, mit Anspielung auf den Schwan im Wappen seiner Vaterstadt) Variscus schrieb. Er wurde 1559 (nicht 1545, wie Goedeke angibt) zu Zwickau geboren, erhielt nach Beendigung seiner akademischen Studien zu Kloster Berge bei Magdeburg unter dem Abte Clemens Strathusen eine Stelle als Conventual und Lehrer und verwaltete seit dem Tode des Pastors Georg Hasenstab 1598 die unter dem Patronate des Klosters stehende Pfarre zu Osterweddingen bis zu seinem am 16. October 1622 erfolgten Tode. — Die schriftstellerische Thätigkeit Sommer's reicht von seinem 42. bis zu seinem 57. Lebensjahre, von 1601 bis 1616, und umfaßt mindestens 23 (bei Goedeke nicht vollständig aufgezählte) Werke. Er begann mit der Uebersetzung dreier neulateinischer Dramen, der Areteugenia und des Plagium des Wittenberger Theologen Daniel Cramer, sowie des Cornelius relegatus von Wichgrev. Der Beifall, den diese an drastischen Wendungen und gelungenen Verdeutschungen reichen Bearbeitungen, namentlich Wichgrev's farbensattes Sittenbild aus dem akademischen Leben, fanden, bewog den unermüdlichen Autor, auch die in Prosa abgefaßte Ehebruchstragödie des braunschweigischen Herzogs Heinrich Julius „dem reimbegierigen Leser“ zu Gefallen „der teudschen Art nach in

teudsche Reime" zu bringen, obwohl sie ihm, wie er bekannte, „in forma solutae orationis besser gefiel". Freilich bittet S. in der Vorrede den christlichen Leser, nicht allein die fröhlichen, höflichen, kurzweiligen Bossen der Venuskinder, sondern den traurigen Ausgang zu beherzigen; aber es ist wohl kaum zufällig, daß dieser dramatische Versuch Sommer's, der über den derben Realismus seines Magdeburger Amtsgenossen Ambrosius Pape fortschritt und manchem Aergerniß geben mochte, auch der letzte blieb. Im selben Jahre 1605 veröffentlichte er eine Art Briefsteller für Liebende „Bul= oder Bindbrieff", ferner eine durch das Vorbild der 1601 gedruckten Rhythmi mensales des Johannes Junior veranlaßte Sammlung von 500 Leberreimen, Hepatologia hieroglyphica rhytmica, und ein ziemlich unsauberes Schwankbuch mit gereimten Nutzanwendungen, dessen Titel Emplastrum Cornelianum an die gleichzeitige Verdeutschung der Wichgrev'schen Studentenkomödie gemahnt, 1606 folgte eine Sprichwörtersammlung „Paroemiologia Germanica", ferner ein Räthselbuch „Aenigmatographia rhythmica", 1609 eine burleske Predigt von der Martinsgans, die im ganzen und oft auch im einzelnen ihre Abhängigkeit von dem zwei Jahre zuvor erschienenen Gans=König W. Spangenberg's verräth, 1611 eine freie Bearbeitung von C. Hegendorf's Encomium ebrietatis. Tritt er hier überall nur als Uebersetzer, Bearbeiter und Nachempfinder hervor, so zeigt sein 1607 begonnenes und oft nachgedrucktes Hauptwerk, die „Ethographia mundi", ihn von einer etwas originaleren Seite. Von der Betrachtung ausgehend, daß in den letzten zwanzig Jahren ein ungeheurer Umschwung in Sitten, Geberden, Kleidung und Wandel in Deutschland stattgefunden habe, steckt er sich das Ziel, in einem Sittenspiegel die gegenwärtigen Zustände für die Nachwelt zu fixiren. In der seit Brant's Narrenschiff und Scheidt's Grobianus verbreiteten Form der directen Ironie stellt er 17 Regeln der lasterhaften Weltkinder für Völlerei, Buhlerei, Müßiggang, Verschwendung und andere Untugenden auf, zu denen dann reichliche Beispiele aus litterarischen Quellen, aus Scheidt=Dedekind, Lucas Martini's Lasterspiegel, dem Theatrum diabolorum, dem Lalenbuch, den Münchhausiaden des Vincentius Ladislaus u. a. folgen. Die scheinbare Vertheidigung der Laster, bei der die ärgsten Zoten nicht zurückgehalten werden, gefährdet freilich den ethischen Zweck, Abscheu vor dem Laster zu wecken, öfter. Für den Stil hat Fischart's Gargantua als Muster gedient. S. häuft in derselben erdrückenden Fülle Anekdoten, Citate, Namen von Bieren und Weinen, mischt Volkslieder, Sprüchwörter, lateinische Brocken (Curia bringt Curas), Wortverdrehungen (Schadvocaten, Cardinales Carnales) ein, wirkt durch Allitteration und Reim und erhebt sich bisweilen zu kraftvoller Bildlichkeit; so schildert er die Winterszeit, „wenn der Durchleuchtige Herr von Ofen regieret und seine hitzige Strahlen auß seinem Eingeweide von sich scheust". Der Beifall des Publicums trieb den Autor an, schon 1608 und 1609 drei weitere Bände als Fortsetzung dem ersten folgen zu lassen. Der zweite Theil „Von bösen Weibern" ist eine rohe Satire, die aber oft, zuletzt noch 1751 als „Schauplatz der bösen Weiber", aufgelegt wurde, in Form eines Dialoges zwischen dem unglücklichen Ehemann Simon und dem erfahrenen Andreas. Auch der dritte Theil „Imperiosus mulier", der den alten Streit zwischen Hose und Schürze behandelt, ist ein Gespräch zwischen Regina, ihrem Nachbar Hermann und dem Italiener Petro. Im 4. Theile lieferte S. ein bloßes Plagiat aus den Politicae quaestiones des Melchior Junius, das er „Rathgeber zum Freyen" betitelte. Er suchte ihn später (1613) durch einen neuen, der die Motive des ersten Bandes aufnimmt und sich an einen älteren Tractat Eberlin's von Günzburg anlehnt, zu ersetzen: „Geldtklage". Ein Pilgrim und ein Bürger kommen zu dem Schlusse, daß alle Stände an dem Geldmangel Schuld haben. Die übrigen Werke Sommer's, seine erbau=

lichen und seine Gelegenheitsreimereien, seine kritiklose Sammlung von 200 wunderbaren Bäumen und Kräutern, die er 1616 als Prodomus eines Hortus physico-theologicus herausgab, haben, wenn sie auch für seine Vielseitigkeit und ausgedehnte Lectüre zeugen, neben der Ethographia wenig Bedeutung. Und auch hier vermögen wir nur einen am Aeußerlichen haftenden Nachtreter Fischart's, aber keinen schöpferischen Geist zu erkennen. „Was den mitten im Volksleben stehenden Landgeistlichen", sagt Kawerau, „zu seinen satirischen Sittenbildern und Strafpredigten treibt, ist doch in erster Linie ein rein litterarisches Interesse, nicht aber eine sittliche Nöthigung; während er auf der einen Seite wider die sittliche Verwilderung seiner Zeit poltert und eifert, ist er gleichzeitig im Stande, selbst in plumpen, auf die rohe Lachlust der Menge berechneten Satiren sich als Grobianer aufzuspielen und sein Publicum mit ordinären Kneipwitzen zu belustigen".

Goedeke, Grundriß² II, 372. 583. — W. v. Maltzahn, Deutscher Bücherschatz (1875) S. 355 f. — H. Holstein, Beiblatt zur Magdeburger Zeitung 1880 Nr. 52, 1881 Nr. 1. — Erich Schmidt, Komödien vom Studentenleben 1880 S. 11. 27. — Wendeler, Zeitschrift für deutsches Alterthum XXI, 458 f. — Hofmeister, Niederdeutsches Jahrbuch X, 63. — W. Kawerau, Vierteljahrsschrift für Litteraturgesch. V, 161—201.

J. Bolte.

Sommer: Johann Heinrich S., Jurist geb. am 11. Februar 1757 zu Kirchhundem im Herzogthum Westfalen, † daselbst infolge eines Schlaganfalls am 12. Mai 1818. Nach Ablegung der Gymnasialstudien auf den Jesuitenanstalten in Siegen und Köln studirte er an der Universität zu Köln von 1775—1778 die Rechte, hielt sich dann in Bonn auf, bestand hier am 16. September 1778 die Prüfung und wurde zum Advocaten ernannt. Er übte die Advocatur bis 1780 in dem Geburtsorte aus, arbeitete hierauf zu Wetzlar in der Kanzlei des Reichskammergerichtsassessors v. Albini ein Jahr und lebte seitdem als Advocat in dem Geburtsorte, zugleich als Eisengewerke thätig. Schriften: „Exercitatio juris publici de justis advocatiae Caesareae limitibus", Colon. 1778, 4⁰. Eine zweite „De via iuris adversus decreta magistratuum superiorum administrantium in principatibus independentibus, vulgo souverainis, in specie terris foederis Rhenani, praecipue magno Ducatu Hassiae, singulatim Ducatu Westphaliae" ist Manuscript geblieben.

Joh. Suib. Seibertz, Westfälische Beiträge II, 138 fg.

v. Schulte.

Sommer: Johann Georg S. (eigentlich Volte), geographischer Schriftsteller, geboren zu Leuben bei Dresden 1782 oder 83, † zu Karolinenthal bei Prag am 11. oder 12. November 1848. Einer armen Schuhmachersfamilie entsprossen, brachte S. sich durch Selbstunterricht unter Beihülfe benachbarter Geistlichen soweit, daß er Lehrer in einer Kinderschule werden, dann in das Lehrerseminar zu Dresden aufgenommen werden konnte. In Sprachen und Geographie bildete er sich rastlos weiter und ging allmählich von den Jugend- und Schulschriften zur selbständigeren Schriftstellerei auf geographischem Gebiete über. Von 1805—10 hat er mehrere Schulbücher unter seinem Vaternamen Volte geschrieben. Als er aber nach Lösung einer unglücklichen Ehe 1809 Dresden verlassen hatte und erst als Schauspieler und Souffleur, dann als Privatlehrer in Prag lebte, nahm er den Namen Sommer an, unter dem er zuerst einige Werke zur deutschen Sprachlehre, 1819—1830 das 6bändige „Gemälde der physischen Welt", seit 1823 das „Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse", welches in 26 Jahrgängen bis 1848 erschien, 1829 und 1830 das „Neueste Gemälde von Asien", 1831 das „Neueste Gemälde von

Amerika" und seit 1833 das „Königreich Böhmen" statistisch-topographisch dargestellt (der 16. Band erschien 1849), das verdienstlichste und dauernd werthvollste aller seiner Werke veröffentlichte. An dieser großen Topographie hat Zippe einigen Antheil. Daneben hatte S. noch ein dreibändiges „Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde" (1835—42), einen „Führer durch Teplitz" (1842) erscheinen lassen und längere Jahre die Redaction des „Hesperus" und der „Oekonomischen Neuigkeiten" geführt. Sein äußeres Leben verlief sehr still; er hatte einige Jahre eine Lehrerstelle am Conservatorium in Prag bekleidet, als er 1831 in die Dienste des böhmischen Museums trat, um die große Topographie von Böhmen auszuarbeiten. S. war ein gewandter Verarbeiter fremder Materialien und Gedanken, ohne Fähigkeit eigener tieferer Erfassung oder Beurtheilung. Die Wissenschaft verdankt ihm keine Förderung. Die Topographie Böhmens ist ein fleißiges, aber ausschließlich nur auf das vorhandene Material gegründetes und dieses ungleich verarbeitendes Werk.

Neuer Nekrolog der Deutschen 1849, I. — Wurzbach XXXV.

Friedrich Ratzel.

Sommer: Johann Friedrich Josef S., Jurist, geboren zu Kirchhundem (Herzogthum Westfalen) als Sohn des dortigen Advocaten und Gutsbesitzers Joh. Heinrich S. am 25. Januar 1793, † zu Arnsberg am 13. Nov. 1856. Nach Zurücklegung des Unterrichts im elterlichen Hause und auf der lateinischen Schule zu Olpe studirte er vom October 1808 bis zum October 1811 in Gießen Rechts- und Staatswissenschaften, daneben auch Forstwissenschaft, Geschichte u. s. w., bestand dort das akademische Examen, im Januar 1812 das praktische Examen bei dem Hofgerichte und der Regierung in Arnsberg, trat bei diesen Collegien als Accessist ein und wurde am 26. Febr. 1813 Hofgerichtsadvocat. Im October dieses Jahres siedelte er in seinen Geburtsort über, wurde 1819 von der juristischen Facultät zu Gießen zum Dr. juris ernannt auf Grund der Schrift „Von deutscher Verfassung im germanischen Preußen und im Herzogthum Westphalen", Münster 1819. Im J. 1825 verlegte er seinen Wohnsitz nach Arnsberg, wo er bis zu seinem Tode als Advocat thätig war. Er hatte unzweifelhaft die ausgedehnteste Praxis in ganz Westfalen, namentlich durch Gutachten und stand in hohem Ansehen. Zeuge dessen war, daß er wiederholt zum Abgeordneten im Provinziallandtage und Abgeordnetenhause gewählt, vom Könige mit dem damals seltenen Titel „Justizrath" und 1840 mit dem rothen Adlerorden 4. und im J. 1849 3. Classe ausgezeichnet wurde. Seine litterarische Thätigkeit ist eine äußerst umfassende, sie erstreckt sich auf Landesangelegenheiten, Wirthschaftliches, Politisches, Kirchliches, Historisches, Sprachliches. Viele Aufsätze sind gedruckt im „Westfälischen Anzeiger" von 1816 ff., in „Hermann. Zeitschrift für Westfalen" von 1817 ff., im „Hamburger Deutschen Beobachter" herausgegeb. von Benzenberg 1818, im „Neuen Rheinischen Merkur", in „v. Kamptz Jahrb. für die Preuß. Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung", dazu Recensionen vieler Schriften besonders im „Westf. Anzeiger". Bald zeichnet er mit seinem Namen, bald nennt er sich Westphalus Eremita. Zu nennen sind insbesondere folgende monographische Schriften: „Von der Kirche in dieser Zeit. Betrachtungen von Westphalus Eremita", Münster 1819 (die Vorrede ist gezeichnet: Kirchhundem im Herzogth. Westfalen den 31. Jan. 1819. J. F. J. Sommer). Der Standpunkt ist kein römisch-katholischer im heutigen Sinne; es wird verlangt volle und unbedingte Freiheit der katholischen wie protestantischen Kirche, ein Concordat des Staates mit Wahlbischöfen der ersteren, Aufhebung der Verbindung der letzteren mit dem Landesherrn, also Beseitigung der landesherrlichen Episkopalgewalt, damit Friede zwischen den Confessionen eintrete. Er meint, Römlinge, „welche un-

vaterländisch genug waren, die Abhängigkeit Deutschlands von Rom und die Suprematie (nicht Primat) des Papstes zu vertheidigen" „gibt es dermal wenig", „man darf behaupten, daß alle deutsche Katholiken — wenn sie nicht als Fürstendiener oder Schmeichler das morsche Territorial-System in Schutz nehmen — sich zu dem so natürlichen Coordinations- oder Collegial-System bekennen." Ihm sind jene die eigentlichen Römlinge, welche den Landesherrn zum Summus Episcopus machen, und die, welche die ständischen Verfassungen dem Absolutismus opfern wollen. Er verlangt Volksrepräsentation, Oeffentlichkeit der Rechtspflege, Genossengericht; die allgemeine Dienstpflicht ist ihm Knechtschaft, sie muß schon wegen der Finanzen fallen. Nur freie Kirchen verbürgen eine nationale Erziehung und sind geeignet die Ansicht zu beseitigen, daß der preußische Staat die Protestanten begünstige und die Katholiken der neuen Länder als Preußen zweiter Classe ansehe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Ansichten die der gebildeten Katholiken von damals waren, und darin liegt ihre Bedeutung. — „Recht, Richtsteig, Rechtsgelehrte und Adel der Preuß. Rheinlande, in der Gegenwart und Zukunft. Nebst Andeutungen und Wünschen für das übrige Preußen. Zwölf Abhandlungen", Dortmund 1817. „Rechtswissenschaftliche Abhandlungen", erster (einziger) Band, Gießen 1818 (darin 2. „über das rechtliche Verhältniß Roms zu Deutschland", 9. „über das katholische und protestantische Princip in der Rechtswissenschaft. Gegen Salat"). „Geschichte und dogmatische Entwicklung der bäuerlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland", 3 Bde. Hamm 1823—30. „Neues Archiv für Preußisches Recht", 1834—54 (herausg. mit Ulrich und Boele). Sind auch die meisten Abhandlungen und Auslassungen für die Gegenwart ohne unmittelbare Bedeutung, so bleiben viele Aufsätze von Werth für die Geschichte, namentlich des Herzogthums Westfalen, eine Reihe derselben verdient eingehende Berücksichtigung seitens des Historikers und insbesondere für die Geschichte der inneren Entwicklung der preußischen Verwaltung, zumal manche durch diese begangene Fehler ihre volle Beleuchtung finden. Daneben freilich laufen insbesondere in kirchlichen und kirchenpolitischen Dingen viele Unklarheiten her. So verlangte er Beseitigung der Staatsgesetzgebung in Ehesachen, welche angeblich „die katholischen Bürger in den Rheinlanden erwarten", statt der Personenstandsregister die Kirchenbücher; bei der gemischten Ehe sollen die Gatten „bei der Trauung öffentlich erklären, nach welchem Gesetze sie leben wollen", wobei „es sein Bewenden hat".

Joh. Suibert Seibertz, Westfälische Beiträge zur deutschen Geschichte. 2. Bd., Darmst. 1823, S. 139—147, 357 ff. (zählt 70 verschiedene Schriften Artikel, Recensionen auf). Ein nicht veröffentlichter Nekrolog, der aber als Geburtstag 26. Januar hat.

v. Schulte.

Sommer: Wilhelm S., schweizerischer Volkserzähler, entstammte einer Berner Familie aus dem Emmenthal und wurde am 7. September 1845 in Herzogenbuchsee geboren. Schon in den ersten Lebensjahren kam er mit seinen Eltern nach Winterthur, wo er seine Kinder- und Jugendjahre verlebte und auch seine erste Bildung sowie die Antriebe zu seiner späteren dichterischen Entfaltung empfing. Infolge einer ansteckenden Krankheit theilweise gelähmt, entwickelte sich seine geistige Lebendigkeit nur um so stärker, so daß ihn sein Vater nach Absolvirung der Bürger- und Industrieschule auf das Eidgenössische Polytechnikum sandte. Aber merkwürdigerweise leistete er hier nicht, was er früher versprochen hatte, und so that ihn sein Vater in die Lehre zu einem Kaufmann und wies ihn damit in einen Beruf hinein, der dem Sohne zwar nicht angenehm war, in den sich dieser aber trotzdem schnell hineinlebte. Nach Beendigung seiner Lehrzeit ging S. seine eigenen Wege. Er wurde, wie er es später selber

humoristisch nannte, „Lumpenhändler", d. h. Angestellter größerer Firmen, die mit den Abfällen der Textilindustrie und allen möglichen Abgangsstoffen bedeutende Geschäfte machten. Sein Beruf führte ihn in die verschiedensten Länder, nach Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Belgien, und auf diesen Reisen war es, wo sich an einer unbefangenen Beobachtung der Menschen und der Verhältnisse sein Blick schärfte, sein Gesichtskreis sich erweiterte und sein Wissen sich bereicherte. Am längsten weilte er im Elsaß, das er gründlich kennen und aufrichtig lieben lernte. Indessen hatten die Reisestrapazen seinen ohnehin schwächlichen Körper derart angegriffen, daß er im Elternhause Pflege suchen und Genesung erhoffen mußte. Hier stellte sich nun an seinem Krankenlager die Muse ein: alles, was er erlebt hatte in seinem vielbewegten Leben, das gestaltete sich ihm zu poetischem Stoffe, den er mit Leichtigkeit und Gewandtheit, Natürlichkeit und Frische behandelte. Seine Arbeiten erschienen zunächst als „Reiseerinnerungen von Mayer" in schweizerischen und deutschen Zeitungen, und da er sah, daß seine Gaben gern entgegen genommen wurden, wuchs auch die Zuversicht zu seinem Talent; „bald verschwand das Dilettantische aus seinen Erzählungen, und er bildete sich in kurzer Zeit zu einem meisterhaften Erzähler aus". Leider setzte der Tod seinem Wirken nur zu bald ein Ziel; seine Krankheit, ein Rückenmarksleiden, wendete sich zu einem schlimmen Ausgange, die Eltern mußten ihn der Heil- und Pflegeanstalt Waldau bei Bern übergeben, und hier starb er am 7. December 1888. — Drei Jahre nach Sommer's Tode veranstalteten Freunde seines Talents eine gesammelte Ausgabe seiner „Erzählungen", wovon zwei Bände als „Elsässische Geschichten" (Basel 1892) erschienen sind. „Diese gehören zu dem Vollendetsten, was Sommer's Muse geschaffen hat, und das landschaftliche Colorit verbindet sie zu einer Einheit. Man kann diese Geschichten den Dorfgeschichten einreihen, da die handelnden und leidenden Personen dieser Novellen den ländlichen Kreisen angehören. Doch haben die Figuren Sommer's nichts Conventionelles an sich, im Gegensatz zu den Schöpfungen anderer. Was er niederschrieb, war Selbsterlebtes, obschon durch das Medium der schaffenden Phantasie hindurch gegangen; seine Personen sind voll Leben und Natur, voll Frische und Originalität, nicht am Studirtisch ausgeklügelt, sondern aus dem vollen Leben gegriffen; aus ihnen strahlt das tiefe Gemüth Sommer's heraus, und selbst in Schwächen erscheinen sie liebenswürdig, weil ein urwüchsiger Humor sie vergoldet."

Biographische Einleitung zu den „Elsässischen Geschichten" (s. o.).

Franz Brümmer.

Sommer: Wolfgang S., protestantischer Dramatiker zu Ende des 16. Jahrhunderts. Er ward 1544 zu Seebach bei Langensalza geboren, studirte in Erfurt, Wittenberg und Jena und trat 1568 als Diakon zu Thamsbrück ins Pfarramt. 1574 wurde er Prediger im nahen Bothenheilingen und 1579 in Altengottern, wo er mindestens bis 1618 lebte. Er widmete 1602 seinem Kurfürsten Christian II. zu seiner am 12. September zu Dresden gefeierten Vermählung mit der dänischen Prinzessin Hedwig eine gereimte „Comoedia, Daß ist Einn fein Christliches lustiges Spiel vom Heiligenn Patriarchen Isaac", deren Originalhandschrift, 80 Quartblätter umfassend, noch vorhanden ist. Das Leben Isaak's von der Geburt bis zur Heirath ist darin mit Empfindung und naiver Treuherzigkeit ohne geschwätzige Breite ausgemalt; den biblischen Gestalten treten ein paar Nachbarn Abraham's und einige deutlich charakterisirte Dienerfiguren, darunter der Trunkenbold Gehasi, zur Seite. Von Interesse ist die Schilderung der Kinderspiele, bei denen Ismael seinen kleinen Bruder pufft, auch manche Bühnenanweisungen. Anstatt Gottes tritt immer der Engel Gabriel auf, gegessen wird nur hinter der Scene. Aber ein dramatisches Talent besitzt

S. keineswegs, wie auch seine sinnlose Verwendung der antiken Begriffe Prologus, Epitasis, Katastrophe zeigt. Dazu kommt eine außerordentliche Roheit in der Versbehandlung, für die er nur das Gesetz der Achtsilbigkeit streng befolgt, und im Reime, wo Verbindungen wie trawn : glaubn, euch : besteubt, viel : blawel, Isac : Rebeck, Vexirér : Meistér, allmechtig : gnedig fortwährend begegnen. Eine Einwirkung älterer Dramatiker vermag ich nicht nachzuweisen.

Dietmann, Priesterschaft in dem Churfürstenth. Sachsen III, 161 (1754). — Dresdener Handschrift M 227.

J. Bolte.

Sommerfeld: George Friedrich v. S., kurhannoverscher General der Infanterie, entstammte einer schlesischen Familie und trat früh in das hannoversche Heer, in dessen Reihen damals ein 1711 gestorbener Generalfeldzeugmeister v. S. diente. Nach Zedler's Universal-Lexicon (38. Band, Leipzig und Halle 1743) hat er 1733 nach Mühlhausen i. Th. entsandte Executionstruppen befehligt. Seit 1729 stand er als Oberst an der Spitze des 18. Infanterieregiments, dessen Stab in Eimbeck lag. 1735 wurde er zum Brigadier, 1738 zum Generalmajor, 1740 zum Generallieutenant befördert. Im Herbst 1742 rückte er aus Anlaß des Oesterreichischen Erbfolgekrieges mit einem unter die Befehle des Generals du Pontpietin gestellten, in englischem Solde befindlichen Hülfscorps nach den Niederlanden und führte von hier im Frühjahr 1743 die Avantgarde des pragmatischen Heeres unter Lord Stair nach Deutschland, wo er am 27. Juni an der gewonnenen Schlacht bei Dettingen theil nahm. Nach derselben deckte er mit einer gesonderten Truppenabtheilung den unteren Main und machte dann den Feldzug des Jahres 1744 in den Niederlanden mit. Nach Beendigung desselben ward er nach dem Haag gesandt, um an Unterhandlungen über die Entsendung hannoverscher Truppen nach Deutschland theil zu nehmen, welche die dem eigenen Lande durch die Franzosen drohende Gefahr wünschenswerth erscheinen ließ; im December führte er diese Truppen, 7 Bataillone und 15 Schwadronen, zu denen noch 8 Bataillone aus dem Lande stießen, so daß S. 16 000 Mann unter seinem Befehle hatte, an die Lahn und nahm mit ihnen unter österreichischem Commando an den wenig bedeutenden kriegerischen Ereignissen des Jahres 1745 theil. Im Frühjahr 1746 trat er, zum General der Infanterie befördert, an die Spitze des auf dem Kriegsschauplatze in den Niederlanden befindlichen, 16 (später 21) Bataillone und 26 Schwadronen zählenden hannoverschen Auxiliarcorps und focht mit demselben namentlich in den Schlachten von Rocour (11. October 1746) und von Laeffeld (2. Juli 1747). Nachdem am 18. October der Friede zu Aachen geschlossen war, kehrte S. mit seinen Truppen im November in die Heimath zurück. Im folgenden Jahre wurde er zum Gouverneur der Stadt Hannover ernannt und erhielt an Stelle seines bisherigen Infanterieregiments das Regiment Garde. Als im J. 1756 aus Besorgniß vor einer französischen Landung die großbritannische Regierung fremde Truppen in Sold nahm, führte S. 9000 Hannoveraner nach England, welche indessen im Winter 1756 auf 1757 ohne kriegerische Verwendung gefunden zu haben, zurückkehrten. An dem bald darauf beginnenden Siebenjährigen Kriege hat S. seines Alters wegen nicht mehr theil genommen, dagegen entwickelte er eine große Thätigkeit bei der Aufstellung von Garnisontruppen, deren Dienste die Bewachung der zahlreichen bei dem Vormarsche des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gegen den Rhein zu Ende des Winters 1757/58 gemachten französischen Gefangenen in Anspruch nahm und deren Vorhandensein es möglich machte, die im Felde stehenden Truppen im gewünschten Maße zu verstärken. Er starb in der Nacht vom 11. zum 12. October 1760 zu Hannover.

Neue genealogisch-historische Nachrichten, 73., 74., 133. Bd. Leipzig (Heinsius) 1745—61. — L. v. Sichart, Geschichte der königlich hannoverschen Armee, 2. u. 3. Bd., Hannover 1870.

B. Poten.

Sömmerring: Detmar Wilhelm S., Sohn von Samuel Thomas S. (s. u.), Arzt in Frankfurt a. M., geboren am 27. Juni 1793 daselbst. Nach dem im Januar 1802 erfolgten Tode der Mutter wurde S. der Leitung Karl Ritter's übergeben, der damals in dem Hause der befreundeten Familie Hollweg als Erzieher wirkte. 1811 ging Ritter mit seinen beiden Zöglingen, unserem S. und August Hollweg, dem späteren Minister, zur weiteren Ausbildung derselben nach Genf, und im nächsten Jahre bezog S. die Universiät Göttingen, um Medicin zu studiren. 1816 promovirte er daselbst mit der Dissertation: „De oculorum hominis animaliumque sectione horizontali commentatio inauguralis“, die einen werthvollen Beitrag zur vergleichenden Anatomie des Auges bildet. S. hielt sich darauf einige Zeit bei seinem Vater in München auf und veröffentlichte während dessen zwei Abhandlungen: „Untersuchungen mit Blausäure und dem ätherischen Oel der bittern Mandeln getödteter Thiere“ (Schweigger's Journal 20) und zusammen mit A. Vogel: „Versuche über die Schwefelblausäure mit Beziehung auf die Mekonsäure und das Morphium“ (das. 23). 1819 ließ er sich in Frankfurt a. M. als Arzt nieder und verblieb daselbst bis zu seinem Tode am 14. August 1871. Ernstes Streben ließ ihn Antheil nehmen an allen wissenschaftlichen Veranstaltungen in seiner Vaterstadt; ein liebenswürdiges, theilnehmendes Wesen verschaffte ihm rasch eine bedeutende Praxis. Besonders häufig wurde er bei Augenleiden consultirt. Gleich dem Vater war S. mit seinem Sinn für Kunst begabt und erfreute sich eines schönen Zeichentalentes, von dem mancherlei Proben sich in seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen finden. S. war mit der Tochter des fürstlich primatischen Leibarztes Wenzel verheirathet und hinterließ einen Sohn, den Architekten Karl S. Mit seinem Enkel Adolph, der 1885 als 20jähriger Student starb, erlosch der Mannesstamm von Sam. Thomas v. S. — Von Arbeiten Sömmerring's sind noch zu nennen: die Gratulationsschrift zum Doctorjubiläum seines Vaters: „Beobachtungen über die organischen Veränderungen im Auge nach Staaroperationen“ (Frankfurt a. M. 1828, auch ins Französische übertragen); die bei S. Th. v. S. genannten „Historischen Notizen über die Erfindung des Telegraphen“, die in erweiterter Form 1863 auch selbständig ausgegeben wurden; eine „Gedenkschrift zur Säcularfeier der Dr. Senckenbergischen Stiftung am 18. August 1863, enthaltend S. Th. v. Sömmerring's Abbildung des Karpfengehirns“, 13 Zeichnungen von Koeck aus dem Jahre 1805 in photographischer Nachbildung und mit Text versehen; endlich verschiedene Beiträge zur Zeitschrift „Der zoologische Garten“ von 1860 ab, insbesondere „Ueber den Wechsel und das Wachsthum des Geweihes des Edelhirsches“ (1866).

Nekrolog von W. H. Schmidt in „Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft 1871/72“, von Stricker in „Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens der Stadt Frankfurt a. M.“ XV. Jahrg. 1871. — A. Hirsch, Biogr. Lexikon der Aerzte V, 455.

Jännicke.

Sömmerring: Samuel Thomas (v.) S., hervorragender Anatom und vielseitiger Gelehrter. S. wurde am 28. Januar 1755 in Thorn — damals zu Polen gehörig — geboren; sein Vater, Johann Thomas S., war Stadtphysicus daselbst und hatte zur Frau eine Tochter des Seniors der Thorner evangelischen Geistlichkeit, Regina Geret. Im Elternhaus wie im Gymnasium seiner Vaterstadt erhielt S. eine sorgfältige Erziehung und Anregungen, die direct bestimmend

für seine spätere Thätigkeit wurden: so nahm der Vater den Knaben zu Leichensectionen mit, und der Rector des Gymnasiums, Kries, ein Verwandter, erweckte gleichfalls die Neigung zur Anatomie; der als Dichter bekannte Willamov ertheilte den Zeichenunterricht, und ihm verdankt wohl S. die wesentlichste Förderung seines Formensinns und seiner Darstellungsgabe, welche beiden Eigenschaften in seinen späteren anatomischen Werken so glänzend zur Geltung kamen. — Im Herbst 1774 bezog S. die Universität Göttingen, an der Wrisberg, Baldinger, Gmelin, Murray, Richter, Lichtenberg u. a. lehrten. Der Student ließ sich, dem Einflusse und Wunsche seines Vaters folgend, als Mediciner einschreiben, hörte aber neben seinen Fachcollegien Vorlesungen über allgemeinere Gegenstände, trieb Sprachen und erlernte das Kupferstechen. Während des Vaters Absicht dahin ging, den Sohn bald in der Praxis zu sehen, war es diesem vielmehr darum zu thun, die ergriffene Wissenschaft „so aus dem Grunde zu lernen, um auf Akademien befördert zu werden". Mit Widerstreben sieht der Vater den Sohn auf die akademische Laufbahn hinarbeiten. Schon 1776 fängt S. an, selbständige Studien auf dem Gebiet der Anatomie, speciell der des Gehirns, zu machen — ein Gegenstand, der ihn sein ganzes Leben beschäftigte — und als erste Frucht seiner rastlosen Thätigkeit erscheint seine Dissertation: „De basi encephali originibusque nervorum", mit der er am 7. April 1778 in glänzender Weise promovirte. Wesentliche Förderung der anatomischen Studien verdankte S. seinem Lehrer Wrisberg, Förderung allgemeinerer Anschauungen Blumenbach, der anfangs Mitschüler, dann sein Lehrer, zeitlebens aber ein naher Freund war.

Die Dissertation Sömmerring's fand günstige Aufnahme, auch bei dem Vater, dem sie gelegentlich des 50jährigen Dienstjubiläums als Gratulationsschrift überreicht wurde: Umstände, die für des jungen Doctors weitere Ausbildung von großem Einfluß waren, insofern, als der Vater die Mittel zu einer Reise nach England bewilligte. Auf dem Wege dahin suchte S. den berühmten holländischen Physiologen und Anatomen Peter Camper auf, brachte den Sommer 1778 in London zu, wo er Vorlesungen bei John und William Hunter hörte und Georg Forster kennen lernte, und arbeitete im folgenden Winter in Edinburgh bei Monroe. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland von Mitteln gänzlich entblößt, bot sich S. durch Vermittlung Forster's, der am Collegium Carolinum in Kassel thätig war, eine Versorgung: S. wurde an der Anstalt als Lehrer der Anatomie angestellt und trat sein Amt im Juni 1779 mit dem Programm an: „De cognitionis subtilioris systematis lymphatici." In demselben Jahre übernahm S. die Recension der anatomischen Fächer für die „Göttinger Gelehrten Nachrichten", deren Mitarbeiter er bis zu seinem Tode, also über 50 Jahre blieb. Von wissenschaftlichen Arbeiten aus der Kasseler Zeit sind weiter zu nennen: „Bemerkungen über den Bau des Orang-Utang" (1780), Beobachtungen an erkrankten Augen, die zur Entdeckung der Durchkreuzung der Sehnerven führten (1784), endlich eine Untersuchung verschiedener Neger, die in Wilhelmshöhe angesiedelt waren, mit Rücksicht auf ihren vom Europäer verschiedenen Körperbau (Mainz 1784 und erweitert Frankfurt 1785). In Kassel hatte S. auch Gelegenheit, Goethe und den Herzog Karl August kennen zu lernen.

1784 siedelte S. von Kassel als Professor der Anatomie und Physiologie an die Universität Mainz über und trat damit in einen bedeutend erweiterten und anregenderen Wirkungskreis: Einerseits fand sich S. einer Anzahl vorgebildeter, strebsamer Schüler gegenüber, andererseits im Verkehr mit bedeutenden Männern, Forster, Heinse, Joh. v. Müller, Weidmann u. a., die der freisinnige Kurfürst Karl Friedrich in seine Residenz gezogen hatte. Vorübergehend schlossen sich fremde Gelehrte an, so u. a. die beiden Humboldt, von denen Alexander

eine Zeit lang mit S. in Briefwechsel verblieb. Unter diesen Umständen gestaltete sich der Aufenthalt in Mainz zu einer fruchtbaren Wirkens- und Schaffensperiode; dazu kam noch, daß S. in Christian Koeck einen genialen Künstler zur Ausarbeitung seiner anatomischen Tafeln fand. Neben zahlreichen kleineren Sachen veröffentlichte S. 1788 in der Schrift: „Vom Hirn- und Rückenmark“ die Ergebnisse 12jähriger eingehendster Untersuchungen; einem von Salzmann in Schnepfenthal ausgeschriebenen Preise verdankt die gekrönte Abhandlung: „Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste“ (Leipzig 1788) ihre Entstehung, bei der sich S. zum ersten Mal der Hülfe Koeck's bedient hat. „Abbildungen und Beschreibungen einiger Mißgeburten“ (Mainz 1791) folgen, worin S. eine natürliche Auffassung dieser Gebilde — gegenüber der bisher gebräuchlichen übernatürlichen — vertritt. Endlich erschien von 1791 ab in fünf Theilen Sömmerring's Lehrbuch: „Vom Baue des menschlichen Körpers“ (Frankfurt a. M.), das, auf eine zahllose Reihe sorgfältigster Untersuchungen begründet und mit reichen Litteraturhinweisen und Ausblicken auf benachbarte Gebiete versehen, als Hauptwerk Sömmerring's gelten muß. Klarheit und Lebenswahrheit der Darstellung in Wort und Bild verliehen ihm bleibenden Werth.

Im März 1792 verheirathete sich S. mit Elisabeth Grunelius aus Frankfurt a. M. Während er mit seiner jungen Frau auf Reisen war, erhielt er durch Forster Nachricht von der drohenden Lage in Mainz und beschloß bei seiner Rückkehr, zunächst in Frankfurt zu bleiben. Nach der Uebergabe der Festung (Juli 1793) ging S. nach Mainz zurück, fand aber die Verhältnisse keineswegs dem ruhigen Studium günstig, so daß er wünschte, ganz von Mainz loszukommen. Eine Reihe von Berufungen ausschlagend, ging S. 1795 wiederum — zunächst auf Urlaub — nach Frankfurt und ließ sich hier unter die praktischen Aerzte aufnehmen. Er kehrte im J. 1797 zur Wiederaufnahme seiner Lehrthätigkeit nach Mainz zurück, nahm aber schon im Herbst in der Einsicht, daß weder er, noch die Universität „auf einen grünen Zweig kommen könne“, seine Entlassung, um sich ganz der Praxis in Frankfurt zu widmen. Von den Arbeiten Sömmerring's aus dieser unruhvollen Zeit seien erwähnt: eine verschiedentlich abgedruckte Schrift „Ueber den Tod durch die Guillotine“ (1795), eine Kant zugeeignete Abhandlung „Ueber das Organ der Seele“ (Königsberg 1796) und die Preisschrift: „Ueber Ursache und Verhütung der Nabel- und Leistenbrüche“ (1796).

Sömmerring's praktische Thätigkeit in Frankfurt a. M. ist von Bedeutung, insofern als er dieselbe zur eifrigen Beförderung der Jenner'schen Kuhpockenimpfung benützte: in Gemeinschaft mit Lehr stellte er Impfversuche an, und beide veröffentlichten die Resultate 1801 in einer eigenen Schrift. Neben seiner Praxis findet S. Zeit, eine Reihe größerer Tafelwerke fertig zu stellen, 1797 die „Tabula sceleti feminini“, 1797 die „Icones embryonum humanorum“ und die „Tabulae baseos encephali“. 1801 erschien alsdann auch der erste Band der Abbildungen der menschlichen Sinnesorgane, das Auge behandelnd, dem sich weiterhin Gehör (1805), Geschmack und Stimme (1806) und Geruch (1809) anschlossen. Künstlerische Richtigkeit und Schönheit, klare und originelle Darstellung werden an diesen Arbeiten gerühmt, die vieles Neue brachten und mit dem Werk: „Vom Baue des menschlichen Körpers“ in erste Linie zu stellen sind.

1802 starb Sömmerring's Gattin, ihm einen Sohn und eine Tochter hinterlassend; im nächsten Jahre erhielt er eine ganze Reihe glänzender Berufungen. Er wählte München und erhielt im März 1805 sein Decret als bairischer Geheimrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften; am 4. April siedelte er über nach der bairischen Hauptstadt. „Dort im Besitze ansehnlicher Samm-

lungen, umgeben von ausgezeichneten Männern, mit denen er anregenden, freundlichen Umgang pflog, lebte er mit segensreichem Erfolge einzig dem Studium, dem Fördern der Naturwissenschaften; aber er mußte sich andere Zweige als die bisherigen erwählen. In allem kam man ihm bereitwillig entgegen, nur nicht, wenn er, der zur Pflege der anatomisch-physiologischen Wissenschaften berufen war, den Bau einer Anatomie forderte" (Mappes). Anatomisch-physiologische Arbeiten stammen daher ausschließlich aus der ersten Zeit des Münchener Aufenthaltes; neben der bereits erwähnten Fortsetzung der Abbildung der Sinnesorgane veröffentlichte S. folgende Schriften: „Ueber die Struktur, die Verrichtung und den Gebrauch der Lungen" (Berlin 1808); „Ueber die schnell und langsam tödtlichen Krankheiten der Harnblase und Harnröhre bei Männern in hohem Alter" (Frankfurt 1809); „Ueber Ursache, Erkenntniß und Behandlung der Nabelbrüche" (Frankfurt 1811); „Ueber den Saft, welcher aus den Nerven wieder eingesaugt wird" (Landshut 1811); „Ueber die Ursache, Erkenntniß und Behandlung der Brüche am Bauche und Becken" (Frankfurt 1811). Mit jeder Schrift erhielt S. einen Preis, den ersten in Berlin, den zweiten in Wien, drei in Amsterdam; mit Ausnahme zweier Nachzügler (in den Münchener Akademieschriften von 1821) kommen die anatomisch-physiologischen Forschungen Sömmerring's damit zum Abschluß. Er wendet sich physikalischen und weiterhin paläontologischen Untersuchungen zu.

Die Neigung, welche S. stets zur Physik hatte, fand in München Nahrung durch die ausgezeichneten, dort befindlichen mechanischen Werkstätten von Reichenbach, Liebherr, Utzschneider und Fraunhofer, mit welch' letzterem S. besonders Verkehr hatte. Sömmerring's physikalische Untersuchungen behandeln die Verdunstung durch thierische Häute, mit besonderem Bezug auf Alkohol, das Verhalten des Weingeists bei der Destillation, über welche Gegenstände sich in den Schriften der Münchener Akademie in den Jahren 1811—1821 mehrere Mittheilungen finden. Er schrieb auch „Ueber die Zeichnungen, welche sich bei der Auflösung des Meteoreisens bilden" (Schweigger's Journal 20). Ganz besondere Erwähnung verdient aber seine Construction eines galvanischen Telegraphen, zu der eine Unterhaltung mit dem Minister Montgelas die Veranlassung gab. Die Construction beruhte auf der durch den Strom bewirkten Wasserzersetzung bezw. Gasausscheidung. 1809 zeigte S. seinen Telegraphen in einer Sitzung der Akademie vor und legte die Beschreibung in den Schriften nieder; er war weiterhin bedacht, Verbesserungen daran anzubringen. Der Apparat wurde an verschiedenen Orten bekannt gemacht, u. a. auch Napoleon I. vorgelegt, der ihn mit der Bemerkung: „C'est une idée germanique" abthat. Sömmerring's Erfindung, wenn auch praktisch nicht wohl durchführbar, gab doch Anstoß zu weiteren Versuchen und zur schließlichen Herstellung eines der Praxis dienlichen Apparats; um so merkwürdiger, daß dieser erste galvanische Telegraph Sömmerring's nach und nach ganz in Vergessenheit gerieth und erst durch die Bemühungen seines Sohnes und die Veröffentlichung Hamel's der Welt wieder bekannt wurde.

Die paläontologischen Arbeiten, deren S. sieben in der Zeit von 1811—21 in den Münchener Denkschriften veröffentlichte, haben einen Vorläufer in der 1790 erschienenen Mittheilung „Ueber die in Leibnitzii Protogaea abgebildeten fossilen Thierknochen" und behandeln die Fossilien Crocodilus priscus, Lacerta gigantea, Ornithocephalus brevirostris, Fledermausreste, Zähne von vorweltlichen Elephanten u. a.

Mit zunehmendem Alter fühlte sich S. unbehaglicher in München; die Freunde verloren sich, das rauhe Klima machte sich fühlbarer und so zog er sich 1820 ganz nach seiner zweiten Heimath Frankfurt a. M. zurück. Ein

glückliches Alter lohnte sein Leben. Im Verkehr mit Freunden und Verehrern, im täglichen Umgang mit geliebten und liebenden Kindern und Verwandten brachte er die letzten Jahre zu. In still geschäftiger Zurückgezogenheit in einem reizend gelegenen Gartenhaus wohnend, folgte er mit Interesse den Fortschritten der Wissenschaft; selber trieb er mit Vorliebe astronomische Studien, speciell Beobachtung der Sonnenflecken. Selbst in der größten Kälte des strengen Winters 1829/30 verweilte er halbe Stunden am offenen Fenster, nicht zum Vortheil seiner Gesundheit und gab daher am 29. December seine Beobachtungen auf mit der Bemerkung, er werde die Sonne nicht lange mehr sehen. Von Januar 1830 stellte sich allmählich zunehmende Entkräftung ein; der Wunsch des Greises — ihm fehle nichts als ein sanfter Tod, um vollkommen glücklich auf dieser Erde gewesen zu sein — ging in Erfüllung. S. beschloß am 2. März 1830 seine Lebenstage: die Sonne beschien mild die freundliche Miene, die ihn im Tode nicht verließ, wie sie im Leben der stete Abglanz seiner Herzensgüte war. Wenige Tage vor seinem Tode hatte S. das Tagebuch, das er vom 1. Januar 1804 ab geführt hatte, mit seiner Namensunterschrift geschlossen, gleichsam als wolle er im feierlichen Augenblicke des nahen Scheidens die Wahrheit seines ganzen Lebens bekräftigen.

Was S. war und was er galt, kam kurz vor seinem Tode am 7. April 1828 bei Gelegenheit der Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums zu einem für ihn wie für die Veranstalter gleich ehrenden Ausdrucke. Glückwunschschreiben und Gratulationsschriften von Akademien, Vereinen und Gelehrten gingen ein; hunderte von Männern des In- und Auslandes hatten sich vereinigt, eine Medaille prägen zu lassen und einen Preis zu stiften, der alle vier Jahre zur Erinnerung dieses Tages an denjenigen Deutschen vergeben werden sollte, der im gegebenen Zeitraum die Physiologie im weitesten Sinne am meisten gefördert habe. Der Preis wird von der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. ertheilt.

S. war als Mensch wie als Forscher gleich ausgezeichnet. Alle, die ihn kannten, wissen nicht genug die Lauterkeit und Wahrhaftigkeit seines Charakters zu rühmen, seine anspruchslose Bescheidenheit, seine freundliche Gefälligkeit und sein herzliches Wesen hervorzuheben. Wo er fördernd sein konnte, ermangelte er nicht seiner Hülfe; andererseits bekannte er sich als Schüler eines Jeden, von dem er lernen konnte. — Als Forscher zeichnete sich S. durch scharfe Auffassung und klaren Verstand aus; dazu kamen unermüdlicher Fleiß, Ausdauer und peinliche Genauigkeit, Fertigkeit im Zeichnen wie manuelle Geschicklichkeit — alles vereinigte er in sich, was zu einem vollendeten Anatomen gehörte, und wenn seine Stellung in der Gelehrtenwelt mit einem Worte bezeichnet werden soll, so ist S. der größte deutsche Anatom in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. „Seine ganz von Albinus' Geist beseelten Arbeiten haben der Anatomie die Bahn vorgezeichnet, welche sie in der neueren Zeit eingeschlagen hat" (Haeser, Geschichte der Medicin). Und hierin liegt die größeste Bedeutung des Mannes. Wenn er auch die verschiedensten Gebiete der Forschung betreten und auf ihnen Nennenswerthes, selbst Hervorragendes geleistet, so läßt das gerade erschließen, was er in seinem eigentlichen Fache war.

J. Döllinger, Gedächtnißrede auf S. Th. v. Sömmerring. München 1830. — Nekrolog von Otto in Nova Acta XV. — Mappes, Festreden gehalten im naturgeschichtlichen Museum zu Frankfurt a. M. 1842. — Rud. Wagner, S. Th. v. Sömmerring's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Leipzig 1844. — W. Sömmerring, Historische Notizen über Sam. Thom. von Sömmerring's Erfindung des ersten galvanisch-elektrischen Telegraphen. Jahresbericht des Physik. Vereins zu Frankfurt 1857 58. — J. Hamel, Die Ent-

stehung der galvanischen und elektromagnetischen Telegraphie. Bulletin de l'Acad. de St. Pétersbourg. N. F. II. — W. Stricker, S. Th. v. Sömmering. Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte zu Frankfurt a. M. 1862. — A. Hirsch, Biogr. Lexikon der Aerzte V, 453. — L. Laquer, S. Th. v. Sömmering und sein Denkmal. Frankfurt a. M. 1891.

Jännicke.

Sommersberg: Friedrich Wilhelm v. S., schlesischer Geschichtschreiber, geboren in Breslau am 11. Juli 1698, † daselbst am 25. September 1756, war der Sohn des Kaufmanns Georg Friedrich S. und erlangte erst später, am 15. November 1725, das Adelsprädicat v. S. Schon auf dem Elisabeth-Gymnasium seiner Vaterstadt, das damals von dem gelehrten Rector Gottlob Krantz geleitet wurde, zeichnete er sich durch eine lebhafte Begeisterung für die lateinische Poesie, namentlich Virgil's, Claudian's, Lucan's aus, erst von ihr fand er den Weg zur deutschen Dichtkunst. Nachdem er am 5. Mai 1716 in Leipzig seine Studien begonnen hatte, veröffentlichte er schon am 30. Septbr. desselben Jahres eine Dissertation „Socrates nec officiosus maritus nec laudandus paterfamilias" und am 28. Mai 1717 eine zweite „De Agrippa", die sich beide durch gutes Latein und wissenschaftlichen Inhalt vor derartigen Erzeugnissen dieser Zeit auszeichnen. Trotz schwerer Erkrankung 1718 beendigte er seine Studien 1719 und verheirathete sich noch in demselben Jahre in Wien, wo er einen längern Aufenthalt nahm, mit Anna Katharina Schirr, einer Großnichte Melchior Goldast's. Gleichzeitig trat er mit einem deutschen Epos: „Das glückseelige Schlesien", Leipzig 1719, 4° auf, welches in glatten, aber langweiligen Alexandrinern voll kriechender Schmeichelei eine versificirte Geschichte Karl's VI. darstellt. Obwohl in Wien als wohlgefällig approbirt, wurde es in der „Vermischten Bibliothek" von Menantes (Chr. Fr. Hunold) scharf angegriffen und konnte auch durch „Die Ehre der Schlesischen Poesie und Poeten gründlich und aufrichtig gerettet", die 1721 anonym in Leipzig erschien, nicht gerettet werden. Inzwischen hatte er auch schon ein lateinisches Epos erscheinen lassen „Silesia ante Piastum: Carmen epicum: elaboratum antea, jam recognitum et auctum", Vratisl. 1720, 8°, wiederum nur eine versificirte Urgeschichte Schlesiens von Ariovist, Marbod, Arminius ausgehend, die Vereinigung der Quaden und Slaven zu einem Volke verherrlichend und dann die polnische Sagengeschichte von Lech bis zu Popiel und zu Piast erzählend, ganz in Claudianischer Manier. Schon am 24. Juli 1720 wird der junge Mann fürstlich ölsnischer Regierungsrath und am 10. Februar 1723 Mitglied des Breslauer Raths. In dieser Stellung verbrachte er fortan sein Leben in der Vaterstadt, wurde 1740 Kämmerer und 1747 Bürgermeister. Die Urgeschichte Schlesiens behandelte er 1722 noch einmal historisch in dem „Regnum Vannianum antiquam Silesiam complectens", dessen Ergebnisse die Kritik nicht anerkennen kann, da die von den Römern 20 n. Chr. den ehemaligen Gefolgschaften Marbod's und Katwalda's, über die sie den Quaden Vannius gesetzt hatten, eingeräumten Landstriche schwerlich in Schlesien zu suchen sind. Die angehängten Lemmata historica sind wichtig, weil sie zuerst die vortrefflichen Schriften des Barth. Stein über Breslau und Schlesien aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts ans Licht ziehen. Allmählich gewinnen dann seine Arbeiten festeren historischen Boden. 1723 erscheinen die „Tabulae Genealogicae ducum Superioris et Inferioris Silesiae" anonym, 1724 mit neuem Titelblatt und Angabe des Verfassers. Die ebenfalls anonym in Frankfurt a. M. 1728 in zwei Bänden herausgekommenen „Genealogischen Tabellen einiger Fürstl. und Gräfl. Häuser in Spanien, Italien, Franckreich und Groß-Brittannien" sind auch von ihm; ob „Historischer und genealogischer Schauplatz des deutschen Reichs", Frankfurt 1730, auch

sein Werk ist, bleibt zweifelhaft; sicher ist nur, daß er dem Verleger Michael Hubert das Manuscript übermittelt hat. Genealogische Arbeiten lieferte er auch für die schlesischen Grafenfamilien Reichenbach und Schafgotsch, sie sind indeß ungedruckt geblieben. Die Arbeiten von Spieß, Jöcher, das Historische Lexicon, die Europäische Fama u. s. w. erfreuten sich seiner thätigen Unterstützung, er vermittelte die Kenntniß und Benützung Breslauischer Handschriften und führte einen lebhaften Briefwechsel mit Gelehrten, zumal der Göttinger Professor Georg Chr. Gebauer, ein Breslauer Landsmann, scheint ihm nahe gestanden zu haben. Sein Hauptwerk bleibt die große Sammlung der „Scriptores rerum Silesiacarum“, die 1729, 30 u. 32 in Leipzig in drei Folianten erschien, deren dritter den Titel führt „Silesiorum rei historicae et genealogicae accessiones“, trotz der unzuverlässigen, jeder editorischen Sorgfalt entbehrenden Texte des Inhalts wegen noch immer unentbehrlich. Schon Ferd. Ludw. v. Breßler († 1722) hatte eine solche Sammlung geplant; es ist wohl möglich, daß S. das von diesem gesammelte Material überkommen hat, denn er bezeugt an mehreren Stellen eine genaue Bekanntschaft damit. So gut er auch am Wiener Hofe seiner poetischen Verherrlichung des Kaisers wegen angeschrieben war, übte doch der Oberamtskanzler Frhr. v. Brunetti eine sehr scharfe und wiederholte Censur an der Sammlung und erzwang an vielen auf Kirchliches, namentlich die Reformationsvorgänge bezüglichen Stellen weitgehende Streichungen (vgl. Zeitschrift f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens XXV, S. 37, f. a. S. 31). S. dachte nach der Eroberung Schlesiens durch Friedrich d. Gr., wo derartige Beschränkungen der Preßfreiheit nicht mehr zu befürchten waren, 1747 an eine neue Ausgabe der Sammlung; sein Freund Gebauer rieth jedoch ab und veranlaßte ihn, nur Zusätze und Verbesserungen dazu zu sammeln und herauszugeben. Ehe dieselben zum Druck gelangten, starb er, und erst sein Schwiegersohn Ernst Samuel Sachs v. Löwenheim hat dieselben, durch eigenen Fleiß erheblich vermehrt, in dem anonymen Buche: „Zur Historie und Genealogie von Schlesien u. s. w.“ Breslau 1785 bis 1790, Stück 1—12, veröffentlicht. Im J. 1750 begann S. eine Sammlung schlesischer Rechte, 1752 drängte ihn der Oberpräsident Graf Münster zu einer synchronistischen Geschichte Schlesiens und der auf dasselbe einwirkenden Länder, wozu derselbe einen eigenen Anfang gemacht hatte. Doch gab S. nach dem Tode des Grafen die Handschrift zurück und setzte die Arbeit nicht fort. Er arbeitete lieber an einem „Genealogischen Schauplatz des Schlesischen Adels“. Doch weder diesen noch die Sammlung der Rechte hat die seinen schwachen Körper allmählich aufzehrende Kränklichkeit der letzten Jahre zum Abschluß gelangen lassen. Aus seinem Nachlaß hat sein Schwiegersohn nur eine ganz werthlose Schrift: „Schlesien ein Königreich“, Breslau 1784, herausgegeben. Seine reichen Sammlungen, auch sein Briefwechsel, sind verschollen. Zu dem Nachlasse gehörte auch eine „Portugiesische Geschichte“, die S. nur deshalb nicht drucken ließ, weil sein Freund Gebauer den gleichen Stoff bearbeitete. Als Schriftsteller steht S. nicht hoch; seine Dichtungen sind nur gereimte Geschichte, seine Geschichtswerke sind flüchtig und ohne kritische Besonnenheit, doch hat er das Verdienst, rastlos Materialien aufgefunden und zusammengetragen zu haben. Im Amte hatte er den Ruf eines tüchtigen Arbeiters. Die Kränklichkeit der letzten Jahre stimmte ihn religiös, er las und sprach viel über die Unsterblichkeit der Seele und schrieb an einem Buche vom Leben und Sterben eines Christen. Er erreichte nur ein Alter von 58 Jahren.

Hauptquelle für seine Lebensgeschichte und seine litterarische Thätigkeit ist die von seinem Schwiegersohn E. S. Sachs v. Löwenheim verfaßte Memoria, nebst einigen Gelegenheitsschriften, die die Breslauer Stadtbibliothek bewahrt.

Dieselbe besitzt auch das Manuscript einer von ihm als Student 1718 nicht ungeschickt ausgearbeiteten Geschichte Deutschlands von Karl V. bis Karl VI.

Markgraf.

Somnitz: Lorenz Christoph v. S., brandenburgischer Staatsmann des 17. Jahrhunderts. Er entstammt einer altadeligen, in Hinterpommern ansässigen Familie und wurde am 30. September 1612 geboren. Seine Bildung erhielt er auf den Schulen von Colberg und Thorn und auf den Universitäten Königsberg und Wittenberg. Den Abschluß seiner Studienjahre bildete die bei den meisten jungen Edelleuten damals übliche große Reise ins Ausland, die ihn nach den Niederlanden, England und Frankreich führte. 1637 nach Hause zurückgekehrt trat er in den Staatsdienst seiner Heimath ein und bekleidete den Posten eines Hauptmannes von Neustettin, als Hinterpommern und Camin im Westfälischen Frieden Brandenburg zugesprochen wurden. Mit Freuden begrüßte er diese Entscheidung über das Schicksal seines engeren Vaterlandes und zeigte sich schon während der langwierigen, in Stettin zwischen den brandenburgischen und schwedischen Commissaren geführten Verhandlungen über die Grenzregulirung im Interesse Brandenburgs thätig. Nachdem er bei der Einsetzung der brandenburgischen Regierung für Hinterpommern im Juni 1653 in seiner Charge als Rath und Hauptmann bestätigt worden war, lenkte er die Aufmerksamkeit des großen Kurfürsten in so hohem Grade auf sich, daß er am 9. Januar 1654 „aus dem zu ihm habenden gnädigsten Vertrauen und in Erwägung seiner Uns wohlbekannten Geschicklichkeit“ zum geheimen Rath ernannt wurde.

Mit einem Sprung zur höchsten Staffel des Beamtenthums befördert, entfaltete S. in seiner neuen Stellung bald eine sehr vielseitige Thätigkeit. Sie galt zunächst vornehmlich der auswärtigen Politik. Nur wenige der in den folgenden Jahren, besonders während des schwedisch-polnischen Krieges geführten diplomatischen Verhandlungen vollziehen sich ohne seine Mitwirkung, sei es, daß er als Mitglied des Geheimen Rathes sein Gutachten über die schwebenden Fragen abgab, sei es, daß er als Bevollmächtigter oder Gesandter die kurfürstliche Politik vertrat. So finden wir ihn im November und December 1655 im Feldlager Karl Gustav's von Schweden in Thorn und Riesenburg, im August 1657 bei dem polnischen General Gonsiewsky, mit dem er den Waffenstillstand von Wierzbolowa abschloß. Im September 1657 unterzeichnete er den Vertrag von Wehlau, wohnte im November d. J. den Verhandlungen zu Bromberg, im Januar und Februar 1658 denjenigen zu Berlin mit den Abgesandten Leopold's von Oesterreich bei, begleitete den Kurfürsten im Winter 1658/59 nach Jütland, ging im Sommer 1659 als Gesandter nach Kopenhagen und Warschau und nahm schließlich an den Friedensverhandlungen in Oliva theil. In der für Brandenburg so bedeutungsvollen Krisis dieser bewegten Kriegsjahre zeigt sich S. als ein eifriger Gegner Schwedens. Den Grund zu dieser Feindschaft mochte die schroffe und widerrechtliche Haltung der Schweden in der pommerschen Frage gelegt haben. In dem Erstarken der nordischen Macht unter der kühnen Führung Karl Gustav's sah er aber auch eine schwere Gefahr für Brandenburg. Das Ziel der schwedischen Politik schien ihm kein geringeres zu sein, als die Aufrichtung einer Universalmonarchie über die Protestanten, ähnlich derjenigen, die Spanien über die katholischen Mächte angestrebt hatte. Solche Anschauungen blieben unter den Diplomaten nicht verborgen und trugen ihm ebensosehr den Haß des schwedischen wie das Wohlwollen des polnischen Hofes ein. Letzteres erhielt einen offenen Ausdruck in der Verleihung des polnischen Indigenats für S. und seine Kinder beiderlei Geschlechts. Die zwölf Friedensjahre, welche dem Frieden von Oliva folgten, gaben S. Gelegenheit, seine Fähigkeiten auch auf dem Gebiet der inneren Verwaltung zu verwerthen. Schon am 9. Januar 1656

war er nach dem Tode Runge's zum Kanzler von Hinterpommern ernannt worden. Nach der Einverleibung von Lauenburg und Bütow wurde er zum Oberhauptmann dieser Lande bestellt. Die pommerschen Regierungsangelegenheiten gehen fortan durch seine Hand. Er hielt sich jedoch nur zeitweise in Colberg auf, wo er mit dem Statthalter Herzog Bogislaw von Croy auf gespanntem Fuße stand und nahm als Mitglied des Geheimen Rathes an der Centralverwaltung des Staates in Berlin theil. Ueber die Einzelheiten dieser Thätigkeit ist noch wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er zu diplomatischen Geschäften herangezogen wurde und daß er mit den märkischen Ständen über die Reform des Creditwerks und der Kirchenverfassung verhandelte. In Abwesenheit Schwerin's mochte er diesen wohl in dem Vorsitz des Geheimen Rathes vertreten, ohne jedoch, wie behauptet worden ist, officiell zum Präsidenten oder Vicepräsidenten des Geheimen Rathes ernannt worden zu sein. Die kriegerischen Verwickelungen der 70er Jahre lassen seine diplomatische Thätigkeit wieder mehr in den Vordergrund treten. So schloß er im December 1673 zusammen mit Otto von Schwerin das schwedische Bündniß, im April 1674 den Vertrag mit dem Pfalzgrafen von Neuburg über die Candidatur des Erbprinzen Johann Wilhelm bei der polnischen Königswahl und im Juli 1674 das Bündniß mit dem Kaiser, Spanien und Holland gegen Frankreich ab, zog mit dem Kurfürsten ins Feld und wurde 1676 als Gesandter nach Nymwegen geschickt, wo er während der Friedensverhandlungen am 26. Februar 1678 starb.

Der große Kurfürst hat das Vertrauen, welches er S. durch seine Berufung in den Geheimen Rath erwies, nie zu bereuen gehabt. Er schätzte ihn hoch wegen seiner Rechtlichkeit, Zuverlässigkeit und Geschicklichkeit und weihte ihn mehrfach in seine geheimsten Pläne ein, die er den andern Räthen vorenthielt. Seinem Dank für die vielen, treu geleisteten Dienste gab er außer den schon erwähnten Beförderungen noch dadurch Ausdruck, daß er S. 1655 zum Erbkämmerer von Hinterpommern und Camin ernannte und ihm 1675 die Dompropstei zu Colberg übertrug. Alle von S. verfaßten Gutachten zeichnen sich durch Klarheit und Gründlichkeit aus. „Ich bezeuge mit Gott", schreibt er einmal, „daß ich in allen Bedenken, so ich unterthänigst abgebe, zuvörderst sehe 1. auf Gottes Ehre, 2. der christlichen Kirchen Wohlfahrt, 3. Ew. Chf. Dchl. hohe Reputation, 4. Dero Chf. Hauses und lieben Nachkommen Aufnehmen, 5. Dero Lande bestes". Die Reihenfolge dieser Punkte ist charakteristisch für ihn. Er war nicht nur ein patriotischer Staatsmann, sondern auch ein überzeugungstreuer evangelischer Christ, durchdrungen von der Bedeutung Brandenburgs als protestantischer Vormacht in Deutschland. Mit Waldeck und Schwerin kann er sich weder an Genialität und Kühnheit, noch an Einfluß und Bedeutung messen. Den Stempel seiner Persönlichkeit hat er der brandenburgischen Politik nicht aufgedrückt, aber im Kreise der übrigen vertrauten Rathgeber des Kurfürsten, eines Blumenthal, Friedrich von Jena, Canstein, Meinders u. a. behauptet er einen ehrenvollen Platz. Gleich ihnen hat er zur Begründung und zum Ausbau des brandenburgisch-preußischen Staates sein redlich Theil beigetragen.

Pufendorf, de rebus gestis Friderici Wilhelmi. — Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. — Cosmar und Klaproth, der Kgl. Preußische und Churfürstl. Brandenburgische Wirkliche Geheime Staatsrath. — v. Orlich, Geschichte des Preußischen Staates im 17. Jahrhundert. — Droysen, Preußische Politik. — Isaacsohn, Preußisches Beamtenthum. — v. Bohlen, Die Erwerbung Pommerns durch die Hohenzollern. — Acten des Geheimen Staats-Archivs in Berlin. Ueber die Thätigkeit Somnitz's in den Jahren 1660—1672 werden die von Meinardus herausgegebenen Protokolle und Relationen des

brandenburgischen Geheimen Rathes aus der Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm wohl noch manches neue bringen.

Spannagel.

Sompel: Pieter van S. (auch Sompelen genannt), namhafter Kupferstecher in der Schule von Rubens, geboren in Antwerpen um 1600. P. Soutman aus Harlem, der sich zu der Zeit in Antwerpen befand, wo ihn Rubens beschäftigte, war sein Lehrer in der Kunst der Radirnadel und des Grabstichels, und S. hat in beiden Kunstarten Vorzügliches geleistet, indem er mit correcter Zeichnung auch eine treffliche Behandlung verband. Oft hat er den Stich mit der Radirnadel vereint, um eine malerische Wirkung zu erzielen und dieses Bestreben verleitete ihn sogar, die Fleischpartien zuweilen in Punktirmanier auszuführen, wodurch diese eine große Weichheit erzielten, was freilich der derben Ausdrucksweise eines Rubens nicht ganz entsprach. Natürlich befand er sich mit seiner Kunst ganz im Banne des Rubens, nach dem er mehrere ausgezeichnete Blätter ausführte. Nach diesen sind die Hauptblätter: Christus am Kreuz, Derselbe mit den Jüngern in Emaus, vom J. 1643, das einzige datirte Blatt des Meisters, ferner Ixion und Juno, Erichthonius im Korbe, den die Töchter des Cecrops öffnen und das schöne Bildnis des berühmten Arztes Paracelsus Theophrastus. Auch nach anderen Meistern hat er viele Bildnisse gestochen, so Philipp den Kühnen von Burgund nach J. van Eyck, mehrere nach A. van Dyck, wie die Infantin Isabella Clara Eugenia im Nonnengewande, den Cardinal Infanten Ferdinand, die Königin Maria Medici, den Marquis Fr. Moncada und nach G. Honthorst den Oranier Friedrich Heinrich. Auch nach seinem Lehrer P. Soutman, den er später nach Harlem begleitete, stach er mehrere Bildnisse und zwar in einer Folge von elf Blättern nebst Titelblatt die deutschen Kaiser, außerdem den Kaiser Adolf von Nassau und die Oranier Heinrich und Philipp. Alle diese Blätter werden nicht allein der Dargestellten wegen, sondern auch der künstlerischen trefflichen Ausführung halber allgemein geschätzt. Das Todesjahr des Künstlers ist unbekannt. Er bezeichnete seine Arbeiten zuweilen P. v. Somp.

s. Immerzeel. — Kramm. — Andresen-Wessely, Handbuch.

Wessely.

Son: Jan van S., Blumen- und Fruchtmaler, geboren zu Antwerpen 1661. Auch dessen Vater Joris, † 1676, war Blumenmaler, doch war der Sohn in der Kunst vollendeter, da er sich fleißig nach der Natur übte. Er malte meist kleine Bilder und verstand es besonders, Trauben, Pfirsiche und dergleichen Obst naturwahr darzustellen, dieselben gefällig auf einem mit türkischem Teppich gedeckten Tisch anzuordnen, weshalb seine Bilder viel Anklang fanden, besonders in England, wohin er sich noch in jungen Jahren begab und daselbst bis zu seinem um 1700 erfolgten Tode blieb. Er hatte die Gewohnheit, immer mehrere Bilder hinter einander zu untermalen, diese dann stehen zu lassen und, wie ihm schließlich zu diesem oder jenem Bilde die Lust kam, dasselbe zu vollenden. Es blieben deshalb nach seinem Tode viele untermalte Bilder zurück, die Weyermans ausführte, jedoch das Vorbild keineswegs erreichte. Es soll auch einen Franz van Son gegeben haben, der Vanson geschrieben wurde, doch bleibt es unentschieden, ob er, wie manche meinen, mit unserem Künstler dieselbe Person, oder mit derselben nur verwandt war.

s. Immerzeel. — Kramm. Wessely.

Sonder: Otto Wilhelm S., Pharmaceut und botanischer Schriftsteller, geboren am 13. Juni 1812 zu Oldesloë in Holstein, † am 21. November 1881 zu Hamburg, trat als Apothekerlehrling 1828 in die Biber'sche Officin in Hamburg ein, die er nach absolvirter Lehrzeit 1832 verließ, um nach Süddeutschland zu gehen. Nachdem er hier ein Jahr hindurch an verschiedenen Orten condi-

tionirt hatte, kam er nach Berlin und legte daselbst 1835 das pharmaceutische Staatsexamen ab. Während dieser Zeit schrieb S., der durch ausgedehnte, schon während seiner Lehrzeit unternommene botanische Excursionen, sich tüchtige floristische Kenntnisse erworben hatte, seine erste Arbeit über die Gattung Salix, durch welche er die Aufmerksamkeit des Berliner Botanikers Link auf sich zog. Dem Wunsche des letzteren, daß er dauernden Wohnsitz in Berlin nehmen möge, konnte S. jedoch nicht entsprechen, sondern folgte einer väterlichen Weisung und ging nach Kiel, um als Holsteiner der dort allein gültigen Staatsprüfung als Apotheker sich zu unterziehen. Bald hernach trat S. eine botanische Forschungsreise nach den Alpen und den Ländern des Mittelmeeres an. Die Bearbeitung des auf derselben gesammelten reichen Pflanzenmaterials, gleich nach der Rückkehr begonnen, wurde unterbrochen durch Verhandlungen behufs Uebernahme einer Apotheke in Hamburg. Zu diesem Zwecke absolvirte S. zum dritten Male die staatlicherseits geforderte Prüfung und übernahm dann käuflich die Apotheke, in deren Besitz er bis wenige Jahre vor seinem Tode verblieb. Die Zeit seiner Muße benutzte S. zu reger litterarischer Thätigkeit. Durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der systematischen Botanik hatte er sich eine wissenschaftliche Bedeutung errungen, die auch außerhalb der Grenzen seiner Adoptivheimath verdiente Anerkennung fand. Einer großen Zahl gelehrter Körperschaften gehörte er als actives, correspondirendes oder Ehrenmitglied an, und die philosophische Facultät zu Königsberg verlieh ihm im Mai 1846 die Würde eines Ehrendoctors. Im Hamburger Staatswesen als Director der pharmaceutischen Lehranstalt und mit dem Titel eines Medicinalraths als Mitglied des Medicinalcollegiums von großem Ansehen und Einfluß, wußte er auch durch seine persönliche Liebenswürdigkeit einen großen Kreis von Freunden an sich zu fesseln, der es schmerzlich empfand, als der verdiente Mann fast plötzlich, ohne längere Krankheit, infolge eines acuten Herzleidens, noch vor erreichtem siebzigsten Lebensjahre ihm entrissen wurde.

Mit der floristischen Aufschließung der Umgebung Hamburgs begann S., noch als Apothekerlehrling, seine wissenschaftliche Thätigkeit, als deren Frucht nach mehr als zwanzigjähriger Durchforschung des Gebiets, die „Flora hamburgensis“ 1851 im Druck erschien. Es behandelt das Werk die bei Hamburg wildwachsenden und häufiger cultivirten phanerogamischen Gewächse in einem Umfange, den ein am rechten Elbufer mit einem Radius von drei Meilen um die Stadt beschriebener Halbkreis einschließt, aus welchem Gebiete 1106 Arten, auf 444 Gattungen vertheilt, aufgezählt werden. Die höchst genaue Bekanntschaft des Verfassers mit dem Pflanzenreichthum der bezeichneten Gegend haben dem Buche, als einer der besten Localfloren, einen noch heute anerkannten wissenschaftlichen Werth verschafft. Während bei der Anordnung des Ganzen das Sexualsystem zu Grunde gelegt ist, folgt am Schluß eine alphabetische Zusammenstellung der in der Hamburger Flora vertretenen natürlichen Pflanzenfamilien nach Zahl der Gattungen und Arten. Die Diagnosen sind lateinisch geschrieben, der übrige Text ist deutsch. Neben den Vorbereitungen für die Hamburger Flora beschäftigten S. noch Untersuchungen über einzelne Pflanzen und Pflanzengruppen, zum Theil recht schwieriger Natur, deren Resultate er in Fachzeitschriften niederlegte. So erschien in der Botan. Zeitung 1844 eine Beschreibung von Cuscuta hassiaca Pfeiffer, 1845 eine Bearbeitung der von Preiß in Neuholland gesammelten neuen Algenformen, ferner im 19. Bande der Linnaea eine Aufzählung der Orchideen aus dem reichen Pflanzenmaterial, das in den dreißiger Jahren Chr. Friedrich Ecklon und Karl Zeyher in Südafrika aufgebracht hatten und 1846 als Abdruck aus dem ersten Bande der Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg eine „Revision der Heliophileen“. Ueberhaupt wandte sich Sonder's

Thätigkeit im Laufe der Zeit mehr und mehr phytographischen Arbeiten über exotische Pflanzengruppen zu, in Veranlassung der ihm von seiten verschiedener botanischer Reisenden gemachten Zusendungen. Dahin gehören die Bearbeitung einer Reihe von Familien der „Plantae Regnellianae“, veröffentlicht in der Linnaea vom Jahre 1849, ferner „Beiträge zur Flora von Südafrika“, ebendaselbst 1850 erschienen, sowie 1852 die Algen und Flechten der „Plantae Wagnerianae Columbicae“ und endlich 1857 ein Aufsatz in der Flora, enthaltend eine Aufzählung der Santalaceen aus der Ecklon-Zeyher'schen Sammlung. Der gute Ruf, den die Gründlichkeit der aufgezählten systematischen Arbeiten ihrem Verfasser in der wissenschaftlichen Welt eintrug, veranlaßte den Dubliner Professor William H. Harvey, S. zur Mitarbeiterschaft an der von ersterem beabsichtigten Herausgabe einer „Flora capensis“ heranzuziehen, für welche der englische Autor bereits 1838 in der Aufzählung der am Cap vorkommenden Pflanzengattungen ein vorbereitendes Werk hatte erscheinen lassen. Von dem umfangreich angelegten Werke, dessen Schwierigkeit in der Bewältigung sehr zahlreicher Pflanzenformen aus einem der pflanzenreichsten Gebiete der Erde bestand, sind von den beabsichtigten fünf Bänden leider nur drei erschienen, da Harvey während der Herausgabe 1866 gestorben ist. Es ist englisch geschrieben und führt den Titel: „Flora capensis, being a systematic of the Cape Colony, Cafraria and Port Natal“. Der erste Band, 1859—60, enthält die Ranunculaceae bis Connaraceae, der zweite 1861—62, die Leguminosae bis Loranthaceae und der dritte, 1864—65, die Rubiaceae bis Campanulaceae. Eine ebenfalls dankenswerthe Thätigkeit war die Mithülfe Sonder's, die er seinem Landsmanne und alten Freunde, dem rühmlichst bekannten Erforscher Australiens, Baron Ferdinand v. Mueller, bei der Herausgabe der „Plantae Muellerianae“ leistete, für die er die Epacrideen und Algen bearbeitete. (Linnaea 1853 u. 1856.) Namentlich der letzten Pflanzenclasse hatte sich Sonder's Interesse in den späteren Jahren zugewandt. Diesem Umstand verdankt die Wissenschaft eine treffliche Abhandlung über „Die Algen des tropischen Australiens“, die als Sonderabdruck aus den Berichten des Hamburger naturwissenschaftlichen Vereins 1871 in Quartformat unter Beigabe von sechs Tafeln im Druck erschien. Die große Zahl der hier beschriebenen neuen Arten zeugt von der genauen Bekanntschaft des Verfassers mit dieser Abtheilung des Gewächsreiches und sowohl dieser Umstand, wie die Reichhaltigkeit des Sonder'schen Herbariums gerade an niederen Gewächsen, veranlaßte, daß, wo es sich immer um Bestimmung außereuropäischer Algenformen handelte, S. stets der gesuchte Mittelpunkt wurde. Demzufolge bearbeitete er auch die Reiseergebnisse des unglücklichen v. d. Decken, deren Publication 1879 erfolgte.

Botanisches Centralblatt. IX. Band. 1882. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Sondershausen: Philipp Karl Christian S., „Der Letzte aus Altweimar“, wie er sich selber nennt, ein Zeitgenosse der größten Ereignisse in Politik, Kunst und Wissenschaft, wurde am 8. October 1792 zu Weimar geboren, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte darauf in Jena Theologie. Schon als Gymnasiast hatte er durch Vermittelung des bekannten Schauspielers Graff vielfach Gelegenheit, Goethe's und Schiller's Dramen aufgeführt zu sehen, und in Ermangelung eines Theaterchores hatte er als Chorschüler sogar die Pflicht, sich auf der Bühne selber entweder als Sänger oder als Statist und Acteur zu bethätigen. Im J. 1813 machte er den Krieg gegen Frankreich als Freiwilliger mit, wurde bei Leipzig schwer verwundet, schloß sich aber nach seiner Genesung wieder dem Heere an und kehrte nach Beendigung des Krieges zu seinen Studien nach Jena zurück. Hier veröffentlichte er eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: „Proben aus meinem Tagebuche“ (1817), die zu seiner eigenen

Ueberraschung in den bedeutendsten litterarischen Zeitungen „kurz und gut signalisirt“ wurden. Weniger Anklang fanden seine „Stunden im Weinberge des Herrn“ (1818), trotz der Schlußrede des Altmeisters Schott, weil man an diese Predigten den „theologischen Zollstab“ zu streng anlegte. Im J. 1818 wurde S. Prediger an der Hof- und Stadtkirche zu Weimar, doch gab er dieses Kirchenamt bald wieder auf und übernahm die Stellung eines Hofmeisters am dortigen Pageninstitute. Als solcher kam er mit Goethe, Matthisson, Raupach, Müllner, Kind, Th. Hell u. a. in litterarische, zum Teil sehr intime Beziehungen. Als Schriftsteller pflegte er mit besonderer Vorliebe das Gebiet der dramatischen Dichtung und er veröffentlichte „Die Befreiung Griechenlands. Zwei dramatische Gedichte“ (1821); „Aëdon; Der Hindu; Der neue Orpheus. Drei dramatische Gedichte“ (1823); „Bernhard von Weimar. Romantisches Trauerspiel in 5 Acten“ (1825); „Euterpe. Dramatische Gedichte (Die zehn Jungfrauen — Rübezahl)“, 1825. — Der geringe Erfolg, den diese Arbeiten fanden, mochte wohl den Dichter bestimmt haben, die Feder hinfort ruhen zu lassen; denn erst nach mehr als dreißig Jahren trat er mit einer neuen Schrift hervor, „Der Letzte aus Altweimar“ (1859), welche Erinnerungen aus seinem Leben, ausgewählte Gedichte und sieben kleinere dramatische Dichtungen enthielt. S. starb als großherzoglicher Rath hochbetagt am 1. März 1882.

Franz Brümmer.

Sondhauß: Karl Friedrich Julius S., bedeutender Physiker, ist am 2. Juli 1815 in Breslau geboren. Er studirte und erlangte daselbst 1841 die philosophische Doctorwürde mit seiner „De vi quam calor habet in fluidorum capillaritatem“ betitelten Inauguraldissertation. Hierauf war er zwei Jahre lang als Lehrer und Inspector an der Ritterakademie in Liegnitz, dann bis 1852 als Oberlehrer am katholischen Gymnasium in Breslau thätig und vertauschte diese Stellung mit der eines Directors am Realgymnasium in Neiße, wo S. am 4. November 1886 starb. Seine hervorragenden Arbeiten bewegen sich hauptsächlich auf dem Gebiet der Akustik und sind sämmtlich in Poggendorff's Annalen veröffentlicht. Wir führen an: Ueber die Schallschwingungen der Luft in erhitzten Glasröhren und in gedeckten Pfeifen von ungleicher Weite“ (l. c. LXXIX. 1850; „Ueber den Brummkreisel und das Schwingungsgesetz der kubischen Pfeifen“ (ib. LXXXI. 1850); „Ueber einen Apparat zur Darstellung verschiedener Reactionserscheinungen“ (ib. LXXXII. 1851); „Ueber die Form von aus runden Oeffnungen austretenden Luftströmen“ (ib. LXXXV. 1852); „Ueber die Refraction des Schalls“ (Ebda.); „Ueber die beim Austreten der Luft entstehenden Töne“ (Ebda. XCI. 1854); „Ueber die chemische Harmonica“ (Ebda. ClX. 1860); „Ueber die durch Temperaturverschiedenheit sich berührender Körper verursachten Töne“ (Ebda. CXV. 1862).

Vgl. Poggendorff's biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 958. — Rosenberger, Geschichte der Physik III, 745.

Pagel.

Soner: Ernst S. (Sonerus), Philosoph aristotelischer Richtung und Professor der Medicin in Altorf. Als Sohn des angesehenen Marcus S., dem Kaiser Maximilian II. „alle Privilegien, deren sich Adelige erfreuen, verlieh“, im letzten Viertel des Jahres 1572 zu Nürnberg geboren, bezog er 15jährig die Universität Altorf, wurde bald unter die Alumnen aufgenommen und für seltenen Fleiß vom Nürnberger Senat durch das sogenannte goldene Stipendium ausgezeichnet. Nachdem er unter dem Aristoteliker Scherb philosophische Studien betrieben und 23jährig maxima cum laude zum Magister der Philosophie promovirt worden, hielt er wöchentlich privatim Disputationen über Physik und später über Medicin. Wissensdurst trieb ihn ins Ausland. Als Hofmeister zweier nürn-

berger Patriciersöhne besuchte er die berühmtesten medicinischen Hochschulen Europas. Die Reise führte über Hamburg und Amsterdam nach Leyden, wo er sich die Gunst der hervorragendsten Gelehrten erwarb; dann nach Oxford und London, weiter nach Paris, Orleans und Bourges, wo er eine Zeit lang akademischer Bürger war, ferner nach Lyon, Avignon, Marseille und anderen französischen Städten, endlich nach Italien. Von Genua und Mailand ging es nach Padua, Ferrara, Bologna, Florenz, Rom, Neapel und nochmals Padua. Auf der Rückreise erwarb er sich in Basel die medicinische Doctorwürde. Als 28jähriger heimgekehrt, wirkte er mehrere Jahre mit Erfolg als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt. Als Scherb am 11. Juni 1605 gestorben war, wurde er, dem Wunsche seines Lehrers entsprechend, als dessen Nachfolger nach Altorf berufen und bekleidete die Professur der Medicin bis zu seinem Tode, der infolge eines Geschwürs am 12. Sept. 1612 eintrat. Schriften: „Disputationes“ (ein großer Theil davon erschienen in Felwinger's Philosophia Altdorfiana, Norimb. 1644), Commentar zu Aristoteles' Metaphysik. Die 1607—11 gehaltenen Vorlesungen über Pathologie bezeichnet der unten genannte Gewährsmann als noch nicht veröffentlicht; sie, den Modus discendi medicinam et faciendi locos communes (1609) und einen Commentar zu Aristoteles' Physik (1607) habe er, von des Verfassers Hand geschrieben, in Moritz Hoffmann's Bibliothek gesehen.

Vgl. Magn. Dan. Omeisius, Gloria academiae Altdorfinae . . . . omnium professorum . . . vitas, mortes ac scripta fideliter exhibens. Altd. 1683.

R. Falckenberg.

Sonklar: Karl S., Edler v. Innstädten, Geograph und Topograph, geboren zu Weißkirchen in der banater Militärgrenze am 2. December 1816, † am 10. Januar 1885 zu Innsbruck. S. war Soldat von Geburt: sein Vater diente als Officier in der Grenze und ließ ihn vom 13. Jahre an die mathematische Schule am Stabsort seines Regimentes, Karansebes, besuchen, in der der junge S. 1832 zum Cadetten und zum Lehrgehilfen für Mathematik, Geographie und topographisches Zeichnen vorrückte. 1839 wurde er Officier im 26. Infanterieregiment, in welchem er zuerst Agram, dann Graz als Garnison hatte, dessen Cadettenschule er leitete, und in dem er 1842 zum Bataillonsadjutanten vorrückte. S. hörte am Johanneum Schrötter's Vorlesungen über Chemie und schrieb hier 1844 seinen ersten militärgeographischen Aufsatz „Ueber die Führung einer Arriere-Garde“. 1845 kam er mit seinem Regiment nach Innsbruck, wo er dem Gebirgsbau und den Gletschern seine Aufmerksamkeit zuzuwenden begann, und 1847 sein Buch „Ueber die Heeresverwaltung der alten Römer in Frieden und Krieg“ erscheinen ließ. 1848 lag sein Regiment in Vorarlberg, dann in Salzburg, wo S. unter dem Commando des Grafen Coronini, des Erziehers des Kronprinzen, Regimentsadjutant wurde, um aber schon im August desselben Jahres das Regiment zu verlassen und die Stelle als Erzieher des Erzherzogs Ludwig Victor anzutreten. Den bei einer Reise nach München begonnenen und in Wien fortgesetzten Studien über Kunstgeschichte entsprang hier seine „Graphische Darstellung der Geschichte der Malerei“. Das Studium der Meteorologie legte ihm die Nothwendigkeit nahe, seine mathematischen Kenntnisse zu vertiefen und er nahm Unterricht im Differential- und Integralrechnen, der Methode der kleinsten Quadrate und analytischer Geometrie. In den Sammlungen Wiens fand er das Material zu eingehenden Studien in Geologie und Mineralogie, bereiste die Alpen und die Karpathen — 1857 erschienen seine Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen — und vertiefte sich in erhöhtem Maße in das Studium der Geographie, als 1857 seine erzieherische Aufgabe gelöst war und er als Major an die k. k. Militärakademie in Wiener-Neustadt versetzt wurde. S. blieb hier bis er 1873 mit Generalmajorsrang nach vierzigjähriger Dienstzeit

in den Ruhestand trat. In jährlich wiederholten Alpenreisen sammelte er das Material zu seinen rasch hintereinander erschienenen selbständigen Arbeiten: „Die Oetzthaler Gebirgsgruppe" 1861, „Die Gebirgsgruppe der hohen Tauern mit besonderer Rücksicht auf Orographie, Geologie, Gletscherkunde und Meteorologie" 1866, „Allgemeine Orographie" 1873, den orographischen und gletscherkundlichen Theil der vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein herausgegebenen „Anleitung" 1874, „Die Zillerthaler Alpen" 1877, neben denen eine große Anzahl von Aufsätzen in den Schriften der k. k. Akademie (u. a. „Ein neuer Condensations-Hygrometer" 1856, „Ueber den Zusammenhang der Gletscherschwankungen mit den meteorologischen Verhältnissen" 1858, „Die Aenderung der Temperatur mit der Höhe" 1863; in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft: „Grundzüge einer Hydrographie von Oesterreich" 1860, „Das Eisgebiet der hohen Tauern" 1864; in den Jahrbüchern des österreichischen Alpenvereins: u. a. „Höhenbestimmungen in den Zillerthaler Alpen" 1868, „Ueber die Grenze zwischen den Ost- und Westalpen" 1876; im Auslande u. a. „Ueber einen Punkt in Tyndalls Gletschertheorie" 1870, „Das Castell San Angelo in Rom" 1876; in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins: „Studien über den Gurgler-Gletscher" 1877; in Chavanne's Physikalisch-Statist. Atlas die „Regenkarte von Oesterreich-Ungarn". Dazu kommen noch kriegsgeschichtliche und taktische Studien in den militärischen Blättern, u. a. „Die Schlacht am Trasimenischen See" 1876, „Das Eisenbahndefilé zwischen Bologna und Florenz" ebd., im Organ der militärwissenschaftlichen Vereine u. a. „Die Schlacht bei Issus" 1876. Endlich schuf S. in seiner Lehrstellung an der Wiener-Neustädter Akademie verschiedene Leitfäden und Lehrbücher für den geographischen Unterricht, unter denen besonders die „Geographie von Europa" 1858 und das „Lehrbuch der Geographie für die Militär-, Real- und Cadettenschulen" 1877 auch in weiteren Kreisen Verbreitung gefunden haben. Sonklar's Verdienste wurden von seinem Kaiser durch die Verleihung des Ordens der Eisernen Krone, des Comthurkreuzes des Franz-Josef-Ordens, der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, von den geographischen Gesellschaften zu Berlin, London u. a. durch Ernennung zum correspondirenden Mitgliede geehrt. Sonklar's wissenschaftliches Verdienst liegt in der Gebirgsbeschreibung auf wissenschaftlicher Grundlage. Er wandte die von A. von Humboldt zuerst entwickelte und in „Central-Asien" zusammengefaßten Grundgedanken einer wissenschaftlichen Orographie auf einzelne Gebiete der Alpen an und bildete sie weiter in seiner allgemeinen Orographie, ohne sie allerdings viel schärfer zu fassen oder zu vertiefen. Dieses Buch hat eine ähnlich heilsame Wirkung, wie jenes Werk auf die Gebirgskunde geübt. Es ist gewissermaßen der zweite Ansatz zur Hervorbringung der Morphologie, die aus der allgemeinen Orographie herausgewachsen ist, außerdem hat S. durch gründliche und vielseitige Beobachtungen über Gletscher, hydrographische, meteorologische und biogeographische Erscheinungen, besonders die Höhengrenzen, die er seinen wissenschaftlichen Beschreibungen beschränkterer Gebiete der Alpen einverleibte, wissenschaftliches Material von Werth dargeboten und zugleich die Methode der Länderbeschreibung geklärt. In der allgemeinen Geographie stand S. auf dem Boden Karl Ritter's, wie besonders seine Lehrbücher zeigen, welche eine geistigere Behandlung des geographischen Unterrichtes anstreben. Seine Schilderungen der Gebirgsnatur zeigen ein warmes Gefühl, das sich auch in den wissenschaftlichen Arbeiten erfreulich kundgibt.

Nekrologe: Deutsche Rundschau für Geographie IV. — Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 1885.

Friedrich Ratzel.

Sonne: Wilhelm Günther Heinrich S., verdienter Schulmann und Sprachforscher, geboren am 22. Februar 1820 in Ilfeld am Harz, † am 3. Mai 1873 in Wismar. S. empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, der Rector, später Director des königlichen Pädagogiums in Ilfeld war. Im elterlichen Hause blieb er bis Ostern 1831, sodann besuchte er das unter dem Rectorate August Grotefend's stehende Gymnasium in Göttingen. Doch schon im nächsten Jahre folgte er seinem Vater nach Hannover, wohin dieser berufen war, um an der Seite von Georg Heinrich Pertz die Redaction der Hannoverschen Zeitung zu führen, und wo er noch im Juli desselben Jahres 1832 sterben sollte. Vom dortigen Lyceum, dessen Director der erste Keilschriften-Entzifferer Georg Friedrich Grotefend war, ging S. Ostern 1839 auf die Universität Göttingen. Hier hatte er das Glück, noch ein Semester lang die Vorlesungen des großen Alterthumsforschers Karl Otfried Müller nutzen zu können, die trotz der kurzen Zeit den nachhaltigsten Eindruck auf ihn machten. Sonst hörte er classische Philologie bei Ernst Ludw. v. Leutsch, Friedr. Wilh. Schneidewin und Friedrich Wieseler, Philosophie bei Joh. Friedr. Herbart und besonders bei Heinrich Ritter; auch gehörte er dem philologischen Seminar unter dem greisen Christoph Wilh. Mitscherlich als ordentliches Mitglied an. Privatim widmete er sich einer eingehenderen Beschäftigung mit den romanischen Sprachen, die er, wie auch das Englische, schon auf der Schule betrieben hatte, erlernte das Sanskrit und drang, auf ein reiches Sprachenmaterial gestützt, an der Hand der Werke eines Bopp, Grimm u. a. zu sprachvergleichenden Untersuchungen vor. Im Sommer 1842 kehrte S. mit gediegenen Kenntnissen nach Hannover zurück und bestand nach kurzer Vorbereitung Michaelis desselben Jahres rühmlich das Schulamtsexamen. Hierauf war er als Hauslehrer bis Ostern 1844 in Lauenburg, sodann 3/4 Jahre in Mühlenberg bei Altona thätig. Mit Beginn des Jahres 1845 fand S. eine Anstellung als „ordentlicher Lehrer" an dem städtischen Lyceum („Großen Stadtschule") in Wismar. Anfänglich ertheilte er den Hauptunterricht in Quarta, dann in Tertia, bis er nach dem Tode des Rectors Ed. Theod. Haupt († 1. Juni 1868) das Ordinariat der Prima und die Leitung der Anstalt mit dem Titel eines Directors (unterm 16. Juli) erhielt, wobei er mehreren älteren Collegen vorgezogen wurde. Kaum fünf Jahre danach setzte seinem edlen Streben ein hartnäckiges Magenleiden ein frühes Ziel.

S. war von hoher geistiger Begabung und dabei ein tieffühlender Mensch. Als Lehrer war er mächtig anregend, als Leiter der Schule umsichtig und gerecht. Viele schöne Resultate erzielte er auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft und Mythologie, worin er bei längerem Leben noch mehr geleistet haben würde, wenn er auch diesen ihm so lieben Studien seit seiner Ernennung zum Director nur wenig Zeit hatte widmen können. Gleich seine erste Schrift, die ihm auch die Doctorwürde eintrug, fand in Fachkreisen lebhafte Anerkennung. Es ist dies das Programm: „Epilegomena zu Dr. Th. Benfey's (Griechischem) Wurzellexicon (Berlin 1839—42)", Wismar 1847, 64 S. in 8°. Separat erschien dann nur noch ein Programm unter dem Titel: „Zur ethnologischen Stellung der Griechen", Wismar 1869, 18 S. in 8°. Dagegen war S. ein eifriger Mitarbeiter an Adalbert Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen (1851 ff.). Konr. Bursian erwähnt ihn neben Th. Benfey, Adalb. Kuhn, Leo Meyer, Max Müller und Aug. Friedr. Pott als einen Hauptvertreter der vergleichenden Sprachforschung, als einen Förderer der Disciplin der vergleichenden Mythologie, speciell des Verständnisses der einzelnen mythischen Namen und Persönlichkeiten mit Hülfe der Etymologie. Am bedeutendsten sind Sonne's Unter-

suchungen, die er an Rigveda I, 50 anknüpfte und in Kuhn's Zeitschrift während der Jahre 1863—66 veröffentlichte. Auch Th. Benfey konnte ihm eine ehrenvolle Erwähnung nicht versagen.

Vgl. die Wismarschen Schulprogramme von 1864 S. 8—9 und von 1873 S. 10—11, sowie Th. Nölting's Gedächtnißrede auf Sonne, abgedruckt im Wismarschen Schulprogramm von 1873 S. 6—9. — Ferner Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, 1869 S. 416 und 587, und Bursian, Geschichte der classischen Philologie, 1883 S. 974 u. 1205.

Heinrich Klenz.

Sonnemann: Anton Daniel S., Jurist, wurde geboren zu Lübeck als Sohn des dortigen städtischen Kammerschreibers Leonhard S. Datum der Geburt unbekannt. Er studirte zu Helmstedt und Frankfurt a. O., erwarb an letzterer Universität 1674 die Licentiatenwürde und begab sich dann für einige Zeit wieder in seine Vaterstadt. Er kehrte 1685 nach Frankfurt zurück, ward dort Doctor und außerordentlicher Professor der Rechte mit besonderem Lehrauftrag für die Novellen und bald darauf ordentlicher Professor. Er ist noch jung, 1699, gestorben; trotzdem besitzen wir von ihm, außer einigen Disputationen, zwei umfangreiche und vielgerühmte Schriften. Zunächst „Praelectiones ad Leges nobiliores Dig. et Cod.“, wegen ihrer Kürze, Klarheit und Gediegenheit eine, auch zu didaktischen Zwecken, tüchtige Leistung; sodann namentlich einen 1699 nach seinem Tode erschienenen musterhaften Novellen-Commentar, plangemäß im Sinne des usus modernus gearbeitet, welcher in dieser Beziehung gewissermaßen die Ergänzung zu Brunnemann's Codex- und Digesten-Commentar bildet.

Beiträge z. jurist. Lit. in den Preuß. Staaten (Hymmen) V, 194, 195. — Moller, Cimbria literata I, 645. — v. Seelen, Athenae Lubecenses III, 153—158.

Landsberg.

Sonnenberg: Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr v. S., epischer und lyrischer Dichter, wurde am 5. September 1779 als der Sohn eines Hauptmanns in Münster in Westfalen geboren. Schon als Kind äußerte er sein tiefes Gefühl, seinen hohen Sinn für Freiheit und Recht und seine Verachtung alles rein Aeußerlichen, Nichtigen und Alltäglichen. Früh von Hauslehrern unterrichtet, dann in der Lehranstalt seiner Vaterstadt gebildet, schwärmte er als Knabe für sein Vaterland, und sah, von der Heiligkeit der katholischen Religion durchglüht, die Missionsthätigkeit als künftigen Beruf an. In seinem 15. Jahre, noch auf dem Gymnasium, entwarf er nach Klopstock's Messias den Plan zu einer großen Epopöe „Das Weltende“ (1. Theil, Wien 1801) und eilte sogleich an die Ausführung. „Groß erhub sich in meiner Jünglingsseele der Gedanke, Dichter der Religion zu werden“, schrieb er 1801 selbst von sich. Nach Beendigung seiner Gymnasialzeit bezog er die Universität Jena, um hier, vielleicht mehr fremdem Wunsche folgend, die Rechte zu studiren, während ihn seine Neigung mehr zur Mathematik, Geschichte, Staatswissenschaft und Philosophie trieb, womit er sich auch, nächst der Dichtkunst, in seinen Mußestunden am liebsten beschäftigte. Trotzdem hatte er, Dank seines eifrigen Fleißes, bereits als 19jähriger Jüngling sein Studium beendet und konnte nun, seinem Drange nach Welt- und Menschenkenntniß folgend, Vaterland und Fremde durchstreifen. Von Wien aus, das ihm nicht sonderlich gefiel, wo er sich aber doch längere Zeit aufhielt, „weil man“, wie er sagt, „nirgends besser die Menschen kennen lernt, wie sie sind, als hier“, ging er nach der Schweiz, dem Land seiner Jugendträume, der Heimath seiner Lieblingshelden nächst Hermann, Tell und Winkelried. Hatte er doch schon lange den Plan, „die große Freiheitsschlacht der Schweizer (die Sempacher) in einer Epopöe zu besingen“. Von

Genf aus wurde 1802 eine Reise nach Paris angetreten, wo ihn besonders die dort aufgestapelten Kunstschätze des Alterthums anzogen. Hier schrieb er auch seine Ode „Frankreich und Teutschland, ein Basrelief an der Wiege des 19. Jahrhunderts“ (erschienen 1803 in Hannover), „wozu die Ideen schon in Tells Kapelle in meinem Innern glühten“. S. kehrte nun von Paris aus zunächst nach Münster zurück, wenngleich ihn das religiöse und politische Parteitreiben seiner engeren Heimath oft erbitterte und abstieß. Auch war er eigentlich über seine künftige Laufbahn nicht recht mit sich im Klaren. „Es sind mir zwar mehrere Gelegenheiten gegeben worden, im Hannöverschen eine Carriere zu machen und mein Vater sähe es auch lieber; aber nur einer großen Nation will ich leben, und Hannover ist mir als Vaterland zu klein, und als ein Vasall Englands zu unwürdig.“ Dieser Zwiespalt seiner Neigung mit einem strengen Pflichtgefühl wurde noch vermehrt, als er Anfang des Jahres 1803 eine glühende Leidenschaft zu einer jungen Dame faßte, die ihm ganz seinem Ideale zu entsprechen schien. Als aber die Geliebte, obgleich sie seine Neigung aufrichtig zu erwidern schien, anscheinend aus Rücksicht auf ihren Vater, dessen Widerspruch sie fürchtete, wiederholt und fest Sonnenberg's Werbung abwies und ihm das Jawort verweigerte, da verlor er in seiner bitteren Verzweiflung fast den Glauben an die Menschheit, da waren seine Träume von jenem Ideal für immer vernichtet, und nie mehr hat er sich ganz von dem Schlage erholt, der sein feuriges, hingebendes Herz damals so tief und schwer traf. In dieser Liebe, in diesem Schmerz lag der Keim zu der übermäßigen Gereiztheit seiner schon von Natur stark überspannten Phantasie. Verhältnißmäßig bald erlangte er seine äußere Ruhe wieder, während der Schmerz um die Verlorene noch lange in ihm tobte und bis zu seinem Tode immer wieder hervorbrach. Zunächst suchte er wieder in Reisen Zerstreuung. Noch im December 1803 verließ er die Heimath, ging zunächst nach Kassel, dann nach Minden und Göttingen, wo er sich bis zum Sommer des Jahres 1804 aufhielt und ein Seitenstück zu seinem früheren Basrelief schrieb: „Teutschlands Auferstehungstag“ (erschienen Göttingen 1806), eine Ode voll hohen Schwunges und voll Begeisterung für die von ihm geahnte künftige Einigkeit und Freiheit seines geliebten Vaterlandes. Noch im Sommer war S. nach Jena gekommen und siedelte sich in dem nahen Drakendorf an, wo er ungestört ganz seiner neuen großen Arbeit „Donatoa“, eine Epopöe in 12 Gesängen, die dann 1806—7 in 4 Bänden in Halle erschien, leben konnte. „Das waren seine glücklichsten Stunden! Nur die Poesie war sein Trost, sein Glück, seine Freude“. Im folgenden Winter siedelte er dann wieder nach Jena über, wo er in dem trefflichen Gelehrten Joh. Gottfr. Gruber (s. A. D. B. X, 1) einen warmen Freund fand. Aber „im Sommer 1805“, schreibt Gruber, „ging eine so auffallende Veränderung mit ihm vor, daß mir um ihn bange ward ..... da er eben über Monatsfrist mit ungewöhnlicher Anstrengung gearbeitet hatte, maß ich diesem die Schuld bei und warnte ihn, sich nicht selbst zu zerstören. ‚Nicht wie ich arbeite, sondern was ich arbeite, mag die Schuld daran tragen‘, sagte er, und ich erfuhr, daß er den schrecklichen sechsten Gesang seines Donatoa umgearbeitet, und in ihm den Bruch der Liebe zwischen Heroal und Herkla dargestellt habe ..... hier hatte der alte Schmerz wieder neu an seinem Herzen gerissen, wie er Speise, Trank über seiner Arbeit vergessen, der Schlaf ihn und er die Gesellschaft geflohen hatte.“ Und dazu kamen nun noch die aufregenden politischen Ereignisse des Jahres 1805. Mit flammender Begeisterung verfolgte er die Erhebung Deutschlands gegen den Usurpator. „Da entglühte alle seine Sturmliebe zum Vaterlande heftiger, er schwelgte in dem Gedanken, der letzte Teutsche zu sein.“ Da aber kam Ende October die Nachricht von dem Falle Ulms! Nun war er vollends gebrochen, nun gab er sein Vater-

land auf. Die verlorene Liebe, das verlorene Vaterland, die unbändige Phantasie machten seinen Geist wanken. Immer schlimmer ward sein Zustand; „alle Schrecken seiner Kindheit, alles Furchtbare seiner Religion standen gräßlich um das Lager des Leidenden her.“ Da machte er in der Verzweiflung am Abend des 22. November 1805 durch einen Sturz aus dem Fenster seinem Leben ein Ende. Ein Dichter voll der hohen Begeisterung Klopstock's, voll des flammenden Genius Schiller's war mit ihm dahin. Sein Geist aber tritt klar zu Tage in seinen schon genannten Werken, wie in seinen kleineren Gedichten, die J. G. Gruber sammelte und herausgab (Rudolstadt 1808).

J. G. Gruber, Etwas über Franz v. Sonnenberg's Leben u. Charakter. Halle 1807. — Goedeke, Grundriß, Bd. 2. — Weimarisches Jahrbuch II, 227.

Max Mendheim.

Sonnenfels: Joseph v. S. entstammt einer jüdischen Familie, die kurz vor seiner Geburt aus Norddeutschland nach Oesterreich ausgewandert war. Sein Großvater Michael, der Fromme genannt, wirkte als Rabbiner 1715—25 in Berlin. Sein Vater Lipmann Perlin (Bernhard), ein vielseitiger Gelehrter und gründlicher Kenner der semitischen Sprachen, wandte sich von Berlin nach Eisenstadt in Ungarn und 1733 als Lehrer des Hebräischen nach Nikolsburg in Mähren. Hier wurde 1733 Joseph, 1735 dessen Bruder Franz Anton († 1806) geboren. Mit den beiden Söhnen trat Lipmann Perlin zwischen 1735 und 1741 zum Katholicismus über, wahrscheinlich in Wien, und führte nun den Namen Alois Wiener. Nachdem er aber 1745 als Magister der orientalischen Sprachen an die Universität übergesiedelt war und gelegentlich auch für den Hof Uebersetzungen aus denselben angefertigt hatte, wurde er auf sein Ansuchen im September 1746 in den erblichen Adel mit dem Prädicate v. Sonnenfels erhoben (1757 Dolmetsch für die hebräischen Documente bei der niederösterreichischen Regierung, † 1768). Joseph, mit einem glücklichen Gedächtniß begabt und durch Lese- und Lerneifer ausgezeichnet, besuchte die Klosterschule der Piaristen zu Nikolsburg und beschloß seine Gymnasialstudien 1746 zu Wien. Flüchtig dachte er daran, Mönch zu werden, gab diese Absicht aber in den folgenden Jahren, während mißliche Vermögensverhältnisse ihn zur Unterbrechung des Studiums zwangen, bald wieder auf. 1749 trat er als Gemeiner in das Regiment Deutschmeister, in welchem er etwa nach Jahresfrist zum Corporal vorrückte. Mit seinem Regimente lag er abwechselnd in Klagenfurt, in verschiedenen steyrischen Orten, in Feldkirchen, seit 1752 in Böhmen, seit 1754 in Ungarn. Die Ruhezeit zwischen den großen Exercierlagern benutzte er, um sich verschiedene Sprachen (darunter Französisch, Italienisch, Böhmisch) anzueignen und seine Kenntnisse auch sonst nach Kräften zu erweitern. Regelrecht konnte er sein Studium erst wieder fortsetzen, als sich 1754 die pecuniäre Lage seines Vaters gebessert und die Fürsprache einflußreicher Gönner, besonders des Grafen Johann Karl v. Dietrichstein, dem wißbegierigen Jünglinge den Austritt aus dem Soldatenstande ermöglicht hatte. Er studirte nun in Wien die Rechtswissenschaft und trieb daneben bei seinem Vater Hebräisch, trat auch schon 1757 in lateinischer Sprache als juristischer Schriftsteller und 1758 als biblischer Exeget hervor und wurde zum Adjunct seines Vaters beim Uebersetzen hebräischer Schriften für die niederösterreichische Regierung ernannt. Nach Abschluß der Universitätsjahre arbeitete er auch (unentgeltlich) in der Kanzlei eines beschäftigten Advocaten. Sein innigstes Streben aber, für Hebung der deutschen Sprache und Litteratur in Oesterreich zu wirken, konnte er vorläufig nur wenig verwirklichen, am ersten noch als Mitglied und Vorstand der „Deutschen Gesellschaft“ in Wien, als welcher er 1761 und 1762 mehrere auch im Auslande beifällig aufgenommene Reden hielt und in kritischer oder satirischer Weise litte=

rarisch thätig war. Seine Bewerbungen um eine Lehrstelle für deutsche Litteratur blieben aber zunächst ohne Erfolg. Um nicht länger dem Vater zur Last zu fallen, trat er am 1. Mai 1761 die neugeschaffene Stelle eines Rechnungsführers oder Fouriers bei der Arcierengarde an. Aber er bekleidete den untergeordneten Posten nicht einmal zwei Jahre lang. Durch den Staatsrath Freiherrn v. Borié wirksam empfohlen, durfte er sich schon seit Ende 1762 auf eine neu zu begründende Professur an der Wiener Universität für Polizei- und Cameralwissenschaften vorbereiten, bis er im November 1763 dieses Amt selbst antrat. Noch in demselben Jahre verheirathete er sich mit Josepha Therese v. Hay, Tochter eines Oberamtmannes zu Fulnek in Mähren († am 15. Mai 1820); die sonst glückliche Ehe blieb kinderlos. In seinem Berufe verfaßte er neben kleineren Untersuchungen („Vom Zusammenflusse“ 1764; „Betrachtungen über die neuen politischen Handlungsgrundsätze der Engländer“ 1764; „Von der Verwandlung der Domänen in Bauerngüter“ 1773; „Leitfaden in den Handlungswissenschaften und in der Polizeiwissenschaft“ 1776; „Politische Abhandlungen“ 1777 u. s. w.) das dreibändige Lehrbuch „Grundsätze der Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft“ (Wien 1765—76), das oft aufgelegt und bearbeitet wurde und an den österreichischen sowie an mehreren auswärtigen Universitäten bis 1845 als grundlegendes Hülfsbuch galt. S. schloß sich in seinem einfach und klar gehaltenen Werke vielfach an deutsche, französische und englische Vorgänger an, an Rousseau, Montesquieu, den älteren Mirabeau, Turgot, Forbonnais, Locke, Joh. Peter Süßmilch, Jak. Friedr. v. Bielfeld u. a., besonders an Johann Heinrich Gottlob v. Justi, dessen Gedanken er jedoch fast in jeder Hinsicht systematischer zu begründen und in allen ihren Folgerungen auszuführen wußte. An Inconsequenzen und Widersprüchen fehlte es freilich auch bei S. nicht. Weniger auf theoretische Analyse, als auf die Ertheilung praktischer Vorschriften bedacht, sah er in der Staatswissenschaft vor allem die Lehre von der Wohlfahrt des Staates. Als Anhänger der Populationisten suchte er dieselbe aber durchaus nach dem Princip größtmöglicher Bevölkerung zu befördern. Ueberhaupt vertrat er im Josephinischen Sinne aufklärerische Tendenzen und — allerdings mit gewissen Einschränkungen — einen durch philanthropische Ideen gemilderten Absolutismus. Vielfach befand er sich dabei im Widerspruch gegen theoretische Vorurtheile und gegen die Praxis seiner Zeit und näherte sich, besonders in seinen Grundsätzen der Finanzwissenschaft, modernen Anschauungen. Maria Theresia und Joseph II. ließen es an Huldbeweisen für den Verfasser dieses volks- und zeitgemäßen Lehrbuchs nicht fehlen. Sogleich nach dem Erscheinen des ersten Theils wurde sein Jahresgehalt bedeutend aufgebessert und ihm auch die Vorlesungen am Theresianum sowie an der savoyischen Ritterakademie übertragen; eine weitere Gehaltszulage nebst dem Titel eines wirklichen Regierungsrathes wurde ihm nach der Veröffentlichung des zweiten Bandes 1769 zu Theil.

Aber über den Berufsarbeiten vergaß S. seine ältere Neigung zur deutschen Litteratur nicht. Nachdem er schon zu der von Klemm und Herrl herausgegebenen Wochenschrift „Die Welt“ (1762—63) einiges beigesteuert hatte, gründete er selbst (anonym) im Februar 1765 eine Wochenschrift „Der Vertraute“ nach Addison's Muster mit satirischem Grundton; aber das Journal brachte es nur auf sieben Nummern und wurde noch vor Ablauf eines Monats durch die Censur verboten. S. ließ ihm im September 1765 (wieder anonym) seine wichtigste Wochenschrift, deren Titel er von Voltaire entlehnte, folgen, den „Mann ohne Vorurtheil“ (1765—67, 3 Bände, 1769 und 1775 wieder aufgelegt). Auch dieses Blatt, das zweimal wöchentlich erschien und allein von den zahlreichen sonstigen Wochenschriften des damaligen Oesterreich, die es nach und nach alle verdrängte, es zu einer längeren Lebensdauer brachte, war den

moralischen Wochenschriften der Engländer nachgebildet. Bedeutung verlieh ihm vor allem der Muth, mit welchem sein journalistisch ungemein begabter Verfasser rücksichtslos allen Ständen und Gesellschaftsclassen seines Vaterlandes die Wahrheit predigte, dem vornehmen Hofpöbel und den auf allerlei Vorrechte pochenden Geistlichen ebenso wie den Schreibern und niedrigen Beamten, den Schulgelehrten, den Bürgern und Soldaten. Aufklärerisch ging S. gegen verschiedene Schäden der Erziehung, des gesellschaftlichen Verkehrs, des gesammten socialen und litterarischen Lebens vor, griff die Ueberreste mittelalterlicher Einrichtungen an, verwahrte sich gegen die Uebergriffe des Adels und des Clerus, eiferte wider die allgemeine Titelsucht und Selbstüberhebung, stellte das Protectionswesen an den Pranger, deckte das drückende Elend der leibeigenen Bauern auf, geißelte das mangelhafte Deutsch der Wiener, die dem Kanzleistil ungeschickt abgeborgten Wendungen in ihren Briefen und schriftlichen Aufsätzen, die Verderbniß des Wiener Geschmacks überhaupt, wie er sich namentlich in den rohen und possenhaften Leistungen der Volksbühne offenbarte. Wie in den früheren moralischen Zeitschriften, so wechselten auch bei S. Abhandlungen, litterarische Kritiken und Betrachtungen mit Gedichten, fingirten und echten Briefen einzelner Leser an den Verfasser, moralisirenden Charakterbildern und kleinen Geschichten, selbst mit Auszügen aus nordischen und orientalischen Schriften. Mehrfach berief sich der „Mann ohne Vorurtheil" auf Rousseau und stellte nahezu regelmäßig im Sinne des französischen Denkers den getadelten Mißständen seiner civilisirten Heimath die sittlich besseren Verhältnisse und Anschauungen eines unverdorbenen Wilden gegenüber. In Sprache und Stil klar, natürlich, stets anregend und oft selbst anziehend, zeigte sich S. formal im allgemeinen von der norddeutschen Prosalitteratur vor und neben Lessing, bisweilen auch von Lessing selbst abhängig; seine Satire, um deren willen er auch in den höchsten Kreisen manchem Vorwurf und heftiger persönlicher Verfolgung ausgesetzt war, bekundete verschiedentlich den Einfluß Rabener's, gegen dessen Zahmheit sie allerdings auf Schritt und Tritt verstieß. Der gleiche Stilcharakter herrschte im allgemeinen in der nach denselben Grundsätzen und Vorbildern verfaßten Wochenschrift „Theresia und Eleonore", welche seit dem August 1766 während eines halben Jahres erschien und 1769 und 1775 wieder aufgelegt wurde. Wie sie die Namen der Gattin und der Schwägerin Sonnenfels' an der Spitze trug, so scheinen diese beiden Frauen auch an der Autorschaft des Journals einen gewissen Antheil gehabt zu haben. Das Blatt wandte sich vornehmlich an das weibliche Publicum. Der Umkreis der darin behandelten Stoffe wurde dadurch mannichfach verengt, die herbe Entschiedenheit des Tones, der sonst nicht selten S. zu Gebote stand, durchweg gemildert, das Ganze aber auch trotz dem bunten Wechsel der äußern Darstellungsformen, der hier nicht weniger als im „Mann ohne Vorurtheil" beobachtet war, gleichmäßiger und auf die Dauer etwas ermüdend. Noch engere Schranken setzte sich S. in der Wochenschrift „Das weibliche Orakel", die 1767 „Theresia und Eleonore" ablöste: auch die Einkleidung seiner Lehren war hier ziemlich einförmig, die moralisirende Tendenz aber noch aufdringlicher als früher.

Neben froher Zustimmung begegnete S. bei allen Reformvorschlägen seiner Zeitschriften auch heftigem Widerstande. Aber nichts zog ihm so plumpe Angriffe zu, wie sein Kampf gegen den Hanswurst und den gesammten, mit dieser Figur verbundenen rohen Zauberspuk und Possenulk des Wiener Theaters. Selbst frühere Bundesgenossen, wie Heufeld und Klemm, gesellten sich jetzt zu seinen Gegnern, der Partei des „grünen Hutes", deren Kern persönliche Anhänger des in seiner Art ausgezeichneten Hanswursts Prehauser bildeten. Nachdem verschiedene Rachepläne derselben unausgeführt geblieben waren, verfertigte Klemm

im Auftrag der Theaterdirection eine direct gegen S. gerichtete Posse „Der auf den Parnaß erhobene grüne Hut“ (neu herausgegeben von August Sauer, Wien 1883), die trotz allem Bemühen des Verspotteten, die Vorstellung zu verhindern, am 26. Februar 1767 unter ungeheurem Andrang des Publicums aufgeführt wurde, aber da sie nur vorübergehend Beifall erntete, schließlich zum Gewinn für die Vertheidiger des regelmäßigen Schauspiels ausschlug. So entschloß sich denn S., seinen allgemeiner gehaltenen Wochenschriften von Weihnachten 1767 an eine neue folgen zu lassen, die ausschließlich dem Theater gewidmet war, die „Briefe über die wienerische Schaubühne“ (neu herausgegeben von Sauer, Wien 1884), deren zwei erste Quartale er unter der Maske eines in Wien lebenden Franzosen veröffentlichte. In der äußeren Form nahm er sich hauptsächlich die „Litteraturbriefe“ zum Muster; nicht weniger aber ahmte er die „Hamburgische Dramaturgie“ nach bei seiner Besprechung dramatischer Werke und ihrer Aufführung, bei gelegentlichen schwachen Ausfällen gegen Voltaire, bei seinen Versuchen, an die Kritik der einzelnen Stücke allgemeine theoretische Auseinandersetzungen anzuknüpfen. Trotz dieser beständigen geistigen Abhängigkeit von Lessing, an den er mit seiner höchst verdienstvollen Leistung freilich nirgends hinanreichte, und trotz aller sonstigen, aufrichtigen Bewunderung für den Schöpfer der „Minna von Barnhelm“ ließ es S. doch nicht an (mitunter recht ungeschickten) polemischen Bemerkungen gegen seinen großen Vorgänger in der Kritik fehlen. Ihm selbst war ja auch bei der Reinigung der Wiener Bühne nur halb die Rolle eines Lessing zugefallen, halb aber die Rolle eines Gottsched. Persönlich sah er in diesem zwar nur mehr eine abgethane Größe; Gottsched's Theorie aber und seine zumeist der französischen Litteratur entlehnten Muster besaßen zum großen Theil auch noch für S. ihre Geltung. Vornehmlich dem Lustspiel wandte er sein Augenmerk zu; der Kampf gegen die Wiener Localposse erweiterte sich dabei folgerichtig, da die italienische Oper und Komödie — letztere das Vorbild jener Localposse — gleichfalls in Wien gepflegt wurde, zu einem Kriege gegen die Opera buffa, gegen Goldoni und Chiari. In diesem Zusammenhange gab S. eine kurze Geschichte des Wiener Theaters, dem er (wie den österreichischen Dramatikern überhaupt) seine Briefe in erster Reihe gewidmet hatte, entwickelte den Begriff der Nationalschaubühne, zu deren Verbesserung er verschiedene Vorschläge vorbrachte, und erwies gegen allerlei Angriffe den Werth und die Nothwendigkeit einer freimüthigen, gerechten Kritik. Die persönlichen Gehässigkeiten, mit denen ihn seine Gegner auch jetzt wieder reichlich bedachten, schreckten ihn auf seinem Wege nicht; als aber die einstigen Vertheidiger des Hanswursts, Heufeld und Klemm, die Leitung der deutschen Bühne in Wien übertragen erhielten, schloß er am 25. Februar 1769 mit einem langen, an den Geheimrath Klotz gerichteten Schreiben seine „Briefe“, die letzte und litterargeschichtlich bedeutendste seiner Wochenschriften. Seine Reformvorschläge hatten inzwischen bei Schauspielern und Publicum so sehr an Boden gewonnen, daß alles Bemühen der Theaterleitung, die alten Possen noch weiterhin zu fristen, vergeblich war. S. reichte, um der Gefahr eines Rückfalles vorzubeugen, wiederholt schriftliche Eingaben unmittelbar an Kaiser Joseph ein, und Staatsrath v. Gebler unterstützte ihn dabei so wirksam, daß das Extemporiren auf der Bühne streng verboten und am 15. März 1770 S. selbst zum Censor des deutschen Theaters mit sehr weit gehender Vollmacht ernannt wurde. Als solcher trat er bald auch in die artistische Leitung der Bühne ein. In demselben Jahre 1770 wurde er durch den Leibarzt der Kaiserin, Gerhard van Swieten, in die Büchercensurcommission berufen; ihm wurde die Censur aller politischen Schriften, ferner die sämmtlicher englischen Bücher und der deutschen Gedichte, Romane, Wochenschriften und historischen Werke übertragen: eine ausgedehnte und un=

dankbare Arbeit, von der er nach Swieten's Tode im August 1772 wieder entbunden wurde.

Er hatte inzwischen eine neue Aufgabe zu seinen früheren übernommen. Bei der Begründung der k. k. Zeichnungs- und Kupferstecher-Akademie 1768 betheiligte er sich eifrig durch eine Vorlesung von dem Verdienste des Porträtmalers und eine Ermunterung zur Lectüre an junge Künstler, zwei Reden, die ebensowohl gute Kenntniß der gleichzeitigen Litteratur über bildende Kunst wie unmittelbaren Sinn für die Aufgabe des Malers bekundeten, vor allem aber auf eine allgemeine und höhere, speciell auch poetische und ästhetische Bildung des Künstlers abzielten. Im Januar 1769 wurde er daraufhin zum Secretär der Kupferstecher-Akademie und, als mit dieser 1772 noch verschiedene andere Künstlerschulen vereinigt wurden, zum Secretär der Akademie der bildenden Künste ernannt. Um ihn aber in seinen mannichfachen Amtspflichten zu erleichtern, wurde ihm seit 1769 ein Hülfslehrer für den Unterricht am Theresianum und an der savoyischen Akademie beigegeben und er endlich 1771 S. auf seine oft wiederholte Bitte dieser Pflicht ganz enthoben. Als Schriftsteller veröffentlichte er in dieser Zeit 1769 zu Leipzig eine bereits zwei Jahre ältere, aber zuerst in Wien nicht zum Drucke zugelassene „Abhandlung von der Theurung in Hauptstädten und dem Mittel derselben abzuhelfen“ (früher „Ueber die zu vermindernde Bevölkerung der Residenzstadt Wien“ betitelt). Den Grund des allgemein beklagten Mißstandes sah er in der Uebervölkerung der Residenzstädte; um dieser zuvorzukommen, wünschte er, daß die mittelalterlichen „wandernden Hoflager“ wieder eingeführt, der Aufenthalt des Landadels, ebenso der der Processirenden und der Bewerber um ein Amt oder eine Gunst in der Residenz durch landesherrliche Verordnungen beschränkt, Klöster, Universitäten, Manufacturen und Fabriken nach kleineren Orten verlegt würden. 1770 ließ S. Charakteristiken zweier ausgezeichneter Schauspieler, die kurz zuvor in jungen Jahren gestorben waren, Katharina Jaquet's und Lang's des Aelteren, erscheinen; 1771 folgte neben kleineren Abhandlungen die anekdotenreiche und daher unterhaltende, aber geistig nicht tief gründende und ziemlich locker ohne logische Strenge ausgeführte Schrift „Ueber die Liebe des Vaterlandes“, inhaltlich zum Theil angeregt durch die verwandten Arbeiten Abbt's und Zimmermann's.

Unverhältnißmäßig wichtiger als diese mehr theoretische Untersuchung, für die der junge Goethe in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ in der Hauptsache nur bittern Spott hatte, wurden Sonnenfels' Bemühungen um Verbesserung der peinlichen Rechtspflege. In seinen Vorlesungen hatte er stets gegen die Folter, die in Oesterreich noch in ganzer Strenge bestand, geeifert und statt der Todesstrafe langwierige Zwangsarbeit empfohlen. Im August 1772 auf eine Anklage der k. k. Hofkanzlei zum Schweigen über beide Fragen vermahnt, wandte er sich sofort mit einer ausführlichen Schutzschrift an Maria Theresia und erwirkte dadurch schon im December 1772 die Rücknahme jener Weisung. Die Kaiserin aber, gedrängt durch die öffentliche Meinung, welche Sonnenfels' Ansichten billigte, durch das Gutachten der medicinischen Facultät in Wien und durch die Vorstellungen ihres Sohnes, hob zunächst im October 1773 die Intercalartortur auf und forderte von allen Länderstellen und Gerichten ihres Reiches Urtheile über die eventuelle gänzliche Beseitigung der Folter. Daraufhin gab S., der seit kurzem an den Sitzungen der niederösterreichischen Landesregierung theilnahm, ein sorgfältig ausgearbeitetes Separatvotum ab, worin er in bescheidener Sprache, aber mit aller Kraft und Wärme der Ueberzeugung durch logische Gründe, geschichtliche Erfahrungen und litterarische Zeugnisse die völlige juristische Nutzlosigkeit, ja Gefährlichkeit der Folter nachwies und ihre unbedingte Abschaffung verlangte. Höchstens wollte er sie vorläufig noch bei bereits über-

führten Verbrechern angewandt wissen, um von ihnen die Namen ihrer Mitschuldigen zu erpressen — hierin im Widerspruch gegen Beccaria, dem er sich sonst ziemlich in allen Punkten der Untersuchung anschloß. Noch bevor die gesammte Streitfrage durch vollständige Aufhebung der Tortur in den österreichischen Erblanden (1. Januar 1776) endgültig entschieden wurde, gab ein mit S. befreundeter Züricher Buchhändler, angeblich ohne Wissen des Verfassers, dessen Schutzschrift und Separatvotum 1775 nach einer Abschrift heraus und zog dadurch diesem wegen scheinbarer Verletzung des Amtsgeheimnisses eine Disciplinaruntersuchung zu, aus der er jedoch glimpflich mit einem bloßen Verweise und dem Verbote seiner Schrift „Ueber die Abschaffung der Tortur“ in Oesterreich davonkam.

Gleichzeitig führte S., der als Regierungsrath zum Director der verwahrlosten Beleuchtung in Wien ernannt worden war, eine allgemein gerühmte Laternenbeleuchtung in der Hauptstadt durch. Befriedigt erhob ihn die Kaiserin 1779 zum Titularhofrath, 1780 zum wirklichen Hofrath und Mitglied der Studienhofcommission. Wenige Wochen darnach starb Maria Theresia. Die Trauerrede, mit der S. nach ihrem Leichenbegängniß seine Vorlesungen wieder eröffnete, ein schöner Ausdruck seiner innig-dankbaren Verehrung für die Verewigte, fand die weiteste Verbreitung, blieb aber freilich auch nicht von hämischen Angriffen verschont. Die erweiterte Preßfreiheit und die übrigen aufklärerischen Regungen der nunmehrigen Regierung Joseph's II. kamen auch S. merklich zu Gute. In der „Ankündigung von neun Predigten über das Vaterunser“ (1781, gegen geheime Verbrechen im Innern der Klöster) sowie in den Fragmenten über die Aufhebung des Jesuitenordens und über die Ankunft des Papstes Pius VI. in Wien (1782) waltete eine Freiheit des Gedankens und des Wortes, die sich S. früher kaum je zu gestatten wagte. Im gleichen aufklärerischen Sinne war er als Mitglied der Freimaurerloge, die seit 1784 auf kaiserlichen Befehl eine durchgreifende Reform erfuhr, schriftstellerisch thätig und galt daher den Gegnern als Haupt der österreichischen Illuminaten. Im Zusammenhang damit stand sein „Entwurf zu einer Privatvereinigung für Männer von Wissenschaften“ (von September 1784), der auf eine Art von Akademie aller „ausübenden“, d. h. nicht bloß speculativen Wissenschaften mit vier Classen, einer philosophischen, physikalischen, mathematischen und historischen, abzielte. Für die ersten beiden Jahre wurde S. selbst als Secretär an die Spitze der neuen Gesellschaft gestellt. Aber gleich den meisten vom neuen Geist durchwehten Gründungen des Josephinischen Jahrzehnts konnte auch sie nicht die zu ihrem wirklichen Gedeihen erforderliche längere Dauer gewinnen.

Als Mitglied der Studienhofcommission griff S. durch zahlreiche Referate, Entwürfe und Vorschläge praktisch in die Reform des österreichischen Unterrichtswesens unter Joseph II. ein. Ferner hatte er seit 1781 die neuen Gesetzeserlasse der Regierung auf ihren Stil hin zu prüfen und in ihrem Wortlaut zu verbessern. Gleichen Zwecken dienten seine Lehrbücher des Geschäfts- und Briefstiles, besonders der zweibändige „Versuch über die Grundsätze des Stils in Privat- und öffentlichen Geschäften“ (1781). Daneben veranstaltete er 1783—87 zu Wien eine zehnbändige Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“, in die er außer den eigentlichen nationalökonomischen und stilistischen Lehrbüchern weitaus die meisten Arbeiten aus seiner Feder, namentlich auch seine eigenen Beiträge zu den von ihm begründeten Zeitschriften aufnahm. Einzelne dieser Arbeiten erschienen in der Gesammtausgabe bedeutsam verändert. So war z. B. in den „Briefen über die wienerische Schaubühne“ jetzt mehreres, das für die fortgeschrittene Zeit allen Werth verloren hatte, gestrichen, anderes zum Theil gegen Lessing Polemisirende neu eingefügt; die Schrift von der Liebe des Vaterlandes

war auf den doppelten Umfang gebracht und dadurch erst recht breit und doch nicht gründlicher geworden; in sprachlicher Hinsicht waren die älteren Aufsätze überhaupt vielfach verbessert. Auch einige vorher ungedruckte, theilweise aber schon früher verfaßte Abhandlungen theilte S. hier zuerst mit, so „Vierzig Sätze über die Bevölkerung", Untersuchungen „Ueber die Einsamkeit" und „Von Mäuten und Zöllen", kleinere Gedichte und eine kurze Selbstbiographie unter dem Titel „An mein Herz", welche gleich den Vorreden der einzelnen Bände vornehmlich ein öffentlicher Ausdruck des Dankes war, den S. verschiedenen Gönnern von Jugend auf schuldete. Zugleich mit dieser Ausgabe erschienen 1783 zu Leipzig auch seine „Gesammelten kleinen Schriften" in sechs Bänden. Im letzten Jahre der Regierung Joseph's II., der in den meisten Hauptpunkten seiner Politik nach den von S. vertretenen Grundsätzen verfuhr, obgleich ihm persönlich dessen Sucht, sich selbstgefällig vorzudrängen und alles zu bekritteln, unangenehm war, verfaßte S. mehrere Abhandlungen über den Wucher, der nach Aufhebung der auch von ihm bekämpften Theresianischen Wuchergesetze (1787) in Oesterreich bedrohlich überhand genommen hatte. S. schlug maßvoll gehaltene Zinsgesetze vor, glaubte aber, daß durch Gründung einer staatlichen Leihbank, die auch soliden Grundeigenthümern, Handwerkern und Handelsleuten Darlehen gegen mäßige Zinsen vorstrecke, dem Wucher am besten gesteuert werden könne.

Joseph's Nachfolger Leopold II. berief S. sogleich 1791 zum Referenten einer seit 1768 bestehenden, nun aber von Grund aus erneuerten Commission zur Sammlung der politischen Gesetze und enthob ihn demzufolge auf sein Ansuchen im August 1791 seiner Professur. Während S. nunmehr die Herausgabe der „Politischen Gesetze und Verordnungen für die deutschen, böhmischen und galizischen Erblande" besorgte, erregten seine (von ihm allerdings nicht zu dieser Beförderung empfohlenen) Nachfolger im Lehramt ihm in der rückschrittlichen „Wiener Zeitschrift" und in Broschüren einen gehässigen Streit, in welchem sich besonders Johann v. Alxinger des Angegriffenen annahm. Auch die Universität ergriff seine Partei, indem sie ihn 1794 und 1796 zum Rector magnificus wählte. Seine Thätigkeit war jetzt zum allergrößten Theile den verschiedenen gesetzgebenden Commissionen gewidmet; er wirkte nahezu in diesen allen, als beisitzender Rath, als Referent, als materieller Redactor, als stilistischer Corrector. 1808 wurde er zum Vicepräsidenten der Hofcommission für die politische Gesetzsammlung ernannt. Die unter Kaiser Franz veröffentlichten Gesetzbücher waren alle durch seine Hand gegangen; einzelne, wie der zweite Theil des Strafgesetzbuches von 1803 und die Dienstbotenordnung von 1807 (sammt den dazu gehörigen „Bemerkungen über die neue Gesindeordnung" 1810), hatten S. geradezu zum Verfasser. Seine sonstigen schriftstellerischen Leistungen konnten daneben den früheren Umfang nicht mehr gewinnen. Er veröffentlichte unter anderm 1793 „Betrachtungen eines österreichischen Staatsbürgers an seinen Freund, veranlaßt durch das Schreiben des Herrn M. an Abbé Sabatier über die französische Republik", 1796 eine „Skizze des Feldmarschalls Grafen v. Nostitz", 1798 den ersten Band eines „Handbuchs der inneren Staatsverwaltung mit Rücksicht auf die Umstände und Begriffe der Zeit" (eine neue Umarbeitung seiner „Grundsätze der politischen Wissenschaften"), 1800 „Lehrreiches Alltagsbuch zum Unterricht, Vergnügen und Nachdenken", 1801 die von Feuerbach warm vertheidigte Schrift „Ueber die Stimmenmehrheit bei Criminalurtheilen" (neu aufgelegt 1808), 1817 „Ueber öffentliche Sicherheit, oder von der Sorgfalt, die Privatkräfte gegen die Kraft der Staates in einem untergeordneten Verhältnisse zu erhalten", seine letzte Schrift. An Auszeichnung fehlte es dem greisen Gelehrten und Beamten nicht. Ordensverleihungen und Diplome gelehrter Gesellschaften bereiteten ihm, dessen Eitelkeit seine größte Schwäche war, eine bisweilen

kindisch sich äußernde Freude. 1804 erhielt er durch den Stephansorden die Freiherrnwürde, 1806 wurde er zum Ehrenbürger der Stadt Wien, 1811 zum Präsidenten der Akademie der bildenden Künste ernannt. Unter dem Drucke der reactionären Staatsverwaltung Metternich's hatte auch er gelegentlich und gerade in dieser letzteren Stellung zu leiden; aber ohne sich zu beugen, sprach auch noch der Achtzigjährige seine freieren Anschauungen unumwunden gegen den allmächtigen Minister aus. Sonst lebte S. zuletzt ziemlich zurückgezogen und einfach in Wien, das er (eine Reise nach Leipzig 1767 und eine nach Berlin 1787 abgerechnet) in seinen späteren Jahren überhaupt kaum verlassen hatte. Er starb am 25. April 1817 an Altersschwäche. Er war kein aus eigener Ideenfülle schöpferisch wirkender Geist, auch menschlich nicht groß angelegt, eitel, selbstgefällig, oft anmaßend und bis zur Keckheit aufdringlich; aber als ein rastlos thätiges Werkzeug der Josephinischen Aufklärung brach er in Oesterreich auf den verschiedensten Gebieten der neuen Zeit erfolgreich Bahn. Sein Andenken wurde in seinem Vaterlande weit über seinen Tod hinaus mannichfach geehrt; 1867 errichteten ihm auch seine Wiener Mitbürger ein Standbild.

Einzelne Seiten des Wesens und Wirkens von S. behandelten, meist auf Grund nur wenig verarbeiteter archivalischer Forschungen: Joseph Feil, S. und Maria Theresia, Wien 1859; A. v. Arneth, Beaumarchais und S., Wien 1868; G. Wolf, Das Unterrichtswesen in Oesterreich unter Kaiser Joseph II., nach einer Darstellung von J. v. S., Wien 1880; Karl v. Görner, Der Hanswurststreit in Wien und J. v. S., Wien 1884 (eine fleißige und gründliche litterargeschichtliche Untersuchung). — Die staatswissenschaftlichen Schriften Sonnenfels' charakerisirte ausgezeichnet mit treffender Kürze Wilhelm Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, München 1874, S. 533—552; vgl. dazu F. Simonson, J. v. S. und seine Grundsätze der Polizei, Berlin und Leipzig 1885 und W. Lustkandl, S. und Kudler, Rede gehalten am 17. Juli 1891, Wien 1891. — Eine zusammenfassende Biographie versuchte zuerst Franz Kopetzky, Joseph und Franz v. S., Das Leben und Wirken eines edlen Brüderpaares nach den besten Quellen dargestellt, Wien 1882 (als Stoffsammlung schätzbar, doch ohne jede Spur einer methodischen Untersuchung und eines selbständigen Urtheils, besonders über die litterarischen Leistungen des Mannes). — Gleichzeitig erschien J. v. S., biographische Studie aus dem Zeitalter der Aufklärung in Oesterreich von Wilibald Müller, Wien 1882 (kürzer und ein wenig selbständiger als die vorige Arbeit, aber auch ärmer an Stoff und als Werk litterargeschichtlicher Forschung ebenso wenig befriedigend). — Vgl. außerdem Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Auflage, Bd. 4, I, S. 183 f. und Erich Schmidt's kurze, aber treffende Charakteristik in seinem „Lessing", II, 308 ff., Berlin 1892.

Franz Muncker.

Sonnenschmidt: Friedrich Hermann S., um die Rechtspflege praktisch wie theoretisch verdient, ward am 12. November 1801 als ältester Sohn des königl. schwedischen Regierungsraths und Obersachwalts für die königl. schwedisch-deutschen Provinzen, späteren Oberappellationsrathes Dr. Georg Christian S. zu Greifswald geboren und starb als Obertribunalsrath a. D. am 10. November 1881 zu Berlin. Von Michaelis 1808 bis Ostern 1819 besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte, bereits 1816 immatriculirt, ebendaselbst Jurisprudenz und philosophische Wissenschaften. Von Michaelis 1822 an setzte er seine Studien in Göttingen unter Eichhorn, Göschen, Hugo, Bergmann und Meister, von Michaelis 1823 an in Heidelberg unter Thibaut, Mittermaier, Zachariä, Conradi und Rau fort und beschloß dieselben, von einer mehrmonat-

lichen Fußreise durch die Schweiz und Italien heimgekehrt, zu Göttingen. Nachdem er beim Kammergericht in Berlin von 1824—29 die drei juristischen Prüfungen bestanden, war er zuerst als Hülfsarbeiter bei der Communaldeputation des Stadtgerichts zu Berlin, sodann als etatsmäßiger Assessor beim damaligen Hofgericht zu Greifswald angestellt, und wurde weiterhin im J. 1832 Mitglied einer Commission, welche das „Provinzial-Recht des Herzogthums Neu-Vorpommern und des Fürstenthums Rügen", Bd. 1—6, 1836—37 herausgab. Vom 1. Juli 1834 ab beim Oberlandesgericht zu Stettin beschäftigt, ward er im Mai 1836 zum Oberlandesgerichtsrath in Cöslin ernannt, aber schon am 1. März 1837 als Oberappellationsgerichtsrath nach Greifswald zurückberufen. Nachdem er darauf 1849 und 1850 an der neuen Justizorganisation in Neuvorpommern und Rügen theilgenommen hatte, wurde er am 19. September 1853 zum Obertribunalsrath in Berlin ernannt, in welcher Stellung er auch Vorstandsmitglied der Redactionscommission für die Entscheidungen des Obertribunals war. Hand in Hand mit seiner amtlichen ging die schriftstellerische Thätigkeit; es erschienen von ihm folgende Werke: „Einige Bemerkungen über das Civil-Prozeßverfahren in Neuvorpommern und Rügen" (1839); „Ueber die Redaktion eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches und die in dieser Hinsicht dem Zollverein beizulegende Bedeutung" (1843); „Sammlung der für Neuvorpommern und Rügen in den Jahren 1802 bis einschließlich 1817 ergangenen Gesetze ꝛc." (1844 und 1847); „Katalog der Bibliothek des Oberappellationsgerichts zu Greifswald" (1844, jetzt in Stettin); „Einige Worte zur Darlegung der Verwerflichkeit des Rechtsmittels der Nichtigkeitsbeschwerde im preuß. Civilprozesse" (1868); „Was ist von den Rechtsmitteln der Revision und der Oberrevision in dem Entwurfe einer deutschen Civilprozeßordnung von 1872 zu halten?" (1874); „Praktische Erörterungen aus den Gebieten des preußischen und gemeinen Civilprozeßrechts" (1875); „Neue praktische Erörterungen ꝛc." (1877); „Geschichte des Königl. Preußischen Obertribunals" (1879); „Ueber das Rechtsmittel der Revision nach der Civilproceßordnung für das deutsche Reich vom 30. Januar 1877" (1880). — In Anerkennung dieser litterarischen Verdienste ward S. bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums am 28. Juli 1874 von den juristischen Facultäten zu Greifswald und Berlin honoris causa zum Doctor der Rechte creirt. Vom 21. December 1874 an gehörte er zu der Commission, welche zur Ausführung der anderweitigen Regelung der Grundsteuer in den Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau gebildet wurde. In Veranlassung der im J. 1879 stattgehabten Justizorganisation trat er mit dem 1. October desselben Jahres in den Ruhestand. Neben seiner juristischen Thätigkeit hatte S. sich von Jugend auf mit warmem Interesse der Kunst und Poesie zugewandt. In ersterer Richtung machte er sich namentlich durch die Stiftung des Kunstvereins für Neuvorpommern und Rügen und dessen Ausstellungen (1841) verdient, im Gebiet der Poesie gab er unter dem Pseudonym „Friedrich Hermann" im J. 1872 zu Berlin einen Band Gedichte heraus, aus denen ein warmes patriotisches und religiöses Gefühl, edle Gesinnung und gereifte Lebensanschauung sprechen. Im Jahre darauf veröffentlichte er eine deutsche Uebersetzung des Requiem bei Berg und v. Holten in Berlin. Die Vollendung eines längeren Gedichts, betitelt „Der heilige Krieg", welches den Befreiungskrieg von 1813 feiern sollte, hinderte der Tod.

Eigenhändige Aufzeichnungen, durch Mittheilungen der Familie ergänzt. — 41.—44. Jahresbericht der Rüg. Pomm. Abth. der Gesellschaft f. Pomm. Geschichte. 1883, S. 16, 82.

Häckermann.

Sonnin: Ernst George S., der geniale Erbauer der großen St. Michaelis-Kirche in Hamburg, ist am 10. Juni 1713 zu Quitzow in der Nähe von Perleberg in der Priegnitz geboren. Sein Vater, Johann S., war v. J. 1708 bis 1713 Pastor zu Mertensdorf gewesen und ward im J. 1713 nach Quitzow versetzt; hier wurde ihm unser S. als drittes Kind und zweiter Sohn geboren. Seine Mutter war Rahel Elisabeth geb. Struensee. Der Vater stand bis 1725 in Quitzow; ob er in diesem Jahre nach Perleberg (an die St. Spiritus-Kirche?) versetzt ist, mag wegen Unsicherheit der Angabe dahingestellt bleiben; jedenfalls scheint er bald, nachdem er Quitzow verließ, gestorben zu sein. Im J. 1725 war in Altona eine große lateinische Stadtschule (nicht das Christianeum, das erst 1738 gegründet ist) eröffnet worden; an sie war Johann Cruse aus Perleberg als Conrector berufen. Wahrscheinlich war Sonnin's Vater mit Cruse befreundet gewesen, so daß die Versetzung Cruse's nach Altona es veranlaßte, daß S. nach dem Tode seines Vaters von seiner Mutter nach Altona zum Besuch der Schule geschickt wurde. Ob dies in Sonnin's 12. Jahre geschah, wie gewöhnlich gesagt wird, oder später, läßt sich nicht mehr ausmachen. Cruse, der, so lange S. in Altona war, Conrector blieb, (erst 1735 ward er Rector und 1737 Pastor in Neuenbrok) scheint Sonnin's Studien geleitet zu haben; in den alten Sprachen, sowie im Hebräischen hat S. Tüchtiges gelernt; außerdem trieb er besonders Mathematik. Er wohnte bei einem Töpfer Behn; mit dem Lehrburschen desselben, Cord Michael Möller, der sich später als Maler blauer Kacheln auszeichnete, schloß S. hier eine Freundschaft, die bis zum Tode Möller's (um 1775) beide eng verbunden bleiben ließ. Beide förderten einander; S. ward von Möller vor allem im praktischen Zeichnen unterwiesen, während dieser von jenem in der Mathematik und im perspectivischen Zeichnen unterrichtet ward. Im Herbst 1734 ging S. darauf wohl vorbereitet zum Studium der Theologie nach Halle; er ist hier am 9. December 1734 inscribirt. Er soll hier wegen seiner ausgezeichneten Fertigkeit im Lateinischen von Joachim Lange (A. D. B. XVII, 634) zum Lehrer seiner Söhne angenommen sein. Das Studium der Theologie gab S. nach einiger Zeit auf, angeblich weil er glaubte, den Eid auf die symbolischen Bücher (?) nicht leisten zu können; er wandte sich der Philosophie und ganz besonders der Mathematik zu. Von Halle ging er nach der gewöhnlichen Annahme nach Jena; doch ist er in dieser ganzen Zeit (von 1729—1743) nicht in Jena inscribirt. Nachdem er seine Studien vollendet, zog er nach Hamburg; diesen Ort wählte er wohl, weil sein Freund Möller sich inzwischen hier niedergelassen hatte; zu ihm zog S. ins Haus und bis zu Möller's Tode haben sie auch nur ein gemeinschaftliches Hauswesen gehabt; sie blieben beide unverheirathet. S. gab zunächst, um seinen Unterhalt zu erwerben, Unterricht im Lateinischen und in der Mathematik, doch beschäftigte er sich daneben mit mechanischen Arbeiten, und diese Thätigkeit ward dann immer mehr sein eigentlicher Beruf. Er verfertigte Uhren, Globen, Maschinen und Instrumente der verschiedensten Art, ganz besonders auch optische. Als er auf diese Weise sich schon in weiten Kreisen vortheilhaft bekannt gemacht hatte, begann er auf Rath eines angesehenen Gönners sich auf das Studium der Bauwissenschaft zu legen. Der erste Bau, dessen Leitung ihm dieser Freund verschaffte, war der einer Bierbrauerei in Altona, der zweite, der ihm übertragen ward, war der der großen St. Michaelis-Kirche in Hamburg. In dem Thurm dieser Kirche hatte am 10. März 1750 ein Blitzstrahl gezündet und in wenigen Stunden war die ganze Kirche, die nur 89 Jahre gestanden hatte und für die schönste Kirche Hamburgs galt, eingeäschert. Schon bei der Untersuchung der Ruinen des Thurmes bewährte sich Sonnin's richtiger Blick; als es sich darum handelte, einen Baumeister für den Neubau zu wählen, kam schließlich, nachdem die Vor-

schläge einiger auswärtiger Architekten abgewiesen waren, außer S. nur noch Johann Bernhard Prey in Betracht. Für letzteren sprach, daß er vor wenigen Jahren den Bau der Kirche in St. Georg vor Hamburg zu allgemeiner Zufriedenheit ausgeführt hatte; doch war er namentlich wegen seines Charakters nicht allgemein beliebt. Gegen S. sprach, daß er noch nichts Rechtes an Gebäuden bisher aufgeführt hatte. So geschah es denn, daß man beide, Prey und S., gemeinschaftlich zu Baumeistern wählte (am 3. December 1750). Es führte das zu manchen Mißhelligkeiten; S. war seinem Collegen in allen Stücken überlegen, zeigte aber auch oftmals im Bewußtsein, das Bessere zu wollen, einen Starrsinn, der den Umgang mit ihm nicht leicht machte. Im ganzen ist die Kirche Sonnin's Werk, dessen Ansichten und Pläne fast immer angenommen wurden, und der denn auch, als Prey am 1. December 1757 gestorben war, den Bau allein fortführte; doch hat S. auch von Prey gelernt und ist während der Arbeit selbst, wie es bei einem so strebsamen und besonnenen Künstler nicht anders sein kann, an Einsicht und Fertigkeit gewachsen. Der Bau litt mehrfach Unterbrechungen, theils weil die Mittel ausgingen, theils weil man sich über wichtige Punkte nicht einigen konnte; so verzögerten namentlich die Verhandlungen über die Construction des Gewölbes und des Daches den Bau bedeutend. Am 19. October 1762 konnte dann die Kirche eingeweiht werden; aber noch hatte sie keinen Thurm. Im J. 1776 ward S. auch zum Baumeister des Thurmes angenommen; nach zehn Jahren war er vollendet, am 31. October 1786 wurde er eingeweiht. S. hatte auch beim Thurmbau allerlei böse Nachreden zu dulden; höchst interessant ist ein Brief Sonnin's vom 14. August 1780 an den Senator Wagener, in welchem er sich siegreich gegen alle Einwürfe seiner Gegner vertheidigt (abgedruckt von Geffcken in der Zeitschr. des Vereins für hamb. Geschichte, Band 4; s. unten). Daß die St. Michaelis-Kirche ein architektonisches Meisterwerk ist, wird heute niemand leugnen; die große Kreuzkirche mit dem hohen Gewölbe und ihrer unvergleichlich schönen Akustik ist für den protestantischen Gottesdienst außerordentlich geeignet; S. hat sich in ihr ein großartiges Denkmal gesetzt. Von den übrigen Bauten Sonnin's mögen hier nur erwähnt werden die Kirchen in Rellingen, in Niendorf, in Wilster, in Herzhorn und in Cappeln; Privatbauten führte er in Hamburg, in Kiel und in Wilster aus. Besonderes Aufsehen erregte die Art, wie er einige Thürme wieder gerade richtete, und ein Reparaturbau am Rathhause zu Hamburg. Am Anfang der siebenziger Jahre arbeitete er vielfach in Lüneburg; hier hat er namentlich durch ein Stangenwerk für den Betrieb der Saline sich berühmt gemacht. Er starb am 8. Juli 1794 im Alter von 81 Jahren.

Biographische Angaben über S. veröffentlichte Johann Theodor Reinke (A. D. B. XXVIII, 88) zuerst anonym in Friedrich Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1794, 2. Band, Gotha 1796, S. 1 bis 33. Später gab derselbe heraus: Lebensbeschreibung des ehrenwerthen Ernst Georg Sonnin, Baumeisters und Gelehrten in Hamburg. Herausgegeben von seinem Zöglinge Johann Theodor Reinke, Hamburg 1824. Die Angaben Reinke's über Sonnin aus der Zeit vor 1750 sind aber höchst ungenau, oft geradezu falsch. Trotzdem sind sie bisher überall wiederholt, auch in den gleich zu nennenden Arbeiten von Geffcken und Faulwasser. — Hamburgisches Künstlerlexikon I, 235 ff. — J. Geffcken, Ernst George Sonnin als Baumeister der St. Michaelis-Kirche, in der Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, 4. Band, Hamburg 1858, S. 185 bis 205. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller VII, 235 f. — Johannes Geffcken, Die große St. Michaelis-Kirche in Hamburg, 2. Aufl., Hamburg 1862, S. 58 ff. — Julius Faulwasser, Die St. Michaelis-Kirche zu Hamburg, Hamburg 1886.

Bertheau.

Sonnius: Franciscus S. hat sich als Glaubensrichter zur Zeit der niederländischen Reformation in mancher Hinsicht einen übeln Namen erworben, mag es auch sein, daß er mehr durch sein gehässiges Amt, als durch seine eigenen Leidenschaften zu manchen Greuelthaten geführt sei. Die katholische Kirche schätzte jedenfalls seine Verdienste hoch. Ohne Zweifel war er ein gelehrter und geachteter Mann, mit Viglius und Granvella sehr befreundet, als er um 1550 von Karl V. neben Ruard Tapper zum Sub-Inquisitor ernannt wurde. Geboren 1516 im Dorfe Son in Nordbrabant, weshalb er seinen Namen van der Velde mit Sonnius vertauschte, studirte er Theologie zu Löwen. Dort erhielt er 1539 den Doctorgrad und trat als Hochlehrer an der Universität auf, indem er auch als Geistlicher der St. Jacob-Parochie und Kanoniker der Hauptkirche fungirte. Um 1550 finden wir ihn als Kanoniker der Domkirche zu Utrecht; kurz nachher fing er seine Inquisitionsarbeit an. Besonders war er an den Processen wider Johann Anastasius Veluanus und Angelus Merula (s. A. D. B. XXI, 474 f.) († 1557) betheiligt, war auch um 1554 nicht ohne Gefahr für sich selbst in Friesland mit der Ketzervertilgung beschäftigt. Im September 1557 wohnte er dem Religionsgespräch zu Worms bei, wo der Ausgleich zwischen den Katholischen und Philippisten durch die Flacianer verhindert wurde. Im folgenden Jahre reiste er im Auftrag Philipp's II. nach Rom, um vom Papste Paul IV. die Errichtung der neuen niederländischen Bisthümer zu erlangen. Schon 1559 hatte diese Unterhandlung den gewünschten Erfolg und S. erhielt das Bisthum zu Herzogenbusch. Auch er hatte den Widerwillen zu kosten, welchem die neue bischöfliche Eintheilung bei Volk und Regierung begegnete; oft war er der Gegenstand der Spottlieder. Es mußte ihm daher willkommen sein, daß er nach vier Jahren in die Stelle des verstorbenen Bischofs von Antwerpen, Philippus de Zwart, eintreten konnte. Dort starb er am 30. Juni 1576; sein marmornes Grabmal findet sich noch da. Seine vielfache Thätigkeit in kirchlichen Angelegenheiten erlaubte ihm nicht, als Schriftsteller besonders hervorzutreten. Doch sind einige Schriften von ihm zu nennen: „Demonstrationes religionis christianae ex verbo Dei“; „De septem sacramentis.“ 1576; „Instructie voor die pastoren om 't onderwysen haar ondersaaten van de zeven sacramenten“, 1571; „Confutationes Calvinianae sectae per Belgiam sparsae, latine et belgice“; „Totius Belgiae divisiones ad opprimendum per novos episcopos evangelium, Romae sub Paulo IV. pontifice anno 1558 definitae“; „Catechismus seu institutio vitae Christianae“ und „Statuta Synodalia“.

Miraeus, Hist. Belg. — Valerius Andreas, Bibl. Belg. — Moreri, Grand dict. histor. und Batav. Sacra I. Bl. 655 v. v.

J. C. v. S.

Sonnleithner, eine alte, große und angesehene Wiener Bürgerfamilie, welche der Kaiserstadt an der Donau durch ein Jahrhundert eine Reihe ihrer vortrefflichsten Männer geschenkt hat. Die hervorragendsten unter ihnen sind:

Christoph S., geb. zu Szegedin in Ungarn am 28. Mai 1734, † in Wien am 25. December 1786. Er verlor frühzeitig seinen Vater, und kam als Knabe in das Haus seines Onkels Leopold S. nach Wien, der Heimath seiner Eltern. Hier absolvirte er die juridischen Studien und betrat die Advocatenlaufbahn. Daneben erhielt er von seinem Onkel, der als Beamter und als regens chori zugleich thätig war, einen gründlichen Musikunterricht und vervollständigte seine theoretischen Studien in der Musik unter Pirk, dem Lehrer Kaiser Joseph II. Sein Fleiß und seine Redlichkeit erwarben ihm einen ausgebreiteten Ruf und er zählte zu seiner Zeit zu den vorzüglichsten Advocaten Wiens, weswegen er auch von der juridischen Facultät zu ihrem Decan gewählt wurde. Seine juridischen Schriften verrathen nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen den Rechtsgelehrten

im strengen Sinne des Wortes und hatten den Beifall der angesehensten Staatsmänner. Gleich berühmt war er als Tonsetzer. Seine Messen, Symphonien und Kammermusikwerke fanden in ganz Oesterreich große Verbreitung. Er schrieb im Stil seiner Zeit; warmes Gefühl, Sinn für Klang- und Formschönheit und ein eigenthümlicher sanfter Charakter werden seinen Werken nachgerühmt. Kaiser Joseph nannte ihn seinen Lieblingscompositor und liebte besonders seine Quartette, die er sich oft vorspielen ließ. Seine vortrefflichen menschlichen Eigenschaften und seine geistigen Fähigkeiten vererbte er auf seine zehn Kinder, unter denen hervorzuheben sind:

Anna S., geb. 1767, deren Ehe mit W. Grillparzer Oesterreichs größter Dichter entsprossen ist.

Ignaz S., geb. am 30. Juli 1770, † am 27. November 1831 in Wien. Durch die besondere Gnade Kaiser Joseph II. erhielt er einen Stiftplatz in der k. k. Theresianischen Ritterakademie, wo er sich juridischen Studien und dem Studium fremder Sprachen hingab. Er führte längere Zeit in einem angesehenen Handlungshause in Wien die ausländische Correspondenz, wurde 1795 Advocat, 1803 Notar. Vom Jahre 1801 an hielt er als der Erste an der Wiener Universität Vorlesungen über österreichisches Handels- und Wechselrecht. Sein Lehrbuch über diesen Gegenstand wurde für ganz Oesterreich und Ungarn maßgebend. 1815 wurde ihm die Lehrkanzel für alle Handelswissenschaften am polytechnischen Institute zugewiesen. Durch viele Jahre hielt er auch öffentliche Vorlesungen über dieses Fach für alle Handelsbeflissenen. Sein unermüdliches und uneigennütziges Wirken veranlaßte seine Erhebung in den Adelstand 1828. Die allgemeine Noth, in welche Oesterreich nach den Kriegsjahren gerathen war, brachte ihn auf die Idee der Gründung der allgemeinen Versorgungsanstalt, durch die er sich in Wien ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Unter seinen Schriften werden, neben seinen Lehrbüchern über Handelswissenschaft, über Handels- und Wechselrecht noch genannt: „Ueber das Verhältniß der Provinz Elsaß zum Deutschen Reiche", „Gedanken über Banknoten und öffentliche Fondobligationen", „Ueber die Acceptations-, Verfalls- und Probestationszeit der Wechselbriefe". Er war berühmt durch seinen vortrefflichen Witz und durch sein schönes musikalisches Talent. Der Gesellschaft der Musikfreunde, zu deren eifrigsten und schätzbarsten Mitgliedern er gehörte, hat er seit ihrer Gründung sowohl als tüchtiger Sänger, als auch als Jurist die wesentlichsten Dienste geleistet.

Joseph S., geb. am 3. März 1766, † am 26. December 1835 in Wien. Er bildete sich frühzeitig zum Juristen, zum Litteraten und Musiker heran. Während der Jurist die politische Laufbahn betrat, erwarb sich der Literat umfassende Sprachkenntnisse, und wurde der Musiker unter dem Einflusse Haydn's und Mozart's ein tüchtiger Fachmann. Sein erster litterarischer Versuch war eine Bearbeitung der Sage von Fortunat's Wünschhütlein. Dann übersetzte er Joannis Secundi iter gallicum in Prosa, Tibull's Elegien in gereimten, die Fabeln des Phädrus in reimlosen Versen. Seine Vorliebe für die alten Classiker führte ihn zur Gründung einer Buchdruckerei, in der er ihre Werke theils im Original, theils in Uebersetzungen veröffentlichte. Im Jahre 1787 kam er in die Nähe Kaiser Joseph II., der ihm eine Anstellung in seiner Privatkanzlei gab, und ihm stets sehr gewogen war. Unter Kaiser Franz erhielt er den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise nach Deutschland, Dänemark und Schweden, um die Bildnisse und Biographien von Gelehrten und Künstlern für die Privatbibliothek des Kaisers zu sammeln. 1801 gründete er mit Schreyvogel, Holer und Rizy das „Kunst- und Industrie-Comptoir", welches sich um die Kunstbildung in Oesterreich zu Anfang dieses Jahrhunderts große Verdienste erworben hat. 1804 wurde er, nach Kotzebue's Abgang, Hoftheater-Secretär, und ent-

faltete in dieser Stellung eine außerordentlich rege und künstlerisch segensreiche Thätigkeit. Bis zum Jahre 1814 leitete er unter den schwierigen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen jener Zeit die beiden Hoftheater in der Burg und nächst dem Kärnthnerthore, und Anfangs durch kurze Zeit auch das Theater an der Wien. Er hat es verstanden, das Repertoire und den Geschmack des Publicums zu heben und die beiden Theater auf eine hohe künstlerische Stufe zu bringen. Er schrieb zahlreiche Operntextbücher, darunter „Leonore“ für Beethoven, „Agnes Sorel“, „Emerike“, „Der betrogene Betrüger“ und „Die Pagen des Herzogs von Vendome“ für Gyrowetz, „Kaiser Hadrian“ und „Die Weihe der Zukunft“ für Weigl, „Faniska“ für Cherubini, „Zum goldenen Löwen“ für Seyfried. Er lieferte viele Uebersetzungen anderer Textbücher ins Deutsche. Für die Zwecke des Burgtheaters bearbeitete er eine lange Reihe französischer Lustspiele. Er übersetzte metrisch: aus dem Lateinischen den „Amphytruo“ des Plautus; aus dem Italienischen des Ariost: „Der Nekromant“, „Lena“, „Die Unterschobenen“, das Lustspiel von der Kiste und das Lustspiel von den Schülern; aus dem Spanischen des Tirso de Molina: das Trauerspiel „Die Liebenden von Teruel“, das Schauspiel „Der Verdammte wegen Mangel an Vertrauen“, die Lustspiele „Vorsicht gegen Vorsicht“ und „Durch die Keller und die Winde“, von Antonio de Solis: das Lustspiel „Ein Narr macht hundert“. In Prosa übersetzte er aus dem Italienischen des J. B. Gelli die Dialoge „Circe“ und „Die Grillen des Böttchers“, dann das Lustspiel „Der Fehltritt“. Ein bleibendes Verdienst um seine Vaterstadt und um sein Vaterland hat er sich durch die Begründung zweier großer und bedeutender Gesellschaften erworben, die sich bis auf den heutigen Tag in stets wachsender und umfassenderer Thätigkeit erhalten haben: Der „Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen“ (1811) und der „Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates“ (1812). Beiden hat er als geschäftsführender Secretär bis zu seinem Tode die ausgezeichnetsten Dienste geleistet, und Beide haben ihm ihre Größe, ihren Einfluß und ihre Bedeutung zu verdanken. So wie sich die erstere in schweren Zeiten durch großartige Humanitätsacte hervorthat, so hat sich die letztere um die Emporbringung der Musik in Oesterreich unvergängliche Verdienste erworben. Mit großer Energie, Umsicht und Thatkraft stand S. an ihrer Spitze und seiner Anregung folgend begründete die „Gesellschaft der Musikfreunde“ das Wiener Conservatorium für Musik im Jahre 1817, welches rasch einen großen Aufschwung nahm. Seiner Fürsorge verdankt diese Gesellschaft auch die werthvollen wissenschaftlichen Sammlungen, die sie besitzt. S. war ein Mann von einer seltenen Selbstlosigkeit und Reinheit des Charakters. Er wurde von seinen Zeitgenossen allgemein verehrt und erfuhr von Höfen, Akademien, Museen und Vereinen die mannigfachsten Auszeichnungen. Trotz all seiner Thätigkeit auf den verschiedenartigsten Gebieten ist er seiner juridischen Laufbahn nie untreu geworden. In den letzten zwei Decennien seines Lebens war er als kaiserlicher Regierungsrath und Hofagent bei den vereinigten Hofkanzleien, dann bei der Hofkammer im Münz- und Bergwesen, endlich beim Hofkriegsrath thätig. Außer zahlreichen litterarischen und musikalischen Arbeiten hinterließ er eine große Sammlung von Materialien zur Geschichte der Musik und des Theaters in Wien und in Oesterreich, die im Archive der Gesellschaft der Musikfreunde aufbewahrt wird.

Allgemeine musikalische Zeitung. — Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit und politische Gesetzkunde. — Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde. — Castelli, Memoiren meines Lebens.

E. Mandyczewski.

Sonntag: Christoph S., evangelischer Theologe, † 1717. S. wurde zu Weida im Voigtlande am 28. Januar 1654 in bürgerlichen Verhältnissen geboren und erhielt seine Vorbildung zu Schulpforta. Er studirte seit 1671 zu Jena zunächst Sprachwissenschaft und Philosophie und erwarb sich hier am 10. September 1674 die philosophische Magisterwürde. Von da an studirte er besonders unter Johann Musäus daselbst Theologie, bis er als Erzieher der Söhne des Grafen von Bieberstein nach Oppurg berufen wurde. Hier erhielt er auch zwei Jahre darauf die Pfarrstelle und verwaltete sie zehn Jahre lang. Darauf folgte er einem Rufe als Superintendent nach Schleusingen. Fünf Jahre darauf berief ihn der Rath der freien Reichsstadt Nürnberg zum ersten ordentlichen Professor der Theologie und zum Superintendenten des dortigen geistlichen „Ministeriums“ nach Altdorf 1690. S. nahm den Ruf an, promovirte als Doctor der Theologie im October d. J. zu Jena und traf noch in demselben Monate in Altdorf ein. Hier hat er nicht nur seinen theologischen Beruf erfüllt, sondern bei seiner großen Kenntniß der griechischen Sprache sogar 1699 (so Zeltner s. u.) noch eine eben vacant gewordene Professur derselben übernommen. Er konnte nämlich auch das Griechische wie seine Muttersprache sprechen. Mit einer seltenen körperlichen Gesundheit beglückt, blieb er arbeitsfrisch bis in sein hohes Alter in Vorlesungen, Disputationen, schriftstellerischen Leistungen, Ordinationen der Candidaten des geistlichen Amtes und anderen Obliegenheiten seiner zahlreichen Aemter. Berufungen nach auswärts, z. B. 1693 nach Lüneburg, 1696 nach Weimar lehnte er alle ab. Er war viermal Rector der Universität und achtmal Decan der theologischen Facultät. Hauptsächlich geschah es durch seine Bemühungen, daß die Altdorfische Akademie 1697 das kaiserliche Privileg erhielt, theologische Doctorpromotionen vorzunehmen. Im J. 1717, am 6. Juli, starb er in Folge eines Schlaganfalles. Seiner geistigen Richtung nach war S. ein mild orthodoxer Lutheraner: „quo propior Luthero, eo melior theologus“, pflegte er zu sagen (Zeltner p. 453 f. u.); er stimmte zwar principiell mit den Wittenberger und Leipziger Theologen gegen die eben damals aufkommende pietistische Theologie, äußerte sich aber rücksichtsvoll über die Lehrer derselben. Man merkt ihm die Schule des Musäus an, dem die lutherische Frömmigkeit doch höher stand als die lutherische Schulformel.

Sein Leben beschrieb Zeltner, vitae theologorum Altorphinorum 1722 (4°) p. 448 sqq. Daselbst das Verzeichniß der Schriften Sonntag's, 119 lateinische und deutsche, dazu 12 griechische Disputationen. Bei Zeltner a. a. O. befindet sich auch Sonntag's Porträt. Paul Tschackert.

Sontag: Henriette Gertrude Walpurgis S., geboren nach directer Mittheilung ihres Bruders Karl am 3. Januar 1803 (also nicht 1804, 13. Mai 1805, 3. Januar 1806) zu Coblenz, heirathete 1827 den Grafen Carlo Rossi und starb am 17. Juni 1854 in Mexico. — In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts besaß Deutschland drei Sängerinnen, die sich ebenbürtig neben den berühmtesten italienischen und französischen Gesangskünstlerinnen ihrer Zeit behaupteten, ja was Schönheit und Kraft der Stimme und Vielseitigkeit der Leistungen betraf, sie vielfach noch übertrafen: Wilh. Schröder(-Devrient-Döring-Bock), Nanette Schechner-(Waagen) und H. S.(-Rossi). In den 40er Jahren gesellte sich ihnen dann noch Jenny Lind-(Goldschmidt). Es war überhaupt die Zeit der großen Sängerinnen. Wem wären die Namen Marianne Sessi(-Natorp), und ihrer vier Schwestern, Angelica Catalani(-Valabrèque), Jos. Fodor-(Mainville), Giuditta Negri(-Pasta), Giuditta und Giulia Grisi (an die Grafen Barni und Melcy verheirathet), Maria und Paulina Garcia (Malibran-de Beriot, und Viardot), Fanny Tacchinardi(-Persiani), Julie Aimée Dorus(-Gras), Clara Novello(-Gigliucci) und viele andere unbekannt geblieben? Denen sich als Sterne

zweiter Größe, doch nur von sehr wenigen ersten unsrer Zeit erreicht, noch P. A. Milder(=Hauptmann), Jos. Kilitschki(=Schulze), L. Wranitzki(=Sailer), K. Wranitzki(=Kraus), die drei Schwestern Heinefetter, A. Schebest(=Strauß), J. Lutzer(=Dingelstedt), A. Bochkolz(=Falkoni), L. Tuczek(=Herrenburger) u. s. w. anschlossen. Der Schechner und Schröder wurde in diesem Werke schon gedacht; es erübrigt noch, der Sontag den verdienten Denkstein zu setzen. Alle Concert= und Theaterberichte aus jenen Tagen bezeichnen sie als die schönste, liebenswürdigste und begabteste Sängerin, geben begeisterte Schilderungen ihrer wunderbaren Gesangs= und dramatischen Leistungen, ihrer reizvollen Erscheinung, ihres bezaubernden Wesens. Als sie am Königsstädter Theater in Berlin engagirt war, dort fast nur Partien in Opern von Rossini und Auber singend, wurden ihr schon beispiellose Huldigungen, gleicherweise ihrer Persönlichkeit, wie ihrer Kunst geltend, dargebracht. Das Interesse strengerer Kunstkenner, welche die Werke dieser außerdeutschen Meister nicht für vollbürtig anerkannten, erregte sie durch ihre Concertvorträge, doch machten sich bezüglich der Reinheit der Intonation und Vollkommentheit der Solfeggien noch Bedenken geltend. Aber der Zierlichkeit, Leichtigkei und Anmuth ihres Gesanges vermochte sich auf die Dauer niemand zu verschließen. Bevor sie nach Paris ging, trat sie in einer Reihe von Rollen (Donna Anna, Agathe, Euryanthe, Susanna, Tancred, Desdemona), im Hofopernhause auf, die den bisher von ihr gesungenen diametral entgegengesetzt waren und erregte auch auf diesem, ihr anscheinend fremden Gebiete, in steigendem Grade die Befriedigung der Musiker, die Anerkennung der Kritik, die Bewunderung aller. Kurz vor ihr hatte, obwohl nach anderer Seite, d. h. durch ihr phänomenales Organ wirkend, die Schechner gastirt, aber Henriette wußte sich stets jeder Rivalität gegenüber glänzend zu behaupten. Man rühmte namentlich auch ihre große, echte und edle Kraft der Darstellung als unübertrefflich und eine vollendete Meisterschaft des Vortrages und der Ausführung. Ihr Auftreten war plastisch und musikalisch von größter Wirkung. Sie besaß keine grandiose Stimme und Figur, vermochte aber doch, wenn es galt, Kraft und edles Feuer zu entwickeln und auch undramatische Partien durch den Reiz ihrer Erscheinung, den unwiderstehlichen Zauber ihres Gesanges und Spieles und ihrer hinreißenden Darstellung in höhere Regionen zu erheben. Als sie aus Paris zurückkam, wollte man bemerken, daß ihr Organ in der Tiefe etwas gewonnen, das leichte Ansprechen in der Höhe aber, ihre einst überaus deutliche Aussprache etwas verloren habe. Dagegen hatten sich die Kunst des Portamento, die Oekonomie und Geschicklichkeit des Athmens vervollkommnet. Haltung und Anmuth behielten selbst in den leidenschaftlichsten Momenten noch Würde und Grazie. Wie keine andere Sängerin wußte sie die musikalischen Perioden zu schattiren und abzurunden und oft mit wunderbarer Kraft allmählich zu höchster Höhe des Effects zu steigern. Die größten Triumphe brachte ihr vor ihrer Abreise nach Petersburg ihre letzte Rolle: „Semiramis“, mit der sie vorläufig ihre dramatische Laufbahn beschloß. Es war wahrhaft rührend und ergreifend, welch herzliches Lebewohl die Berliner ihrem Lieblinge weihten. Aus den vielen glänzenden Beurtheilungen ihres Gesangs und Spiels sei es gestattet, nur einiges hervorzuheben. „Sie war das holdeste, liebenswürdigste, einfachste deutsche Mädchen, von mittlerer Größe, dem zierlichsten Wuchse, mit einem runden lachenden Gesichtchen, blauen, sanften, lebhaften Augen, blondem Haar und gewinnendstem Wesen, stets heiter, voll Laune und Muthwillen, aber von den Grazien umweht in jeder Bewegung; dabei mit dem besten Herzen begabt, stets zu helfen bereit, immer wohlthätig, freundlich, zuvorkommend und liebreich. Alle Directoren gaben ihr das Zeugniß, daß sie nie eine gutwilligere, unverdrossenere Sängerin hatten. Mit dieser bezaubernden Persönlichkeit einte sich eine glockenhelle, klare, liebliche, weiche und umfangreiche Stimme

und eine sehr gründliche musikalische Bildung, unermüdlicher Fleiß und energisches Streben; ihr Vortrag war zugleich im höchsten Grade correct, kunstgerecht und anmuthig vollendet, seelenvoll und ergreifend; die größte Gewandtheit und Kehlfertigkeit für verzierten Gesang, wie ungewöhnliche Ausdauer waren ihr eigen. Ihre natürliche Beanlagung ließ sie weniger als große Darstellerin erscheinen und für den Ausdruck tieferschütternder Leidenschaft waren ihre Mittel, wenn sie auch auf diesem Gebiete ausgezeichnetes zu leisten vermochte, kaum ganz zureichend. In launigen, schalkhaften und gemüthlichen Rollen blieb sie dagegen unerreichbar. Die zarteste, duftendste, süßeste Blume deutscher Gesangskunst schwand mit ihr von der Bühne. Sie erlebte aber auch Ehren, wie sie vor und nach ihr keiner andern Künstlerin zu theil wurden."

Die Eltern Henriettens, selbst Schauspieler, bestimmten sie frühzeitig zur Bühne und versäumten trotz ihrer geringen Einkünfte nichts, ihre körperliche und geistige Ausbildung zu fördern. Namentlich erhielt „Jetterl", des Vaters Liebling, ein bis zur Wildheit munteres und muthwilliges, echtes Theaterkind, mit allerliebstem Silberstimmchen, das frühe schon seltene und Aufsehen erregende Festigkeit gewann, eine sorgfältige Erziehung. Ihr kindliches Gebahren, ihre ergötzliche Naivität und ihr natürlich reizender Gesang gewannen ihr alle Herzen. Der Vater, Franz S., in Mainz geboren, galt in den Rheinlanden und Süddeutschland als ein genialer, denkender Darsteller hochkomischer Charaktere, als ein im Buffofache bedeutender Künstler. Er hatte das Unglück, in Mannheim bei einer Vorstellung von Cherubini's „Lodoiska" von einem Gerüste herabzustürzen und dabei das Bein zu brechen, das leider so unglücklich geheilt wurde, daß er fernerer theatralischer Laufbahn in der Blüthe seiner Jahre entsagen mußte. Die Mutter, Franziska S. geb. von Markloff, geboren am 12. Jan. 1789 († am 10. April 1865 in Dresden), Tochter eines am Rhein begüterten Mannes und angesehenen Beamten in Heddernheim, heirathete ihren Gatten, als sie eben das 14. Jahr zurückgelegt hatte. Sie spielte im Schauspiel Liebhaberinnen, in der Oper Soubretten mit großem Beifall. Sie war von junonischer Gestalt und grazienhafter Schönheit. Theaterluft athmeten ihre Töchter, die begnadeten Erbinnen des fast unvergänglichen Reizes und Talentes ihrer Mutter. Sie bezauberten, wohin sie kamen und entzückten stets, sobald sie ihre jugendhellen Stimmen hören ließen. Frau S. ging in der Folge ganz zum Schauspiel über und errang sich, als das Prager k. k. ständige Theater unter Liebich's Direction zu den besten deutschen Bühnen zählte, als Nachfolgerin der Sophie Schröder die ehrenvolle Stelle einer ersten Heldin und Liebhaberin, eines gefeierten Lieblings des Prager Publicums. Zeitgenossen rühmen sie als eine der hervorragendsten Künstlerinnen, mit Sternen erster Größe wetteifernd; sie preisen ihre schöne, majestätische Erscheinung, ihre ausdrucksvolle Mimik, ihr weiches, klangvolles Organ, die Natürlichkeit und Lebensfrische ihrer Darstellung und ihr echt künstlerisches Streben. „Dazu kam, was nur das Talent zu geben vermag — die süße Regung der Seele — das Gefühl." In Rollen, die dieses vorwiegend voraussetzten, soll sie unnachahmlich gewesen sein. Wenn sie jungen Damen, für deren Talent sie sich interessirte, Rollen vorlas, hatte sie eine Innigkeit der Empfindung im Ton, wie keine ihrer Colleginnen. Ihrer hochbegabten Tochter war sie bis in späte Jahre eine sorgsame, einsichtsvolle Lehrerin. Henriette trat nie in einer Partie auf, die sie nicht genau mit ihr studirt hatte. Sie ging, als dieselbe sich anscheinend glänzend verheirathet hatte, vom Theater auf deren Wunsch ab; es schien beiden nicht ziemlich, eine Gesandtin im ersten Rang, eine Mutter, vielleicht in undankbarer Rolle, auf der Bühne und dazu möglicher Weise ein liebelos urtheilendes Publicum. (Von ihrer zweiten Tochter Nina später.) Zwei ihrer Söhne wurden Officiere, der dritte ist der bekannte, treffliche Schauspieler Karl

S., anfangs den Namen „Holm" führend. — Henriette kam in frühester Kindheit mit ihren Eltern nach Darmstadt. Vier Jahre alt, betrat sie hier in Gotter's „Medea" erstmalig die weltbedeutenden Bretter; kaum sechsjährig sang sie schon unter größtem Beifall die Lilli in Kauer's Zauberoper: „Das Donauweibchen". Noch größeren Erfolg errang sie durch die Lieblichkeit ihrer Erscheinung und den Wohlklang ihrer Stimme bei einem Gastspiel ihrer Eltern in Mannheim in derselben Rolle. Schon auf der Probe setzte sie durch ihren Gesang das Orchester und den Capellmeister Ritter in solches Erstaunen, daß dieser, als sie glockenrein das hohe C ansetzte, ihr sagte, sie möge da eine Fermate anbringen, damit die Zuhörer den Genuß, dies zu hören, länger hätten. Der Beifall, den sie fand, steigerte sich, als sie in der zweiten Aufführung nach Anleitung ihres Vaters, der den Caspar Larifari spielte, verschiedene Verzierungen anbrachte. Nach des Vaters Tode (1814) siedelte die Mutter mit den Ihren von Darmstadt nach Prag über; Henriette wurde für Kinderrollen mitengagirt. Achtjährig trat sie hier zum ersten Male in der „Teufelsmühle" von W. Müller auf. Kurz vorher hatte sie vor Zuhörern die Arie der Königin der Nacht gesungen, jetzt legte sie aus dem Wranitzki'schen „Oberon" eine Arie ein, durch deren für ihr Alter an's Wunderbare grenzenden Vortrag zur Bewunderung hinreißend. Im neunten Jahre wurde sie für die Darstellung kleiner Kinder zu groß, sie spielte nun Knabenrollen, im zehnten sang sie in der Oper bereits den Pagen (Jean de Paris), Benjamin u. s. w.

Alle Rollen gab sie bisher nur nach dem Gehör, von musikalischer Vorbildung hatte sie noch keinen Begriff. Nun rieth man der Mutter dringend, ihr im Conservatorium eine gründliche Schulung angedeihen zu lassen. Dies Institut nimmt aber statutenmäßig nur Schüler auf, die das zwölfte Jahr zurückgelegt haben und sich zu sechsjährigem Besuche verpflichten. Gönner der Familie ermöglichten es aber durch ihre Verwendung, daß man bei Henriette, die schon so viele Proben glänzenden Talentes gegeben, eine Ausnahme machte und ihr schon mit elf Jahren Zutritt gewährte und daß man im Hinblick auf ihren Fleiß und die glänzenden Proben ihrer Leistungsfähigkeit, ihr schon nach zwei Jahren gestattete, die Anstalt wieder zu verlassen. Da der Vorstand der Schule ihr das beste Zeugniß gab, so sind Berichte, die sagen, daß man sie ihrer Talentlosigkeit wegen gerne weggehen ließ und daß das Conservatorium ihr stets abgeneigt blieb, jedenfalls unrichtig.

Ihre Lehrer wurden nun der alte bärbeißige Capellmeister Triebensee (Theorie), der bedeutende Pianist Pixis (Clavier), der Flötist und Componist Bayer und Frau Czepka (Gesang). Um jene Zeit reiste der berühmte Tenorist Gerstäcker durch Prag und ward durch die Theaterdirection veranlaßt, einige Gastrollen zu geben. Da pötzlich erkrankte die erste Sängerin, Mad. Becker, welche mit ihm in „Jean de Paris" singen sollte. Man hatte keinen Ersatz und bat nun in höchster Not die Mutter Henriettens, derselben zu gestatten, die Prinzessin singen zu dürfen. Nach anfänglicher Weigerung gab sie den Bitten nach, wenn ihr, falls ein Mißlingen vorauszusehen sei, nach der zweiten Probe gestattet würde, ihre Zusage zurückzunehmen. Unter Angst und Thränen übernahm Jetterl ihre Aufgabe, aber die Hauptprobe fiel schon so glänzend aus, daß sie auf einen Triumph am Aufführungsabend hoffen durfte, der dann auch über ihre Zukunft entschied. Auch das Conservatorium hatte zu diesem Auftreten seine Einwilligung gegeben und das Kind, das in so jugendlichem Alter als erste Sängerin bereits mit Beifall überschüttet wurde, sah sich nun plötzlich in einen höchst achtungswerthen Künstlerkreis versetzt. Trotzdem verlor die tüchtige und strenge Mama die Zügel ihrer Erziehung keinen Moment aus den Händen. Sie hielt sie zu größtem Fleiße an und tadelte die leiseste Nach-

lässigkeit. Unter ihrer Leitung brachte sie es bald dahin, daß sie auch in Spielpartien Vollendetes leistete und selbst in Scenen, wo sie nur zu sprechen hatte, oft mit Beifall überschüttet wurde. Gerade bei ihr nahm es auch Triebensee sehr genau. Er verfuhr dabei nicht immer fein (was nicht eben seine Art war) und sein rauhes Wesen preßte der sonst allgemein bewunderten jungen Sängerin manche Thräne aus. Als sie z. B. einst auf einer Probe sich schonen wollte und nur mit halber Stimme sang, klopfte er ab, rufend: „Was heißt denn das? Dumme Gans, sperr' Sie's Maul auf, daß man hören kann, ob der Gsang was werth ist!" Die verständige Mutter tröstete die Weinende nicht, indem sie ihr recht gab, sondern ernst darauf hinwies, daß sie immer, wenn sie die Erste sein wolle, auch das Höchste leisten müßte. Die Lehren, die Grundsätze der abgöttisch verehrten Mama beherrschten sie durch ihr ganzes Leben. Wie gesagt hatte ihr Auftreten in genannter Oper durchschlagenden, kühnste Erwartungen übertreffenden Erfolg. „Die Präcision, Reinheit und Zartheit ihrer Ausführung lohnte rauschender Beifall; man ließ sie kaum zu Ende singen. Aber selbst den Enthusiasmus abgerechnet, zu dem ihre ‚im fürstlichen Prunke blendende Jugendblüthe und Lieblichkeit' sehr viel beigetragen haben mochte, mußte jeder zugestehen, daß sie mehr als billige Forderungen befriedigt (auch ihr Spiel war anständig und ausdrucksvoll, obgleich anfangs befangen, was ihm aber nur erhöhten Reiz verlieh), ja in Anbetracht ihrer Jugend übertroffen hatte." Wie diesmal, wußte sie sich auch in anderen Partien stets mit viel Gewandtheit aus der Sache zu ziehen und wo das harmlose Mädchen „mit dem Amorkopfe" nicht mit siegreicher Kraft imponiren konnte, schmeichelte sie sich durch die Reinheit und Anmuth ihres Gesanges und wahre und richtige Auffassung der darzustellenden Charaktere ein". Wir können andere Opern, in denen sie im Lauf der nächsten Jahre zu singen hatte — „Nachtigall und Rabe", „Vornehme Wirthe", „Dorfsängerinnen", „Barbier", „Pachter Robert", „Richard Löwenherz", „Unterbrochenes Opferfest", „Freischütz", „Don Juan" (Zerline und Donna Anna), „Tancred", „Figaro" u. s. w. — hier nicht eingehend besprechen, wollen aber doch aus der großen Zahl bewundernder Recensionen über ihre Leistungen nur die hochweise Prophezeihung eines weitblickenden Kritikers hervorheben, der da schrieb: „sie sei zwar ein recht liebliches Mädchen mit einem Engelsköpfchen und einer artigen kleinen Stimme, würde es jedoch schwerlich zu einer großen Sängerin bringen!" — Henriettens Gage in Prag mag nicht groß gewesen sein. Wenn man auch die der Mutter dazu rechnete, war die Familie doch zu empfindlichen Einschränkungen genöthigt. Auch eine Henrietten abholde Partei in der Presse machte sich stets bemerklich. Jetterl strebte also von Prag wegzukommen. Sie wandte sich zunächst nach Wien, wo sie nun die nächsten drei Jahre verbrachte, anfangs mehr lernend und beobachtend, dann als sie durch Barbaja und den Grafen Palffy für das Kärnthnerthor-Theater und das Theater an der Wien (April 1823) engagirt war, in deutschen und italienischen Opern mit gewohntem, ihr stets getreu bleibendem Beifall singend. Als Pamina z. B. wurde sie, damals ein äußerst seltener Fall, einst neun mal gerufen. Sie trat dann ferner noch als Rosina, Agathe, Myrrha auf. Ein von ihr und ihrer Mutter in Baden b. W. veranstaltetes Concert erwies sich als sehr lohnend. Sie sang nun noch im „Joh. v. Paris", „Don Juan", „Ferd. Cortez", in „Donna del lago" und „Gazza ladra". Sie hatte stets das Glück, begeisterte Gönner unter den tonangebenden Referenten zu finden (in Wien z. B. Kanne u. a.). Kaum hat eine andere Sängerin je solche überschwängliche, verhimmelnde, um nicht zu sagen verzückt-verrückte, in Enthusiasmus sich auflösende Lobeserhebungen gefunden. Im Ganzen trat sie nicht häufig auf, benutzte dafür aber um so mehr eine ersehnte Gelegenheit, um an einem tüchtigen Vorbild sich ein Muster zu nehmen und ihm

nachzueifern. Momentan gastirte eine berühmte Sängerin, Josephine Fodor-Mainville (geboren 1793 in Paris), Tochter des großen Geigers Jos. Fodor in Wien, die zu hören sie nie versäumte. Man rühmte an derselben eine wunderschöne Stimme, gediegene Schule und einzig vorzügliche Vortragsart. Wie alle gottbegnadeten Künstlernaturen und echten Talente war auch Henriette von rastlosem Fleiße und Streben erfüllt. Sie wußte der großen Künstlerin Gesangsweise bald so abzulauschen und sie sich so glücklich anzueignen, daß man oft die Behauptung aufstellen hörte, sie wäre eine Schülerin derselben, was in Wirklichkeit nicht der Fall war. Sie war schon eine geachtete Sängerin, als Weber nach Wien kam, um dort seine im Auftrage des Directors Barbaja componirte Oper „Euryanthe“ aufzuführen. Ob er die Titelrolle für Henriette, die er von Prag her kannte, geschrieben, mag dahin gestellt sein, denn das Werk entstand bekanntlich in Klein-Hosterwitz bei Dresden; aber auf die Ausgestaltung dieser Partie hat sie jedenfalls großen Einfluß geübt; sie war die erste, welche sie am 25. October 1823 sang; der Meister hatte sie selbst sorgfältig mit ihr geübt. In dieser unübertroffenen Leistung einigten sich alle Meinungen. Kaum je dürfte „Euryanthe“ mit solcher Vollkommenheit in Spiel und Gesang zugleich wieder zu Ohr und Anschauung gekommen sein, wie von unserer Künstlerin, selbst die Schröder-Devrient, welche sie ebenfalls bewunderungswürdig, aber im Gegensatze zur S. als Heroine sang, nicht ausgenommen. Henriette war, als sie Wien verließ, schon eine Berühmtheit und im Reiche draußen war nur Vortheilhaftes über sie bekannt geworden. Aber erst in Leipzig, wohin sie 1824 kam, nachdem sie mit großem Erfolge zuvor noch auf verschiedenen österreichischen Bühnen gastirt hatte, begann ihre eigentliche Glanzperiode. Besonders in den Weber'schen Opern kam der Reiz ihrer Stimme und persönlichen Erscheinung, ihr hervorragendes Talent zur Darstellung, ihre seltene Gesangskunst derart zur Geltung, daß sich ihr Ruf wie im Fluge durch ganz Deutschland verbreitete. Auf die Nachricht hin, daß sie ihr Engagement in Wien gelöst habe und nach Leipzig zu einem Gastspiele kommen würde, ordnete der Intendant der Berliner Hofoper, Graf Brühl, sofort eine Stafette an sie mit einem glänzenden Contract ab; aber der Bevollmächtigte des Königsstädter Theaters, Holtei, war ihm doch zuvorgekommen, wie ihm wieder andere Bühnen. Nur mit List gelang es der diplomatischen Schlauheit Holtei's, die Wiener Nachtigall für Berlin (5600 Thl. Gage) zu fangen. Diese Engagementsgeschichte ist sehr amüsant in dessen Autobiographie zu lesen (40 Jahre. Bd. III. S. 257 u. f. f.). Interessant ist übrigens doch eine Bemerkung der Allg. Leipz. mus. Zeitung über ihr dortiges Auftreten, die, wie es scheint, eine sehr treffende Ausstellung macht. Auch hier wird anmuthige Erscheinung und feines, zierliches Spiel der Sängerin, besonders im anständig Naiven, ihre stets gemessene und wohlthuende Haltung gerühmt, aber tiefere Wärme vermißt und noch Neigung zum Detoniren gerügt. Sonst ist ihr Gesang vortrefflich; unnachahmlich und von ganz besonderer Zartheit ihr mezza voce; ihre Töne wurden da wahre Schmeichellaute. Die in Berlin ungeduldig erwartete Künstlerin traf endlich, nachdem sie vorher noch in Prag gastirt, daselbst ein und bezog zunächst Holtei's Wohnung in der Kaiserstraße; diese Straße, bisher öde und einsam, war nun alsbald von Equipagen aller Art und säbelrasselnden Reitern belebt. Am 3. August 1825 betrat sie an des Königs Geburtstag — aus welcher Veranlassung Mama S. auch einen von Holtei gedichteten Prolog sprach — in Rossini's „L'Italiana in Algeri“ als Isabella mit durchschlagendem Erfolge die Bühne. Sie versetzte Berlin in einen Taumel des Entzückens. Es galt als höchstes Glück, ein Billet zu einer Vorstellung erhalten zu können, in der sie auftrat. Schon Tage lang vorher mußte man eine Karte belegen, an

Spielabenden drängten sich die Menschen schon von früh an zur Theaterkasse, es ging da lebensgefährlich zu; kurz, ein beispielloser Enthusiasmus, um nicht zu sagen, eine unbegreifliche Narrheit, erreichte ihren Siedepunkt. Eine satyrisch-witzige Schrift: „Henriette, die schöne Sängerin" (Leipzig 1826), die ihrem Verfasser, L. Rellstab, eine Eincarcerirung zugezogen haben soll, geiselte diesen in's Lächerliche gehenden Taumel aufs schärfste. Holtei, der sich zu guterletzt, wie alle, die der Himmlischen nahten, selbst bis über die Ohren in sie verliebt hatte, aber gerade, wie alle anderen Unvorsichtigen, von der jeder Courmacherei Abgeneigten ernst und unerbittlich abgewiesen wurde, urtheilt also über sie:

„Ich habe schönere Frauen gesehen, größere Schauspielerinnen, habe gewaltigere Stimmen gehört, vielleicht auch höhere Virtuosität des Gesanges, aber einen so innigen Verein von Anmuth, Reiz, Wohllaut des Organs, Ausbildung aller künstlerischen Fähigkeiten, Darstellungsgabe, besonnener Anwendung gegebener Mittel, bescheidener Cokettterie wüßte ich nie und nirgends bewundert zu haben. Ja, wir waren berauscht! Was diesem Wundermädchen in meinen Augen schönste künstlerische Weihe gab, war die Klarheit, ich möchte es am liebsten Weisheit nennen, mit der sie zu bestimmen vermochte, wo es am Orte war, ihrer Kehlfertigkeit freien Lauf zu lassen und ihren Vortrag mit Coloraturen, wie mit bunten Blumen zu zieren; oder wenn die Würde einfacher Melodien, der Moment der Situation, der Fortschritt der Handlung dies unpassend machten, sich und ihre Geschicklichkeit zu beherrschen und nur der dramatischen Wahrheit zu huldigen. Sogar auf die nur zu oft charakterlosen Tändeleien in der melodiereichen, aber oberflächlichen italienischen Musik wußte sie diesen Sinn für dramatischen Gesang zu übertragen und mit genialer Kühnheit ihren Arien den Ausdruck reiner Schelmerei zu geben, ohne je Gemüth und Seele vermissen zu lassen".

Die zweite Oper, in der Henriette sang und in der sie womöglich noch größere Triumphe feierte, war Auber's „Schnee". Auch darüber berichtet Holtei am angeführten Orte. Es war vorauszusehen, daß ein solches Kleinod im Verband des Königsstädter Theaters nicht lange bleiben würde. Die Künstlerin wollte, um weitere Studien zu machen und ihren Ruhm nun auch in fremde Lande zu tragen, zunächst in Paris einen Versuch machen. In Berlin hatte sie von 1825—27 in der „Italienerin" 40 mal, im „Schnee" 30 mal, in „Aschenbrödel" 23 mal, in der „Weißen Dame" 22 mal und sonst noch in zwölf andern Opern wiederholt gesungen. Nach einem Gastspielcyclus, den sie noch im Hoftheater absolvirte, und einem Concerte, das sie auf der Durchreise im Theatersaale in Potsdam gab, gelegentlich dessen alle Berliner Verehrer der Gefeierten noch einen herzlichen Abschiedsgruß darbrachten, reiste sie, wie man sagt, einer Einladung Rossini's folgend, im Mai 1827 auf ein paar Monate nach Paris. Vorher noch war sie, um ihr Talent der Residenz nicht ganz zu entfremden, zur Kgl. Hof- und Kammersängerin ernannt worden. Selbstverständlich war, als sie am 19. Mai vor ihrer Abreise nochmals die „Aschenbrödel" sang, das Haus, in dem ihr Ehren aller Art dargebracht wurden, überfüllt und ihr Blumen, Kränze und Gedichte in reichstem Maaße gespendet.

Mit den Kunsterfahrungen der letzten Zeit hatte auch eine neue Aera ihres künstlerischen Lebens begonnen, indem sich von nun an zu dem größten Verdienste auch noch das höchste Glück gesellte. Sie war überhaupt ein Kind des Glückes. Ihre Stimme war nun so vollendet und unfehlbar ausgebildet, daß sich in ihrer ganzen Laufbahn kein Fall angeben läßt, wo ihr etwas mißglückt wäre. Unerschütterliche Zuversicht auf das, was sie zu leisten vermochte, erfüllte sie, und oft gestand sie ihrer sie stets begleitenden älteren Freundin, der Frau von Montengleau, einer Dame von Stand und Bildung, daß ihr ein neues inneres Leben aufgegangen sei, und merkwürdig war dann die plötzliche Rosengluth, die ihre gewöhnlich

so ruhigen, ja fast leidend scheinenden Gesichtszüge übergoß, die Begeisterung, die mächtig aus ihren sanften blauen Augen strahlte, und der fast zu poetischer Ueberschwenglichkeit gesteigerte geistige Gehalt ihrer schnell hinströmenden Rede, sobald die eben noch so stille, zurückhaltend-schüchterne Jungfrau auf diese idealen Kunsttendenzen, die sich ihr mit einem Male erschlossen hatten, zu sprechen kam. — In Paris begegnete ihr schon deswegen entschiedenes Vorurtheil, weil sie, die deutsche Sängerin, es vermessen wagte, mit den dort bevorrechteten Italienerinnen in die Schranken treten zu wollen. In Salons und Tagesblättern ward die Kühnheit der „petite allemande“ bespöttelt. Am dritten Abend nach ihrer Ankunft trat sie bereits im „Barbier“ auf; ein Phänomen für die Pariser, die auf Ermüdung, Heiserkeit und andere Minauderien, die einen Aufschub zur Folge haben konnten, gerechnet hatten. Neugierde, die „robuste“, unbefangene Deutsche, die sie sich als eine dreiste, kugelrunde Provinzlerin gedacht, der es nicht in den Sinn gekommen war, sich interessant zu machen, zu sehen, hatte das Theatre Favart überfüllt. Sie wurde bei ihrem ersten Auftreten schlimmer als kalt empfangen; diejenigen, welche sie mit Applaus zu begrüßen suchten, wurden sogar niedergezischt. Aber als dann aller Augen sich auf Henriette richteten, die in schüchterner Lieblichkeit auf der Bühne stand, deren Befangenheit momentan ihre Stimme leise vibriren machte: als sie die erste Phrase ihrer Arie gesungen, gab sich die Bewegung einer angenehmen Ueberraschung kund. Beim Anblick der Holdseligkeit dieser Grazienerscheinung, beim Hören dieser süßen Töne schwand jede Voreingenommenheit. Allgemeiner Beifall, lautester Bravoruf äußerten sich unwiderstehlich. In der Gesangsunterrichtsscene trug sie die Variationen von Rode vor und entwickelte dabei eine so glänzende Coloratur, so feinen Geschmack, daß sie alle Vorgängerinnen weit hinter sich zurückließ. Ihr Sieg war entschieden.

Die glänzenden Triumphe, die sie in Paris gefeiert, bewogen die Direction der großen Oper, ihr unter vortheilhaftesten Bedingungen ein zweijähriges Engagement anzubieten, das sie wol annahm, aber erst nach Ablauf ihres Berliner Contractes antreten wollte. Nachdem sie in den Seebädern von Boulogne sich von den Anstrengungen ihres Berufes, wie von heftigen Herzensstürmen, die über sie hereingebrochen waren, wieder gekräftigt und erholt hatte, trat sie die Rückreise nach Berlin über Mainz, Frankfurt und Weimar an. Ihrem Herzen unendlich wohlthuend war der Aufenthalt in Mainz, wo sie ihre Großmutter wiedersehen, am Grabe ihres Vaters nochmals beten, unbemittelten Verwandten reiche Beweise ihrer Großmuth geben konnte. Sie sang im Theater für die Armen, ward von dem greisen Matthisson, der ihr segnend die Hand auf's Haupt legte, aufgesucht, und verließ ihrer Eltern Heimath verehrt wie ein beglückender Schutzgeist. In Frankfurt a. M. ging der von ihr erregte Enthusiasmus so weit, daß sogar der Gastwirth bei ihrer Abreise jede Bezahlung ausschlug. L. Börne gab in dem von ihm geschriebenen Aufsatz: H. S. in Fr. (Gesammelte Schriften V. Nr. LX) eine seiner lesenswerthesten, witzigsten und geistreichsten Arbeiten. Ihre Reise glich einem Triumphzuge. In Weimar trat sie am 3. und 4. September als Rosine auf. Die „flatternde Nachtigall“ gewann auch Goethe's besondere Bewunderung und vollstes Wohlwollen. Sie war sein Tischgast und wurde von ihm durch einige Verse gefeiert. Als sie Göttingen in einem kgl. Extrapostwagen passirte, warf man, nachdem sie ausgestiegen, denselben in den Fluß, weil nach der Gefeierten kein Sterblicher mehr würdig erschien, ihn wieder zu benutzen.

Als man in Berlin erfuhr, daß sie Engagement in Paris angenommen, machte man ihr vergeblich unerhörte Offerten (12 000 Thl.), um sie zu bewegen, dasselbe wieder zu lösen. Aber Henriette hat nie ihr Wort gebrochen. Man war außer sich über ihren bevorstehenden Verlust, an den man gar nicht glauben

wollte. Am Abend ihres ersten Auftretens (11. Sept. „Italiana") begann eine Wallfahrt nach der Königsstadt. Das Publicum war in sehr unwilliger und gereizter Stimmung. Als sie am Theater vorfuhr, wurde sie schon mit Zischen und Pfeifen empfangen. In der Vorstellung ward ihr jedes Zeichen von Mißfallen. Endlich ließ man ihren Gesang beginnen und alsbald schwieg das Toben und Brüllen. Die Vorstellung endete unter jubelndem Beifall. Gleicher Gunst erfreute sie sich, so oft sie sang. Am 17. Mai 1828 trat sie als „Mathilde von Chabran" auf. Diese Rolle war ihr höchster Kunsttriumph. Henriette hätte eine glänzendere Partie sich nicht wählen können. (Natürlich fanden Stellen wie: Math. zum Arzt: „Meine Stimme?" — „Zauberflöte." — „Und das Ganze? — „Ein Engel" — stets enthusiastischen Applaus.) Aber recht froh konnten die Berliner ihrer gefeierten und geliebten Primadonna doch nicht mehr werden. Der Moment des Abschieds rückte immer näher. Sie gab zuletzt noch „Mathilde", dann bei doppelt erhöhten Preisen „Anna" (weiße Dame), und bei dreifach gesteigerten „Sofie" (Sargino). Mit Gedichten, Blumen und Kränzen bei dieser ihrer Abschiedsvorstellung überschüttet, hielt sie noch eine dankende Abschiedsrede, in der sie zugleich versprach, bald wiederzukehren. Ehe nun aber die „Beifallbelastete" Deutschland verließ und vor ihrem Gastspiele in der Hofoper, trat sie noch fünf Mal in Breslau auf. Die Kritik verhielt sich da ziemlich reservirt. „Man fand ihre Mimik äußerst einnehmend und bezaubernd; ihre ungewöhnlich hohe Kopfstimme aber in der Nähe schneidend, nur in der Ferne angenehm, im Ganzen mehr schwach als stark; ihrer Kehle, in französischer und italienischer Schule sehr gebildet, fehlte in der deutschen Ruhe und Charakter, ihr Mezzavoce war unübertrefflich. Manieren fehlen ihr ganz." Natürlich war ihr Benefiz, als sie in der Hofoper letztmalig sang, überfüllt. Ein königliches Geschenk und die Ernennung zur königlichen Kammersängerin bethätigten ihr die Gunst des Hofes und am Vorabend ihrer Abreise (7. November) ward ihr von allen Gardemusikchören noch eine glänzende Serenade gebracht.

Daß sie in Paris bei ihrer Wiederkehr aufs ehrenvollste empfangen wurde, daß ihre Erfolge die glänzendsten und lohnendsten waren, braucht wol nicht erst gesagt zu werden. Unmöglich ist es, allen ihren Triumphen zu folgen. Die Pariser Vornehmen, gewohnt, jede Talentproduction in ihren Gesellschaften mit großen Summen zu honoriren, bekamen Respect, als Henriette erklärte, immer als Gast behandelt werden und nie für ein Honorar singen zu wollen. Sie ward namentlich durch Humboldt in die höchsten Kreise eingeführt, die stolzesten und sittenstrengsten Damen überhäuften sie mit Achtungsbeweisen und es begab sich das Unerhörte, daß Personen ersten Ranges bei ihr zu Gegenbesuchen vorfuhren. Alle Pariser Blätter dieser Zeit überbieten sich im Lobe ihrer künstlerischen Leistungen, gewinnenden Liebenswürdigkeit und reizvollen Erscheinung. Ihr Benefiz (Don Juan) ertrug 12 000 Francs. Nach einer für die Armen im Theater de l'ambigu comique gegebenen Abschiedsvorstellung (20. Jan. 1830), die ebenfalls sehr viel einbrachte, kehrte Henriette, alle ihre Verehrer, d. h. das ganze Paris, in Trauer zurücklassend, wieder nach Berlin zurück. Schon jetzt schließt ein Theaterbericht mit den bemerkenswerthen Worten: „ob sie dort bleiben und ihre theatralische Laufbahn fortsetzen wird, ist ungewiß". Die allverehrte und angebetete Künstlerin hatte sich bisher allen Huldigungen gegenüber stets kalt und ablehnend verhalten; die stolze, tugendsame Schöne wußte sich einen tadellosen Ruf zu bewahren. Doch war sie deshalb nichts weniger als gefühllos und unempfindlich. Ein berühmter Tonkünstler und ein unabhängiger junger Mann von hohem Range warben in Paris zugleich um ihre Hand. Ohne Rückhalt, aber in zartester Weise schlug sie beide Anträge aus, wenn auch ihr Herz für letztern sprach und nur einer Idee von Pflicht das große Opfer brachte, welches

sie an das Festhalten eines fast in den Kinderjahren schon gegebenen Wortes knüpfte. Ob dieser Glückliche, dem sie so seltene Treue bewahrte, ihr nachmaliger Gatte oder ein anderer war, vermögen wir nicht zu sagen. Aber schon ehe sie nach Paris reiste, hatte sie in Berlin die Bekanntschaft des sardinischen Gesandtschaftsattachés, des Grafen Carlo Rossi gemacht, der ein schöner stattlicher Mann — namentlich in Generalsuniform — obwohl mit völligem Kahlkopf, war (geboren 1802 in Wien, † am 10. Februar 1864). Kurz, die vielumworbene Maid fand in ihm ihren Meister; vielleicht mag auch die Aussicht auf den Grafentitel bei ihr etwas in die Waage gefallen sein. Der Plan einer Heirath, der sich die adelsstolze Familie des Bräutigams, der zuletzt doch nur der unbedeutende Gatte einer hochberühmten Frau, neben der er völlig verschwand, wurde, ward nun reiflich überlegt. Graf Rossi war ein Jugendgespiele des Königs Carlo Alberto und stand bei ihm in hoher Gunst, was aber nicht ausschloß, daß er sich für ihn finanziell ruiniren durfte. Entgegen dem Willen der Seinen, vermählten sich beide 1828 heimlich. Aber ganz verborgen konnte die Sache doch nicht bleiben, namentlich seit die Geburt eines aus dieser Ehe entsprungenen Kindes durch einen unglücklichen Fall der Mutter eine vorzeitige wurde. Monate lang lag Henriette krank darnieder. Indessen waren Neid und Gehässigkeit um so thätiger. Die schlimmsten Anekdoten wurden in Umlauf gesetzt, der Verläumdung schien keine Waffe zu schlecht. Nun gab man endlich die Vermählung bekannt. Aber erst im Frühjahr 1830, nachdem König Friedrich Wilhelm III., um die junge Frau hoffähig zu machen, sie als Sontag von Lauenstein in den Adelstand erhoben hatte, war die Heirath öffentlich declarirt. Henriette war übrigens sonst auch eine selbst für einen italienischen Grafen nicht zu verachtende Partie. Schon nach Berlin hatte die noch Minderjährige ein ganz hübsches Vermögen mitgebracht, das durch ihren Vormund dort, den Justizrath Bode, der für sie väterlich besorgt war, vortrefflich verwaltet wurde. Noch ehe sie 24 Jahre erreicht hatte, war dasselbe auf mehr als 200 000 Thaler angewachsen. Dazu besaß sie Schmuck und Andenken in schwerer Menge. Nach ihrer zweiten Rückkehr aus Paris hoffte man nun bestimmt, sie an Berlin fesseln zu können. Praktisch in allen Lebensfragen, wie die Vielerfahrene war, zeigte sie sich auch jetzt. Nach getroffener Absprache mit ihr abgefaßt, wurde ihr ein Contract vorgelegt, der bewies, daß sie ihre Pariser Erfahrungen wohl auszunutzen wußte. Aehnliche Bedingungen wurden nie einer andern Sängerin unterbreitet. Sie sollte 6000 Thaler Gehalt und 2500 Thaler Pension bei gänzlicher Untauglichkeit, sowie sechs Monate Urlaub und ein jährliches Benefiz ohne Kostenabzug erhalten und dabei doch nur zu zweimaligem Auftreten in der Woche verpflichtet sein. Ferner wurden ihr bei Vorstellungen in Potsdam zu alleiniger Benutzung ein vierspänniger Wagen und Zimmer im ersten Hotel und in jedem königlichen Theater täglich zwei erste Rangplätze und dann noch die besondere Vergünstigung zugesagt, von jeder Verpflichtung in einer Spontini'schen Oper zu singen, enthoben zu sein. Ueber letztere Clausel war Spontini natürlich wüthend. Ihre Mutter sollte auf fünf Jahre mit 1900 Thalern und dann mit lebenslänglicher Pension von 600 Thalern engagirt werden. Ungeachtet dieses brillanten Contractes löste sie denselben mit königlicher Zustimmung, bevor sie ihn noch angetreten hatte, wieder, um zum dritten Mal nach Paris, wohin sie sich eigentlich vorher schon mehr oder minder gebunden hatte, zu gehen, hoffend, daß ihr Streben nach höherer Vervollkommnung dort doch noch besser gefördert werden könnte. Sie schloß mit der Direction der großen Oper für längere Zeit ein Engagement und wandte sich nun vorzugsweise den tragischen Rollen (Donna Anna, Desdemona, Semiramis) zu. Es war ihr, die bisher meist nur in Opern leichterer Gattung geglänzt, anfangs nicht

leicht, dieser neuen Aufgabe gerecht zu werden. Aber Fleiß und Talent ließen sie alle Schwierigkeiten siegreich überwinden. Im April ging sie, nachdem sie durch drei Monate in Paris gesungen, nach London, wo sie als Sängerin und Darstellerin, wie durch ihre Schönheit und die Vornehmheit ihrer Erscheinung nicht minder begeisterte Aufnahme fand, als anderwärts. Hier ertrug ihr Benefiz 2000 Pfd. Sterling (über 40 000 Mk.). Nach Paris zurückgekehrt, fand sie dort in der berühmten Malibran eine nicht zu unterschätzende Rivalin. Es bildeten sich Parteien und die gegenseitigen Eifersüchteleien drohten einen kunstfeindlichen Charakter anzunehmen, als es in letzter Stunde gelang, beide Sängerinnen, die im nächsten Jahre auch zugleich für London engagirt waren, sich persönlich näher zu bringen, ein Zusammenwirken ihrer Talente in letzterer Stadt zuerst in einem Concerte des Orchestermitgliedes Ella, in einem Duette und dann auch in den Opern „Semiramis“ und „Tancred“ zu veranlassen. Die von beiden hervorgebrachte Wirkung war unbeschreiblich und dem Publicum durch solches Ensemble ein Genuß von einer Vollkommenheit geboten, wie er kaum je wieder zu erreichen sein dürfte. In Paris waren ihre Erfolge schon sieghaft gewesen; sie erhob sich, wenn auch nicht ohne Kampf, über alle andern Sängerinnen, selbst über die Pasta, die bisher ihre Partien unbestritten gesungen hatte. Es war unglaublich, wie sie Rollen, wie Desdemona und Semiramis zu verklären wußte. Es machte das selbst Rossini staunen und er gestand laut zu, daß sie seine Intentionen weit übertroffen habe. In London war der Andrang zu ihren Vorstellungen so groß, daß dem Publicum erlaubt wurde, auf Stühlen, deren jeder mit einem Pfund Sterling bezahlt wurde, selbst wenn man nicht sehen, sondern nur hören konnte, hinter den Coulissen zu stehen, weil nicht Raum genug im Hause war. Dies Gastspiel brachte ihr trotz des kostspieligen Aufenthaltes und einer großen Summe, die sie an die Ueberschwemmten nach Schlesien gesendet, einen Reinertrag von 20 000 Thalern. Infolge ihrer Verehelichung aber entschloß sich Henriette jetzt, der Bühne ganz zu entsagen. Am 18. Januar 1830 sang sie in Paris letztmalig (Tancred). Die Zuhörer bereiteten ihr die größten Triumphe. Obwohl sie fortan nur noch in Concerten öffentlich singen wollte, trat sie in Berlin, das sie als die Wiege ihres Ruhmes betrachtete, (April und Mai) doch nochmals in einer Reihe von Opern auf.

Die Berliner, tief verstimmt darüber, daß sie nun ihren Liebling ganz verlieren sollten und daß dieser zu guterletzt ihnen auch nur Concertvorträge bieten wollte, empfingen sie anfangs mit merklicher Kühlheit. Keine Kränze, keine Gedichte flogen der Gefeierten entgegen. Nur mäßiger Applaus empfing sie. Das verstimmte natürlich auch die Verwöhnte. Die Kritik bemerkte nun auch, daß jedes Ding zwei Seiten hat und auch die vollkommenste Sängerin ihre Mängel. Die Stimme hatte wol an Klang, Intensität, an Umfang nach der Tiefe, der Vortrag an Ausdruck und künstlerischer Vollendung gewonnen, das Schmelzende ihres mezza voce nichts vom gewohnten Reize verloren, die Volubilität, Sicherheit der Rouladen, chromatischen Tonleitern, das präcise Abstoßen und Nüanciren, Leichtigkeit und Grazie der Ausführung verbunden mit feinstem Geschmack in der Wahl der Fiorituren waren immer noch vorhanden, jedoch der frische Schmelz der Jugendblüthe schien entschwunden, die Intonation war nicht immer ganz rein, einzelne Töne klangen scharf und belegt. Aber der gewohnte Enthusiasmus kehrte bald zurück. Nach ihrem Gastspiele (Othello, Barbier, Joconde, Don Juan, Weiße Dame, Belagerung von Corinth, Semiramis) und nachdem sie auch mit größtem Erfolg in zwei zu wohlthätigen Zwecken veranstalteten Oratorien-Aufführungen (Tod Jesu, Schöpfung) gesungen, mußte nun doch das Unvermeidliche geschehen. Man bereitete ihr bei ihrem Scheiden (Semiramis) eine Abschiedsfeier, wie sie ehrenvoller und glänzender, aber auch herzlicher und rührender nicht gedacht werden konnte.

Die Gräfin Rossi sang nun, wie sie sich vorgenommen, nur noch in Concerten und trat zunächst mit unglaublichem Erfolge in Petersburg und Moskau auf. Sie reiste mit wahrhaft fürstlichem Glanze. In Hamburg trat sie, wie sie damals wähnte, zum letzten Mal vor die Oeffentlichkeit. Dann reiste sie nach dem Haag, wo ihr Gatte sardinischer „außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, wirklicher Geheimer Rath, Excellenz“ geworden war. Der sardinische Adel, in lächerlicher Beschränktheit immer noch erbost darüber, daß ein nichtsbedeutender Graf seinen Stammbaum durch die Mesalliance mit einer hochgefeierten Künstlerin befleckt hatte, veranlaßte dessen Versetzung, die einer Verbannung glich, nach Rio Janeiro. Schon war die Einschiffung der gräflichen Familie 1834 von Neapel aus beschlossen, als der König Gegenbefehl gab. Von 1835—38 war Graf Rossi dann Gesandter am Bundestage in Frankfurt, kehrte nachher wieder kurz auf seinen früheren Posten nach dem Haag zurück und kam zuletzt nach Petersburg (bis 1843). Das Verhältniß der beiden Gatten war stets das beste und innigste. Rossi hat seine Frau im wahrsten Sinne des Wortes glücklich gemacht; beide liebten sich bis zu ihrem Tode wie am ersten Tage. Als er sardinischer Gesandter in Frankfurt war, kam einer meiner verehrten Freunde mit seiner schönen Gemahlin mehrfach in Berührung. Er theilt mir darüber mit: „Als ganz junger, angehender und blöder Clavierspieler habe ich sie oft gesehen. Durch und durch vornehme Dame; nichts Künstlerisches; feine, stets liebenswürdige Manieren; sie hatte mich zu ihrem Accompagnateur auserkoren; Musikenthusiasmus besaß sie nicht, für Musik auch wenig Interesse. Wie Ludwig XIV. sagte: „L'état, c'est moi“, hätte sie füglich sagen können: „Mein Gesang, das ist die Musik!“ Ihre Stimme war reizend, lieblich und geschmackvoll ihr Vortrag — von Leidenschaft keine Spur, eine ewige Nachtigall — die aber nie von Liebe sang. Ihr habe ich wohl zu danken, daß ich das Nachgeben den Damen gegenüber so gut gelernt habe. Zweimal wöchentlich accompagnirte ich sie regelmäßig und regelmäßig gab ich ihr nach.“ Während ihrer Anwesenheit in Frankfurt wurde einmal ein großes Wohlthätigkeitsconcert (Schöpfung) gegeben. Man bestürmte sie lange vergebens, darin die Sopransoli zu singen. Endlich gab sie unter der Bedingung nach, daß eine Dame der höchsten Aristokratie die zweite Partie sang. Die Aufnahme an den Höfen, an denen ihr Gatte accreditirt war, namentlich am russischen, war glänzend und ging sogar so weit, daß die Kaiserin aller Reußen ihr beim Abschiede ein fast unschätzbares Halsband, das sie lange getragen, umhing, mit der Bitte ihrer zu gedenken. Die Aufnahme, die sie in Berlin fand, war ebenfalls ehrenvoll und würdig. „In den königlichen Soireen glänzte sie mit einem Diadem geschmückt, das einst auf ihrem Haupte befestigt, einen noch viel höhern Rang bezeichnete, als welchen sie heute einnimmt und mit so viel Würde bekleidet. Wir reden von dem reizend-zauberhaften Wesen, das so frühe der musikalischen Welt entrückt wurde, dessen biegsame, glänzende Kehle jetzt nur in ihr zu engen Sälen ihre unendlichen Fähigkeiten entwickelt. Himmel! welch Glück genießen die, denen es vergönnt ist, sich in den engen Räumen zu drängen, wenn die capriciöse Göttin des Ortes sich herabläßt, in all ihrem Glanze zu erscheinen; wenn die Hochgestellte sich je den Gipfel erhöht, den zu besteigen ihr allein gestattet ist. Der Botschafter ist angenehm und liebenswürdig. Doch welcher Mann könnte neben solcher Frau glänzen?“ Die Gräfin konnte das Klima in Petersburg nicht vertragen. Ihr Gatte bat lange flehentlich vergebens um seine Versetzung. Der Aufenthalt in der nordischen Residenz hatte aber auch noch andere Folgen. Von den sieben Kindern, die seine Frau geboren, lebten noch vier. Für diese zu sorgen, ihre Zukunft zu sichern, war der Mutter stete Sorge. Nun hatte aber der Aufenthalt im kostspieligen Petersburg das Vermögen sehr

geschmälert; dazu kam 1848 noch großer Verlust an Papieren. Der ursprüngliche Besitz war fast auf die Hälfte reducirt. Beim Ableben der Eltern blieb den Kindern also keine sorgenfreie Existenz gesichert. Daß der Graf durch leidenschaftliches Spielen Ursache dieser Lage gewesen, ist durchaus Verleumdung. In Berlin wohnten sie nun von 1843—49. Während dieser Zeit wiederholte der Theaterunternehmer Lumley von London schon früher gemachte Anträge, die die Gräfin, die sich fast jugendliche Schönheit erhalten und ihre Stimme vortrefflich conservirt hatte, zur früheren Carriere wieder zurückführen sollten. Er war früher damit immer ausgelacht und zurückgewiesen worden. Jetzt hatte das Revolutionsjahr viele Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Man fragte nun wenigstens nach seinen Bedingungen. Sie waren freie Wohnung, freie Equipage und 56000 Thaler für die Saison. Das war der Erwägung werth. Der Gedanke, in wenigen Jahren jedem Kinde ein Vermögen hinterlassen und dadurch volle Unabhängigkeit fürs Leben verschaffen zu können, war zu verlockend. Den Zweifel, ob die Künstlerin nicht zu alt sei, hob Lumley's Versicherung, daß er ihr in diesem Falle gewiß kein Anerbieten gemacht hätte. Als Henriette entschlossen war, auf seine Vorschläge einzugehen, galt es noch, des Grafen Entlassung aus königlichem Dienst zu erwirken. Darauf wollte aber Se. Majestät von Sardinien durchaus nicht eingehen; er machte vielmehr den gnädigen Vorschlag, Rossi solle Gesandter bleiben, sich scheinbar von seiner Frau trennen, sie wieder zum Theater gehen lassen und nach Abschluß ihrer Carriere wieder mit ihr versöhnen. Dieser pecuniär nicht ungünstige Vorschlag ward aber mit den Worten zurückgewiesen: „Ich trenne mich von meiner Frau, mit der ich zwanzig Jahre in glücklichster Ehe lebte, nie!“ Nun wurde der Abschied, und zwar mit großer Pension, bewilligt; der König fügte nur den Wunsch bei, er möge später wieder eintreten, jedenfalls aber den Sohn als Attaché belassen. — Die nunmehr 46jährige Sängerin, an der die Jahre spurlos hingegangen schienen, betrat nun als „Linda von Chamounix“ die Londoner Bühne, wiederum alles durch ihre Leistung in Gesang und Spiel zur Bewunderung fortreißend. Nach dem ersten Act kamen der Herzog von Cambridge, der alte Wellington, die halbe Aristokratie aufs Theater, sie zu begrüßen. Auf Veranlassung der Großherzogin von Strelitz, geb. Prinzessin von Cambridge, fanden sich alle die vornehmen Besucher schon zur Ouvertüre ein, um Henriette, die Mutter, die um ihrer Kinder willen mit 46 Jahren nochmals ihren früheren Beruf ergriff, durch Erheben von den Sitzen bei ihrem Erscheinen achtungsvoll zu begrüßen. Andern Tages war sie in der Gesellschaft wieder heimisch und die Königin behandelte sie, als wäre sie noch Gesandtin. So ergings ihr in allen Städten, an allen Höfen, mit Ausnahme von Dresden, wo es ihr der König nicht verzeihen konnte, daß sie wieder eine „herumziehende Sängerin geworden“ war. Die Gesellschaft in der sächsischen Residenz dagegen überhäufte sie mit Achtungsbeweisen. In München gab sie ein Concert, das mit einem Schlußchor endete. Man bat die Sängerin, nach ihrem letzten Vortrag noch etwas zu bleiben. Es wurde ein Chor gesungen, den Lachner componirt, dessen Text Kronprinz Max auf sie gedichtet hatte. Von London aus ging sie (1851) nach Paris. Dort hörte sie G. v. Putlitz als Susanne und berichtet darüber in seinen Theatererinnerungen (I. S. 93 u. f.) mit großer Begeisterung. Außer München und Dresden trat sie noch in Hamburg, Frankfurt (Lucrezia Borgia), Hannover, Braunschweig u. a. O. auf. Wien und Berlin blieben ihr der Höfe wegen verschlossen. Ueberall übte ihr Gesang die bewundernswerthe Wirkung wie ehedem. Im einfachen (sie änderte in classischen Opern nie eine Note) rührte sie aller Herzen (man sah zahlreiche Hörer Thränen vergießen), im verzierten schmeichelte sie den Ohren. „Die Begeisterung, die sie entzündete, glich griechischem, nicht zu löschendem Feuer.“

Nachdem sie überall in Europa alle nur denkbaren Ehren eingeheimst, beschloß sie nun, in andern Welttheilen Lorbeern und Gold zu sammeln. Anfangs August 1852 reiste sie mit dem Capellmeister Karl Eckert, der sie accompagniren sollte, von Frankfurt nach Paris. Am 25. August erfolgte die verhängnißvolle Einschiffung nach Amerika in Liverpool. Ihre Kinder blieben zurück, um ihre wissenschaftliche Ausbildung nicht zu unterbrechen. Sie hatte zum letzten Male ihre ganze Familie in Ems um sich versammelt, in welcher Stadt sie sich dadurch ein bleibendes Denkmal setzte, daß sie für die dasige arme katholische Gemeinde einen Platz zu einem Friedhofe erwarb. — Die Aufnahme in New-York übertraf alle Erwartungen. Bei der Landung empfingen sie musikalische Gesellschaften; ein prachtvoller Wagen mit ihrem Wappen, eigens für sie gebaut, brachte sie nach ihrem Hotel, keine Huldigung ward unterlassen. Im Triumphzuge reiste sie nach Philadelphia, Boston u. s. w. Im April langte sie in Mexico an, wo sie ihre theatralische Laufbahn zu enden gedachte, von wo aus sie wieder zu den Ihren heimkehren wollte. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Die Cholera war in Mexico seit 1850 nie völlig erloschen, im Mai dieses Jahres hatte sie sich zur Epidemie ausgebildet, der viele Personen unterlagen. Am Pfingstfest mehrten sich die Krankheitsfälle, namentlich im nahen Dorfe San Augustin, wo viele reiche Familien Landhäuser besaßen. Die Gräfin nahm für den 6. Juni eine Einladung von der Familie Escaudon in einem solchen an und verbrachte den Tag sehr angenehm. Aber schon am 7. Juni hörte man, daß infolge der veranstalteten Festlichkeiten Todesfälle vorgekommen seien, die sich am folgenden Tage mehrten. Am 10. sang sie anscheinend noch ganz wohl in der Probe zur „Lucrezia Borgia"; am nächsten Tage klagte sie über Symptome, die als Vorläufer der Cholera galten; schon am 12. erkannten die Aerzte, daß die Krankheit wol schwerlich der Kunst weichen werde; am 13. mußten zu den bereits anwesenden noch zwei als sehr geschickt bekannte Doctoren beigezogen werden. In der folgenden Nacht machte der Graf die Kranke auf das Gefährliche ihres Zustandes, welche wähnte, sie habe ein Nervenfieber, aufmerksam. Trotzdem noch ohne Ahnung einer Lebensgefahr, begehrte sie nun doch kirchlichen Zuspruch; am 15. trat eine alle mit freudiger Hoffnung erfüllende Reaction ein; aber am Abend verschlimmerte sich ihr Zustand wieder, der Choleratyphus brach aus; sie verbrachte zwei schlechte Nächte, verlor, nachdem sie vorher noch die Tröstungen der Religion empfangen, das Bewußtsein und hauchte Sonntag den 17. Juni, nachmittags drei Uhr in den Armen ihres trostlosen Gatten ihren letzten Athemzug aus. Zu ihrem Begräbniß erschien eine unabsehbare Menschenmenge, nie hat Mexico ein zahlreicheres Trauergefolge gesehen. Im Leichenzuge bemerkte man die Mitglieder der deutschen Liedertafel, welche die Anordnung des Begräbnisses übernommen hatte, den französischen Musikverein, die philharmonische Gesellschaft, auch mehrere Gesandte. Hunderte von Equipagen folgten dem vierspännigen Trauerwagen. Die Geistlichkeit und Opernmitglieder und Orchester empfingen den Zug am Kirchenportal. Deutsche Gesänge und ein deutsches Vaterunser gaben der Heimgegangenen die letzten Grüße. Alle Blätter waren mit Trauerrand erschienen. Die irdischen Ueberreste Henriettens, welche nach dem Willen des Grafen später in deutscher Erde ruhen sollten, wurden in einem bleiernen Sarg, den ein hölzerner einschloß, geborgen, einstweilen in der Kirche San Fernando beigesetzt, bis sie am 3. Mai 1855 in der Kreuzcapelle des Klosters St. Marienthal, wo ihre Schwester Nina, jetzt Schwester Juliana, Conventualin war, in deutscher Erde ihre letzte Ruhestätte fanden. Eine trauernde Mutter, ein gebeugter Gatte, Bruder und Kinder, schmerzhaftes Schluchzen nicht unterdrückend, gaben dem mit Blumen und Lorbeern überreich geschmückten Sarge das Geleit nach einer an die Kirche angebauten, kleinen Capelle, in deren Gruft er geborgen wurde. Hier fand

neben der Gattin später auch Graf Rossi sein Grab (15. März 1864). — Das reiche Kloster St. Marienthal liegt in herrlicher, fruchtbarer Gegend, von Gärten umgeben, im Neißethal bei Görlitz. Als ich im vorigen Jahre die Grabstätte der Sontag aufsuchen wollte, ward mir gesagt, daß dieselbe nicht zugänglich, sondern infolge einer Ueberschwemmung der Neisse völlig unter Wasser gesetzt sei. Ein armseliger Bretterdeckel schloß sich über der Gruft, der, wie es scheint, von den Erben und Nachkommen nicht die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet wird. — Neben dem prächtigen Zinnsarg Henriettens (das Geburtsdatum 1806 tragend), der, um nicht so häufig unter Wasser gesetzt zu sein, in erhöhter Stellung, nur mittelst eines über einen Block gelegten Brettes erreichbar ist, steht der lange, schmale, schlichte Holzsarg ihres Gatten. Ihre Schwester ruht auf dem unter Clausur stehenden Kirchhof des Klosters. Das Leben der Sängerin gleicht einem Bilde ohne Schatten. Es ist wirklich ermüdend, sich während vieler Jahre durch die fast immer gleichlautenden überschwänglichen Lobeserhebungen durchzulesen. Uebertrafen die Schechner und Pasta sie an Kraft und Fülle des Tones und des Ausdruckes, in neuerer Zeit die Malibran an Universalität des Talentes, früher die Catalani (von der der Ausspruch herrührt: „Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit") an Fertigkeit und Großartigkeit, so stand sie selben doch voran in entzückender Zartheit der Ausführung und gründlicher Ausbildung. Sie erschütterte nicht durch überwältigende Stimmkraft, aber bezauberte durch ihre meist im mezza voce gesungenen flötenartigen Passagen. Die Genannten ausgenommen, die mit ihr rivalisiren durften, gab es nie eine Sängerin und wird sich sobald auch keine finden, welche selbst über höchste Vollkommenheit hinaus ihr an Geschmack und Erfindung je nahe gekommen wäre. Rechnet man dazu höchsten Reiz jugendlicher Erscheinung und seltenste Grazie, so wird man gerne zugeben, daß sie eine Blume süßesten Duftes und unendlich anziehend im üppigen Sängerstrauße ihrer Zeit war. Sie ist auch als Componistin einer Cantate: „Il naufragio fortunato" bekannt geworden. Ihre Jugendgeschichte behandelt der Roman von J. Gundling: H. Sontag, Künstlerlebens Anfänge. II. Leipzig 1861. Die wenigsten ihrer zahlreichen Bildnisse sind gelungen. Alle mit dicken Lockenwülsten an den Schläfen, läßt keines derselben auch nur eine Ahnung des unendlichen Liebreizes und der hinreißenden Schönheit aufkommen, die über sie ausgegossen gewesen sein müssen.

Ihre jüngere Schwester Anna, gen. Nina S., geb. am 26. Jan. 1811, † am 22. Sept. 1879 im Kloster St. Marienthal in der Lausitz, war wie Henriette von Jugend an zum Theater bestimmt. Sie besaß eine schöne Stimme, jedoch nicht kräftig und ausgiebig genug, um neben der der berühmten Schwester glänzen zu können. Zwar war sie schön wie diese, aber tiefer, „bildsäulenhafter" Ernst thronte auf ihrem marmorbleichen Antlitz, das nie ein holdes, freundliches Lächeln verklärte; zwei mächtige Augensterne blickten daraus, eine Welt von Wehmuth bergend, düster ins Leben; nicht erfrischend tönte ihr Gesang, wie der lerchenfrohe Henriettens, sondern rührend und schmerzbewegt, nicht wie Lust, eher wie Klage. Wunderbarer Gegensatz in schwesterlichen Gemüthern; die eine voll heiteren, frohen Lebens, eine Königin im Reiche der Töne und glücklich in einer Welt des Scheins und der Sünde, die andere aller Eitelkeit des Lebens abgekehrt, in finstern, ascetischen Gedanken versunken und als strenge Büßerin und in religiöser Ueberspannung ihr Sein vertrauernd. Eine erfolgreiche Bühnenlaufbahn war bei solcher Denkweise für Nina etwas Unmögliches, der Gedanke ans Theater ihr entsetzlich. Je höher die von ihr innig geliebte Schwester in der Bewunderung der Welt stieg, desto mehr Abneigung vor dem Flitter, in den sich zuletzt doch alles hüllte, was jener begehrenswerth erschien, erfüllte sie. Nina war 1825 gleichzeitig mit ihr für kleine Partien am Königsstädter Theater in Berlin be-

schäftigt, begleitete sie auch 1829 nach London, blieb aber dann, als die Heirath der Gräfin Rossi publicirt war, in Berlin zurück, wo sie nun am königlichen Theater zweite Partien sang. Noch 1831 soll sie in Magdeburg, Aachen, Cassel u. a. O. engagirt gewesen sein. Aber immer blieb sie dem Leben und Treiben der Welt abgekehrt und suchte am liebsten das Betpult ihres stillen Zimmers oder die entlegenen Capellen dunkler Dome auf. Endlich setzte sie sich über alle Rücksichten hinweg und trat in Prag als Novize, unter dem Namen Schwester Juliana, in das nahe dem Hradschin gelegene Kloster des Barfüßer-Ordens der Karmeliter, St. Benedict, ein, unter die Frömmsten, Stummsten und Strengsten der gottgeweihten Frauen der katholischen Ordenswelt. Ihrem zarten Leib waren jedoch die ihr zugemutheten Büßungen und Entbehrungen zu groß; ihr Geist dennoch nicht stark genug, die beständigen Verzückungen und phantastischen Ueberspanntheiten, die ihn erfüllten, zu ertragen. Körperlich ganz entkräftet, vermochte sie, und das erkannte man leider erst am Tage vor dem Profeß, das doch nicht zu leisten, was die harte Ordensregel von ihr heischte. Unter heißen Thränen mußte sie das Asyl, in dem sie Frieden zu finden wähnte, wieder verlassen; schluchzend kehrte sie in den Kreis der Ihren wieder zurück. Aber kein Beweis von Liebe und Nachsicht, von Güte und Zärtlichkeit der Mutter und Schwester waren im Stande, dies für die Welt erkaltete Herz neu zu erwärmen, den göttlichen Funken des Talentes neu zu beleben. Und nochmals enteilte sie, eine andere klösterliche Heimath zu suchen. Am 4. Juni 1846 trat sie in das Cistercienserkloster zu St. Marienthal in Sachsen, 1234 von der Königin Kunigunde von Böhmen, zur Sühne Otto's von Wittelsbach für die Ermordung Kaiser Philipp IV., ihres Vaters, erbaut. Die Pforten des vornehmen Frauenstifts, in dem heilige Musik und Kunst von jeher Pflege fanden, und das nicht nur der Buße und Andacht, auch dem Unterricht und geistiger Anregung gewidmet ist, das von seinen Bewohnerinnen nicht völlige Abtödtung des Leibes verlangt, erschlossen sich ihr; andächtig empfing sie am 5. Sept. 1847 das neue schneeweiße Ordenskleid, und milde mütterliche Worte begrüßten die Gebeugte, als sie die Aebtissin in die Arme schloß. Hier war der schöne, tiefempfundene Gesang der neuen Schwester nicht etwas sündhaftes, weltliches, verpöntes. Im Gegentheil, man lauschte ihren wie Seraphsgesang erklingenden Tönen mit frommer Erbauung. Herrlich entfaltete sich hier auch sonst ihr reicher Geist. Sie machte sich die lateinische Sprache zu eigen, vertiefte sich in theologische Studien und ward eine Meisterin des Orgelspiels. Im stillen, aber in wunderschöner Natur liegenden Vallis Mariae besuchte sie auch manchmal Schwester Jetterl, dann einigten sich wohl beider Stimmen wieder in Duetten, die einst alle Welt entzückt hatten. Auch bevor Henriette die letzte verhängnißvolle Fahrt über das große Meer nach Amerika antrat, sprach sie nochmals vor; es war nicht das letzte Mal; aber als sie wiederkehrte, verhüllten ihre schönen Glieder sechs enge Bretter. Nun sind auch die letzten Erinnerungen jenes Gesangs verstummt, der immer die Anwesenheit der berühmten Primadonna kennzeichnete, für deren Seelenruhe nun die bleiche Soror Juliana täglich die heißesten Gebete zum Himmel sendete. Erst 25 Jahre später bettete man das müde Haupt der greisen Beterin, die so viel bereut und gesühnt, so wenig gesündigt hatte, die Schwester, Schwager und Mutter noch vor sich hinscheiden sah, auch zur ewigen Ruhe. H. M. Schletterer.

Sonntag: Johann Vincenz S., österreichischer Schriftsteller, insbesondere auf historisch-ethnographischem Gebiete, wurde geboren zu Weinburg nächst Brunnsee in Steiermark im J. 1811 als Sohn eines Lehrers, erhielt zunächst im Hause und sodann in Marburg seine erste Ausbildung und widmete sich sodann selbst dem Lehrerstande, er wurde als Schönschreiblehrer an der Normalhauptschule in Graz angestellt. Allein er verließ diesen Beruf bald,

indem sich ihm die Gelegenheit bot, eine Beamtenstelle auf der Herrschaft Hohenwang im Mürzthale zu erhalten. Hier auf dem malerisch gelegenen Schlosse entwickelte sich seine besondere Vorliebe für die heimische Geschichte und deren Hülfswissenschaften. Später kam er in demselben Stande zur Herrschaft Massenberg bei Leoben und nach einem kurzen Aufenthalte zu Rothenfels nächst Oberwölz im J. 1834 wurde S. im J. 1835 als Gerichtsactuar bei der Radwerks-Communitäts-Herrschaft Seckau in Obersteiermark angestellt. Die malerische Umgebung seines neuen Aufenthaltsortes, das alte Stift mit dem prächtigen Dom und dem herrlichen Mausoleum wirkten nicht wenig auf den Geist des ohnehin den historischen Studien besonders ergebenen jungen Mannes, in den daselbst vorhandenen Urkunden fand sein Forschungseifer reiche Nahrung und S. veröffentlichte eine Reihe von Arbeiten, welche sich mit der Geschichte von Seckau und dessen Umgebung beschäftigten, in verschiedenen Zeitschriften. Der Verkehr mit heimischen Schriftstellern regte ihn zu manchen weiteren Publicationen an. Leider brachte ein heftiges Nervenfieber dem rüstigen, insbesondere auch für Musik und Gesang begeistert thätigen Mann eine Harthörigkeit, die sogar in einen bedenklichen Grad von Taubheit überging, die Folge davon war eine tiefe Melancholie, welche sich seiner bemächtigte. S. stand zu jener Zeit in zumeist schriftlichem, doch auch wohl in persönlichem Verkehr mit dem Historiker Wartinger, mit Johann Gabriel Seidl, Hammer-Purgstall, Bergmann u. a., welche auf dem Gebiete auch der heimischen Geschichtsschreibung hervorragende Namen aufwiesen. Eine ernstliche Krankheit, welche ihn 1847 befiel und durch trübe Familienereignisse noch gefördert wurde, führte bald seinen Tod herbei, der am 26. Mai 1847 zu Seckau erfolgte.

Sonntag's historische und ethnographische werthvolle Arbeiten sind in verschiedenen Zeitschriften zerstreut. Im J. 1844 erschien seine Monographie über „Knittelfeld in Obersteiermark“, die einzige Schrift, welche über diese dem einstigen Stift Seckau zunächst gelegene Stadt Steiermarks bisher veröffentlicht wurde. Eine recht ansprechende, auf selbst gesammeltem Material fußende Arbeit sind die „Alpenrosen. Eine Sammlung innerösterreichischer Sagen und Erzählungen“, 2 Bde. 1840, welche ihre Stoffe dem Sagenschatze von Kärnten, Krain und Steiermark entnehmen, allerdings von S. in belletristischer Form bearbeitet erschienen und daher für den Sagenforscher nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind. Besondere Beachtung verdient ein größerer Aufsatz Sonntag's: „Bemerkungen über steiermärkische Volksmusik, Sangesweisen, Lieder, dann über den Nationaltanz“ im Jahrgange 1846 der Wiener Musikzeitung, sowie auch der an histor.-ethnograph. Aufsätzen reiche Kalender: „Der innerösterreichische Heimatsfreund für 1847“, welchen S. herausgab. Eine große Zahl von topographischen Aufsätzen, heraldischen und anderen Sagen, von Biographien und verschiedenen historischen Arbeiten Sonntag's erschien im „Oesterreichischen Morgenblatt“, in dem Blatte: „Der Aufmerksame“, in den Blättern „Carinthia“, „Carniola“ und an anderen Orten. Zahlreiche ungedruckte Arbeiten und Sammlungen Sonntag's aus dessen Nachlasse finden sich im steiermärkischen Landesarchive zu Graz, darunter insbesondere ein handschriftlich vollendetes Werk über „Die Steiermärker“, das eigenartig und fesselnd abgefaßt und besonders ethnographisch werthvoll ist.

Nekrolog Sonntag's von R. G. Puff in dem Blatte Stiria, 1847, Nr. 98—100. — Wurzbach, Biogr. Lex. XXXVI, 16 bietet nur wenige dürftige Angaben. A. Schlossar.

Sonoy: Dietrich S. wurde um 1529 aus einem alten clevischen Geschlecht, das eigentlich Snoy hieß und mit vielen in Utrecht und Cleve angesessenen Adelsfamilien verwandt war, geboren. Er selber hat sich fast immer

Sonoy geschrieben, unter welchem Namen er auch in der Geschichte bekannt ist. An den Kriegen Karl's V. nahm er als Edelmann mit vier Pferden an einer Compagnie d'Ordonnance dauernd Antheil, und auch nachher blieb er, wenn auch kein Unterthan des Königs Philipp II., in den Niederlanden. Als die religiösen Wirren anfingen, unterzeichnete er den Compromiß des Nobles und schlug sich auf die Seite der Reformation. 1567 verließ er das Land und wurde, vor das Conseil des Troubles gerufen, wegen Nichterscheinens verbannt. Von jetzt an schloß er sich Oranien an und gehörte bald zu dessen eifrigsten Anhängern. Er war der erste, welcher eine Bestallung als Schiffscapitän in dessen Namen erhielt. So kann er der erste Wassergeuse heißen. Mit einer Anzahl Schiffen schlug er Juli 1568 eine königliche Flotte unter Boschuyzen auf der Ems und erleichterte dadurch den Einfall des Grafen Ludwig von Nassau. Als Letzterer bei Jemgum geschlagen war, versuchte er öfters auf anderen Punkten des Landes zu landen, ohne jedoch etwas auszurichten. Mehr Glück hatten seine oft sehr gefährlichen Reisen, um für die Sache der Emigranten Geld zu erhalten, wenn auch eine diplomatische Sendung nach den nordischen Höfen kein Resultat hatte. Schon damals erfreute er sich des Vertrauens Oranien's derart, daß er ihn 1572, als die Revolution in Holland und Seeland ausgebrochen war, nach Nordholland, dem sogenannten Nordquartier, als Militärgouverneur mit ausgedehnten Befugnissen schickte. In diesem Winkel des Landes hat S. 15 Jahre lang eine fast selbständige Gewalt besessen, nur beschränkt durch den Ausschuß der Committirten Räthe, welche von den Städten des Quartiers gewählt wurden. Nur selten kam Oranien persönlich hinüber. Nach dem Falle Haarlems war er so gut wie abgeschnitten und eine Verbindung fand nur zur See statt. Mit Umsicht und Energie leitete S. die Vertheidigung des Ländchens gegen die spanischen Angriffe der nächsten Jahre. Dagegen war er weniger glücklich in seinen Versuchen, Haarlem zu entsetzen und Amsterdam den Spaniern zu entreißen. Mit eiserner Strenge hielt er die Disciplin des zuchtlosen Kriegsvolks aufrecht, und wenn er auch selber nicht selten der Härte und Grausamkeit gegen Katholiken schuldig war, erlaubte er diese nur auf gerichtlichem Wege. Letzteres war namentlich 1575 der Fall, als er von der Land- und Seeseite bedroht, einer Verschwörung der katholischen Landbevölkerung auf der Spur zu sein meinte. Er ernannte eine außerordentliche Commission zur Untersuchung und Bestrafung der vermeinten Verschwörer, und als dieselbe, allen Privilegien zum Trotz, ihre Befugniß benutzte, um mit der scheußlichsten Grausamkeit die reichen Katholiken zum Geständniß erdichteter Verbrechen zu zwingen, ließ er sie nicht allein gewähren, sondern deckte sie mit seiner Autorität, als die allgemeine Entrüstung gegen sie losbrach. Erst das persönliche Einschreiten Oranien's veranlaßte ihn, dem Verfahren Einhalt zu thun, das seinem Namen einen unauslöschlichen Flecken angeheftet hat. Er wurde nicht bestraft, weil man ihn nicht entbehren konnte. Nach der Genter Pacification nahm S. öfters mit einem Theil seiner Truppen am Kriege in den Nordostprovinzen thätigen Antheil und schirmte die Küsten des Nordens gegen jeden Angriff. Damals, als Oranien meistens im Süden des Landes war, wurde er in seinem Quartier ganz und gar als Statthalter angesehen. So lange Oranien lebte, that dies keinen Schaden, allein nach dessen Tode, als die Provinz Holland einige Zeit ohne Statthalter war und der junge Moritz erst dazu ernannt wurde, als der Graf von Leicester, infolge des Vertrags von Westminster (1585), das Recht erhielt Gouverneure zu ernennen, wurde dies anders. Denn Leicester behandelte ihn nicht anders, als sei er selbständiger Statthalter und ertheilte ihm eine Bestätigung seiner Gewalt, so gut wie Moritz und Wilhelm Ludwig und dem Grafen von Neuenar. Ueberhaupt scheint derselbe gesonnen gewesen zu

sein Holland zu schwächen durch Abtrennung des Nordquartiers. So hatte er in Hoorn eine besondere Admiralität errichtet und S. befohlen, die Geistlichkeit zum Abhalten einer Synode zusammen zu rufen. Kein Wunder, daß S. von jetzt an sich ganz und gar an seiner Seite hielt mit einer Treue und Beharrlichkeit, welche einer besseren Sache würdig war und Holland in die äußerste Gefahr gebracht hat. Die religiösen Sympathien Sonoy's scheinen dazu ganz und gar dem strengen Calvinismus zugewandt gewesen zu sein und nicht weniger ärgerte er sich an der staatischen Handelspolitik, welche Verkehr mit dem Feind, wenn es Gewinnst versprach, zuließ. Und die dem Vater erwiesene Treue meinte er Moritz nicht schuldig zu sein, sodaß alles ihn veranlaßte, die Autorität des Generalgouverneurs aufs schroffste der der provinziellen Staaten gegenüber aufrecht zu halten. So weigerte er sich 1587 bestimmt, den neuen Eid zu schwören, welchen die Staaten allen Officieren und Beamten ihrer Provinz abforderten, als der Verrath der englischen Commandanten die Yssellinie den Spaniern überliefert hatte. Er erklärte diesen erst schwören zu können, wenn Leicester ihn des ihm geleisteten entbunden hätte. Zwei Städte des Quartiers, Hoorn und Medemblik, stimmten ihm bei, die Soldaten hielten treu zu ihm. Als Moritz und der Graf von Hohenlohe (s. A. D. B. XII, 693) persönlich erschienen, weigerte er sich, sie zu empfangen und als ein Handstreich gegen sein Hauptquartier Medemblik versucht wurde, drohte er mit Gewalt, doch versprach er sich zu fügen, sobald Leicester ihn seines Eides entbinden sollte. Wahrscheinlich bestimmte ihn zu diesem Einlenken die zweideutige Haltung der damals mächtigsten Stadt Nordhollands, Enkhuizen, und des politischen Führers der dortigen Particularisten, des Pensionärs Maelson (s. A. D. B. XX, 39). Da auch die Staaten die Sache nicht auf die Spitze zu treiben wünschten, ließ man ihn vorläufig unbehelligt. Als aber Leicester im folgenden Winter zum zweiten Male das Land verlassen hatte und man die Gewißheit erlangte, er werde nie wieder kommen, wurde er aufs neue aufgefordert, den Eid zu schwören. Doch er blieb fest und traf Anstalten zur Abwehr von Gewalt. Er zog die ihm unterstellten Truppen, soweit sie in Friesland lagerten, nach Nordholland zurück und verstärkte die Besatzung von Medemblik eigenmächtig, als ob es keine Civil- und Militärgewalt im Lande gäbe außer ihm. Die Situation ward jetzt äußerst gefährlich. Denn überall empörten sich die bei der Leicester'schen Mißregierung unbezahlt gebliebenen Soldaten und namentlich kündigten die englischen in staatischem Sold stehenden Truppen den Gehorsam. Einen Augenblick hoffte man eben, dies würde ihn lahm legen, denn auch seine Soldaten meuterten. Doch es gelang ihm, sie zum Versprechen zu veranlassen, Niemand außer ihm zu gehorchen und keine Auflösung zu gestatten, bevor der Sold völlig gezahlt sei. Zugleich verstärkte er Medemblik und entwaffnete daselbst die Bürgerschaft. Vergebens waren alle Versuche, ihn zum Einlenken zu bewegen, auch als Moritz und Hohenlohe persönlich mit Truppen erschienen, weigerte er entschieden den Gehorsam. Da befahlen die Staaten von Holland, Gewalt zu gebrauchen. Der Feldmarschall Villiers belagerte S. in seiner Festung Medemblik, doch ohne viel Fortschritte zu machen. Zwar gelang es Moritz, die übrigen Gouverneure zur Botmäßigkeit zu bewegen, doch jetzt kamen Briefe von der Königin Elisabeth, welche in drohendem Tone abgefaßt waren, zum Schutz des Getreuen ihres Lieblings. Es schien alles drunter und drüber gehen zu sollen, die Engländer drohten das Land zu verlassen, die calvinistischen Anhänger Leicester's, die Staaten von Utrecht an der Spitze, protestirten; den meuternden Garnisonen an der Südgrenze der Provinz schwoll der Kamm. Wenn jetzt die Spanier angriffen, war es mit der niederländischen Freiheit aus.

Glücklicherweise kam jetzt die Abdankungsurkunde Leicester's aus England und es legte sich außer dem Staatsrath auch der General des englischen Hilfscorps Lord Willoughby in das Mittel. Am 25. April 1588 wurde zwischen S. und den Staaten ein Vertrag geschlossen, wobei ersterer in seinem Amt belassen, doch die Autorität der Staaten und des Statthalters von ihm anerkannt wurde. Doch jetzt war es vorbei mit Sonoy's Autorität in Nordholland. Die Bürger von Medemblik verziehen ihm die Anmaßung einer Militärgewalt, den Bruch ihrer Privilegien nicht. Es entstanden aller Art Reibungen zwischen ihm und den Civilgewalten, und S. besaß nicht mehr die Mittel, denen gegenüber seine Stellung zu wahren. Er ersah, daß Niemand ihm mehr traute und bat um seine Entlassung. Er erhielt sie in schonender Form und mit einer Pension. Natürlich wandte er sich nach England, doch dort hatte er kein Glück. Er bat um Erlaubniß, einige Striche Wiesen in Norfolk trocken zu legen, doch ohne Erfolg. Dann zog er nach Ostfriesland und von dort nach den Gröninger Ommelanden, wo die Familie seiner zweiten Frau zu Hause war. Dort ist er am 2. Juni 1597 gestorben, eine merkwürdige Persönlichkeit, ein treuer Patriot, dem die Sache der Unabhängigkeit viel verdankte, doch einer von denen, die sich in geordneten Zuständen nicht mehr zurecht finden, nachdem sie so lange in revolutionären gelebt haben. Ueber seinen Charakter wird sehr verschieden geurtheilt. Was die einen den Einflüsterungen einer ungemessenen Herrschsucht und Habgier zuschrieben, gilt den anderen als Thaten eines etwas übertriebenen Eifers für die Sache der Freiheit und der Religion. Nur Härte und rücksichtslose Aufrechterhaltung der ihm anvertrauten Gewalt haben ihm die meisten, die ihn gekannt haben, nicht absprechen können.

Vgl. Bor, van Meteren, Hooft und J. W. te Water, Verbond der Edelen. — Die Archives de la Maison d'Orange. — Motley, Rise of the Dutch Republic und History of the United Netherlands. — Nuyens, Geschiedenis der Nederlandsche Beroerten. — Fruin, Tien Jaren uit den Tachtigjarigen oorlog. — Wein Staat der Vereenigde Nederlanden. — van Groningen, Geschiedenis der Watergeuzen.

P. L. Müller.

Sophie, Herzogin von Brabant, war die älteste Tochter des Landgrafen Ludwig's IV. von Thüringen und der heiligen Elisabeth. Geboren auf der Wartburg im J. 1224 zog sie nach dem frühen Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter im J. 1229 nach Marburg. Als auch diese bereits 1231 ihr frommes Leben endete, wurde S. mit ihren Geschwistern am thüringischen Hofe erzogen. Im J. 1239 (nach anderen 1242) wurde sie mit Heinrich II., Herzog von Lothringen und Brabant, vermählt, der in erster Ehe mit Maria von Schwaben verheirathet gewesen war und von dieser bereits einen Sohn und zwei Töchter besaß, den späteren Herzog Heinrich III. von Brabant, Mathilde, die an Robrecht von Artois und Beatrix, die an Heinrich Raspe von Thüringen verheirathet war. S. gebar ihrem Gatten zwei Kinder, Heinrich, geboren am 24. Juni 1244, den Begründer des hessischen Landgrafenhauses, und Elisabeth, die spätere Gemahlin des Herzogs Albrecht von Braunschweig. Im scharfen Gegensatz zu ihrer von der Welt abgekehrten und in der Pflege der Kranken aufgehenden Mutter war S. eine kräftige, beinahe männliche Natur, die mit Unerschrockenheit, Thatkraft und Ausdauer, ja oft genug mit den Waffen in der Hand ihr Ziel verfolgte und unter den ungünstigsten Verhältnissen den Ansprüchen ihres unmündigen Sohnes auf das ihm zukommende Erbtheil Geltung zu verschaffen wußte. So ist sie die Begründerin der Landgrafschaft Hessen und die Stammmutter des hessischen Fürstenhauses geworden.

Als der thüringische Landgraf und Gegenkönig Friedrich's II., Heinrich Raspe, im J. 1247 kinderlos starb, erlosch mit ihm das Geschlecht der Ludowinger im Mannesstamm. Außer Sophie, der Tochter Ludwig's IV., welcher der zweiten Ehe Hermann's I. von Thüringen entsprossen war, waren es noch drei andere Enkelkinder dieses Fürsten, welche auf das Erbe Anspruch erhoben: Heinrich von Meißen, Sohn der Jutta, der erstgeborenen Tochter Hermann's aus seiner ersten Ehe, welcher bereits 1243 von Friedrich II. die Eventualbelehnung mit den Reichslehen erhalten hatte, ferner Graf Siegfried von Anhalt, Sohn der Irmgard, der jüngsten Tochter aus Hermann's zweiter Ehe, und Graf Hermann von Henneberg, der Sohn der Jutta aus ihrer zweiten Ehe mit Graf Poppo von Henneberg. Während die beiden letztgenannten von Anfang an gegen die Nachfolge Heinrich's von Meißen in der Landgrafschaft Thüringen Einspruch erhoben, scheint zwischen diesem und den Brabantinern ursprünglich volles Einverständniß darüber geherrscht zu haben, daß Heinrich Thüringen und Sophie der allodiale Besitz der Ludowinger in Hessen und die Wartburg mit Eisenach als Theile der alten thüringischen Erbgrafschaft zufallen sollten. Dagegen gefährdete eine andere Macht die Nachfolge der Brabantiner in Hessen.

Alsbald nach dem am 17. Februar 1247 erfolgten Tode Heinrich Raspe's war Erzbischof Siegfried von Mainz thätig, die Besitzungen seines Erzstuhls in Hessen, um welche nicht lange vorher erbitterte Kämpfe mit den Thüringern stattgefunden hatten, in Beschlag zu nehmen, alte Rechte der Kirche aufs neue zur Geltung zu bringen und vor allem die erledigten Kirchenlehen einzuziehen. Da Niemand im Lande war, der dieselben beanspruchte, konnte der Erzbischof ungestört seine Maßregeln treffen. Erst im Mai d. J. erschien Herzog Heinrich von Brabant, um die Interessen seiner Gemahlin und seines Sohnes zu wahren. Wir sehen ihn um die Mitte dieses Monats im Oberlahngau erscheinen und von Marburg aus seinen Weg über Hersfeld fortsetzen, wahrscheinlich nach der Wartburg, um auch dort die Rechte Sophiens zu vertreten. Ende Mai ist er wieder in Marburg, aber bereits im Juni riefen ihn die Verhältnisse des Reichs nach Brabant zurück, wo er am 1. Februar des folgenden Jahres starb.

Sein Tod war für Sophie und ihren noch nicht vierjährigen Sohn ein um so härterer Schlag, als während seines kurzen Aufenthaltes in Hessen und Thüringen keinerlei Abkommen mit Mainz oder Meißen getroffen waren und sein Nachfolger Heinrich III. von Brabant noch zu jung und zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, als daß er die Vertretung ihrer Interessen hätte in die Hand nehmen können. Da faßte S. den kühnen Entschluß, selbst nach Hessen zu reisen, um die Erbschaft ihres Sohnes sicher zu stellen. Ohne großes Gefolge erschien sie im April d. J. in der Lahngegend, wo das Andenken an ihre Mutter, die h. Elisabeth, am lebendigsten war und ihr die freudigste Aufnahme sicherte. Nachdem sie am 25. März 1248 — wahrscheinlich noch von Brabant aus — eine Schenkung ihres Gemahls an den deutschen Orden bestätigt hatte, erneuerte sie demselben am 23. April alle Schenkungen und Privilegien ihrer Vorfahren. Der Ueberlieferung nach war sie und der junge Heinrich von den Bürgern Marburgs in feierlichem Zuge eingeholt worden. In ihrer Umgebung sehen wir den Grafen Siegfried von Wittgenstein, Gerhard von Wildenberg und Konrad von Elben, der sich in der Folge als ihr treuester und thätigster Anhänger bewies.

Sophiens nächste Aufgabe war auf die Einrichtung ihrer Regierung in der Oberlahngegend gerichtet und ihre Anwesenheit in Grünberg am 20. October 1248 läßt darauf schließen, daß sie zu diesem Zwecke das Land durchreist hat. Von Bedeutung war, daß sie in dieser Zeit auch den Grafen Berthold von Ziegenhain durch Belehnung mit gewissen Gütern für sich gewann. Daß indessen

ihre Anerkennung im Oberlahngau keineswegs ohne Waffengewalt erfolgt ist, geht aus der Thatsache hervor, daß am 29. Juli 1249 die Gebrüder v. Hohenfels zum Frieden mit S. gezwungen wurden, wahrscheinlich infolge eines Kriegszugs, den die Herzogin in Begleitung des Grafen Berthold v. Ziegenhain, der Grafen v. Solms, des Grafen Siegfried v. Witgenstein und einer großen Anzahl von Rittern zur Unterwerfung der Widerspenstigen unternommen hatte. Daß S. in dieser Zeit auch das Gebiet der Grafschaft Hessen betreten und den Versuch gemacht habe, sei es durch Verhandlungen mit Erzbischof Siegfried oder mit Gewalt die Mainzischen Kirchenlehen zu erwerben, darüber fehlt uns jede Nachricht.

Nachdem Siegfried von Mainz am 9. März 1249 gestorben war, hatte S. Beziehungen zu Mainz angeknüpft, aber auch der friedliebende Nachfolger Siegfried's Christian (gewählt am 29. Juni 1249) verweigerte die Herausgabe der Kirchenlehen. Da S. einsah, daß sie mit ihren eigenen Mitteln nicht im Stande sei, dieselbe zu erzwingen, entschloß sie sich, ihrem Vetter Heinrich von Meißen die Vormundschaft über ihren Sohn und zugleich die Wartburg und das Land Hessen auf zehn Jahre zu getreuer Hand zu übertragen. Die Zusammenkunft zwischen S. und Heinrich fand am 2. März 1250 in Eisenach statt. Dieser bedeutsame Schritt Sophiens, der in der späten Ueberlieferung als ein Zeichen hochherzigen Zutrauens zu der Uneigennützigkeit Heinrich's angesehen wurde, war ein Act großer politischer Klugheit. Heinrich hatte eben den Kampf mit seinen Gegnern in Thüringen mit Erfolg zu Ende geführt und den Grafen Siegfried von Anhalt durch eine Geldsumme abgefunden. Wenn S. überhaupt in dieser Zeit daran gedacht hat, weitergehende Ansprüche auf Thüringen zu erheben, so wäre ein Hervortreten mit ihren Absichten im Augenblick jedenfalls sehr unklug gewesen. Dagegen befand sich der Meißner Mainz gegenüber in derselben Lage wie sie, auch ihm wurden die Mainzer Lehen vorenthalten. Einigte sie sich mit ihm und konnten die gemeinsamen Streitkräfte ins Feld geführt werden, so stand eine baldige Erreichung der beiderseitigen Absichten zu erwarten und S. konnte endlich auch in Hessen festen Fuß fassen.

Nach dem Eisenacher Vergleich begab sich S. zunächst nach Marburg, wo sie am 17. April urkundet, und reiste von dort nach Brabant. Dort scheint sie sich über zwei Jahre aufgehalten zu haben. Unterdessen gelang es Heinrich von Meißen, anscheinend ohne ernsten Widerstand, die vormundschaftliche Verwaltung Hessens einzurichten und die mainzischen Lehen durch die von ihm ernannten Commissare Werner v. Bischoffshausen, Konrad v. Elben und den Vogt Heinrich v. Glizberg in Besitz zu nehmen. Begünstigt wurden diese Unternehmungen durch die Absetzung Christian's von Mainz, die im Juni oder Juli 1251 erfolgte. Aber sein Nachfolger Gerhard trat wieder energisch gegen Heinrich von Meißen und S. auf. Er sprach im Februar 1252 die Excommunication über beide aus und belegte die unter ihrer Jurisdiction stehenden Orte mit dem Interdict. Am 22. Mai desselben Jahres schloß er gegen sie ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Grafen Berthold v. Ziegenhain, während er — wohl um dieselbe Zeit — auch den Grafen Widukind v. Battenberg zur Hülfe gegen sie gewann. Ueber kriegerische Vorgänge dieser Zeit ist uns indessen nichts bekannt, wohl aber setzt man die Erbauung des gegenüber dem mainzischen Amöneburg errichteten Frauenberges, welchem S. den Namen gegeben haben soll, in diese Jahre. S. war im September 1252 aus Brabant zurückgekehrt und befand sich am 4. d. M. in Eisenach. Endlich am 16. Mai 1254 kam es zwischen Heinrich von Meißen und Erzbischof Gerhard zu Ottstädt zum Vergleich: der Erzbischof übertrug vorbehaltlich der Zustimmung des Capitels die Mainzer Lehen in Thüringen an Heinrich, während sich dieser zur Zahlung von 1000 Mark

verpflichtete; in betreff Hessens sollte der Streit ruhen bis zu Heinrich's des Kindes Volljährigkeit, die nach fränkischem Recht am 24. Juni 1256 eintreten mußte.

Ueber die Bedeutung dieses Vergleichs und seine Folgen hat sich eine reiche sagenhafte Tradition gebildet: S. habe das hinter ihrem Rücken mit Mainz getroffene Abkommen als einen Bruch des Eisenacher Vertrags von 1250 angesehen und habe Heinrich dem Erlauchten voller Entrüstung die Vormundschaft entzogen. Dieser habe sich dann geweigert, die Wartburg wieder abzutreten, worauf S. gegen ihn ein Bündniß mit Albrecht von Braunschweig eingegangen sei. Dieser Darstellung widerspricht die Thatsache, daß Heinrich's vormundschaftliche Regierung in Hessen sich mindestens noch im J. 1257, also sogar noch nach Heinrich's des Kindes Volljährigkeit, geltend macht und daß von einem feindlichen Auftreten Sophiens gegen den Meißner vor 1260 nichts zu bemerken ist. Allerdings vermählte S. im J. 1254 ihre Tochter Elisabeth mit Albrecht von Braunschweig, aber es ist nicht nachweisbar, daß diese Verbindung in feindlicher Absicht gegen Heinrich den Erlauchten geschlossen worden ist. Immerhin hat sich S. seit dieser Zeit wieder lebhafter mit den Angelegenheiten ihres Landes beschäftigt und hat auch nach außen hin eine Rolle gespielt; ihren Verwandten, den König Wilhelm von Holland, soll sie bei seinem Zuge nach Frankreich durch Subsidien unterstützt haben, und 1256 trat sie nebst dem Grafen Berthold v. Ziegenhain und den bedeutendsten oberhessischen Städten (Marburg, Alsfeld und Grünberg) dem rheinischen Bunde bei. Die Regelung der Mainzer Lehenfrage, welche nach dem Ottstädter Vergleich im Juni 1256 hätte stattfinden müssen, wurde dadurch vereitelt, daß Erzbischof Gerhard auf einem Fehdezug gegen Sophiens Schwiegersohn, Albrecht von Braunschweig, am 16. Januar 1256 gefangen genommen war und ein Jahr lang in Haft gehalten wurde. Auch nach dieser Zeit schob Gerhard, der durch andere Händel in Anspruch genommen war, die Entscheidung hinaus und als er am 29. September 1259 starb, war noch nichts in dieser Sache geschehen. Sein Nachfolger, der Eppsteiner Werner, zeigte ebenso wenig Lust, die Verleihung der Lehen endgültig zu vollziehen, erneuerte vielmehr bald nach seiner Wahl das im J. 1252 von seinem Vorgänger mit dem Grafen Widukind von Battenberg geschlossene Bündniß gegen S., die ihrerseits die geforderte Herausgabe der Kirchenlehen beharrlich verweigerte. Offen gegen sie und ihren Sohn aufzutreten wagte er aber erst, als diese in den Kampf mit Heinrich von Meißen verwickelt war.

Der offene Ausbruch der Feindschaft, die wahrscheinlich durch Heinrich's des Erlauchten und seiner beiden Söhne (Albrecht und Dietrich) Weigerung veranlaßt war, die thüringischen Besitzungen nach Ablauf der vormundschaftlichen Regierung herauszugeben, fällt in das Jahr 1260. Im Bunde mit S. war ihr Schwiegersohn, der stets kriegslustige Herzog Albrecht von Braunschweig, der sich durch die Verlobung seiner Schwester Adelheid mit Heinrich dem Kind im J. 1258 noch enger an die Brabantiner gefesselt hatte, und wohl besonders eifrig zum Kriege mit den Meißnern trieb. Er führte auch das vereinigte Heer, das von der Werragegend her siegreich durch Thüringen bis nach Erfurt vordrang, wobei Kreuzburg und Eisenach in die Hände der Verbündeten fielen. Erst damals und unter Herzog Albrecht's Einfluß scheint S. mit weitergehenden Ansprüchen ihres Sohnes auf Thüringen hervorgetreten zu sein. Die Erfolge des Zuges waren indessen nicht von langer Dauer, denn noch in demselben Jahre wurde Albrecht's durch die Verhältnisse in seinem eigenen Lande veranlaßter Rückzug von den Söhnen Heinrich's des Erlauchten zur Wiedereroberung des Landes benutzt. Am längsten hielt sich Eisenach, das am 24. Januar 1261 durch nächtlichen Ueberfall genommen wurde und für die Anhänglichkeit an

Sophie durch grausame Bestrafung angesehener Bürger büßen mußte. Erst bei der Feste Brandenfels gelang es (nach später Ueberlieferung) S. und ihrem jungen Sohn, die nun ganz auf sich angewiesen waren, dem weiteren Vordringen der Wettiner Halt zu gebieten.

Schon aber erhob sich ein neuer Gegner. Erzbischof Werner von Mainz sprach am 6. Mai 1261 über S. von Brabant und Heinrich das Kind die Excommunication aus und belegte das Land mit dem Interdict. Doch die umsichtige S. hatte bereits ihre Gegenmaßregeln getroffen und u. a. die v. Rodheim, welche ihr das Schloß Blankenheim zu Lehen auftrugen, gewonnen. Am 2. Juni 1262 gelang es ihr, auch den Grafen Gottfried v. Ziegenhain, Bertold's Sohn, zum Bund mit ihrem Sohn gegen Mainz zu veranlassen, während dessen Vetter Ludwig v. Ziegenhain und die Grafen v. Waldeck auf Werner's Seite standen. Aber ehe es zum entscheidenden Schlage kam, hielt Werner es für gerathen, Frieden zu schließen. Im Feldlager zu Langsdorf bei Gießen verstand er sich am 12. September 1263 zur Uebertragung der Lehen auf S. und Heinrich, während diese sich zur Zahlung von 2000 Mark und zum Lehensauftrag der Städte Grünberg und Frankenberg verpflichteten. So hatte endlich S. das Ziel, das sie sich beim Tode Heinrich Raspe's gesteckt hatte, durch unentwegte Ausdauer und Entschlossenheit erreicht.

Bald darauf kam auch der Streit mit den Wettinern zum Abschluß. Albrecht von Braunschweig hatte den Kampf gegen Heinrich's Söhne wieder aufgenommen und war Ende October 1263 von Norden aus in das Osterland eingefallen. Am 27. October war er aber nach hartnäckigem Kampfe bei Wettin gefangen genommen worden und mußte sich zum Friedensschluß bequemen. Ob und wie weit S. und Heinrich sich an diesem Zuge betheiligt oder denselben unterstützt haben, ist ungewiß; sicher ist nur, daß in der Folge Verhandlungen zwischen ihnen und den Wettinern stattfanden, welche die endgültige Beilegung des Streites zur Folge hatten (1264). S. war klug genug, das in dem Abkommen mit Mainz Errungene nicht durch einen neuen Kampf aufs Spiel zu setzen und erreichte durch den Gewinn der durch Otto von Braunschweig und seinen Sohn Albrecht ehemals erworbenen Werrastädte, welche von dem letzteren an die Meißner abgetreten und von diesen an S. überwiesen wurden, nebst einer Geldentschädigung von 600 Mark Silber ein annehmbares Aequivalent für ihren Verzicht auf Thüringen.

Seitdem sehen wir S., die auch nach der Volljährigkeit ihres Sohnes die eigentliche Seele aller Unternehmungen geblieben war, allmählich von der Regierung zurücktreten. Zum letzten Male finden wir sie urkundlich genannt im J. 1278. Sie starb 1284 und wurde in der Abtei Villers in Löwen neben ihrem Gemahle beigesetzt.

Rommel, Geschichte von Hessen, II. — Justi, Sophie, Herzogin von Brabant und Landgräfin von Hessen. Vorzeit, 1838. — Ilgen und Vogel, Geschichte des thüringisch-hessischen Erbfolgekrieges 1247—1264 in Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. N. F. X, 1884. — Vgl. Wyß in A. D. B. XI, 516.

F. Küch.

Sophie, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg, Kurfürstin von Hannover, geboren am 14. October 1630, † am 8. Juni 1714, war das zwölfte Kind des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart, Tochter König Jacob's I. von England. Der Stolz dieser Abkunft von zwei der ältesten und vornehmsten Geschlechter ist die Grundstimmung ihrer Seele und der Angelpunkt ihres Schicksals geworden.

Nach dem Schiffbruch des böhmischen Winterkönigthums ihrer Eltern im

Haag geboren, schon im zweiten Lebensjahre des Vaters beraubt und von der lieblosen Mutter kaum beachtet, ertrug sie den Druck einer steifen und pedantischen Erziehung und die Sorgen eines exilirten Hofhalts mit der Frohnatur eines Pfälzer Kindes und errang sich die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung durch die rasche Fassungsgabe und witzige Schärfe, mit der sie jede Anregung in sich aufnahm und erwiderte. Ihre aufblühende Schönheit und Art sich zu geben, ihre hohe Herkunft und reformirte Religion erweckten im Kreise der englischen Emigranten, die vor der Revolution nach Holland geflüchtet waren, den Gedanken, sie mit dem Prinzen von Wales, dem nachmaligen Könige Karl II., zu vermählen, und man glaubte zu bemerken, daß der Prinz sich für seine Cousine interessire. Sie aber durchschaute rechtzeitig den Flatterhaften und beugte einer ernsteren Enttäuschung vor, indem sie der widerstrebenden Mutter die Erlaubniß abgewann, an den Hof ihres ältesten Bruders Karl Ludwig, der durch den westfälischen Frieden die Kurpfalz zurückerlangt hatte, übersiedeln zu dürfen (1650).

Der fast achtjährige Aufenthalt in Heidelberg gab ihrem Wesen und Leben die entscheidende Wendung. Sie sah hier den Bruder, den sie wie einen Vater verehrte, in einem zerstörten Lande und einer unglücklichen Ehe mit der Feindschaft des Schicksals ringen und reifte im Verkehr mit dem hochbegabten und rastlos thätigen, aber auch leidenschaftlich heftigen Manne, der die pietätvolle Hingebung der Schwester mit rückhaltlosem Vertrauen erwiderte, zu einer ebenso vielseitigen Regsamkeit der geistigen Interessen, zugleich aber zu einer dem Bruder überlegenen Sicherheit der Lebensführung heran, indem sie unter dem Eindruck der Uebereilungen seiner Reizbarkeit die Affecte ihres Herzens nach den Rathschlägen ihres Verstandes zu regeln sich gewöhnte.

Diese Selbstbeherrschung bewährte sich bei den Werbungen um ihre Hand, in ihrem Brautstand und ihrer Ehe. Den portugiesischen Herzog von Aveiro wies sie zurück, weil sie sich nicht zu einem Unterthan herablassen mochte, nachdem sie sich vorher auf einen König Hoffnung gemacht hatte; und der schwedische Prinz Adolf Johann, König Karl's X. Bruder, mußte zurücktreten, weil er keine genügende Bürgschaft für ihre Zukunft zu bieten vermochte. Unter den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg machte zuerst der jüngste, Ernst August, auf sie Eindruck, aber als apanagirter Prinz war er keine gute Partie; sie verlobte sich (1656) mit dem ältern, Georg Wilhelm, der damals regierender Herr von Hannover war. Als aber dieser alsbald durch seine Extravaganzen das Verlöbniß entweihte und dann durch das urkundliche Versprechen steter Ehelosigkeit den jüngsten Bruder bewog, die Braut zu übernehmen, beugte auch dieser Handel nicht den stolzen Lebensmuth der Prinzessin: da es ihr auf eine gute Versorgung ankam, und diese durch die Aussicht Ernst August's, den regierenden Bruder zu beerben, gesichert war, tauschte sie den einen für den andern ein und vermählte sich mit Ernst August (1658).

Die so geschäftsmäßig geschlossene Verstandesehe entwickelte sich anfangs wider Erwarten zu einem glücklichen Herzensbunde, trug aber beiden Theilen trübe Erfahrungen und harte Kämpfe, der Gattin auch bittere Enttäuschungen und Demüthigungen ein. Schon die Gemeinsamkeit des Haushalts, der das junge Paar mit Georg Wilhelm im Schlosse von Hannover verband, erweckte in dem entzündlichen Herzen Georg Wilhelm's die alte Liebe zu der einstmaligen Braut und rief die Eifersucht Ernst August's wach. S. empfand es daher wie eine Erlösung, als der Tod des Bischofs von Osnabrück ihren Gemahl auf Grund der Stipulationen des westfälischen Friedens zur Nachfolge in diesem Stifte berief. Die Uebersiedlung nach Iburg (1662) schnitt die Galanterien Georg Wilhelm's ab. Sophiens Unglück aber war es, daß dies zu spät geschah. Denn die Eifersucht ihres Gemahls schlug allmählich in Gleichgültigkeit und Untreue um.

Zunächst freilich empfand S. die leichtfertigen Anwandlungen ihres Gemahls nur als vorübergehende Trübungen des ehelichen Verhältnisses. Im ganzen waren die achtzehn Jahre, während deren das fürstliche Paar in Iburg residirte, die glücklichste Periode im Leben der Herzogin. Ein reicher Kindersegen wurde ihr zu theil. Den in Hannover geborenen Söhnen Georg Ludwig (1660) und Friedrich August (1661) folgten noch fünf Kinder nach: Maximilian Wilhelm (1666), Sophie Charlotte (1668), Karl Philipp (1669), Christian (1671) und Ernst August (1674). In der Pflege und Erziehung ihrer Kinder offenbarte S. eine von der sonstigen Schärfe ihres Wesens unbeeinflußte Weichheit des Gemüths: je bitterer sie selbst als Kind den Sonnenschein sorgender Mutterliebe vermißt hatte, um so zärtlicher und schonender ging sie auf die Eigenart jedes ihrer Kinder ein. Die Nachsicht aber, mit der sie die Schwächen ihres Gemahls ertrug, ermöglichte ihr wiederholte Theilnahme an den Vergnügungsreisen außer Landes, auf denen Ernst August gleich seinem Bruder Georg Wilhelm seine Pflichten in den Wind schlug. Das Reiseziel der Herzöge war in der Regel Holland oder Italien. Holland, wohin S. wiederholt mitging und wo sie 1661 zum letzten Male ihre Mutter sah, war ihr aus den Tagen der Kindheit vertraut. Die Eindrücke der italienischen Reise, auf der sie 1664 namentlich Venedig und Rom kennen lernte, hat sie in ihren Briefen und Memoiren zu einem anschaulichen Culturbilde zusammengefaßt. Zu den Perlen der Memoirenlitteratur aber gehört die Schilderung der Eindrücke, die sie am Hofe Ludwig's XIV. bei dem Besuche empfing, den sie im Sommer 1679 ihrer Nichte, der Herzogin Sophie Charlotte von Orleans, machte. Der innigen Verehrung, mit der diese seit den Jugendjahren, die sie unter der mütterlichen Obhut ihrer Tante in Hannover und Iburg verlebt hatte, an der heißgeliebten hing, verdanken wir zugleich jene lange Reihe köstlicher Briefe, die eine unerschöpfte Fundgrube für die Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts sind. Dasselbe gilt auch von dem Briefwechsel Sophiens mit ihrem Bruder Karl Ludwig von der Pfalz. Auch diese Briefe sind fast ausnahmslos interessant, bald sprudelnd von Witz und harmlosem Frohsinn, bald ausbrechend in Zorn und boshafte Medisance, hier tiefernste Probleme behandelnd, dort die ärgsten Nuditäten mit urwüchsigem Behagen aufdeckend, eine ununterbrochene, an Pointen unerschöpfliche Causerie.

Dies vertraute Verhältniß zu Karl Ludwig brachte es mit sich, daß S. gelegentlich auch die politische Vermittlung zwischen Kurpfalz und dem Hause Braunschweig übernahm. Auf ihre Bitten schickten Ernst August und Georg Wilhelm dem Kurfürsten in seinem Wildfangskrieg (1665) ein Reiterregiment zu Hülfe. Auf ihren Antrieb half Ernst August (1671) die Vermählung des pfälzischen Kurprinzen Karl mit der dänischen Prinzessin Wilhelmine vermitteln, deren Mutter Sophie Amalie die Schwester der lüneburgischen Herzoge war. Ueber den Kreis der nächsten Familieninteressen hinaus aber hat S. niemals politischen Einfluß geübt, und politisches Urtheil hat die sonst so Scharfsinnige überhaupt nicht gezeigt: alle ihre Aeußerungen sind durch persönliche oder dynastische Voreingenommenheit getrübt. Es konnte ihr daher nichts Kummervolleres widerfahren, als die Entzweiung der persönlichen und dynastischen Interessen innerhalb ihres Fürstenhauses.

Diese entsprang aus der Leidenschaft, in der Georg Wilhelm zu der Tochter eines südfranzösischen Edelmannes, Eleonore d'Olbreuse, so heftig entbrannte, daß er darüber alle politischen und Familienrücksichten vergaß. Als er nun durch die Leichtfertigkeit, mit der er auch nach dem Tode seines ältesten in Celle regierenden Bruders (1665) bei der Geliebten im Haag verblieb, seinem zweiten Bruder, den hochstrebenden Convertiten Johann Friedrich, jenen Staatsstreich ermöglichte, durch den sich dieser das reichere cellische Fürstenthum anzueignen ver-

suchte, stand Ernst August ihm treu gegen Johann Friedrich zur Seite und half dazu mit, daß dieser sich damit begnügen mußte, in Hannover Georg Wilhelm's Nachfolger zu werden. S. aber bot ihre Hand, um Eleonore aus Holland herbeizuziehen und zu einem Vertrage zu bestimmen, kraft dessen jene sich ohne das Band der Ehe dem Herzog von Celle ergab. Hatte aber S. gehofft, durch dies heikle Abkommen den Schwager vor einer legitimen Ehe und ihre eigene Familie vor einer Gefährdung der verheißenen Nachfolge in dessen Erbe zu bewahren, so empfand sie es als eine unverzeihliche Anmaßung, daß jene Französin, nachdem sie dem Herzog eine Tochter, Sophie Dorothea, geboren hatte, unbegnügt mit dem Einfluß einer den Herzog beherrschenden Maitresse, über ihren Stand emporstrebte und ihre Vermählung mit dem Herzog ebenso wie die Legitimirung ihres Kindes durchsetzte. Denn wer bürgte dafür, daß nunmehr Georg Wilhelm sich nicht auch über die der Nachkommenschaft seines Bruders zugesicherte Erbfolge ebenso hinwegsetzte, wie über seinen urkundlichen Eheverzicht? Der bittere Haß, mit dem S. fortan die ehrgeizige Rivalin verfolgte, entfremdete auch die fürstlichen Brüder einander. Es war daher für S. ein Trost in dieser Spannung, daß der Tod des söhnelosen Herzogs Johann Friedrich (1679) ihren Gemahl auf den hannoverschen Thron berief und die Zukunft ihrer Kinder sicher stellte.

Noch in demselben Jahre aber verlor sie erst ihre älteste Schwester, die durch den Verkehr mit Descartes berühmte Elisabeth, Aebtissin von Herford, dann auch den ältesten Bruder, an dem sie wie eine Tochter hing, den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Der tiefe Schmerz, in den dieser Verlust sie niederbeugte, wurde durch das Treiben ihres Gemahls verdoppelt. Frivoler als je setzte sich Ernst August über Familien- und Herrscherpflichten hinweg, um fast zwei Jahre lang dem Vergnügen in Italien nachzujagen; in seinem Gefolge aber befand sich die Frau seines ersten Ministers, die nachmalige Gräfin von Platen-Hallermund, als seine erklärte Maitresse. Unter schweren Seelenkämpfen überwand die doppelt vereinsamte Herzogin auch dieses Leid und stellte die Freiheit ihres Gemüths wieder her, indem sie sich in die schriftstellerische Gestaltung ihres Lebenslaufs vertiefte. Ihre Schicksale und Beobachtungen, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen, ihre Liebe und ihr Haß, alle Stimmungen und Erfahrungen eines vielbewegten Lebens treten uns in geistsprudelndem Flusse aus den künstlerisch abgeklärten Memoiren, die die Fünfzigjährige im Winter 1680/81 verfaßte, entgegen.

Neuen Kummer schuf ihr die auf Einigung und Erhöhung seines Hauses abzielende Politik ihres Gemahls, dessen oberstes Absehen die Erlangung der bereits von Johann Friedrich ins Auge gefaßten Kurwürde war. Es handelte sich zunächst um die endgültige Sicherung der cellischen Erbschaft. Dazu aber bot sich als sicherstes Mittel die von Georg Wilhelm angeregte Vermählung seines einzigen Kindes, der Sophie Dorothea, mit dem ältesten der hannoverschen Prinzen, Georg Ludwig, dar. Die ahnenstolze S. bäumte sich gegen solche Mesalliance ihres Sohnes mit der emporgekommenen Tochter einer Unebenbürtigen auf. Ernst August aber überwand durch die Rücksicht auf die cellische Erbschaft seinen und seiner Gemahlin Stolz und begründete durch Vollziehung jenes Ehebundes (1682) seine Versöhnung mit Georg Wilhelm und die Vereinigung aller Lande der jüngeren Linie des braunschweig-lüneburgischen Stammes. Die Vermählung seiner Tochter Sophie Charlotte mit dem Kurprinzen von Brandenburg, dem nachmaligen Könige Friedrich I. (1684), die gleichfalls politischer Combination entsprang, war auch der Gemahlin recht. Um so weniger konnte sie sich mit der wichtigsten Vorbedingung der Kurwürde, der 1682 aufgerichteten Primogenitur, aussöhnen. Ihr Mutterherz empfand dies Gesetz nur als eine Enterbung der

jüngeren Söhne und begünstigte daher den Widerstand, den diese im Bunde mit dem eifersüchtigen Herzoge von Wolfenbüttel und anderen, der neuen Erbfolgeordnung entgegensetzten. Der Widerstand wurde gebrochen, und S. mußte ihre mütterliche Schwäche mit dem Verlust zweier Söhne büßen. Friedrich August und Maximilian Wilhelm rissen sich los von Haus und Heimath, um in österreichische Dienste zu treten; der erste fiel im Türkenkriege (1690), der zweite stürzte sich in Schulden, gerieth in die Arme der Jesuiten und ward auch der Mutter entfremdet. Die Heeresfolge aber, die Ernst August dem Kaiser in den Türkenkriegen leistete, trug auch dem Prinzen Karl Philipp, dem vierten Sohne, den Tod im Felde ein (1690).

Das Jahr 1692 brachte endlich die Erfüllung der hannoverschen Wünsche, die neunte Kur. Aber die trüben Erfahrungen waren damit für S. nicht zu Ende. Der ärgste Scandal, den sie in ihrer Familie erlebte, der Zusammenbruch der Ehe ihres ältesten Sohnes mit der verachteten Tochter der d'Olbreuse (1694), gereichte ihr allerdings zur Genugthuung; ja, es war im letzten Grunde ihr unauslöschlicher Haß und die von ihr ererbte Lieblosigkeit ihres Sohnes, wodurch Sophie Dorothea ins Unglück getrieben ward. Allein auch ihrer eigenen Ehe ging durch die beharrliche Untreue des Gatten aller Sonnenschein verloren. Gleichwohl entschlüpfte ihr nur selten eine Klage über die Zurücksetzung, die sie erfuhr, und alle Kränkungen löschten in ihrem Herzen die Liebe nicht aus: während der letzten Krankheit ihres Gemahls wich sie nicht von seiner Seite, und sein Tod (1698) ließ sie in aufrichtigem Schmerze zurück. Ihr ältester Sohn aber, Kurfürst Georg Ludwig, vergalt der Mutter die Nachsicht, mit der sie sein Wesen geduldet hatte, statt es zu beugen, mit verletzender Unfreundlichkeit und Rücksichtslosigkeit. Dazu kamen neue Verluste. Ihr zweitjüngster Sohn, Christian, fiel im spanischen Erbfolgekriege (1703). In ihrer Tochter aber, der philosophischen Preußenkönigin Sophie Charlotte, verlor die greise Kurfürstin (1705) die einzige ihr ebenbürtige und ihr ganz ergebene Seele ihres engeren Familienkreises. So blieb keine Epoche ihres Lebens ohne schwere Schicksalsschläge.

Die Kurfürstin aber behielt unter solcher Fülle tragischer Erfahrungen einen ungedrückten Lebensmuth. Indem sie jede gehaltvolle Anregung mit derselben Schnellkraft in sich aufnahm, mit der sie jeden störenden Affect überwand, bewahrte sie sich die unverwüstliche Heiterkeit einer von stolzer Geschlossenheit und weltoffener Klugheit im Gleichgewicht gehaltenen Seele. Es gab daher kein geistiges Interesse ihres Jahrhunderts, das sie nicht in den Kreis ihres Nachdenkens zog. Die höchste Freude ihres Alters aber war der Gedankenaustausch mit Leibniz. Schon seit dem Tode des Herzogs Johann Friedrich, der den großen Denker nach Hannover gezogen hatte, vollends aber seit der Thronbesteigung Georg Ludwig's, der ohne Verständniß und Achtung der Gedankenarbeit, den allerorten betriebsamen und mit der Regierungspolitik nicht immer conformen Gelehrten nur mit demselben nicht ganz unbegründeten Mißtrauen ansah, in dem sein Minister Bernstorff jenem die Schwingen zu binden bedacht war — in dieser Lage war es allein die Kurfürstin Sophie, die dem gewaltigen Schaffen des in der geistigen Oede des hannoverschen Hofes vereinsamten Genius verständnißvolle Würdigung und ermunternde Anregung entgegenbrachte und ihm durch solche Huld das Dasein in Hannover erträglich machte. Ihr Briefwechsel mit Leibniz spiegelt die Vielseitigkeit der Interessen, die sie mit ihm austauschte, wieder. Mit zutreffendem Künstlerblick hat daher der Schöpfer ihres Standbildes in dem Parke ihrer Residenz zu Herrenhausen, die so oft Zeuge dieses Verkehrs war, die Kurfürstin in diesem Antheil an den geistigen Strebungen ihrer Zeit dargestellt. Denn nicht als liebesthätige Landesmutter hat sich die den sanften Zügen des weiblichen Gemüths nur selten nachgebende Fürstin eine Stätte in der Erinnerung

der Nachwelt bereitet: die geschichtliche Bedeutung ihrer die Herzen von sich abstoßenden, aber den Geistern imponirenden Majestät liegt vornehmlich in jener fördernden Theilnahme, mit der sie das Geistesleben ihrer Zeit, namentlich aber die Arbeiten Leibnizens, begleitet hat. Insbesondere ist ihr Name mit den kirchlichen Reunionsversuchen verknüpft. Denn wie skeptisch auch die Kurfürstin allen religiösen Fragen gegenüberstand, und wie sarkastisch auch ihre Aeußerungen über Pfaffen und Kirchenthum sind, so war doch das kirchliche und religiöse Interesse ein Hauptangelpunkt ihres Lebens. Daher verfolgte sie die Bemühungen Spinola's um eine Reunion der katholischen und protestantischen Kirche nicht nur von Anfang an mit lebhafter Theilnahme, sondern vermittelte auch durch ihre Schwester Louise Hollandine, die zur katholischen Kirche convertirte Aebtissin von Maubuisson (bei Paris), die Theilnahme Pelisson's und Bossuet's an dem in Hannover zwischen Spinola, Leibniz und Molanus versuchten Ausgleich der kirchlichen Differenzen. Das Ergebniß war die Erkenntniß, daß das in seinem innersten Wesen Unvereinbare sich nicht durch eine von politischen Beweggründen eingegebene Uebertünchung versöhnen ließ. Und die Kurfürstin widerstand allen Versuchungen, die an sie herantraten, sich zur römischen Kirche zu bekehren, und blieb wenn auch ihrer philosophischen Weltanschauung die Unterschiede der Bekenntnisse gleichgültig waren, dennoch ihrem reformirten Bekenntnisse treu.

Eben dadurch erlangte und wahrte sie sich die Aussicht auf den englischen Thron, als nach der Thronbesteigung Wilhelm's III. von Oranien das Parlament durch den act of settlement (1689) die Ausschließung des katholischen Bekenntnisses von der Thronfolge in England aussprach und damit die Erbansprüche all der Stuarts vernichtete, die auf dem Wege der legitimen Erbfolge zwischen der Kurfürstin und dem englischen Throne standen. Denn wenn die beiden protestantischen Töchter des vertriebenen Königs Jacob II., Marie und Anna, die man zunächst als zum Thron berechtigt anerkannte, kinderlos blieben, so mußte, da Jacob's älterer Bruder, König Karl II., keine legitimen Nachkommen hinterlassen, seine einzige Schwester aber, die Herzogin von Orleans, nur katholische Descendenz hatte, der Erbgang von den Kindern Karl's I. auf die Nachkommenschaft Jacob's I. fortschreiten. Von dessen einziger Tochter, der Gemahlin des Winterkönigs, hatte aber nur das zwölfte Kind, die Kurfürstin Sophie, ihre Geschwister, soweit sie nicht katholisch geworden waren, überlebt. Auf sie richtete sich daher der Blick Wilhelm's III. gleich bei seiner Thronbesteigung. Indessen das Unterhaus lehnte seinen Antrag, dieselbe sofort als Thronerbin anzuerkennen, ab, und die eben damals erfolgende Geburt eines Sohnes der Prinzessin Anna schien die hannoversche Erbfolge in weite Ferne zu rücken. Als aber auch dies Kind wie alle seine Geschwister in jungen Jahren starb (1700) und damit alle Hoffnung auf eine fernere Nachkommenschaft der beiden zunächst zum Throne berufenen Fürstinnen erlosch, kam das Parlament unter dem Eindruck der Weltherrschaftspläne, mit denen Ludwig XIV. durch seinen Kampf um den spanischen Thron und sein Eintreten für die englischen Ansprüche der vertriebenen Stuarts die Unabhängigkeit Europas bedrohte, dem Könige Wilhelm als anerkanntem Hüter des europäischen Gleichgewichts in der Anschauung entgegen, daß die Thronfolge des protestantischen und der französischen Clientel entgegengesetzten Hauses Hannover eine Garantie der politischen und religiösen Freiheit Englands und Europas bedeute, und übertrug durch das Gesetz vom 22. Juni 1701 die Krone Großbritanniens, nach dem unbeerbten Abgange der Prinzessin Anna, der Kurfürstin Sophie und ihrer Nachkommenschaft. Am 14. August nahm S. die Successionsacte aus der Hand einer außerordentlichen Gesandtschaft entgegen.

Die so gesicherte Aussicht auf die englische Krone wurde allerdings noch wiederholt durch den Wandel der englischen Parteikämpfe getrübt. Aber während

Sophiens Sohn und Erbe, Kurfürst Georg Ludwig, mit kühler Berechnung für die englische Succession nur that, was unerläßlich war, und um dieselbe nicht zu gefährden, sich jeder überflüssigen Einmischung in die innern Angelegenheiten Englands enthielt, verfolgte die Kurfürstin mit ungeduldiger Spannung die Entwicklung der Dinge in England und bedauerte nichts mehr, als daß das Alter und die Abneigung der um dreißig Jahre jüngeren Königin Anna, die zunächst auf Wilhelm III. folgte, ihr den Thron und selbst den Aufenthalt in England versagte. Sie wünschte wenigstens noch greifbaren Gewinn aus ihrem Anspruch zu ziehen und unterhielt daher einen regen Verkehr nach England hinüber. Ihr lebhafter, nur von Leibniz berathener Geist durchkreuzte daher auch mehr als einmal die von der hannoverschen Regierung eingehaltene Politik der Geduld und provocirte schließlich eine schroffe Haltung der Königin Anna. So endete auch die letzte Periode des Lebens der Kurfürstin mit schwerer Enttäuschung. Ihr höchster Wunsch, als Königin zu sterben, blieb unerfüllt. Bei einem Spaziergange im Parke von Herrenhausen streckte ein Schlagfluß die rüstige und geistesfrische Greisin im Alter von 84 Jahren, am 8. Juni 1714 dahin. Nur wenige Wochen (1. Aug.) später folgte ihr die Königin Anna im Tode nach, und ihr ältester Sohn bestieg, nachdem er bereits bei Lebzeiten der Mutter das mit ihren Herzenskämpfen errungene cellische Fürstenthum Georg Wilhelm's (1705) ererbt hatte, als König Georg I. auch den durch die hohe Herkunft der Mutter gewonnenen englischen Thron.

Memoiren der Kurfürstin, herausg. von Köcher in den Publicationen aus den preuß. Staatsarchiven, IV. — Briefwechsel der Kurfürstin mit Karl Ludwig und den pfälzischen Raugräfinnen, herausg. von Bodemann in den Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven, XXVI u. XXXVII. — Briefwechsel der Kurfürstin mit Leibniz, herausg. von Klopp in den Werken von Leibniz, VII—IX. — Havemann, Geschichte von Braunschweig und Lüneburg, III. — Köcher, Geschichte von Hannover und Braunschweig, I. — Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover, III. — Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, II.

Köcher.

Sophie Dorothea, Herzogin und Kurprinzessin zu Braunschweig und Lüneburg, unter dem Namen Prinzessin von Ahlden bekannt, geboren am 15. Sept. 1666, † am 23. Nov. 1726, ist wegen ihrer geheimnißvollen Katastrophe der Gegenstand eines ganzen Schwarms fabuloser und obscöner Bücher und Aufsätze geworden. Die geschichtlichen Thatsachen reduciren sich auf Folgendes.

Herzog Georg Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg, der zuerst das Fürstenthum Calenberg-Göttingen, seit 1665 das Fürstenthum Celle-Lüneburg regierte, lernte in Holland die Tochter einer verarmten hugenottischen Adelsfamilie aus Poitou, Eleonore d'Olbreuse, kennen, die damals Hofdame der Prinzessin von Tarent war, und umwarb sie mit Leidenschaft. Da jedoch dem leichtsinnigen Fürsten der Ruf der Unbeständigkeit voranging, willigte Eleonore nur gegen einen ihre Zukunft sicher stellenden Revers, den die Schwägerin des Herzogs, Sophie, die Gemahlin des Bischofs Ernst August von Osnabrück, vermittelte und nebst ihrem Gemahl mit unterschrieb, darin ein, dem Herzog anzugehören, ohne Namen und Stand einer Gattin zu beanspruchen. Unter dem Namen Frau von Harburg wurde sie seine Genossin und gebar ihm 1666 eine Tochter, Sophie Dorothea. Hatte sie es von Anfang an verstanden, den Flatterhaften zu fesseln und durch echte Liebe zu läutern, so besiegelte die Geburt dieser Tochter mit all dem Hoffen und Sorgen, das sie wachrief, die Innigkeit ihres Liebesbundes so fest, daß Georg Wilhelm sein einst dem Bruder Ernst August urkundlich gegebenes Ver-

sprechen steter Ehelosigkeit bereute und für Tochter und Mutter in so ausgiebiger Weise zu sorgen begann, daß Bruder und Schwägerin für den ihren Kindern zugesicherten Anfall der Erbschaft Georg Wilhelm's bangten. Denn Georg Wilhelm begnügte sich nicht, der Mutter und Tochter in der Grafschaft Wilhelmsburg an der unteren Elbe eine standesgemäße Ausstattung zu schaffen, sondern erwirkte auch ein kaiserliches Patent (1674), welches Mutter und Tochter zu Reichsgräfinnen erhob und der Tochter für den Fall, daß sie sich in ein altfürstliches Haus vermählen würde, Titel und Wappen einer geborenen Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg zuerkannte. Erregte schon diese die Beerbung Georg Wilhelm's gefährdende Standeserhöhung die Eifersucht der Herzogin Sophie, so wurde ihr Haß gegen die unebenbürtige Rivalin und deren Tochter unversöhnlich, als letztere durch ihre Verlobung mit dem Erbprinzen August Friedrich von Wolfenbüttel (Dec. 1675) den Fürstenrang gewann und erstere durch kirchliche Trauung als die rechte Gemahlin Georg Wilhelm's anerkannt ward (April 1676). Indessen der frühe Tod des Wolfenbütteler Erbprinzen (August 1676) verscheuchte die Sorgen des Osnabrücker Hofes, und da dem Herzog Ernst August auch von den Landständen, Beamten und Officieren des cellischen Fürstenthums durch eventuellen Huldigungseid sein Nachfolgerecht gesichert ward, so willigte er durch den Vertrag von Engesen (14. Juni 1680) in die Anerkennung des Fürstenranges Eleonorens und ihrer Tochter ein. Die durch den Haß der Frauen entfremdeten Brüder schlossen sich wieder enger an einander an, und Georg Wilhelm wünschte den erneuerten Bruderbund durch eine eheliche Verbindung der beiderseitigen Kinder zu besiegeln. Die erste, schon 1679 vom cellischen Hofe gegebene Anregung erregte am Osnabrücker Hofe einen Sturm des Unwillens. Die ahnenstolze Herzogin Sophie sah mit beißendem Hochmuth auf die cellischen Emporkömmlinge hernieder, und ihr ältester Sohn Georg Ludwig hatte mit der Muttermilch die Verachtung der Celler Tante und Cousine in sich eingesogen. Herzog Ernst August indessen erwog das Loos seiner unversorgten Kinder für den Fall, daß er vor dem zu beerbenden Bruder stürbe und fand die „bittere Pille", wenn sie nur tüchtig „vergoldet" würde, keineswegs ungenießbar. Man konnte sich nur nicht über das Maß der begehrten Vergoldung verständigen. Und da Ernst August inzwischen den Thron von Hannover bestieg, so verlor die cellische Erbschaft ihren ersten und wichtigsten Reiz. Als aber in dem Prinzen Heinrich Casimir von Nassau, Erbstatthalter von Westfriesland, ein neuer, der Herzogin Eleonore willkommener Bewerber um die Hand der cellischen Prinzessin auftrat, mäßigte Ernst August die Geldforderungen, an die er seine Zustimmung zu dem angeregten Ehebunde geknüpft hatte, und auch Sophie überwand ihren Stolz durch die neuen Zukunftssorgen. Am 24. October 1682 kam der Ehecontract zu Stande, und am 2. December erfolgte die Vermählung des hannoverschen Erbprinzen Georg Ludwig mit der 16jährigen S. D. ohne das bei den fürstlichen Beilagern hergebrachte Gepränge. Es war, als ob der hannoversche Hof durch absichtliche Verschwiegenheit seine Scham über den ungleichen Ehebund ausdrücken wollte.

Der so geschäftsmäßig geschlossenen Ehe entsprangen zwei Kinder, der nachmalige König Georg II. von England (1683) und die nachmalige Königin von Preußen Sophie Dorothea (1687). Die Ehe selbst aber wurde dadurch nicht glücklicher. Im Gegentheil; war die Stellung der Prinzessin S. D. in Hannover infolge der unauslöschlichen Verachtung, mit der ihre Schwiegermutter auf sie herniedersah, von Anfang eine schiefe, so mußte sie vollends unhaltbar werden, nachdem durch die Geburt zweier Kinder der Zweck dieser Ehe, die Vereinigung von Celle und Calenberg, aufs neue verbürgt und durch die 1692 erfolgende Erhebung Ernst August's zum Kurfürsten endgültig gesichert war. Was

brauchte man jetzt den Eindringling noch besonders zu schonen? Der Kurprinz Georg Ludwig trug der ihm aufgezwungenen Gemahlin die von der Mutter ererbte Antipathie mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit entgegen und ging dem Wandel seines Vaters nach, indem er sich einer Maitresse nach der anderen in die Arme warf. Muß man die Kurfürstin Sophie bewundern ob der überlegenen Sicherheit, mit der sie jederzeit das stolze und bekümmerte Herz zu meistern verstand, so kann man doch der jungen Prinzessin keinen Vorwurf daraus machen, daß sie nicht die gleiche Kraft der Selbstbeherrschung besaß. Da ihr das Leben in Hannover durch den Haß ihrer Schwiegermutter und die Lieblosigkeit ihres Gemahls verleidet ward, geschah es, daß sich die Vereinsamte von einem verwegenen Lüstling, dem Grafen Königsmark (s. A. D. B. XVI, 534) umgarnen ließ. Trotz der Warnerstimme ihrer Vertrauten, eines Fräuleins von dem Knesebeck, ließ sie sich mit dem Grafen in eine scandalöse Intrigue ein. Der Gegenstand dieser Intrigue steht zwar nicht mit unbedingter Sicherheit fest. Daß aber das Verhältniß ein unsittliches gewesen sei, wie die schmutzige Legendenlitteratur angibt, widerspricht den authentischen Documenten: der angebliche originale Briefwechsel der Prinzessin mit Königsmark, der sowohl in der Bibliothek zu Lund wie im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin sich vorfindet, ist eine freche Fälschung. Das einzige, was aus den im Staatsarchive zu Hannover vorhandenen Fragmenten der Untersuchungsacten über die Schuld der Prinzessin erhellt, ist, daß sie eine Flucht aus dem Lande geplant hat. Indessen das Vorhaben wurde entdeckt, Königsmark ward am 1. Juli 1694 im tiefsten Geheimniß beseitigt und die Prinzessin in Haft genommen. Ernst August und Georg Wilhelm kamen sofort überein, die Ehe ihrer Kinder zu scheiden und die Kurprinzessin auf Lebenszeit in ein einsames Schloß zu verweisen. Um aber vor der Welt den Schein zu retten, wurde der wahre Sachverhalt in den officiellen Darlegungen vollständig entstellt, und auch der außerordentliche Gerichtshof, den man sehr vorsichtig zusammensetzte, in völligem Dunkel über den Thatbestand der Schuld gelassen. Der ganze Ehescheidungsproceß war ein erbärmliches Scheinverfahren. Indem man der jedes treuen Berathers beraubten Prinzessin die schriftliche Erklärung abgewann, niemals zu dem Gemahl zurückkehren zu wollen, zwang man die Richter, auf Scheidung der Ehe zu erkennen und durch ihr Erkenntniß zugleich der Prinzessin, als dem schuldigen Theil, die Wiederverheirathung zu verbieten. S. D. wurde darauf in das einsame Amtshaus von Ahlden inmitten der Lüneburger Haide verbannt, um hier in lebenslänglicher Haft ihre eigenen und die Fehltritte ihrer Eltern zu büßen. Nur die Mutter blieb der Tochter unwandelbar zugethan, ihre Besuche in Ahlden waren der einzige Trost, den man der Unglücklichen vergönnte. Nicht einmal die Bitte, ihre Kinder noch einmal umarmen zu dürfen, die sie nach dem Tode ihres Schwiegervaters ihrem geschiedenen Gemahl und ihrer Schwiegermutter aussprach (1698), wurde ihr gewährt. Ohne Wiedersehen erlebte sie den Tod ihres Vaters (1705), die Vermählung ihrer Tochter mit dem preußischen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm I. (1706), die Thronfolge ihres geschiedenen Gemahls in England und die Erhebung ihres Sohnes zum Prinzen von Wales (1714). Sie verlor 1722 auch die Mutter, ihre einzige Trösterin, und erlebte nicht mehr den Wandel, den man von der Thronbesteigung ihres mit dem Vater zerfallenen Sohnes erwartete. Ein halbes Jahr vor dessen Regierungsantritt ist die Dulderin, die in Entsagung und Erbarmung die Schuld der Jugend sühnte, auf ihrem einsamen Sitze gestorben (1726).

Schaumann, Sophie Dorothea Prinzessin von Ahlden und Kurfürstin Sophie von Hannover, 1879. — Köcher, Die Prinzessin von Ahlden, in

H. v. Sybel's Histor. Zeitschrift. N. F. XII (1882). — Beaucaire, Une mésalliance dans la maison de Brunswick, 1884.

Köcher.

Sophia, einige Jahre, 1603—1608, Regentin von Mecklenburg-Schwerin, wenn auch nicht im vollen Sinne, war als Tochter Herzogs Adolf von Holstein-Gottorp 1569 geboren, † am 14. Nov. 1634; von ihr stammen beide Linien der heutigen Großherzoge von Mecklenburg. Kaum 19 Jahre alt wurde sie am 17. Febr. 1588 an den Herzog Johann VII. von Mecklenburg-Schwerin verheirathet und kam dadurch in die wüsteste Geldnoth und Schuldenwirthschaft dieses Hofes, dem es oft am allernothwendigsten fehlte. Des Herzogs Vater, der vielgerühmte Johann Albrecht (s. A. D. B. XIV, 239), hatte seinen unmündigen Kindern 1576 ein zerrüttetes Land, eine fast unerträgliche Schuldenlast und unbotmäßige Stände hinterlassen. Die verwittwete Herzogin Anna Sophie (von Preußen) war auf ihr Witthum Lübz gezogen, die Regentschaft hatte Johann Albrecht's Bruder, Herzog Ulrich von Mecklenburg-Güstrow übernommen, ein strenger Herr, der aber dennoch in die Finanzen keine volle Ordnung bringen konnte, zumal da anfangs dessen jüngerer, apanagirter und auf das Bisthum angewiesene Bruder Christoph neue Ansprüche erhob. 1585 gab Ulrich die Regierung an den ältesten seiner Neffen, Johann VII., ab, nachdem dessen jüngerer Bruder, Sigismund August, weil das Land keine zwei Hofhaltungen tragen konnte, mit einigen Aemtern als Apanage abgefunden war. Dennoch verheirathete sich auch dieser mit einer pommerschen Prinzessin und lebte in dem säcularisirten Kloster Ivenack. Der schwache Johann verstand nicht zu regieren, er vermochte weder seine Mittel zu übersehen, noch seine Beamten im Zaume zu halten, deren Unterschlagungen gegenüber der Hof ohne Mittel blieb, während das Land selbst nach auswärts allen Credit verlor. Die junge Herzogin gibt später selbst an, daß sie von ihrem Gemahl in vier Jahren nur 18 Ellen schwarzen Sammt und 14 Ellen weißen Atlas und einmal 60 Thaler für einen Spiegel erhalten habe, die sie indessen vernünftiger Weise baar behielt. Ihre Jahreseinnahme für sich und den ganzen weiblichen Hofstaat und Haushalt betrug 400 fl., etwa 4—5000 Mark, und um auszukommen, mußte sie zur Aushülfe ihrer Mutter ihre Zuflucht nehmen. Sollte das fürstliche Paar Hochzeits- oder Taufgeschenke machen, so mußte die Herzogin oftmals vorschießen; doch wußte sie sich tapfer in die Verhältnisse zu schicken. Sie gebar in rascher Folge ihrem Gemahle drei Kinder, am 15. Dec. 1588 den späteren Herzog von Mecklenburg-Schwerin Adolf Friedrich (s. A. D. B. I, 119), am 5. Mai 1590 den späteren Herzog Johann Albrecht II. von Mecklenburg-Güstrow und am 19. September 1591 die unvermählt am 17. Februar 1648 in Rehna gestorbene Prinzessin Anna Sophie. Da geschah das Unerwartete. Gerade von einem Besuche in Ivenack zurückgekehrt, überfiel den Herzog am Abend des 8. März 1592 eine Art Delirium, und er brachte sich sieben Dolchstiche bei, die freilich heilten, aber doch am 22. März seinen Tod zur Folge hatten. Die 22jährige Fürstin mit ihren drei Kindern und dem völlig zerrütteten und verwüsteten Lande stand vor einer überaus entbehrungsreichen Zukunft. Man kennt aus der Geschichte der mecklenburgischen Höfe, wie auch anderer, manche abscheuliche Behandlung fürstlicher Wittwen, aber keiner ist schlimmer mitgespielt als der S., und doch hat sie als ein starkes, umsichtiges und gottvertrauendes Weib sich tapfer und siegreich in bitterem Leide durchgekämpft, ohne in Verbitterung zu verfallen. Die Regentschaft mußte abermals der alte Großoheim, Herzog Ulrich, übernehmen. Doch er hatte die Kraft nicht mehr, dem Unwesen der Beamten zu steuern, und diese kühlten an der Fürstin ihr Müthchen. Ulrich war zum Kreisobersten des niedersächsischen Kreises gewählt, der sich in Rüstung gegen drohende ligistisch-

spanische Angriffe befand; das zog ihn vollends vom Lande seiner Großneffen ab: er übergab ahnungslos dessen Verwaltung zwei Schurken, dem Rentmeister Andreas Meier und Dettloff Warnstädt, die im eigenen Interesse den Rest vom Credite des Landes völlig untergruben, der Fürstin sogar ihr Eigenthum vorenthielten und sie mit ihren jungen Herrn ganz mittellos in ihr Witthum, das Amt Rehna mit Lübz und Wittenburg, einsetzten, immer unter fälschlicher Berufung auf Herzog Ulrich. Mit 200 fl. (ca. 500 Mark), die der Rentmeister ihr auf das Ostern fällige „Handgeld" zahlte, zog sie in Lübz ein, wo sie fernerhin residirte; dort war alles unwohnlich, alles Inventar weggeführt. 1000 Thaler, die sie noch in Holstein als Eigenthum hatte, machte sie sofort flüssig und fing alsbald eine umsichtige Bewirthschaftung an, welche unter ihrer thatkräftigen, bis ins einzelnste sich um alles kümmernden Aufsicht Gedeihen hatte, so daß sie bei knappem Leben Auskommen und später selbst Ueberschuß fand. Sie führte ein genaues Tagebuch, darin steht die Rechnungsabnahme ihres Meiers, das Ernten des Kohls, das Pflücken der Johannisbeeren, das eigenhändige Zuschneiden von Leinen und Drell für Gutswäsche rc. Hülfreich zur Seite standen ihr nur zwei treue Männer: Adam v. Bülow und Heinrich v. Strakendorff. Die Verwüstung des Erbes ihrer Söhne durch die ungetreuen Verwalter sah sie mit klarem Blicke, aber sie wagte dem alten Ulrich nichts zu sagen; da starb er am 14. März 1603 und der jüngste von Johann Albrecht's Söhnen, der 60jährige Karl, seit 1592 Administrator von Ratzeburg, folgte als Herzog in Güstrow und Regent in Schwerin. Auch dieser merkte alsbald das unsaubere Treiben der Verwaltung, aber schwerfällig und selbst belastet durch die Regierung seines eigenen Landes, vermochte er nicht einzugreifen. Er ersuchte daher alsbald die Herzogin Wittwe, selbst die Aufsicht über die Verwaltung des Erbes ihrer Söhne zu übernehmen, damit wurde sie thatsächlich, wenn auch nicht rechtlich, Regentin bis zur Volljährigkeitserklärung ihres ältesten Sohnes; konnte freilich den Ständen und den Gerichten gegenüber die fürstliche Hoheit nicht üben. Sie beobachtete nun zunächst das Treiben der Verwaltung, griff darauf aber entschieden ein trotz des Hasses, den sie erntete. Ihr Hauptbestreben war dann die Herstellung des Credites, die Zahlung der Rückstände und der fälligen Zinsen. Obwohl sie auch dabei Unterschlagungen erleben mußte, schaffte sie doch einigermaßen Ordnung, die Adolf Friedrich freilich bald wieder zerstörte. Im übrigen suchte sie ihre Söhne gut, fromm und christlich zu erziehen; 1604 schickte sie sie auf die Universität nach Leipzig, dann auf die sog. Tour von Europa: durch die Schweiz, Italien und Frankreich, auch da kam Unordnung unter den nachgesandten Geldern vor. Zugleich scheint die Reise von den unzufriedenen Kreisen benutzt zu sein, die Mutter auf das gehässigste bei den Prinzen zu verleumden. Der trotzige und hochfahrende, dabei aber doch nicht willenskräftige Sinn des ältesten, Adolf Friedrich, hatte ihr schon oft Sorge gemacht; die knappe Haltung behagte den umschmeichelten Fürstensöhnen nicht, Einsicht in die Unsicherheit ihrer Existenz hatten sie nicht, da mag es manches harte Wort gesetzt haben. Die Hetzer brachten im Lande herum und trugen den Prinzen zu, die ganze Schuld an den jammervollen Zuständen des Landes trage die Fürstin durch ihre frühere Verschwendung, sie, die nichts erhalten hatte, und sie nehme noch immer für sich, was sie kriegen könne. Das Gedeihen ihres Witthums konnte die Verleumdung ja als Beweis verwenden. Als daher der eigentliche Regent, Herzog Karl, Adolf Friedrich 1608 vom Kaiser für volljährig erklären ließ und dieser die Regierung übernahm, vermied er es drei Jahre lang, seine Mutter zu sehen und stürzte das Land von neuem in Schulden. Ebenso machte es nachher der jüngere, Johann Albrecht, drei Jahre lang; ja dessen erste Gemahlin, Margarethe Elisabeth, beschuldigte die vielgeprüfte Frau geradezu der Dieberei, worauf

der Sohn sich abermals zwei Jahre fern hielt. Die folgenden Jahre der Geschichte Mecklenburgs gehören nicht zur Lebensbeschreibung der S., sie wirkte ruhig und unverdrossen von Lübz aus weiter, selbst eine Eisenhütte legte sie an. Erst als ihre Söhne in des Kaisers Acht vor Wallenstein aus dem Lande weichen mußten, tritt sie wieder hervor. Sie blieb ruhig auf ihrem Witthum und wankte nicht, so erhielt sie diese Jahre hindurch den alten Zusammenhang aufrecht. Wallenstein erkannte ihr Recht an; forderte er von ihr Lieferungen, so wurden sie geleistet, aber Wallenstein ließ sie bezahlen. Ihr kleiner unscheinbarer Hof war doch der Mittelpunkt, auf den man in Mecklenburg blickte, und es sind die Spuren vorhanden, daß die rüstige Frau sich eifrig und unablässig für ihre Söhne bemühte. Sie erlebte noch ihre Wiedereinsetzung. Am 27. Januar 1632 schrieb sie als Einleitung zu ihrem Testamente ihre eigene Biographie, ein Schriftstück, das in seiner Einfachheit erschütternd wirkt. Sie konnte ihren Kindern als treue Haushälterin mitten in dem Jammer des 30jährigen Krieges immerhin nicht unerhebliche Ersparnisse hinterlassen. Sie starb am 14. Novbr. 1634 und wurde ihrer Bestimmung gemäß ohne allen Prunk in der Kirche zu Lübz begraben, ihr Denkmal hat sie sich selber setzen lassen. Lisch faßt (Meckl. Jahrb. VII, 66) ihr Bild in die schönen Worte zusammen: „Ueberall thätig und umsichtig, immer zum Besten rathend, tröstend und heilend, in jeder Lage beharrlich, Hülfe bringend und dabei ächt weiblich und in höchstem Grade häuslich, war sie oft allein die einzige Stütze des wankenden Hauses.“ Sie lebte unentwegt ihrem Wahrspruche: „Hilf Gott zum seligen Ende“.

Rudloff, Neue Geschichte von Mecklenburg II. — v. Lützow, Geschichte Mecklenb. IV. — E. Boll, Gesch. Mecklenb. II. — Mecklenb. Jahrb. IX, 128 u. 456; XII, 475 (Epitaph); XV, 79 (Autobiographie) und 301; XXI, 149 (Wahlspruch); XXXV, 53.

Krause.

Sophie Charlotte, Königin in Preußen und Kurfürstin von Brandenburg, geboren zu Iburg im Hochstift Osnabrück am 20. October a. St. 1668, † zu Hannover am 1. Februar n. St. 1705. Ihr Vater war Prinz Ernst August von Hannover, Fürstbischof von Osnabrück, „der Gentleman Deutschlands“, ihre Mutter „die lustige gutherzige“ Sophie, eine an Geist und Gemüth gleich begabte Tochter des Kurfürsten Friedrich's V. von der Pfalz. Die kleine „Figuelotte“, wie sich das Kind selbst nannte, die einzige Tochter einer kinderreichen Ehe, war der besondere Liebling ihrer Mutter. „C'est l'enfant gâté“, schreibt Sophie an ihren Bruder Karl Ludwig im December 1673, „car elle ne veut rien apprendre; elle ne sait pas encore lire, mais elle aime fort à tenir sa gravité et faire la grande dame, pourtant comme le chat dès qu'il voit la souris, car aussitôt qu'elle voit ses frères, elle voudroit tout faire comme eux qui s'exercent présentement à imiter un petit juif qui danse le plus joliment du monde“. Die hervorragende Begabung der kleinen Prinzessin erregte frühzeitig die Aufmerksamkeit; kaum achtjährig wurde S. Ch. von ihrer Mutter mit der Aebtissin von Maubuisson verglichen, der genialsten aber auch frivolsten Tochter des Pfälzers Friedrich. Es war keine ungesunde Frühreife, dank dem mütterlichen Erbtheil einer Frohnatur, die der Kleinen ihre Kindlichkeit bewahrte. Der „rousse beudel“, wie Sophie im Scherze ihre Tochter nannte, theilte unbefangen seine Neigung zwischen den Studien, kindlichen Spielen, den „Meerschweintjens“ und dem Tanze. Vor der Welt wollte sie freilich schon die große Dame spielen und hielt sich nach dem Ausdrucke ihrer Mutter „comme le chat habillé en demoiselle“. Im August 1677 wurde sie auf eine Reise nach Holland und dem Rhein mitgenommen. Mit dem Eintritt in ihr zehntes Jahr erhielt sie Frau von Harling zur Erzieherin, die aus der wilden Prinzessin „eine

seine, erbare dame" machen sollte. Eine bessere Wahl konnte nicht getroffen werden. „Wenn ich Meisterin über meine Kinder wäre", schreibt Liselotte, die Herzogin von Orleans, auch eine Schülerin dieser Gouvernante, „so wollte ich sie nach Osnabrück zu Frau von Harling schicken; denn alsdann würde ich versichert sein, daß sie nicht gar zu delicat erzogen würden, wie man hier zu Lande thut, womit sie mich aus der Haut fahren machen." Mit großem Eifer gab sich S. Ch. dem Studium der Sprachen und der Musik hin; sie beherrschte Englisch, Italienisch und Französisch und war auch in die Anfangsgründe des Lateinischen eingeführt worden. Die französische Sprache zog sie sogar der Muttersprache vor und bediente sich ihrer fast ausschließlich, so daß später ein Refugié alles Ernstes frug, ob die Prinzessin auch des Deutschen mächtig wäre. Das Jahr 1679 war von entscheidendem Einflusse auf die Ausbildung Sophie Charlotte's. Ein schweres Fieber, das sie im Frühjahr überfiel, gab ihrem kindlich heiteren Charakter eine ernstere Richtung. Und eine Reise nach Frankreich, die sie nach der Genesung mit ihrer Mutter unternahm, erfüllte sie mit neuen unauslöschlichen Ideen. Zunächst wurde die Aebtissin von Maubuisson und dann der französische Hof besucht. Die junge Prinzessin rief an diesem europäischen Mittelpunkte des guten Geschmacks ungetheilte Bewunderung hervor. Ihre zierliche Gestalt, das Feuer ihrer blauen Augen, die schwarzen Locken, die das feine Gesicht in natürlicher Fülle umgaben, waren nicht minder anziehend als ihr ungezwungenes, vornehmes Benehmen und ihre hervorstechenden Geistesgaben. Es ging die Rede, daß Ludwig XIV. sich mit der Absicht trug, die Prinzessin mit einem französischen Prinzen seines Hauses zu vermählen. Wenige Wochen nach der Rückkehr der Fürstinnen starb unerwartet in Augsburg Herzog Johann Friedrich (18. December 1679) und hinterließ seinem Bruder Ernst August das Herzogthum Hannover. Der nunmehrige Herrscher siedelte im März 1680 mit seinen Angehörigen nach seiner neuen Hauptstadt über. Von dieser Zeit an trat Leibniz zu der herzoglichen Familie in nähere Beziehungen. Auch Sophie Charlottens Jugend entfaltete sich unter seinem Einflusse, und schon in ihrem kindlichen Gemüthe keimten die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit für den weisen Lehrer und Freund ihrer Mutter, der in späteren Jahren ebenso der ihrige wurde.

Die Bemühungen der Welfen um den Kurhut ließen die Freundschaft des benachbarten Kurbrandenburgs sehr wünschenswerth erscheinen. Der staatskluge Otto von Grote wußte zu diesem Zwecke die Wahl einer zweiten Gemahlin für den verwittweten Kurprinzen Friedrich auf die Tochter seines Herrscherpaares zu lenken. Die Prinzessin war den Brandenburgern schon aus den Jahren 1681 und 1682, von Zusammenkünften in Pyrmont und in Berlin her bekannt, und war von dem großen Kurfürsten mehrfach ausgezeichnet worden. Ein Zeitgenosse schildert sie in jenen Tagen „als eine sehr liebenswürdige Person". „Ihre Taille ist mittelmäßig. Sie hat den schönsten Hals und Busen, den man sehen kann, große und sanfte blaue Augen, eine wunderbare Fülle schwarzen Haars, Augenbrauen wie abgezirkelt, eine wohlproportionirte Nase, einen Mund von Incarnat, sehr schöne Zähne und einen lebhaften Teint. Die Bildung ihres Gesichts ist weder länglich noch rund, sondern beides zugleich. Sie hat viel Geist und herzgewinnende Freundlichkeit. Sie singt schön, spielt Clavier, tanzt mit Anmuth und hat ein solches Wissen, wie es in so jungem Alter wenige Personen haben." Der Kurprinz war nach den Worten der Herzogin Sophie passionirt für seine junge Braut: „sie ist auch eben nicht cruel und hat alzeit amitié und estime vor ihm spüren lassen." „Es ist ein gelück, daß sie ihm so wol leiden mag undt nach das Üsserliche nichts fragt." Am 28. September a. S. 1684 wurde die Hochzeit in Herrenhausen mit großem Glanze gefeiert, und am

4 14. November hielt das junge Paar seinen feierlichen Einzug in Berlin. Obwol die Ehe lediglich ein Werk der Politik war, blieb das Glück auch diesmal „dem Sonntagskinde“ Sophie Charlotte treu. Ein innigeres Familienleben war bei der allzu großen geistigen Verschiedenheit beider Gatten allerdings ausgeschlossen, aber die achtungsvolle Rücksicht, mit der sie einander begegneten, ließ sie diesen Mangel weniger empfinden. Einzelne scharfe Bemerkungen Sophie Charlottens über den ihr angetrauten „Aesop“, dessen Schlachtopfer sie sich wol nannte, dürfen nicht allzu schwer ins Gewicht fallen. Die Fürstin hatte, wie ihr großer Enkel, eine fast unüberwindliche Neigung zu espritvollen Bemerkungen selbst auf Kosten des natürlichen Gefühls.

Die Beziehungen Sophie Charlotte's zu ihren Schwiegereltern gestalteten sich über Erwartung günstig. Friedrich Wilhelm begegnete ihr jeder Zeit, noch auf dem Totenbette, mit ritterlicher Artigkeit, und die Kurfürstin Dorothee kam ihr soweit entgegen, als es das getrübte Verhältniß zu dem Stiefsohne gestattete. Bei den getrennten Hofhaltungen fielen außerdem die meisten Anläße zum Zwiste fort; der Kurprinz residirte für gewöhnlich im Köpenicker Schlosse und zog sich 1687 sogar, als von neuem das böswillige Gerede von dem poudre de succession gegen Dorothee erhoben wurde, nach dem verwandten Hofe in Kassel zurück. Unter ihren Schwägern fand sie in dem Markgrafen Albrecht Friedrich einen glühenden romantischen Verehrer, der wol trotz des Winters in vollem Galastaate ihren Wagen selbst nach Königsberg oder Hannover lenkte. Der kleinen Stieftochter Luise Dorothee Sophie, der späteren Erbprinzessin von Hessen-Kassel (geboren am 14. September 1680, † am 23. December 1705) war sie eine gute Mutter. Ihr erster Sohn, der am 6. October 1685 geboren und Friedrich August genannt worden war, verstarb schon nach wenigen Monaten. 1687 erlebte sie „auf dem Weg jenseits Wolfenbüttel“ eine zu frühe Niederkunft, an deren Folgen sie lange gefährlich darniederlag. Erst nach dem Tode des Großen Kurfürsten wurde sie am 15. August 1688 mit einem Erben, dem dereinstigen Könige Friedrich Wilhelm I., beschenkt.

Seit der Thronbesteigung Friedrich's III. (29. April 1688) traten neue Pflichten an die junge Kurfürstin heran. Bei allen feierlichen Gelegenheiten, wo nur höfischer Glanz und Prunk entfaltet werden konnte, mußte sie an der Seite ihres Gemahls repräsentiren und sich einer lästigen Fülle von Ceremonien unterwerfen. Die Pracht, die auch im elterlichen Hause eine Stätte gefunden hatte, war ihr durchaus nicht zuwider, soweit sie zur Erhöhung eines verfeinerten Lebensgenusses diente; sie haßte nur jenen Prunk, der ohne Verknüpfung mit allgemeineren und idealeren Zielen seinen Zweck in sich selbst hatte. „Ce n'est pas que je haisse le faste“, sagte sie selbst einmal, „mais je le voudrois indépendant de la gêne.“ Anders gesonnen als die beiden vorangegangenen Kurfürstinnen verschmähte S. Ch. einen bedeutenderen Einfluß auf die Politik ihres Gatten zu erstreben. Auch in dieser Beziehung mochte sie dem äußeren Leben nur das in den Verhältnissen Gebotene leisten, ihr eigentliches Dasein aber, ihre Freuden und Erholungen, wußte sie in einem geweihten Kreise inneren Geisteslebens zu beschränken. Sie begnügte sich nur in den Fällen, bei denen dynastische Ansprüche ihrer Eltern oder Interessen ihrer Vertrauten in Frage kamen, ihre Macht als regierende Kurfürstin geltend zu machen. Indessen hatten alle, die Friedrich's Art kannten, wohl Grund, die Stimmungen ihrer Herrscherin nicht unbeachtet zu lassen. Mit den beiden Premierministern Friedrich's III., Danckelman und Kolb von Wartenberg hat sie sich niemals auf vertrauteren Fuß gestellt oder ihren Einfluß durch den dieser Staatsmänner zu erhöhen gesucht; sie verwehrte sogar längere Zeit der von Friedrich so überaus begünstigten Gräfin Wartenberg den Zutritt zu ihrem Zirkel. Als einmal das

Gerücht ging, S. Ch. nähme Theil an den Versuchen, Kolb zu stürzen (October 1701) schrieb ihre Mutter: „Meine tochter ist ihmer auf dem lant in ihr Lützenburg, kert sich an nichts, was bey hoff geschieht; den sten, den sie nicht heben kan, lest sie liegen.“

Die erste größere Gabe, die sie als Kurfürstin von ihrem Gemahl empfing, einen umfangreichen Grundbesitz auf dem Gebiete des heutigen Spandauer Viertels zu Berlin, verwandte sie zur Befriedigung ihres wohlthätigen Herzens, indem sie die einzelnen Felder gegen geringe Pacht oder unentgeltlich an Bürger der Hauptstadt austheilte. Ueberhaupt bewies sie bei jeder sich darbietenden Gelegenheit dem Volke thatkräftiges Wohlwollen.

Im J. 1689 begleitete sie ihren Gatten zur Huldigung des Herzogthums Magdeburg nach Halle und von dort aus, nachdem sie ihre Mutter in Hannover begrüßt hatte, nach Köln, wo sie während der Bonner Belagerung ihren Aufenthalt nahm. In dieser Zeit knüpfte sie Freundschaft mit der Prinzessin Maria von Oranien an, mit der sie in den späteren Jahren in lebhafterem Briefwechsel stand. Im Beginn des folgenden Jahres führte der Weg das kurfürstliche Paar nach Königsberg, um die Huldigung der Preußen entgegen zu nehmen. Sehr häufig, fast alljährlich ging S. Ch. nach Hannover zu ihrer zärtlich geliebten Mutter. Auf ihrer Reise im December 1692 nahm sie ihren vierjährigen Kurprinzen mit, um ihn unter der Aufsicht seiner Großmutter den erprobten Händen der Frau von Harling gemeinsam mit Georg August, dem späteren Könige Georg II. von England, anzuvertrauen. Dieser Versuch schlug fehl, wie es heißt, an dem ungestümen Sinne Friedrich Wilhelm's und der Unverträglichkeit der beiden Prinzen. Ein ganz besonderes Vergnügen gewährte der Kurfürstin auf einer ihrer hannoverschen Reisen ihre Zusammenkunft mit Peter dem Großen auf dem Schlosse Coppenbrügge. Wir besitzen noch die Briefe, in denen die Kurfürstinnen Sophie und S. Ch. ihre frischen Eindrücke in munterer, reizvoller Weise wiedergeben (1697). Der Zar fand so großes Wohlgefallen an der brandenburgischen Fürstin, daß er seine erste Scheu überwindend lange bei Tische in ihrer Gesellschaft blieb, die Tabaksdosen mit ihr wechselte und schließlich sogar tanzte. Als er von Friedrich III. später gefragt wurde, was ihm am meisten in den preußischen Landen zugesagt hätte, soll er entgegnet haben: „Was könnte einem Menschen noch besser gefallen als Deine Frau.“ Noch enthusiastischer äußerte sich ein russischer Gesandter, welcher der glanzvollen Vermählung der Erbprinzessin von Hessen-Kassel beigewohnt hatte (1699), wenn er alle Pracht über den Anblick der Kurfürstin übersehen haben wollte.

Die glücklichste Lebensepoche Sophie Charlotte's datirt von der Gründung Lützenburgs, des heutigen Charlottenburgs, das ihr der Kurfürst auf ihren Wunsch als Entgelt für die Abtretung des Dorfes Caput bei Potsdam 1695 schenkte. Godeau, ein Schüler Lenôtre's legte den Garten an, und Schlüter leitete den Bau des Schlosses, das ursprünglich nur aus dem heutigen Mittelbau ohne die krönende Kuppel bestand. Neben ihm war noch Eosander thätig als „Orakel“ der Kurfürstin für die innere Ausschmückung. Friedrich war in seiner Art der Gemahlin bei der Herstellung ihres Landsitzes behülflich, indem er durch reichliche Baugelder und prächtige Zimmereinrichtungen den Glanz des Schlosses zu erhöhen strebte. Das Lusthaus, 1698 vollendet, wurde am Geburtstage des Kurfürsten, 11. Juli 1699, mit einem so frohen Feste eingeweiht, „daß man“, nach den Worten eines Hofchronisten, „so zu sagen über Tisch und Bänke gesprungen, und Se Churf. Dlt Ihrer eigenen gnädigsten Aussage nach sich nicht besinnen, sich jemals so freudig erwiesen zu haben.“ So oft es nur die Begebenheiten des höfischen Lebens gestatteten, zog sich S. Ch. nach ihrem Schlosse Lützenburg zurück, dessen Namen sie auf Incognitoreisen führte, und erfreute sich

des zwanglosen Verkehrs ihrer Vertrauten, die frei von Etiquette in einfacher Tracht erschienen und sich mit ihrer Gebieterin an geistvollen Gesprächen, musikalischen Aufführungen und wol auch am Kartenspiele ergötzten. Aus ihrer Umgebung stand ihr am nächsten Fräulein von Pöllnitz, eine Tante des bekannten Memoirenschreibers. Wir haben von ihr noch mehrere an die Kurfürstin gerichtete Briefe, die von dem vertrauten Verkehre der beiden an Geist und scharfem Witze einander sehr ähnlichen Frauen Zeugniß geben. Neben ihr gehörte noch die „dicke Frau von Bülow“ zu dem engeren Zirkel. Mit Vorliebe sah die Kurfürstin die Refugiés bei sich, deren Bildung die der damaligen deutschen Hofkreise weit überragte. Die berühmten Prediger Lenfant und Beausobre, an Gelehrsamkeit und Redegabe mit einander wetteifernd, waren stets willkommene Gäste in Lützenburg. Auch der Bischof Ursinus und der Hofprediger Jablonsky gehörten zu den Mitgliedern dieser Tafelrunde, und Besser, als Ceremonienmeister wie als Poet gleich gewandt, durfte der Kurfürstin dort seine dichterischen Huldigungen darbringen und auch wol der deutschen Sprache gegen die Bevorzugung der französischen in galanter Art das Wort reden. Wie in einem „irdischen Paradiese“ lebe man in Lützenburg, schrieb die Kurfürstin Sophie einmal, „sans façon“. „Die dames und cavaliers spillen comedi, und die musicanten machen operas; die beste pfarrer von der weldt predigen.“ „Allhir sauffen und schweren die dames nicht, aber spillen wol à l'ombre undt verqueren.“

Der Sturz Danckelman's, der die Kurfürstin wol nicht mit Unrecht beargwohnte, „ihr eigen Haus mehr zu lieben, als das von Brandenburg“, brachte die Kurfürstin ihrem etwas entfremdeten Gemahle wieder näher. Eine Folge dieses Ereignisses war auch die Sendung von Leibniz an den brandenburgischen Hof. Der große Philosoph war von nun an häufiger in Berlin und Lützenburg in der doppelten Rolle als hochgeehrter Gast des kurfürstlichen Paares und als welfischer Agent. S. Ch. schloß sich ihm mit hingebender Verehrung an. Ueber alles wollte sie von dem bewunderten Gelehrten mit gleicher Lernbegier und Verständniß Auskunft; die Monaden interessirten sie in gleichem Maße, wie der Gang der Gestirne, prähistorische Funde und die Gesetze der Moral. Das Warum des Warum hätte sie am liebsten ergründet, wie Leibniz meint, und klagte, daß er ihrer Auffassungsgabe nicht trauend ihr die letzten Gründe und Ergebnisse seiner Wissenschaft verborgen hielte. Und wieder ein ander Mal rief sie wohl aus, als sie über den Stolz nachdachte: „Grand Leibniz! que tu dis sur ce sujet de belles choses! Tu plais, tu persuades, mais tu ne corriges pas!“ Eine echte, warme Freundschaft, die sich auf der Aehnlichkeit des Geistes gründete, verband den bedeutenden Philosophen mit der Kurfürstin, die nach den Worten ihres Enkels „das Genie eines großen Mannes mit den Kenntnissen eines Gelehrten in sich vereinigte“. Von dem engeren preußischen Standpunkte aus hatte Buchholtz nicht Unrecht, wenn er in seinem „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg“ die Tage von S. Ch. als die Epoche bezeichnet, „seit welcher die Deutschen angefangen in der Philosophie zu denken“. Die schönste Frucht dieser geistigen Gemeinschaft ist die Gründung der Societät der Wissenschaften und der Akademie der Künste in Berlin. S. Ch. hatte anfänglich nur an die Errichtung einer Sternwarte und in Verbindung damit an die Kalenderreform gedacht, Leibniz aber hatte diese Idee sofort zu dem Plane einer umfassenden wissenschaftlichen Gesellschaft erweitert.

Die Bemühungen Friedrich's um die Königskrone gaben für kurze Zeit auch S. Ch. Anlaß, in der großen Politik thätig zu sein (1700). Nachdem der Kurfürst ihre nicht unerheblichen Schulden bezahlt und ihr Jahrgeld um ein Bedeutendes vermehrt hatte, sie aber ihrerseits die Gräfin Wartenberg bei sich empfangen hatte, ging sie in Begleitung ihrer Mutter unter dem Vorwande, die

Bäder von Aachen zu besuchen, nach Brüssel zu einer Zusammenkunft mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern. Auf der Durchreise durch Rotterdam, das die Fürstinnen auf der Fahrt von Brüssel zu Wilhelm I. von England in Het Loo berührten, wünschten sie noch spät Abends Pierre Bayle zu sprechen, dessen Dictionnaire S. Ch. stets bei sich führte. Der Philosoph war durch Krankheit verhindert, fand sich aber später im Haag zu einer Unterredung ein. Wilhelm I. versprach, ebenso wie der bairische Kurfürst, den eigenen politischen Erwägungen und der Anmuth Sophie Charlotte's nachgebend, den preußischen Herzog als König anzuerkennen. Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr mußte sich die Kurfürstin zu der prunkvollen Fahrt nach Königsberg (17. December 1700) rüsten. Am 18. Januar 1701 setzte Friedrich I., der sich vorher selbst gekrönt hatte, seiner Gemahlin die Krone auf das Haupt. S. Ch. erschien zu dieser Feierlichkeit in dem höchsten Glanze, ihre Gewänder waren mit den kostbarsten Juwelen übersät; aber die von Natur ihr anvertrauten Güter gingen, mit Besser zu reden, „allen Schätzen ihres Aufputzes vor, so daß ein von solcher Schönheit entzückter Zuschauer nicht sowohl der Königin zur Krone als vielmehr der Krone zur Königin Glück wünschte". Die langen Feierlichkeiten und Lustbarkeiten, die sich diesen Ceremonien anschlossen, waren wenig nach dem Geschmacke der philosophischen Fürstin. Die weit verbreitete Anekdote zwar, daß die Herrscherin bei dem Krönungsfeste in der Kirche eine Prise genommen und dadurch ihren Gemahl erzürnt hätte, stammt aus einer wenig kritischen Quelle. Aber an Leibniz schrieb S. Ch. in jenen Tagen, niemals würde sie die Pracht und die Kronen, von denen so viel Aufhebens gemacht würde, ihren geliebten philosophischen Gesprächen vorziehen. Die Ruhepause, die zwischen der Rückkehr aus Preußen (17. März 1701) und den neuen Huldigungen in Berlin lag, verbrachte die Königin zu Lützenburg in bequemer Muße. Am 6. Mai fand der Einzug in Berlin statt. Als Beschluß der Feierlichkeiten gab S. Ch. ein Fest mit Opernaufführung und Ball, bei dem der adeligen Compagnie des Kronprinzen der Wachtdienst in den Lützenburger Festsälen anvertraut war.

Nun ward ihr endlich wieder die Freiheit zu einem Leben in ihrem Sinne. „Zu ihrer Zufriedenheit war genug in dem Garten zu Lützenburg zu lustwandeln, in der Umgegend der Stadt spazieren zu fahren, zuweilen die Heimath wiederzusehen; sie bedurfte nur Luft und Sonne und hauptsächlich geistige Beschäftigung. Wenn sie sich, was sie nicht verschmähte, mit ihren Damen zu weiblichen Arbeiten niedergelassen, ward etwas vorgelesen; noch sind die Musikalien übrig, an denen sie eine natürliche Gabe dafür übte." Es kam wol vor, daß sie bei einer musikalischen Aufführung selbst die Clavierbegleitung übernahm. „Ihr eigenthümliches Talent aber, vielleicht das dem weiblichen Geiste, wenn er zu seiner Reife gelangt, das entsprechendste, war das der Conversation. Recht im Gegensatz mit ihrem Gemahl, der sich am frühesten Morgen erhob und sein Tagewerk gern mit ceremoniöser Pracht unterbrach, liebte sie die langen Abende, zwanglose Hoheit, freies Gespräch. Keine Schmeichelei, viel weniger etwas Unschönes hätte sich an sie heranwagen dürfen; sie wußte das Echte von dem Falschen zu unterscheiden und zeigte ein Urtheil, das man wohl der Litteratur in weiteren Kreisen gewünscht hätte. Die Gelehrten, die sie umgaben, haben der Verbindung von Schönheit und Geist, Adel und Höflichkeit, die in ihr war, nie vergessen. So erschien sie auch in der Gesellschaft, die den Hof bildete. Sie kannte ihre Leute durch und durch und schonte ihrer Eigenschaften in ihren vertrauten Gesprächen mit nichten. Anmaßung, namentlich ungeschickte, wies sie mit Kälte von sich, verlegene Bescheidenheit zog sie eher hervor. Sie war stolz, unverstellt und voll Anmuth." (Ranke.) Dank ihr wurden die geistigen Interessen in den höheren Kreisen, die auch sehr empfänglich dafür waren, angeregt.

Zu ihren Lieblingsunterhaltungen gehörte die Besprechung religiöser Fragen. Es ist bekannt, daß Leibniz durch seine Unterredungen mit der Königin zur Abfassung der Theodicee angeregt worden ist. Von ihren Eltern, vorzüglich von ihrer Mutter, war ihr ein gewisser Freisinn den Bekenntnissen gegenüber eingepflanzt worden. Erst ganz kurz vor ihrer Heirath entschied sie sich für eine bestimmte Confession und trat in die Kirche ihres Bräutigams ein. Ihre Religiosität wurzelte in einer allgemeinen protestantisch-christlichen Ueberzeugung ohne ausgeprägte confessionelle Parteinahme und befähigte sie gemeinsam mit ihrem strenger denkenden Gatten auf eine Vereinigung aller christlichen Bekenntnisse — denn auch die römisch-katholische Kirche glaubte man damals wol für diesen Standpunkt gewinnen zu können — hinzuarbeiten. Nicht von der dogmatischen, sondern von der sittlichen und socialen Seite faßte sie das Christenthum auf und dachte wie ihre Mutter: „In jener Welt wird man uns nicht fragen, von was relion wir gewessen sein, sundern was wir gutts und böß gethan haben; tharan ist wol am meisten gelegen, das andere ist Pfaffengezenck.“ In eine Zeit gestellt, wo nach einem Worte von Leibniz das Aeußere der Frömmigkeit Mode war, und die Gascogner der Frömmigkeit über Bagatellen außer sich geriethen, trat sie, welcher der Widerwille gegen alles Aeußerliche zur Natur geworden war, mit ihren Ueberzeugungen nicht hervor. Unter dem Einflusse des mathematischen Grundzuges ihrer Epoche erschloß sich ihr die Religion mehr auf dem Wege wissenschaftlicher Erkenntniß als durch den kindlichen Glauben. Vielleicht schätzte auch sie das Forschen nach der Wahrheit höher als deren mühelos errungenen Besitz. Mit gleicher Freundlichkeit nahm S. Ch. die Anhänger der verschiedensten theologischen Richtungen auf und erfreute sich an dem dialektischen Kampfe ihrer Gäste. 1701 verweilte John Toland, der Vater des Rationalismus, einige Zeit bei ihr. Beausobre hat einen anziehenden Bericht über sein Gespräch gegeben, das er in Lützenburg mit diesem Skeptiker geführt hat. Als der Streit eine schärfere Wendung nahm, beendete ihn die Königin mit zartem Tacte.

Toland schildert S. Ch., der seine Briefe an Serena galten (1704), in einer Reisebeschreibung (die 1706 in deutscher Uebersetzung herauskam), als „die schönste Prinzessin ihrer Zeit, und die keinem Menschen an richtigem Verstande, an netten und wohlgesetzten Worten, wie auch an Annehmlichkeit der Conversation und Umganges etwas nachgibt. Sie hat gar überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man admiriret sowohl ihren scharfen und geschwinden Geist, als ihre gründliche Wissenschaft, so sie in denen schwersten Stücken der Weltweisheit erlanget hat.“ Niemanden wollte Toland kennen, der ihr gleich käme an Scharfsinn, die Unzulänglichkeit eines Beweises aufzudecken und mit geschickten Einwürfen zu begegnen. „Sie siehet gerne, wenn Fremde ihr aufwarten und von allem, was in ihren Landen merkwürdig ist, Unterricht geben. Ja, sie hat eine so genaue und rechte Erkenntniß von denen Regierungen, daß man sie in ganz Deutschland nur die republikanische Königin zu nennen pfleget, oder die es nicht mit der absoluten, unbeschränkten Monarchie hält. Alles, was lebhaft und polit ist, kommt an ihren Hof, und siehet man allda zwei Dinge, nämlich Studiren und Lustbarkeiten, in vollkommener Einigkeit beisammen.“ Der bekannte Jesuit Vota folgte 1703 einer Einladung der Königin nach Lützenburg und ließ sich mit Beausobre und Jacques Lenfant, dem unermüdlichen, gelehrten Gegner seines Ordens, in ziemlich heftige Disputationen ein über die Autorität der Kirchenväter, vorzüglich von Augustin und Hieronymus. Der friedliche Streit wurde auch aus der Ferne fortgesetzt; „ihren beiden Piloten auf dem theologischen Ocean“ vertrauend, erörterte S. Ch. in einem bedeutenden Briefe an Vota noch einmal die an-

geregten Fragen. Von anderen berühmteren Leuten, die den Hof der Königin aufsuchten, mögen hier nur noch Burnet, der Bruder des Bischofs, und Marlborough erwähnt werden.

Neben den gelehrten Beschäftigungen mangelte es so wenig an heiterem Zeitvertreib, daß der Name Lützenburg in Lustenburg umgewandelt wurde, und Leibniz bei der Schilderung eines Festes einen Seufzer über sein „liederliches Leben" ausstieß. Die Aufführung von Musikstücken, manchmal eigenen Werken der Königin, und von Opern, zu denen der Abbate Mauro den Text lieferte, und die Attilio Ariosti, Giovanni Buononcini, Augustin Reinhard Stricker und Karl Friedrich Rieck in Musik setzten, wechselten mit Balletten und mit den sehr beliebten Wirthschaften, deren oft ausgelassene Verse zumeist von Besser stammten. S. Ch. war selbst einem gewagteren Scherze nicht abgeneigt, soweit er mit Witz und Geist durchgeführt wurde. Ihre Theilnahme an einer kecken Nachahmung des Trimalchionischen Gastmahls in Hannover (1702), wurde ihr von dem Gemahle ernstlich verdacht.

Im J. 1704 wurde der Kronprinz Friedrich Wilhelm auf eine längere Reise nach Holland und England geschickt. Die Königin hatte versucht, soweit es die Repräsentationspflichten, der verschiedene Wohnsitz und wol auch ihre eigenen ästhetischen Neigungen zuließen, Einfluß auf die Charakterbildung ihres Sohnes zu gewinnen. Mit Sorge sah sie auf die Abneigung des frühreifen Prinzen vor jeder feineren Cultur, auf seinen Jähzorn und Starrsinn und den unköniglichen Sparsamkeitstrieb, der ihr in Geiz auszuarten schien. Die Mittel, mit denen sie diesen Fehlern entgegen arbeitete, waren wol nicht die richtigen, zum Theil vielleicht sogar bedenklich. Wie sollte, von anderem ganz abgesehen, sich der Jüngling, dessen Herz dem Waffenhandwerk ausschließlich zugewandt war, mit den glänzenden Festen ihres Hofes aussöhnen, wenn er als Cupido im Ballet mitwirken mußte? Obwol S. Ch. überzeugt war, daß bloßes, aus Büchern gewonnenes Wissen den Charakter nicht zu fördern vermochte, wollte sie den festen Sinn ihres Sohnes doch durch die Lectüre des Fénelonschen Télémaque, die sogar während der Reise fortgesetzt werden sollte und durch ziemlich geschraubte Gespräche über das Gelesene ummodeln. Ernstere Mittel widerstanden ihrem zärtlichen Herzen; Friedrich Wilhelm meinte später selbst von seiner Mutter verzogen zu sein. Der Mißerfolg ihrer Bemühungen verringerte ihre Liebe zu dem anders gearteten Sohne nicht. Man fand in ihrem Tagebuche zu dem Datum der Abreise, wie Faßmann erzählt, ein Herz gezeichnet, wobei das Wort parti stand.

Nachdem S. Ch. im Herbst 1704 ihre Mutter drei Wochen in Lützenburg bei sich gesehen hatte, und durch deren Verwendung die Erlaubniß zu einem Gegenbesuche von dem König erlangt hatte, begab sie sich am 12. Januar 1705 auf den Weg nach Hannover. Ein Halsübel, das sie sorgsam verhehlt hatte, um nicht zurückgehalten zu werden, zwang sie zu einem mehrtägigen Aufenthalte in Magdeburg. Ueberhaupt gingen, so wollte man später bemerkt haben, ihrer Reise böse Zeichen voraus, die auf einen unerwarteten Tod deuteten. Nach ihrer Ankunft in Hannover (18. Januar) strebte sie das Leiden durch Willensstärke zu unterdrücken und besuchte sogar einen Hofball. In der folgenden Nacht brach aber die Krankheit mit tödtlicher Kraft aus. S. Ch. sah ihrem Ende mit unbefangenem Muthe entgegen. Als der herbeigekommene Prediger in der Todesnacht mit ihr von ihrem Seelenheil ausführlicher sprechen wollte, ließ sie ihm sagen, dies sei unnöthig, sie wisse alles, was bei solchem Anlasse erwogen werden müsse, sie habe sich schon selbst alles gesagt und sage es sich noch; sie hoffe gut mit ihrem Gott zu stehen. Nach kurzer Agonie machte ein sanfter Tod am 1. Februar ihrem Leben ein Ende. Ihr Leichnam wurde den 22. März

nach Berlin übergeführt und am 28. Juni von dem aufrichtig trauernden Könige unter großem Gepränge im dortigen Dome bestattet.

Die Grundlage aller Bearbeitungen des Lebens der Königin S. Ch. ist trotz vieler Mängel noch immer die Biographie von Varnhagen von Ense in seinen Biographischen Denkmalen. 3. Auflage. Leipzig 1888. Dort findet sich auch eine Bibliographie aller bis zum Jahre 1837 über S. Ch. erschienenen Werke. Von neueren Schriften seien hier erwähnt: Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte. — Göschel, Sophie Charlotte, die erste Königin von Preußen. Berlin 1851. (Enthält einen Auszug aus ihrem Testament vom 21. Juni 1692.) — Carlyle, Geschichte Friedrich's II. Uebersetzt von Neuberg. Braunschweig 1855. Band 1. — Kirchner, Die Churfürstinnen und Königinnen auf dem Throne der Hohenzollern. Band 3. Berlin 1870. — Ledebur, König Friedrich in Preußen. Leipzig 1878. Schwerin 1884. — Bodemann, Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Leipzig 1885. — Bodemann, Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover an die Raugräfinnen und Raugrafen zu Pfalz. Leipzig 1888. — Die ersten Tage von Charlottenburg. Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Berlin 1860. — Schultz, Chronik der Residenzstadt Charlottenburg. Charlottenburg 1887. — Guhrauer, Gottfried Wilhelm von Leibnitz. Breslau 1846. — Trendelenburg, Leibniz und die philosophische Thätigkeit der Akademie im vorigen Jahrhundert. Berlin 1852. — Klopp, Leibniz der Stifter gelehrter Gesellschaften. Leipzig 1864. — Foucher de Careil, Leibniz et les deux Sophies. Paris 1876.

Otto Krauske.

Sophie Dorothea, Königin von Preußen, die Mutter Friedrich's des Großen, stammte aus dem Hause Hannover. Sie theilte mit ihrer gleichnamigen Mutter, der unglücklichen Prinzessin von Ahlden, und mancher ihrer Ahninnen ein freudearmes Dasein. Geboren am 27. März 1687, verlebte sie ihre ersten Kinderjahre in jener traurigen Zeit, in der sich die Lösung der Ehe zwischen ihren Eltern vorbereitete. Ihrer Mutter, welche bekanntlich nach Ausspruch der Ehescheidung am 28. December 1694 auf das Schloß Ahlden verbannt wurde, bewahrte die Tochter, die am Hofe ihres Vaters, des Kurfürsten Georg Ludwig, blieb, allzeit ihre Liebe und Ergebenheit, wie ihr Gegner Seckendorff beim Tode der Prinzessin von Ahlden im November 1726 bezeugte. Am Hofe ihres Vaters, der von seiner Mutter Sophie, der geborenen Pfalzgräfin, die Anwartschaft auf die englische Königskrone überkam, wuchs sie in reichen und stolzen Verhältnissen auf. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zum preußischen Königshause — ihre Tante, die Philosophin Sophie Charlotte, war bekanntlich mit Friedrich I. von Preußen verheirathet — führten am 18. Juni 1706 zu ihrer Verlobung mit dem Sohn der Sophie Charlotte, dem preußischen Thronerben Friedrich Wilhelm. Am 14. November desselben Jahres erfolgte die Vermählung der 19jährigen Prinzessin mit dem erst 18jährigen Kronprinzen. Sie war die zweite Welfin im preußischen Königshause. Von junonischer Erscheinung, galt ihre Gesundheit jedoch für schwächlich, und die Aerzte prophezeiten ihr daher kein langes Leben. Sie sollte indeß ihr 70. Lebensjahr überschreiten und ihrem Gemahl 14 Kinder, 7 Söhne und 7 Töchter schenken. Die ersten sieben Jahre ihrer Ehe bis zum Regierungsantritt verlebte sie mit ihrem Gemahl in dem ihnen vom König geschenkten Wusterhausen. Später bezog sie das unter ihrem Schwiegervater erbaute, in der Nähe des alten Schlosses an der Spree belegene Schloß Monbijou, das ihr Lieblingsaufenthalt wurde. Ihre Ehe mit Friedrich Wilhelm I. war im Vergleich mit den meisten Fürstenehen jener Zeit insofern glücklich zu nennen, als der gewissenhafte König seinem „Fiekchen", wie sein Kosewort für sie lautete,

Zeit seines Lebens die eheliche Treue bewahrte. Er schenkte ihr auch viel Vertrauen, wie er sie denn im Jahre 1714 für seine Abwesenheit (Feldzug gegen Schweden) zu seiner Vertreterin in der Regierung bestimmte, bei der sich die Minister in schwierigen Fällen Raths erholen sollten und wie er sie auch 1720 bei einer Erkrankung in aller Form zur Regentin einsetzte. Ebenso gab er ihr vielfach Beweise seines guten Herzens. Indeß ist nicht zu bestreiten, daß S. D. sich in mancherlei Lagen schicken mußte, die ihr das Dasein nicht gerade angenehm gestalteten. War es für sie schon eine Unbequemlichkeit, in die sich die verwöhnte Welfin schwer zu schicken vermochte, als der einfache Gemahl den Hofhalt auf ein Minimum beschränkte, so stießen die burschikosen Sitten Friedrich Wilhelm's und seiner Umgebung und sein den ideellen Interessen abgewandter Sinn die feinsinnige Frau nur zu sehr ab, sodaß sie sich schon darum nie ganz heimisch in Preußen gefühlt hat. Dazu kam, daß sie, die zartfühlende Enkelin des „ersten Edelmannes in Deutschland", Ernst August's von Hannover, namentlich in den späteren Jahren der Ehe viel unter den jähen Zornesausbrüchen ihres leidenschaftlichen Gatten zu dulden hatte. Sie lernte sich den Launen ihres Gebieters blindlings fügen, weil sie erkannte, daß sie dabei am weitesten kam. Zuweilen sah der König das Unrecht ein, das er ihr durch die Ueberwallungen seines stürmischen Naturells zufügte, sodaß er ihr z. B. im J. 1730 vor versammeltem Hofstaat die Genugthuung der Abbitte bereitete. Das Schmerzlichste für sie war indeß, daß der Plan ihres Lebens, an dem sie, bezeichnend genug für den Gesichtskreis, in dem sie sich bewegte, fast jahrzehntelang gearbeitet hatte, in dem sie, echt weiblich, geradezu aufgegangen war, das Project einer Doppelheirath zwischen dem preußischen und englischen Hofe, dem Hofe ihres Vaters, schließlich durch die Ungunst des Schicksals zum Scheitern gebracht wurde. Der Kaiserliche Bevollmächtigte in Berlin, General Graf Seckendorff, suchte aus politischen Rücksichten die Ziele der Königin zu durchkreuzen. Es ist ein keineswegs erquickliches Bild, welches die durch diese sich widerstreitenden Interessen hervorgerufenen Hofränke und Familienzwistigkeiten gewähren. Während S. D. einflußreiche Persönlichkeiten, wie den in österreichischem Solde stehenden Günstling Friedrich Wilhelm's, den General Grumbkow, den alten Dessauer u. a. gegen sich hatte, standen auf ihrer Seite Ilgen und Knyphausen, sowie die große Mehrzahl des Hofstaates. Doch war die Macht der Verhältnisse stärker als alle Fürsprache und Frauenlist. Friedrich Wilhelm I., der der beabsichtigten Verbindung ursprünglich nicht abgeneigt war, kam schließlich durch politische und wirthschaftliche Erwägungen und nicht zuletzt aus persönlichen Rücksichten ganz davon ab. Die Tragödie im Königshause, welche den Fluchtversuch des Kronprinzen verursachte, zerschnitt endlich alle Fäden des so fein von der Königin gesponnenen Planes, und S. D., die vor keinem Mittel zur Verwirklichung ihrer Absichten zurückgescheut hatte, die in fast bedenklicher Weise mit den Gesandten fremder Höfe conspirirte, mußte sich nun darin fügen, daß ihre Tochter Wilhelmine dem Baireuther Prinzen die Hand reichte und der Kronprinz auf die englische Heirath endgültig verzichten mußte, um später eine Dame zu heirathen, die nicht nach seiner Wahl war. S. D. hat sich mit diesem Ausgang der Sache nie aussöhnen können.

In den ersten Jahren überließ ihr der Gemahl völlig die Erziehung der Kinder; und sie hat ihre Gewalt mit Strenge, namentlich den Töchtern gegenüber, ausgeübt. Dies hinderte jedoch nicht, daß sie namentlich die älteste Tochter Wilhelmine und Friedrich zu den Vertrauten ihres bekümmerten Herzens machte, mancherlei den Kindern mittheilte, das ihnen besser verborgen geblieben wäre, und so die Ursache davon wurde, daß insbesondere Friedrich sich seinem Vater entfremdete. Mit ihrem Gemahl theilte sie die Liebe für die Malerei.

So beschäftigte sie besonders Pesne, und ihrer Verwendung verdankte dieser es, wenn ihm das unter dem ersten König bezogene Gehalt von 1500 Thalern verblieb. Außerdem hegte sie große Neigung für Musik und gewann u. a. den Flötenspieler Quantz als Lehrer für ihren Sohn. Wenn der Gatte im Tabakscollegium saß, dann pflegte sie wol geistreiche Zirkel abzuhalten, in denen die Unterhaltung französisch geführt und viel politisirt wurde. In ihrem „Monbijou" legte sie sich eine Bibliothek an, die sie gern ihren Freunden zeigte; wie sie daneben Freude fand, ihr trautes Heim mit schönen Gärten zu umgeben. Religiös fühlte sie sich zu den „Stillen im Lande" hingezogen und nicht unterließ sie es, Monbijou mit dem Bilde A. H. Francke's zu schmücken. In ihre siebzehnjährige Wittwenzeit fiel ein Sonnenstrahl durch die Freude, welche sie an ihrem großen Sohne erlebte, der ihr stets mit der liebevollsten Zärtlichkeit entgegenkam, gleich im ersten Jahre seiner Regierung ihre Einnahmen vermehrte, ihr auch im kgl. Schloß für den Winter ein Heim herrichten ließ, und dessen Stern sie noch im vollen Glanze erstrahlen sehen sollte. Am 28. Juni 1757 ist sie dann in ihrem Stammsitz Monbijou an „Engbrüstigkeit" gestorben. Ihr großer Sohn ererbte von ihr den ausgebildeteren Geschmack, den Sinn für Kunst und Wissenschaft und ideelle Dinge, während die Energie ihres Gatten und der Verstand ihrer Tante Sophie Charlotte ihr nicht gegeben waren. Friedrich II. hat ihr bis an sein Lebensende ein unverbrüchliches, überaus inniges Andenken bewahrt. Als ihn die Kunde von ihrem zehn Tage nach der Kolliner Schlacht erfolgten Tode traf, da gab er seinem Gram Ausdruck in einer gefühlvollen Epistel an seine Schwester Wilhelmine, und noch im J. 1779 kam er in einem Gespräche mit Garve über die Glückseligkeit auf sie zurück mit den Worten: „Wenn er wüßte, was mich der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin wie jeder andere und unglücklicher als andere, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe."

Ihre in späteren Jahren von Pesne u. a. gemalten Bilder zeigen eine Frau von großer Körperfülle, in deren Gesichtszügen deutlich ein Zug der Trauer zu lesen ist, jener Resignation, die sich auch in ihren Worten über die wegen ihrer Gaben und persönlichen Vorzüge gepriesene Gattin Karl's VI., die Kaiserin Elisabeth äußerte: „Wem der Geist frei und zufrieden bleibt, wem die Welt lacht, der kann die Dinge ganz anders ansehen, als wer beständig unter dem Druck lebt."

Nach Kirchner, Die Churfürstinnen und Königinnen auf dem Thron der Hohenzollern. Band 3. Berlin 1870. S. 93—142. — Reinhold Koser, Friedrich der Große als Kronprinz. Stuttgart 1886. — Droysen, Geschichte der preußischen Politik 4b und c. — Preuß, Friedrich der Große. Band 1 u. 2. Berlin 1833. — Förster, Friedrich Wilhelm I. Potsdam 1834 u. 35. — G. Kramer, Neue Beiträge zur Geschichte A. H. Franckes. Halle 1875. — Hohenzollern-Museum in Berlin.

Herman v. Petersdorff.

Sophie, Aebtissin von Quedlinburg, Tochter des Grafen Friedrich v. Brene, war die Nachfolgerin der am 22. Januar 1203 gestorbenen Aebtissin Agnes. Ihr Bruder war Graf Friedrich, der das von seinen Vorfahren gegründete Kloster Brene dem Stifte Quedlinburg übereignete. In die Zeit, welche sie dem Reichsstifte Quedlinburg vorstand, fallen die Kämpfe zwischen den Hohenstaufen Philipp und Friedrich II. einer-, und dem Welfen Otto andererseits um die Thronfolge in Deutschland, unter denen ihr kleines Gebiet zu wiederholten Malen schwer zu leiden hatte, dazu kamen langwierige Streitigkeiten mit dem benachbarten Bischof von Halberstadt, ferner Zerwürfnisse mit ihrem Capitel, Vasallen und Ministerialen und den Bürgern der Stadt Quedlinburg. Papst Innocenz III.

bestätigte ihr am 5. März 1207 ihren Territorialbesitz, Münzrecht, Zoll- und Marktgerechtigkeit, sowie die Befreiung von allen päpstlichen und königlichen Abgaben und Lasten; zwei Tage später nahm er das Stift in seinen Schutz und bestätigte dessen frühere Privilegien, namentlich, daß dasselbe nur dem päpstlichen Stuhle unterworfen sein solle. In demselben Jahre fanden in Quedlinburg im August zwischen Philipp und Otto Verhandlungen über ein Freundschaftsbündniß statt. Zweimal hatten beide Thronbewerber hier persönliche Zusammenkünfte, ein Friede kam zwar nicht zu Stande, wohl aber ein Waffenstillstand, der bis zum 24. Juni des nächsten Jahres dauern sollte. Philipp verweilte in Quedlinburg bis Anfang October. Gegen Ablauf des Waffenstillstandes rüsteten beide Heere von neuem. Die Fürsten des Nordostens waren nach Quedlinburg bestellt und warteten dort auf die Vereinigung mit König Philipp, der aber am 21. Juni 1208 in Bamberg von Otto v. Wittelsbach ermordet wurde. Die in Quedlinburg versammelten Heeresmassen gingen nach dem Tode Philipp's auseinander.

Wenige Zeit nachher erhoben sich Zwistigkeiten zwischen der Aebtissin S. und dem Bischofe von Halberstadt. Der Grund des Streites war folgender: der Bischof beanspruchte auf Grund eines alten Herkommens das Recht, mit seinem Gefolge den Palmensonntag in Quedlinburg auf Kosten der Aebtissin zu feiern. Die Aebtissin, welcher durch diese Anwesenheit und andere Forderungen des Bischofs sehr erhebliche Kosten erwuchsen, machte dagegen geltend, daß ihr Stift durch die päpstlichen Privilegien von allen derartigen Lasten befreit sei und der Bischof kein Recht habe, das zu fordern, was ihm bisher von den früheren Aebtissinnen aus Freundschaft gewährt sei. Der Papst beauftragte darauf den Bischof von Brandenburg, den Abt von Merseburg und den Propst vom Kloster auf dem Lauterberge, den Bischof von Halberstadt zu veranlassen, von seinem Verfahren abzustehen und der Aebtissin Genugthuung zu leisten. Das Halberstadter Domcapitel wandte sich jetzt an den Bischof von Hildesheim, der sich zu Gunsten des Bischofs erklärte. Als die Aebtissin schließlich excommunicirt wurde, beauftragte der Papst unter Aufhebung der Excommunication am 21. Juli 1210 zuerst den Bischof Sigebodo von Havelberg nebst den Aebten von Michaelstein und Walkenried, und später den Bischof Bruno von Meißen und die Aebte von Pforta und Celle, die fragliche Streitsache zu untersuchen und behielt sich die Entscheidung vor. Ueber den Ausgang des Processes liegen keine weiteren Nachrichten vor. Aber der Inhalt der päpstlichen Schreiben, auch das der Aebtissin unter dem 15. Februar 1212 ertheilte Privileg, wonach sie von jedem Bischof in Sachsen die Weihe von Kirchen und Altären und andere kirchliche Handlungen in ihrem Stifte vornehmen lassen konnte, beweist, daß Innocenz III. sie nicht für den unbedingt schuldigen Theil hielt. Bald darauf wurde Quedlinburg wieder zu seinem großen Nachtheile in die allgemeinen Reichsangelegenheiten gezogen. Als der Kampf um den deutschen Thron 1212 zwischen Kaiser Otto IV. und dem jungen König Friedrich von neuem entbrannte, zog das staufische Heer im October 1213 gegen Quedlinburg, das von dem kaiserlichen Hauptmann Cäsarius, der die Stiftsgebäude zu einer Burg umgewandelt hatte, mit Erfolg vertheidigt wurde. Friedrich mußte, da das Land ringsherum verwüstet war und frühzeitig der Winter eintrat, die Belagerung von Quedlinburg aufgeben und den Rückzug antreten. Vier Jahre später erschien Friedrich noch einmal vor Quedlinburg, das Cäsarius wieder vertheidigte; aber dieses Mal hielt er sich bei dessen Belagerung nicht lange auf, sondern zog in Verbindung mit dem Erzbischof von Magdeburg gegen Braunschweig. Im folgenden Jahre (1218 19. Mai) starb Otto, fast von allen seinen Anhängern verlassen. In seinem

Tags vorher verfaßten Testamente bestimmte er, daß die Burg in Quedlinburg zerstört und erst dann der Platz der Aebtissin eingeräumt werden sollte.

Diese politischen und kriegerischen Vorgänge bei den Kämpfen um die deutsche Königswürde werden auf der einen Seite die Macht der, wie es scheint, mehr die welfische Partei begünstigenden Aebtissin geschmälert und andererseits den Einfluß des Capitels, der Ministerialen und der Stadt Quedlinburg gehoben haben. Dazu kamen Streitigkeiten mit dem mächtigen Grafen Hoyer von Falkenstein wegen der Vogtei über Quedlinburg. Man erhob gegen die Aebtissin allerhand Beschuldigungen: Verschwendung, Unsittlichkeit, Nichtachtung der Religion wurden ihr schuld gegeben, mit welchem Rechte, darüber lassen die Quellen kein entscheidendes Urtheil zu. Alle diese oppositionellen Elemente waren stark genug, bei König Heinrich VII., der während der Abwesenheit seines Vaters des Kaisers Friedrich II. in Deutschland die Reichsgeschäfte führte, die Absetzung der Aebtissin S. auf dem Reichstage zu Eger (10. November 1223) durchzusetzen. Auch seitens der römischen Curie wurde, wie der Chronist des Klosters auf dem Lauterberge erzählt — Urkunden aber darüber gibt es nicht — eine Untersuchung gegen sie angestellt, die damit endete, daß ihr auch die Befähigung, in einem anderen Stifte zur Aebtissin gewählt zu werden, abgesprochen wurde. Das Quedlinburger Capitel wählte an ihrer Stelle Bertradis von Krosigk, die Schwester des Bischofs von Halberstadt. Aebtissin S. scheint aber dieser Gegnerin den Platz nicht ohne weiteres geräumt zu haben, denn am 11. November 1224 stellt sie in ihrer Eigenschaft als Aebtissin noch eine Urkunde für den Abt von St. Michaelis in Hildesheim aus. Auch beim Papste muß sie ihre Wiedereinsetzung betrieben haben. Denn derselbe Chronist meldet zum Jahre 1225, der Dompropst Otto von Magdeburg — vielleicht ein Verwandter von ihr — habe es beim päpstlichen Stuhle durchgesetzt, daß der Erzbischof von Magdeburg und die Bischöfe von Hildesheim und Merseburg zu Richtern in ihrer Angelegenheit ernannt würden, um sie wieder einzusetzen. Als der Bischof Konrad von Hildesheim von dem päpstlichen Legaten Cardinal Konrad, Bischof von Porto zum Mitvisitator des Petersklosters auf dem Lauterberge ernannt war, veranlaßte der Dompropst Otto den ersteren, zunächst von diesem Auftrage Abstand zu nehmen, damit die Wiedereinsetzung der Aebtissin S. keinen Aufschub erleide. Die Aebtissin wurde wieder eingesetzt und der Dompropst folgte ihr, die sich damals wol in Magdeburg aufhielt, nach Quedlinburg (Ende August). Noch ehe aber der Vertrag zwischen der Aebtissin und ihren Gegnern abgeschlossen wurde, starb der Dompropst, an dessen Stelle der Bruder des Erzbischofs, Wilbrand, gewählt wurde. Der darauf vom päpstlichen Legaten Bischof Konrad von Porto am 27. September 1225 in Magdeburg zwischen der Aebtissin S. einer- und der Electa Bertradis, dem Capitel, den Vasallen, Ministerialen und Bürgern andererseits vereinbarte Vergleich war im wesentlichen eine Bestätigung der factisch bestehenden Zustände, enthielt also mehrere der Aebtissin ungünstige Bestimmungen. Zunächst verlangt der Vergleich Aussöhnung zwischen den Parteien hinsichtlich der aus der Errichtung und Zerstörung der Burg entstandenen Kränkungen. Die Aebtissin soll auf allen Schadenersatz verzichten, die von der Electa und dem Capitel gemachten Schulden bezahlen; der Graf von Anhalt, die anderen Vasallen, auch die Electa, die Stiftsfrauen und Ministerialen ihre früheren Lehen zurückerhalten. Dagegen sollten die Electa, die Stiftsfrauen und die Geistlichen der Aebtissin die nöthige Ehrerbietung erweisen. Der Graf Hoyer soll die Vogtei wieder bekommen. Die von der Electa vorgenommenen Verpfändungen von Gütern werden als rechtsgültig anerkannt, ebenso die von derselben vorgenommenen Belehnungen. Ohne Zustimmung des Capitels darf die Aebtissin Niemand mit Gütern und Gehältern belehnen oder diese dem Stifte entfremden. Die Feste

Quedlinburg soll sie nicht wieder herstellen lassen, auch die Bürger von Quedlinburg an der Befestigung ihrer Stadt nicht hindern. Der Propst von St. Marien und der Dompropst Wilbrand in Magdeburg, der Propst Meinhard von Halberstadt und der Scholasticus Arnold in Magdeburg sollen die Ausführung dieser Bestimmungen überwachen. Falls sich die Aebtissin gegen einen dieser Punkte verginge, sollte sie ihre Würde verlieren und das Capitel berechtigt sein, eine andere Wahl vorzunehmen. Was die Irrungen mit dem Bischofe von Halberstadt betraf, so sollte es so bleiben, wie es vor der Zeit der Aebtissin war, aber der Bischof dürfe am Palmsonntage nur mit 60 Pferden in Quedlinburg erscheinen, für deren Unterhaltung die Aebtissin zu sorgen habe. Dieser Vergleich wurde von der Aebtissin beschworen. Ueber die Ausführung des Vergleiches ist nichts überliefert. Aebtissin S. starb am 9. Mai 1226.

v. Erath, Cod. diplom. Quedlinburgensis, S. 123—145. — Chronicon Montis sereni bei Pertz, Monum. Germ. Hist. SS. XXIII, S. 211. — Fritsch, Gesch. von Quedlinburg I, S. 124 ff. — Zeitschrift des Harzvereins, Jahrg. 1870, S. 186 f.

Janicke.

Sophie Albertine, die letzte Aebtissin von Quedlinburg, Tochter des Königs Adolf Friedrich von Schweden, geboren am 8. October 1753, wurde bereits am 20. September 1767 von dem Capitel zur Coadjutorin des Stiftes gewählt und dadurch zur Nachfolgerin der regierenden Aebtissin Anna Amalia, der Schwester ihrer Mutter Louise Ulrike und Friedrich's des Großen, welche am 30. März 1787 starb. Am 15. October wurde die neue Aebtissin feierlich eingeführt; sie beschwor die ihr vorgelegte Capitulation und nahm am folgenden Tage die Huldigung der Stadt entgegen; darauf wurden die Gesandten des Königs von Preußen als Kurfürsten von Brandenburg in dessen Namen mit der Erbvogtei von Quedlinburg belehnt, nachdem sie dem Stifte und der Stadt des Königs Schutz und Schirm versprochen hatten. S. A. gebührt das Verdienst, in ihrem Stifte mancherlei Reformen in Kirche und Schule durchgeführt zu haben: Die Besoldungen der Geistlichen wurden erhöht, der Gottesdienst reformirt, die allgemeine Beichte neben der Privatbeichte in der Schloßkirche eingeführt, das Armenwesen zweckmäßiger geregelt, das Volksschulwesen verbessert, auch der Unterricht im Gymnasium auf Vorschlag der Schulinspection umgestaltet. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurde das Stift Quedlinburg dem preußischen Staate einverleibt, jedoch behielten die Aebtissin und die Capitularinnen ihre bisherigen Einnahmen und sonstigen Rechte bis zu ihrem Tode. Im September 1803 reiste S. A. nach Schweden zurück; sie starb am 17. März 1829.

Fritsch, Geschichte von Quedlinburg II, S. 115 ff.

Janicke.

Sophie, Kurfürstin von Sachsen, Tochter Kurfürsts Johann Georg von Brandenburg, geb. 6. Juni 1568, am 25. April 1582 vermählt mit Kurfürst Christian I. von Sachsen (s. d.), dem sie fünf Kinder gebar. Eifrig lutherisch gesinnt, betrieb sie nach dem frühzeitigen Tode ihres Gemahls im Verein mit den Landständen den Sturz des zu den Calvinisten neigenden Kanzlers Crell und wohnte sogar persönlich seiner Hinrichtung bei. Sie starb am 7. December 1622 auf ihrem Wittwensitz Colditz.

Flathe.

Sopingius: Gottfried S., reformirter Prediger und ausgezeichneter Kenner der lateinischen und griechischen Litteratur, geboren zu Wener in Ostfriesland am 16. September 1573. Er gehörte einer Familie an, aus der mehrere vorzügliche Prediger hervorgingen. Sein Vater Nicolaus, welcher sich

auch Gretzylanus nannte, kam aus Ostfriesland 1579 als Prediger nach Utrecht und hatte dort zur Zeit des bekannten Hubertus Duifhuis einen bedeutenden Einfluß bei den sogenannten Consistorialen. Von seinen Brüdern Adolf und Christian war der Letzte an den remonstrantischen Zwistigkeiten betheiligt und wurde 1619 als Prediger zu Warmond entsetzt. Gottfried erhielt zu Utrecht seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht vom bekannten Philologen Johann Arcerius Theodoretus, welchem er 1587 nach Franeker folgte. Dort studirte er unter Isaac Pontanus Geschichte und unter Martin Lydius, Heinrich Antonii, Sibrand Lubberti und Johann Drusius Theologie. 1595 trat er die Predigerstelle zu Tjerkwerd in Friesland an, folgte noch vor 1600 einem Ruf an die Gemeinde zu Schraard und versah auch den Kirchendienst zu Longerhouw und Schettens. Am 25. Juli 1603 trat er sein Amt zu Bolsward an und zeichnete sich als guter Prediger, bedeutender Theolog und besonders als Litterator aus, wie seine zahlreichen bei Paquot I p. 33 erwähnten Schriften darthun. Daher erhielt er 1614 einen Ruf als Professor nach Franeker, mußte aber diese ehrende Auszeichnung abschlagen, weil der Kirchenrath seine Entlassung verweigerte. Die Kirche wollte den Mann nicht aufgeben, welcher sich eben auch in kirchlichen Angelegenheiten große Verdienste erworben hatte durch seine Betheiligung an der Provinzialsynode 1597, und an der im Haag im J. 1611 stattgefundenen Vorbereitung zur Nationalsynode. Dennoch mußte die Gemeinde seiner Dienste bald entbehren, denn er starb schon am 30. November 1615. In den damaligen Streitigkeiten stand er auf Seite des Gomarus, trat auch als Vertheidiger seines Lehrers Lubberti auf in einer „Apologetica responsio ad libellum anonymi, qui vocatur Bona fides Sibrandi Lubberti, et ad Hugonis Grotii pietatem, cui annexa est ipsa Bona fides anonymi et vita auctoris," 1616. Größere Verdienste erwarb er sich aber noch als Textkritiker, wie seine „Novationes variae ad loca S. Scripturae" erweisen, und in litterarischer Hinsicht seine „Castigationes in aliquot libros Jamblichi" nebst mehreren andern derartigen Schriften.

Glasius, Godg. Nederl. — Paquot I p. 33 und Naamlyst der predikanten in Friesland, Leeuw. 1866, Bl. 266, 312, 397.

van Slee.

Sorber: Johann Jacob S., Jurist, wurde geboren am 29. September 1714 zu Erfurt, wo sein Vater Nicolaus Jonas Glocken- und Stückgießer war. Er besuchte das Erfurter Gymnasium, wurde schon den 31. Januar 1724 unter Gudenus' Rectorat immatriculirt und besuchte philosophische, auch bereits einleitende rechtswissenschaftliche Vorlesungen. Zur Ausbildung in der Jurisprudenz ging er 1732 nach Jena, wo er bei Kemmerich, B. G. Struv, Brunquell und Heimburg bis 1735 und, nach kurzer Unterbrechung der Studien zurückgekehrt, 1736 bei Schaumburg hörte. Im J. 1740 erwarb er die Doctorwürde unter Estor, welchem er sich von nun ab persönlich und wissenschaftlich anschloß. Durch Estor's Vermittlung erhielt er auch, nachdem er längere Zeit in Jena umsonst akademische Vorlesungen gehalten und die Advocatur betrieben hatte, 1754 einen Ruf nach Marburg sofort als ordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer der Juristenfacultät. In dieser Stellung ist er sodann lebenslänglich verblieben. Er unterbrach seine Vorlesungen selbst dann nicht, als er 1772 am Staar fast ganz erblindete; von dem damaligen Elberfelder Arzt, späteren Professor der Cameralwissenschaften zu Marburg, J. Heinrich Jung ward er mit günstigstem Erfolge operirt und ist am 25. November 1797, wol mehr durch Altersschwäche als an den Folgen eines alten Bruchleidens, gestorben. Seine Schriften aus den verschiedenen Gebieten des Rechts betonen mit Vorliebe den deutschrechtlichen Standpunkt, namentlich hat er mehrfach altdeutsches Versammlungs- und Wahl-Wesen (comitia) unter Beibringung urkundlichen Materials behandelt,

von da aus auch das altdeutsche Sacral-Recht in Betracht gezogen; die Estor'sche Schule ist durchweg bei ihm erkennbar.

Strieder XV, 147—155. — Weidlich, zuverlässige Nachrichten von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten V, 216—233. — Meusel, Lexikon der v. J. 1750 bis 1800 verst. t. Schriftsteller XIII, 206—217.

Landsberg.

Sorbillo: Peter S., aus Geisenheim im Rheingau, gelehrter Mönch um 1500; der Name ist nach der Sitte der Zeit latinisirt aus dem deutschen Slarp oder Schlarf. Die Bursfelder Reformation brachte auch in das Kloster Johannisberg im Rheingau, dem S. angehörte, eine heilsame Aenderung. Nicht nur die Klosterzucht wurde strenger gehandhabt und befolgt, sondern es zog auch neues geistiges Leben in die Klostermauern ein; die Mönche fingen an sich eifriger mit dem Studium zu beschäftigen. Zu diesen gehörte vor allen S., den Butzbach in seinem Wanderbüchlein einen strebsamen und gelehrten Herrn nennt. Es war im J. 1498, als er jenem ein Empfehlungsschreiben an den berühmten Alexander Hegius mitgab, welches so fein stilisirt war und von solcher Gelehrsamkeit zeugte, daß Hegius sich im höchsten Lobe über dasselbe erging. Schon im vorgerückteren Alter stehend besuchte er die Universität Heidelberg, wo er 1506 immatriculirt wurde. Mit andern gelehrten Mönchen, namentlich mit dem Abte Trithemius stand er in Verbindung; von diesem wird erzählt, daß er ihn sehr hoch geschätzt habe. Ihnen sandte er die Erzeugnisse seiner Studien zu, Gedichte (erwähnt wird namentlich das über den h. Pantaleon) und Ausarbeitungen in Prosa, syntagmata haud spernendae lectionis. Insbesondere beschäftigte er sich u. a. mit den Anfängen der Geschichte von Mainz und der Erklärung des Namens Eigelstein; er steht also mit an der Spitze der Forschungen über die Vorzeit dieser Stadt, die bald einen größeren Aufschwung nahmen. Um das Jahr 1524 scheint er gestorben zu sein.

S. Widmann im Rhenus, Zeitschrift des Lahnsteiner Alterthumsvereins III (1886) Nr. 1 u. 2.

F. Otto.

Sörer: Lorenz S. (Soranus), evangelischer Geistlicher der Reformationszeit, stammte aus Freiberg, trat in den Franciscanerorden ein und studirte in Wittenberg, wo er auch disputirte. Er wandte sich der Reformation zu, wurde 1525 Geistlicher in Reichenbach, 1528 Prediger an der Katharinenkirche in Zwickau. Hier erhielt er 1531 wegen Streitigkeiten mit dem Rathe seine Entlassung. Da diese ohne Kenntniß des Pfarrers erfolgte, beschwerte sich S. bei Luther, der sich des gemaßregelten Geistlichen annahm und dem Zwickauer Rathe heftige Vorwürfe machte. Auch in Torgau vor der kurfürstlichen Regierung fanden Verhandlungen statt. Zwar wurde S. nicht wieder in sein Amt eingesetzt, doch wurde seitdem den Patronatsbehörden die eigenmächtige Entlassung von Predigern streng verboten. Ueber Sörer's weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen. Dresden 1883, S. 424, 573. — de Wette-Seidemann, Dr. M. Luther's Briefe IV, 227, 242; VI, 437. — Burkhardt, Dr. M. Luthers Briefwechsel, S. 189. — Archiv für Parochialgeschichte, hrsg. von Hildebrand. Zwickau 1834. I, 1. 2. — Georg Müller, Paul Lindenau. Leipzig 1880. S. 35. — Ueber die Identität mit dem gleichzeitigen, angesehenen Freiberger Prediger vgl. H. Ermisch, Die Briefe Valentin Elners in dem Neuen Archiv f. d. Sächs. Gesch. u. Altertumskunde. V, 324 ff., 327 Anm. 22. Dresden 1884. — Seidemann, D. Jakob Schenk. Leipzig 1875. S. 3 f., 91. —

Die Zwickauer Rathsschulbibliothek enthält mehrere Briefe Sörer's an Stephan Roth.

Georg Müller.

Soret: Friedrich Jacob S., geb. am 13. Mai 1795 in St. Petersburg, wohin sein Vater Nicolas S. (1759—1830) aus Genf ausgewandert war. Er lebte daselbst als Hofmaler, bis 1800, im Genuß der besonderen Gunst der Großfürstin und späteren Kaiserin Maria Feodorowna, und kehrte dann mit seiner Familie nach Genf zurück. Friedrich Jacob S. erhielt seine Erziehung in Genf, besuchte von 1811 ab die dortige Akademie, studirte dem Wunsche seiner Familie zufolge Theologie, während ihn seine ganze Neigung zu den Naturwissenschaften hinzog. Auf der Grenzscheide beider Wissenschaften steht das Thema seiner akademischen Prüfung, „die Schöpfungsgeschichte", durch deren freie von naturwissenschaftlichem Geiste inspirirte Kritik er die conservativen Genfer Theologen in heftige Aufregung versetzte. Nun wandte er sich gänzlich seinem Lieblingsstudium, besonders der Mineralogie zu, ging im Herbst 1819 nach Paris, wo er die Förderung des Mineralogen und Geognosten Brogniart, sowie des Mathematikers und Physikers Biot genoß. Mehreren mineralogischen Abhandlungen für die Annales des Mines (1817 f.) ließ er jetzt eine größere folgen: „Ueber das Verhältniß der Form der Krystalle zu deren optischen Eigenschaften". In Genf arbeitete er fleißig an der Bibliothèque universelle und den Mémoires de la Société de Physique mit. Die Gunst der russischen Gönnerin seiner Familie, der Kaiserin Maria, verschaffte dem jungen Gelehrten den ehrenvollen Ruf zur Erziehung des Enkels der Kaiserin, des am 24. Juni 1818 geborenen Prinzen Karl Alexander von Sachsen-Weimar; im Sommer 1822 trat er das ebenso schwere als verantwortungsvolle Amt an, das er in ausgezeichneter Weise bis zum Beginn des Jahres 1836 inne gehabt hat. Seine feine Bildung, sein edler, vornehmer Charakter erwarben ihm die allgemeine Achtung, in erster Linie die anhängliche Freundschaft seines ihm allezeit dankbaren Zöglings. Ein großer Gewinn seiner weimarischen Existenz war die Freundschaft mit Goethe. Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des jungen Mannes waren Goethe sehr willkommen. S. orduete Goethe's Krystalle. „Seine krystallographische Kenntniß war höchst förderlich in Bestimmung der Diamanten und anderer näher zu bezeichnenden Mineralien, wobei er denn die von ihm in Druck verfaßten Aufsätze willig mittheilte und besprach" (Tag- u. Jahreshefte 1822). Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Krystallographie, auf dem Goethe mit ihm, wie er sich einmal ausdrückt, die „bedeutendsten Forschungen" anstellt, sondern auch auf dem der Botanik war S. dem Dichter förderlich: er übersetzte unter Goethe's Leitung und zu dessen höchster Zufriedenheit die „Metamorphose der Pflanzen" (1828 f., erschienen 1831). Goethe nahm wiederholt, in Briefen und in seinen Schriften, Gelegenheit, der wissenschaftlichen Tüchtigkeit seines „Freundes" S. das ehrenvollste Lob zu spenden. Auch dichterisch war S. beanlagt. Ueber eine Trilogie, deren erste Theile einen heiter-ländlichen, deren letzter Theil unter dem Titel „Mitternacht" einen schauerlich-düsteren Charakter trage, äußerte sich Goethe (1. December 1831) zu Eckermann sehr lobend; namentlich die „Mitternacht" sei vorzüglich gelungen, und S. habe darin Victor Hugo ohne Frage übertroffen. Von dem freundschaftlichen Verhältniß der beiden Männer legt ihr Briefwechsel das beredteste Zeugniß ab; leider sind nur Goethe's Briefe erhalten, die Soret's dagegen sind zum großen Theil vernichtet worden. S. veröffentlichte im 2. Bande der Bibliothèque universelle für 1832 eine liebevoll geschriebene „Notice sur Goethe", worin Bruchstücke von Briefen und Gespräche Goethe's mitgetheilt sind; und Soret's Auf-

zeichnungen bilden den wesentlichsten Theil des 3. Bandes von Eckermann's Gesprächen mit Goethe (1847). Vier Jahre nach Goethe's Tode kehrte S., verheirathet mit der Tochter eines hamburgischen Kaufmanns, in seine Heimath zurück, ausgezeichnet durch das Doctordiplom der philosophischen Facultät zu Jena und durch das Ritter- (1830) und das Komthurkreuz (1834) des großherzogl. Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken. In Genf berief ihn die Achtung seiner Mitbürger zu hohen öffentlichen Aemtern, wie er auch als Mitglied verschiedener Vereine für Pflege von Kunst und Wissenschaft eifrig thätig war. Trotz all diesen Mühen erlahmte seine Feder nicht, wie einige schönwissenschaftliche Arbeiten im Album de la Suisse Romane zeigen („Le diable des Alpes, nouvelle Suisse“ und „La vie d'une âme; histoire mystique“). 1847 zum Vertreter der Großherzogthümer Sachsen, Oldenburg und Mecklenburg-Strelitz in Paris erwählt, wurde er durch den Ausbruch der Revolution 1848 verhindert, dieses diplomatische Amt anzutreten. 1857 erschien er zur Grundsteinlegung des Karl-August-Denkmals und zur Enthüllung der Dichter-Denkmäler in Weimar. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens oblag er eifrig archäologischen und numismatischen Studien, auf welch letzterem Gebiete er es zu großen wissenschaftlichen Erfolgen gebracht hat; er hinterließ neben vielen kleineren Arbeiten auch ein „Handbuch der arabischen Münzkunde“. November 1865 wurde er durch einen Besuch seines einstigen Zöglings, des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen ausgezeichnet. Bald darauf, am 18. December 1865 starb er an einer Lungenentzündung.

Nachrufe: Journal de Genève 24. December 1865. Weimarische Zeitung 1866, Nr. 12—15. — Goethe's Briefe an Soret, herausgeben von Hermann Uhde. Stuttgart 1877.

J. Wahle.

Sorg: Anton S., Buchdrucker zu Augsburg — er selbst nennt sich civis Augustensis et artis impressoriae magister — in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Von seinen Lebensverhältnissen wissen wir nur so viel, daß er vom Jahre 1475—93 in der schwäbischen Reichsstadt thätig war und mit außerordentlichem Fleiße und hervorragender Geschicklichkeit zahlreiche und vortreffliche Druckwerke hergestellt hat. Die neue Kunst hatte in ihm einen tüchtigen und vorwärts schreitenden Vertreter; er selbst rühmt mit Genugthuung am Schlusse seines 1477 vollendeten Werkes: „Lumen animae“: daß dieses „liber etc. etc. stagneis karakteribus primum est in lucem productus“. Von seinen Werken, welche (siehe unten) Burger S. 307 ff. alle aufgeführt hat, nennen wir zunächst die deutsche Bibel. Die erste stammt aus dem Jahre 1477: „Diß durchleuchtigest werk der ganzen heyligen geschrift genannt die Bybel .... hat gedruckt und volbracht Anthoni Sorg am freytag vor sant Johannsentag des teuffers, als man zalt nach Christi unsers Herrn gepurt tausent vyerhundert und in dem syben und sybentzigesten jare“, die zweite „vor all ander vorgedruckt teutsch Bibeln lauterer, klärer und warer nach rechtem gemeynen teutsch“ aus dem Jahre 1480. Von andern Werken erwähnen wir „Epistel und Evangelien“, „Historie von Alexander“ (wiederholt), den „Schwabenspiegel“, den „Lucidarius“ (wiederholt), „Das Leben der Heiligen“, „Hans Tuchers Reise in das heilige Land“, „Die Reformation des Kaisers Sigmund“, „Die Nachfolgung Christi“, „Die Passion Christi nach den vier Evangelien“, „Das Landrecht“, „Aesop's Fabeln“, „Boccaccio's Decamerone“ und desselben „De claris mulieribus“, „Ovids Buch von der Liebe“ u. a.

Zapf, Augsburg's Buchdruckergeschichte. — Burger, Ludwig Hain's Repertorium bibliographicum.

Wilhelm Vogt.

Sorge: Georg Andreas S., ein tüchtiger Musiktheoretiker des 18. Jahrhunderts, geboren am 30. März 1703 zu Mellenbach im Schwarzburgischen, † am 4. April 1778 zu Lobenstein. Als Knabe empfing er den Unterricht des Cantors Nicolaus Walther und dessen Vertreters Kaspar Tischer zu Mellenbach, auch übte er sich unter dem Studenten Joh. Gottfried Holzhey im Violinspiel und verdiente sich zugleich bei letzterem durch Notencopiren den nöthigen Lebensunterhalt. Als Tischer dann zum Hoforganisten nach Schney in Franken berufen wurde, folgte er diesem und setzte unter dessen Leitung die Musikstudien eifrig fort. Zwei Jahre später ging er nach Meuselbach und studirte unter dem Pfarrsubstituten Wintzer Theologie, Rechenkunst, deutsche Dichtkunst, Oratorie und Latinität (wie er selbst in seiner Autobiographie in Mattheson's Ehrenpforte berichtet). Auch in der Composition nahm er Unterricht und setzte schon im Alter von 18 Jahren verschiedene Kirchencompositionen, zu denen er auch den Text schrieb. Kurz vor seiner Anstellung als Hof- und Stadtorganist in Lobenstein bekleidete er eine Hauslehrerstelle in Burg im Vogtlande, als ihm aber 1722 obiger Posten, der auch noch die vierte Stelle als Lehrer am Gymnasium umfaßte, angeboten wurde, nahm er diese an und verblieb sein Leben lang trotz der kleinen Verhältnisse in derselben. Die deutschen Philologen und Theologen waren in dieser Zeit wenig verwöhnt, und wenn das Einkommen nur regelmäßig ausgezahlt wurde und sie Zeit zu eigenen Arbeiten behielten, dann fühlten sie sich glücklich und behaglich und strebten nicht nach besser bezahlten Aemtern. S. war ein fleißiger und strebsamer Schriftsteller, der sich außer in der Musiktheorie auch in anderen Fächern durch Schriften hervorthat. Hauptsächlich sind es aber seine musiktheoretischen Arbeiten, die ihn bekannt machten, seinen Namen bis auf uns erhielten und zu ihrer Zeit viel Staub aufwirbelten.

Sorge's erstes Werk erschien 1741, betitelt: „Genealogia allegorica intervallorum octavae diatonico-chromaticae, das ist: Geschlechtregister der Intervallen nach Anleitung der Klänge des großen Waldhorn.“ Hof, gedr. bey Joh. Ernst Schultzen, in kl. 8°, 4 Bll. 44 Seiten und 2 Bll. (Exemplare in Berlin, Hamburg und München). Zu Sorge's Zeit gährte es in den aufgeweckten Köpfen mächtig, die Grundlage einer Harmonielehre festzustellen. Rameau in Frankreich hatte den Anstoß gegeben, schwankte aber in seinen Schriften hin und her und diese Schwankungen theilten sich allen dabei Betheiligten mit und jeder glaubte sich berufen, in dem großen Wettlaufe sein Ziel als das allein richtige hinzustellen. Rameau hatte die sogen. Naturharmonie, die auch dann im 19. Jahrhundert wieder von Logier und Marx als Grundlage aller Harmonielehre aufgestellt wurde, als Grundgesetz eingeführt. S. spricht sich in seiner „Anleitung zur Fantasie“ (1767) im Vorworte Bl. 3r. näher darüber aus. Es sind die mitklingenden Töne beim Erklingen eines Tones. Schlägt man z. B. den Ton C an, so erklingen die Töne c g c e ꝛc. mit und zwar wie S. sagt: c in C zweimal, g dreimal, c viermal und e fünfmal und diese Töne ergeben den harten Accord (d. i. den Durdreiklang). Der „Capellmeister Mozart, Neidhart Werkmeister und viele andere Musici haben dies schon so gelehrt“. Obige Genealogia allegorica ist in einem symbolischen Vergleiche und noch in der alten schwülstigen Weise dargestellt. Er vergleicht die Töne mit Prinzen und Prinzessinnen und weist ihre Verwandtschaft nach, gebraucht aber dabei eine Ausdrucksweise, die er selbst für nothwendig findet in zahlreichen Anmerkungen, die meistens den Text an Raum übersteigen, zu erklären. Sorge's bestes Werk ist sein „Vorgeschmack der musikalischen Composition, oder ausführliche, ordentliche und vor heutige Praxin hinlängliche Anweisung zum General-Baß, durch welche ein Studiosus Musices zu einer gründlichen Erkenntniß aller in der Composition

und Clavier vorkommenden con- und dissonirenden Grundsätze und wie mit denenselben Natur-, Gehör- und Kunstmäßig umzugehen" . . ., welches in drei Theilen von 1745—47 in Lobenstein im Selbstverlage erschien. Anfänglich trat die Berliner Schule: Marpurg, Quantz, Kirnberger und viele andere auf Sorge's Seite, als aber S. nach links und rechts Hiebe austheilte, seine Ansichten mit denen Rameau's, Marpurg's und anderer auseinander gingen, wenn auch nur in Kleinigkeiten, besonders aber als sich S. im Vertriebe seiner eigenen Werke durch die Arbeiten anderer benachtheiligt sah (wie Marpurg im 18. seiner kritischen Briefe schreibt), so brach ein so heftig geführter Streit aus, der mit so beißender Satire gewürzt war, daß sich die Theoretiker in zwei Lager theilten: für S., für Marpurg. Die Streitpunkte waren verschiedene: Ist die Quart eine Dissonanz oder Consonanz? S. behauptet, daß sie eine Consonanz sei und stellt seine Beweise auf. Rameau, Marpurg u. a. erklären sie für eine Dissonanz. S. berechnete den Aufbau der Harmonie nach Verhältnißzahlen, Rameau und Marpurg nach der Sympathie der Töne, d. h. nach den mitklingenden Tönen. S. betracht den A-moll-Accord als nächsten Verwandten von C-dur, Rameau und Marpurg den F-moll-Accord. S. baut die Accorde von c in Terzen auf: c e g h d f a c und entwickelt daraus die Verwandtschaften. Marpurg entwickelt den Nonenaccord aus dem verminderten Septimenaccorde: h d f a und setzt unter das h noch ein g. S. bestreitet dies und weist auf die Tonfolge seines Terzenaufbaues hin, aus der klar hervorgeht, daß g h d f der Stammaccord ist und a als None hinzutritt. Mit wie elenden Waffen die Gegenpartei gegen S. oft kämpfte, erhellt ganz besonders aus Marpurg's Schrift von 1760: „Herrn Georg Andreas Sorgens Anleitung zum Generalbaß und zur Composition". Marpurg nimmt hier Sorge's Schrift Capitel für Capitel vor und weist ihm seine angeblichen Irrthümer nach, fordert auch im Vorworte 52 damals lebende Theoretiker auf, ihre Meinung darüber zu äußern, von denen etwa fünf sich gegen S. in einer gehässigen Weise aussprachen und durch Marpurg in den Kritischen Briefen Aufnahme fanden. S. leuchtet den Herren dann wieder in seiner Anleitung zur Fantasie (1767) S. 74 heim und bleibt ihnen an Schärfe und Grobheit nichts schuldig. So schreibt z. B. Marpurg in obiger Streitschrift S. 30: „Herr Sorge will uns die Bildung der Durtonleiter durch Verhältnißzahlen lehren, kann aber die Quarte und Sexte nicht finden und hilft sich einfach dadurch, daß er sie als bekannt voraussetzt. Marpurg will „nun nach Rameau's Sympathie der Töne die Durtonleiter bilden", muß aber auch eingestehen, daß die Secunde fehlt. Marpurg wirft S. Unklarheit und Unwissenheit vor und wie hilft sich Marpurg um den zweiten Ton d in C-dur zu erreichen? Er sagt: weil die Secunde in C-dur nicht des oder dis sein kann, da der eine Ton zu nahe und der andere zu weit liegt, so muß er d heißen. Es ist wahrhaft spaßhaft, mit welchen Waffen man sich einst bekämpfte und dabei mit einem wahren heiligen Eifer seine Ansichten vertheidigte. — Noch eine kleine Probe der Kampfweise. Quantz, der bekannte Flötist, richtet an Emanuel Bach in Marpurg's Kritischen Briefen Nr. 4 Seite 25 eine Abwehr gegen S., worin er unter anderem sagt: „Sie müssen bedenken, daß Herr Sorge der einzige Mann in der Welt zu sein glaubt, der weiß, daß 2 × 2 nicht 5 und eine Terz keine Quarte ist. Er hält sich aus diesem Grunde alleine berechtigt von der Musik zu schreiben, und wehe dem, der ihm auf dem Wege begegnet." S. muß man den Vorwurf machen, daß er den Streit ins Persönliche zog und nichts sparte, seine Gegner in den Grund zu bohren. Daß er in vieler Hinsicht auf einem besseren Wege war als seine Widersacher und seine Beweise und Gründe stichhaltiger als die seiner Gegner ist ein Verdienst, welches ihm nicht hoch genug angeschlagen werden kann, besonders in einer Zeit, wo das Harmoniegebäude noch auf so

schwankenden Füßen stand. Auch S. fand seine Vertheidiger, leider traten sie anonym oder pseudonym auf und man vermuthet wohl nicht mit Unrecht S. selbst dahinter. So erschien 1759 in Lobenstein die Schrift: „Alethophilos Schreiben an den Herrn Joh. Georg Hofmann". Darin wird Sorge's Compendium vertheidigt. Ferner ohne Ort und Jahr: „Eine helle Brille für die blöden Augen eines albernen Haberechts".

Ein anderes Thema, welches damals alle Theoretiker erhitzte, war die Herstellung einer temperirten Stimmung der Tasteninstrumente. Fast jeder Theoretiker schlug eine andere Art vor und bewies seine Methode mit Seiten langen Berechnungen, bis endlich der Instrumentenmacher Barthold Fritz in Braunschweig in einem 1756 erschienenen Büchelchen nachwies, daß der sogenannte Quintenzirkel in etwas tiefer schwebenden Quinten und reinen Octaven ausgestimmt werden müsse und das Uebrige danach in reinen Octaven. Den gelehrten Herren Theoretikern wollte diese einfache Art gar nicht einleuchten und auch S. eiferte in hitzigem Gefecht gegen diese und alle anderen Methoden und hielt die seinige, die in der Terz und Quint als maßgebend bezeichnet werden, als die allein richtige. Es ist unglaublich, wie viel Tinte und Druckerschwärze das 18. Jahrh. nur für dies eine Thema vergeudet hat und wie viel Zeit und Kopfzerbrechen es gekostet hat. S. schrieb 1754: „Gründliche Untersuchung über die Schröter'sche Claviertemperatur". Die Schrift brachte ihm viel Aerger, denn von allen Seiten wurde sie angegriffen. Marpurg that auch sein Möglichstes dazu. Dann „Gespräch von der Praetorianischen, Printzischen, Werckmeisterschen Temperatur". — „Anweisung Klaviere und Orgeln zu temperiren und zu stimmen" (1758).

S. zeichnete sich aber auch als Componist aus. Seine gelehrten Zeitgenossen thaten zwar dasselbe (entgegen der heutigen Zeit), doch mit wenig Erfolg, denn die natürliche Mitgift war so gering ausgefallen, daß ihre Compositionen das trockenste langweiligste Zeug waren. S. hatte eine ganz hübsche Erfindungsgabe und wenn sie auch nicht über ein gewisses bescheidenes Maß hinaus ging, so war sie immerhin bedeutender, als die von Marpurg, Kirnberger u. a. S. gab heraus „Clavier-Uebung", bestehend in 24 Präludien für Orgel oder Clavier, ferner Sonatinen (nur aus einem Satze bestehend, wie die von Scarlatti); 12 Sonaten für Orgel oder Clavier. Ich kenne nur die Clavier-Uebung und eine Sonate im Manuscript, die übrigen waren mir zur Zeit nicht zugänglich. Ich fand überall in kleiner Form eine ansprechende Erfindungsgabe; doch selbst die kleine Form weiß er nicht entsprechend auszufüllen. Der erste Theil ist fast durchweg frisch und gut erfunden, wogegen der zweite Theil sich meistens durch Langweiligkeit auszeichnet und man die Beobachtung macht, daß der Componist mit seinem Thema nichts anzufangen weiß. Erst wenn der erste Theil zur Wiederholung gelangt, dann erhält der Satz wieder Schwung und Frische. Die Mitte des 18. Jahrhunderts bis gegen Ende desselben, selbst noch bis ins 19. Jahrhundert hinein, trägt den Charakter einer Neuentwickelung der Tonkunst. Bach und Händel, die ihr Leben eben abgeschlossen hatten, zeigen auf die ihnen nachfolgenden Componisten auch nicht den geringsten Einfluß. Es ist als wenn die Entwickelung der Harmonielehre alles Interesse und alle Kraft in Anspruch nimmt. Die Oper verknöcherte zum Schablonenhaften, die Kirchenmusik schloß sich der Opernmusik an und die Virtuosität der Sänger war den Componisten wie ein Bleigewicht angehängt. Ihre Selbständigkeit mußten sie vollständig dem Sänger und dem Erfolge zu Liebe aufgeben. Wer sich hiergegen wehrte, wurde nicht beachtet und mußte am Hungertuche saugen. Haydn, Mozart und Beethoven hatten auf ihre Zeit gar keinen Einfluß, denn sie wurden nicht verstanden und mehr geschmäht und mißachtet, als unverstanden angestaunt. Das

Verständniß sollte erst einer späteren Zeit durch gottbegnadete Künstler eröffnet werden und hierzu haben Liszt, Mendelssohn und Marx ganz wesentlich beigetragen.
Rob. Eitner.

Soter: Melchior S., erster Buchdrucker Dortmunds. Nachdem 1543 daselbst durch Johann Lambach das Archigymnasium gegründet worden war, wurde bald, anscheinend 1546, von demselben für die Errichtung einer eigenen Druckerei Sorge getragen. Dortmund war zwar erst die fünfte westfälische Stadt der Zeitfolge nach, in der der Buchdruck auftrat. Aus Münster ist bereits 1485 ein Druck nachgewiesen; auch Soest, Lippstadt und Minden gehen voran. Doch hat Dortmund den Vorzug der Continuität; während in den genannten Städten der Buchdruck nur als vorübergehende Erscheinung aufgetaucht zu sein scheint, erhält sich hier der Druck dauernd. Der von Lambach nach Dortmund gezogene Drucker Melchior S. stammte nach einer Notiz bei dem Localchronisten Beurhaus aus Solingen und in der That ist für Solingen ein Druck aus dem Jahre 1538 durch Johannes S. nachgewiesen. Aus den Jahren 1546—50 sind bis jetzt acht mit dem Namen Melchior S. bezeichnete Dortmunder Drucke bekannt, darunter Jakob Schöpper's Katechismus, dessen Synonyma und wenigstens eine seiner Schulkomödien. Von 1552 an treten andere Druckerfirmen auf. Nach einer Nachricht aus dem Jahre 1628 war Lambach selbst an dem Geschäfte Soter's durch eine Einlage von 200 Goldgulden betheiligt.

Vgl. meine Schrift: Johann Lambach und das Gymnasium zu Dortmund, Berlin 1875, S. 60, 109 u. 124 f. nebst den daselbst angeführten Schriften. Ferner: Edward Schröder, Jakob Schöpper von Dortmund, Marburger Universitätsprogramm 1888, S. 7.
A. Döring.

Souchay: Eduard Franz S. wurde am 15. December 1800 in Frankfurt a. M. als Sohn eines Kaufmanns geboren; seine Familie gehörte zu den Hugenotten, welche infolge des Edictes von Nantes aus Frankreich geflüchtet waren. Auf dem vaterstädtischen Gymnasium war besonders der Unterricht des Historikers Friedrich Christoph Schlosser, des berühmten Geschichtschreibers, von nachhaltigem Einfluß auf S. Diesem folgte er 1818 zum Studium der Rechte und der Geschichte nach Heidelberg, wo er in der dortigen Burschenschaft bald eine hervorragende Rolle spielte und die Eindrücke gewann, die seine politischen und wissenschaftlichen Anschauungen dauernd beeinflußt haben. Nachdem er seine Studien in Göttingen vollendet und die juristische Doctorwürde erhalten hatte, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Advocat nieder. 1831 gab er seine Praxis auf, um in den freistädtischen Senat einzutreten, in dem er in liberalem Sinne wirkte; um den Anschluß Frankfurts an den Zollverein und um die Begründung und Organisirung der Eisenbahnen, welche in Frankfurt münden, hat er sich unter schweren Kämpfen bedeutende Verdienste erworben. Mit seinem jüngeren Landsmann L. H. Euler trat er 1846 in den Vorstand der in Frankfurt tagenden Germanistenversammlung; mehrere Jahre wirkte er segensreich an der Spitze der Polytechnischen Gesellschaft in gemeinnützigem Sinne. An den Ereignissen der Jahre 1848—49 nahm er eifrigen Antheil als Freund und Gesinnungsgenosse Gagern's; die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. schmerzte ihn tief. 1849 sandte ihn die Reichsregierung, bei der er zeitweilig als Bevollmächtigter seiner Vaterstadt beglaubigt war, als Commissar zur Organisirung des provisorischen Regiments nach Schleswig-Holstein; die geplante Berufung ins Reichsministerium kam nicht zu Stande. Durch die politische Entwicklung, welche die Ereignisse jener Tage nahmen, wurde S. in seinen schönsten Hoffnungen getäuscht. 1849 gab er seinen Sitz im Senate auf, betheiligte sich aber in der folgenden Zeit lebhaft an den politischen Kämpfen in Frankfurt und bekämpfte

maßvoll in Wort und Schrift (besonders in dem von ihm herausgegebenen „Volksboten“ und als Leiter des „patriotischen Vereins“) die damalige demokratische Verfassung der Freistadt; die 1856 ins Leben getretene neue Verfassung sagte ihm mehr zu. 1866 trat er lebhaft in Flugschriften für das Recht seiner durch die preußische Occupation und Annexion schwer geschädigten Vaterstadt ein; als Mitglied der neuconstituirten Stadtverordnetenversammlung arbeitete er eifrig an der Neugestaltung der städtischen Verhältnisse. Die Erfüllung seines Jugendtraumes, die Einheit des Vaterlandes, durfte er noch erleben; er starb, von Freund und Gegner hochgeachtet, seiner strengen Rechtlichkeit, seiner unerschütterlichen Liebe zur Vaterstadt wegen allgemein betrauert, am 30. Juni 1872.

Als politischer, juristischer und historischer Schriftsteller ist S. mehrfach hervorgetreten. In seinen politischen Schriften, die meist der Tageslitteratur angehörten, verfocht er in maßvoller Weise liberale und humane Ideen. Außer kleineren juristischen Abhandlungen veröffentlichte er als Frucht seiner langjährigen Thätigkeit an den Frankfurter Gerichten die „Anmerkungen zu der Reformation der Freien Stadt Frankfurt“ (2 Bände, Frankfurt 1848 u. 1849), ein noch heute sehr geschätzter Commentar des vaterstädtischen Statutarrechtes, der mit eingehender Kenntniß der Frankfurter und auswärtigen Fachlitteratur eine scharfsinnige Darlegung und Erläuterung des heimischen Rechtes verbindet. Nach der Niederlegung seines Amtes widmete er sich vorzugsweise historischen Studien. Nicht den Fachgelehrten, sondern den Gebildeten im allgemeinen wollte er die Geschichte des Vaterlandes in anspruchloser Form, aber unter gründlicher Verwerthung der Ergebnisse der historischen Forschung darlegen. So veröffentlichte er die „Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall“ (4 Bände, Frankfurt 1861—62), von den Merowingern bis zum Tode Maximilian's I., ein mit anerkennenswerthem Fleiße und gesundem, allerdings nicht immer unanfechtbarem Urtheile geschriebenes Werk, welches freilich jetzt durch die neuere Forschung weit überholt ist. Die Fortsetzung desselben bildet das Werk „Deutschland während der Reformation“ (1. Band, Frankfurt 1868), welches die ganze Regierung Karl's V. behandelt und von dessen heutigem Werthe dasselbe wie von dem vorhergehenden gilt.

Vgl. die Nekrologe in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M.“ IV, 491 und in der „Neuen Frankfurter Presse“ 1872, Nr. 336, sowie die Besprechungen der historischen Werke durch Waitz und Maurenbrecher in Sybel's historischer Zeitschrift VII u. XXII.

R. Jung.

Souches: Ludwig Raduit de S., k. k. Feldmarschall, war im J. 1608 aus einem verarmten adeligen Geschlechte zu La Rochelle geboren. Da seine Mittellosigkeit und das hugenottische Glaubensbekenntniß, welchem seine Familie anhing, seinem Fortkommen in der Heimath im Wege standen, suchte er sein Glück in der Fremde zu machen. Es schien ihm im schwedischen Kriegsdienste gelingen zu wollen, in welchem seine Laufbahn durch den Grafen de la Gardie rasch gefördert wurde. Zwistigkeiten mit dem General Stahlhantsch veranlaßten ihn jedoch nach einigen Jahren, aus demselben auszuscheiden. Erzherzog Ludwig Wilhelm nahm ihn als Oberstlieutenant in das österreichische Heer auf. Mit einem von ihm errichteten Dragonerregimente lag er 1644 vor dem von den Kaiserlichen belagerten Olmütz. Durch einen kühnen Versuch, mittelst nächtlichen Ueberfalles sich in den Besitz des Platzes zu setzen, erwarb er, obgleich der Anschlag vereitelt wurde, bald Ansehen im Heere und das Vertrauen des Erzherzog-Generalissimus. Nachdem S. zu Anfang des folgenden Jahres bei Jankau gefochten hatte, ernannte der Erzherzog ihn zum Commandanten von Brünn. Torstenson hatte damals auf seinem Siegeslaufe an der Donau umkehren müssen

und sich zunächst gegen jene Stadt gewendet, um durch die Eroberung derselben seinen Rücken frei und sich selbst zum vollständigen Herren von Mähren zu machen. Es war eine schwere Aufgabe, welche S. übernahm; mehrere Führer, denen sie angetragen war, hatten abgelehnt. S. unterzog sich derselben und eilte, seinen Posten anzutreten. Ein kaiserliches Schreiben aus Wien vom 22. März 1645 hatte ihm zur Pflicht gemacht, „diesen für alle Länder so wichtigen Platz auf alle mögliche Weise zu vertheidigen“. Am 26. d. M. gelobte er von Brünn aus denselben um keinen Preis übergeben zu wollen. Es war ein gewichtiges Wort, welches er einzulösen hatte. Die Stadt war unvollkommen befestigt, die Besatzung höchst mangelhaft, die Vertheidigungsmittel ganz ungenügend. Rasch und umsichtig, rücksichtslos durchgreifend und dabei fürsorgend freundlich, so daß er schnell das Vertrauen und die Mitwirkung der Bürgerschaft gewann, gestaltete er in der kurzen ihm zur Verfügung stehenden Zeit die Stadt zu einem haltbaren Waffenplatze um, welchen zu bezwingen das siegessichere feindliche Heer sich den ganzen Sommer hindurch vergeblich bemühte. Am 3. Mai langte der schwedische Vortrab bei Brünn an, am 4. erschien Torstenson mit dem gesammten Heere selbst vor der Stadt. In seinem Tagesbefehle versprach er den Soldaten, sie in drei Tagen in die Stadt zu führen und binnen acht Tagen den Spielberg einzunehmen. Nachdem S. die Aufforderung zur Uebergabe schroff zurückgewiesen hatte, eröffneten die Schweden am 5. Mai die Laufgräben, aber weder Beschießung, noch Minenkrieg, noch Stürme brachten sie ihrem Ziele näher. S., obgleich durch Podagra, an dem er wie sein Gegner litt, gehindert, trat allen ihren Angriffen kräftig entgegen und unterstützte seine Gegenwehr durch häufige Ausfälle. Ein kalter regnerischer Sommer kam den Belagerten zu statten. Von außen erhielten sie einige Male durch kleine Abtheilungen, welche ihnen das mangelnde Pulver zuführten, unbedeutende Verstärkung, wogegen den Schweden im Juli gegen 10 000 Siebenbürgen unter dem jungen Sigismund Rakoczy zu Hülfe kamen. Nach ihrer Ankunft ward die Belagerung mit besonderem Nachdruck geführt, alle Hülfsmittel, welche die Kriegskunst bot, wurden angewendet, um zum Ziele zu gelangen. Aber alle vergeblich. Da ward auf den 15. August, den Marientag, ein Hauptsturm angesetzt. Als auch dieser abgeschlagen war, gab Torstenson die Hoffnung auf, Brünn einzunehmen, zumal da Rakoczy seine Truppen abberief. Schon am folgenden Tage, am 16., verließen diese das Heer, und am 20. zog Torstenson ab. Den Obersten de S., welchem der Erzherzog-Generalissimus schon während der Belagerung ein Infanterieregiment verliehen hatte, ernannte der Kaiser am 27. October, nachdem Bürgermeister und Rath der Stadt Brünn über seine Commandoführung sich auf das rühmendste ausgesprochen hatten, zum General-Feldwachtmeister und sicherte ihm die Verleihung von Grundbesitz zu, damit sein rühmliches Verhalten im Lande und in seinem Geschlechte verewigt würden. Zunächst schenkte er ihm im J. 1646 30 000 Gulden und erhob ihn in den Freiherrenstand. Weitere gute Dienste, welche S. in den Jahren 1646—1648 bei der Wiedergewinnung der von den Schweden erobert gewesenen Erblande leistete (Einnahme von Iglau 1647), veranlaßten seine nach Beendigung der Feindseligkeiten erfolgte Ernennung zum Feldmarschalllieutenant und zum Kriegscommandanten in Mähren und zu Brünn. 1649 verlieh der Kaiser ihm das Incolat von Mähren im Herrenstande unter der Bedingung, daß er binnen drei Jahren zum Katholicismus überträte, und verkaufte ihm, nachdem er dieser Forderung, von deren Erfüllung das Recht Grundbesitz zu erwerben abhängig war, genügt hatte, für 92 000 Gulden die in der Bezirkshauptmannschaft Znaim gelegene Herrschaft Jaispitz, wozu S. später die benachbarten Güter Höfting, Boskowstein und Platsch erwarb.

Als im J. 1657 Kaiser Leopold den Polen Hülfsvölker zum Kampfe gegen die Schweden sandte, befehligte S. zuerst die Reiterei, später übernahm er an Stelle von Montecuccoli den Oberbefehl und belagerte gemeinsam mit den Polen unter Lubomirski die Stadt Thorn. Daß dieselbe erst nach sechsmonatlichem Kampfe am 30. December 1658 bezwungen wurde, war ebensowohl das Verdienst der Vertheidiger, wie die Schuld der Angreifer, deren Anführer durch ihre Uneinigkeit den Erfolg ihrer Waffen beeinträchtigten. 1659 marschirte S. mit 14 000 Mann durch die Neumark nach Pommern, eroberte zuerst Greifenhagen, dann das bis zum 7. September vom Oberst Contière tapfer vertheidigte Damm und belagerte schließlich Stettin, wo General Würtz ihm indessen so nachhaltigen Widerstand entgegensetzte, daß er am 16. November den Angriff aufgab. Am 3. Mai 1660 machte der Friede von Oliva den Feindseligkeiten ein Ende. — S. ward nun auf den ungarischen Kriegsschauplatz versetzt und im Kampfe gegen die Türken verwendet. Den Anordnungen, welche er dort zunächst traf, wird der Vorwurf gemacht, daß durch dieselben die Kräfte der Kaiserlichen zu sehr zersplittert seien und daß der Fall von Großwardein, zu dessen Entsatze er nichts unternommen habe, ihm zur Last gelegt werden müsse. Glänzender ging S., nunmehr zum Feldmarschall aufgerückt, aus dem Feldzuge des Jahres 1664 hervor, in welchem er ein abgesondertes Corps von 8500 Mann an der Waag befehligte. Zu Anfang desselben ließ er sich freilich die Vortheile entgehen, welche er aus einem am 16. Mai bei Heiligenkreuz erfochtenen Siege hätte ziehen können, indem er letzteren nicht ausbeutete; dann aber that er mehr als ihm aufgetragen war, als er, angewiesen den Streifereien der Türken innerhalb seines Machtgebietes entgegenzutreten, die letzteren am 19. Juli bei Sanct Benedict an der Gran, drei Meilen oberhalb Lewenz (Liva), nach welcher Stadt die Schlacht meist benannt wird, angriff, sie vollständig schlug, das belagerte Lewenz entsetzte und bis zur Donau vordrang. Der durch die Schlacht bei St. Gotthard herbeigeführte Waffenstillstand beendete bald darauf den Feldzug. — Trotz seines kriegerischen Erfolges wurde er seines Commandos enthoben. Er hatte sich Montecuccoli nicht unterordnen wollen und hatte durch Grausamkeit und Habsucht die allgemeine Meinung in Ungarn gegen sich aufgebracht. Bald freilich finden wir ihn wieder in hohen Aemtern, mit Ehren und Auszeichnungen begnadigt, als Geheimen Rath und als Hofkriegsrath, als Commandanten von Komorn, Generalcommandanten der Grenzen in Slavonien, Stadtobersten von Wien und als Grafen und 1673 zog er unter Montecuccoli gegen die Franzosen an den Rhein zu Felde. 1674 stand er mit einem Hilfscorps unter Wilhelm von Oranien in den Niederlanden. Aber auch hier wollte er nicht gehorchen. Sein Widerspruchsgeist und seine Bestechlichkeit, verbunden mit Mißgunst und Neid auf fremdes Verdienst, welche namentlich gelegentlich der Schlacht von Seneff (11. August 1674) zu Tage getreten waren, veranlaßten seine Abberufung, bei welcher noch eine von den Generalen Grana, Spork, Chavagnac u. a. schriftlich wider ihn erhobene Anklage des Einverständnisses mit dem Feinde mitgewirkt haben mag. S. hatte überhaupt wenig Freunde, viele Gegner. Einer derselben, der schon genannte Chavagnac, spricht ihm in seinen Mémoires (Amsterdam 1701) alle militärischen Fähigkeiten ab. S. ging nach Brünn, wo er am 6. August 1683 gestorben ist. Sein Geschlecht ist im Mannesstamme 1736 erloschen.

d'Elvert, Die Schweden vor Brünn. Brünn 1845. — Schweigerd, Oesterreichs Helden, 2. Bd. Wien 1853.

B. Poten.

Soutman: Pieter S., Maler, Radirer und Kupferstecher, war um 1580 in Harlem geboren, doch zog ihn der Ruf des Rubens an, so daß er seine

Vaterstadt verließ und sich nach Antwerpen begab, wo Rubens sein Lehrer wurde. Indessen hat er nur wenig gemalt (oder seine Thätigkeit auf diesem Gebiete war von seinem Lehrer für seine Malereien in Anspruch genommen); wenigstens kommen seine Bilder sehr selten vor. Da S. ein vorzüglicher Zeichner war, der in dieser Weise die Gedanken seines Lehrers trefflich zu interpretiren verstand, so beredete ihn dieser, zur Radirnadel und zum Grabstichel zu greifen. S. hatte alsbald diese neue Thätigkeit sich angeeignet, und so konnte ihn sein Lehrer sehr gut zur Vervielfältigung seiner Werke benützen und so gehört S. als der genialste Stecher der Rubensschule an. Daß er von Anbeginn kein Stecher von Profession war und also mehr als ein Malerradirer anzusehen ist, kann man leicht daraus schließen, daß er sich bei seinen Stichen nicht an die gewöhnliche kupferstecherische Technik hielt, sondern zufrieden war, mit Radirnadel und Grabstichel nur die gewünschte Wirkung, den malerischen Charakter der Vorlage zu erreichen. Dies war ihm um so leichter zu erreichen, als er gewohnt war, nicht unmittelbar nach den Gemälden des Rubens zu stechen, sondern nach Zeichnungen oder Copien, die er sich früher nach diesen machte. Sein Lehrer war auch sehr mit seinen Arbeiten zufrieden. Zu den frühesten Arbeiten, die S. nach Rubens ausführte, gehört die Löwenjagd und der wunderbare Fischzug; es folgten dann andere Jagden (des Wolfs, des Flußpferdes, des Krokodils), die zu einer Folge vereint wurden, dann das Abendmahl, von dem Rubens in Italien sich eine Zeichnung nach Lionardo da Vinci gemacht hatte, Christus übergibt Petrus die Schlüsselgewalt, nach Raphael, ebenfalls von Rubens in Italien gezeichnet, dann die schlafende Venus, nach einer ähnlichen Uebertragung von Rubens nach Tizian. Ferner sind zu nennen: die Weihe eines Bischofs, der Großsultan und sein Gefolge, der Raub der Proserpina. Lionardo's Abendmahl ist von Rubens in seine eigene Formensprache übertragen und S. verstand es, sich an diese getreu anzuschließen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Rubens neben den genannten eigenen Compositionen auch zwei seines Schülers van Dyck von S. stechen ließ, die Gefangennehmung Christi und Jupiter und Antiope, da er sich im Besitze dieser Bilder befand. Mit dem Jahre 1620 hört diese Thätigkeit Soutman's für Rubens auf, er soll als Bildnißmaler an den Hof des polnischen Königs berufen worden sein, was immerhin wahrscheinlich ist, da er den Titel eines polnischen Hofmalers erhielt. Als er von Polen nach seinem Vaterlande zurückkehrte, ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, und hier scheint er in der ersten Zeit als Bildnißmaler stark in Anspruch genommen worden zu sein. Im Rathhause befindet sich ein Schutterstück, die Officiere der Schützengesellschaft. Später (nach 1640) trat S. auch wieder der graphischen Kunst näher, doch ist es zweifelhaft, ob er selbst künstlerisch thätig war oder sich nur als Verleger, vielleicht zuweilen als Mithelfer bei anderen Stechern bethätigte. S. hatte nämlich in Harlem eine Stecherschule eingerichtet, die er als Lehrer und Verleger selbst leitete. Da er noch aus Antwerpen mehrere Zeichnungen von und nach Rubens besaß, so ließ er dieselben von seinen Schülern ausführen. Diese waren S. van Sompel, Jonas Suyderhoef, Corn. Visscher und Jan Louijs, welche S. nach diesen Zeichnungen arbeiten ließ. Als der Vorrath zu Ende ging, hörte das Zurückgehen auf Rubens auf und die Künstler suchten bei ihren Landsleuten, den Holländern, Vorlagen für weitere Thätigkeit. Auf Soutman's Namen weist noch ein Bildnißwerk hin, das die genannten Stecher ausführten und das den Titel führt: Principes Hollandiae. S. zeichnete die Bildnisse holländischer Fürsten oder wählte solche von Honthorst und van Dyck und ließ das Werk 1650 erscheinen. S. starb in Harlem am 16. August 1657.

s. Immerzeel. — Kramm. — Rosenberg (die Rubensstecher).

Wessely.

Spach: Ludwig Adolf S., am 27. September 1800 in Straßburg geboren, einer Kaufmannsfamilie entstammend, erhielt seine erste Ausbildung in einer französischen Pensionsanstalt, bei einem Landpfarrer in der Nähe und auf dem protestantischen Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon mit 16 Jahren bestand er die Abgangsprüfung, im Straßburger protestantischen Seminar studirte er dann Theologie, und als ein Brustleiden ihn zwang, davon abzustehen, wandte er sich der Rechtswissenschaft zu. Nachdem er von 1820—23 dem Studium der Rechte obgelegen hatte, trat an ihn die Entscheidung für die spätere Gestaltung seines Lebens heran. Bereits während der Studienzeit hatten seinen empfänglichen frühreifen Geist litterarische Erscheinungen ungleich lebhafter beschäftigt als wissenschaftliche Fragen und seine im wesentlichen aesthetisch veranlagte Natur war durch poetische, schöngeistige Lectüre, vor allem durch Goethe, Byron und Rousseau bis in ihre Tiefen aufgewühlt worden. Es schien S. unmöglich, sich schon jetzt fest an die Scholle zu binden, die Sehnsucht nach einem weitern geistigen Horizonte, nach bewegteren geselligen Verhältnissen lockte ihn in die Ferne, er wurde Hofmeister in der Familie des Grafen St. Aulaire zu Paris.

Hier trat er nun in eine Atmosphäre feinsten geistigen Lebensgenusses und wurde mit den großen Vertretern der litterarischen Bewegung jener Zeit, mit Cousin, Guizot, Lamartine, Thiers, Villemain u. a. bekannt. In Paris drängte sich damals eine solche Fülle der Talente, daß der bescheidene junge elsässische Gelehrte eine ernstliche Beachtung wohl kaum fand; doch drückte ihm der langjährige Verkehr mit den geistvollsten und edelsten Erscheinungen der damaligen französischen Gesellschaft seine bleibenden Spuren auf. Als der Graf von St. Aulaire französischer Botschafter in Rom wurde, nahm er S. als Privatsecretär mit. Er verlebte nahezu zwei Jahre, 1831—32, in der ewigen Stadt, empfänglich wie einer für ihre gewaltigen unvergänglichen Eindrücke. Der Umgang mit Gerhard führte ihn den Fragen der Archäologie näher und eine Reise nach Neapel gab ihm reiche dichterische Anregung. Leider scheint das italienische Klima seine zart organisirten Nerven hart angegriffen zu haben, die folgenden Jahre waren für ihn eine wahre Leidenszeit nicht bloß des Körpers, sondern auch der Seele. Im J. 1834 hatte er unter dem Pseudonym Louis Lavater bei dem Pariser Verleger Guyot seinen ersten großen Roman „Henri Farel“ veröffentlicht, der in merkwürdigster Weise die Eigenart seines Geistes und seiner geistigen Entwicklung nach allen Seiten widerspiegelte. Der unverkennbare Einfluß von Goethe's Wahlverwandtschaften wie der Indiana der George Sand zeigt schon die ihm eigenthümliche Mittellinie zwischen deutscher und französischer Art, der er stets gefolgt ist; der elsässische locale Hintergrund wie die Sittenzustände der französischen Gesellschaft sind in diesem Zeitroman mit der gleichen Sicherheit und Unbefangenheit gezeichnet, wie die Vorgänge und Wandlungen im weiblichen Herzen. Obschon kein Geringerer als St. Marc Girardin das Buch mit warmer Empfehlung und lauter Anerkennung einführte, so hatte es doch so wenig Erfolg sowohl beim französischen Publicum wie in der elsässischen Heimath, daß es bald ganz vom Markt verschwunden war. In der letztern hatte die dichterische Verwerthung gewisser bekannter Familienereignisse ganz besonders unliebsam berührt und die Pariser Kritik nahm an den Germanismen und dem Cultus der deutschen classischen Litteratur Anstoß. Dasselbe Schicksal theilten seine spätern Romandichtungen, der „Nouveau Candide“, der in Rom und der Campagna spielt und Charaktere der römischen Bürgerwelt mit stark realistischen Farben vorführt, sowie die Novelle „Roger Manesse“, die in der Neuenburger Revue suisse veröffentlicht wurde. Alle diese Schöpfungen litten unter dem Verhängniß, wie S. später selbst es empfunden und hervorgehoben hat, daß er auf der geistigen Grenze zweier großer Culturreiche stand und ge-

wissermaßen eine Zwitterstellung einnahm. Die Mißerfolge und Enttäuschungen seiner dichterischen Laufbahn — auch seine 1839 erschienenen deutschen Gedichte blieben nicht davon verschont — lasteten auf S. ebenso schwer wie sein körperliches Leiden und die Unsicherheit seiner Lebenslage. Er war von 1835—39 bei verschiedenen Familien und an verschiedenen Orten thätig gewesen und noch hatte sich für den auf der Höhe des Mannesalters Stehenden keine dauernd fesselnde Aussicht geboten. Da traf ihn Ende des Jahres 1839 durch die Vermittlung Schützenberger's, des Bürgermeisters von Straßburg, der Vorschlag des Präfecten des Niederrheins, die Stellung eines Departementalarchivars anzunehmen und nebenher die Geschäfte seines Cabinets zu besorgen. S., der fieberhaft aufregenden Pariser Existenz der letzten Jahre müde, verspürte in diesem Rufe, den er ohne langes Zaudern annahm, nach seinen eigenen Worten „etwas von dem kühlen, balsamischen Dufte seiner heimathlichen Bergwälder, die Glockentöne seiner Kindheit drangen wieder durch das Wogen und Brausen der Weltstadt".

Wenngleich er für den archivalischen Beruf keineswegs besonders vorbereitet war, so wußte er sich doch in kurzer Zeit völlig in denselben einzuleben, obschon namentlich der monotone technische Dienst gewiß seiner feinfühligen, schönheitsdürstenden Seele recht unbequem und leidig war. Er verdient die höchste Anerkennung, wie S. unter sehr beschränkten Verhältnissen, durch Mißverständnisse und Uebelwollen oft gehemmt, mit geschickter Benutzung der Vorarbeiten seiner Vorgänger, namentlich Grandidier's, die Repertorisirung des großen ihm anvertrauten Archivs in Angriff nahm und diese Riesenarbeit in mehreren Jahrzehnten zu Ende führte. Gerade im Beginn der vierziger Jahre kam ein lebendiger Geist und eine energische Hand in die französische Archivverwaltung. Diesem von oben gegebenen Impulse, der allgemeinen Richtung, folgte S., in manchem Punkte, wie z. B. der Inspection der Gemeindearchive, war er ihr sogar voraus. Mit ungewöhnlichem Geschick verstand er es daneben die Behörden, den Präfecten und den Generalrath durch seine amtlichen Berichte, wie das größere Publicum durch kleinere historische Veröffentlichungen für sein Archiv und dessen Schätze zu interessiren. Seine „Lettres sur les archives departementales du Bas-Rhin" sind nach dieser Richtung hin ein einzig dastehender Versuch. Man wird bei seinen geschichtlichen Arbeiten, z. B. der „Histoire de la Basse-Alsace et de la ville de Strasbourg", wie bei seinen archivalischen Publicationen die wissenschaftliche Schulung, die Strenge und Gründlichkeit der methodischen Forschung oft vermissen, aber man wird dagegen, wenn man sie richtig schätzen will, die reiche Anmuth seiner Darstellung und die Klarheit seines historischen Blicks, daneben auch seine Gebundenheit durch die Pariser Instructionen in die Wagschale legen müssen. Bahnbrechend, grundlegend für die elsässische Geschichte, wie etwa die Werke eines Schöpflin und selbst eines Grandidier, sind sie nicht, ihr Verdienst, namentlich bei seinen biographischen Essays, liegt darin, daß sie anregend, Theilnahme weckend wirkten. Sie sind durch die Jahrgänge verschiedener Zeitschriften und Zeitungen zerstreut, besonders der Revue d'Alsace, des Courrier du Bas-Rhin, des Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace, einer Gesellschaft, zu deren Begründern er gehörte und der er als langjähriger Präsident mit seinem Takte vorstand, gesammelt liegen sie jetzt meist in seinen fünf Bänden „Oeuvres choisies" vor. Daneben war S. 14 Jahre hindurch als Cabinetschef des Präfecten thätig. Die Hauptinteressen seiner Heimath, die Rheincorrection, die Canalbauten, die Vorarbeiten für die Pariser Eisenbahn, das Unterrichtswesen, fanden auch hier in ihm einen geschickten, gewandt vermittelnden Vertreter. Wenn ihm die wechselreiche Beschäftigung seiner Wanderjahre für die Behandlung dieser Tagesfragen

gewiß zu gut kam, so gab diese andererseits seinem von der einförmigen archivalischen Praxis ermüdeten Geiste oft die erwünschte Zerstreuung und ein wohlthuendes Gegengewicht. Eine Zeitlang führte er auch die Secretärgeschäfte des Directoriums der protestantischen Kirche, bis ihn eine Spannung zwischen diesem und der Regierung 1854 zwang, darauf zu verzichten. Schon hatte seine archivalische Berufsarbeit zu feste Fasern in ihm geschlagen, als daß es ihm möglich war, sie einfach preiszugeben und dem eindringlichen Ansinnen seiner Glaubensgenossen gemäß seine Nebenstellung dafür festzuhalten und in ihr sich eine Sinecure für das Alter zu schaffen. Eine besondere Befriedigung gewährte ihm die Mitarbeit in der Société littéraire, deren Seele er recht eigentlich war, einem Verein von Straßburger Gelehrten, der sich gegenseitige Belehrung und Anregung zum Ziel gesetzt hatte. Hier wie in den populären Vorlesungen, welche die Société einrichtete, suchte S. vor allem Verständniß und Theilnahme für die classische deutsche Litteratur des Mittelalters und des 18. Jahrhunderts zu erwecken, der verehrungsvolle Cultus der Heroen unsrer Dichtung, vor allem Schiller's und Goethe's war ihm ein Herzensbedürfniß. Wenn auch hier seine vermittelnde Rolle nicht immer die Anerkennung fand, die sie verdiente, im ganzen war es doch eine reiche, gesegnete und allgemein geschätzte Thätigkeit, die S. ausübte, als die Katastrophe des Jahres 1870 hereinbrach.

Obschon sein historisch geschärfter Blick die große Wandlung der elsässischen Geschicke vorausgesehen hatte, so litt er doch unter ihr furchtbar, körperlich und seelisch. Nachdem schon die Schrecken der Straßburger Belagerung seine längst geschwächten Nerven aufs äußerste angegriffen hatten, kam die politische Neuordnung der heimathlichen Verhältnisse, die für ihn reich an Bitterniß und Kränkung werden sollte. Daß sein mannhafter Entschluß, sich der deutschen Verwaltung zur Verfügung zu stellen, seine letzten schwachen Kräfte für das Wohl seines Heimathlandes zu verwenden, nicht bloß seine Popularität, sondern auch fast alle seine frühern freundschaftlichen Beziehungen vernichtete, sein Greisenalter mit der Oede der Herzenseinsamkeit belastete, hat er nie verwinden können. Er war keine zu Kampf und Streit geschaffene Natur, alles Gewaltsame war ihr ebenso fremd wie alles Unreine und Gemeine. Dennoch blieb er seiner alten geistigen Vermittlerrolle zwischen Deutschland und Frankreich treu, ja er begann sie mit noch größerem Eifer auszuüben, um die Eingewanderten mit der geistigen Tradition des Elsaß vertraut zu machen. Wenn er auch von seiner Honorarprofessur an der neugegründeten Straßburger Universität keinen Gebrauch mehr machte, so war er doch auf journalistischem Wege nach dieser Richtung hin unermüdlich thätig. Die Straßburger Zeitung brachte in jedem Jahrgang eine Reihe von Artikeln aus seiner Feder, die ein vollständiges Bild des geistigen Lebens in Straßburg und im Elsaß während der letzten 50 Jahre entwarfen und die außerdem fast jede neue litterarische Erscheinung, die sich auf elsässische Geschichte und Litteratur bezog, eingehend zu würdigen suchten. Vieles davon ist in den drei Bändchen seiner „Modernen Culturzustände im Elsaß“ gesammelt. Für die Allg. Deutsche Biographie stellte er die elsässische Namensliste auf und übernahm die meisten Artikel. Und nun, da er vollständig in der deutschen Bildungsatmosphäre athmete, Männer wie Kraus und Scherer ihm verständnißvoll näher traten, ergriffen ihn auch seine alten dichterischen Neigungen wieder. Seinen „Henri Farel“ arbeitete er in deutscher Sprache um und in einer Reihe dramatischer Dichtungen verherrlichte er die ruhmvolle Vergangenheit und die großen Männer seiner Vaterstadt. Mögen diese Versuche immerhin nicht bühnenfähig sein, es weht durch sie der Hauch unserer classischen Litteraturepoche und seine Empfindung wie scharfe Charakteristik wird man ihnen nicht absprechen können. Auch die Sprache, wenngleich sie in seinen Essays manchmal unge-

wöhnliche Fremdwörter belasten, gibt seinem französischen Stil kaum etwas an Anmuth und Leichtigkeit nach. Ein so hervorragender Kenner wie Scherer nannte ihn einen Meister der Form. Mit seiner letzteren größern litterarischen That, seinem Buche „Zur Geschichte der neuern französischen Litteratur", das 1877 erschien, griff er noch einmal auf die glänzenden Erinnerungen seiner Jugend zurück und übte er zum letzten Mal seine geistige Mittlerrolle. Am 16. October 1879 entschlief er nach langem schweren Leiden, nachdem er noch bis in die letzten Wochen vor seinem Tode treu seines archivalischen Amtes gewaltet hatte. In den verschiedenen Nachrufen, die ihm gewidmet wurden, von Baumgarten, Kraus, Löher u. a. hat man sein Wesen und sein Verdienst voll gewürdigt, das eigentliche Verhängniß aber seines Lebens hatte schon Scherer früher treffend hervorgehoben: „Was hätte ein Mann von diesen wissenschaftlichen und poetischen Gaben für die deutsche Litteratur werden können! In Frankreich hat er entbehrt, was nur Paris gewähren konnte und was es ihm versagte, was Niemand entbehren kann, der in die erste Reihe gehört: das Gefühl, zusammen zu arbeiten mit den besten, an ihnen sein erstes ebenbürtiges Publicum, seine gerechten Richter und seine fördernden Gleichstrebenden zu besitzen."

Ludwig Spach, ein Nachruf von F. X. Kraus 1880 (mit vollständiger Bibliographie von Spach's Arbeiten). — W. Scherer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich, 1874, S. 415 ff. — Fragmentarische Erinnerungen eines alten Archivars in der Löher'schen Archivalischen Zeitschrift, Bd. I u. II.

W. Wiegand.

Spaen: Alexander Freiherr v. S., kurfürstlich brandenburgischer Generalfeldmarschall, aus altem Adelsgeschlechte am 14. Januar 1619 zu Creutzforth im Herzogthum Cleve geboren, stand zuerst in den Diensten der Generalstaaten und war 1656 kurbrandenburgischer Rath, Kämmerer, Landdrost des Herzogthums Cleve und Oberst des Leibregiments zu Pferde, welches er in diesem Jahre in der Schlacht bei Warschau (28. bis 30. Juli) befehligte. Im weiteren Verlaufe jenes und im folgenden Jahre nahm er an dem ferneren in Masovien gegen Polen geführten Kriege theil. Dann machte er, 1658 zum Generalmajor aufgerückt, den Feldzug mit, welchen Kurfürst Friedrich Wilhelm, als Freund Dänemarks und als Gegner seiner ehemaligen Bundesgenossen, in dänischen Landen gegen die Schweden unternahm. Am 25. Mai 1661 wurde ihm vom Kaiser der Reichsfreiherrenstand verliehen und am 4. April 1662 vom Kurfürsten bestätigt. Als 1672 der Kurfürst sich mit den Generalstaaten gegen Frankreich verbündet hatte, kämpfte S., welcher inzwischen wieder im Clevesschen stationirt gewesen war, an der Spitze von 6000 Mann gegen die Truppen des mit den Franzosen gemeinsame Sache machenden Bischofs Bernhard v. Galen und lieferte denselben einige glückliche Gefechte, konnte indessen weder Wesel, dessen Einschließung er am 17. Januar 1673 aufgeben mußte, noch im Verlaufe des letzteren Jahres das feste Werl bezwingen; hier kam ihm der Kurfürst zu Hülfe, richtete aber ebensowenig aus und als beide abzogen, erlitt Spaen's Nachtrab eine Schlappe. Am 16. Juni machte der Friede von Vossem dem Kriege ein vorläufiges Ende, derselbe begann aber bald von neuem und 1675 rückte S. mit den cleveschen Truppen in die Herzogthümer Bremen und Verden gegen die Schweden in das Feld. Die vorkommenden Kriegsereignisse waren nicht von großer Bedeutung. Ebensowenig war dies in den nächsten Kriegsjahren der Fall, in denen S., während der Kurfürst in seinen östlichen Besitzungen mit den Schweden kämpfte, im Westen den Franzosen gegenüberstand.

Er war dort schon lange in der bürgerlichen Verwaltung thätig gewesen, 1679 trat er als Geheimer Rath und Präsident endgültig an die Spitze der Regierung von Cleve und Mark; am 6. December 1675 war er zum Generallieutenant, am 1. December 1688 zum Generalfeldzeugmeister befördert. Ein Siebenziger mußte er im J. 1689, nachdem der Große Kurfürst 1688 gestorben war, unter dessen Nachfolger Friedrich III. nochmals gegen die Franzosen zu Felde ziehen und, als es bei der Belagerung von Bonn zwischen seinen Rangoberen Schöning und Barfuß zu offenem Bruche gekommen war und beide ihren Degen hatten abgeben müssen, übertrug der Kurfürst an S. den Oberbefehl seiner Völker. Die Ernennung hatte nicht den Beifall der Truppen, man hielt ihn für zu alt und zu gebrechlich und schenkte ihm kein großes Vertrauen; die Uebertragung des Commandos geschah wohl mit Rücksicht auf Spaen's Dienstalter und hatte thatsächlich keine große Bedeutung, da der Kurfürst sich selbst beim Heere befand und die zunächst vorliegende Aufgabe, die Einnahme von Bonn, in Person erledigte. Aehnliche Bewandtniß wird es mit seiner oben erwähnten Ernennung zum Generalfeldzeugmeister gehabt haben, gelegentlich deren die gesammte Artillerie an seine Befehle gewiesen wurde (K. W. v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie I, 111, Berlin 1844); eine Einwirkung auf die Waffe würde ihm schon deshalb schwer geworden sein, weil er wie bisher in Cleve blieb. 1690 befand er sich mit brandenburgischen Truppen auf dem Kriegsschauplatze an der Mosel, wo Rangstreitigkeiten zwischen dem kaiserlichen General Beck und dem münsterschen General Schwarz verhinderten, daß etwas Ernstliches geschah. Am 2. März 1691 zum Generalfeldmarschall ernannt, starb S. am 25. October 1692 zu Cleve.

F. Behmer, Versuch einer Geschichte des preußischen Heeres von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen bis auf die neueren Zeiten. Berlin 1800—1803.

B. Poten.

Spaignart: Christian Gilbert de S., Dr. theol., lutherischer Pastor, geboren in Torgau, stammte aus einer kursächsischen Theologenfamilie. Ueber das Jahr seiner Geburt und seine früheren Lebensverhältnisse sind wir nicht unterrichtet; wir wissen nur, daß er im Anfang des 17. Jahrhunderts in Oesterreich ob der Ens lutherischer Pfarrer war: in seinen Schriften von 1617 nennt er sich ecclesiae Anasinae in Austria superiore pastor. Die in dieser Zeit mit aller Macht durchgeführte Rekatholisirung Oesterreichs zwang ihn 1619 zur Auswanderung. Bereits im folgenden Jahre finden wir ihn als Pastor d. h. ersten Geistlichen an der St. Ulrichskirche in Magdeburg. Hier wußte er sehr bald nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch in den öffentlichen Angelegenheiten durch seine Predigten und sein agitatorisches Auftreten einen Einfluß zu gewinnen, der für die Stadt verhängnißvoll werden sollte. Bereits im J. 1622 wurde er bei Gelegenheit der Wiederbesetzung des Rectorats der Magdeburger Stadtschule in einen heftigen theologischen Streit verwickelt. Gegen den Mag. Wolfgang Ratichius, welcher sich um die erledigte Stelle bewarb und als Begründer einer neuen Unterrichtsmethode von einer Seite warm empfohlen wurde, hielt er Predigten, die er unter dem Titel: „Geist- und Weltliches Schulwerck“ erscheinen ließ. Der Streit, in dem es sich auch um theologische Fragen handelte, nahm zwischen den Parteien eine solche Schärfe an, daß schließlich der Rath den Druck weiterer Streitschriften verbot. S. fand bald Gelegenheit, in die öffentlichen Angelegenheiten Magdeburgs als entschiedener und einflußreicher Parteimann einzugreifen. Der Rath der Stadt Magdeburg hatte bis dahin eine sehr vorsichtige, zwischen der kaiserlichen und der protestantisch-dänischen Partei geschickt lavirende Politik befolgt. Der Administrator des Erzstifts

Magdeburg, der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, hatte sich an den König Christian IV. von Dänemark angeschlossen und suchte das Domcapitel zu Rüstungen gegen den Kaiser, aber vergeblich, zu bestimmen. Auch in der Bürgerschaft war die Partei des Administrators nicht ohne Anhang. Zu ihren Stimmführern gehörte der Oberstlieutenant Schneidewind, der bis vor kurzem Befehlshaber der Stadtsoldaten gewesen war und in dem Verdacht stand, mit dem Administrator ein geheimes Einverständniß unterhalten zu haben. Man verhaftete zwar Schneidewind, aber seine Haft war eine sehr milde. Zu seinen Vertrauten gehörte auch S. Die vorsichtige Politik des Rathes wurde von dieser Oppositionspartei durchaus gemißbilligt. Man wollte unter dem Vorgeben, der jetzige Krieg bezwecke die Unterdrückung des Protestantismus, den Rath zum Ergreifen der Waffen bestimmen. Als der Rath Wallenstein's Verlangen, eine Besatzung in die Stadt aufzunehmen, ablehnte, wurde die Blockade über sie verhängt (März 1629). Auch während der Blockade, welche 28 Wochen dauerte, entfaltete die Opposition, zu der der größte Theil der Bürger, namentlich die durch die Belagerung geschädigten gehörten, eine rege Thätigkeit. Sie hatte wenig Vertrauen zu den Maßnahmen des Rathes. Seine an die kaiserlichen Officiere gerichteten amtlichen Schreiben wurden in den Thoren erbrochen und verlesen. Als der regierende Bürgermeister dagegen einschritt, eiferte S. in seinen Predigten gegen die Verräther, welche nicht wollten, daß man ihre Schreiben lese. Der Rath wollte S. wegen dieser Beleidigungen vor sich fordern, aber das geistliche Ministerium trat zu seinen Gunsten ein, man müsse die Worte eines Predigers nicht so böse ausdeuten. S. selbst gab zwar eine den Rath beschwichtigende Erklärung ab, aber bald wiederholten sich ähnliche Anschuldigungen. Um die Mißgünstigen zu beruhigen, willigte der Rath darein, daß ihm aus jedem Stadtviertel eine Person, zusammen achtzehn, welchen man bald den Namen Plenipotenzier beilegte, zugeordnet würden, die um alle städtischen Angelegenheiten wissen, dem Rathe die Beschwerden der Bürgerschaft vortragen und ohne deren Wissen der Rath nichts vornehmen solle. Auch als die Blockade im October aufgehoben wurde, blieben die Plenipotenzier doch in Wirksamkeit, wiewohl sie nur auf die Zeit der Blockirung gewählt waren. Hauptsächlich durch ihren Einfluß wurde Anfang 1630 die alte, seit 300 Jahren bestehende Verfassung der Stadt beseitigt und eine neue, weniger complicirte an ihre Stelle gesetzt. Von den Kanzeln herab wurde die Aenderung des Stadtregiments empfohlen und so die Unzufriedenheit der Gemeinde mit der Obrigkeit geflissentlich genährt. S. war der eifrigste unter diesen Hetzpredigern. In der Predigt, die er am 10. Februar über die Art und Weise hielt, wie Regierungsformen geändert würden, hob er besonders hervor, daß dies auch durch Aufruhr geschehe, vor welchem er jedoch, wie er mit schlauer Vorsicht hinzusetzte, seine Zuhörer warne.

Aber auch unter dem neuen, aus der Opposition hervorgegangenen Rathe besserten sich die Zustände nicht viel. Die Getreidezufuhr nach Magdeburg wurde von den noch im Erzstift stehenden kaiserlichen Truppen verhindert, die Zölle und Kornpächte der Bürger wurden zurückbehalten und die herumschwärmenden Kroaten mißhandelten die Bürger. Die Erbitterung wuchs, als statt des 1628 abgesetzten und dann in die Reichsacht erklärten Administrators Christian Wilhelm das Erzstift in der Person des erst 16 jährigen Erzherzogs Leopold Wilhelm einen katholischen Erzbischof erhalten sollte. Bei diesen Verhältnissen wurde es dem vertriebenen Administrator leicht, Boden in der Bürgerschaft zu gewinnen. Seine Anhänger, zu denen auch S. gehörte, waren mit Eifer für ihn thätig. Verkleidet traf er am 27. Juli 1630 in der Stadt ein und wußte, unterstützt vom schwedischen Gesandten Stallmann, den Rath zu bestimmen, mit ihm und

dem König von Schweden ein Bündniß abzuschließen. Gustav Adolf schickte im November der Stadt seinen Hofmarschall Oberst Dietrich von Falkenberg, der die Vertheidigung der Stadt übernehmen und leiten sollte. Im April des folgenden Jahres begann die regelrechte Belagerung Magdeburgs durch Tilly, der aus der Neumark, Pommern und Mecklenburg, wo er das weitere Vordringen Gustav Adolf's zu hindern suchte, nach dem Erzstift zurückgekehrt war. Falkenberg hatte in Magdeburg einen schweren Stand. Die Unfähigkeit des Administrators hatte vieles verschuldet, aber auch der neue Rath zeigte nicht so viel Eifer für das schwedische Bündniß, als Falkenberg erwartete. Eine kräftige Stütze fand er dagegen in den lutherischen Predigern, namentlich in S. In ihren Predigten hatten sie die Ankunft Gustav Adolf's auf deutschem Boden als ein Werk Gottes dargestellt und alles gethan, das Bündniß mit ihm von den Kanzeln herab dem Volke zu empfehlen. Mit wahrem Fanatismus eiferte S. gegen die Kaiserlichen und gegen jede Unterwerfung. Er war nebst Falkenberg die eigentliche Seele des Widerstandes bis zum äußersten. Bei der Eroberung der Stadt am 10. (20.) Mai wurde er gefangen genommen. Ihn betrachtete man auf kaiserlicher Seite, nicht mit Unrecht, als einen der „Hauptrebellen". Schon am 3. Juni schrieb Tilly an den Kurfürsten von Sachsen, daß Dr. Gilbert wohl verdiente, „Anderen zum Exempel mit scharfer Strafe angesehen zu werden"; er sei „des gegenwärtigen Magdeburgischen Unglückes nicht der geringsten Ursacher einer". Er wurde an Händen und Füßen in Eisen geschlossen und in ein dunkles Kellerloch geworfen. In diesem Gefängniß blieb er bis zum Beginne des folgenden Jahres, wo die Kaiserlichen aus der Stadt abziehen mußten. Am 10. Januar hielt S. in der Kirche des Klosters U. L. Frauen die erste lutherische Betstunde. Auch wurde ihm vom General Baner, der ihn deshalb zu sich nach Egeln beschied, die Wiederherstellung des evangelischen Gottesdienstes in der Domkirche anbefohlen. Im April unternahm er zugleich mit dem Bürgermeister Schmidt eine Mission an Gustav Adolf. Nach einer fast halbjährigen Abwesenheit von Magdeburg kehrte er im Juli dorthin zurück und erhob sogleich weitgehende Ansprüche auf den Dom, welche die bestehenden Rechte schwer verletzten. Später lebte S. in Wittenberg. Er hatte Oxenstierna persönlich aufgesucht, der sich auch ebenso wie Baner für ihn und später für seine Wittwe, eine geborene Knorr, die aus Wittenberg stammte, beim Magdeburger Rath verwandte. Er starb hier zwischen Ostern und Pfingsten 1635. Wegen des ihrem Manne zuständigen und noch rückständigen Salarii gerieth die Wittwe später noch in Streitigkeiten mit dem Rathe.

O. v. Guericke, Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs, herausgegeben von Hoffmann. Magdeburg 1860. — Kettner, Clerus Ulrico-Levinianus. Magdeburg 1728. — K. Wittich, Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly. Berlin 1874. — Ders., Die Katastrophe des 10. (20.) Mai 1631 in den Magdeburger Geschichtsblättern 1888, und Dietrich von Falkenberg, ebd. 1890 u. 1891.

Janicke.

Scheuchzer*): Johannes S., Arzt und Naturforscher in Zürich; geb. 1684, † am 8. März 1738. Jüngerer Bruder des bekannten Johann Jacob S. (s. den folgenden Artikel), theilte S. die Neigungen und Anlagen desselben und entwickelte sich, da er schon in seinem vierten Lebensjahre den Vater verlor, unter dem Einfluß des Beispiels des um zwölf Jahre älteren Bruders.

*) Zu Bd. XXXI, S. 141.

Bis zum 18. oder 19. Jahre in Zürich bleibend, betheiligte er sich an dessen Arbeiten und Reisen, war u. a. 1702 als Studierender der Medicin Begleiter desselben und als Respondent bei dem ersten Erscheinen des *Οὐρεσιφοίτης* genannt. Von 1703 an begann er eine selbständige, sehr wechselvolle Laufbahn, in der er sich indessen durch keine Hemmnisse noch Enttäuschungen in fortgesetzter wissenschaftlicher Arbeit entmuthigen ließ. Zuerst Militär in holländischem Dienst (1703), wurde er um diese Zeit mit dem Grafen Marsigli von Bologna bekannt, der die Schweiz, die Niederlande und England bereiste, begleitete denselben als Secretär nach Italien, machte 1704 naturhistorische Beobachtungen in Bologna, schrieb 1705 für die Denkschriften des von Marsigli gegründeten Institutes (Akademie) von Bologna eine Abhandlung über die Schichtung der Gebirge, begab sich dann aber zur Fortsetzung medicinischer Studien nach Basel, wo er sich am 20. Januar 1706 den Doctorhut der Medicin erwarb mit einer Dissertatio de usu historiae naturalis (nicht „matheseos“, wie von den Meisten angegeben wird) in medicina. S. blieb dabei mit Bologna in Verbindung, sandte 1707 dem Institute eine Abhandlung über die Heilquelle von Pfävers (Commentariolus de thermis Fabariensibus), bemühte sich aber vergeblich, von 1707—1713, um Berufung zu einer dortigen Professur. Dagegen wurde er 1708 Mitglied des Institutes, sowie auch der Kaiserlichen Societas Naturae Curiosorum, bei welcher er den Namen Philippus II. führte. Er hatte jetzt seine erste größere Arbeit, die Einleitung zu einer Botanik der schweizerischen Gramineen („Agrostographiae helveticae prodromus“, fol. Tiguri 1708) veröffentlicht. Nach Zürich heimgekommen, in lebhaftem wissenschaftlichem Verkehr mit Gelehrten des In- und Auslandes, begleitete er seinen Bruder bei dessen Reise von 1709, sandte einen Bericht darüber an die Pariser Akademie, schrieb eine Abhandlung über die Entstehung der Gebirge (Schediasma de montium origine), betrieb aber daneben, zum bürgerlichen Fortkommen, auch kaufmännische Geschäfte. 1710 wieder in Holland, diesmal als Militärarzt, war er 1712 wieder zu Hause, wo mittlerweile sein Bruder ihm die Medulla physices gewidmet hatte. Während des jetzt in der Schweiz ausbrechenden Toggenburger Krieges standen beide S. als Aerzte bei den Züricher Truppen im Felde, der ältere an der Reuß, Dr. Johannes dagegen vor Wyl im Thurgau, wo er neben glücklichster Behandlung der zahlreichen Kranken, durch Verwendung seiner mathematischen Kenntnisse bei Befestigungsarbeiten sich verdient machte. Wieder vergingen ihm Jahre in vergeblichen Bemühungen, um eine mathematische oder naturwissenschaftliche Professur in Basel (1716—1719), in Padua (1713—1719) oder um eine Geschichtsprofessur in Zürich (1720), während er 1719 den Grundriß seines beabsichtigten botanischen Werkes („Operis agrostographici idea“ 8°, Tiguri) und noch im gleichen Jahre das Werk selbst („Agrostographia sive graminum, juncorum, cyperoidum eisque affinium historiae“ 4° Tig.) veröffentlichte. Das Werk fand zwar großes Lob; Linné gab den Brüdern S. zu Ehren einer Familie der Juncagineen den Namen Scheuchzeria; Haller veranstaltete 1775 eine neue, vermehrte Ausgabe der Agrostographia (4° Tig.) und noch heute wird der Werth von Scheuchzer's Leistungen anerkannt. Aber der Wunsch nach einer festen äußeren Lebensstellung erfüllte sich für S. erst 1723 (nicht 1733, wie Duvau schreibt), als ihn im Juni dieses Jahres der Züricher Große Rath zum Landschreiber der Grafschaft Baden (an der Limmat) für die Jahre 1724—1734 ernannte. Im [illegible] 1724 zog S. nach Baden, sein Amt dort anzutreten. Seine Amtsdauer [illegible] zu abgelaufen, als im Juni 1733 der Hinschied seines Bruders erfolgte, und nun berief ihn Zürich zu dessen Nachfolge, wie es Scheuchzer's Verdienst gemäß war. Als Oberstadtarzt, Mitglied des Chorherrenstiftes (canonicus) und Professor der Physik am Carolinum (die Professur der Mathematik wurde von

letzterer wieder getrennt und an Johannes Geßner (A. D. B. IX, 103) übertragen) wirkte S. nun während der kurzen Dauer von fünf Jahren, die ihm noch vergönnt blieben. Im J. 1707 hatte er über die, auch von seinem Bruder oft besuchte und gerühmte Heilquelle von Pfävers geschrieben; eine der ersten Bemühungen des neuen Canonicus galt nun einer werthvollen historischen Arbeit über dasselbe Pfävers. Zähe Bestrebungen der Abtei Pfävers, gegenüber den acht regierenden eidgenössischen Orten in der Grafschaft Sargans gewisse Hoheitsrechte zur Geltung zu bringen, hatten langwierige Streitigkeiten zwischen beiden Theilen hervorgerufen. Eine Conferenz von Abgeordneten der Orte fand im September 1734 im Kloster selbst statt und beschloß eine gründliche Untersuchung der kaiserlichen u. königlichen Privilegien, auf welche die Abtei sich berief, — wirkliche oder angebliche Originalurkunden und Copien verlorener Briefe — vornehmen zu lassen. S. und Rathsherr v. Muralt von Bern, die an der Spitze der Conferenz standen, wurden mit dieser Prüfung beauftragt, und S. beleuchtete die ihnen vorgelegten Documente in einem Bericht (Responsum), dessen gründliches Ergebniß noch nach 80 Jahren J. Ulrich von Salis-Seewis (A. D. B. XXX, 248) bestätigte. Zugleich schrieb S. für Leu's Helvet. Lexikon (Bd. XIV) einen guten Abriß der Geschichte von Pfävers. Mit ebenso gründlicher Kritik wie vorgebliche Originalurkunden entlarvte Sch. in einer Dissertation „de tesseris Badensibus“ 4° Tig. 1735 das angebliche Naturproduct der sogen. Badener-Würfel. Er wies nach, wie der zufällige Fund einiger antik-römischer Würfel unter den Ruinen der einstigen Bäderstadt Aquae betriebsamer Gewinnsucht seit Jahrzehnten Gelegenheit gegeben habe, Unwissenheit und Aberglaube durch den Schein der Entdeckung eines sich stets wiederholenden Naturwunders zu täuschen. Noch hatte der treffliche Gelehrte einige naturwissenschaftliche Abhandlungen: 1736/37 „de meteoribus aqueis“ 4° Tig. und 1738 „Theses physicae miscellaneae“ 4° Tig. veröffentlicht, als der Tod ihn schon im 51. Lebensjahre Zürich und der Wissenschaft entriß.

Siegfried Leu, Wolf in den zum folgenden Artikel genannten Schriften. — Duvau (nicht Duran) in der Biographie universelle Bd. XLI (1825) Art. Jean Gesner S. 119. — Wegelin, Die Regesten der Benedictiner-Abtei Pfävers und der Landschaft Sargans, 4° Chur, Hitz 1850 (Einleitung). — Wartmann, Das Kloster Pfävers, im Jahrb. f. Schweizergeschichte Jahrg. VI (1881) S. 85. G. v. Wyß.

Scheuchzer*): Johann Jacob S., geboren am 2. Aug. 1672, † am 23. Juni 1733; Arzt, Naturforscher und Historiker in Zürich. S., ein Sohn des gleichnamigen Stadtarztes in Zürich († 1688), erhielt seine erste Bildung am Züricher Gymnasium (Carolinum), wo ihn indessen der wesentlich auf die alten Sprachen und die Theologie abzielende Unterricht wenig befriedigte, während sein ungewöhnlich lebhafter Geist und frühe vom Vater empfangene Anregung ihn auf die Natur- und die Heilkunde hinlenkten. Von den Aerzten Johann v. Muralt (A. D. B. XXIII, 53) und J. J. Wagner erhielt er einen vorbereitenden Unterricht in der letzteren, bezog im Frühjahr 1692 die Universität Altorf, im Hause des Orientalisten Wagenseil daselbst aufgenommen, hörte bei Bruno und Moritz Hofmann (A. D. B. XII, 637) in medicinischen Fächern, bei J. Christoph Sturm Mathematik und Physik, disputirte unter diesen Lehrern 1693, wandte sich dann nach Utrecht und erwarb sich daselbst unter Leusden am 26. Januar 1694 den medicinischen Doctortitel mit einer Dissertation de surdo audiente. Eine Reise durch Norddeutschland, Böhmen, Baiern und Franken führte ihn heim und nach einer Alpenreise im Sommer 1694, wobei er zum ersten Male seine Aufmerk-

*) Zu Bd. XXXI, S. 141.

samkeit auf die Fossilien richtete, und nochmaligem Besuche von Altorf und dann von Nürnberg, um sich bei Sturm und bei Eimmart (A. D. B. V, 758) in den mathematischen Fächern weiter auszubilden, wurde er als Nachfolger seines ersten Lehrers J. J. Wagner († am 14. December 1695) zum zweiten Stadtarzt (Poliater) in Zürich berufen, mit Anwartschaft auf die Professur der Mathematik am Carolinum. Noch in Altorf hatte S. im Juni 1695 seine erste naturhistorische Abhandlung de genere conchytarum publicirt; noch sah er in den Fossilien nicht Ueberreste organischer Wesen, sondern zufällige Erzeugnisse bloßer mechanischer Kräfte, Spielzeuge der Natur. In sein Amt in Zürich eingetreten, entfaltete er aber alsbald eine außerordentlich rege und fruchtbare Thätigkeit auf dem ganzen Gebiete der Naturforschung wie der Geographie und Geschichte seines Vaterlandes, die ihm unter den schweizerischen Gelehrten rasch eine der hervorragendsten Stellen erwarb und in der Geschichte der Naturwissenschaften ein bleibendes Andenken sichert. 1697 vermählt, nahm er in sein Haus Jünglinge auf, denen er neben dem Unterrichte, den sie in der öffentlichen Schule empfingen, noch besondere Information ertheilte, hielt Privatvorlesungen über naturwissenschaftliche Gegenstände, war (1694—1709) eines der thätigsten Mitglieder und Actuar des wissenschaftlichen Collegiums der „Wohlgesinnten“ und gab in bemerkenswerther Weise kund, wie weite Ziele sich sein Streben stecke. Zum Mitgliede der kaiserlichen Akademie Naturae Curiosorum, unter dem Namen Acarnan aufgenommen, veröffentlichte er 1697 ein Flugblatt (charta invitatoria), welches die Leser zu Beantwortung von mehr als 190 Fragen über Gegenstände der Meteorologie, Astronomie, Erdkunde, Alpenkunde und Alpwirthschaft, Ethnographie und Naturgeschichte aufforderte. Von S. überallhin verbreitet, hatte dasselbe freilich so viel als keinen Erfolg. Seine Wißbegierde ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er schritt zu eigner Untersuchung der von ihm ins Auge gefaßten Probleme, bemühte sich, eine vollständige Uebersicht des bisher Geleisteten und zugleich eine eigene Naturaliensammlung anzulegen, die ihn fördere. Unter dem Titel „Historiae helveticae naturalis prolegomena“ veröffentlichte er im J. 1700 ein Verzeichniß aller Schriftsteller des In- und Auslandes über Naturkunde und den Plan zu einer schweizerischen Natur- und Landeskunde, dem in einer zweiten Schrift „Stoicheiologia ad Helvetiam applicata“ eine Uebersicht der Elemente und ihrer Erscheinungen folgte. 1701 gab er in einem zweibändigen Werk „Physica oder Naturwissenschaft“, nach dem Muster der Physica eclectica seines Lehrers Sturm (1697) eine Uebersicht der gesammten damaligen Naturwissenschaft in kurzen bestimmten Lehrsätzen. Im J. 1702 begann seine bis 1715 fortgesetzte Zeitschrift der „Nova litteraria helvetica“, Litteraturberichte über die schweizerischen schriftstellerischen Arbeiten der Jahre 1701—1714, begleitet von biographischen Notizen über die nach der Reihenfolge der Kantone aufgeführten Verfasser. Insbesondere aber begann S., beinahe alljährlich die Schweiz und vorzüglich ihre Gebirge zu bereisen, wobei ihn sein Bruder Johannes (s. oben) oder auch jüngere Tischgenossen und Schüler, wie u. A. 1705 Hans Jacob Leu (A. D. B. XVIII, 467), begleiteten und unter den damals nicht fehlenden Entbehrungen und Gefahren, doch alle Naturerscheinungen und auch die wirthschaftlichen Verhältnisse der durchwanderten Gegenden sorgfältig beobachtet und mannichfachste Thatsachen gesammelt wurden. Auf diesen Reisen, die Scheuchzer's Namen bei der damaligen Seltenheit solcher Wißbegierde bald weit herum bekannt machten und deren Nutzen die zürcherische Regierung durch gewährte Unterstützung anerkannte, machte S. die ersten barometrischen Höhenmessungen im Gebirge, die ersten Versuche, die Probleme der Gletscher, der sogen. Windlöcher, der periodischen Winde, der intermittirenden Quellen u. a. m. zu lösen und bereicherte, in unermüdlichem Sammeleifer fortfahrend, die Mineral- und Petrefacten-

kunde. Dem letzteren Gebiete galten Abhandlungen, in denen S. durch seinen Schüler J. Hch. Hottinger 1698 von den Krystallen handeln ließ, 1700 selbst über die Dendriten schrieb und 1702 ein Verzeichniß schweizerischer Mineralien und Petrefacten gab (Specimen lithographiae helveticae curiosae). In demselben Jahre erschien die erste Beschreibung einer seiner Reisen, in der Form einer von Johann S. unter der Leitung seines Bruders veröffentlichten Dissertation: „*Οὐρεσιφοίτης* s. Itineris alpini descriptio“, Turici 1702. Inzwischen vermehrten sich Scheuchzer's Verbindungen auch im Auslande. Er trat insbesondere in Beziehung zu den Engländern und als ihn Woodward's Essay towards a natural history of the Earth (1695 und 1702) zu der Ueberzeugung gebracht hatte, daß die Petrefacten Ueberreste wirklich lebender Organismen seien, welche in der Katastrophe einer großen Fluth, der Sündfluth, untergegangen seien, veröffentlichte S. 1703 eine lateinische Uebersetzung von Woodward's Werk, unter dem Titel „Specimen geographiae physicae“ und sandte an den Verfasser durch seinen Schüler Hottinger eine „Montium glacialium helveticorum descriptio“, in welcher die Schichtung der Gletscher eingehend behandelt war. 1704 zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London ernannt, übermittelte ihr S. Ergebnisse seiner Arbeiten zur Aufnahme in die Philosophical Transactions, 1706 seine Beobachtungen der totalen Sonnenfinsterniß vom 12. Mai und 1707 seine Beobachtung einer Mondfinsterniß von 1706. Er widmete Newton 1708 eine Abhandlung über die Höhe und die Ausdehnung der Alpen und wurde von den Freunden in London in den Stand gesetzt, bei Pauli daselbst 1708 eine illustrirte Beschreibung seiner drei Alpenreisen von 1702—1704 unter dem wiederholten Titel „*Οὐρεσιφοίτης*“ erscheinen zu lassen. Um dieselbe Zeit auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie geworden, sandte er ihr 1708 seine barometrischen, 1710 meteorologische Beobachtungen ein. In einer Aufzeichnung über die von ihm am 8. August 1709 beobachtete ungewöhnliche Menge fallender Sternschnuppen lieferte er einen der ältesten erhaltenen Belege über den Laurentiusstrom. Auch die Schriften der Pariser Akademie erhielten von S. 1708 eine Abhandlung über die Petrefacten und Leclerc's Bibliothèque choisie 1709 eine solche über den Doppelspath (Androdamas). 1708 aber faßte S. unter dem Titel „Beschreibung der Naturgeschichten des Schweizerlandes“ in drei Theilen eine seit 1705 unter ähnlichem Titel herausgegebene Wochenschrift zusammen, in welcher zugleich die Beschreibung seiner wichtigsten Bergreise vom Jahre 1705 Aufnahme fand. In eigenem Verlage publicirte er 1708 eine Beschreibung und Abbildungen fossiler Fische, insbesondere derjenigen von Oehningen, unter dem Titel „Piscium querelae et vindiciae“, welcher noch Cuvier bleibende Bedeutung für die Paläontologie zuschreibt, und ließ den Fischen 1709 ein „Herbarium diluvianum“ in 10 Tafeln folgen (wiederholt und vermehrt, Leyden 1723). Um dieselbe Zeit fanden seine oryktognosischen Beobachtungen praktische Verwendung, indem auf seine Anregung hin die Benutzung des Torfs und der Braunkohle als Brennstoff im zürcherischen Gebiete begann und durch obrigkeitliche Verfügungen 1708 und 1709 nachdrücklich unterstützt wurde. Inzwischen war Scheuchzer's Stellung in Zürich selbst noch immer eine höchst bescheidene geblieben, da seiner Beförderung nicht bloß Mangel an Gelegenheit, sondern auch das Mißtrauen Vieler gegen seinen stets regen Forschungstrieb und seine Hinneigung zu neuen Ansichten entgegenstand. Er selbst und auswärtige Freunde sahen sich nach einer einflußreichern Stellung für ihn um und in Leyden war die Rede davon, S. das medicinische Professorat zu übertragen, das nach Hotton's Tode schließlich Boerhave (1709) erhielt, als endlich Scheuchzer's vierzehnjährige Anwartschaft auf die Professur der Mathematik am Carolinum in Zürich sich 1710 erfüllte. 1701 hatte er die Dissertation von E. Blanck in Basel über

den Nutzen der Mathematik in der Medicin unterstützt; mit einer Rede über die Bedeutung der Mathematik für die Theologie trat er nun am 28. November 1710 sein neues Amt an. Daß er sich lieber mit den Anwendungen, als mit der Theorie der Mathematik beschäftigte, zeigten kartographische und schriftstellerische Arbeiten, denen er jetzt sich hingab. 1710 entwarf er eine Karte der Landschaft Toggenburg, gestochen von J. Hch. Huber; 1712 erschien Scheuchzer's große Schweizerkarte in 4 Blättern, gestochen von Huber und Schalch. Von den Behörden und dem Publicum außerordentlich günstig aufgenommen, 1765 neu aufgelegt, blieb sie bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die geschätzteste Karte der Schweiz. Für die nördlichen und östlichen Landestheile auf älteren guten Vorlagen und zum Theil auf eigenen astronomischen Beobachtungen Scheuchzer's fußend, für die Westschweiz sehr mangelhaft, an Zahl der aufgenommenen Namen (4000) alle früheren Karten übertreffend, bildet diese Karte — nach Wolf's Urtheil — nicht sowohl einen Fortschritt über die Leistungen ihrer Vorgänger hinaus, als vielmehr den Beweis, daß nur die Ermittlung neuer umfassender Vermessungsgrundlagen, auf welche S. mit Nachdruck als nothwendig hinwies, wirklich weiter zu führen vermöge. In angebrachten Abbildungen zeigt sie übrigens, daß S. (wenigstens damals noch) von den Irrthümern seiner Zeit, wie vom Glauben an die einstige Existenz von Drachen u. dgl. nicht frei war. Durch ein 1714 veröffentlichtes „Enchiridion mathematicum“ (nach Sturm) entsprach S. im ferneren dem Titel seines Amtes, während er 1711 eine neue, wesentlich verbesserte Bearbeitung seiner Physica von 1701 und gleichzeitig eine „Medulla physicae, Kern der Naturwissenschaft“ erscheinen ließ. Inzwischen beschäftigten ihn Dinge anderer Art, als unter den Nachwirkungen des inneren schweizerischen Krieges von 1712, in welchem S. als Arzt die zürcherischen Truppen im Felde begleitete, eine tiefgehende politische Bewegung Zürich ergriff. S., durch die Bürgerschaft zu ihrem Vertrauensmann und Sprecher gegenüber der Regierung bezeichnet, trug durch sein Verhalten zum friedlichen Ausgang der Dinge wesentlich bei. Dies hatte auch zur Folge, daß die Regierung seine Anstellungsverhältnisse in einer Art gestaltete, die ihn bewog, einem 1712 durch Leibniz an ihn gelangten Rufe, als Leibarzt in den Dienst Peter's des Großen in Rußland zu treten, endgültig zu entsagen und sich mit neuem Muthe seiner Heimath zu widmen. Rüstig führte er von 1716 an seine Arbeiten weiter. Er veröffentlichte ein Verzeichniß seiner Sammlung von Fossilien und Petrefacten („Museum diluvianum“), dessen Reichthum Cuvier rühmt; seine „Prolegomena“ von 1700 erweiterte er 1716 zu einer allgemeinen „Bibliotheca scriptorum historiae naturali inservientium“ und fügte 1716—1718 seiner „Naturgeschichte des Schweizerlandes“ von 1708 drei weitere Theile unter dem Titel „Helvetiae Stoicheiographia“ hinzu, durch welche das ganze Werk in systematische Ordnung gebracht und nach Scheuchzer's neuen Forschungen gestaltet wurde. 1717 aber rückte er den „Acta lipsiensia“ ein Verzeichniß seiner sämmtlichen erschienenen oder in Ausarbeitung begriffenen Schriften, sowie den Entwurf eines mineralogischen Wörterbuches bei. Die eben genannten Werke Scheuchzer's blieben nicht ohne Bedeutung für eine Zukunft, die er nicht ahnen konnte. Denn die lange nach seinem Tode von J. G. Sulzer 1746 herausgegebene Ueberarbeitung der „Naturgeschichten des Schweizerlandes“ und die 1752 bei Heidegger in Zürich erschienene zweite Auflage der Stoicheiographia nahm Schiller 1801, neben Tschudi's Chronik, zur Hand, als er die Studien für seinen Wilhelm Tell begann und in den Natur- und Sittenschilderungen des Dramas sind Anklänge aus den beiden Werken Scheuchzer's unverkennbar. Von 1720—30 beschäftigten S. theils medicinische Dinge, theils Meteorologisches, sowie die Vorarbeiten eines großen naturwissenschaftlich-theologischen Werkes, das er auf Grundlage aller

seiner bisherigen Forschungen zu errichten gedachte. Er übersetzte 1720 Woodward's Buch über den Stand der Heilkunde, insbesondere über die Blatternkrankheit, ins Lateinische („Medicinae status“ etc.) und schrieb auf obrigkeitliche Anregung 1720 und 1721 mehrere deutsche und lateinische Schriften über die damals in Marseille ausgebrochene Pest. In einer neuen Ausgabe seines *Οὐρεσιφοίτης* (Leiden 1723) erschien in vier Bänden die vollständige Sammlung von nun neun Gebirgsreisen; 1723—25 eine „Aërographia Helvetiae“ in zwei Theilen, 1728—29 unter etwas verändertem Titel wiederholt. 1729 folgte die dritte Ausgabe seiner zuerst 1701 und 1711 in zweiter Bearbeitung erschienenen „Physica“, und 1727—31 Reihen meteorologischer Beobachtungen, worunter solche, die 1728 correspondirend in Zürich und auf dem St. Gotthard unternommen worden waren. Mehr und mehr aber fand sich S. unter dem Studium der Petrefacten als Ueberreste der Sündfluth von dem Gedanken erfüllt, daß zu klarem Verständnisse der Bibel wie zu gründlichem Studium der Theologie überhaupt wahre Kenntniß der Natur unumgänglich sei. Dies brachte ihn zu dem Vorhaben, alle Stellen der Heiligen Schrift, in welchen Gegenstände oder Erscheinungen der Natur erwähnt sind, mit wissenschaftlichen Erläuterungen zu begleiten. Schon 1715 hatte er in einer Dissertation das Thema des Gottesbeweises aus der Natur behandelt. Von 1721 an folgten jetzt, aus seiner Feder, Erläuterungen einzelner Stellen oder größerer Abschnitte der Bibel: 1721 ein Commentar zu Hiob („Jobi physica sacra“), 1724 ein solcher über die Heuschreckenspeise der Israeliten in der Wüste („Physica sacra; specimen de locustis“), 1727 und 1730 Abhandlungen über die beim Bau der Stiftshütte verwendeten Materialien („Specimen operis biblici physici ad Exodum XXV“, und „*Πορίσματα* ex N.i. Ti. physica sacra“); 1726 aber diejenige Schrift, die unter allen Arbeiten Scheuchzer's das größte Aufsehen erregte: seine Beschreibung und Abbildung eines Fossiles aus Oehningen, in welchem er das Skelet eines vorsündfluthlichen Menschen zu erkennen glaubte, „Homo diluvii testis“. Tiguri. 4° (24 S. und 1 Tafel). Von Spätern für ein Fischskelet erklärt, wurde das Fossil von Cuvier als das eines Riesensalamanders erkannt und unter dem Namen „Andrias Scheuchzeri“ in die Paläontologie eingereiht. 1731 aber begann S. die Publication des Gesammtwerkes, in welchem er alle seine Forschungsergebnisse zu vereinigen bemüht war, seiner „Kupferbibel“, oder „Physica sacra iconibus aeneis illustrata“. In vier Theilen hat S. selbst den Text dieses großen Werkes in Deutsch und in Latein ausgearbeitet, das — von 750 Kupfertafeln begleitet — in Wien und Ulm in den Jahren 1731—35 (4 Bde. Fol.) erschien und sofort Uebersetzung ins Französische und Holländische erfuhr. Noch für die Gegenwart ist dasselbe nach Cuvier's Zeugniß durch gewisse Abbildungen dem Naturforscher unentbehrlich. Verdienen die Zahl und die Mannichfaltigkeit der Leistungen Scheuchzer's auf den genannten Gebieten und der bleibende Werth mancher derselben (nur das Bedeutendere ist hier genannt) vollste Anerkennung (1732 wurde er auch zum Mitgliede des Institutes in Bologna ernannt), so ist man vollends verwundert, seine Arbeitslust und Arbeitskraft auch auf dem Felde historischer Forschung nicht minder bethätigt zu finden. Für die kirchliche, die politische und litterarische Geschichte seiner Heimath war S., wie für die Naturforschung, von unermüdlichem Eifer beseelt. Zwar ist von seinen Arbeiten hierüber nur Weniges im Drucke erschienen: 1730 ein Heft: „Alphabeti ex diplomatibus et codicibus Thuricensibus specimen.“ Fol. Tiguri und 1733 der Anfang (Litt. A u. B) einer alphabetisch angelegten „Bibliotheca helvetica“. 4°, Tiguri. Aber höchst umfangreiche handschriftliche Sammlungen und Arbeiten Scheuchzer's zur Geschichte des zürcherischen Chorherrenstiftes, der zürcherischen Klöster, des Klosters St. Gallen u. a. m.

besitzt die Stadtbibliothek Zürich aus Scheuchzer's Nachlaß. Am bedeutendsten ist darunter eine Sammlung meist von S. persönlich angefertigter guter Abschriften auf die Schweiz bezüglicher Urkunden: „Diplomata Historiae Patriae“ in 29 starken Foliobänden und 4 Registerbänden. Die Veröffentlichung einer „Eidgenössischen Geschichtbeschreibung“, deren einläßliches Programm S. 1726 mit Einladung zur Subscription drucken ließ und in 51 Städten des In- und Auslandes auflegen zu lassen gedachte, unterblieb, weil die Obrigkeit die Sache nicht gern sah und S. befürchten mußte, mit der Censur in Schwierigkeiten zu gerathen. Die zürcherische Stadtbibliothek verwahrt Scheuchzer's ausgedehnten Briefwechsel mit zahlreichen Freunden und Gelehrten des In- und Auslandes. So hatte S., den eine besondere Urbanität im Umgange auszeichnete, in verdienstlichster rastloser Thätigkeit sein 61. Jahr erreicht, als ihm endlich die Stellung zu theil wurde, die sein stets erhofftes Ziel war. Nach dem Hinscheiden des greisen Dr. J. v. Muralt (12. Januar 1733) wurde er zu dessen Nachfolge berufen, als Oberstadtarzt (Archiater) und Professor der Physik am Carolinum und erhielt das mit diesen Stellen verbundene Kanonikat am Großmünster. Zugleich behielt er dabei die mathematische Professur. Aber nur kurze Zeit blieb ihm vergönnt, sich dieser vollen Anerkennung seiner Verdienste durch die zürcherische Regierung zu erfreuen. Noch hatte er 1732 zwei medicinische Abhandlungen und 1733 eine historische Uebersicht aller seit 1271 bekannten Ueberschwemmungen in der Schweiz („Cataclysmographia Helvetiae.“ 4°, Tiguri) veröffentlicht, als ihn eine Krankheit am 23. Juni 1733 dahinraffte. Fünf Jahre früher war ihm derjenige seiner Söhne im Tode vorangegangen, der ihm durch seine Studien zunächst stand, Johann Kaspar S., seit 1722 in London und 1728 daselbst zum Dr. med. promovirt, Uebersetzer von Kämpfer's Geschichte Japans aus dem Holländischen ins Englische. Die Vollendung des Druckes seiner „Physica sacra“ erlebte S. nicht mehr; er sah auch nicht mehr die neue Bearbeitung seines „Museum diluvianum“ von 1716, welche der Freund, dem er es einst dedicirt hatte, Theodor Klein, Stadtschreiber in Danzig († 1759), unter dem Titel „Sciagraphia lithologica“, Gedani 1740 herausgab.

N. Bourguet, J. J. Scheuchzer, im Mercure suisse 1734. — Leu, Helv. Lex. XVI, 304 und Supplem.-Bd. V, 351. — G. Cuvier, J. J. Scheuchzer, in der Biogr. Universelle, Vol. 41 (1825). — J. J. Siegfried, Die beiden Scheuchzer; in den Verhandlungen der Technischen Gesellschaft in Zürich 1853. — R. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz. Erster Cyclus. Zürich 1858; — Derselbe, Gesch. der Vermessungen in der Schweiz. 4°. Zürich 1879. — Rud. Pepmüller, Zu den Quellen des Schiller-schen Wilhelm Tell, im Archiv für Litteraturgeschichte von Dr. R. Gosche. Bd. I. Leipzig 1870. — Handschriftl. Sammlungen der Stadtbibl. Zürich.

G. v. Wyß.

Schilling *): Diebold S. in Bern, Gerichtschreiber und Chronikschreiber, geboren um 1440/50, † 1485, war der zweite Sohn des Niklaus S., Bürgers in Solothurn. Wie sein älterer Bruder Hans zog er nach Luzern, wo jener 1460 das Bürgerrecht erwarb und Unterschreiber (Gehülfe des Stadtschreibers) wurde, indessen Diebold, nachdem er 1456 als Lehrling, 1458 als Substitut auf der luzernischen Kanzlei gearbeitet hatte, sich 1460 nach Bern wandte und in der bernischen Stadtkanzlei in dieser Eigenschaft eintrat. Hier wurde er, spätestens 1473, Unterschreiber und 1476 Seckelschreiber (nicht: Seckelmeister), während er in der beginnenden großen Zeit der Burgunderkriege theils im Felde, bei Murten kämpfte, theils in Missionen thätig war, in welchen ihn der Rath

*) Zu Bd. XXXI, S. 255.

1473, 1474 und 1478 nach Straßburg sandte. 1481 erhielt S. das Amt des Gerichtsschreibers, das er bis zu seinem im Sommer 1485 erfolgten Tode bekleidete. Mit verdienstlichster Ausdauer beschäftigte sich S., theils aus eigenem Antriebe, theils in Aufträgen, auch mit geschichtlichen Aufzeichnungen; Arbeiten, durch welche er sich ein bleibendes Denkmal schuf. Schon vor 1474 scheint er an eine Copie der Bernerchronik von Justinger (s. A. D. B. XIV, 758) eine eigene Fortsetzung der Chronik bis zum Jahre 1469 angeschlossen zu haben. Lange Zeit verschollen, wurde dieses Werk kürzlich von Dr. Theodor v. Liebenau, Staatsarchivar in Luzern, wieder aufgefunden. Zeitlich deckt sich Schilling's Werk mit demjenigen zweier seiner bernischen Zeitgenossen, des Venners Tschachtlan und des Rathes Heinrich Dittlinger. Inhaltlich besteht mannichfache Verschiedenheit zwischen beiden Arbeiten, aber dennoch auch sichtliche Verwandtschaft. Wenn auch erst Liebenau's vorbereitete Ausgabe des Schilling'schen Werkes völligen Aufschluß über das wahre Verhältniß beider geben wird, so ist jedenfalls anzunehmen, daß S., Tschachtlan und Dittlinger von ihren Arbeiten gegenseitig wußten. Denn aus einer Aufzeichnung des bernischen Historikers Emanuel Hermann († 1664) geht hervor, daß der Rath zu Bern am 31. Januar 1474 beschloß, es sei die Chronik Berns von Justinger bis auf die Gegenwart fortzusetzen und diese Aufgabe dem (nachmaligen) Gerichtschreiber Diebold S. zu übertragen. Dieser zweite Theil des Rathsbeschlusses aber (den ersteren bestätigt auch eine Einleitung, die dem von Liebenau entdeckten Werke vorangesetzt ist) kann seine Veranlassung wohl nur in dem Umstande gehabt haben, daß die Räthe, denen auch Tschachtlan und Dittlinger angehörten, von Schilling's bereits gemachter Arbeit Kunde hatten. Den erhaltenen Auftrag führte S. mitten unter dem Geräusche und der Bewegung der jetzt anbrechenden Kriegsjahre aus. An eine neue Fassung seiner frühern Copie Justinger's und seiner eigenen Aufzeichnungen bis 1469 fügte er die Geschichte der folgenden Jahre an und hatte so schon im J. 1478 eine vollständige Geschichte Berns von den Anfängen der Stadt bis auf die Gegenwart selbst ausgearbeitet. Aber erst nachdem die Räthe diese Arbeit in der Zeit des wiederhergestellten Friedens geprüft hatten, gab ihr S., mit Benutzung der ihm gemachten Bemerkungen, ihre endgültige Gestalt und überreichte sie am St. Stephanstag zu Weihnachten (26. December) 1484 in drei Bänden dem Rathe. Von diesen drei, mit über 600 eingestreuten gemalten Bildern gezierten Bänden — jetzt Eigenthum der Stadtbibliothek Bern — enthält der erste Schilling's Ueberarbeitung von Justinger (die Jahre 1191—1421), der zweite eine Ueberarbeitung der nach Tschachtlan genannten Chronik (1423—66), der dritte Schilling's eigene Arbeit, die bernische Geschichte der Jahre 1468—78, resp. 1480. Haben die beiden ersten Bände hauptsächlich nur darum Interesse, weil ihre Abweichungen von den ihnen zu Grunde liegenden frühern Arbeiten zeigen, wie das Bestreben nach Kürze und Rücksichtnahme auf seine Auftraggeber Schilling's Darstellung beeinflußen konnte, und war im dritten Theile dieses letztere Moment natürlich noch eingreifender wirksam, so daß der Werth der Chronik als unbefangene historische Quelle durch ihren amtlichen Charakter geschmälert wird, so entschädigt hierfür doch sehr die Natürlichkeit und Lebendigkeit der Erzählung. Unverkennbar spricht aus ihrem Tone die gehobene Stimmung des Volkes und seine Auffassung der Dinge in der gewaltigen Bewegung der Zeit. Mit glücklicher Eingebung folgt S. auch dem Beispiele Justinger's, indem er seiner Chronik die damaligen Volkslieder politischen Inhalts, insbesondere die Siegeslieder Veit Weber's aus Freiburg im Breisgau aus den Burgunderkriegen, einfügt. Gleichzeitig mit seiner Chronik für den Rath fertigte S. in den Jahren 1480—85 eine Bearbeitung Justinger's

und Tschachtlan's für den Altschultheißen Rudolf von Erlach in Spiez an, die mit reichem Bilderschmucke geziert ist.

B. Fetscherin, Ueber das sogen. Zeitregister von Tschachtlan, im Archiv für Schweizergeschichte X (1855), 55—61. — G. Studer, Die Berner Chronik des Konrad Justinger. Bern 1871; — Ders., Bernerchronik des Bendicht Tschachtlan, nebst den Zusätzen des Diebold Schilling, in Quellen z. Schweizergeschichte, Bd. I. Basel 1877. — G. Tobler, Die Chronisten und Geschichtschreiber des alten Bern, in Festschrift zur VII. Säkularfeier der Gründung Berns. Fol. Bern 1891.

G. v. Wyß.

Schilling*): Diebold S. in Luzern, Kaplan am Stift daselbst und Chronikschreiber, geboren um 1460, † am 3. December 1517—1522 (welchen Jahres ist ungewiß). — S. war der Sohn des in Luzern eingebürgerten Solothurners Hans S., Unterschreibers in Luzern, und Bruderssohn des Berner Chronisten seines Namens (s. oben). Als junger Mann unter dem Schultheißen Haßfurter im luzernischen Contingent bei Nancy kämpfend (5. Januar 1477), wandte er sich nach der Heimkehr Studien zu, besuchte die Hochschule Basel, wurde 1479 Cleriker und Schreiber und trat als Substitut seines Vaters in die luzernische Kanzlei. Er begleitete letzteren auf den für das Fortbestehen der Eidgenossenschaft entscheidenden Tag von Stans im December 1481 und erhielt 1483 vom Rathe seine erste Pfründe, die sogen. Laienpfründe, am Stifte im Hofe Luzern, nachdem er eine Zeitlang die Pfründe U. L. Fr. in der St. Peterscapelle in der Stadt provisorisch bekleidet hatte. Indessen scheint S. wenig Anmuthung und innern Beruf zum geistlichen Amte besessen zu haben, vielmehr von der Art des Vaters, eines vielgeschäftigen, erwerbsüchtigen und in viele Händel verwickelten Mannes gewesen zu sein. Aus unbekannter Ursache 1487 seiner Pfründe verlustig erklärt und ins Gefängniß gesetzt, auf Fürbitte des Vaters und des Melchior Ruß (s. A. D. B. XXX, 9) gegen Caution freigelassen, erhielt er erst 1489 gegen Versprechen des Wohlverhaltens seine Pfründe wieder. 1482 erwarb er das Patent eines kaiserlichen und päpstlichen Notars, beschäftigte sich daneben 1494/97 mit Weinhandel, wurde 1497 Dolmetscher des mailändischen Gesandten Torniell in Luzern und nahm von jetzt mehr und mehr an politischen Händeln der Zeit Antheil. Eifriger Parteigänger für Mailands Herzog Ludwig Moro, 1500 bei demselben in Novarra, 1507 von Kaiser Maximilian, der sich seiner zu bedienen gedachte, nach Constanz gerufen, blieb S. im Gegensatz zu den Französischgesinnten ein steter und thätiger Anhänger und Agent der kaiserlichen Politik und des Hauses Sforza in Mailand. 1512 im Gefolge Herzog Maximilian's bei dessen Einsetzung in Mailand durch die Eidgenossen, 1513 von demselben mit Aussichten auf Pfründen im Mailändischen bedacht, stand er auch nach dem Siege Frankreichs bei Marignano treu zu der einmal ergriffenen Partei und betheiligte sich noch 1516 an des Kaisers fruchtlosem Feldzuge, der den Franzosen das eroberte Mailand wieder entreißen wollte. Schilling's Pfründenbesitz in Luzern hatte sich mittlerweile verändert; 1496 hatte er die Pfründe von St. Catharina in der St. Peterscapelle erhalten und scheint mit derselben, anstatt der ihm früher zuertheilten sogen. Laienpfründe, diejenige der Caplanei von St. Catharina im Hofe verbunden zu haben. Bald nach 1516, an einem 3. December, vor 1523, starb er. Bleibend brachte seinen Namen die Chronik von Luzern auf die Nachwelt, welche er in den Jahren 1507—13 verfaßte und vor Ende 1513 dem Rathe überreichte. Kunsthistorisch ist dies Werk Schilling's durch eine Reihe von 443 Bildern, die auf 341 Folio-

*) Zu Bd. XXXI, S. 255.

blättern Pergament gemalt sind, höchst bemerkenswerth; die Bilder gehören zu den vorzüglichsten Arbeiten solcher Art aus damaliger Zeit. Der Text der Chronik, die von den Anfängen Luzerns bis auf das Jahr 1509 reicht und von welcher Abschriften sich wie in Luzern, so auch in Beromünster, in Zürich und Aarau vorfinden, beruht wesentlich auf dem Vorbilde von Etterlin (s. A. D. B. VI, 397), den S. sich zum Muster nahm und für die Jahre 1385—1503 als Hauptquelle benutzte, obwohl er auch Eberhard Mülner (s. A. D. B. XXII, 710), Melchior Ruß und Gundelfinger kannte und nicht unbenutzt ließ. Für die schweizerische Geschichte ist die Chronik Schilling's hauptsächlich durch zwei Dinge von entschiedener Bedeutung: durch die Schilderung, welche S. als naher Augenzeuge von den Vorgängen in Stans bei Abschluß des Stanser-Vorkommnisses vom 22. December 1481 unter dem Einfluß von Niklaus v. Flüe (s. A. D. B. VII, 135) in Wort und Bild in klarster Weise gibt, sowie durch Schilling's selbständige Darstellung der schweizerischen Ereignisse bis 1513 und der wetteifernden Bemühungen der Nachbarmächte Oesterreich, Frankreich und Mailand um die Eidgenossen.

Diebold Schilling's des Lucerners Schweizer-Chronik. 4°. Luzern, Schiffmann 1862. — Dr. Th. v. Liebenau, Chronikschreiber Diebold Schilling von Luzern, in den Monatsrosen. Organ des kathol. Studentenvereins. 15. Jahrgang 1871, Luzern, und daselbst genannte Quellen.

G. v. Wyß.

Schinz*): Joh. Heinrich S., Staatsmann, Historiker und Numismatiker in Zürich, geboren Mitte September 1725, † am 12. April 1800, widmete sich dem Kaufmannstande, trat aber nach damaliger Sitte zugleich in den Staatsdienst seiner Vaterstadt. 1762 Mitglied des Großen Rathes, 1767 Director der Verwaltung des Salzregals, 1783 Mitglied des Kleinen oder Täglichen Rathes (der „Regierung"), Zeugherr und Generalinspector der Artillerie, blieb S. bis zur Staatsumwälzung von 1798 Mitglied der Regierung. Von früh an widmete er sich aber zugleich gründlichstem Geschichtsstudium, betrieb sprachliche, numismatische, heraldische und Alterthumsforschung und legte eine kostbare Bücher-, Medaillen-, Handschriften- und Antiquitätensammlung an. Mehr und mehr wurde er dadurch in Zürich, wo hauptsächlich die classische Philologie und schöne Litteratur betrieben zu werden pflegten, der berufene Vertreter des geschichtlichen Studiums und erwarb sich eine seltene Kenntniß insbesondere des Mittelalters und seiner Rechtszustände, in der ihm unter den schweizerischen Gelehrten damaliger Zeit Niemand gleichkam. Aus dem Verkehr und dem Briefwechsel mit S. schöpften auch Heinrich Füßli (s. A. D. B. VIII, 260) und Johann v. Müller vielfache Belehrung; insbesondere beruht Füßli's „Versuch einer diplomatischen Geschichte der Freiherrn von Regensberg" (Schweiz. Museum Jahrgang 1787) wesentlich auf S. Schinz leistete zugleich dem Staate in allen Dingen, wobei es auf diplomatische oder mercantilische Kenntnisse ankam, bei Verhandlungen im In- und Auslande, als Sachkenner und Vertrauensmann die wichtigsten Dienste; wie er denn z. B. noch 1795 im sogen. Stäfner-Handel ein Gutachten über die Waldmannischen Spruchbriefe von 1489 abgab, das freilich den Mißerfolg der darauf gegründeten „Erklärung" der Regierung an die Gemeinden des Kantons Zürich nicht abwenden konnte. Von seinen Arbeiten veröffentlichte S. 1763 den „Versuch einer Geschichte der Handelschaft der Stadt und Landschaft Zürich" — ein für jene Zeit ganz vorzügliches Buch, welches von der gründlichen Quellenkenntniß und dem Scharfsinn des Verfassers zeugt — und 1765 seine „Beschreibung der Gewichten und Maaßen der Stadt

*) Zu Bd. XXXI, S. 305.

und Landschaft Zürich", beide Schriften ohne Namen des Verfassers. Die letztere erschien zunächst in den Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. In Füßlin's Schweizerischem Museum erschienen von S., mit S. unterzeichnet, folgende Abhandlungen: 1789 „Etwas über den alten Lokalzustand der Stadt Zürich und Muthmaßung über die Erbauung ihrer alten Ringmauern" und „Von den Herrn und Grafen von Embrach und Wülflingen"; 1790 „Ueber einige litterarische Denkmale der Karolingischen Monarchen in Zürich" und „Geschichte der Zürch. Wasserkirche". Schinz' handschriftlicher Nachlaß, darunter eine „Geschichte des zürcherischen Münzwesens" nebst andern Manuscripten gingen geschenkweise an die Stadtbibliothek in Zürich über, deren Münzsammlung S. geordnet, durch Geschenke und Tausch vielfach bereichert hat und welcher ein Großneffe des verdienten Mannes, auf den die Münzsammlung von S. überging, 1874 die kostbare ausländische Abtheilung derselben nebst Katalog und Schinz' fortgesetzter numismatischer Bibliothek (an 100 Bände) vermachte.

Schinzens Schriften. — Sal. Vögelin (Kirchenrath, † 1849), Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek Zürich, S. 119, im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. G. v. Wyß.

Schlecht*): Raymund S., geistlicher Rath und Lehrerseminarinspector, wurde am 11. März 1811 in Eichstätt geboren. Nachdem er die Studienanstalt seiner Vaterstadt absolvirt hatte, ging er im J. 1826 an das Gymnasium nach Neuburg, wo damals die Musik in schönster Blüthe stand. Neben dem gewöhnlichen, gut besetzten Orchester existirte dort eine eigene Abtheilung für Militärmusik. S., der in Eichstätt bereits einige Jahre Clavierunterricht genossen hatte, lernte in Neuburg noch Flöte, Posaune und Fagott blasen. Als er nach drei Jahren seine Gymnasialstudien beendet hatte, siedelte er nach Regensburg über, um das Lyceum zu besuchen. Hier studirte er mit Vorliebe Mathematik und Physik und nach seinem Eintritte in das Studium der Theologie die orientalischen Sprachen. Im J. 1833 trat er in das Priesterseminar in Eichstätt ein und wurde am 28. August 1834 zum Priester geweiht. Am 12. September erhielt er seine Ernennung zum Hauscaplan des Pfarrers Baader in Pollenfeld. Da hier die Seelsorge sehr wenig Zeit in Anspruch nahm, wandte S. seine ganze Kraft der Schule zu. Unterdessen wurde in Eichstätt ein eigenes Schullehrerseminar für die Oberpfalz gegründet, und S. unter dem 1. Februar 1836 als Präfect und erster Lehrer an diese Anstalt berufen. Da er pädagogische Fachstudien noch nicht gemacht hatte, so suchte er sich unter der Leitung des Inspectors Gottfried Lacense mit Eifer die nothwendigen Kenntnisse in der Methodik und Pädagogik zu erwerben, während der zweite Seminarlehrer Matthäus Zeheter ihn im Generalbaß, in der Harmonielehre und im Contrapunkt unterrichtete.

Am 1. Mai 1838 trat der Inspector Lacense zu Metten in den Benedictinerorden ein. S. wurde sofort als Verwalter der Stelle und am 13. November als Inspector angestellt. Im J. 1843 eröffnete er eine Privatpräparandenanstalt, die jedoch nach drei Jahren wieder aufgegeben werden mußte, da der Erfolg den Kosten und Bemühungen nicht entsprach. Um sich vor Einseitigkeit zu bewahren und neue Anregungen und Erfahrungen zu gewinnen, benutzte S. seine Ferien, um berühmte Männer und Anstalten zu besuchen, so: Diesterweg (1862) in Berlin, Lüben (1862) in Bremen, später Kellner in Trier, Wurst in Ellwangen, die Lehrerseminare in Küßnacht bei Zürich, in Gmünden in Württemberg, die Bürgerschulen in Leipzig und Dresden, die Anstalten der Schulbrüder in Straßburg, Mecheln, Paris und London.

*) Zu Bd. XXXI, S. 351.

Der naturwissenschaftliche Unterricht im Seminar entbehrte der nothwendigsten Anschauungsobjecte. Deshalb legte S. ein Naturaliencabinet und verschiedene andere, nicht unbedeutende Sammlungen an. Auch gründete er, damit die Seminarzöglinge mehr Uebung in der Leitung der Schule gewinnen möchten, im J. 1846 eine eigene Seminarschule, die unter Leitung eines Lehrers stand. Ganz besonders ließ er sich auch die Pflege der Kirchenmusik angelegen sein. Um den Choralgesang möglich zu machen, fertigte er brauchbare Ausgaben an, die mehrere Auflagen erlebten. Auch die mehrstimmige Musik und das deutsche Kirchenlied wurden nicht vernachlässigt. Im J. 1859 erhielt S. unter dem 8. November vom Baiernkönige als Anerkennung seiner Leistungen den Titel „Geistlicher Rath". Im J. 1866 wurde von der Regierung das neue „Normativ" ausgegeben, welches in die bisherige Praxis der Lehrerbildungsanstalten tief einschneidende Bestimmungen brachte, die Arbeitslast des Inspectors vermehrte und ihm auch den größten Theil der Ferien entzog. S., der fühlte, daß seine Kraft zur weiteren Führung der Inspection nicht mehr ausreiche, suchte im J. 1868 seine Quiescirung nach, die er sofort auf ein Jahr, 1869 aber für immer erhielt.

Seine Mußestunden verwandte er anfangs auf die Bearbeitung einer Erziehungs- und Unterrichtslehre, sowie einer ausführlichen pragmatischen biblischen Geschichte; sodann war er Mitarbeiter an der „Katholischen Schulzeitung" von L. Auer. Als er aber merkte, daß seine Anschauungen keinen Anklang mehr fanden, unterließ er diese Arbeit und wandte sich nun mit fast jugendlichem Eifer dem Studium der Kirchenmusik zu. Als Frucht seiner Quellenforschungen erschien zunächst im J. 1871 bei Coppenrath in Regensburg seine „Geschichte der Kirchenmusik" (215 Seiten Text und 413 Seiten Musikbeilagen), ein Werk von bleibendem Werthe. Im J. 1872 veranlaßte er den Redacteur der „Cäcilia", Michael Hermesdorff, Domcapellmeister in Trier, zur Gründung eines Vereins zur Erforschung alter Choralhandschriften. Als damals die Nachricht auftauchte, daß die officiellen Choralbücher in der sog. Medicäerausgabe neu aufgelegt werden sollten, erhob S. freimüthig seine Stimme und sandte ein Memorandum an die Bischöfe des Concils in Rom, in welchem er bat, es möge eine dem Gesang des hl. Gregor mehr entsprechende Ausgabe gewählt werden. Als später die Neuauflage der Medicäa vollendete Thatsache geworden war, verwandte S. seine freie Zeit auf das Studium der alten Theoretiker, der Akustik und der neugriechischen Musik. Die Gesellschaft für Musikforschung ernannte ihn wegen seiner Verdienste 1879 zum Ehrenmitgliede. Im J. 1884 feierte er noch in voller Rüstigkeit sein 50jähriges Priesterjubiläum. In den letzten Jahren seines Lebens machten sich aber die Schwächen des Alters bemerklich. S. starb am 24. März 1891 infolge einer Lungenentzündung.

Schriften: „Kleine Raumlehre". Eichstätt 1846; „Deutsche Vesperpsalmen und Hymnen mit lithographirten Melodien", daselbst; „Jesus unsere Zuflucht und Hilfe. Umarbeitung des alten Gebetbüchleins ‚Kurz und gut'." Augsburg 1847; „Officium für die Charwoche und Weihnachten mit deutschen Rubriken." Nördlingen, 1. Auflage 1843, 6. Auflage 1883; „Vesperale. Alle Vespern des Jahres mit Orgelbegleitung und deutschen Rubriken." Nördlingen 1852; „Gradualia et Offertoria de Communi Sanctorum nebst der Antiphon und den Responsorien bei Austheilung des Weihwassers, im Choralgesange und vereinfacht mit Orgelbegleitung nach C. Ett's Cantica sacra." Daselbst 1853; „Denk- und Sprachlehre." Daselbst 1856; „Geschichte der Kirchenmusik, zugleich Grundlage zur vorurtheilsfreien Beantwortung der Frage ‚Was ist echte Kirchenmusik'." Regensburg 1871. — Eine Musikgeschichte Eichstätt's ist Manuscript geblieben und befindet sich im Besitze des Eichstätter Domcapitels. Sehr zahl-

reiche Beiträge lieferte S. für die Monatshefte für Musikgeschichte. Wir können hier nur die größeren Abhandlungen aufführen: „Ueber die Tonhöhe u. Schreibweise der Compositionen aus dem XV. u. XVI. Jahrhundert“ 1871, S. 113 ff.; „Micrologus Guidonis de disciplina artis musicae, deutsch übersetzt und mit Anmerkungen versehen“ 1873, S. 135 ff.; „Musica enchiriadis von Hucbald, übersetzt und kritisch erläutert“ 1874 ff., Nachträge hierzu 1876, S. 89 ff.; „Ueber den Gebrauch der Diesis im 13. u. 15. Jahrhundert“ 1877, S. 79 ff.; „Hermann Fink über die Kunst des Singens“ 1879, S. 129 ff.; „Ueber die Rationen der neugriechischen Tongeschlechter“ 1884, S. 55 ff. Aus der „Cäcilia“ von Hermesdorff nennen wir die Aufsätze: „Erklärung der Neumenschrift“ 1872/73; „Ueber die Tonarien“ 1873, S. 1 ff.; „Historische Begründung des Tonars nach der Gesangweise des hl. Gregor“ 1873, S. 10 ff.; „Vom Metrum im gregorianischen Kirchengesang“ 1874, S. 1 ff.; „Calliopea legale von Octobi, übersetzt und mit Anmerkungen versehen“ 1874, S. 35 ff. (Sep.-Abdruck); „Bellum musicale von Claudius Sebastianus Metensis, übersetzt“ 1876—78. Aus dem „Gregoriusblatt“ von Böckeler: „Ueber die Melodie des Passionsgesanges“ 1880/81; Biographie von Hermesdorff 1885. Aus Mendel-Reißmann's Musik-Lexikon den Artikel „Choral“. Aus dem „Kirchenchor“ von Battlogg: „Die liturgische Musik nach dem Caerimoniale Episcoporum“ 1888/89 (auch Sep.-Abdruck). Aus dem „Cäcilienkalender“ von Haberl: „Biographie von Edmund de Coussemaker“ 1877, S. 14.

Die autobiographische Lebensskizze findet sich in der im J. 1885 erschienenen Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des königl. Schullehrerseminars in Eichstätt, sowie in der Zeitschrift „Kirchenchor“ von Battlogg. Bregenz 1891.

Wilh. Bäumker.

Schliemann*): Adolph Karl Wilhelm S., Jurist, geboren zu Mölln im Herzogthum Lauenburg am 21. Juni 1817, † zu Leipzig am 19. Januar 1871. Er war Sohn des Cantors Friedrich S. Durch Privatunterricht vorbereitet, besuchte er seit Ostern 1833 die große Stadtschule (Gymnasium) zu Wismar und studirte dann über sechs Jahre lang, von April 1836—1842, auf den Universitäten Rostock, Berlin, Bonn und wieder Berlin, Rostock Philologie und Theologie. Wie er in Rostock schon 1837 die philologische Preisaufgabe löste, so in Berlin, wo er unter Neander's Leitung sich vorwiegend mit dogmengeschichtlichen Studien beschäftigte, im Sommer 1840 die theologische. Diese Preisschrift erschien umgearbeitet unter dem Titel: „Die Clementinen nebst den verwandten Schriften und der Ebionitismus, ein Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte.“ Hamburg, Perthes, 1844. Ihre großen Verdienste im Hinblick auf die noch unerreichte Lösung des schwierigen Problems finden auch heute volle Würdigung. Schon 1839 hatte S. das erste theologische Examen bestanden, nun wurde er auf Grund der Schrift über die Clementinen von der Universität Königsberg zum Licentiaten promovirt und hielt 1844 an der Universität Rostock Vorlesungen über Dogmengeschichte. Aber schon im Herbste 1845 wandte er sich dem Rechtsstudium zu, besuchte durch fünf Semester zu Rostock die Vorlesungen der Professoren Wunderlich, Buchka, Thöl, Türk, Ihering, Raspe, v. Glöden, Leist und Kierulff, promovirte daselbst und ließ sich 1848 als Privatdocent der Rechte und Advocat zu Rostock nieder. Dort begründete er 1850 seinen Hausstand, führte im J. 1851 als Vertreter der mecklenburgischen Regierung den Proceß gegen die mecklenburgische Ritterschaft um Aufrechterhaltung der Verfassung von 1848 und ging 1851 zur Richter-

*) Zu Bd. XXXI, S. 517.

laufbahn über. Nachdem er im October 1851 interimistisch als Mitarbeiter an die großherzoglich mecklenburg-schwerinische Justizkanzlei zu Güstrow berufen worden war, wurde er 1853 als Kanzleirath daselbst angestellt. Schon im April 1854 ging er als außerordentlicher Hilfsarbeiter an das Oberappellationsgericht in Rostock über, und 1855 trat er in die Stellung eines Mitgliedes der großherzoglichen Justizkanzlei zu Schwerin ein, die er, seit 1856 in Verbindung mit dem Amt eines Mitgliedes der juristischen Prüfungscommission, noch bekleidete, als im J. 1870 seine Ernennung zum Mitglied des neuerrichteten Bundesoberhandelsgerichts in Leipzig erfolgte. Nur nach Monaten zählte seine Wirksamkeit in dieser neuen Stellung. Nach längerem Krankenlager wurde er am 19. Januar 1871 durch ein Hals- und Brustleiden, von dem er selber bereits im J. 1841 ein frühes Ende erwartete, im 54. Lebensjahre hinweggerafft. In der juristischen Litteratur hat er sich mit folgenden Schriften einen dauernden Namen erworben, die sich nach dem Urtheil von L. Goldschmidt durch gründliche Quellenkenntniß, selbständiges Urtheil, durchdringenden Scharfsinn und prägnante Form auszeichnen: 1) „Die Haftung des Cedenten. Ein Beitrag zur Lehre von der Cession.“ Eine von der Rostocker juristischen Facultät gekrönte Preisschrift. Rostock 1848. 2. Ausg. 1850; 2) „Kritische Bemerkungen zum Entwurf eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs (nach den Beschlüssen der zweiten Lesung)“. Schwerin 1858; 3) „Die Lehre vom Zwange. Eine civilistische Abhandlung.“ Rostock 1861; 4) „Beiträge zur Lehre von der Stellvertretung beim Abschluß obligatorischer Verträge. I. Stellvertreter, Bote, Briefträger“: Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht Bd. XVI (N. F. Bd. I) S. 1—31. Auch als Schachspieler genoß S. einen großen Ruf, vgl. Deutsche Schachzeitung XXVII, 80.

K. Wenck.

Schmidt*): Ludwig Friedrich v. S., D. theol. u. philos., königlich bairischer Cabinetsprediger und Ministerialrath, ist in Königsbach im badischen Oberamt Pforzheim am 24. Januar 1764 geboren. Sein Vater war Pfarrer daselbst, nachher in Vörstetten (am badischen Kaiserstuhl), wo S. eine glückliche Jugend verlebte. Wie seine Brüder zunächst vom Vater unterrichtet, trat er 1778 in die Exemtenclasse des Karlsruher Gymnasiums ein mit der Bestimmung, Theologie zu studiren. Die theologischen Disciplinen, die schon hier gelehrt wurden, vermochten freilich so, wie dies geschah, das Interesse für diese Wissenschaft nicht besonders zu beleben, und der hochbegabte Jüngling hätte sich wahrscheinlich der Mathematik und Physik zugewandt, wenn nicht der entschiedene Wille des Vaters, der für sein Alter einen Vicar haben wollte, dieser Neigung unumstößlich entgegen gestanden wäre. Nach dreijährigem Gymnasialcursus und einem durch Krankheit veranlaßten und mit praktischen Uebungen im Katechisiren und Predigen ausgefüllten, etwa ein Jahr währenden Aufenthalt im väterlichen Hause bezog S. Ostern 1782 die Universität Jena. Eichhorn, Döderlein, Griesbach waren hier seine vorzüglichsten Lehrer, deren Vorlesungen er mit ununterbrochenem Fleiße besuchte. So konnte er schon Ende 1784 mit dem Zeugniß einer in Karlsruhe wohlbestandenen Prüfung nach Hause zurückkehren, wo er zunächst seinem Vater Vicarsdienste that. Das folgende Frühjahr aber entführte ihn als Pfarrverweser nach der damals zu Baden-Durlach gehörigen überrheinischen Grafschaft Sponheim, und das war die eigentliche Ursache der Wendung seines Geschicks, die keinem unerwarteter war als dem bescheidenen jungen Geistlichen selbst. S. hatte die dortige Pfarrei Leisel versehen, war Pfarrer in Bromberg und dann in Birkenfeld geworden und fand hier durch seine Predigten

*) Zu Bd. XXXII, S. 3.

den Beifall des badischen Erbprinzen Karl Ludwig, der mit seiner Familie in dem benachbarten Curorte Hambach vorübergehenden Aufenthalt genommen hatte. Die Folge war die Berufung Schmidt's nach Karlsruhe als Hofdiakonus und Garnisonsprediger im J. 1792. — Im Jahre darauf verehelichte er sich mit Christiane Gaum und erfreute sich in der badischen Residenzstadt nicht bloß eines schönen, seinen Gaben entsprechenden Wirkungskreises, sondern auch des genuß- und gewinnreichen Umganges bedeutender, geistvoller Männer, wie Hebel, Brauer, Sander, Vierordt, Volz u. a. m. — Predigen war auch hier sein Hauptgeschäft; doch ward er trotz seiner Jugend zu mancherlei auszeichnenden Dienstleistungen außerdem berufen. So hatte man ihm für den damals entstehenden Entwurf einer neuen Kirchenagende für die badische Markgrafschaft die Artikel: Sonntagsgottesdienst, Trauung, Begräbniß zugewiesen, eine Arbeit, die er erst von München aus zu liefern in der Lage war. Denn das Jahr 1799 war herangekommen und mit ihm das entscheidendste Ereigniß seines Lebens. Die Tochter des badischen Erbprinzen, Prinzessin Karoline hatte sich mit Herzog Maximilian von Zweibrücken verlobt und wurde nun Kurfürstin von Baiern. S. war es, der ihr als Cabinetsprediger nach München folgen sollte. Als er 1799 in der bairischen Hauptstadt ankam, fand sich daselbst kein Hausbesitzer bereit, ihm, dem Protestanten, eine Miethwohnung zur Verfügung zu stellen. Der Kurfürst nahm ihn im Residenzschlosse auf.

Alsbald sammelte sich um ihn eine kleine evangelische Gemeinde; denn obgleich die von S. abzuhaltenden Gottesdienste eigentlich für die Kurfürstin bestimmte Privatandachten waren, so durften doch alle Protestanten Münchens, deren Zahl freilich sehr bescheiden war, daran theilnehmen. Sogar sahen es der Kurfürst und seine weitherzige Regierung unter Montgelas gerne, wenn Katholiken diese Gottesdienste besuchten, in der Hoffnung, daß dadurch „der altbayrische Obscurantismus etwas vermindert und liberalen Ansichten Eingang verschafft werden könnte“. So blieben denn auch zahlreich von Katholiken an S. gestellte Ansuchen nicht aus, in die evangelische Kirche aufgenommen zu werden. S. ist jedoch solchem Verlangen fast immer abwehrend entgegengetreten. Sein taktvolles Verhalten in solchen Fällen trug bei seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und seinem ernsten Auftreten im allgemeinen viel dazu bei, daß gar bald alle Voreingenommenheit gegen den „ketzerischen Hofprediger“ verschwand, ihm Achtung aus allen Kreisen entgegengebracht wurde und ihm sogar die ausdrückliche gerechte Anerkennung des päpstlichen Nuntius widerfuhr. Die etwa 150 Münchener Protestanten waren theils Reformierte, theils Lutheraner. Da die Kurfürstin lutherisch war, so wurde Kirchen- und Schulverfassung der kleinen Gemeinde lutherisch eingerichtet, und die Reformirten erklärten, sich in allem zu den Lutheranern halten zu wollen, obgleich S. sich erboten hatte, ihnen das heilige Abendmahl nach reformirtem Ritus zu reichen und ihren Kindern den Heidelberger Katechismus zu erklären. So war in München schon im J. 1800 die confessionelle Vereinigung der Protestanten durch S. factisch und vollständig vollzogen. Als die heranwachsende Gemeinde zur evangelischen Stadtpfarrei erhoben wurde, blieb das Stadtpfarramt mit der Cabinetspredigerstelle in der Person Schmidt's vereinigt bis 1818, und er hat diese Doppelstellung zum reichen Segen für Hof und Stadt auszufüllen gewußt.

Ungleich größer aber wurde die Bedeutung Schmidt's für die Entwicklung der evangelischen Kirche im Königreich Baiern überhaupt. Bei seinem Eintritt in bairische Dienste schon wurde er zum Vertreter des lutherischen pfälzischen Consistoriums bei der königlichen Regierung aufgestellt, ein Einfluß auf die rheinbairische Kirche, der zunächst nur vorübergehend war, später aber in anderer Weise ihm wieder verstattet wurde. 1808 wurde in München eine protestan-

tische Kirchensection errichtet und S. zum ersten Rath mit dem Titel Oberkirchenrath in dieselbe berufen. Hier war seine erste Sorge die Herstellung und Einführung eines neuen allgemeinen Gesangbuches an Stelle der vielen in den einzelnen Städten und Gegenden des Landes gebrauchten (zählte man doch deren 30—40). S. machte sich mit großem Fleiße an diese Aufgabe und schuf unter schonender Berücksichtigung mancher örtlicher Wünsche und Gewohnheiten und indem er die alten sogenannten Kernlieder nach dem Vorgang Klopstock's und Gellert's dem Geschmack seiner Zeit gemäß umarbeitete, eine Sammlung von 775 gutgefaßten sangbaren Kirchenliedern, welche als „Gesangbuch für die protestantische Kirche im Königreiche Bayern" 1811 erschien und sich bis Ende der fünfziger Jahre zum Segen der Gemeinden im allgemeinen Gebrauche erhielt, wo sie dann durch das Werk eines mehr dem Alterthümlichen zugewandten Geistes (das jetzige „Gesangbuch der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern") verdrängt wurde. — Schon 1809 war an die Stelle der protestantischen Kirchensection ein ziemlich selbständiges Oberconsistorium getreten unter dem protestantischen Präsidenten Freih. v. Seckendorf, die Räthe waren die der bisherigen Kirchensection. In diese Zeit fielen die hauptsächlichsten die evangelische Kirche Baierns organisirenden Arbeiten (s. Protestantisches Kirchenjahrbuch 1812); es war eine Zeit, da in Baiern der von den Illuminaten gepflegte Geist der Bildung und Aufklärung aufs neue und frischer erwacht war und in der neugeschaffenen Akademie der Wissenschaften durch Männer, wie Jacobi, Schelling, Utzschneider, Schenk, Sömmerring, Feuerbach, Thiersch 2c. kräftig gefördert wurde. Es herrschte ein reges Leben in München, und S. war der rechte Mann dazu, die Früchte solches Geisteslebens für seine evangelische Kirche nutzbar zu machen. Im J. 1817 begibt er sich nach der Pfalz, das dortige Kirchen- und Schulwesen zu inspiciren. Die Unionsidee jener Tage hatte auch bei der bairischen Staatsregierung Anklang gefunden, und S. sollte sich darüber informiren, inwieweit die Pfalz für die Kirchenvereinigung reif und dazu geneigt sei. So wenig Tröstliches er überhaupt dort vorfand, — die Nachwirkungen der französischen Occupation dieses so oft und schwer heimgesuchten Landes waren noch überall in traurigster Weise vorhanden, — große Geneigtheit für die Vereinigung beider Confessionen fand er überall, freilich nicht als Frucht moralischer Ueberzeugung, sondern als Ergebniß eines großen Indifferentismus und selbstsüchtiger Bequemlichkeit. So war denn der Segen der sich unter Schmidt's Leitung vollziehenden Union in der Rheinpfalz erst von der Zukunft zu erwarten. Im rechtsrheinischen Baiern konnte allerdings in der Folgezeit von der Union um so weniger die Rede sein, als nach Schmidt's Rücktritt der Einfluß Roth's (s. A. D. B. XXIX, 317) maßgebend wurde, „der das Evangelium wie ein corpus juris betrachtete und die symbolischen Bücher wie eine lex promulgata". — 1818 erhielt die evangelische Kirche Baierns zum ersten Mal einen protestantischen Referenten im Ministerium. S. war dieser Ministerialrath und damit zur Leitung des gesammten protestantischen Kirchenwesens berufen. Damit trat er von seiner Stadtpfarrstelle und seinem Amte als Oberconsistorialrath zurück. Von seiner nunmehrigen Thätigkeit erzählt uns S. wenig, er erwähnt bloß, er sei mit seinem juristischen Correferenten, Ministerialrath Holler (s. A. D. B. XII, 788), so sehr eines Sinnes und Herzens gewesen, daß sie sich bei des einen oder des anderen Abwesenheit gegenseitig vertraten und man es keinem von ihren Berichten ansehen konnte, aus wessen Feder er geflossen war. Im Ministerium selbst, wo außer S. lauter Katholiken waren, hat auch keiner seiner Anträge jemals Widerspruch gefunden. Diese freie Denkart rühmt überhaupt S. als das Gepräge jener schönen und lebensvollen Zeit nach dem wiederhergestellten Weltfrieden, einer Zeit der Sammlung, des Wiederaufbaues, des wohlfahrtfördernden Strebens, durchweht von

einem classischen Geist der Versöhnung, der Vermittlung der Gegensätze, der wechselseitigen Duldung, dessen herrlichste Frucht die in den vornehmsten deutschen Staaten vollbrachte Union der beiden evangelischen Kirchen ist, auf welche gerade S. bahnbrechend hinwirkte. Weitausschauende sanguinische Seelen träumten damals sogar von der Wiedervereinigung des Protestantismus und des Katholicismus in einer allgemeinen deutschen Kirche, an deren Spitze man neben den Häuptern der Protestanten auch freisinnige Würdenträger der katholischen Kirche, wie Wessenberg, Sailer, Spiegel zu sehen hoffte: eine Morgenröthe, der leider der Tag in weite Ferne gerückt ist.

Bis zum Tode Max Joseph's 1825 verblieb S. in der Stellung eines Ministerialrathes. Alle wichtigen evangelischen kirchlichen Angelegenheiten Baierns gingen während dieser Zeit durch seine Hand. „Es war eine treue und feste Hand und ein treues festes Herz, welches diese Angelegenheiten leitete." Im J. 1826 trat er bezüglich seines Staatsamtes in den erbetenen Ruhestand, um ausschließlich seiner Königin anzugehören, die zunächst ihren Wittwensitz Würzburg bezog, wohin ihr S. folgte. Er trat von da an nur selten mehr in die Oeffentlichkeit. In Würzburg ist ihm seine treugeliebte Gattin gestorben, seine Ehe war kinderlos geblieben.

So bedeutungsvoll das Wirken Schmidt's für die evangelische Kirche Baierns war, der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag doch in seinem Amte als Cabinetsprediger der Königin. Dies war der Dienst, zu welchem er berufen war, seine späteren Kirchen- und Staatsämter waren nur Functionen. „Der Schmidt ist mein und wird bei mir bleiben": das war die Entscheidung der Königin-Wittwe, als Ludwig I. die Absicht äußerte, ihn zum Hofprediger seiner Gemahlin zu ernennen und zugleich zum Präsidium des Oberconsistoriums zu berufen. S. genoß das Vertrauen der Königin in unbeschränktem Maße. Außer den gottesdienstlichen und seelsorgerlichen Obliegenheiten war ihm die Correspondenz und die Bibliothek der Königin zur Besorgung übertragen und namentlich das Geschäft anvertraut, die reichen Gaben der gütigen Fürstin an die Armen zu vergeben. In frohen und schweren Stunden war er der königlichen Familie nahe, der es besonders an letzteren keineswegs fehlte. So war es die schwierige Aufgabe des Cabinetspredigers gewesen, aufgefordert von den leitenden Staatsmännern, die Königin zur Einwilligung in die Verbindung Eugen Beauharnais' mit der Prinzessin Auguste zu bewegen. Mit Glück und Erfolg entledigte sich S. dieses Auftrages und überwand durch seinen Einfluß auf die Königin deren längeren Widerstand, der nach der damaligen Lage der Dinge für Baiern nur von den nachtheiligsten Folgen hätte sein können. Denn es war zu heftigen Auftritten zwischen der Königin und dem Kaiser Napoleon I. gekommen, der durch ihre Weigerung sich sogar zu den Worten hatte hinreißen lassen: „N'oubliez pas, Madame, que le sort de la Bavière est en mes mains!"

Nicht weniger wirksam und ehrenvoll erwies sich dieser Einfluß Schmidt's am bairischen Königshofe bei der Verlobung des Kronprinzen (nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm's IV.) von Preußen mit der Prinzessin Elise von Baiern, zwischen welchen sich eine wahre und herzliche Zuneigung entwickelt hatte. Aber Friedrich Wilhelm III. hatte bei der Bewerbung seines Sohnes um die Hand der Prinzessin die Bedingung des Uebertrittes der letzteren zur protestantischen Kirche gestellt. Der Antrag wurde infolge dieser gewissermaßen verletzenden Bedingung bedauernd abgelehnt. Bischof Eylert wandte sich hierauf im Auftrage seines Königs an S. mit dem dringenden Wunsche, dieser möchte seinen Einfluß für die Einwilligung des bairischen Königspaares in den Confessionswechsel ihrer Tochter geltend machen. S., von jeher ein grundsätzlicher Feind aller Uebertritte aus Nebenrücksichten bestärkte im Gegentheil Max Joseph

und dessen Gemahlin in ihrer ablehnenden Entscheidung, und die Verhandlungen wurden abgebrochen. S. selbst aber begab sich auf Wunsch seines Gebieters nach einiger Zeit nach Berlin, um bei Bischof Eylert und Fürst Hardenberg die Sache aufs neue in Fluß zu bringen. Er vermochte nun wirklich Eylert zu einem Incognitobesuche am bairischen Hofe zu bewegen, wo dieser sich persönlich von der vernünftigen Erziehung der Prinzessin und überhaupt davon überzeugen konnte, wie wenig von ihr irgend ein schädlicher Bigotismus zu befürchten sei. So gelang es den Bemühungen Schmidt's, die Verbindung zu ermöglichen, auch ohne den Uebertritt der Prinzessin Elise, welcher später lediglich infolge eines freien Entschlusses geschah. S. aber hat durch sein ebenso takt- als charaktervolles Verhalten nicht bloß zur Gründung einer Ehe beigetragen, die eine Quelle innigsten Glückes für die fürstlichen Gatten und reichsten Segens für Preußen ward, — sondern er hat dadurch auch den Grund legen helfen zu der gegenseitigen Annäherung der Häuser Hohenzollern und Wittelsbach und so zu der Entwicklung der Dinge, wie sie die Jahre 1870 und 1871 sahen, vorbereitend mitgewirkt. — Die fürstlichen Eltern der glücklichen Braut lohnten dem treuen Diener mit Anerkennung und wachsendem Vertrauen, und Friedrich Wilhelm IV. und Elisabeth überhäuften ihn mit Beweisen des Wohlwollens und dankbarer Erinnerung bis zu seinem Tode.

Auch an Anerkennung äußerlicher Art hat es S. nicht gefehlt, eine Reihe von Würden und Ehrenbezeigungen ist ihm zu theil geworden. Im J. 1809 nach seiner Ernennung zum Oberkirchenrath verlieh ihm die Universität Jena die theologische Doctorwürde, 1827 die Universität Würzburg die philosophische. 1851 sandte ihm Jena das Ehrendiplom der philosophischen Facultät „als dem wahrscheinlich ältesten der noch lebenden Jenenser". 1820 wurde er Ritter des Bairischen Civilverdienstordens und damit in den Adelstand erhoben, von welcher Ehre er aber nur Gebrauch machte, wo es das äußerliche Dienstverhältniß erforderte. Den Badischen Zähringer Löwenorden erhielt er 1840, und 1841 am Tage nach dem Tode der Königin Karoline den Preußischen Rothen Adlerorden II. Klasse.

Da der Königin der Aufenthalt und besonders das Klima in Würzburg nicht zusagte, hatte sie sich das Schloß Tegernsee zu ihrer Residenz erwählt. Dort sammelte sich bald alles, was zur großen Welt zählte, viele fürstliche Gäste fanden sich alljährlich dort ein, das diplomatische Corps hielt dort seine Villegiatur, und S., stets in nächster Umgebung der Königin, blieb dadurch in lebensvoller Berührung mit vielen interessanten Männern. Zu seinem Amte als Cabinetsprediger und seinen oben erwähnten sonstigen Obliegenheiten war noch die Oberaufsicht über die Administration der Besitzungen der Königin-Wittwe gekommen. Er selbst schreibt von jener Zeit, 1828—1841: „Mein Leben floß ruhig und still dahin, ich lebte glücklich im Schoße einer reizenden Natur, genoß die Annehmlichkeit eines glänzenden Hofes und das Gefühl einer meinen abnehmenden Kräften angemessenen Thätigkeit, welches die Arbeit zum Genusse machte noch am späten Abend meines Lebens." Seine letzte und schwerste Amtsverrichtung war im October 1841 seine Rede am Sarge seiner Königin.

Schmidt's theologischer Standpunkt war und blieb der eines ehrlichen Rationalisten. Er selbst äußert sich in hohem Alter in einem Briefe an seinen Pflegesohn, den in Jena früh verstorbenen Professor der Pathologie Dr. A. Siebert darüber mit folgenden Worten: „Mein Christusglaube ist, wie ich hoffen darf, ein vernünftiger und in einem bald achtzigjährigen Leben so fest gegründet, daß er nicht durch Spott beschämt und durch die hohe Weisheit, die sich in der neuhegelischen Schule und den Aufklärungsversuchen der Strauß und Feuerbach so breit macht, nicht erschüttert werden kann." — Außer einer Auswahl von

Predigten hat S. nichts herausgegeben. Dieses geschah in zwei Sammlungen. Die erste: „Predigten, bei besonderen Veranlassungen gehalten"; I. Band 1802, II. Band 1809. Die zweite Sammlung: „Christliche Reden und Betrachtungen bei dem Privatgottesdienste weiland Ihrer Majestät der verwittweten Königin von Bayern" 1847. Außerdem sind einzelne Predigten Schmidt's in anderen Sammlungen und eine große Anzahl Gelegenheitsreden einzeln im Druck erschienen. Das Eigenthümliche in Schmidt's Vorträgen war die ungesuchte Einfachheit der Sprache und des Inhalts, und ein freundlicher Beurtheiler der „Christlichen Reden" empfahl dieselben im Theol. Litteraturblatt der Allg. Kirchenzeitung 1848 Nr. 125 „als einen reichen Gedankenschatz allen Gläubigen". Oberconsistorialrath Dr. Kapp, ein vieljähriger College und Mitarbeiter Schmidt's hat dessen Verdienste als Kanzelredner in folgender Weise bezeichnet: „Schmidt hat als Prediger einen großen Namen gehabt und seine Arbeiten werden von vielen Homileten, wie z. B. von Ammon, unter die musterhaften gerechnet. Noch erinnern sich die älteren Glieder hiesiger Gemeinde oft der Erbauung, welche seine Vorträge ihnen gewährten, wie er mittelst des reinen lauteren Bibelwortes, das er ebenso klar auszulegen als praktisch zu behandeln verstand, und in einer einfachen, natürlichen Darstellung, fern von allem erkünstelten Schmuck, in ruhigem, höchst würdevollem Vortrag, mit einer Stimme, wie sie wenigen Predigern verliehen ist, die Herzen der Zuhörer erquickte und aufrichtete."

Ueber die Persönlichkeit Schmidt's gibt uns einer seiner Großneffen, der das Glück hatte, lange Zeit in der Umgebung des alten Herrn zu leben, folgende Schilderung: „Friedrich v. Schmidt's hohe, kräftige Gestalt imponirte durch die stramme Haltung, die er bis ins hohe Alter beibehielt. Der Kopf war interessant durch den intelligenten, meist ernsten Ausdruck, wie durch die echt germanische Bildung. S. war der Typus eines Dolichocephalen: mächtiger Schädelbau, gewölbte Stirnhügel, das Gesicht von vorwiegend länglicher Erscheinung, langgezogene Nase, starkes Kinn. Unter den dichten Augenbrauen lagen die von breiten Liedern umgebenen großen freiblickenden Augen, deren Iris die altgermanische hellblaue Färbung hatte. Die Gesichtsfarbe war leicht geröthet und deutete hin auf die äußere und innere Kraft und Gesundheit des ungewöhnlichen Mannes." — S. bewahrte eine seltene Geistesfrische bis an sein Ende. Ein rührendes Zeugnis für dieselbe sind seine „Lebenserinnerungen", die er 1851, also im achtundachtzigsten Lebensjahre niederschrieb. Er nahm immer noch regen und lebhaften Antheil an allem, was in der Litteratur und in der Tagesgeschichte Bemerkenswerthes vorfiel. Sein bewunderungswürdiges Gedächtniß blieb ihm getreu bis in seine letzten Tage, so daß er oft in kirchlichen Angelegenheiten von den Mitgliedern des Oberconsistoriums zu Rathe gezogen wurde; und es hieß in solchen Fällen: „Wir müssen den Schmidt fragen." — Horaz, sein Lieblingsdichter, war sein Vademecum, und seine Antwort an die philosophische Facultät in Würzburg auf die Ertheilung des Doctordiploms 1827 war nach dem Zeugniß des damaligen Decans Dr. Metz ein Muster von fließender Eleganz und Urbanität in lateinischer Sprache. — S. war ein angenehmer Gesellschafter, der gründlich umfassende wissenschaftliche Bildung und reiche Lebenserfahrung mit gefälliger Art und feinem Witz und Humor vereinte. Nur ausnahmsweise, wenn gerechter Unwille ihn erfüllte, erschien er zürnenden Blickes und konnte dann von der niederschmetternden Kürze eines Andreas Doria sein. Vornehmen Wesens, in jedem Wissen aufs praktische gerichtet, klar im Fühlen und Denken, ernst, mäßig, streng gegen sich selbst war er gegen andere von unversiegbarer Güte.

Seit dem Tode der Königin lebte S. zurückgezogen von der Welt in München im Umgang seiner näheren Freunde, treu besorgt von seiner Nichte, unermüdlich in Beweisen der Liebe, welche von frühesten Zeiten an seine Geschwister und

deren Familien erfahren durften und die ihm im großen Kreise derselben bei Kind und Kindeskind die Gefühle unvergänglicher dankbarer Verehrung gesichert haben. Manchen mag er allzu gemessen, ja kalt erschienen sein, aber mit Unrecht. Ein Geistlicher durch und durch führte er ein stilles geistliches Leben. Die Vormittage, wenigstens zwei Stunden des Vormittags wandte er seit vielen Jahren dazu an, zu beten und in der heiligen Schrift zu forschen. Insbesondere waren es die Psalmen und das Evangelium Johannis, aus welchen er schöpfte. Wenige Tage noch vor seinem Tode beschäftigte er sich mit der hebräischen Bibel, um Vergleichungen anzustellen. Ohne Furcht und ohne Schmerz sah er dem Ziel seiner langen Laufbahn entgegen und pries in Demuth die Gnade Gottes, die sich in einem solch gesegneten Leben an ihm geoffenbart hatte. Er starb in München nach kurzer Krankheit, 93 Jahre alt am 5. Juli 1857. Sein schlichtes Grabkreuz auf dem südlichen Friedhof trägt die Inschrift Psalm 4, 9.

So ragte diese ehrfurchtgebietende Gestalt in unsere vielfach zerrissene Zeit noch lange herein, in gewissem Sinne ein später Nachglanz von Goethe's Erscheinung unter den Epigonen, ein edles Bild classischer Harmonie und in sich geschlossener Vollendung.

Lebenserinnerungen des ehemaligen bayrischen Cabinetspredigers und Ministerialraths Ludwig Friedrich v. Schmidt „Aus meinem Leben". Von Pfarrer Fr. Schmidt in Oertingen (Baden) mitgetheilt in den von Volkmar Wirth in Schwabach herausgegebenen „Blättern für bayrische Kirchengeschichte" 1888. Nr. 4—8. Fr. Schmidt.

Schmitz*): Leonhard S., Philologe, Historiker und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er war am 6. März 1807 in Eupen in der Rheinprovinz geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem (damals einzigen, (jetzt Kaiser-Karls-)Gymnasium in Aachen und studirte dann von 1828 an in Bonn Philologie und Geschichte. Vornehmlich durch Niebuhr, Welcker und Brandis angeregt, verfolgte er anfangs den Plan einer akademischen Laufbahn, gab diesen Gedanken aber auf, als er sich infolge seiner Verheirathung mit einer Engländerin 1837 zur Uebersiedelung nach England entschloß (nach Eckstein schon 1836). Er fand hier freundliche Aufnahme, namentlich bei denjenigen Gelehrten der Universität Cambridge, welche der einseitig kritischen Richtung R. Porson's die historische Auffassung des Alterthums, welche Niebuhr vertrat, entgegensetzen wollten. S. trat in diese Bestrebungen mit voller Kraft ein; seine erste Bethätigung in dieser Richtung war die Vollendung der von Hare und Thirlwall begonnenen englischen Uebersetzung der römischen Geschichte Niebuhr's, welche er mit W. Smith zusammen ausführte. Kurz darauf folgten seine Erklärungen zu Niebuhr's Vorlesungen über alte Geschichte, bald auch die von Cornwall Lewis und anderen Freunden unterstützte Gründung von „The Classical Museum" und die Uebersetzung von Zumpt's lateinischer Grammatik. Diese letztere Arbeit hat wesentlich dazu beigetragen, die lateinischen Studien in England — im Gegensatze zu der einseitigen Richtung der Porson'schen Schule auf das Griechische — wieder zu beleben. Die für einen Ausländer ganz ungewöhnliche Beherrschung des Englischen, welche S. in seinen Schriften bewies, war nicht zum wenigsten der Anlaß, daß man ihn im J. 1846 als Rector an die Spitze der High School of Edinburgh berief. Dieses Amt hat er 20 Jahre hindurch mit Auszeichnung geführt; eine namhafte Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, meist für Schulzwecke bestimmt, fällt in diese Zeit: eine griechische Geschichte nach Thirlwall, eine römische Geschichte, Handbücher der alten Geschichte und Geographie, sowie der Geschichte des Mittelalters, Classiker-

*) Zu Bd. XXXII, S. 51.

Ausgaben (für Chambers), Mitarbeit an W. Smith's Wörterbuch der griechischen und römischen Alterthümer u. a. m. — 1859 war er Geschichtslehrer des Prinzen von Wales, ebenso einige Jahre später des Herzogs von Edinburg. 1866 wurde er Principal of the London International College zu Spring Grove bei London (Isleworth), gab dieses Amt aber 1874 auf und war von diesem Jahre an als „Classical Examiner" der Londoner Universität bis 1889 thätig. Er starb in London am 28. Mai 1890, allgemein hochgeschätzt als einer der verdienstvollsten Vermittler englischer und deutscher Gelehrsamkeit.

Nachruf in The Athenaeum, 7. Juni 1890, S. 739.

R. Hoche.

Schoch*): Johann Georg S., ein deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, dessen nähere Lebensumstände dunkel sind. Man vermuthet, daß er der Sohn des Leipzigers Bürgers Kaspar S. und seiner 1615 gestorbenen Frau Marie geborene Han sei. — Nach seiner, aller Wahrscheinlichkeit nach in Leipzig verlebten Jugend, er hat sich übrigens noch 1652 dort aufgehalten, soll er 1663 als „juris practicus" in Naumburg, 1668 als Amtmann zu Westerburg, 1678 in nicht näher bezeichneter Stellung in Cöln an der Spree geweilt haben. In einer von Braunschweig datirten, an die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg gerichteten Zueignung, unterzeichnet er sich am 30. März 1688 als deren „dienstfertiger Diener", was — allerdings nicht zwingend — auf eine Hofstellung dortselbst schließen läßt. Auch Schoch's Sterbejahr läßt sich nicht ermitteln.

S. repräsentirt unter den Lyrikern seiner Zeit diejenige Gruppe von Dichtern, die in die verkünstelten Formen Opitzischer Poesie frischen volksthümlichen Inhalt zu gießen suchten. In der äußeren Form, im Ausdruck, im poetischen Formelschatz, ja in den Stoffen ist er ganz vom normalen Schema der üblichen pastoralen Liebeslyrik jener Zeit abhängig, aber trotz alledem gelangt überall in seiner Dichtung seine eigene kräftige Persönlichkeit zum Durchbruch. Er verhält sich zu seinen Mustern, wie eine frische gelungene Parodie zum schwächlichen Original. Seine Schäferlieder haben ganz die canonische Form, wie sie Opitz in seinen „Oden" und „Gesängen" geschaffen, aber der freie Ton, die sinnlichere Lebensauffassung, die reichere Phantasie und viele volksthümliche Elemente ermöglichen ihm erfreulichere poetische Wirkungen als Opitz. Es ist nur eine natürliche Folge seiner gesünderen Begabung, daß er die Maske des süßlichen idealen Schäfers öfters durch die des „derben Bauernknechts" ersetzt, und daß er in die erstarrte unwahre Liebesphraseologie öfter kräftigere Wendungen aus dem Sprachschatze des Volkes einführt. Den Kern seines lyrischen Schaffens bildet sein „Neu-erbauter Poetischer Lust- und Blumen-Garten", Leipzig 1660, wo er neben hundert „Schäffer-Hirten-Liebes- und Tugend Liedern" noch zweihundert „Lieb-Lob- und Ehren Sonnetten auf unterschiedliche Damen", endlich vierhundert „Denck-Sprüche, Sprüch-Wörter, Retzeln, Grab- und Uberschriften, Gespreche und Schertz-Reden" veröffentlicht. Alle Motive der volksthümlichen Schäferlyrik, die Aufforderung zum Lebensgenuß so lang die Jugend währet, Klagen über die Grausamkeit der Geliebten, dann wieder muthwilliger und höhnender Verzicht auf die spröde Schäferin, schwärmerisches Besingen der verehrten Dame und parodistische Verzerrung des Frauenlobs, finden sich in seinen Liebesliedern wieder, nur daß alles sangbarer, frischer, realistischer eingekleidet ist, als bei den anderen pastoralen Dichtern jener Zeit. Einzelne Bauerlieder bieten Genrebilder von der Lebenswahrheit der niederländischen Meister. Andere Studenten- und „Sauflieder" haben, scheinbar gegen den Willen des Verfassers,

*) Zu Bd. XXXII, S. 211.

ihren Weg in die Schenken und in die weitesten Kreise des Volkes gefunden, wo sie nach Art der echten Volkslieder die mannichfachsten Wandlungen am Texte erlebten, und oft in einem verstümmelten, fast unkenntlichen Zustande dem Autor wieder zu Ohren kamen. In die Sonette dringen aber auch viele Motive der antiken Lyrik ein. Einzelne sind nichts als in Sonettform gepreßte Uebersetzungen aus der griechischen erotischen Poesie oder aus Horaz. Schoch's Vorliebe für das Schließen des Sonetts mit pointirten Wendungen läßt ihn als Vorläufer der späteren galanten Lyrik erscheinen. Im „Poetischen Blumen-Garten" werden die Pointen sogar durch den Druck hervorgehoben. Am wenigsten originell zeigt sich S. in seinen Denksprüchen und Epigrammen. Hier raubt er mit und ohne Angabe der Quelle die griechische Anthologie und Theokrit, Martial, Juvenal und Properz, die berühmtesten Neulateiner z. B. Owen, Franzosen wie Marot, Montaigne und Rusau, Italiener, ja selbst Opitz und Fleming aus und eignet sich widerrechtlich eine Blüthenlese der modischen Epigrammenlitteratur an. Von der antiken Litteratur zeigt sich S. auch sonst noch abhängig. So ist sein „Poetischer Weyrauch-Baum und Sonnen-Blume", Leipzig 1656, eine in Alexandrinern gedichtete Bearbeitung des von Ovid in Metamorphosen IV geschilderten Vorganges von der Verwandlung der Leucothea, nachdem S. schon vorher die Metamorphosen in ihrer Gesammtheit in seinen „Kurtzen Verfassungen über des Ovidii Verwandlungs-Beschreibung", Leipzig 1652, compendiös, als eine Art poetischen Text zu vorgedruckten Holzschnitten, bearbeitet hatte. In den vorausgeschickten Widmungsgedichten wird diese künstlerisch höchst dürftige Arbeit als ungewöhnliche Leistung gepriesen, und sein ihm im poetischen Schaffen am nächsten stehender Freund David Schirmer nimmt Naso den Lorbeerkranz ab, um damit Schoch's Stirne für diese banausische Reimerei zu ehren.

Zu der frischen fröhlichen Eigenart seiner volksthümlichen Lieder hat sich S. nur noch in seiner „Comoedia Vom Studenten-Leben" (Leipzig 1657 und öfter) aufgeschwungen. Auch hier ist er im Stoffe von fremden Mustern abhängig. Titel und einzelne Motive klingen an Stymmel's gleichartiges Studentenstück an, und der Stoff ist im wesentlichen nach Wichgrev's Cornelius relegatus geformt. Aber die Schilderung des wüsten akademischen Treibens jener Zeit, die bezeichnenden Züge des Studentenlebens sind Original, und selbst die Entwicklung der Handlung wird durch Einführung neuer Elemente geschickt gesteigert. Schon treibt Pickelhäring seine derben Späße, die allerdings an Rohheit und Unfläthigkeit denen seiner Nachfolger in nichts nachstehen. Aber die Art, wie S. gelegentlich die scheinbar dummen Aeußerungen Pickelhäring's zu ironischer Schiderung der Umgebung verwendet, zeugt von großer Kenntniß der Bühnenwirkung, die auch seine theater-historisch interessanten eingestreuten Regienotizen bekunden.

Von Schoch's sonstigen Arbeiten ist nur noch seine „Neu-erfundene Philyrenische Leipzigische Krieg, und Friedens-Schäfferey" zu nennen. Es ist eine, in die Form der — „Schäfferey" genannten — Schäfererzählungen, gekleidete, künstlerisch unbeholfene und plumpe Darstellung der Geschichte Leipzigs, die nicht einmal an die sehr unbedeutenden Muster dieser Gattung, wie sie von den Nürnberger Pegnitzschäfern geschaffen wurden, heranreicht.

Außer einigen Gelegenheits- und vereinzelten Kirchenliedern, von denen sein „Sterbe-Gesang": Was ist es doch, was ist der Menschen u. s. w., sich in älteren Gesangbüchern erhalten hat, hat S. noch die Uebersetzung eines französischen Romans und der „Voyages de Jean Moquet en Afrique . . . ." veröffentlicht. Aber alle diese Arbeiten beeinflussen nicht das Bild des Dichters, das seine charakteristischen Züge von seinen weltlichen Schäfer- und Liebesliedern erhält.

Im Gegensatze zum Urtheil Erdmann Neumeister's, der dessen Dichtungen ihrer Keuschheit wegen rühmt, hat Schoch's Name lange als der eines obscönen Poeten fortgelebt, und noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts mußte sein Name für eine Sammlung lasciver Schäfergedichte das Lockmittel hergeben.

Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten IV, 605 ff.

Max v. Waldberg.

Schonaeus*): Cornelius S., Schulmann und lateinischer Dramatiker. Sein eigentlicher Name ist Schoon oder de Schoone. Er ist geboren zu Gouda im J. 1540. Schon die lateinische Schule seiner Vaterstadt, geleitet durch die Brüder vom gemeinen Leben, weckte seine dichterischen Neigungen, die dann in Löwen durch Cornelius Valerius (Wauters), einen Schüler des berühmten Dramatikers Macropedius (s. A. D. B. XX, 19) bedeutend gefördert wurden. Die meisten seiner schwachen Elegieen und Epigramme stammen aus der Schulzeit. Für Aufführungen lateinischer Dramen sorgten in Löwen zwei studentische Gesellschaften. Nach absolvirten Studien scheint S. längere Zeit als Hauslehrer herumgewandert zu sein, 1566 taucht er in Harlem auf, 1569 und 1570 ist er an der lateinischen Schule als Hilfslehrer thätig, 1575 wird er zum Rector ernannt. Seine Verdienste um die Hebung dieses in der Kriegsnoth stark herabgekommenen Institutes werden von den Zeitgenossen enthusiastisch anerkannt, niederländische Historiker und Schriftsteller, wie Theodor Schrevelius und Petrus Scriberius zählen zu seinen dankbarsten Schülern. Um 1590 beginnt seine Kraft schon sehr abzunehmen, doch bleibt er noch bis 1610 an der Spitze der Anstalt, ihr letzter katholischer Rector. Am 23. November 1611 starb er als Privatmann in Harlem. Ganz als Schulmann, und nur als Schulmann hat er eine reiche dramatische Production entwickelt. Schon vor seiner Thätigkeit sind dramatische Aufführungen classischer Lustspiele in Harlem bezeugt. S. arbeitet mit der bestimmten Absicht, die frivolen Schwänke eines Plautus und eines wenn auch sittlicheren, aber doch für die Jugend gefährlichen Terenz durch Stücke christlichen Inhalts, voll erbaulicher lehrhafter Betrachtungen zu ersetzen. Form und Sprache lieferte die römische Komödie. So entstanden folgende Dramen: „Tobaeus" (1568, gedruckt 1570), „Nehemias" (1569), „Saul" (1570). „Naaman", „Joseph" und „Judith" erschienen, mit den drei erstgenannten vereinigt, 1592 zu Harlem, 1595 zu Köln unter dem Titel „Terentius Christianus". S., der sich anfangs gegen diese, nicht von ihm herrührende prahlerische Aufschrift sträubte, setzte sie dann selbst auf das Titelblatt des zweiten Theils, der 1600 zum ersten Mal erschien und die Komödien „Susanna", „Daniel", „Triumphus Christi", „Typhlus", „Pentecoste", „Ananias" umfaßte. 1603 kam der dritte und letzte Theil, enthaltend: „Baptistes", „Dyscoli", „Pseudostratiotae" (1592 separat), „Cunae", „Vitulus", „Liber elegiarum" (1570 mit dem Tobaeus zum ersten Male gedruckt), „Liber epigrammatum". Zahlreiche Neuausgaben folgten bis an die Grenze des 17. Jahrhunderts. — Mißt man S. an seinem Vorgänger Macropedius, so muß das Urtheil über seine dichterische Begabung ungünstig lauten. Fast nirgends geht S. über seine biblische Vorlage selbständig hinaus. Schon die Wahl seiner Stoffe ist höchst ungeschickt: undramatischeres, wie die Heilung vom Aussatze (Naaman) oder der Streit um den Wiederaufbau Jerusalems im Nehemias läßt sich wohl schwer ausfindig machen. Selbst da, wo ihn der Stoff trägt, wie im Saul und Joseph, läßt er längst bewährte Motive ungenützt. Manchmal mögen wohl schulmeisterliche Gründe maßgebend gewesen sein, meist aber ist seine Phantasielosigkeit und Nüchternheit Schuld. Judith darf erst im 4. Acte er-

*) Zu Bd. XXXII, S. 256.

scheinen, die Gegenspieler sind hier, wie auch in den ganz besonders langweiligen Dramen, welche Christus und die Apostel auf die Bühne bringen, machtlose Schwätzer, die nur den Fortgang der Handlung hemmen. Was für farblose Gestalten sind aus den wenigen, aber lebendigen Diener- und Schmeichlertypen des Macropedius in Schonaeus' Händen geworden! Gebete stellen sich jederzeit hilfreich ein. Trink- und Liebesscènen werden immer mit denselben Phrasen wiedergegeben, gewisse Stellen kehren in verschiedenen Stücken fast wörtlich wieder. Den gänzlichen Mangel der poetischen Empfindung soll wohl die lateinische Rhetorik decken. In erster Linie wird Terenz, in zweiter Plautus ausgeschrieben. Ihre Sentenzen werden wie buntes Flickwerk auf das einfache biblische Gewand aufgenäht. Die Manier der antiken Komödie, welche das gegenseitige Belauschen mit einem non praevideram te u. dgl. motivirte, erscheint bei S. ins unerträgliche carikirt. Herzenstöne wird man ebenso vergeblich suchen, wie eigenthümliche Charaktere. Ort und Zeit sind ganz frei behandelt. Auch wo er nachweislich fremde Muster benutzt — im Joseph den Diether und Crocus, in der Susanna Frischlin, im Baptistes Schöpper — hat er meist unglücklich geändert. So müssen in der Susanna die beiden Alten den Gatten zum Vertrauten ihrer Liebe machen, der Pedanterie fallen die reizenden Kinderscenen zum Opfer, Susanna ist ganz schattenhafte Dulderin. Dagegen gelingen ihm manche technische Kunststücke. Gegen die Unbeholfenheit im Tobaeus und Nehemias sticht die Geschicklichkeit, mit der im Joseph die Traumerzählung vermieden, oder im Baptistes die große Personenzahl der Vorlage reducirt wird, bedeutend ab. Eine feste Form zeichnet besonders die späteren Stücke aus. Er kennt die Bühne: betroffenes Schweigen, zögernde Geständnisse sind mit schauspielerischem Blick erfaßt und dargestellt. Im Saul muß er die Bahre, auf welcher der lahme Nosoponus hereingebracht wurde, wieder bei Seite schaffen. Er gebraucht den geschickten Kunstgriff, den geheilten Jüngling die Bahre, die ihn so lange getragen, selbst hinaustragen zu lassen. Doch solche kleine Züge können über die öde Trostlosigkeit der Handlung und den leeren Wortschwall des Komikerlateins, das vornehmlich in den dem neuen Testament entnommenen Dramen befremdend wirkt, nicht hinwegtäuschen. Interessanter sind die eigentlichen Lustspiele. In den Dyscoli hat S. die Rebelles des Macropedius getreu nachgeahmt, auch der Acolast des Gnapheus scheint benutzt. Persönliche Erfahrungen mögen dieser dem Stoffkreise der Schul- und Knabenspiegel angehörigen Komödie, welche S. selbst mit Hinweis auf sein Alter und Krankheit entschuldigt, manche polemische Töne geliehen haben. Auch die Pseudostratiotae zeigen Verwandtschaft mit den Prodigusdramen durch ihre Krieg- und Buhlscenen. S. wagt einen frischen Griff in das zeitgemäße Kriegstreiben, das er auch in vielen Gedichten scharf tadelt. Der Büttner Phormio und der Zimmermann Dorio suchen bei Wein und Liebe ihre zänkischen Gattinnen zu vergessen. Aber die verbündeten Weiber haben bald die Fährte gefunden, sie stöbern sie auf und nehmen ihnen das Geld weg, so daß sie als zahlungsunfähig arg mißhandelt und auf die Straße gesetzt werden. Die beiden Freunde überfallen als verkleidete Soldaten ein Bauernhaus, es ergeht den feigen Prahlern wieder schlecht. So kehren sie reumüthig nach Haus zurück, in das sie nur unter den härtesten Bedingungen aufgenommen werden. Die Cunae behandeln das Thema der bezähmten Widerspänstigen in der Art von Christian Weise's böser Katharina. Nisa, welche die Eltern sowie die sanfte Schwester quält, findet den Meister in ihrem Gatten Pamphilus, der sie trotz ihres Keifens in die Wiege legt und nicht herausläßt, ehe sie Besserung gelobt. Vitulus erinnert an die Aluta des Macropedius Der Bauer Coroebus wird nach einer ganz wie in den Pseudostratiotae durchschwelgten Nacht in ein Kalbsfell genäht und verkauft. Nach manchem Schrecken, den das redende Thier

verursacht, wird Coroebus seiner strengen Frau zurückgebracht. Die eigentliche Pointe wäre, daß der Bauer selbst an seiner Persönlichkeit zweifelhaft würde, diese kommt jedoch nur ganz undeutlich zum Ausdruck. In allen diesen komischen Stücken zeigt S. Humor, Lebendigkeit, Situationswitz, Eigenschaften, die seinen ernsten Dramen auch da, wo sie wie in den Dienerscenen erheiternd wirken, gänzlich abgehen. Besonders frisch sind die Handwerker- und Frauentypen in den Pseudostratiotae. Für die Fastnachtzeit bestimmt, stehen diese Stücke dem Fastnachtspiel so nahe, daß man sofort volksthümlichen Ursprung für sie in Anspruch nehmen möchte. Und wirklich sind auch niederländische Kluchtspiele, die den Stoff der Cunae und des Vitulus behandeln, bezeugt und bekannt. Besonders die Laechelijcke cluchte van een boer die in een kalfsvel benaeijt was, 1646 gedruckt, aber wie die meisten derartigen Spiele viel älter, zeigt die stärksten Uebereinstimmungen, so daß das Verdienst dieser Stücke der Quelle, nicht dem lateinischen Autor zuzuschreiben sein dürfte. Echt volksthümlich und derb-fastnachtspielmäßig sind z. B. die drastischen Schilderungen der Trunkenheit, eine der bei S. gar nicht seltenen Stellen, welche seinen Protest gegen die Unanständigkeit der antiken Komödie ziemlich hinfällig erscheinen lassen, oder der wiegenliedartige Ruf des Pamphagus: Dormi, dormi. Ein unbedeutendes Gelegenheitsstück „Fabula comica“, erschienen Zwollae 1607, ist nicht in die Sammlung aufgenommen. Zur Einweihung eines Asylhauses für alte Männer geschrieben, bringt es Typen hülfesuchender Greise, karger und wohlthätiger Bürger. Eine lateinische Grammatik, auf Vorarbeiten seines Lehrers Valerius aufgebaut, ist nicht erhalten. Die Dramen wurden oft in lateinischen Schulen gespielt. Uebersetzungen: Naaman, 1648 deutsch von C. Major in Breslau (nicht erhalten); Tobaeus, deutsch 1605 von Barthold v. Gadenstedt, mit Zusätzen aus Wickram (s. A. D. B. VIII, 301), polnisch noch 1773; Triumphus Christi, deutsch von Elias Gerlach in Koldiß 1606 (handschriftlich in Dresden) und von Balthasar Schnurr 1607, französisch von Abraham de Champ-Renaud 1706; Vitulus, niederdeutsch Hamburg 1616 (Neudruck 1891), schwedisch von Moraeus 1685 (neue Ausgabe 1876); Nehemias, dänisch von Eric Pontoppidan; Pseudostratiotae, deutsch von Balthasar Schnurr 1607. Aus diesem Stücke nimmt Rist eine Reihe von Motiven für die Zwischenspiele der Irenaromachia (1630), was bereits der metrische Umarbeiter Rist's, Erasmus Pfeiffer, erkannt zu haben scheint, da er wieder zu dem Titel des S. (1631) zurückkehrt. Die Dyscoli wurden neu bearbeitet in P. Godewyck's De Wittebroodskinderen 1641 (neue Ausgabe 1867). An S. hat die Litteraturgeschichte keine Rettung vorzunehmen. Sie muß im Gegentheil die überschwengliche Bewunderung, welche der christliche Terenz bei seiner Mitwelt fand, erheblich einschränken.

Die älteren Angaben bei Hegenitius, van der Aa, Paquot u. a. sind zusammengefaßt in der Monographie A. H. Garrer's: Schonaeus, Haarlem 1889. — Goedeke, Grundriß II², 371, 385. — Zeitschrift für deutsche Philologie XI, 186. — Scherer, Deutsche Studien III, 186. — Schroeder, Jacob Schoepper S. 18. — Reinhardstöttner, Plautus S. 27. — Spengler, Der verlorene Sohn S. 121. — Weilen, Der aegyptische Joseph S. 140 u. a. — Jacoby, Macropedius S. 25. — Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung VII, 107. A. v. Weilen.

Schönberg*): Hans Friedrich v. S. wurde geboren am 28. Februar 1543 zu Sitzenroda bei Torgau als Sohn des kurfürstl. sächsischen Raths Heinrich v. S. Auf der Fürstenschule zu Grimma vorgebildet, besuchte er die Universität Wittenberg, wo er am 5. April 1562 immatriculirt wurde. Nach

*) Zu Bd. XXXII, S. 262.

Vollendung seiner Studien begab er sich der Gewohnheit der Zeit gemäß auf Reisen und trat dann für ein Jahr (Januar 1570 bis Januar 1571) in den Dienst des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg. 1577 finden wir ihn als Assessor bei dem Hofgerichte zu Wittenberg wieder. Seiner Beförderung zum Vicehofrichter 1586 folgte am 19. März 1590 die zum Hofrichter. Bald darauf (1591) ernannte ihn der Administrator Friedrich Wilhelm zum Hauptmann der Kurstadt Wittenberg und zum Amtmann von Belzig, Gommern und Elbenau. In dieser Stellung und als Mitglied verschiedener Visitationscommissionen griff er thätig ein in die krypto-calvinistischen Streitigkeiten; er gehörte zu den Leitern des Crell'schen Processes. Mit den Professoren der Universität stand S. bis zu seinem am 24. März 1614 erfolgten Tode in regem persönlichen und wissenschaftlichen Verkehre: einer derselben, der durch seine Verse wie Witze gleich berühmte Professor der Poesie Fr. Taubmann, wurde seinen Verdiensten in einem Epigramme gerecht, und ein anderer, Fr. Balduin, hielt an seinem Grabe die Leichenpredigt (Funebrium pars altera, 32 Predigten von Fr. Balduin, Wittenberg 1617, S. 105 ff. Kgl. Bibliothek zu Dresden). In Hans Friedr. v. S. sieht Ernst Jeep den Verfasser des neben dem „Eulenspiegel" am meisten bekannten „Volksbuches" von den Schildbürgern; ebenderselbe spricht ihm die Verfasserschaft auch der unter dem Titel „Grillenvertreiber" zusammengefaßten Fortsetzungen dieses Werkes zu.

Vgl. darüber: Hans Friedr. v. Schönberg. . . . Eine litterarische Untersuchung . . . von Ernst Jeep. Wolfenbüttel 1890. Näheres über Schönberg's Leben siehe daselbst S. 91 ff.

E. Jeep.

Schongauer*): Ludwig S., ein älterer Bruder des Martin S. (s. u.) Er war in Ulm, Augsburg und Colmar thätig. In Ulm erhielt er das Bürgerrecht 1479, in Augsburg 1486; Lehrlinge stellte er in Augsburg der Zunft in den Jahren 1486, 1488, 1490 vor. Nach dem Tode Martin's übersiedelte er nach Colmar, um dort die Werkstatt zu leiten; am Sonntag nach Fastnacht 1493 erhielt er das Bürgerrecht. Gegen 1497 starb er in Augsburg, wohin er wieder zurückgekehrt war. Bisher ist es noch nicht gelungen Gemälde seiner Hand mit Sicherheit nachzuweisen. Von Stichen werden ihm eine Anzahl von Blättern zugewiesen, welche das Monogramm L & S tragen. Sie stehen sowohl künstlerisch wie technisch weit hinter den Stichen des Martin S. zurück. „Die meisten Blätter zeigen eine freie, zeichnerische Behandlung; wo wir Kreuzschraffirungen treffen, bestehen dieselben nicht wie bei Martin S. aus zwei Gruppen sich kreuzender Striche, sondern oft aus mehreren; eine Art von Technik, welche an den Meister E. S. vom Jahre 1466 erinnert, doch arten bei Ludwig S. die eng in einander geschobenen Schraffen mit ihren vielfachen Durchkreuzungen oft in einfache schwarze Flecken aus" (D. Burckhardt). Die Perspective ist in der Regel bei ihm sehr mangelhaft, die Zeichnung öfters nachlässig. Der hervorragendste der monogrammirten Stiche Schongauer's ist die Kreuzabnahme (Unicum der Albertina in Wien), die zugleich am besten Ludwig's Verhältniß zu Martin zeigt. Die Verwandtschaft in Typen und Formen ist offenbar, aber der Ausdruck schwer, die Technik unbeholfener, der Ton viel flauer als dort. Das große Blatt der Jakobsschlacht (B. 53), das das Monogramm Martin's trägt, ist sicher nur Werkstattarbeit und immerhin könnte Ludwig daran Antheil haben. Die übrigen monogrammirten Stiche Ludwig's behandeln zu-

*) Zu Bd. XXXII, S. 303.

meist Vorwürfe aus dem Thierleben; diese Stiche sowohl wie mehrere Handzeichnungen im Basler Museum, die gleichfalls auf Ludwig zurückgeführt werden, lassen ihn unter seinen Zeitgenossen immerhin als einen ganz tüchtigen Thierschilderer der Beachtung werth erscheinen.

Vgl. D. Burckhardt, Die Schule Martin Schongauers am Oberrhein, S. 74 ff. Basel 1888. — Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei, S. 255 ff. — Passavant, Peintre-Graveur II, 116. — Nagler, IV, 501.

H. Janitschek.

Schongauer *): Martin S., auch gen. Martin Schön oder Martin Hübsch (genent hippsch martin von wegen seiner Kunst) wurde zu Colmar zwischen 1446 und 1450 geboren. Sein Vater Kaspar S., welcher dem verarmten Zweige einer Augsburger Patricierfamilie angehörte, hatte sich in Colmar niedergelassen und dort 1445 das Bürgerrecht erworben. Da Kaspar S. Goldschmied war, so dürfte auch Martin zunächst die Goldschmiedekunst erlernt und von da den Weg zur Kupferstichtechnik gefunden haben. Man weiß ja, daß in der Goldschmiedekunst die Ursprünge des Kupferstichs liegen. Schon früh muß er aber auch der Malerei sich zugewandt haben; sein Lehrer darin wird Kaspar Isenmann gewesen sein. Auf ein solches Lehrverhältniß weist ebenso die Thatsache, daß in jener Zeit Kaspar Isenmann der angesehenste Maler Colmars war, wie daß der künstlerische Einfluß Isenmann's auf S. in mehr oder minder merkbaren Spuren immer wieder wahrnehmbar ist. Schon durch Isenmann trat S. mit der Technik und der Formensprache der Richtung der Eijck's in Berührung, als Geselle hat dann S. die Niederlande selbst besucht. Daß er noch bei Rogier van der Weyden gearbeitet habe, wie vielfach angenommen wurde, ist aus chronologischen Gründen schwer glaublich (Rogier starb bereits 1464), doch unzweifelhaft ist es, daß die Werke dieses Künstlers auf den jungen S. den stärksten Einfluß übten, so daß er sich nur allmählich demselben entzog und zu einem selbständigen Stil sich durchrang. Nach Schluß der Wanderschaft eröffnete S. zu Colmar seine von zahlreichen Lehrlingen und Gehilfen belebte Maler- und Stecherwerkstätte, die in rüstigem Betrieb blieb, auch wenn den Meister umfangreiche von außen kommende Aufträge für längere Zeit von Colmar fernhielten. Gegen Ende der achtziger Jahre führte ein solcher Auftrag S. nach Breisach; von dort kehrte er nicht mehr zurück. Er starb in Breisach am 2. Februar 1491. Sein Selbstporträt von 1483, das uns in der Copie Burgkmair's (München Pinakothek) und in der Copie eines unbekannten späteren Meisters (Siena Pinakothek) erhalten ist, zeigt einen stattlichen Kopf mit großen braunen Augen, vollem schön geschnittenen Mund, etwas stumpfer Nase, kräftigem, vorgewölbten Kinn. Wimpheling rühmte von S., daß seine Bilder (depictae tabulae) nach Italien, Spanien, Frankreich, England und andern Orten infolge ihrer hohen Kunststufe ausgeführt worden seien (Epitome rer. Germ. c. 68); es kann nicht zweifelhaft sein, daß humanistische Rhetorik hier das, was von den Stichen Schongauer's galt, auch auf dessen Gemälde übertrug. Keinesfalls aber darf man die Thätigkeit des Malers geringer als die des Stechers veranschlagen, oder aus der geringen Zahl der vorhandenen Gemälde einen Schluß auf den Umfang der Thätigkeit als Maler sich gestatten; gerade im Elsaß haben Reformation und Revolution unter den kirchlichen Kunstwerken gründlich aufgeräumt. Der künstlerische Entwicklungsgang Schongauer's liegt darum freilich viel übersichtlicher in seinen Stichen als in seinen Gemälden vor. Die Jugendperiode des Künstlers, d. h. die unter dem

*) Zu Bd. XXXII, S. 303.

Einfluße Rogier's vertritt am besten die Madonna im Rosenhag von 1473, die vor ganz kurzer Zeit aus St. Martin in das Schongauer-Museum in Colmar gekommen ist. Maria, überlebensgroß mit einem rothen Untergewand und rotem Mantel bekleidet, sitzt in einer von bunten Vögeln belebten Rosenhecke; das Christuskind, das sie auf dem linken Arm hält, legt sein Aermchen durch die reichen blonden Haarflechten hindurch um den Hals der Mutter. Engel halten die goldne Krone über ihrem Haupt. Nicht bloß der Typus Rogier's ist hier nachgebildet, Mutter und Kind zeigen auch die mageren eckigen Formen des Brüsseler Meisters. Dabei ist dem jungen deutschen Maler Rogier allerdings an sicherer Zeichnung, an Harmonie und Kraft der Farbe voraus. Eine Copie des Werkes, vermuthlich erheblich später entstanden, bei Professor Sepp in München, zeigt, daß das Colmarer Bild am oberen Theile abgeschnitten worden ist, wodurch die Taube des heiligen Geistes und Gott Vater in Wegfall kamen.

In die gleiche Zeit fällt auch ein kleines Bildchen in der Louvre-Sammlung, das dort als Rogier van der Weyden gilt; Maria sitzt auf einer Steinbank und reicht dem Kinde die Brust. Von Stichen tragen den ausgesprochenen Charakter dieser Periode ganz besonders die Maria auf der Mondsichel (B. 31), der Schmerzensmann zwischen Maria und Johannes (B. 69) und die Madonna mit dem Papagei (B. 29) an sich. Etwas später fällt die gemalte Passionsfolge, die aus der Dominicanerkirche in Colmar in das Schongauer-Museum kam (W. 115—130), sie besteht aus sechzehn Tafeln, von welchen acht auch auf der Rückseite bemalt sind. Die Darstellungen der Passionsfolge reichen vom Abendmahl bis zur Ausgießung des heiligen Geistes, die Malereien auf der Rückseite von acht Tafeln führen Scenen aus dem Leben Maria's vor. Mit der gestochenen Passionsfolge (B. 9—20), die in der stilistischen Entwicklung Schongauer's etwas später angesetzt werden muß als die gemalte, ist ein Zusammenhang nur so weit vorhanden, als ihn der gleiche Gegenstand mit sich bringt. Aber die Urheberschaft Schongauer's aus diesem Grunde oder wegen der ungleichmäßigen Ausführung zu bezweifeln geht nicht an, abgesehen davon, daß der heutige Eindruck vielfach durch die ungeschickte Uebermalung bestimmt ist. Gewiß, Gehilfenhände haben an der Ausführung des umfangreichen Werkes — die Tafeln dürften einem kolossalen Flügelaltar angehört haben — erheblichen Antheil gehabt, aber trotzdem ist doch der Geist und die Hand des Meisters noch genugsam zu erkennen. Das gilt gleich vom ersten Bild der Folge, vom Einzug, wo die edle Gestalt Christi, die markigen Typen der Apostel, der anmuthige Knabe mit dem Palmzweig auf eine sichere Künstlerhand weisen; im „Oelberg“ verräth den Meister die prächtige Gruppe der schlafenden Jünger, die Energie der Andacht bei Christus, die reiche, sorgfältig durchgeführte Landschaft. In der „Kreuzschleppung“ tritt die Gestalt Christi noch hoheitsvoller hervor als in der gestochenen Passion. Und welcher oberrheinische Künstler außer S. wäre damals im Stande gewesen, so viel Tiefe der Empfindung, soviel Energie im Ausdruck derselben mit einer so gemessenen Linienführung, so kunstvollem Aufbau der Gruppe zu verbinden, wie dies in der „Grablegung“ der Fall ist. In der Darstellung des zweifelnden Thomas ist die Seelenmalerei von überraschender Feinheit: Thomas ganz leidenschaftliche Sehnsucht nach Widerlegung seiner Zweifel, Christus mit dem Ausdruck liebender Trauer über den im Glauben noch schwankenden Jünger. Wirklich schwach ist von den Passionsbildern nur die Kreuzabnahme; hier sind die Linien der Composition unschön, der Ausdruck der Empfindung lahm und bei Magdalena geziert. Die Passion ist ganz in Oel gemalt; bei den landschaftlichen Hintergründen ist für die Luft der Goldton beibehalten. Rogier's Einfluß tritt in dieser Folge schon stark zurück, um heimischen Einflüssen Raum zu geben. Die Häscher, Büttel,

Knechte können ihre Blutsverwandtschaft mit dem verlotterten Gesindel, das sich in Isenmann's Passionsscenen herumtreibt, nur wenig verläugnen; einheimische Gehilfen, die aus dem Bannkreis der localen Kunst nicht viel herausgekommen waren, mögen solchem Einfluß zu noch schärferer Ausprägung verholfen haben. In der Passionsfolge tritt auch schon der Christustypus Schongauer's entwickelt hervor: geistige Hoheit, Milde ohne Weichlichkeit, Würde, verbunden mit Anmuth, charakterisiren diesen Typus, der bis zu dem von Dürer geschaffenen Christusideal die populärste künstlerische Verkörperung, besonders des duldenden Christus geblieben ist. Die Weiterentwicklung Schongauer's, die ebenso darin sich kund gibt, die letzten Spuren unmittelbarer Einwirkung Rogier's auf die Formensprache zu überwinden, wie die bis zum Burlesken gehenden Derbheiten der Localkunst zu mildern, sie in bescheidene Schranken zu weisen, läßt sich vielmehr in Stichen als in Gemälden verfolgen. Eines ist sicher, die eigentliche Lehrmeisterin Schongauer's war von da an die Natur, aber dies Naturstudium war durch angebornen Sinn für Maß und Schönheit auf richtige Wege gewiesen. Daher stand auch sein Realismus der Anmuth nicht im Wege. Schmeidigung der Formen, größere Gemessenheit des Ausdrucks sind bezeichnende Züge der Schöpfungen aus dieser ersten Periode der Selbständigkeit des Künstlers. Der Gesichtstypus seiner weiblichen Gestalten ist ein rundliches Oval geworden, die früher nach Rogier's Vorbild oben vorspringende Stirn ist verschwunden, die Backenknochen sind weniger stark entwickelt, die Nase ist feiner, der Mund zierlicher geworden; dem Ausdruck ist weiche Milde eigen. Die Körper sind schlank und biegsam, doch behalten sie die früheren hageren, etwas eckigen Formen. Die gestochene Passion ist das umfassendste Denkmal dieses Läuterungsprocesses. Es ist nicht zufällig, daß Maria hier nicht mehr als Matrone, sondern in mädchenhafter Anmuth dargestellt wird; es liegt das in dem Wandel künstlerischer Anschauung begründet. Daß unter solcher Verfeinerung des Formensinnes und der Empfindung die Energie dramatischen Ausdrucks aber nicht litt, beweisen ebenso wieder die Blätter der Passion, und da ganz besonders wieder die Kreuztragung (B. 16). Von Tafelbildern dieser Periode besitzt das Schongauer-Museum in Colmar zwei Altarflügel, die wahrscheinlich einen Schrein schlossen, der eine holzgeschnitzte Madonna enthielt. Auf der äußeren Seite der beiden Flügel ist die Verkündigung, auf der inneren die Anbetung des Kindes durch Maria und den heiligen Abt Antonius dargestellt. Vor Antonius kniet der Stifter, durch das Wappen als jener Orliac gesichert, der 1466—1490 Präceptor von Isenheim war; sein Nachfolger im Amte, Guersi, ließ dann, sei es bei einer nothwendig gewordenen Restauration, oder was wahrscheinlicher, bei Herstellung der Holzschnitzerei im Schrein, sein Wappen auf dem Bilde der Anbetung anbringen. Die Zweifel, daß Martin S. der Maler dieser Altarflügel war, sind schwer verständlich. Genau schiebt sich das Werk in jene Zeit ein, die zwischen der unter Rogier's Einfluß stehenden Jugendperiode und der seines völlig ausgereiften Stils liegt. Die Maria in der Verkündigung mahnt in ihrem Typus noch leise an die Madonna im Rosenhag. Doch der Engel ist schon von freier Schönheit. Die Madonna in der Anbetung übertrifft durch Lieblichkeit und Milde im Ausdruck, aber auch durch regelmäßigere Formen die Madonna im Rosenhag. Der heilige Antonius ist eine mächtige Gestalt mit charaktervollem Kopf und ungewöhnlich sorgfältig und doch ohne Kleinlichkeit modellirten Händen. Nur die malerische Behandlung ist nicht breiter geworden; der Maler entwickelte sich eben nicht mit dem Zeichner in gleichem Schritt, was bei einem Künstler, der in so umfangreicher Weise als Stecher wirkte, wohl begreiflich ist. Auch die letzte Entwicklungsstufe Schongauer's läßt sich am besten aus seinen Stichen erkennen. Noch schlanker, feiner und biegsamer werden seine Gestalten

heiliger Frauen und Jungfrauen, ja nicht selten wurde man an die Idealgestalten des vierzehnten Jahrhunderts gemahnt, wenn man nicht bei näherer Betrachtung bemerkte, daß die Formensprache auf dem Grunde eingehenden Naturstudiums beruhte. Das zarte Oval des Gesichts hat im Vergleich zu früher noch mehr an Regelmäßigkeit gewonnen, ohne daß die Kraft der Beseelung desselben Einbuße erlitten hatte. Alle nackten Theile sind eingehend modellirt, die Gelenke an den Füßen und an den noch immer sehr mager gebildeten Händen in richtiger Weise bezeichnet. Nur die Gewandung macht sich zu wenig von der Unsitte überladenen Gefältels frei, das sich besonders an den Säumen ausbreitet. Für die Behandlung des Faltenwurfs sind in dieser Zeit die Augen, d. h. die runden Tiefen in den Faltenenden bezeichnend. Die Folge der klugen und thörichten Jungfrauen (B. 77—88) bildet schon den Uebergang zu diesem Höhepunkt Schongauer'scher Entwicklung; die entzückend schöne Idealfigur der heiligen Agnes (B. 62), die Wappenfolge (B. 96—105), der thronende Christus und Maria (B. 71), die Verkündigung (B. 3), der heilige Michael (B. 58), die heilige Katharina (B. 65), die kleine stehende Madonna (B. 27), und der große Christus am Kreuz (B. 25), und der heilige Johannes auf Patmos, zeigen, was S. auf der Höhe selbst leistete. Die Tafelmalerei dieser Periode ist durch zwei kleine Bildchen vertreten, von welchen jedes eine heilige Familie darstellt, das eine in der Pinakothek in München, das andere in der kaiserlichen Galerie in Wien. In dem Münchener Bildchen sitzt Maria auf einer Rasenbank und hält das Kind, dem sie eine Blume reicht, auf dem Schoße, Joseph steht weiter rückwärts im Stall; im Wiener Bild sitzt Maria im Innern des Stalls und reicht dem Kind, das auf ihrem Schoße steht, eine Beere, die sie von einer Weintraube abgelöst hat. Das Münchener Bild bedeutet zugleich einen großen malerischen Fortschritt. So fein und sorgsam die Formen durchgearbeitet sind, so ist doch hier von S. etwas erreicht, was man leicht malerische Stimmung nennen könnte. Die Dämmerung des Abends, die über der Landschaft liegt — hier ist auch der Goldton für den Himmel aufgegeben und dafür die natürliche Färbung festgehalten — mildert die Kraft der Localfarben und faßt das herrschende kräftige Roth mit dem satten Blau zu einem milden Accord zusammen. Ein ähnliches Bildchen bei Gontard in Frankfurt, ein anderes bei Rotschild in Paris werden als Werke Schongauer's selbst angezweifelt. Von den Arbeiten, die S. nach Breisach führten, fehlt jede Kenntniß. Doch jedenfalls war er als Maler dorthin gerufen worden „Martin Schoungover der Maler, burger zu Brisach", heißt es von ihm in einer Vollmachtsertheilung aus dem Jahre 1489 im Basler Gerichtsarchiv (bei D. Burckhardt, S. 67), und da wir weiter wissen, daß am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts unter dem Lettner des Münsters in Breisach drei neue Altäre aufgestellt wurden (sie gingen bei dem Brande des Münsters 1793 zu Grunde) so ist immerhin die Vermuthung gestattet, daß S. mit den Malereien für diese Altäre betraut war. An Umfang der Phantasie, an Gestaltungskraft war S. ein echter Vorfahre Dürer's. In seinem Stoffkreis mangelt weder das Phantastische (z. B. die Versuchung des heiligen Antonius, B. 47) noch das Burleske (z. B. die raufenden Goldschmiedsjungen, B. 91). Wie scharf er das Leben der Straße beobachtet, beweisen Stiche wie Zwei Männer auf dem Wege (B. 90), der Auszug nach dem Markt (B. 88) und die Federzeichnung im British Museum: ein Mädchen, das Feuer anfacht (vgl. Jahrb. d. k. pr. Kunstsammlungen 1885). Gleich reich ist die Leiter von Stimmungen, die er beherrscht; der naive Legendenton, die Poesie des heiligen Familienlebens sind ihm ebenso vertraut (z. B. Ruhe auf der Flucht, B. 7), wie die höchste Entfaltung dramatischer Kraft, die in seinem berühmten Blatt der Kreuztragung (B. 21) in vollendeter Weise sich offenbart. Die Zahl der bekannten Stiche Schongauer's

beträgt 115, von welchen nur einige wenige nicht ohne Anfechtung ihrer Echtheit geblieben sind; sie sind gezeichnet mit dem Monogramm M & S. Wie im Stil so ist in der Technik stetige Entwicklung merkbar; der Meister E. S. ist in der Frühzeit sein Vorbild. Im übrigen wiegt in den Stichen der Frühzeit eine vorwiegend zeichnerische Behandlung vor; es fehlt Rundung und Farbe. Später erst tritt die stecherische Behandlungsweise in den Vordergrund; neben die kurzen runden Häkchen, oder an Stelle derselben, die in Schongauer's Frühzeit für die Schattirung verwendet werden, tritt nun die Kreuzschraffirung und eine dem Linienfluß der Formen sich anschmiegende freie malerische Behandlung. Der kräftiger gewordene Umriß weist auf eine energischer gewordene Führung des Grabstichels. In der letzten Periode verdrängt die Kreuzschraffirung fast vollständig die frühere Art seiner Schattirung, dazu weiß er eine Kraft und einen Reichthum von Tönen hervorzubringen, daß er schon dadurch als der eigentliche Vorläufer Dürer's betrachtet werden mußte.

Vgl. Em. Galichon, Martin Schongauer peintre et graveur du XVe siècle, Gazette de Beaux-Arts III, (1859) 257 ff. — A. v. Wurzbach, Martin Schongauer, eine kritische Untersuchung seines Lebens und seiner Werke. Wien 1880. — W. Lübke, Schongauer-Studien, Zeitschrift f. bild. Kunst XVI (1881), 74 ff. — L. Scheibler, Schongauer und der Meister des Bartholomäus, Repertorium f. Kunstwiss. VII (1884), 31 ff. — W. v. Seidlitz, Martin Schongauer als Kupferstecher, Repertorium f. Kunstwiss. VII (1884), 188 ff. — D. Burckhardt, Die Schule Martin Schongauers am Oberrhein. Basel 1888. — H. Janitschek, Geschichte d. deutschen Malerei, S. 249 ff. und C. v. Lützow, Geschichte d. deutschen Kupferstichs und Holzschnittes, S. 31 ff. (beides in der Gesch. d. deutschen Kunst, Berlin 1887 ff.). — Dann M. Lehrs, Der deutsche und niederländische Kupferstich des fünfzehnten Jahrhunderts in den kleineren Sammlungen, Repertorium f. Kunstwiss. XI, (1888) und weiter. Das umfassendste Abbildungswerk der Stiche Schongauer's, ist: Oeuvre de Martin Schongauer, reproduit et publié par Amand-Durand, Texte par G. Duplessis. Paris 1881. — Ausgezeichnete Nachbildungen einiger Hauptblätter (nach Originalen des k. Kupferstichcabinets in Berlin) brachte das von Janitsch und Lichtwark herausgegebene Werk: Stiche und Radirungen von Schongauer, Dürer und Rembrandt in heliographischer Nachbildung. Berlin 1885 ff.

H. Janitschek.

Schott*): Kaspar S. (geboren 1608 in Königshofen bei Würzburg, † am 22. Mai 1666 in Würzburg) war Jesuit, erst Lehrer der Moral und Mathematik in Palermo, später Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Würzburg. S. hat weniger durch eigne Beobachtungen und Untersuchungen zur Förderung der Wissenschaften beigetragen als durch die Verbreitung der Entdeckungen anderer Gelehrten, mit denen er im regen Verkehr stand. S. ähnelt hierin seinem Zeitgenossen Ath. Kircher, auch darin, daß er mit gleicher Kritiklosigkeit alles mittheilte, was er in Erfahrung brachte. S. hat früher als O. v. Guericke dessen Erfindung der Luftpumpe bekannt gemacht, über welche er von dem ihm befreundeten O. v. Guericke eine ausführliche Nachricht erhalten hatte. Die Veröffentlichung erfolgte in einer besondern Schrift 1657 in Würzburg. In den beiden großen Sammelwerken Schott's, der „Physica curiosa“ 1662 (zweite Aufl. 1667, dritte Aufl. 1697) und der „Technica curiosa“ 1664 sind frühere kleine Schriften Schott's wiederholt. In dem letzteren Werk finden sich allerhand bemerkenswerthe Nachrichten, z. B. verschiedene Vor-

*) Zu Bd. XXXII, S. 404.

schläge zu Pendelhemmungen. In dem Abschnitte mensurae chronometricae beschreibt er eine ganze Reihe solcher Vorrichtungen, um die Pendelbewegungen dauernd zu machen und zur Zeitmessung zu verwenden. Da Galilei schon 1641, also über dreißig Jahre vor Huyghens, nach einer Mittheilung von Dr. van Schaik in Rotterdam, ein brauchbares Echappement construirt haben soll, so könnte wohl S. hierüber in Italien etwas erfahren haben. Uebrigens sind die Beschreibungen von Instrumenten, welche S. giebt, vielfach so unklar und selbst offenbar unrichtig, daß es scheint, als habe er niemals selbst beobachtet. So theilt er denn auch beispielsweise die Abbildung eines perpetuum mobile guten Glaubens mit. In der physica curiosa sind nur allenfalls die Beschreibungen einiger Naturphänomene von Werth, z. B. von seltenen Sonnenringen, oder von dem merkwürdigen Echo beim Schlosse Simonetta bei Mailand. Sonst enthält die Schrift dieselben fabelhaften und abenteuerlichen Darstellungen wie das fast zu derselben Zeit herausgegebene größere Werk A. Kircher's: mundus subterraneus. Dieselben Fabelwesen von Basilisken und dem Drachen bis zu den Monstren und Ungeheuern aller Art sind, z. Th. mit denselben Bildern wie bei Kircher dargestellt. Die technica und die physica waren eben damals nur curiosa und die Schriften haben nur den Werth uns Nachricht von den damaligen geringen Kenntnissen aufbewahrt zu haben, freilich eingehüllt in eine ungebührliche Masse des größten Unsinns und des unglaublichsten Aberglaubens.

Poggendorff's biogr.-lit. Handw. II, 838. — Jöcher. — Bibl. des écrivains de la comp. de Jésus. Paris, Vol. I.

K.

Schrader*): Joh. Gottl. Friedrich S., geb. am 17. Sept. 1763 zu Salzdahlum bei Wolfenbüttel, studirte in Kiel, promovirte und habilitirte sich daselbst 1790 und wurde 1792 Professor extraordinarius der Physik und Mathematik, in welcher Stellung er bis 1798 blieb. Von Kiel ward er als Aufseher und Optikus der physikalischen Sammlung der Akademie der Wissenschaften nach St. Petersburg berufen. Von 1806 ab war er bis 1817 Gehülfe des Professors der Physik am pädagogischen Institute daselbst. Schrader's Laufbahn begann vielversprechend. 1791 gab er die Beschreibung einer von ihm hergestellten Luftpumpe heraus, bei welcher der schädliche Raum recht glücklich beseitigt war. Gleich darauf beschäftigte er sich erfolgreich mit der Anfertigung von Spiegelteleskopen. Nach Ausführung kleinerer Instrumente, brachte er gemeinschaftlich mit Schröter in Lilienthal ein 25 füßiges Spiegelteleskop zu Stande und fertigte dann 1794 ein noch größeres, 26 füßiges. Dasselbe war nach der Newton'schen Construction gebaut. Die Spiegel hat S. selbst gegossen und geschliffen und waren dies die ersten in Deutschland hergestellten Teleskopspiegel. Wo diese Instrumente geblieben sind, habe ich nicht ermitteln können, möglich wäre es, daß S. dieselben bei seiner Uebersiedelung nach Petersburg mitgenommen hat. Im J. 1797 gab S. einen „Grundriß der Experimentalphysik“ heraus, dessen Anlage Gilbert so gut fand, daß er 1804 eine Neubearbeitung veröffentlichte (eine neue Auflage 1812 ist unvollendet geblieben). Nach seinem Abgange von Kiel hat S. nur noch einzelne unbedeutende Abhandlungen, die letzte im J. 1819 veröffentlicht. Von seinem späteren Leben und der Zeit seines Todes ist nichts bekannt.

Poggendorff's biogr.-lit. Handw. II, 840. — Lübker u. Schröder, Schl.-Holst. Schriftst.-Lex., S. 531. — Provinzial-Berichte 1792, 1794 enthalten, ebenso wie eine besondere Broschüre, Hamburg 1794, die Beschreibung des großen Spiegelteleskops.

K.

*) Zu Bd. XXXII, S. 431.

Schreyer*): Johann S., Reisebeschreiber, aus Lobenstein, der über seine 1669 angetretene Reise nach Niederländisch-Indien ein Büchlein herausgegeben hat, welches Ende der 70er Jahre zum ersten- und 1680 zum zweitenmal gedruckt wurde. S. ließ sich in Rotterdam anwerben, machte die bekannte Reise auf einem Kriegsschiff um das Vorgebirge der Guten Hoffnung, wo er sich länger aufgehalten haben muß, nach Java und bis zu den Molukken. Von Stand Chirurg und nicht ohne wissenschaftliche Bildung und Interessen dürfte er als Feldscheer in die Kriegsdienste der niederländisch-ostindischen Gesellschaft getreten sein, wiewohl darüber, wie überhaupt über seine persönliche Lage sein Bericht nichts Näheres sagt. Mit Humor wird die beschwerliche Reise mit ihren Entbehrungen beschrieben, dann eine eingehende Schilderung der Hottentotten gegeben, die beste bis dahin in deutscher Sprache vorhandene und der werthvollste Theil der Reisebeschreibung, auch von den Thieren und Pflanzen des Kaplandes gesprochen; in der zweiten Hälfte werden kurze, von fabelhaften Angaben nicht freie Beschreibungen Javas, der Molukken, indischer und persischer Plätze, Formosas und endlich selbst der „Papuschen Inseln" mitgetheilt. Nicht alles in diesen Beschreibungen dürfte nach eigener Beobachtung gegeben sein, und es hat möglicherweise der Verleger, Johann Christian Wohlfart in Leipzig, der die mit gelehrten Brocken gespickte Vorrede geschrieben, einiges aus anderen Quellen hinzugefügt. Denn S. ist sehr bald, nachdem er 1677 nach Deutschland zurückgekehrt war, gestorben. Sein Buch oder Büchlein, 144 S. in Kleinoctav, ist selten geworden. Es trägt den Titel: „Johann Schreier's Chirurgi Neue Ost-Indianische Reiß-Beschreibung, von Anno 1669 biß 1677, handelnd von unterschiedenen afrikanischen und barbarischen Völkern, sonderlich derer an dem Vorgebürge Caput bonae spei sich enthaltenden, sogenannten Hottentotten Lebens-Art .... Alles mit sonderbaren Fleiß aus eigener Erfahrung von dem Auctore zusammengetragen und zum Druck befördert."
Friedrich Ratzel.

Schubert**): Wilhelm S., evang. Geistlicher in Anhalt, geb. zu Dessau am 21. Januar 1810, † als Pastor und Kreisschulinspector zu Groß-Alsleben am 11. December 1873. Sohn des Fleischermeisters und Gastwirths August S., mit strebsamen Altersgenossen (Geh. Medicinalrath Hieronymus Fränkel in Dessau, Pastor Friedrich Ahlfeld in Leipzig) von anregenden Lehrern (Hofrath Wilhelm Müller, vgl. A. D. B. XXII, 683) ausgezeichnet vorgebildet, studirte er seit 1829 Theologie in Halle unter Prof. Karl Ullmann's Leitung, ward 1832 als Candidat Mitglied der anhaltischen Pastoralgesellschaft, an deren Verhandlungen und Bestrebungen er seitdem eifrig sich betheiligte. 1833 zum Prediger an St. Nicolai zu Zerbst erwählt stand er hier bis 1849, wo er auf das Pastorat der Vorstadt Ankuhn berufen ward. 1857 von hier nach Alsleben versetzt, hat er überall ein gesegnetes Andenken hinterlassen. Verheirathet mit Therese Schrader, † 1853 und Emma Gelbke, † 1883, hat er reichlich Freude und Leid mit 4 Söhnen und 4 Töchtern erfahren. Mit herrlichen Anlagen ausgerüstet, lebhaften Geistes und mit opferfähigster Herzensgüte überall für edle Zwecke zu helfen bereit, wußte er seine weit umfassenden Kenntnisse vorzüglich auf den Gebieten der Kirchengeschichte der Neuzeit, der Volkspoesie und der poetischen Litteratur überhaupt mit hinreißender Beredsamkeit besonders auch für die Zerbster Litteraria seit 1834 in fesselnden wissenschaftlichen Vorträgen und Gesprächen zu verwerthen. Für die thüringisch-sächsischen Mittheilungen schrieb er 1837 über die Zerbster Nicolaikirche, an deren ersten Superintendenten Dr. Theodor Fabricius er 1842 erinnerte, wie er 1848 den Superintendenten Kluge aus dem 18. Jahrhundert

*) Zu Bd. XXXII, S. 492.
**) Zu Bd. XXXII, S. 637.

vorführte, 1853 den ersten Zerbster Gymnasialrector Gregorius Bersmann (vgl. A. D. B. II, 508 wo statt Guid. als Guil. zu lesen ist) und nach Camerarius Vorbild Fürst Georg III. zu Anhalt (vgl. A. D. B. VIII, 595 f.). Aus seiner Amtsthätigkeit liegen sehr erbauliche Zeugnisse vor: Probepredigt und Antrittspredigt 1833, Herzog Franz von Dessau und Orgelweihe 1840, Luther 1846, Sermon de mariage 1851, Synodalrede 1861. Seinem versöhnlichen, allem confessionellen Hader abholden Sinne entsprach seine Christenlehre nach Luther und Melanchthon mit geschichtlicher Einleitung 1860. Vertrautem Umgang mit Friedrich Schneider (vgl. A. D. B. XXXII, 118) entstammt der Text zu dessen Oratorium Gethsemane und Golgatha 1838, sowie manches stimmungsvolle Lied für Chorgesang geselliger Kreise. Glücklich begabt für Poesie wirkte er geschickt mit in Umwandlung unverständlich gewordener Verse werthvoller alter Kirchenlieder bei Erneuung des Zerbster Gesangbuches 1846 (vgl. Litteraturblatt 1855 Nr. 81 ff. zur Darmstädter Kirchenzeitung), bot in Gebet und Lied 1845 eine Sammlung kurzer Andachten und feierte im Liederkranz Licht und Liebe 1847 seinen Lehrer Prof. Wegscheider. Als eine Christgabe erschien 1854 eine Sammlung religiöser Lieder und Gedichte „Vom Herzen zum Herzen“ (4. Aufl. 1859). Seine zuweilen lateinisch verfaßten Gelegenheitsgedichte fanden unbeschränkten Beifall.

F. Kindscher.

Schulenburg*): Friedrich Wilhelm Graf von der S.-Kehnert, geboren am 22. November 1742 zu Kehnert im Magdeburgischen, besuchte die Schule zu Kloster Berge und die Ritterakademie zu Brandenburg, trat 1760 in das Kürassierregiment von Maustein ein und betheiligte sich an den letzten Feldzügen des siebenjährigen Krieges, nahm jedoch bald nach Beendigung desselben infolge der erhaltenen Verwundungen seinen Abschied. Im J. 1767 Landrath des Kreises Salzwedel, 1769 Vicedirector und nach kurzer Zeit Präsident der Kriegs- und Domänenkammer zu Magdeburg, wurde er, erst 28 Jahre alt, von König Friedrich II. am 12. Februar 1771 zum Wirklichen Geheimen Etats- und Kriegs- und dirigirenden Minister ernannt und mit der Verwaltung von Magdeburg, Halberstadt und der westlichen Landestheile (einschließlich Neufchâtel), sowie mit der Leitung des Forst-, Berg- und Hüttendepartements und des Bankwesens beauftragt. Während des Baierischen Erbfolgekriegs verwaltete er als Kriegsminister die Kassen und besorgte die Verpflegung für das Heer. 1782 wurde er Chef der Seehandlung. Nachdem König Friedrich der Große, der ihn und seine Thätigkeit sehr hoch schätzte, ihm bereits 1784 den schwarzen Adlerorden verliehen hatte, wurde er von dessen Nachfolger König Friedrich Wilhelm II. am 2. October 1786 in den Grafenstand erhoben, bald darauf aber (December 1786) nach seinem eigenen Wunsch aus allen Aemtern entlassen und auf seine Güter beurlaubt. Bei dem drohenden Krieg mit Oesterreich im Mai 1790 zurückberufen, übernahm er wieder die Verpflegung der Armee und als Minister im Generaldirectorium die Departements Magdeburg und Halberstadt, sowie die Direction der Bank, der Seehandlung und der Stempelsachen. Am 5. November 1790 erfolgte seine Ernennung zum Generallieutenant der Cavallerie und zum dirigirenden Präsidenten des Ober-Kriegscollegiums; am 1. Mai 1791 trat er mit Alvensleben zusammen in das Cabinetsministerium, d. h. in das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten ein. Bei dem Umschwung der preußischen Politik, der sich in dieser Zeit vollzog, entbehrte seine Haltung der Bestimmtheit und Entschiedenheit, insofern er der Annäherung an Oesterreich innerlich abgeneigt war, ohne doch seiner von der Politik des Königs abweichenden Anschauung entschlossen Ausdruck zu geben. Er begleitete im Sommer 1792 König Friedrich

*) Zu Bd. XXXII, S. 664.

Wilhelm II. an den Rhein, betheiligte sich lebhaft an den zwischen den Verbündeten in Mainz gepflogenen Unterhandlungen, kehrte jedoch, unzufrieden mit dem Gang der Dinge, namentlich mit der Nachgiebigkeit des Königs gegen die französischen Emigranten, schon im Herbst wieder nach Berlin zurück und erbat und erhielt im Februar 1793 seine Entlassung aus dem Cabinetsministerium. Doch behielt er die Leitung der Verpflegung der Armee und war auch an den militärisch politischen Verhandlungen während des Krieges mit Frankreich (z. B. in Kirchheimbolanden, 20. Juni 1794) betheiligt, bis er im J. 1795 sich abermals auf seine Güter zurückzog, von wo aus er indessen noch das Bank-, Lotterie- und Medicinalwesen leitete. König Friedrich Wilhelm III. zog ihn wieder mehr in den Staatsdienst und ernannte ihn 1798 zum Chef der neu eingerichteten General-Controlle der Finanzen und der Ober-Rechenkammer, 1800 zum General-Postmeister und übertrug ihm die Aufsicht über den königlichen Tresor. Im J. 1802 mit der Organisation der sogenannten Indemnitäts-Provinzen beauftragt, wurde er häufig nach Berlin zu entscheidenden politischen Berathungen hinzugezogen. Er nahm Theil an der Berathung über die französischen Allianzanträge in Halberstadt (22. August 1805), sowie an der Conferenz nach dem Durchmarsch der Franzosen durch Ansbach (Berlin, 7. October); er war auch nach der Schlacht von Austerlitz für Aufrechthaltung des Potsdamer Vertrags, veranlaßte jedoch hauptsächlich die rasche Demobilisirung der preußischen Armee, welche zur bedingungslosen Annahme des Pariser Vertrags vom 15. Februar 1806 nöthigte. Im Sommer 1806 organisirte er die Verwaltung des neu erworbenen Kurfürstenthums Hannover. Bei Ausbruch des Krieges von 1806 an Möllendorff's Stelle zum interimistischen Gouverneur von Berlin ernannt, erließ er nach der Schlacht von Jena und Auerstädt die Proclamation, deren Worte „jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht“ ihm eine unglückliche Berühmtheit verschafft haben. Er folgte dem Hofe nach Königsberg und Memel, lehnte aber den ihm übertragenen Vorsitz der Immediat-Friedens-Vollziehungs-Commission ab, worauf er am 6. August 1807 aller seiner Stellungen enthoben wurde. Da seine Besitzungen in dem neuen Königreich Westfalen lagen, so ließ er sich bestimmen, in den westfälischen Staatsdienst zu treten und wurde am 5. Mai 1808 zum Divisionsgeneral und Mitglied des Staatsraths ernannt. Er zog sich indessen bald gänzlich auf seine Güter in Kehnert zurück, wo er am 7. April 1815 starb. S. war drei Mal vermählt (1766 v. Borstel, 1768 v. Klitzing, 1773 v. Arnstedt); sein einziger Sohn Werner Friedrich Achaz, geb. am 17. April 1778, starb ohne Nachkommen am 5. August 1804.

Cosmar-Klaproth, Der preußische Staatsrath. — Danneil, Das Geschlecht der von der Schulenburg. — Hardenberg's Denkwürdigkeiten. — Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. Bailleu.

Schulin *): Philipp Friedrich S., geboren am 27. August 1800 als Sohn eines Advocaten zu Frankfurt a. M., wurde nach beendetem Studium der Jurisprudenz 1821 Advocat in seiner Vaterstadt, trat aber 1825 in den städtischen Archivdienst, der nach jahrelanger Vernachlässigung tüchtiger Kräfte sehr bedürftig war. Seine archivalische Thätigkeit, in der er eine Zeit lang den etwas älteren Dr. Johann Friedrich Boehmer, den bekannten Historiker (s. A. D. B. III, 76 ff.), zum Collegen hatte, war so erfolgreich und zufriedenstellend, daß ihm, nachdem Boehmer die Leitung der Stadtbibliothek übernommen hatte, das Amt des Archivars, allerdings nur als Vicar, allein übertragen wurde. 1833 wurde er Senator und war als solcher besonders am Landverwaltungsamte thätig. Krankheit nöthigte ihn 1861, in den Ruhestand zu treten; er

*) Zu Bd. XXXII, S. 681.

starb am 10. Juni 1874 in Marburg i. H., wo er seine letzten Lebensjahre verbracht hatte. Er veröffentlichte 1827 „Niederländische und Großbritannische Münzgeschichte, nebst den neuen Dänischen Wechselgesetzen“, ferner 1824 „Ueber den 46. Artikel der Frankfurter Wechselordnung“ und 1826 „Einige Bemerkungen zur Frankfurter Wechselordnung“. Eine schöne Frucht zugleich seiner archivalischen und administrativen Beschäftigung mit den Dörfern der freien Stadt Frankfurt sind seine „Collectaneen die Frankfurter Landgemeinden betr.“, die nur handschriftlich im Frankfurter Stadtarchiv vorhanden sind, aber wohl bald im Druck veröffentlicht werden.

Vgl. Euler's Nachruf in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. V, 163 f. R. Jung.

Schulz*): Friedrich Ludwig S., Orientreisender, geboren zu Darmstadt als Sohn des Rittmeisters S., wurde 1815 als Studirender der Theologie und Philosophie an der Universität Gießen aufgenommen, wo er sich später in der theologischen Facultät habilitirte und 1822 zum a. o. Professor in der philosophischen ernannt wurde. Bald darauf begab er sich zur Vertiefung seiner orientalischen Studien nach Paris, wo er bis Ende 1825 blieb. Gleich vertraut mit der türkischen und persischen, wie der arabischen Sprache, vielseitig gebildet und beobachtend, trat S. 1826 mit Unterstützung der französischen Regierung eine Reise nach Persien an, welche leider in Konstantinopel durch den Krieg unterbrochen, und später auf andere als die gewünschten Gebiete abgelenkt wurde, indem S. die Zeit benutzen mußte, um einen Theil von Kleinasien, Armenien und Kurdistan zu besuchen. In den Ruinen von Semiramis (Armenien) fand er eine große Anzahl von alten Inschriften. Im Begriffe, durch Kurdistan nach Jezd vorzudringen, wurde er sammt seiner persischen Militärescorte Ende 1830 zwischen den Dörfern von Basch-Kullah und Perihan-Mihin ermordet. Oberst Macdonald in Täbris, Gastfreund des unglücklichen Reisenden, that vergeblich Schritte, um dessen Papiere wiederzuerlangen und die Schuldigen zu bestrafen.

Originalmittheilungen von der Universität Gießen. — Neuer Nekrolog d. D. VII. 2. Th. Ratzel.

Schulz**): Johann Abraham Peter S., Tonsetzer und Musiktheoretiker, wurde am 31. März 1747 zu Lüneburg geboren. Sein Vater, ein Bäckermeister, ließ ihn trotz dürftigen Verhältnissen die lateinischen Schulen der Stadt besuchen, denn er wollte einen Gottesgelehrten aus ihm machen. Des Knaben eigenwilliger Sinn aber neigte zur Tonkunst, wofür er früh auffallende Begabung zeigte. Da er durch seine Thätigkeit als Discantist der Kirchenchöre und später durch seine Mitwirkung in den Concerten der Musikliebhaber allerlei Beneficia und kleine Einnahmen hatte, beschied sich schließlich der Vater und sorgte dafür, daß dem Jungen auch auf Clavier, Flöte und Violine ein erster Unterricht zu Theil wurde. „Schon in meinem 10. oder 11. Jahre“, so erzählt er selbst, „war ich soweit, daß ich Alles, was ich sah, nach meiner Art vom Blatt singen konnte, aber das genügte mir nicht, ich wollte componiren und componirte ohne zu wissen, wie man einen Accord zusammensetzt“. Aus den Fährlichkeiten solcher Selbstlehre rettete ihn ein Organist, Namens Schmügel, ein Schüler Telemann's, der ihn nicht nur im Orgelspiel anleitete, sondern auch in die Künste des Satzes einführte und ihn bis zum „fugirten Choralpunkt“ förderte. „Schmügel hatte eine artige Sammlung Musikalien von den Neuesten Berlinischen Componisten, die damals in Deutschland für die Meister der Kunst galten; er hatte auch mehrere zu der Zeit in Berlin geschriebene Bücher über Musik und was dazu gehört. Ich ver-

*) Zu Bd. XXXII, S. 741.
**) Zu Bd. XXXII, S. 744.

schlang das alles mit der größten Begierde und war unersättlich in Auftreibung neuer Werke und Bücher. Bach und Kirnberger wurden meine Helden für die praktische, sowie Marpurg für die theoretische Musik.“ Gleichzeitig mit den Grundlagen seiner Kunst gewann S. aus diesen Werken auch ein festes Lebensziel, da er nach den Musikberichten Marpurg's zu der Anschauung kam, daß wohl eine Capellmeisterstelle ihm am besten anstehen möchte. Tag und Nacht verfolgte ihn nun der Gedanke, es bei den Eltern dahin zu bringen, daß sie ihn nach Berlin reisen ließen; unter Anleitung der dortigen „geschickten großen Männer“ hoffte er sich in der Musik so weit zu vervollkommnen, als zur Erreichung seines Zieles nöthig war. Im Frühjahr 1764 ging endlich sein Wunsch in Erfüllung. Mit 10 Thalern in der Tasche reiste er über Salzwedel nach Berlin, wo er vorläufig sich erkundigen sollte, wie er dorten seinen Zweck erreichen und dabei fortkommen könnte, ohne dem Vater allzusehr zur Last zu fallen. Die Auskunft muß gut ausgefallen sein, denn im J. 1765 kam S. zu dauerndem Aufenthalt nach Berlin. Der Rector zum grauen Kloster, wo er sich als Chor- und Kirchensänger hatte einschreiben lassen, verschaffte ihm die ersten Einnahmen; Philipp Emanuel Bach, an den er sich schon von Lüneburg aus gewandt hatte und dem er nun ein fugirtes Trio für 2 Violinen und Baß vorlegte, trat ihm mit seinem Rathe hilfreich bei und empfahl ihn an Kirnberger. Dieser berühmte Theoretiker fand so viel Gefallen an der Begabung des lernbegierigen Jünglings, daß er ungeachtet aller schönen Präludien, Motetten und Fugen, die er ihm von seiner Arbeit vorlegte, mit ihm wieder bei den Anfangsgründen begann und ihn bald auch ganz zu sich ins Haus nahm, damit er alle Zeit auf die Composition verwenden könne. S. selbst berichtet über diese Zeit: „Mit eisernem Fleiße und mit einer gleichen Lust arbeitete ich beinahe drei ganze Jahre lang nach unzähligen Vorschriften im simpeln und figurirten Choralstil, worin K. unerschöpflich war, und ward durch seinen Unterricht allerdings mit allen Künsten des reinen und vielstimmigen Satzes, und des einfachen und doppelten Contrapunkts bekannt. Aber diese zu lang anhaltenden Studien einerlei Art hatten mich unvermerkt in solchem Grade angezogen, daß ich ihre Anwendung auf Producirung eigener Kunstwerke ganz aus den Augen verlor und nun sie zu meiner Hauptbeschäftigung machte. . . . Nur was mir mühsam ausgearbeitet zu sein schien, zog mich an, und daher ward meine ehemals so leichte Schreibart nur mühsam und peinlich. Praktische Musik verlor allen Reiz für mich, weil K. selbst kein sonderlicher Praktiker war und keine Concerte besuchte. Die Orgel, ehemals mein Hauptinstrument, ward hintangesetzt, weil ich schüchtern im Phantasiren geworden war und verbotene Fortschreitungen zu machen fürchtete. Ich hatte, mit einem Worte, durch K.'s Umgang und Unterricht unstreitig an Kenntniß, Theorie und Kritik gewonnen, aber ebensoviel an Genie zur praktischen Hervorbringung eigener Kunstwerke verloren.“ Es war daher für die Weiterentwicklung seiner Naturanlagen nur förderlich, daß er im J. 1768 Berlin verließ, um als musikalischer Begleiter und Lehrer einer polnischen Fürstin Sapieha, der Woiwodin von Smolensk, für längere Zeit auf Reisen zu gehen. Da diese Fahrten ihn nach Oesterreich, Italien und Frankreich brachten, hatte er Gelegenheit, seine künstlerischen Anschauungen an reicher entwickelter Musikpflege zu bilden und unter dem Eindruck des großen zeitgenössischen Musiklebens von den Ueberlieferungen der Berliner Musikschulmeisterei mehr und mehr sich zu befreien. Bestimmte Gluck seine künstlerische Auffassung im allgemeinen, so wirkten dagegen die Schöpfer der französischen komischen Oper, voran Grétry, befruchtend auf seine musikalische Phantasie. Auch Haydn, den er in Esterhaz besuchte, mag nicht ohne Einfluß auf die künftige Entwicklung seines Schaffens geblieben sein. In der Einfachheit der Conception und dem bürgerlichen Grundton der Empfindung zeigt sich S.

dem Vater der Symphonie verwandt, in der Frische der Empfindung, dem Reichthum an Gedanken und der Kraft künstlerischer Gestaltung dagegen steht er so weltenweit hinter ihm zurück, daß es heute unbegreiflich erscheint, wie Reichardt und Gerber es wagen konnten, beide nebeneinander zu stellen.

Im J. 1772 verließ S. den Dienst der Fürstin und nahm bei einem ihrer Verwandten, dem Fürsten Sapieha, Woiwoden von Plock und Unterfeldherrn von Litthauen, eine Stellung als Capellmeister an. Da ihm indessen weder der Aufenthalt in dem weltabgelegenen Dorfe Deveczyn, der Residenz des Fürsten, noch seine amtlichen Verpflichtungen zusagten, verließ er nach einem halben Jahre seinen Posten und kehrte 1773 nach Berlin zurück. Kirnberger empfing den Lieblingsschüler mit offenen Armen; er war eben an einer Arbeit, bei der ihm die leichtere Feder und die gefällige Darstellungsgabe des jüngeren Kunstgenossen sehr förderlich sein konnten. So machte er S. zu seinem Mitarbeiter an den musikalischen Artikeln der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste“, die sein Freund J. G. Sulzer seit dem J. 1771 herauszugeben begonnen hatte, ja vom Buchstaben S. ab übertrug er ihm diese Arbeit völlig. S. selbst schrieb später über diese ersten Versuche in der Aesthetik: „Ich that, was ich konnte, hatte aber doch zu solcher Arbeit nicht die erforderlichen Kräfte; daher theils so manches Unvollständige, daher u. A. auch das harte Urtheil über Pergolesi's berühmtes Stabat mater, das damals noch weniger das Meinige sein konnte, als es jetzt bei reiferer Einsicht das Meinige geworden ist. Es war das Urtheil Kirnberger's, unter dessen Namen ich schrieb oder doch zu schreiben glaubte.“ In einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältniß zu Kirnberger, dessen theoretisches Material er verarbeitete, steht S. in dem Buche: „Die wahren Grundsätze zum Gebrauch der Harmonie, darin deutlich gezeigt wird, wie alle möglichen Accorde aus dem Dreiklang und dem wesentlichen Septimen-Accord und deren dissonirenden Vorhälten herzuleiten und zu erklären sind, als ein Zusatz zu der Kunst des reinen Satzes in der Musik. Berlin und Königsberg 1773.“ Diese Schrift, obwohl aus Schulzens Feder, erschien unter Kirnberger's Namen und der bescheidene Mann hielt es für Recht und Ehre, daß der verehrte Lehrer dies „geschehen ließ“.

Auf ganz andere Bahnen drängte den jungen Musiker aber bald nach seiner Rückkehr in die preußische Hauptstadt das Leben. In kurzer Zeit ward er einer der gesuchtesten Lehrer im Gesang und Clavierspiel und machte sich sowohl in der höheren Bürgergesellschaft als bei Hofe einen so guten Namen als gewandter und tüchtiger Musikus, daß ihm 1776 die Stellung eines Musikdirectors beim königlichen französischen Theater angeboten wurde. S., der Lehrerqual müde, übernahm das neue Amt mit Eifer und Liebe und bewährte sich auch hier so trefflich, daß die Kronprinzessin ihm, als beim Beginn des Bairischen Erbfolgekrieges das französische Schauspiel verabschiedet wurde, die Leitung ihres Privattheaters anvertraute, „worin sie selbst in Gesellschaft von lauter Damen unter S.'s Leitung anfangs kleine, zuletzt immer größere französische Operetten aufführte. Hier hatte ich, erzählt S., alle Hände voll zu thun, da ich allein mit allen diesen Personen die Rollen einstudiren mußte, zu dem Ende täglich Versammlungen bei der Kronprinzessin stattfanden. Nach Endigung des Krieges ging diese Uebung noch selbst in Potsdam fort, wo ich zu diesem Ende drei Tage in jeder Woche zubringen mußte.“ Diese andauernde Beschäftigung mit der Bühne hat auch Schulz' schöpferische Fähigkeiten aus ihrer jahrelangen Erstarrung wieder geweckt; am 26. Mai 1775 wagte er mit dem dreiactigen Singspiel „Clarisse oder das unbekannte Dienstmädchen“ auf dem Döbbelin'schen Theater zu Berlin seinen ersten Versuch als Operncomponist und ebenfalls in die zweite Hälfte der siebziger Jahre muß die Abfassung einer komischen Oper „le barbier de Séville“ fallen, aus der die erste Sammlung Schulz'scher Lieder vom J. 1779

Proben enthält. Noch reger wurde diese Thätigkeit, als Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, den jungen Tonkünstler, dessen ersprießliches Wirken er beobachtet hatte, zum Capellmeister seines großen französischen Theaters in Rheinsberg ernannte. S. trat diesen Dienst am 1. April 1780 an und brachte während der Zeit von 7 Jahren, da er ihn versah, nach seiner eigenen Aussage alle Gluck'schen, Piccini'schen und Sacchini'schen großen Opern und eine große Menge der besten französischen Operetten aufs Theater. Erwägt man, daß die Berliner königliche Oper erst 1795, also über ein Jahrzehnt später, die ersten Aufführungen Gluck'scher Opern wagte, so erscheint Schulz' Beginnen als der erste, kühne und verdienstliche Versuch, der neuen Kunst auch im nördlichen Deutschland Bahn zu brechen, doppelt verdienstlich, weil die tonangebenden Musikkreise und einflußreiche höchste Herrschaften, wie z. B. die Prinzessin Amalia, der neuen Richtung feindlich gegenüberstanden. Diese That zeigt, daß S. den Einfluß Kirnberger's und die Vorurtheile einer anerzogenen Aesthetik überwunden hatte. Zeuge dessen sind in ihrer Anlage und ihrem Charakter auch die dramatischen Musikwerke, die er für das von ihm geleitete Rheinsberger Operntheater schrieb; zunächst 1782 das Singspiel: La fée Urgèle ou ce qui plaît aux dames, nach einem Texte, den Favart aus einem Märchen von Voltaire für Duni geschrieben hatte, dann die Musik zu den Chören in „Athalie" von Racine, die 1786 die erste Aufführung erlebten und endlich nach einem von Sedaine verfaßten Libretto die Oper „Aline, reine de Golconde", die 1790 im Druck erschien.

Das Eigenartigste und Bedeutendste, was S. in dieser Blüthezeit seiner Kraft geschaffen, sind die Lieder. Nachdem er bereits 1779 ein Heft „Gesänge am Clavier" veröffentlicht, das neben deutschen Liedern auch noch französische und italienische Stücke enthielt, ließ er im J. 1782 das Liederwerk erscheinen, das seine besondere Art und Auffassung des Liedes zum ersten Mal voll ausgeprägt zeigt. Es sind dies die „Lieder im Volkston beim Clavier zu singen", die vom J. 1785 an in vermehrter Sammlung unter dem kürzeren Titel „Lieder im Volkston" erschienen. Die drei Bände dieses Liederschatzes mit ihren 114 Gesängen sind es, die heute ihres Schöpfers Bedeutung in der Musikgeschichte bestimmen, denn sie bezeichnen einen bedeutsamen Schritt in der Entwicklung des deutschen Liedes. S. ist einer der ersten, die mit Glück ihre Melodien nicht frei zu erfinden, sondern gewissermaßen aus dem Rhythmus und der Sprachmelodie zu entwickeln suchten, und wenn auch über diesem Bestreben die volle, formbildende Kraft der Phantasie lahmgelegt wurde, so daß manche dieser Lieder in der Erfindung dürftig erscheinen, so ist doch nicht zu verkennen, daß Dichtung und Tonsatz darin eine so feste Einheit bilden, wie dies bei früheren Liedersetzern nur ausnahmsweise der Fall war. Ueber die Grundsätze und Absichten, die ihn bei der Composition seiner Lieder leiteten, hat sich S. in der Vorrede zu seiner großen Sammlung ausgesprochen. „In allen diesen Liedern", schreibt er dort, „ist und bleibt mein Bestreben, mehr volksmäßig als kunstmäßig zu singen, nämlich so, daß auch ungeübte Liebhaber des Gesanges, sobald es ihnen nicht ganz und gar an Stimme fehlt, solche leicht nachsingen und auswendig behalten können. Zu dem Ende habe ich nur solche Texte aus unseren Liederdichtern gewählt, die mir zu diesem Volksgesange gemacht zu sein schienen und mich in den Melodien selbst der höchsten Simplicität und Faßlichkeit beflissen, ja auf alle Weise den Schein des Bekannten darein zu bringen gesucht, weil ich es aus Erfahrung weiß, wie sehr dieser Schein dem Volksliede zu seiner schnellen Empfehlung dienlich, ja nothwendig ist. In diesem Schein des Bekannten liegt das ganze Geheimniß des Volkstons . . . . . Denn nur durch eine frappante Aehnlichkeit des musikalischen mit dem poetischen Ton des Liedes, durch eine Melodie, deren Fortschreitung sich nie über den Gang des Textes erhebt, noch

unter ihn sinkt, die wie ein Kleid dem Körper, sich der Declamation und dem Metro der Worte anschmiegt, die außerdem in sehr sangbaren Intervallen, in einem, allen Stimmen angemessenen Umfang und in den allerleichtesten Modulationen fortfließt und endlich durch die höchste Vollkommenheit der Verhältnisse aller ihrer Theile, wodurch eigentlich der Melodie diejenige Rundung gegeben wird, die jedem Kunstwerk aus dem Gebiete des Kleinen so unentbehrlich ist, erhält das Lied den Schein, von welchem hier die Rede ist, den Schein des Ungesuchten, des Kunstlosen, des Bekannten, mit einem Wort, des Volkstons, wodurch es sich dem Ohr so schnell und unaufhörlich zurückkehrend einprägt. Und das ist doch der Endzweck des Liedercomponisten, wenn er seinem einzig rechtmäßigen Vorsatz, bei dieser Compositionsgattung, gute Liedertexte allgemein bekannt zu machen, getreu bleiben will.“ So wurde S. der musikalische Interpret der Hainbunddichter und ihrer Geistesverwandten. Die lebensfrischen Lieder Bürger's, die volksmäßige Derbheit Vossens, die sinnige Einfachheit des Wandsbecker Boten fanden in ihm den ersten und auch den besten musikalischen Darsteller, und seine Weisen, die als willkommene Beilagen dem Göttinger Musenalmanach beigeheftet waren, trugen viel zur weitesten Verbreitung dieser Gedichte bei und sicherten ihnen später in der Schulstube noch eine letzte Zufluchtsstätte; schon im J. 1811 wurde in der Allgemeinen musikalischen Zeitung auf das Schulgemäße der Lieder von S. hingewiesen und in Schulliederbüchern haben sich einzelne davon bis auf den heutigen Tag zu behaupten gewußt.

Die schöne, schaffensfrohe Rheinsberger Zeit wurde S. schließlich durch die Einmischung seiner musikalischen Gegner arg getrübt. Die Prinzessin Amalie, die in dem Lieder componirenden Schüler Kirnberger's naturgemäß einen Abtrünnigen erblickte, gab ihm ihr allerhöchstes Mißfallen an seinen Tonwerken in so grober und anmaßender Form kund, daß der bescheidene Musikus darüber sich tief gekränkt fühlen mußte. Auf sein Gesuch, ihr die seiner Zeit viel gerühmten Chöre zur „Athalie“ widmen zu dürfen, antwortete sie ihm: „Ich stelle mir vor, Herr Schulz! daß er sich versehen, und statt seiner Arbeit Mir das Musikalische Notengekläckere seines Kindes geschickt hat, dieweil Ich nicht die allergeringste wissenschaftliche Kunst darin bemerket, hingegen von Anfang bis zu Ende durchgängig fehlerhaft sowohl in dem Ausdruck, Sinn und Verstand der Sprache, als auch in dem Ritmus. Der Modus contrarius ganz hintenangesetzt, keine Harmonie, kein Gesang, die Terze ganz ausgelassen, kein Ton festgesetzt, man muß rathen, aus welchem es gehen soll, keine kanonische Nachahmungen, nicht den allergeringsten Contrapunkt, lauter Quinten und Octaven, und das soll Musik heißen.“ Bei so geringer Werthschätzung seiner Thätigkeit und so dünkelhafter Behandlung erscheint es begreiflich, daß S. im J. 1787 dem Ruf des Königs von Dänemark folgte und sich in Kopenhagen niederließ, wo er mit einem Gehalt von 2000 Thalern das Amt eines Capellmeisters übernahm. Unter angenehmen dienstlichen Verhältnissen und günstigen Vorbedingungen für eine künstlerische Wirksamkeit verblieb S. beinahe 8 Jahre in dieser Stellung und entfaltete dabei in Oper und Concertsaal eine rege Thätigkeit. Zunächst brachte er mehrere seiner früheren Opern in dänischer Uebersetzung, meist von seinem Freunde C. F. Cramer besorgt, auf die Bühne, dann schrieb er im besonderen für das Kopenhagener Theater die Singspiele: „Höst-gildet“ (das Erntefest), „Indtoget“ (der Einzug) und „Peter's Bryllup“ (Peter's Hochzeit). Daneben aber wandte er sich nun mit großem Eifer der geistlichen Musik zu; es entstand das Oratorium „Maria und Johannes“ (Kopenhagen 1789), ferner „Christi Död“ (Dichtung von Baggesen) 1792, das Passionsoratorium „Frelseren's sidste Stund“ (des Erlösers letzte Stunde) und eine ganze Reihe Hymnen, Cantaten und Motetten, zum Theil nach Worten seiner Freunde Thaarup und Heiberg,

die später auch ins Deutsche übersetzt wurden und in deutschen Concertvereinen, z. B. der Singakademie in Berlin zur Aufführung gelangten. Als eine besonders glückliche Schicksalsfügung bezeichnet S., daß es ihm vergönnt war, in dieser Kopenhagener Zeit eine Wittwenkasse für die Musiker zu gründen, deren Capital aus dem Ertrage seiner Oratorien gebildet wurde, und daß er in Christoph Ernst Friedrich Weyse (1774—1842) einen Schüler erziehen durfte, von dessen Zukunft er sich Großes versprechen konnte. Wie regsam sein Geist überhaupt damals war, beweisen auch seine Bestrebungen um eine neue, bequemere Notenschrift, die ihn zu einer eigenen Chiffern-Tabulatur führten, in der er dann auch sein Oratorium „Maria und Johannes" veröffentlichte, sowie seine „Gedanken über den Einfluß der Musik auf die Bildung des Volkes und über deren Einführung in die Schulen der k. dänischen Staaten" 1790. Auch seiner Beiträge zu E. L. Gerber's Lexikon der Tonkünstler (1791 f.) und später zur „Allgemeinen musikalischen Zeitung" soll hier gedacht werden.

Krankheit allein konnte S. zwingen, vor der Zeit den ihm liebgewordenen Wirkungskreis zu verlassen. Schon in Rheinsberg hatten sich Anzeichen von Schwindsucht bemerklich gemacht; sie wiederholten sich im Februar 1794 nach den Aufregungen des Schloßbrandes, aus dem S. die Musikschätze gerettet hatte. Bluthusten und Schwindelanfälle befielen ihn. „Bei der Ausarbeitung der Trauercantate für die Erbprinzessin (Sophie Friederike) überfiel mich eine heftige Brustkrankheit, die durch die heftige Kälte in der Kirche von Roeskilde, wo die Beisetzung der im Dec. 1794 verstorbenen Erbprinzessin geschah, in solchem Grade vermehrt wurde, daß ich auf die Erklärung meines Arztes mich genöthigt sah, um meine Entlassung anzuhalten, um mich in ein milderes Klima zu begeben. Der König bewilligte mir solche mit Zweidrittel meines Gehaltes als Pension, zu verzehren, wo ich wolle." Unter solchen Umständen entschloß sich S., dem Rath des Arztes zu folgen und schiffte sich im Herbst 1795, nachdem er den Sommer in Eutin bei Voß und im Hamburgischen zugebracht hatte, nach Portugal ein. Widrige Winde und Stürme trieben aber unglücklicherweise das Schiff nach Norden und der leidende Tonsetzer mußte den strengsten Theil des Winters an der norwegischen Küste, in Arendal zubringen. Da er dies überstanden, verzichtete er auf die Cur im Süden und reiste mit seiner Familie im Sommer 1796 nach der Mark zurück. Den Winter 1796/97 verbrachte er in Berlin, den Sommer darauf in Rheinsberg, immerfort kränkelnd und arbeitsunfähig. Er starb am 10. Juni 1800 im Bade Schwedt. Den ersten biographischen Nachruf widmete ihm bald darauf sein Freund J. F. Reichard in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung". Bruchstücke seiner Autobiographie haben Ledebur vorgelegen, der sie in seinem Tonkünstlerlexikon Berlins (Seite 528 ff.) zu einem Ganzen zu vereinigen suchte. Außerdem sind zu vergleichen: Gerber, Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler, III. Theil 1813 (Seite 142—158) mit eigenen Mittheilungen von Schulz und Hans Georg Nägeli in der „Allg. mus. Zeitung" 1811 S. 629 ff. Ein Verzeichniß der Werke giebt Ledebur, Tonkünstlerlexikon S. 533—37.

Heinrich Welti.

Schulze*): Franz Ferdinand S., Professor der Chemie in Rostock, wurde am 17. Januar 1815 in Naumburg a. S. geboren. Er war der zweite Sohn eines geachteten Handwerkers daselbst, mußte aber schon im 10. Lebensjahre sein elterliches Haus mit dem eines kinderlosen Oheims, des Rectors Joh. Daniel S. am Gymnasium zu Duisburg a. Rhein vertauschen, welcher die Erziehung des Knaben fortan leitete und ihn auch mit sich nach Meißen nahm, wohin er an die Fürstenschule St. Afra berufen wurde. 1832 absolvirte S. das

*) Zu Bd. XXXII, S. 768.

Abiturientenexamen in Naumburg, wo er auch seine letzten Schuljahre zugebracht hatte. Von dem Studium der Theologie ging er in Leipzig bald zu dem der Philologie und der Naturwissenschaften über. Insbesondere war es die Zoologie, welche sein Interesse in Anspruch nahm und ihn dazu veranlaßte, drei Semester später nach Berlin überzusiedeln, um den berühmten Lichtenstein zu hören. Seine Arbeit „De planariarum vivendi ratione et structura penitiore“, eine von der Akademie der Wissenschaften gestellte Preisfrage behandelnd, trug ihm die volle Anerkennung dieser Corporation, sowie den Doctorgrad der philosophischen Facultät ein. Gleichzeitig aber hatte er sich auch in der Chemie derartige Kenntnisse erworben, daß er bei seiner Bewerbung um die vacante Assistentenstelle in Eilhard Mitscherlich's Laboratorium Anderen vorgezogen wurde. Wenn sich S. nun zwar vorzugsweise dieser Wissenschaft zuwandte, so hat er doch niemals das Interesse für die organische Natur verloren; vielmehr legen hiervon zahlreiche pflanzen- und thierphysiologische Untersuchungen Zeugniß ab, insbesondere die so wichtigen in Pogg. Ann. veröffentlichten Versuche über die generatio aequivoca. Es war zumal die Agriculturchemie, eben damals durch Liebig in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gestellt, welcher S. seine Lebensarbeit widmete.

Als Lehrer der Chemie und Physik an die neu begründete Staats- und landwirthschaftliche Akademie zu Eldena berufen, habilitirte er sich gleichzeitig im J. 1837 als Privatdocent für Chemie und Technologie an der nahen Universität Greifswald, wo er alsbald zum außerordentlichen Professor für diese Fächer ernannt wurde. Hier hat S. bis zum Jahre 1850 überaus segensreich gewirkt. Aus einem großen Kreise von Zuhörern, welche seinen fesselnden Vorträgen lauschten, sind eine ganze Reihe tüchtiger Schüler hervorgegangen. Sein Lehrbuch der Chemie für Landwirthe, die unorganische Chemie enthaltend, welches im J. 1846 in Leipzig erschien, sowie eine größere Anzahl chemischer und pflanzenphysiologischer Abhandlungen entstammen dieser Zeit.

Einem Rufe als ordentlicher Professor für Physik, Chemie und Pharmacie folgte S. im Frühjahr 1850 nach Rostock. Hier harrte seiner eine vielseitige Thätigkeit. Die in Eldena begonnenen sorgfältigen agriculturchemischen Untersuchungen wurden fortgesetzt, zumal führten seine Aschen- und Bodenanalysen u. a. zu der Ausarbeitung und Vereinfachung wichtiger analytischer Methoden; dem ersten Bande der Chemie für Landwirthe, welcher eine zweite Auflage erlebte, folgte 1860 der zweite, die organische Chemie enthaltend. Als Lehrer an der Universität, als Assessor des concilium arctius, als Director des chemischen Laboratoriums, des physikalischen Cabinets, als Mitglied der Bibliothekscommission, der mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft, der Prüfungsbehörde für das höhere Schulamt, der Medicinalcommission, als Referent für Hygiene bei der medicinischen und als Vorsitzender der pharmaceutischen Prüfungscommission, stellte er sich opferwillig in den Dienst der Universität, der Stadt und des Landes. Mit ganz besonderer Hingabe aber war er für das Gedeihen des mecklenburgischen patriotischen Vereins als dessen mehrjähriger Director, wie für die Entwicklung der Gewerbeschule in Rostock thätig, an welcher er viele physikalische und chemische Vorträge hielt. Der Rostocker Gartenverein und die Controllstation für agricultur- und handelschemische Untersuchungen verdanken ihm ihre Entstehung.

Für diese rastlose Thätigkeit erntete S., obwohl er nicht darnach suchte, begreiflich die vielseitigste Anerkennung. In der zwiefachen Wahl zum Rector der Universität, in der Ehrenpromotion zum Doctor der medicinischen Facultät, in der Uebertragung des Preisrichteramtes auf der internationalen Gartenbauausstellung zu Hamburg 1869 und in der Zuziehung zur Ausarbeitung der

neuen deutschen Reichspharmakopöe durch das Reichskanzleramt spricht sich diese Anerkennung, das Vertrauen und die Beliebtheit, welche er bei Mitbürgern und Behörden genoß, zur Genüge aus.

S. war zweimal verheirathet; seine erste Gattin Charlotte, Tochter des Rentiers Sydow zu Charlottenburg, mit welcher er 1839 zu Eldena einen Hausstand begründete, verlor er nach elfjähriger Ehe. Im Jahre 1852 vermählte er sich mit Mathilde von Langermann, Tochter des Gutsbesitzers Major v. L. Von zwei Söhnen aus erster Ehe überlebte ihn der ältere Franz Eilhard S., der jetzige Director des zoologischen Instituts zu Berlin, welcher noch von 1865 bis 1873 als Professor der Zoologie College des Vaters in Rostock war und kurz vor dessen Tode an die Universität Graz berufen wurde.

Dem thatenreichen Leben des Vaters machte eine Lungenentzündung am 14. April 1873 ein Ende.

Vergl. Ber. d. d. chem. Ges. Bd. IV, 1873, S. 775 (A. Bannow), und Poggendorff, Handwörterbuch II, 865. B. Lepsius.

Schulze*): Josephine S. (auch Schulz), geborene Killitschky, eine namhafte Sängerin der Berliner Spontinizeit, erblickte das Licht der Welt zu Wien ums Jahr 1790. Die Ausbildung ihrer bedeutenden Naturanlagen soll Salieri geleitet haben. Im J. 1810 glänzt die Zwanzigjährige als erste Sängerin am Breslauer Theater. Von dort meldet ein Berichterstatter an die Allgemeine musikalische Zeitung über sie: „Sie ist ein junges, sehr vortheilhaft gebildetes, blühendes Mädchen mit einer vollen, schönen, metallreichen Stimme, reiner Intonation und gutem Vortrag nach italienischer Weise. Sie umfaßt zwar nur zwei Octaven, vom c′—c‴. Hier sind aber auch alle Töne rein und schön . . . Sie versteht, ihre schöne, von Natur sehr starke Stimme vortrefflich zu mäßigen, so daß sie zu tragende Stellen, auch Passagen mezza voce sehr zart, lieblich und fertig vorträgt, dann aber, wo es gilt, mit ganzer voller Stimme selbst durch das Forte des Orchesters dringt, ohne daß ihr Ton darum gellend oder schneidend würde". Nach mehrfachen Gastspielen an der Berliner Oper in den Jahren 1810 und 1811 wurde sie daselbst im J. 1813 engagirt und trat als Julia (Vestalin) ihre Stellung an. Die Tüchtigkeit ihrer Ausbildung, um die sich in Berlin auch noch Righini bemüht hatte und namentlich die Kraft und Ausdauer ihrer Stimme machten sie zu einem der nützlichsten Mitglieder des Opernpersonals und besonders Spontini, der im J. 1820 zum selbstherrlichen Machthaber im Opernhause wurde, wußte Madame S. zu schätzen, die sich willfährig allen Anstrengungen, die er seinen Sängern zumuthete, unterzog. So trat denn auch die frühere Bravoursängerin mehr und mehr zum heroischen Fach über. Sie sang Spontini's Obervestalin, Olympia, Zelia, Amazili, Constanzia; bemerkenswerth ist, daß sie auch die erste Darstellerin der Eglantine in Weber's Euryanthe auf der Berliner Bühne war (1825). Für ihre vorzügliche Gesangsbildung spricht es, daß sie auch später neben solchen Rollen des schweren dramatischen Stils die schwierigsten Aufgaben des verzierten Gesanges zu bewältigen vermochte; 1819 finden wir sie noch als Vertreterin der „Königin der Nacht" und der „Constanze" (Entführung) verzeichnet. Im J. 1831 ließ sie sich in den Ruhestand versetzen. Sie starb, hochbetagt, am 1. Januar 1880 zu Freiburg im Breisgau.

Vgl. Ledebur, Tonkünstlerlexicon Berlins S. 537 f. — Küstner, Album des königl. Schauspiels und der königl. Oper zu Berlin von 1796—1856. Berlin 1858.

Heinrich Welti.

---

*) Zu Bd. XXXIII, S. 18.

Schumann*): Valentin S. wurde zu Leipzig, gewiß am Ende des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts geboren. Er war ein (jüngerer) Sohn des gleichnamigen Leipziger Buchhändlers und -Druckers (s. A. D. B. XXXIII, 57—59), der 1542 in keineswegs glänzenden Verhältnissen starb. Schumann's Bruder Joachim führte das Geschäft noch fort, bis 1545 das Haus verkauft wurde oder verkauft werden mußte; das bekannte Valentin Schumann'sche evangel. Gesangbuch von 1539 (1540, 1542) erschien noch 1543 in 4. Aufl. bei Joachim S. (Exemplar in der Hamburger Stadtbibliothek). S. selbst war in Leipzig aufgewachsen und erzogen und bewahrte seiner Vaterstadt, deren reges öffentliches, gewerbliches und Verkehrsleben sein lebhaftes Naturell vielseitig anregte, später in der unfreiwilligen Abwesenheit ein treues und dankbares Gedächtniß. Seine sächsische Landsmannschaft hat er in Süddeutschland nie verleugnet, wohin er nämlich schon früh kam, jedenfalls bevor er politisch selbständig denken gelernt hatte und überhaupt ein fertiger Mensch geworden war. S. hatte die Schriftgießerei erlernt und möglicherweise noch vor der Auflösung der väterlichen Officin für sie gearbeitet. Dann zog er aber bald auf Wanderschaft und hielt sich im wesentlichen im Süden und Südwesten des Reiches auf; in Franken, in Nürnberg, in Augsburg, in württembergischen Reichsstädten, in Basel war er augenscheinlich in Stellung, mag wohl auch tiefer in die Schweiz gestreift und die französische Grenze überschritten haben, bis er in Nürnberg zwischen 1550 und 1558 Rast machte. 1542 und 1543 hat er als Landsknecht in Ungarn mit gegen die Türken gefochten. Er hat auf diesen Fahrten mit scharfem Auge mancherlei Vorgänge und Zustände geschaut, auch Lücken seines Wissens gefüllt. Gern hätte S., der 1533 mit Joachim S. in Leipzig immatriculirt wurde, einen gelehrten Beruf ergriffen, aber der gerade in sein Jünglingsalter fallende Niedergang des väterlichen Unternehmens scheint die Wahl eines Handwerks, das rasch zu Brot führt, erzwungen zu haben, was ihn ‚offt hat ubel gerawen'. S. hat sich trotzdem eine Ueberdurchschnittsbildung erworben, wenigstens eine in jenem freilich viellesenden Zeitalter achtenswerthe Bücherkenntniß. Genau beherrschte sein ehrlich frommes Gemüth die Bibel, die ihm häufig als untrügliche Beweisinstanz dient, Livius und Ovid stellten ihm Beispiele der Vorzeit, besonders aber war er in den weiten Gefilden der romantischen Novellistik des Spätmittelalters und der Reformationszeit bewandert und bezog hier in der humanistischen Schwanklitteratur die Stoffe der eigenen Schriftstellerei. Von Werken wirklicher Vorgänger nennt er namentlich „Rollwagen, Schimpff vnnd Ernst, Schertz mit der Warhait, Rast-Büchlein, Wegkürtzer", citirt einmal als Typus den „Vlenspiegel", bringt eine Unterhaltung zwischen einem Ehepaar über ein „Büchlein, das heyßt deß Ehelichen Ordensspiegel", u. s. w. Seine Lieblingsberichterstatter für „schöne vnnd liebliche Historien" zählt er einmal hintereinander auf, wobei er gleich beifügt, daß er nicht wage, sich mit jenen „wolerfahrnen Geschichtschreybern vnnd Studiosi" zu messen. Gleichwohl habe er, da er von Jugend auf Lust und Liebe zur „Poeterey" gehabt, beim ersten verfügbaren Zeitpunkte und Anlasse theils früher theils neuerdings gehörte „Fablen vnnd Hystorien" nacherzählt. Als zweite Entschuldigung für den Abstand von seinen Vorbildern führt er ein ander Mal an: „ich bin noch nicht gar wol gegründet vnd gefasset, Teutsche Historien zu schreiben, das macht mein wunderbarliche sorg vnd angst." Die anspruchslose Selbstkritik seiner Schriftstellerei, deren Ausgang ohne Zweifel materielle Noth, deren Zweck laut Buchtitel bloß Zerstreuung für den Abend und leichte Unterhaltung auf der Reise war, kennzeichnet die ganze Art des Mannes selbst. Denn der angeborenen Harmlosigkeit und gutmüthigen Laune

*) Zu Bd. XXXIII, S. 59.

entsprangen Schumann's wohl wenig hausväterische Lebensgrundsätze mit ihrem Anstrich von Leichtsinn und Vergnügenstrieb, die allenthalben durch die persönlichen Jeremiaden und die ausgelassenen Späße durchschimmern; sie haben gewiß sein „Vnglück" geschaffen, insbesondere den Ausschlag zu dessen Hauptstoß gegeben, als er in der Unüberlegtheit einer Zechstunde falschen Freunden gegenüber allzu offenherzig gestand, was er über seine Ehehälfte meine und was er hinter ihrem Rücken treibe. S. bejammert seine Lage oft und stark genug, bald mit unverhülltem Klagewort, bald versteckter in den allgemeinen Schlußgedanken lehrhaft zugeschnittener Geschichten. Welcher Gestalt aber sein Verhängniß eigentlich war, läßt sich nirgends mit voller Deutlichkeit ersehen. Schumann's Frau scheint, wahrscheinlich als Inhaberin einer leidlichen Mitgift, die Schlüssel in fester Hand gehalten zu haben und, als der von der Xanthippe nicht gefesselte Springinsfeld einmal gar über den Strang haute, ihm Ende November 1558 kurzab die Thüre gewiesen zu haben. Sein Verleger und Drucker, Gabriel Heyn der Jüngere in Nürnberg, nahm sich Schumann's freundschaftlich an; doch war hier seines Bleibens nicht lange mehr. Anfang Februar 1559 schreibt er Heyn's Gattin, einer feinen und gebildeten Dame, seine Bearbeitung des Magelone-Romans wohl noch von Nürnberg aus zu. Am 25. März scheint er in Augsburg vorübergehend wohnhaft zu sein, wo er seinem Landsmann Erhart Hüller aus Plauen, einem höheren Angestellten des dortigen Buchhändlers Jörg Wüller, den 2. Band seiner Schwanksammlung widmet. Gegen Ende der bezüglichen Blätter bemerkt er: „ich wils Gott auff den dritten tage Aprylis von hinnen, vnnd an einem andern ort, mich auch ein zeyt halten, vnd bleyben, biß mein sach besser, oder gar böser werde". Dies die letzte lebensgeschichtliche Aeußerung über den begabten und geplagten Litteraten, über dessen fahrendes Dasein nur die drei — von Dankbarkeit und erneuter Noth dictirten — Widmungen in den beiden Bänden seiner einzigen, in wenigen Exemplaren überlieferten literarischen Arbeit, des im ersten Viertel von 1559 zu Nürnberg gedruckten „Nachtbüchlein", bis zu den Daten der drei Unterschriften das wenige Wesentliche halbwegs thatsächlicher Angaben gewähren. Dazu kommen einige eingestreute Andeutungen innerhalb der Erzählung und mancherlei was ziemlich klar zwischen den Zeilen zu lesen ist, doch sammt und sonders mit Vorsicht zu prüfen. Schumann's weitere Schicksale liegen in völligem Dunkel. Trog ihn sein Hoffen auf eine Wendung seines Looses? Sicherlich starb er bald als einfacher Schriftgießergehilfe einer südwestdeutschen Officin. Mitteldeutschland und die bairischen Lande waren ihm verleidet, und hätte er länger gelebt, so wäre seiner Freude an belletristischer Darstellung sogar in düsteren Tagen eine neue Frucht (vgl. II, 188 b und 194 b) entsprossen, von der noch ein Hinweis jüngerer begünstigterer Genossen melden könnte, wie z. B. S. selbst, Fischart und die lateinischen Facetien des ausgehenden 16. und des anhebenden 17. Jahrhunderts seine Zeit- und Geistesgenossen Frey, Montanus, Lindener u. a., deren lebensgeschichtliche Einzelheiten ebenfalls gänzlich verschollen sind, mit dem Namen oder dem der Werke erwähnen.

Die völlige Vergessenheit, der S. anheimfiel, die selbst im Kreise der Litteraturkundigen bis in unsere Zeit anhält, darf auch den nicht wundern, der sieht, wie wenig schüchtern binnen kurzem mehrere Bücher derselben Richtung als seine litterarischen Rechtsnachfolger auftraten, ohne an ihn zu erinnern. Allerdings galt damals ja im betreffenden Schriftthume der Standpunkt des lachenden Erben fast unangefochten, und S. selbst verfuhr bei Herstellung seiner Sammlung nicht mit größerer Scheu. Deren Reclametitel widerspricht einer solchen Auffassung vom Recht in Preßerzeugnissen nur scheinbar. Er heißt (nach dem Exemplar der Stadt-Bibliothek zu Leipzig Po. R. 171 α): 1) „Nachtbüchlein, der

Erste theyl. Darinnen vil seltzamer, kurtzweyliger Hystorien vnd Geschicht, von mancherley sachen, schimpff vnd schertz glück auch vnglück, zu Nacht nach dem Essē, oder auff Weg vnd Strassen, zulesen, auch zu recitiern begriffen, allen denen zu Lieb vnd gunst, die gern schimpflich bossen, lesen oder hören, vormals nye im Truck außgangē, vn̄ jetzt durch Valten Schumann, Schrifftgießer, der Geburt von Leyptzig, beschriben." 2) „Nachtbüchlein der Ander thail. Neun vnd zweintzig Schöner Hystorien, von Kriegen, Liebe, Frewd Layd, Angst, Noth, Vntrew, vnd sonst mancherley gutte Bossen, darunder fünff grober Zotten, doch gantz kurtzweillig zulesen, auff Weg vnd Strassen, zu recitieren, vnd zu erzölen, auch bey Gastungen, vn̄ sonst Gesellschafften, vormals nye im Truck gesehen, vnd jetzt mit vil gutten schwencken beschriben, durch Valten Schumañ schrifftgiesser, der Geburt von Leiptzig." (Der realistische Titelholzschnitt, der wohl ohne bestimmtere Bezüge die Hauptelemente des Stoffkreises vorführen soll, stimmt auf beiden Bänden überein). — Die Quellen und Parallelen der Schumann'schen Novelletten untersuchen: L. Fränkel, Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. V, 457—80; Bolte in seiner Ausgabe. Außer den paar guten Nachweisen Goedeke's war bis dahin darüber nichts Förderliches gesagt worden. Die vermuthlichen Beziehungen Schumann's zu Hans Sachs und Nicodemus Frischlin waren noch unaufgedeckt, ja sogar seine Abhängigkeit von älteren bekannten typisch ausgeprägten Motiven war nicht festgestellt. Bobertag, der allein S. einer längeren Aufmerksamkeit würdigte, hat für die Abgrenzung seiner stofflichen Eigenart ebenso wenig geleistet, wie für die der stilistischen. Denn S. verdient ein tieferes Eingehen auf die Erzeugnisse seiner redlichen Bemühung. Trotz seines Ergötzens an mancher unsalonfähigen Schnake ist er ein lustiger Fabulist voll prüderielosem Mutterwitz alten Schlags und frischem Humor, dessen dichterische Phantasie — man beobachte diese bei der prächtigen Gleichnißvision in der Eingangswidmung — in der Entwicklung gehemmt ward, als ihm widrige Begegnisse den Vollgenuß seiner natürlichen Heiterkeit vergällten. S. befolgt nicht ein Recept, das irgend eine naturalistische Doctrin verordnet, er wühlt nicht im Schmutze mit dem kitzelnden Wohlbehagen einer raffinirten Uebercultur, die sich am Gemeinen weidet. Solche Gefühle würden ihm Ekel erregen, sofern er sie überhaupt begreifen könnte. Gerade daß er z. B. das Geschlechtliche ganz unverhüllt beim Namen nennt, erhebt ihn hoch über einer späteren Zeit niedrige Speculation auf künstlich gereizte Triebe, die Schumann's und seiner Genossen unnachahmliche Naivetät des Unbewußten nie vorzuspiegeln vermag. Er besitzt auch eine scharfe satirische Ader, die er besonders, darin seinem trefflichen Lehrmeister Heinrich Bebel (s. A. D. B. II, 195) nachwandelnd, gegen die gesunkene Pfaffenschaft verwendet, meist im allgemeinen, wenn auch schlimm ausartende Mißbräuche der römischen Kirche, wie Tetzel's Ablaßkrämerei (die er ins Jahr 1500 nach Berlin verlegt) bei dem überzeugten Protestanten und aufgeklärten Humanisten am schlechtesten wegkommen. Der Stil ist flüssig, der Ausdruck deutlich und malt oft so anschaulich, daß man Genrebildchen aus kleinbürgerlichen und ländlichen Volkskreisen des bunten lebens- und kampfesfreudigen 16. Jahrhunderts zu erblicken wähnt. Roh wird er nirgends, wenn auch eben viel Gepfeffertes mit unterläuft. Daß er einen sehr gesunden Realismus sein eigen nennt, zeigt z. B. die kräftig auftragende Schilderung der Folgen von Verliebtheit II, 32 b. Was Composition u. A. anlangt, so liebt er es, ausführliche Excurse und zwar insbesondere verwandte Geschichtchen einzuflechten, während die angehängten moralischen Nutzanwendungen, einigemal in unregelmäßige fünffüßige Jamben gebracht, meist oberflächlich angeflickt werden; man spürt da recht sehr, wie wenig er mit dem Herzen dabei ist. Durch Sprichwörter seinen Vortrag zu verstärken, hat er den großen Predigern der kirchlichen Reform abgelauscht. Alles in allem:

ein trefflicher Erzähler mit entschiedener Anlage für muntere Unterhaltung, der nur leider der bloß einer ausgereiften Persönlichkeit gehörige individuelle charakteristische Kern fehlt.

Goedeke, Grundriß II², 469 f. (vgl. S. 20, 458, 560); ders., Schwänke (1879) S. XXV f. — Hub, Die komische Lit. der deutsch. Prosaisten II, 349. — Bobertag im Archiv f. Litteraturgesch. VI, 129—142; derselbe, Geschichte des Romans I, 140; derselbe, Vierhundert Schwänke des 16. Jahrh. (Kürschners „Deutsche Nationallitt." Bd. 24) S. V u. VIII f. — Gervinus, Gesch. d. dtschn. Dichtg. [5] II, 536 u. 354 Anm. 431. — Scherer, Anfänge des dtschn. Prosaromans S. 20, 21, 22, 26. — W. Menzel, Gesch. d. dtschn. Dichtg. II, 72 und I, 427—30. — Wackernagel-Martin, Gesch. d. dtschn. Litt. II, 130. — Goedeke (und W. M[enzel]) in Pfeiffers Germania I, 359 f. — Ulrich im Archiv f. Litteraturgesch. XI, 554 u. 557 f. (vgl. 628). — Hauptarbeit: Fränkel in d. Vierteljahrschr. f. Litteraturgesch. V, 453—480 (dazu Krauß' Nachträge, 1893).

Ein Neudruck des Schumannschen Werkes in der Art von Lichtenstein's vorzüglicher Ausgabe M. Lindener's (s. d.) war angebracht, zumal die erhaltenen Exemplare zu zählen sind; der Unterzeichnete trat vom Plane eines solchen zu Gunsten des nun fast abgeschlossenen J. Bolte's zurück, der demnächst erscheint (Stuttgarter Litt. Verein). Einzelne Schwänke sind aufgenommen in die bezüglichen Anthologien von Hub (1857, II, 349—361), Goedeke (1879), Merkens (1879 u. 1891), Bobertag (1888; einer auch an obengenannter S. 143—49). Der Titel von Schumann's Nachtbüchlein ward früher anscheinend überall nach Heyse, Bücherschatz 119 gegeben; nachdem Goedeke's Fassung (Grundriß § 159, 7) in den kleinen Abweichungen von der oben mitgeteilten auf Richtigkeit beruht, so ist eine zweite Ausgabe vorhanden.

Ludwig Fränkel.

Schuselka *): Franz S., Schriftsteller und Volksvertreter, wurde am 15. August 1811 in Budweis in Böhmen geboren.

Die Form des Namens deutet auf slavische Abstammung hin und dieser Umstand wurde auch in den litterarischen Fehden, in welche S. früh verwickelt wurde, von seinen Gegnern sofort geltend gemacht; S. vertheidigte aber trotzdem schon in seinen Jugendschriften energisch sein Deutschthum nach Geburt und Bildung und er hat diesen Standpunkt auch später, trotz aller Wandlungen der politischen Anschauungen, nicht aufgegeben. In einer Polemik gegen den Grafen Leo Thun in den vierziger Jahren kommt folgende bezeichnende Stellung vor: „Vielleicht stamme ich wirklich männlicherseits — mütterlicherseits ist Gmunden im schönen Ob. Oesterreich mein Stammsitz — von einem Slaven. Leider führen wir Proletarier keine Stammbäume. Dennoch weiß ich, daß ich schon in dritter Generazion entschieden deutsch bin. Vor einem Jahrhundert aber ist die Germanisirung meines männlichen Stammes nicht absichtlich, sondern im natürlichen Laufe der Dinge geschehen, und ich bin also wirklich ein geborener Deutscher." Und in späten Lebenstagen noch erklärte er, allerdings bedauernd, keiner slavischen Sprache mächtig zu sein. Jedenfalls blieb Schuselka's Bildungsgang von slavischen Einflüssen unberührt; denn er kam schon als fünfjähriger Knabe nach Wien, wo er die Volksschule besuchte, und wenn er auch später wieder, als Gymnasiast, in Budweis weilte, so war doch die Atmosphäre in dieser Stadt damals weit mehr noch als heute eine überwiegend deutsche.

Bedeutsamer als die nationalen Verhältnisse Oesterreichs mußte für Schuselka's Bildungsgang ein anderer Factor werden, nämlich die Armuth der Eltern. Sein Vater war Artilleriecorporal, wie S. einst selbst bei einem

*) Zu Bd. XXXIII, S. 99.

Wählerbankett erklärte, und starb als solcher im Wiener Militärspital; S. war daher nicht nur während seiner Studien auf sich selbst gestellt, sondern er scheint auch schon früh die Stütze seiner Mutter gewesen zu sein. Die Wirkung dieser Einflüsse läßt sich durch das ganze Leben verfolgen. Wie in den ersten belletristischen Schriften ein warmes Herz und tiefes Verständniß für die Leiden der armen Bevölkerungsclassen hervortritt, so verleugnet sich dies auch in den späteren politischen Kämpfen nicht.

Desgleichen ist in unseren Augen für das weich empfindende, lebhafter Bewegung und tiefer Verstimmung zugängliche Wesen, welches Schuselka's Gemüthsleben kennzeichnet und unverkennbar auf seine politische Richtung mächtig eingewirkt hat, der vorwiegend mütterliche Erziehungseinfluß ein naheliegender Erklärungsgrund. Darauf, daß dieser ein streng kirchlicher gewesen, verweist S. in seinen Schriften selbst, und die hieraus fließenden, bis an den Abend von Schuselka's Leben reichenden Nachwirkungen werden aus der folgenden Darstellung vielfach erhellen.

Ueber die Zeit des Gymnasiums fehlen uns nähere Nachrichten. Spätestens im J. 1830 befand sich aber S. wieder in Wien, an dessen Universität er die juridischen Studien von 1830—34 absolvirte.

Neben diesen Studien ging eine sichtlich angestrengte Lehr- und Erziehungsthätigkeit einher; im J. 1830 finden wir S. als Hofmeister in der Erziehungsanstalt Klinkowström (s. A. D. B. XVI, 197), in den späteren Studienjahren in der Familie eines vielbeschäftigten Wiener Arztes. Als S. in den Märztagen des Jahres 1848 nach Oesterreich heimkehrend die Hallen der Universität wieder betrat, da gedachte er daher seiner Vergangenheit nicht ohne bittere Wehmuth als der Zeit, „in der er als gehetzter Student und Privatlehrer hier aus- und eingegangen“. In dieser Bahn ist er auch nach Beendigung seiner Universitätsstudien zunächst noch durch Jahre verharrt; die Stellung als Erzieher im gräflichen Hause Deym bringt ihn um die Mitte der dreißiger Jahre nach Prag und als Erzieher im Hause des Fürsten Longin Lobkowitz kehrt er nach Wien zurück.

Auch von einem Versuch juristischer Praxis als Praktikant bei dem Criminalgerichte in Wien finden sich Andeutungen. Der urkundliche Beleg hierfür liegt uns nicht vor; mit dieser Angabe würde es aber übereinstimmen, daß S. in den Jahren 1836—41 in der „Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit“ mit mehreren criminalistischen Abhandlungen („Kriminalrechtsfall“; „Kann man überhaupt und nach österreichischen Gesetzen insbesondere durch Unterlassung das Verbrechen des Mordes begehen?“; „Bemerkungen über die §§ 38 u. 365 des Straf-Gesetz-Buchs, I. Theils“) hervortrat, und es wäre nur der Erklärung bedürftig, weshalb diese Laufbahn so bald aufgegeben wurde. Mochten die Gründe indeß in den politischen Verhältnissen oder in den Verhältnissen der äußeren Lebenslage bestanden haben, sicher ist es, daß wir S. um sein 30. Lebensjahr herum als entschieden berufsmäßigem Schriftsteller begegnen, und zwar zunächst auf dem Felde der Belletristik.

Die in den Wiener Zeitschriften dieser Art erfolgenden Bethätigungen können wir nicht näher verfolgen; als erste selbständige Schrift erschienen im J. 1840 die geschichtsphilosophischen „Weltgedanken“, 1841 folgte „Karl Gutherz. Eine Geschichte aus dem Wiener Volksleben“ (in zweiter Auflage 1844), 1842 ein Bändchen „Lustiges und Lehrreiches für Kinder aller Stände“ und 1844 schlossen sich zwei Bändchen von „Erzählungen“ an. Der Erfolg, hat S. auf diesem litterarischen Felde nicht gefehlt, und zwar unseres Erachtens wohlverdienter maßen, denn zumal bei „Karl Gutherz“ ist das Talent zu dem Volksroman unverkennbar. S. schreibt es einmal, bei der Kritik der öster-

reichischen Censur, nur seinen Erfahrungen mit der ängstlichen und lästigen Handhabung dieser Vorschriften zu, daß er von der Belletristik hinweg zur politischen Schriftstellerei übergegangen sei; wir glauben aber, mit der Annahme nicht zu irren, daß, wenn es hierzu überhaupt eines äußeren Anstoßes bedurfte, sich derselbe in der politischen Gährung der vierziger Jahre auch ohne dies gewiß früher oder später gefunden hätte.

Die „Deutschen Worte eines Oesterreichers" (deren Vorrede aus Wien, Spätherbst 1842, datirt ist) sind der erste selbständige politische Versuch. S. trat mit dieser Schrift (Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1843) in die Reihen jener censurflüchtigen Litteratur, welche, außerhalb Oesterreichs erscheinend, das Amt der Kritik an den österreichischen Zuständen übte, und es war nur ein naheliegender weiterer Schritt, daß er noch 1842, wohl ohne das Erscheinen dieser Schrift abzuwarten, Oesterreich überhaupt verließ.

In Jena, wohin er sich zu ständigem Aufenthalt begab, erwarb er zunächst noch den juridischen Doctorgrad, wozu er bisher, offenbar unter dem Drucke seiner Lebensverhältnisse, nicht gelangt war, und zwar, anknüpfend an seine österreichischen litterarischen Arbeiten, auf Grund einer criminalistischen Dissertation „Beitrag zur Beurtheilung des preußischen Strafgesetzentwurfes" (Jena 1843). Sodann entwickelte er von hier aus eine rege, vor allem auf Oesterreich berechnete, publicistische Wirksamkeit, welche fortan sein Lebenselement in jeder Beziehung blieb. In der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" vor allem, welche damals in jeder Woche zwei oder drei Artikel über Oesterreich brachte, griff er journalistisch ein; er kämpfte hier gegen das vormärzliche österreichische Regierungssystem sowie gegen deutschfeindliche Bestrebungen in Oesterreich, und nach seinem eigenen Urtheil sollen insbesondere jene Artikel das größte Aufsehen gemacht haben, in welchen er die W. Briefe von Zedlitz, die W. W. Briefe des kosmopolitischen Nachtwächters und die „Salbadereien des Dr. Wildner" vernichtete.

An diese „politischen Uebungsstudien", wie er sie selbst nannte, begann sich in rascher Folge eine Reihe von politischen Broschüren anzuschließen. Auf die „Deutschen Worte eines Oesterreichers" folgte alsbald im gleichen Verlage die Broschüre über die „orientalische, d. i. russische Frage", und in demselben Jahre (1843) noch erschienen bei Weidmann in Leipzig die Flugschriften „Oesterreich und Ungarn" und „Ist Oesterreich deutsch?" Als S. im August 1843 aus Jena nach Oesterreich zurückkehrte und bei seiner Mutter in Klosterneuburg Aufenthalt nahm, wurde er daher sofort in Untersuchung gezogen. So strenge die Sache sich aber auch zunächst anließ und so lange sich dieselbe auch hinschleppte, sie endete ohne bedenkliche Folgen für S.; im Gegentheile, er erhielt sogar wieder einen Reisepaß für das Ausland, so daß er 1845 sich neuerlich nach Jena begeben konnte. Natürlich hatte die Untersuchung den Nimbus des oppositionellen Schriftstellers erhöht; es traf in bezeichnender Weise mit ihr zusammen, daß in jenen Tagen (13. März 1844) der Magistrat von Kronstadt in Siebenbürgen ihm den Dank für die litterarische Vertretung der deutschen Interessen des Sachsenstammes in einer Adresse aussprach. Mit gesteigertem Eifer setzte daher S. seine publicistische Thätigkeit fort, so daß er in der Vorrede zu seiner „Deutschen Volkspolitik" (Herbstmond 1846) von 15 bis dahin erschienenen selbständigen politischen Schriften sprechen konnte.

Der erschöpfenden Feststellung dieser Schriften steht zum Theil die Anonymität der censurflüchtigen Litteratur hinderlich im Wege, zumal unserem fruchtbaren Autor von der ihm geneigten öffentlichen Meinung jener Tage unseres Erachtens manche Aufsehen erregende Erscheinungen irrthümlich zugeschrieben wurden. So können wir uns aus mehrfachen Gründen nicht entschließen, die

gemeiniglich S. zugedachte Broschüre „Oesterreich im Jahre 1843“ (Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1843), „Oesterreich und Rußland“ (Leipzig, Reclam, 1844), „Der Fortschritt und das konservative Prinzip in Oesterreich. Von Dr. S.“ (Leipzig, Reclam, 1844) hier einzubeziehen, und auch hinsichtlich der Schrift „Ungarn als Quelle der Befürchtungen und Hoffnungen für Oesterreichs Zukunft. Von Dr. S.“ (Leipzig, Reclam, 1845) stehen wir nicht auf sicherem Boden. Vom Jahre 1845 an tritt aber S. aus seiner Anonymität heraus. Nur „Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Prinzip“ (Jena, Frommann, 1845) und die „Briefe einer polnischen Dame“ (Leipzig, Mayer, 1846) gehören noch der maskirten Litteratur an; „Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland“ (Leipzig, Weidmann, 1845), „Die neue Kirche und die alte Politik“ (ebenda 1845), „Das deutschkatholische Priesterthum“ (Weimar, Hoffmann, 1845), „Mittelmeer, Ost- und Nordsee“ (Leipzig, Weidmann, 1845), die 3. Auflage der „Briefe Josef's II.“ (Leipzig, Brockhaus, 1846), „Deutschland, Polen und Rußland“ (Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1846), kämpfen mit offenem Visir.

Sollen wir diese Schriften kurz charakterisiren, so können wir die Haupttendenz derselben wohl dahin zusammenfassen, daß sie zunächst sämmtlich gegen das vormärzliche Regierungssystem Oesterreichs in der absolutistischen inneren und in der russenfreundlichen äußeren Politik, sowie gegen alle Versuche überhaupt gerichtet sind, das Deutschthum in Oesterreich zurückzudrängen und die Verbindung Oesterreichs mit Deutschland zu lockern.

Bisher bewegte sich S. im Fahrwasser der allgemeinen liberalen Strömung Oesterreichs; seine Schriften erhielten aber bald eine eigenthümliche Färbung durch seinen Anschluß an die deutsch-katholische Bewegung. Schon im „Jesuitenkrieg“ hatte er die „dringend nothwendige Opposition gegen die neue kirchliche Reaction in Oesterreich, gegen Jesuiten und Liguorianer“ begonnen, in der „neuen Kirche“ versuchte er geradezu den Nachweis, daß „die österreichischen Interessen im Einklang mit den deutschkatholischen Bestrebungen“ seien. Mit dieser Schrift sind wir bei einem wichtigen Markstein in Schuselka's Leben angelangt. In dem Anhang zu derselben („Meine Lossagung von Rom“. Jena, den 10. November 1845) trennte er sich öffentlich von der römischen Kirche und trat dem „deutschkatholischen Kirchenstreben bei, um nach dem Maße der ihm von Gott verliehenen Kräfte die wahre christliche Kirche und den wahren christlichen Staat bauen zu helfen“; am 16. November 1845 wurde der Uebertritt zu der deutsch-katholischen Kirche in Weimar förmlich vollzogen.

Wol hat S. selbst über diesen Vorgang am Abende seines Lebens abfällig geurtheilt, aber nichtsdestoweniger wird auch jener, der der fraglichen Bewegung fremd gegenüber und auf Seite der historischen Mächte im kirchlichen Leben steht, von der Darstellung, wie sie S. damals gab, innerlich tief ergriffen sein, sofern ihm das Verständniß für religiöse Conflicte überhaupt nicht fehlt. Es ist der Ton aus dem Herzen quellender Empfindung, mit dem S. seinen Entschluß motivirt: „Ich that es, weil ich vor meinem Bewußtsein und vor Gott es thun mußte; auch der Gedanke an meine 73jährige Mutter, mit der ich allein im Leben stehe, der ich durch meine Lebensrichtung überhaupt viel Kummer und Herzleid machen muß, auch der Gedanke an meine gute Mutter machte mich nicht wankend.“

In dieser neuen kirchenpolitischen Richtung bewegen sich nun noch mehrere von Schuselka's Schriften, wir nennen außer den schon oben erwähnten nur noch die Abhandlung „Zur deutschen Einigung“ in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (1845, 1. Heft). Hiermit hatte S. eine Richtung eingeschlagen, welche in Oesterreich auf wenig Anklang rechnen konnte; in diesem Punkte wie in der fast

schwärmerischen Verfechtung des Rechtes der polnischen Nation in mehreren der genannten Schriften mußten sich seine Wege auch von jenen mancher Liberalen und Demokraten trennen.

Schon vor dem Uebertritt zum Deutschkatholicismus war S. durch das Weimaraner Ministerium der Befehl der österreichischen Regierung zugekommen, sich unverweilt nach Hause zu begeben, um sich wegen Uebertretung der Censurvorschriften einer Untersuchung zu unterwerfen. S. sah, wie aus seiner Vertheidigungsschrift vom 20. September 1845 erhellt, diesen seine ganze Existenz bedrohenden Befehl für ungesetzlich an und leistete ihm daher keine Folge. Hierdurch war aber auch sein Verbleiben in der freundlichen Universitätsstadt, in welcher er sich vollkommen eingelebt hatte — war er doch 1845 sogar Ehrenmitglied der Jenenser Burschenschaft geworden und unterhandelte bereits über den Ankauf eines Gartenhäuschens im Saalthale — unmöglich geworden. Die Weimaraner Regierung wies ihn zwar nicht direct aus, aber man gab ihm keine Aufenthaltskarte mehr, sondern duldete ihn nur von heute auf morgen. S. zog nunmehr im December 1845 nach Hamburg; auf dem Wege dahin „traf ihn aber das österreichische Verbannungsgesetz gegen die Deutschkatholiken". Es war dies ein von ihm tief empfundener Schlag, denn er liebte Oesterreich, er arbeitete „in der gläubigen Hoffnung, seinem Vaterlande zu nützen", mit Bitterkeit sprach er sich jetzt aus und erhob seine Stimme namentlich dagegen, daß auch seine alte Mutter in Klosterneuburg in ein Verhör gezogen wurde.

Schuselka's litterarische Thätigkeit wurde jetzt in Hamburg, wo die von ihm rühmend anerkannte Campe'sche Buchhandlung seine Bestrebungen mächtig unterstützte, eine, wo möglich noch lebhaftere, und zwar warf er jetzt durchwegs größere Schriften unter seinem vollen Namen auf den Markt. Hierher gehören zunächst (1846) die „Oesterreichischen Vor- und Rückschritte" und die „Deutsche Volkspolitik", sodann (1847) „Die Lösung der preußischen Verfassungsfrage" (Hamburg, Niemeyer) und die „Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein" (Leipzig, Brockhaus).

Das Ziel dieser Schriften war im wesentlichen das alte, nämlich vor allem Bekämpfung der inneren und äußeren Politik der österreichischen Regierung, und es kennzeichnet die Bedeutung Schuselka's in jenen Tagen, daß die liberale ständische Opposition Oesterreichs mit ihm in Verbindung trat, wie schon aus den in der „Deutschen Volkspolitik" veröffentlichten ständischen Staatsschriften klar erkennbar ist. Allein trotz dieser durchwegs oppositionellen Richtung schlägt ein warmes österreichisches Gefühl immer durch. Mag S. sich in Hamburg immerhin mitunter in seinen Ansichten bis zu einem theoretischen Republikanismus erheben; mag er bitter klagen, daß er, aus Oesterreich ausgestoßen, von keinem anderen deutschen Staate angenommen, nur das natürliche Bürgerrecht eines auf deutschem Boden Geborenen besitze und bloß ein Deutscher sei; trotz alledem hat er seinen österreichischen Standpunkt in der Hauptsache nie verleugnet, denn er liebte das „ganze große Oesterreich" „als sein Vaterland". Aber er kann sich dies Oesterreich nur in Verbindung mit seinem deutschen Berufe denken; er gibt daher Galizien und Lombardo-Venetien preis, welche ganz außerhalb der deutschen Stellung Oesterreichs liegen, jeden Angriff auf die deutsche Bedeutung Oesterreichs aber, jeden Versuch, Oesterreichs Gesammtmacht zu schwächen, will er aus allen seinen Kräften bekämpfen, obwol seine frühere begeisterte Zuversicht auf Oesterreichs Zukunft bedeutend erschüttert ist. „Oesterreich wurzelt in Deutschland. Die deutsche Stellung war Oesterreichs Anfang, ihr Verlust würde Oesterreichs Ende sein. Eine Erhebung des österreichischen Gesammtstaates ist nur auf dem Wege der Freiheit und des geistigen Aufschwungs, nur durch ein inniges Anschließen an den vorerst völlig zu entfesselnden deutschen Geist möglich." Es

kennzeichnet zugleich Schuselka's maßvolles Wesen, daß er seine österreichischen Reformbestrebungen an die Belebung der österreichischen Ständeeinrichtungen anknüpfen will und, von dem in der ersten Schrift über die preußische Verfassungsfrage betonten, absolut demokratischen Standpunkte zurückkommend, die politische Aufgabe des Adels in Oesterreich anerkennt.

Wie man heute über den Werth dieser politischen Zeitlitteratur auch urtheilen möge, an Wirkung auf die Zeitgenossen hat es Schuselka's Schriften damals nicht gefehlt; mit Recht konnte er damals von sich sagen: „Wer die Geschichte der neuesten Bewegung in Oesterreich genau und ehrlich beschreiben will, der wird meinen Namen nicht gänzlich ignoriren können.“

Neben dieser aus der Ferne fortgesetzten Theilnahme an Oesterreichs Kämpfen schenkte S. aber auch dem öffentlichen Leben in seiner nächsten Umgebung sein wärmstes Interesse. Schon seine Schrift über „Schleswig-Holstein“ gibt hierfür Zeugniß; noch bedeutsamer ist aber seine fortgesetzte Betheiligung an der deutsch-katholischen Bewegung. Er ward der geistige Leiter der deutsch-katholischen Gemeinde in Hamburg und versah in derselben durch geraume Zeit sogar die Stelle des der Gemeinde fehlenden Predigers; er vertrat diese Gemeinde im J. 1847 auf der deutsch-katholischen Kirchenversammlung in Berlin, und zwar that er dies alles, obwol es ihm zu seinem Schmerze klar war, daß diese kirchliche Reform in den aufgeklärten liberalen Kreisen Oesterreichs keinen Widerhall fand.

In mehrfacher Weise war somit S. mit dem Leben in Hamburg verknüpft und dankbar gedachte er auch nach der Trennung von der Hansestadt der werkthätigen Freundschaft, welche er hier in reicherem Maße als in seiner Heimath gefunden. Trotzdem litt es ihn hier keinen Augenblick länger, sobald die Wiener Märzbewegung ihm die Rückkehr nach Oesterreich ermöglichte. Er hatte eben eine neue Flugschrift durch Campe in die Welt gesandt („Oesterreich über alles“), als die Wiener Nachrichten nach Hamburg drangen; da riß es ihn fort auf den heimathlichen Boden der Revolution, welchen er am 23. März 1848 erreichte.

Hiermit beginnt eine neue Phase in Schuselka's Leben; er wurde als gefeierter Schriftsteller, fast ohne es zu wollen, hineingezogen in die praktische Politik und die Wogen der Begeisterung trugen ihn auf die Höhen politischer Popularität.

S. hat über seine Betheiligung an dem politischen Leben des Jahres 1848 in dem zweiten Bande seiner „Deutschen Fahrten“ („Während der Revolution“. Wien, Jasper, 1849; 2. Auflage unter dem Titel „Das Revolutionsjahr. März 1848 bis März 1849“. Wien 1850) selbst Bericht erstattet und zwar in einer so schlichten, so sehr von Selbstkritik geleiteten, so sehr von der Befangenheit anderer Memoiren freien Weise, daß man sich seiner Führung bei Schilderung dieser Erlebnisse fast vollständig anvertrauen kann.

Zunächst wurde S. von den Wiener Litteraten in das deutsche Vorparlament entsendet und sodann trat er durch Cooptation in den Fünfziger Ausschuß ein. Die Bedeutung, deren sich Schuselka's Name damals erfreute, tritt damit deutlich genug hervor; die von edlem Selbstgefühl erfüllten Worte, welche er vor Jahresfrist gesprochen, hatten jetzt eine glänzende Rechtfertigung erfahren. „Wie ich“, so heißt es in den „Oesterreichischen Vor- und Rückschritten“, „zu dieser eigenthümlichen, in Oesterreich noch nicht dagewesenen Stellung gekommen bin, das erscheint mir völlig wunderbar. In gläubiger Demuth erkenne ich die Hand Gottes, der mich diesen Weg führt. Auf ihn berufe ich mich, wenn man mich frägt, wer mich zum politischen Schriftsteller autorisirt hat.“ Wie S. aber nach der einen Seite als der natürliche Vertreter des Deutschthums galt, so

war er für die andere Seite der Typus der Slavenfeindlichkeit. In jenen Tagen, da von den Tschechen die Beschickung des Frankfurter Parlaments abgelehnt wurde, erklang in Prag Hawliček's berühmt gewordenes Spottlied: „Šuselka nam piše“ (Schuselka schreibt uns), welches S. als den nach Frankfurt Einladenden fingirt.

Während dieser Anwesenheit im Frankfurter Fünfziger Ausschusse wurde S. ohne förmliche Candidatur in Klosterneuburg bei Wien, dem Wohnsitz seiner Mutter, in die deutsche Nationalversammlung gewählt. Er schloß sich hier der gemäßigten Linken an, stimmte gegen das Gesetz über die provisorische Centralgewalt, betheiligte sich aber an der Wahl des Reichsverwesers, und zwar für Erzherzog Johann. Als Redner hat er sich in der kurzen Zeit seiner Mitgliedschaft im Parlament mehrfach bemerkbar gemacht, wol zumeist ohne unmittelbar praktischen Erfolg, aber in einer für seine politische Richtung bezeichnenden Weise. Wir heben insbesondere seine vergeblichen Versuche, die Nationalversammlung zu einem entschiedenen Auftreten gegen die russischen Rüstungen zu bestimmen und in der großen Polendebatte einen für die Polen günstigen, gegen die sofortige Theilung Posens gerichteten Antrag durchzusetzen, endlich den zu § 2 der Grundrechte gestellten und ebenfalls gescheiterten Dringlichkeitsantrag, die Judenemancipation ausdrücklich und feierlich auszusprechen, hervor. Alle diese Anregungen sind Zeugniß eines wenig praktischen Idealismus, eines bei aller nationalen Begeisterung unüberwindlichen inneren Strebens, stets gegen wirkliche oder vermeintliche Unterdrückung fremder Interessen aufzutreten. Es stimmt hiermit vollkommen überein, daß gerade S., der angebliche Tschechenfeind, es war, welcher das Aufgebot von Waffengewalt aus Anlaß der Wahlverweigerung in Böhmen bekämpfte und hiermit einen seiner wenigen Erfolge in der Nationalversammlung errang.

Mittlerweile war an S. der Ruf zu einer anderen politischen Aufgabe ergangen; der Wahlbezirk Perchtoldsdorf in Niederösterreich hatte ihn nämlich zum Abgeordneten in den constituirenden österreichischen Reichstag gewählt. Durch die Maiereignisse bestimmt, hatte S. im Juni einige Wochen in Wien verweilt und kaum nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde er durch die Nachricht von seiner Wahl überrascht. S. stand jetzt auf dem Höhepunkte seines Glückes; vor vier Monaten, wie er selbst sagt, ein paß- und heimathloser Litterat, hatte er jetzt mit einem Male zwei Parlamentssitze! Er mußte sich für einen entscheiden und bezeichnender Weise entschied der Zug des Herzens für Oesterreich; am 27. Juli verließ er die Paulskirche, am 3. August trat er in den österreichischen Reichstag ein.

S. wählte auch hier seinen Platz auf der Linken und stimmte in allen demokratischen Fragen mit ihr, obwol sein Gegensatz zu den ultraradicalen Elementen in den Fragen der Einheit der Monarchie sich schon mehrfach bemerkbar machte. Im ganzen trat er anfänglich wenig hervor, erst die September- und Octoberereignisse stellten ihn in den Vordergrund. Als Vertrauensmann des Reichstags hatte er im September mit Glück zwischen der akademischen Legion und der Regierung vermittelt; am 6. October war er berufen, als Mitglied der ersten von dem Reichstag entsendeten Deputation, die Einstellung des Straßenkampfes zu bewirken und den Minister Graf Latour zu schützen. Bei der letztgenannten Mission fehlte ihm gleich anderen leider der Erfolg, aber trotzdem trat er von diesem Augenblicke an in die ersten Reihen des Reichstags; er wurde während der Reichstagspermanenz Mitglied des permanenten Ausschusses, er fungirte als Schriftführer und Berichterstatter, ja zeitweise als provisorischer Obmann desselben. Die Verantwortung für die Haltung des Reichstags in der Octoberrevolution trifft daher in erster Linie auch S. und er hat

diese Verantwortlichkeit auch nie gescheut, sondern sich muthig zu all den gefaßten Beschlüssen bekannt. Er konnte es thun; denn er nahm ja selbst, wie er es in seinen Schriften ausspricht, den Ruhm eines praktischen Politikers nicht für sich in Anspruch, und seinem Herzen sowie seinem Opfermuthe gereicht sein Wirken im October nur zur Ehre. Wenn er es nach dem 6. October noch für möglich hielt, daß, wie er sich ausdrückt, der Reichstag zugleich seinem Mandate und dem monarchischen Principe treu zwischen der Wiener Bevölkerung und der Krone vermittle, daß ferner der Reichstag die Frage des Widerstandes gegen die Truppen den localen Gewalten Wiens zu überlassen und seinerseits nur die ärgsten Schrecken abzuwehren habe, so hat er allerdings gezeigt, daß ihm die Fähigkeit, eine Revolution zu führen oder zu bannen, nicht eigen war; er hat aber damit nur die Rolle des Reichstags getheilt, er hat damit nur eine Haltung beobachtet, welche wenn auch von entschlossenener, politischer Consequenz entfernt, gewiß eine dem österreichischen, zumal dem Wiener Volkscharakter verwandte war.

Die in der Octoberrevolution errungene Stellung wirkte auch in der Kremsierer Session des Reichstages nach; S. wurde jetzt der am meisten hervortretende Sprecher der Linken, indem er im Plenum des Hauses muthvoll gegen die Maßnahmen des neuen Ministeriums der Contrerevolution auftrat. Seine Rede vom 3. März 1849 wurde mitunter sogar als Ursache der Beschleunigung der Reichstagsauflösung angesehen, welche bekanntlich am 7. März 1849 in überraschender Weise stattfand.

Schuselka's Verhaftung wurde nun vielfach erwartet, doch erfolgte dieselbe nicht, obwol S. zum Unterschiede von anderen Abgeordneten die Flucht verschmähte. Er begab sich sogar gegen den Rath seiner Freunde unmittelbar nach Wien zurück und wurde hier wol als Zeuge vernommen, eine Untersuchung gegen ihn selbst wurde aber nicht eingeleitet.

Die Gründe, welche S. gerade nach Wien zogen, waren politischer und privater Natur; er mußte nach Wien, „um den feigen Verleumdern unter die Augen zu treten und sein Lebensglück zu finden“. Hiermit berühren wir Schuselka's privates Leben in einem wichtigen, aber der Aufhellung noch mehrfach bedürftigen Punkte.

Der Zauber, welcher den gefeierten Redner der Reichstagslinken umgab, scheint eine Annäherung von für ihn begeisterter weiblicher Seite bewirkt zu haben, und diese führte jetzt trotz des Wandels der Zeiten rasch (19. Juni 1849) zu einem Ehebund. Die romanhafte Erklärung, welche man dieser Verbindung Schuselka's mit der Schauspielerin Frau Brüning-Wohlbrück gegeben und welche bis auf die Beziehungen Schuselka's zu dem Vater seiner Frau, dem Schauspieler Wohlbrück in Weimar, zurückführen, scheint uns ganz entbehrlich; wir halten uns viel lieber an die schwärmerischen Andeutungen Schuselka's selbst. „Ich kehrte in der Kaiserkrone ein“, so heißt es in den „Deutschen Fahrten“ bei der Schilderung der Rückkehr nach Wien im März 1848. „Warum gerade da, das wußte ich nicht. Jetzt glaube ich, daß mich der geheime Zauber einer in der Nähe für mich athmenden Seele dahin gezogen.“ (Frau Brüning-Wohlbrück war Schauspielerin am Karltheater.) Und dort, wo er bei der Erzählung der Schmähungen, mit welchen man ihn in Kremsier brieflich überschüttete, auch der freundlichen Zuschriften voll der lohnendsten Anerkennung erwähnt, sagt er ausdrücklich: „Darunter war einer, der für mein Lebensglück die Stimme des Schicksals wurde und mir die schönste Errungenschaft meines Strebens, ein liebendes Herz brachte.“ So schrieb S. in jenem Buche, welches er im ersten Jahre seiner Ehe seiner „lieben Frau“ widmete, und dies bildet wol einen kaum zu beseitigenden Beleg.

In diese Zeit muß auch der Uebertritt Schuselka's zum Protestantismus fallen. Schon das Jahr zuvor hatte sich S. an der in Wien auftauchenden deutsch-katholischen Bewegung unmittelbar nicht mehr betheiligt, wenn er auch im Parlamente gegen die Unterdrückung der deutsch-katholischen Gemeinden das Wort ergriff. Nach seiner Erklärung im „Revolutions-Jahr" entbehrte die Bewegung in Wien jeder religiösen Innerlichkeit, so daß er sich mit blutendem Herzen die Theilnahme versagen mußte; es ließe sich daher auch vom religiösen Standpunkte erklären, wenn er jetzt, da der Deutsch-Katholicismus thatsächlich durch Verordnung vom 16. November 1851 gesetzlich beseitigt war und er selbst doch offen im Widerspruch zu der herrschenden Kirche verharren wollte, zum Protestantismus übertrat.

Nach seiner Verehelichung schlug S. sein Domicil zunächst in Vöslau auf, in dessen Nähe (Gainfahrn) er einen Besitz erwarb, und hier nahm er seine schriftstellerische Thätigkeit sofort wieder mit ungebrochenem Muthe auf. Er brachte zunächst den ersten Band seiner „Deutschen Fahrten" zur Veröffentlichung (Wien, Jasper; die Vorrede ist von Wien, Wonnemond 1849, datirt), welchen er schon um Neujahr 1848 vollendet und den er seiner belletristischen Färbung wegen in den folgenden politischen Stürmen zurückgestellt hatte. An diesen Band schloß er als zweiten die mehrerwähnte Darstellung seiner politischen Erlebnisse im J. 1848 an.

Die öffentliche Aufmerksamkeit wendete sich auch jetzt noch, trotz der politischen Stille, vornehmlich dem zweiten Bande der „Deutschen Fahrten" zu, welcher allein es zu einer zweiten Auflage brachte; die Schilderung der vormärzlichen Verhältnisse in dem ersten Bande griff eben nach den Erlebnissen des Jahres 1848 wie in eine weit entlegene Zeit zurück. Wenn wir somit die Verschiedenheit des äußeren Erfolgs sehr wol begreifen, so können wir aber doch nicht umhin, den ersten Band der „Deutschen Fahrten" für ein Buch zu erklären, in welchem S. die Meisterschaft belletristischer Darstellung voll bewährt hat, so daß wir hier wie bei den Jugendarbeiten nur bedauern, daß dies Talent in dieser Richtung nicht weiter zur Entfaltung gekommen. Auch wer an der leidenschaftlichen Polemik des Verfassers gegen das Kirchenthum Anstoß nimmt, wird an der Lebendigkeit dieser politischen Reisebriefe sich erfreuen können.

Die weitere schriftstellerische Wirksamkeit Schuselka's gehört der Zeitpolitik an. Während die „Deutschen Fahrten" noch unter der Presse waren, trat er mit einer Flugschrift „Deutsch oder russisch" (Wien, Jasper) auf den Plan, welche den Gedanken antirussischer Politik wieder mit Lebhaftigkeit verfocht, obwol damals die russischen Heere auf ungarischem Boden standen. Oesterreich müsse sich entweder mit Deutschland oder mit Rußland verbinden, Rußland sei der natürliche und nothwendige Gegner Oesterreichs, so heißt es da; Oesterreich bis an den Balkan, sei die Losung, dazu müsse mit Rußland der Entscheidungskampf gekämpft werden.

Auch diese Flugschrift erlebte rasch eine zweite Auflage, aber hier wie in dem „Revolutionsjahre" war S. schon genöthigt, sich gegen ultra-radicale Angriffe zu vertheidigen. Feierlich erklärte er hier: „Ich habe nie die Zertrümmerung Oesterreichs gewollt". Und fürwahr, er konnte es sagen. Er brauchte sich nur auf seine Schrift im Frühjahr 1848 „Oesterreich über Alles" zu berufen, welche das Hegel'sche Citat als Motto führte „Oesterreich ist nicht ein Königthum, sondern ein Kaiserthum, d. h. ein Aggregat von vielen Staatsorganisationen"; hier schon hatte er mit Emphase gerufen: „Wenn Oesterreich im Innern und nach außen für Italien, für Deutschland und gegen Rußland eine wahrhafte Kaiserpolitik übt, dann wird Oesterreich neu aufleben, es wird

namentlich dort gewiß noch wachsen, wohin ihm die Natur durch die Donau den Weg zeigt."

Im Spätherbst 1849 folgte die Broschüre „Das Interim, die kleinen deutschen Staaten und die deutsche Freiheit", im Frühjahr 1850 „Die Beleuchtung der Aufklärung des Grafen Ficquelmont" (beide letztgenannten Schriften bei Jasper in Wien) und fast gleichzeitig „Das provisorische Oesterreich" (Leipzig, Grunow).

Letztere Schrift, welche sich gegen die provisorische Organisation Oesterreichs durch Ministerialverordnungen kehrt und die Berufung eines Reichstags verlangt, bildet unseres Erachtens den Wendepunkt in Schuselka's politischer Schriftstellerei; der vormärzliche Liberalismus tritt vor den Anforderungen der Gegenwart zurück. „Jeder Denker sieht ein", so heißt es hier, „daß Oesterreich nur durch eine glückliche, originelle Vereinigung des Föderations- und Centralisationssystems erhalten werden kann"; von den Deutschösterreichern wird verlangt, „daß sie dem politischen Vaterlande Oesterreich das natürliche Vaterland Deutschland opfern, denn dieses Opfer werde in weiterer Entwicklung doch dem deutschen Vaterlande gebracht".

Noch deutlicher tritt diese Entwicklung in der Broschüre „Völker-Einigung. Ein Beitrag zur Versöhnung der Nationalitäten in Oesterreich" (Leipzig, Grunow) hervor, auf welche sich S. in späteren Jahren vielfach berufen hat. Diese Schrift trägt die bezeichnenden Worte Herder's an der Stirne: „Kein Vorwurf ist drückender, als der, fremden Nationen unrecht gethan zu haben", und in der Vorrede (Gainfahrn, Spätherbst 1850) gibt S. folgende bemerkenswerthe Erklärung ab: „Ich habe als einer der Kämpfer der deutschen Nationaliät manches harte Wort geschrieben und gesprochen, das den anderen Nationalitäten unrecht und weh gethan. Sie haben es mir freilich in reichem Maße zurückgegeben; aber die Betrachtung unseres gemeinsamen Unglücks hat mich jenes vermeiden und dieses vergessen gelehrt. Innig wünsche ich, daß alle meine Gegner, daß alle österreichischen Völker und ihre Wortführer sich so bekehren möchten, wie ich es hiermit thue."

Im J. 1851 begleitete S. seine Frau auf einer Kunstreise durch Deutschland und da traf ihn in Berlin das Schicksal, auf Grund einer vormärzlichen Verurtheilung seiner Schrift über „Die preußische Verfassungsfrage" aus Berlin ausgewiesen zu werden. Ob damit zusammenhängend oder selbständig, das ist uns nicht bekannt. aber im gleichen Jahre wurde von österreichischer Seite über ihn die Internirung in Gainfahrn verhängt, welche bis 1854 dauerte.

Unter diesen Verhältnissen war an eine Schriftstellerei über innere politische Fragen nicht zu denken; nur die Fragen der äußeren Politik, in welchen sich S. nicht im grundsätzlichen Gegensatz zu den herrschenden Gewalten befand, gaben ihm während der Jahre des Krimkrieges Gelegenheit zu einigen, und zwar größeren Arbeiten. In dieser Richtung bewegen sich zunächst der historisch-politische Beitrag über „Das türkische Verhängniß und die Großmächte" (Leipzig, Brockhaus; unter dem Titel „Die europäischen Großmächte und die Türkei", Wien, Jasper, 1853), sodann die geschichtlichen Bilder aus „Rußlands Politik" in zwei Bänden (Dresden, Schäfer, 1854), schließlich ein Memorandum über „Oesterreich und Rußland" und die Flugschrift „Preußen als Großmacht und die Nondum meridies-Politik" (beide Leipzig, Geibel, 1855). Auch ein anonymer kritischer Beitrag zur Geschichte der Bündnisse zwischen „Oesterreich und England" (Stuttgart, Cotta, 1854) wird S. zugeschrieben.

Energisch wird in der ersten dieser Schriften Oesterreichs Mission im Osten vertheidigt; diese Mission soll mit den preußischen Bestrebungen in Deutschland im vollen Einklang sein, denn „der Rhein wird an der Donau, die Donau

wird am Rhein vertheidigt". Um so lebhafter ist aber die Bekämpfung Rußlands, das Eintreten für die Selbständigkeit der Christenvölker, und zwar mit dem denkwürdigen Hinweis auf die Bedeutung der Bulgaren für das künftige Geschick der türkischen Länder. In den übrigen oben genannten Schriften wird für das Bündniß Oesterreichs mit den Westmächten Propaganda gemacht, und zwar geht der Antagonismus gegen Rußland jetzt so weit, daß selbst an dem Bündniß mit der Türkei kein Anstoß genommen wird.

In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre scheint Schuselka's Feder gerastet zu haben, wenigstens liegen größere Arbeiten nicht vor. Er weilte zu jener Zeit auch nicht in Oesterreich, sondern schlug seinen Wohnsitz in Dresden auf, wo seine Frau als Schauspielerin wirkte. Im J. 1859 sehen wir ihn aber wieder in Wien, er hielt als Präsident des Schriftstellervereins Concordia die Festrede bei der Schillerfeier und mit diesem Momente, der ja überhaupt in Wien vielfach das Wiedererwachen des politischen Lebens einleitete, stand er wieder im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Bei dem 1861 neu geweckten Verfassungsleben war er daher, getragen von den 1848er Erinnerungen, einer der populärsten Candidaten und als gefeierter Volksmann trat er diesmal, von der Wiener Vorstadt Alsergrund gewählt, in den niederösterreichischen Landtag. Auch der Umstand, daß seine mißlichen Vermögensverhältnisse, welche zu Weiterungen zwischen ihm und seinem ehemaligen Freunde Dr. J. N. Berger führten, durch letzteren in die Oeffentlichkeit gelangten, konnte seine Popularität nicht mindern; als er wegen der Bloßlegung seiner privaten Schwierigkeiten sein Mandat niederlegte, wurde er mit Begeisterung wiedergewählt, es kam zu Straßenscenen gegen Dr. Berger und die stürmische Anhänglichkeit der Bevölkerung gelangte auch in einer öffentlichen Sammlung zu seinen Gunsten zum Ausdruck. Allein weiter reichte die Macht der Volksthümlichkeit nicht, den Weg in den Reichsrath, wo allein er das Feld für sein oratorisches Talent finden konnte, vermochte sie ihm nicht zu bahnen; der Landtag, welcher damals die Wahl in den Reichsrath vollzog, versagte ihm dieselbe. Zunächst mag allerdings, wie bei Berger, der eben berührte peinliche Zwischenfall ausschlaggebend gewesen sein, allein abgesehen davon trat sehr bald ein Abweichen Schuselka's von der politischen Richtung der deutsch-liberalen Partei hervor, welcher ihn von dieser immer mehr und mehr trennte.

Schon in dieser ersten Landtagssession, welche in die Flitterwochen der Februarverfassung fiel, hatte S. (8. April) lebhaft vor der Täuschung gewarnt, daß Ungarn sich auf dem Boden dieser Verfassung anschließen werde, und jeden Zwangsversuch als einen verderblichen bezeichnet. Wol weckten diese Worte in Ungarn lebhaften Widerhall — S. wurde ihrer wegen von ungarischen Municipien sogar zum Ehrenbürger gewählt — in den officiellen liberalen Kreisen konnten sie nicht als Empfehlung dienen und sie wurden auch dadurch nicht ausgeglichen, daß S. in der Pfingstwoche desselben Jahres in der Flugschrift „An Franz Deák", welche förmlich als ein Ereigniß galt, gegen die ungarischen Landtagsadressen Front machte. Seine Stellung blieb eine isolirte. Ob und inwieweit dann persönliche Verstimmung dazu beigetragen, ihn immer weiter von den liberalen Kreisen der Deutsch-Oesterreicher abzudrängen, ist schwer zu ermitteln; unwahrscheinlich ist diese Auslegung bei einer so lebhaft empfindenden, fast elegisch angehauchten Persönlichkeit, wie S. es war, nicht.

Noch im Sommer 1861, als im Reichsrathe die ungarische Frage aufgerollt wurde, kam diese Lossagung durch Schuselka's zweite Broschüre dieses Jahres „Oesterreich und Ungarn" zu vollem Ausdruck. Er trat hier in entschiedene Opposition zur Reichsrathsmajorität, indem er muthvoll das Banner des Föderalismus aufpflanzte, und zwar that er es mit einer Lebhaftigkeit und Wärme,

daß wir nicht anstehen, diese Broschüre dem Besten beizuzählen, das S. in polemischer Richtung je geschrieben. „Oesterreich als solches gleicht nicht Einer lebenden Person, sondern es besteht aus vielen lebenden staatlichen Persönlichkeiten", so ruft er gegen die Centralisten aus. „Oesterreich kann den Gefahren der nationalen Staatenbildung nur dann entgehen, wenn es die strenge Centralisation verwirft." „Nur jene Verfassung, welche jedes einzelne Volk in seiner nationalen politischen Individualität befriedigt, wird Oesterreichs Heil begründen; und gerade die Deutsch-Oesterreicher müssen die aufrichtigsten Föderalisten sein, um von der Lebensentwicklung Deutschlands nicht abgeschlossen zu werden".

Zur Vertretung dieses eigenartigen, nur von wenigen Liberalen Deutsch-Oesterreichs getheilten Standpunktes gründete S. zu Neujahr 1862 eine politische Wochenschrift, die „Reform". Er that damit einen Schritt, welcher ihm schon im J. 1848 vorgeschwebt hatte, nur that er ihn unter wesentlich veränderten, ihm weniger günstigen Umständen. Daß ihm trotzdem die Gründung nicht nur gelang, sondern daß er das Blatt durch 17 Jahre fast ganz allein auf seinen Schultern zu tragen vermochte, während dasselbe nach seinem Rücktritt nur kurze Zeit die Existenz behauptete, ist ein Beweis für seine Thatkraft und sein litterarisches Können. Aber auch politisch bleibt diesem Blatte das Verdienst, daß es in einer Zeit fast terroristischer Herrschaft bestimmter politischer Lehrmeinungen die Freiheit des politischen Urtheils zur Geltung brachte; den Beruf zum Oppositionsmann, welchen S. in seiner politischen Jugend für einen angeborenen hielt, hat er hier im Kampfe gegen die herrschenden politischen Parteien unerschrocken bethätigt.

In der Führung der „Reform" concentrirte sich von da an immer mehr und mehr seine ganze Thätigkeit. Wol gehörte er dem niederösterreichischen Landtage noch als Mitglied an und versuchte auch in diesem beschränkten politischen Wirkungskreise seine Stimme gegen die allgemeine Reichspolitik zu erheben, im J. 1865 ward ihm aber auch diese Tribüne verschlossen. Schon 1863 war er infolge einer Verurtheilung wegen eines geringen Preßdelictes seines Mandates verlustig geworden. Damals stand ihm aber die Wählerschaft noch ohne Rücksicht auf die Parteiorthodoxie mit rührender Anhänglichkeit zur Seite und gab ihm wiederholt ihre Stimme, bis ein kaiserlicher Gnadenact ihm die Pforten des Landtages wieder erschloß. Die Verurtheilung in einem zweiten Preßproceß (im J. 1864) führte aber zu einer neuerlichen Wahl und jetzt (1865), da S. angesichts der Sistirung des Reichsrathes Stellung nehmen mußte, unterlag er der gegnerischen Agitation. Es ist auch hier für Schuselka's Wesen charakteristisch, daß er schon nach der zweiten ihm feindlichen Wählerversammlung von der Candidatur zurücktrat, obwol seine Anhänger treu im Wahlkampfe ausharrten und nur mit wenigen Stimmen in der Minorität blieben.

Von da an verschwand S. aus Wiens politischem Leben, er selbst bezeichnete sich „als hier einflußlos und nach allen Richtungen fremd". Aber auch nach Jahren, als seine einstigen Gegner (die kirchliche Partei und die tschechischen Föderalisten) ihn an verschiedenen Orten candidirten, blieb er im Hintergrunde. Die Lust und Kraft zum politischen Kampfe war ihm abhanden gekommen; zum Theile wol aus inneren Gründen, zum Theile gewiß infolge seiner leidigen Vermögensverhältnisse, denn er hatte ja schließlich sein liebes Besitzthum Gainfahrn nicht behaupten können.

Die Beurtheilung Schuselka's in den letzten Decennien seines Lebens ist daher in der Hauptsache auf die „Reform" beschränkt; was man den Abfall von seinen Gesinnungen genannt hat, muß aus dieser Zeitschrift beweisbar sein. Wer nun diese Blätter Jahr für Jahr verfolgt, der wird gewiß einen durch-

greifenden Wandel der Anschauungen in manchen entscheidenden Punkten wahrnehmen; ein gewaltsamer, aus inneren Gründen unerklärlicher Gesinnungswechsel liegt aber nicht vor. Es ist eine allmähliche Entwicklung, die sich Schritt für Schritt beobachten läßt; es ist jene innerliche Umkehr, welche aus einer Kette von Enttäuschungen sich so oft als letztes Glied ergibt.

In der ungarischen Frage hatte sich S. zuerst von der liberalen Centralistenpartei getrennt. Ihn leitete dabei aber nicht die von der herrschenden Meinung verschiedene Beurtheilung einer Machtfrage, sondern dem Grundzuge seines Wesens entsprechend, der Glaube, daß es sich hier um die Unterdrückung eines Volksthums, um die Abwehr ungerechtfertigten Zwanges handle. Von diesem Ausgangspunkte aus war es nur ein naheliegender Schritt, daß er auch in den übrigen politischen Fragen Oesterreichs auf Seite der um ihre Anerkennung ringenden Nationalitäten trat und an dem Föderalismus nicht irre wurde, selbst als er ihn schließlich in Conflict mit den Ungarn, ja selbst mit seinen Jugendtraditionen der Polenliebe und Russenfeindschaft brachte. Das Nationalitätsprincip war für ihn ein Resultat des die Menschheit erfüllenden Freiheitsprocesses und der Föderalismus erschien ihm eben als das Mittel, durch welches Oesterreich dieses Princip in der inneren und äußeren Politik siegreich verwirklichen konnte, statt durch dasselbe aufgelöst zu werden. In jeder einseitigen Bevorzugung einer Nationalität sah er eine Gefahr für Oesterreich und es kennzeichnet die Consequenz dieses Standpunktes, daß er, der schwärmerische Polenfreund von ehemals, in den siebziger Jahren das Bündniß der Verfassungspartei mit den österreichischen Polen verwarf. Nur innerhalb einer föderalistischen Gestaltung Oesterreichs sei die Aufrichtung des Polenthums zuläßig, die privilegirte Constituirung eines polnischen Königreiches in Oesterreich könne, ja müsse von Rußland und Preußen als eine bedrohliche Demonstration betrachtet werden.

Wenn S. hiernach in den inneren österreichischen Fragen zumeist als Wortführer der Nichtdeutschen auftrat, so hat er aber deshalb seine warme deutsche Empfindung nicht verleugnet. Lebhaft nimmt er 1863 an Schleswig-Holsteins Sache Theil und es spricht nur für die Klarheit seines politischen Blicks, daß er später als Warner gegen die verkehrte österreichische Politik in dieser Frage auftrat. Er hat die Ziele Preußens früh erkannt und daher zum Unterschiede von anderen österreichischen Kreisen das Streben Preußens, an der Nordsee festen Fuß zu fassen, unbefangen beurtheilt. Wenn er bei der Krise des Jahres 1866 auch mit ganzem Herzen auf österreichischer Seite stand, so blieb er doch frei von jener thörichten Preußenfeindschaft, die von 1866—70 in Oesterreich gang und gäbe war. Wol erblickte er auch für Deutschland das Heil nur in einer Föderation, er hat sich aber von dem Trugbild des Südbundes nie berücken lassen und gegen die Lockung der französischen Allianz standhaft Front gemacht; er hat endlich im J. 1870 laut seine Stimme für die deutsche Sache erhoben, unbekümmert um den Widerspruch, welchen er bei den Nichtdeutschen Oesterreichs fand. In späteren Jahren allerdings, als bei den Erfolgen der Bismarck'schen Politik der Widerspruch der Liberalen verstummte und zumal bei der Bekämpfung der katholischen Kirche die Verhimmelung des neuen deutschen Reiches auf der Tagesordnung war, da konnte es wol nicht fehlen, daß S. wieder abseits stand; er stritt jetzt wieder für das föderative Princip in Deutschland, gegen die Bismarck'sche Politik überhaupt und insbesondere gegen den — Culturkampf.

Hiermit kommen wir zu einer neuen Seite unserer Aufgabe. Als S. sich von der deutsch-liberalen Partei Oesterreichs in der Verfassungsfrage trennte, da stand er ihr in allgemeinen Freiheitsfragen, speciell in jenen der Kirchenpolitik noch vielfach nahe. Der zweite Preßproceß der „Reform“ hatte einem (zwar

nicht von S. geschriebenen) Artikel gegolten, welcher nach dem gerichtlichen Urtheil eine Beleidigung der katholischen Kirche enthielt, und noch im J. 1868 vertheidigte sich S. gegen die Angriffe der Gegner damit, jeder Leser der „Reform“ wisse, „daß er nie gegen die Freiheit überhaupt, gegen den Constitutionalismus, gegen die parlamentarische Regierung, gegen das Bürgerthum, gegen die deutsche Bildung, daß er nie für die Jesuiten, für das Concordat geschrieben habe“. Allein seine Opposition gegen die Vorherrschaft der Kirche in Oesterreich ward schon in wesentlich anderem Tone geführt, als seitens der liberalen Wortführer in Parlament und Presse; er mahnt, obwol er seine Eigenschaft als Protestant wiederholt bekennt, zur Mäßigung im Kampfe gegen die Kirche und kehrt sich unwillig gegen die kirchenfeindliche Strömung, sowie gegen jegliches Freidenkerthum.

Die Annäherung an die katholische Kirche läßt sich von da an Schritt für Schritt verfolgen. Als mit dem vaticanischen Concil die Gegensätze sich am schärfsten zuspitzten, da brachte die „Reform“ einen Artikel über „Infallibilität und Concordat“, welchen man füglich als die Ankündigung des Waffenstillstands ansehen kann. „Die Unfehlbarkeit liegt im Glauben“, dies bedeutsame Wort entrang sich ihm an dieser Stelle. Und als, von dem Beifall nicht nur der Menge, sondern der Blüthe deutschen Geisteslebens begrüßt, die altkatholische Bewegung ihre Wellen trieb, kehrte sich S. sofort gegen dieselbe, „durch eigene schmerzliche Erfahrungen belehrt“. Wol nahm er noch 1871 den ihm aus katholisch-politischen Kreisen gezollten Dank nur mit Reserve, nämlich „obwol in kirchlicher Beziehung auf anderem Standpunkte stehend“, an; die Hitze des katholisch-politischen Kampfes nöthigte zu immer rückhaltsloserem Anschlusse an die conservative Richtung, der Bruch mit dem Liberalismus vollzog sich unaufhaltsam. So erklärte er denn im J. 1874, er habe in früheren Zeiten für die vom allgemeinen Despotismus unterdrückte Freiheit gekämpft, jetzt aber sei die Freiheit zum Parteidespotismus geworden; und mit Schluß des Jahres 1876 spricht er es geradezu aus, die Fortsetzung seines Blattes bedeute Fortsetzung des Kampfes für die gute Sache des österreichischen Völkerreiches, also jedes einzelnen Volkes und dann vorzugsweise „für die beste, höchste und heiligste Angelegenheit der Menschheit, für die Religion“.

War somit in allen Fragen der inneren Politik die Lossagung von dem Liberalismus Oesterreichs eine vollständige (auch in der Judenfrage zeigt sich ein Schwinden der alten Begeisterung für die Emancipation), so konnte es nicht fehlen, daß S. bei dem Wiederaufleben der orientalischen Frage seinen stets gehegten Sympathieen für die Befreiung der Balkanvölker lauten Ausdruck gab, da der hinderliche Antagonismus gegen Rußland in ihm überwunden war. Oft und oft, es kennzeichnete die „Reform“ dies vor fast allen anderen österreichischen Zeitschriften, hatte S. hier die Bedeutung der maritimen Interessen Oesterreichs gepredigt; jetzt kamen die Fragen des europäischen Südostens ins Rollen. Doch hiermit war dies bewegte litterarische Schaffen auch beendet.

Mitten unter diesen großen europäischen Verwicklungen und an der Schwelle eines Systemwechsels in Oesterreich (Januar 1879) wurde S. durch einen Schlaganfall an der Fortsetzung seiner regen publicistischen Thätigkeit gehemmt; im Juli 1879 mußte er infolge einer dauernden Lähmung von der Redaction der „Reform“ gänzlich zurücktreten. Und als sollte die Ausgleichung der Gegensätze, welche sich in S. selbst so vielfach vollzog, besonders klar zu Tage treten, so fügte es sich, daß er die Leitung der „Reform“ in die Hände jenes Dr. Jordan zurücklegte, mit dem er vor drei Decennien (1845) in heftiger litterarischer Fehde gestanden hatte. S. erblickte jetzt in der Vergangenheit dieses Mannes die Bürgschaft, daß er das Blatt in derselben politischen, nationalen,

confessionellen und wirthschaftlichen Richtung fortführen werde, „in der er es durch 17 Jahre des Kampfes geführt habe, um es jetzt nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes in einem Augenblicke verlassen zu müssen, in welchem die Ideen, die er verfochten, zum Siege gelangen“.

Die Hoffnung, in den Spalten der „Reform“ noch öfter zu den Lesern zu sprechen, ging nicht in Erfüllung; denn das Blatt überdauerte den Rücktritt seines Gründers, wie schon erwähnt, nur kurze Zeit. Wenn S. nun noch zur Feder griff, so that er es nur für das streng katholische Organ „Neue Weckstimmen“, welches ihn zu seinen ständigen Mitarbeitern zählte. Hier (1882, 4. Heft) veröffentlichte er vor allem in der Schrift „Abfall und Rückkehr“ die Rechtfertigung seiner formellen Rückkehr zur katholischen Kirche, sodann (1883, 1. Heft) die biographisch wichtige Abhandlung „Bildungseinbildung“ und schließlich (1885, 1886) noch einige Aufsätze religiös-politischen Inhalts; der letzte derselben („Zweikampf zwischen Kirche und Staat“) erschien (1886, 9. Heft), als S. schon aus dem Leben geschieden war.

Am 1. September 1886 starb S. in Heiligenkreuz bei Wien, wohin er sich in den letzten Jahren gezogen; es war dies fast genau derselbe Ort, an welchem er vor 46 Jahren die Vorrede zu seinem „Karl Gutherz“ geschrieben. Die äußeren Lebenssorgen, von welchen S. in seiner Laufbahn so vielfach heimgesucht gewesen, scheinen ihn in den letzten Lebensjahren weniger bedrückt zu haben, da er, der einstige Präsident der „Concordia“, sich einer Pension dieses Vereins erfreute. Jedenfalls starb er aber arm und so ist auch seinen Gegnern die Behauptung nicht möglich gewesen, daß seine vielfach nicht begriffene Richtung ihm irgendwie Vortheile gebracht habe. Wie man über seine Richtung und über seine Wandlungen auch urtheilen möge, von dem Zug des Eigennutzes sind sie nicht bestimmt gewesen.

Schuselka's politisches Streben ist, wenn man sein ganzes Leben überschaut, erfüllt von dem Ringen, das Deutschthum und Oesterreicherthum in seinem Innern zu verknüpfen, von dem Sinnen und Trachten, für das alte habsburgische Völkerreich die modernen Formen staatlichen Lebens zu finden; wenn er dabei im Laufe der Zeit von dem Conflicte der Gegensätze in verschiedene Bahnen getrieben wurde, so hat er die Schicksale des vielgestaltigen Staatslebens selbst getheilt. Und wahrlich, dieser Schwankungen wegen hätte ihn die liberale Partei nicht verfehmt; sein Hauptverbrechen war ein anderes — der Anschluß an die katholische Kirche. Allein gerade hier konnte sich S. mit Recht darauf berufen, daß die Wurzel der religiösen Gesinnung trotz der verschiedenen Aeußerungsformen in ihm stets lebendig gewesen, daß er sich dem Sectenstreben und dem Kampf gegen die katholische Kirche niemals aus Irreligiosität angeschlossen habe. Steht dies fest, dann wird gerade jener, dem die Mystik des Glaubens unverständlich ist, welche aus Schuselka's Reversionsschrift spricht, sich scheuen müssen, hier ein Urtheil zu fällen. Ein Parteimann ist S. nie gewesen, dieser Lorbeer grünt ihm nicht; das Verdienst aber kann ihm nicht genommen werden, in den Entwicklungsgang der politischen Ideen Oesterreichs kräftig eingegriffen zu haben und dabei die eigenen Wege des selbständigen Denkers und unerschrockenen Mannes gewandelt zu sein.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXII, 223 ff., und die daselbst citirten Schriften. Außerdem: Alph. v. Klinkowström, Friedrich August v. Klinkowström und seine Nachkommen. Wien 1877. S. 322. — Zeitgenossen. Jena 1843. — Reichstags-Galerie. Wien 1849. Nr. 23. — Zur Geschichte des Wiener Journalisten- u. Schriftsteller-Vereins „Concordia“ 1859—1884. Wien 1884. S. 6 u. 38.

Hugelmann.

Schuster*): Matthias S., Sänger, wurde 1804 zu Niederleis im Erzherzogthum Oesterreich geboren, seine Erziehung genoß er im Kloster Heiligenkreuz bei Wien. Er wurde zum Lehrerstand bestimmt und besuchte daher das Seminar Korneuburg, wo er auch sorgfältigen Musikunterricht erhielt. Als Lehrer in Wien angestellt, erregte er in Gesellschaften und beim Kirchendienst durch seine schöne und große Tenorstimme Aufsehen und wurde veranlaßt, seine herrliche Naturgabe gehörig zu schulen. Der berühmte Gesangsmeister Benelli förderte ihn soweit, daß er 1823 zu Brünn als Graf Almaviva in Rossini's Barbiere seinen ersten Bühnenversuch wagen konnte. Er fiel so gut aus, daß S. alsbald auf Provinzbühnen Stellung fand und schon im J. 1825 für das Kärthnerthortheater auf fünf Jahre verpflichtet wurde. Hier beherrschte er das lyrische Fach. 1830 wandte er sich nach Berlin, und trat als Ramiro eine Stellung am Königstädtischen Theater an, die er aber schon 1831 gegen eine bessere am Dresdener Hoftheater vertauschte, wo er sowohl in der italienischen als in der deutschen Oper lange Jahre verdienstlich wirkte. Seine besten Rollen waren: Max, Adolar, Hüon, Pylades, Florestan, Tamino, George Brown, Joseph, Othello, Rodrigo, Almaviva, Elvino, Melchthal u. a. Nachdem er im Juli 1847 pensionirt worden war, starb S. am 14. September 1850 zu Dresden.

Vgl. Wurzbach XXXII, 259. Heinrich Welti.

Schütze**): Sebastian S., sächsischer Geistlicher, Verfasser eines vielgebrauchten Katechismus, wurde im J. 1697 in Chemnitz als Sohn eines Kaufmanns geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte in Wittenberg, wo er sich 1717 die Magisterwürde erwarb. 1724 wurde er Anstaltsgeistlicher in Waldheim, drei Jahre später Pastor in Mühlberg (Provinz Sachsen). 1735 wurde ihm das Pfarramt zu Oederan übertragen, das er bis zu seinem Tode im J. 1763 bekleidete. Den Einfluß des Pietismus verräth seine „Ordnung des Heils, nach denen fünf Hauptstücken des Catechismi Lutheri" (Leipzig 1745, 1754). In 52 für die einzelnen Wochen des Jahres bestimmten Katechesen behandelt Verfasser den Lehrstoff, gibt nach dem Vorbilde J. Chr. Weidner's und P. Petersen's dem Lehrer in Anmerkungen eingehende Anweisungen bezüglich der Behandlung und fügt namentlich für die schwierigen Begriffe Beispiele aus dem Leben bei. Auch veröffentlichte er im Anschlusse an eine früher erschienene ähnliche Schrift „Einige summarische Fragen der Heilsordnung" zum Gebrauche der Schüler.

A. H. Kreyßig, Album d. evang.-luth. Geistlichen im Königreiche Sachsen. S. 527, 377. Dresden 1883. — G. v. Zezschwitz, System der kirchl. Katechetik. II. Bd., II. Abth., II. Hälfte, S. 89. Leipzig 1872. Georg Müller.

Schwarzenberg***): Johann Adolf Fürst v. S., geb. am 22. Mai 1799, † am 15. September 1888. Aus der Ehe seines Vaters Josef Johann N. Fürsten v. S. († 1833) mit Pauline K. Prinzessin von Arenberg kam Johann Adolf als drittes Kind und erstgeborener Sohn zur Welt. Dem elfjährigen Knaben wurde seine Mutter durch jenen entsetzlichen Brand entrissen, welcher das Gartenfest ihres Schwagers Karl Ph. v. S. (s. A. D. B. XXXIII, 308) zur Feier der Hochzeit Napoleon's I. mit Marie Luise von Oesterreich zum tragischen Ereigniß stempelt. Während sein jüngerer Bruder Felix (s. A. D. B. XXXIII, 266) die Laufbahn des Diplomaten und Staatsmannes mit bedeutender Zukunft, der jüngste die des Kirchenfürsten betrat, entwickelte sich in dem Erstgeborenen die Eigenart des Vaters, die dem praktischen Leben, der

---

*) Zu Bd. XXXIII, S. 106.
**) Zu Bd. XXXIII, S. 146.
***) Zu Bd. XXXIII, S. 305.

wirthschaftlichen Gütererzeugung zugewandte Thätigkeit eines Cavaliers, dem die Anwartschaft gewaltiger Besitzstände, die Verwaltung von Gütern im Umfange eines richtigen Fürstenthums beschieden war.

Der Tod seines Vaters legte das Majorat in die Hände des 34jährigen Fürsten. Zwei Jahre später wurde er (1835) mit dem Ehrenamte betraut, die Thronbesteigung Kaiser Ferdinand's dem Berliner Hofe anzuzeigen; 1838 wohnte er als Bevollmächtigter Oesterreichs der Krönung der englischen Königin Victoria bei. Der Schwerpunkt seines Wirkens ruhte jedoch in der Verwaltung seiner weitschichtigen Güter. Schafzucht, Spirituosen- und Zuckererzeugung, Forstcultur und Bergbau fanden an ihm einen verständnißvollen Förderer, und man begreift, daß ein Cavalier, der das ganze Gebiet landwirthschaftlicher Gütererzeugung mit solchen Mitteln und mit solcher Sachkenntniß überblickte, als Präses an die Spitze der k. k. patriotisch-ökonomischen Landwirthschaftsgesellschaft Böhmens gewählt wurde, und sich für die im wesentlichen Umschwung begriffene Betriebsart als zeitgemäßen Fortschritt selbstthätig einsetzte. Aber eine durch Geburt und Besitz so hervorragende Persönlichkeit des böhmischen Hochadels konnte auch dem politischen Leben Oesterreichs nicht fern bleiben. 1829 Kammerherr, 1836 Ritter des goldenen Vließes, 1854 Großkreuz des Stephansordens sah sich der 61jährige Fürst, seit 1830 mit Eleonore Fürstin v. Liechtenstein vermählt, in das parlamentarische Leben gezogen, das für Oesterreich mit dem Jahre 1860 wieder anbrach und seinen allerdings schüchternen Anfang mit dem „verstärkten Reichsrath" machte. Ihm gehörte seit 29. April 1860 S. als lebenslängliches Mitglied an. Er nahm hier wiederholt das Wort und zwar vorzugsweise in den seinem Gesichtskreis als dem eines Landwirths und Industriellen nahegerückten Fragen. Doch streiften seine Bemerkungen auch Verwaltungsangelegenheiten des Staates, wie die in der Sitzung vom 21. September 1860, worin er den vormärzlichen Patrimonialherrn hervorkehrte und die ungleich vertheuerte Administration des Staates besprach. Auch für das Majoritätsvotum trat er in der wichtigen Sitzung vom 25. September ein. Er entgegnete einem Vorredner, es sei an der Zeit, sich klar zu machen, daß die Mitglieder dieser hohen Versammlung in derselben nicht in der Eigenschaft von Vertretern der verschiedenen Stämme und Nationalitäten Oesterreichs erschienen, sondern nur aufgefordert und berufen seien, zu Rathe zu sitzen und Gegensätze, die zur Berathung vorgelegt würden, zu begutachten. Der Reichsrath würde seiner Bestimmung nicht nachgekommen sein, und sich einer Anmaßung schuldig gemacht haben, wenn er sich auf etwas anderes eingelassen hätte. Uebrigens könne er nur zur persönlichen Beruhigung und zur Aufklärung sagen, daß der czechische Volksstamm in Böhmen gar nicht gedrückt sei, indem er seine Schulen, in welchen die Landessprache gelehrt werde, seinen Clerus und seine Bildungsanstalten in der Landessprache besitze und das officielle Blatt in Prag in der czechischen Sprache geschrieben erscheine. Dieser Stamm könne sich somit über Bedrückung nicht beklagen. Es sei hier wohl hervorgehoben worden, daß der Majoritätsantrag nicht genug präcisirt sei, allein es scheine eben darin auch ein besonderer Vorzug dieses Vorschlages zu liegen, da der Reichsrath gar nicht die Bestimmung habe, vorzuschreiben, sondern bloß zu rathen. Würde weiter gegangen, so würde das Mandat des Vertrauensmannes überschritten, das Vertrauen mißbraucht werden. Das Majoritätsvotum bewege sich in den entsprechenden Schranken, drücke seine Meinung nach bestem Wissen und Gewissen, nach der besten Ueberzeugung aus und enthalte sich der Anmaßung dessen, wozu die Berechtigung fehlt. Die Rechte des Souveräns dürfen, was heute leider oft angestrebt werde, nicht geschmälert werden. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich müsse Kaiser und Herr bleiben. Da sich durch diese Bemerkung einer der Ver-

treter des Minoritätsvotums, Graf Hartig, angegriffen fühlte, so entgegnete er auch mit aller Entschiedenheit.

Fürst S. trat, als der neue constitutionelle Reichstag 1861 einberufen wurde, als erbliches Mitglied ins Herrenhaus, war 1861—67 im böhmischen Landtage und wurde 1867 wieder in denselben gewählt. Um diese Zeit begegnen wir ihm auch als Präses der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft und der Commission der forstwirthschaftlichen Ausstellung im Prater. Eine Führerrolle im politischen Leben war ihm nicht beschieden, aber er blieb — wenn auch immer mehr als Beobachter aus der Ferne — eine namhafte Stütze der conservativen Feudalpartei, ohne dieser auf allen Wegen zu folgen.

Wurzbach, Biogr. Lex. XXXIII (1877), 78—82. — Verhandlungen des österr. verstärkten Reichsrathes 1860. (Wien.) Krones.

Schweitzer*): Christoph S., deutscher Reisender des 17. Jahrhunderts und Verfasser einer lesenswerthen Reisebeschreibung, die zugleich die einzige, leider sehr unvollständige biographische Quelle ist. Das Geburtsjahr Schweitzer's, der aus Württemberg stammt, ist nicht zu ermitteln. Obwohl er nicht aus einer wohlhabenden Familie hervorgegangen sein dürfte, scheint er doch eine leidliche Schulbildung genossen zu haben. Geldmangel brachte ihn im J. 1675 in die Netze eines holländischen Seelenverkäufers und damit in den Dienst der ostindischen Compagnie. Am 2. December 1675 wurde er als „Adelburst“ oder Gefreiter auf dem Schiffe „Asia“ nach Batavia eingeschifft, das er nach mancherlei Fährlichkeiten am 26. Juni 1676 erreichte. Im October wurde er nach dem Lande übergeführt, das in ihm einen verhältnißmäßig getreuen Schilderer finden sollte, nach Ceylon. Er nahm hier an verschiedenen Feldzügen gegen die singhalesischen Fürsten der Insel theil, lag längere Zeit in Colombo und später (bis Juni 1680) in Sittaway in Garnison, wohnte als Corporal einem Streifzug der Flotte nach der Malabarküste bei und schiffte sich endlich im December 1681 wieder nach der Heimath ein. Im Mai 1682 erreichte er das Cap der guten Hoffnung und am 2. September Amsterdam, von wo aus er alsbald in seine württembergische Heimath zurückkehrte. Auf den Rath einiger hochstehender Gönner, die dem mittellos Heimkehrenden auch eine auskömmliche Stellung verschafft haben mögen, gab er 1688 sein Reisewerk heraus. Dieses Werk betitelt sich: „Christoph Schweitzer's Journal und Tagebuch seiner sechsjährigen Ost-Indianischen Reise 1. December 1675 bis 2. September 1682.“ Tübingen, Johann Georg Cotta 1688. Die Arbeit ist nicht ohne Werth und läßt den Verfasser, der schlicht und in knapper Form seine Erlebnisse vorträgt, in einem vortheilhaften Lichte erscheinen. Bemerkenswerth sind namentlich eine kurze Schilderung der Hottentotten und die eingehende Beschreibung Ceylons und seiner Bewohner, der Singhalesen und Malabaren (Tamulen), wohl die erste leidliche Schilderung dieser Insel überhaupt. S. zeigt sich als guten Beobachter, der sich von Uebertreibungen frei zu halten weiß und fremden Angaben über Dinge, die er nicht selbst untersucht hat, nicht ohne weiteres vertraut.

Heinrich Schurtz.

Schweizer**): Alexander S. Der Zürcher Theologe Alexander S. ist am 14. März 1808 in Murten, Kanton Freiburg, geboren, wo sein Vater, Johs. Jak. S. als Pfarrer amtete. Seine Familie hatte der Theologie schon früher bedeutende Vertreter zugeführt. Ihr gehörte Suicerus (Johs. Kaspar S.) an, ein ausgezeichneter Kenner des Griechischen, dessen Hauptwerk, der „Thesaurus ecclesiasticus“ (1682 und 1728) noch 1821 supplementirt wurde und bis zur Stunde von Bedeutung ist. Sein Sohn, Johs. Heinr. S., Verfasser

*) Zu Bd. XXXIII, S. 370.
**) Zu Bd. XXXIII, S. 371.

mehrerer gelehrter Schriften, folgte, um seiner freien Richtung willen in Zürich angefeindet, einem Ruf nach Heidelberg.

Zehn Jahre alt kam Alexander S. an das neuerrichtete Gymnasium zu Biel und schon 1821 an dasjenige zu Basel, an welchem damals Alexander Vinet als Lehrer der französischen Sprache und Litteratur wirkte. Vom Jahre 1822 an weilte er bis zu seiner 1831 erfolgenden Ordination in Zürich, wo Lehrer wie Johs. Kaspar Orelli und Hofrath Horner seinen Gymnasialunterricht, Chorherr Schultheß in wohlwollendster Weise sein Theologiestudium förderten. Von besonderer Bedeutung aber wurde für S. 1832 sein Berliner Aufenthalt und die Einwirkung Schleiermacher's, an den er von de Wette in Basel besonders empfohlen war. Er erwies sich in der Folge nicht bloß als der bedeutendste Schüler des großen Berliner Theologen, sondern auch als der originale Fortbildner seiner Theologie. Selbständiges Wesen prägte sich überhaupt frühe bei S. aus. Zwei kleinere wissenschaftliche Untersuchungen, die er 1833 publicirte, nehmen, indem die eine auf den Streit zwischen „Rationalismus und Supranaturalismus", die andere auf eine „exegetisch-kritische Darstellung der Versuchungsgeschichte" eintritt, sogleich zwei so ziemlich im Centrum liegende Themata zum Vorwurf. Ein feines Verständniß für die Besonderheit der Religion und ihre Offenbarungsträger neben dem Gebiet der abstractern Wissenschaft bekundet schon die nächstfolgende Abhandlung von der „Dignität des Religionsstifters".

Unerwartet früh sah sich S. mitten in eine gesegnete Predigtwirksamkeit hineinversetzt. Nachdem er sich 1833 eben in Jena inscribirt hatte, wünschte ihn der erkrankte Pastor Hirzel als Vicar nach Leipzig. Gleich von Anfang an bekundete der junge Praktiker sein nicht geringes Predigertalent. Den Text gewissenhaft auszubauen und bei aller Freimüthigkeit und vernünftigen Begründung die individuell christlichen Lebensgedanken sich ungeschmälert auswirken zu lassen, hat er wie wenige verstanden. Eine Frucht dieser seiner Leipziger Predigtthätigkeit ist der erste von sechs Bänden christlicher Predigten, die S. nach und nach veröffentlichte. In besonderem Maße mußte aber dem aufstrebenden Theologen das Wirkungsfeld entsprechen, das sich ihm 1834 in seiner Vaterstadt Zürich aufthat, eine Vereinigung von Pfarramt und akademischer Thätigkeit. Als Vicar am Großmünster betrat er die Kanzel Zwingli's, der an ihm hernach einen so verständnißvollen und getreuen Sachwalter finden sollte, als Privatdocent habilitirte er sich mit einer grundlegenden Arbeit über „Begriff und Eintheilung der praktischen Theologie", welche Disciplin er schon vom Jahre 1835 an als Professor beständig zu pflegen hatte. Die Mitwirkung an der „Neuen protestantischen Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz" gab S. die erwünschte Gelegenheit, in gründlicher Weise das Leben Jesu von Strauß und damit zugleich dieses neu aufgehende theologische Gestirn selbst zu würdigen. Daß Strauß die Quellen des Lebens Jesu gründlich gesichtet, rechnete auch er ihm zum Verdienst an, hielt aber bleibend dafür, daß derselbe den positiven Theil seiner Arbeit, die Reconstruction eines Lebens Jesu auf dieser neuen Basis schuldig geblieben sei. Drum wußte er sich im guten Recht, als er 1839 in der dreifachen Eigenschaft eines Mitgliedes der theologischen Facultät, des Erziehungsrathes und des großen Rathes hauptsächlich auch mit Rücksicht auf die erregte Volksstimmung sich gegen die Berufung von Strauß nach Zürich aussprach. Dabei dachte er aber nicht von ferne daran, der akademischen Lehrfreiheit irgend welchen Eintrag geschehen zu lassen.

Schweizer's wissenschaftliche Untersuchungen galten zunächst der Disciplin der praktischen Theologie. Gleichzeitig mit K. J. Nitzsch baut er das von Schleiermacher abgegrenzte Gebiet derselben aus. Auch ihm ist die Gesammt-

gemeinde Grundlage und Ausgangspunkt aller kirchlichen Thätigkeit. Sie stellt den Clerus auf, der nunmehr das Organ dieser kirchlichen Thätigkeit bildet. Je nachdem sich diese Thätigkeit auf das Ganze der Gemeinde oder einen Theil derselben oder auf sich beständig verändernde Gemeinde auswirkt, werden die Einzeldisciplinen der Liturgik und Homiletik, der gebundenen und freien Seelsorge, der Katechetik und Mission ausgeschieden. Auf einfachste Weise wird derart in einer schwierigen Materie Licht geschaffen. Schweizer's „Homiletik“ aus dem Jahre 1848 und seine 1875 herausgegebene „Pastoraltheorie oder die Lehre von der Seelsorge“ geben Zeugniß von dem tiefen Verständniß ihres Verfassers für die praktischen Aufgaben der Kirche wie für die klare wissenschaftliche Definirung dieser Aufgaben. Erst 1844 that sich für S. das eigentliche Pfarramt am Großmünster auf. Er war indessen schon als Vicar ein wohlbekannter Prediger geworden. Die Gebildeten fanden Gefallen an der tiefen Lebensweisheit, die Ungebildeten am schlichten Vortrag dieser Predigten; die kirchlich gesinnten nahmen die wohlthuende religiöse Wärme und christliche Gedankenführung darin wahr, die der Kirche bisher entfremdeten die vernunftgemäße Darlegung der christlichen Heilsgedanken. Wichtige Zeitereignisse wurden mit großem Geschick in den Kreis dieser Betrachtungen hineingezogen. 38 Jahre lang hat er also die Gemeinde im besten Sinne des Wortes erbaut. Wie sehr ihm alle Unnatur in der Predigt zuwider war, zeigt er in einer polemischen Broschüre: „Die Restauration in der Predigt“ (1863).

Ganz besondere Verdienste erwarb sich nun aber S. auf dem Gebiet der Dogmatik und Dogmengeschichte. Ueberaus einleuchtend hat er in seiner 1844 bis 1847 erschienenen „Glaubenslehre der evangelisch reformirten Kirche“ die Eigenart des reformatorischen Lehrbegriffs dargethan und bewiesen, es könne eine Union der reformirten und lutherischen Kirche jedenfalls nie in der Weise verstanden werden, daß erstere einfach der letzteren sich assimilire. Habe die lutherische Kirche gleich von Anfang an mehr die judaisirende Verirrung im Katholicismus bekämpft, so die reformirte mehr die paganisirende. Uebereinstimmend hätten daneben Zwingli und Calvin die Machtvollkommenheit Gottes zum Mittelpunkt aller Dogmen gemacht.

Ein monumentales Werk sind die 1854—56 erschienenen „Protestantischen Centraldogmen, in ihrer Entwickelung innerhalb der christlichen Kirche dargestellt“, worin S. auf Grund eines zum Theil mit vieler Mühe zu Tage geförderten Quellenmaterials aufzeigt, was im 16. Jahrhundert vom protestantischen Princip erkämpft, im 17. Jahrhundert festgehalten und schulgemäß ausgeführt wurde, bis dann, nach den umbildenden und theilweis zersetzenden Einflüssen des 18. Jahrhunderts die Neuzeit um einen mit der vorhandenen Bildung vermittelnden Lehrbegriff sich bemüht. Ein umfassendes Quellenmaterial ist in diesem Werke trefflich gesichtet; die Darstellung der oft recht spröden Materie mitunter von plastischer Wirkung. Das hochbedeutende Werk ist bis zur Stunde noch zu wenig gewürdigt. Am besten aber lernen wir Schweizer's tieffromme und wissenschaftlich-philosophische Art aus seiner 1863—1877 in zwei Auflagen veröffentlichten „Christlichen Glaubenslehre nach protestantischen Grundsätzen“ kennen. Glaubenslehre, nicht Dogmatik nennt er absichtlich dieses Werk; Dogmatik sei Kirchensatzungswissenschaft. Er will aber keine solche schreiben, sondern was die historisch-religiöse Erfahrung uns darbietet, müsse an unserm frommen Gefühl gemessen, an der in uns selbst groß gezogenen religiösen Idee als Wahrheit geprüft werden. Durch und durch philosophisch gehalten, schöpft dieses für alle Gebildeten geschriebene Werk so recht aus dem Vollen und Ganzen des heutigen christlichen Gemeindebewußtseins.

Mit diesen nach Inhalt und Umfang hervorragenden Publicationen ist

Schweizer's litterarische Thätigkeit aber nicht erschöpft. Eine Reihe kürzerer Abhandlungen erschienen in den Studien und Kritiken, den Theologischen Jahrbüchern und besonders in der Protestantischen Kirchenzeitung, zu deren Herausgebern er zählte. Eine Anzahl dieser Aufsätze ist dann noch in besonderer Sammlung unter dem Titel „Nach rechts und links“ (1876) veröffentlicht worden. Keine wichtige Erscheinung auf theologisch-philosophischem Gebiet ist S. entgangen. In gründlicher Polemik wandte er sich u. a. gegen die Hartmann'sche Philosophie, gegen Straußens alten und neuen Glauben und gegen die Janssen'sche Geschichtschreibung. „Zwingli's Bedeutung neben Luther“, die erweiterte akademische Rede, welche er 1884 beim 400jährigen Jubiläum Zwingli's gehalten, ist seine letzte Publication und eine Art Testament die 1878 herausgegebene, nicht umfang- aber desto inhaltsreichere „Zukunft der Religion“, worin er besonders ansprechend auch über die Grenzen des religiösen und wissenschaftlichen, speciell des naturwissenschaftlichen Erkennens redet. Bluntschli hat eingehend mit ihm über diese Publication correspondirt. Neben den Collegien über praktische Theologie, Symbolik, Dogmengeschichte u. s. w. las S. bei großem Zuspruch über philosophische und christliche Ethik, welch' erstere insbesondere auch von Nichttheologen mit vielem Interesse gehört wurde. Dogmatik zu lesen entschloß sich S. noch, als nach dem Tode Al. Em. Biedermann's dieses Fach an der Zürcher Hochschule eine Zeit lang eines freisinnigen Vertreters ermangelte.

Auf dem Katheder hat S. überaus klar vorgetragen. Die schwierigsten theologisch-philosophischen Materien gewannen durch seine Darstellung bedeutend an Durchsichtigkeit. Die Sprache war edel, die ganze Form des Vortrags, besonders auch in den größeren akademischen Reden, oft von classischer Vollendung. Die Kirchenleitung mochte seines gewichtigen Urtheils nicht ermangeln. Drei Jahrzehnte hat er in der obersten Kirchenleitung des Kantons Zürich gesessen und öfters wurde bei wichtigen kirchlichen Entscheidungen des gesammten schweizerischen Vaterlandes sein Rath eingeholt.

Schweizer's Bedeutung ist anläßlich seines 50jährigen Docentenjubiläums im J. 1884 voll und ganz in nahen und fernen Kreisen gewürdigt worden. Es wurden damals dem schlichten Manne die Huldigungen, welche nicht bloß aus schweizerischer Kirche und von schweizerischen Universitäten, sondern gleichzeitig aus Deutschland, Holland und Frankreich einliefen, fast zu viel. Nach kurzer, ziemlich schmerzloser Krankheit ist Alexander S. am 3. Juli 1888 verschieden. Bis 1871 hatte er sein Pfarramt am Großmünster inne gehabt, bis acht Tage vor seinem Tode seine akademische Wirksamkeit geübt.

Eine Selbstbiographie A. Schweizer's ist unter der Aufschrift: „Prof. Dr. theol. A. Schweizer, biographische Aufzeichnungen, von ihm selbst entworfen“, mit einem wohlgelungenen Porträt in Lichtdruck von seinem Sohn, Staatsarchivar Dr. Paul S. herausgegeben worden (Zürich, F. Schultheß, 1888). — Ein vollständiges Verzeichniß der zahlreichen litterarischen Publicationen Schweizer's findet sich in der Theol. Zeitschrift aus der Schweiz, Jahrg. 1885, S. 110 ff. vor. Ebenda, Jahrg. 1884: Zum 50jährigen Dozentenjubiläum des Herrn Prof. Dr. A. Schweizer; Jahrgang 1885: Die praktische Theologie nach A. Schweizer.

Meili.

Scutdorpe *): Hermann v. S., Karthäuser Mönch und 34 Jahre Rector eines Frauenklosters bei Brügge, wo er 1412, oder nach Valerius Andreas 1428 starb, hat sich als Verfasser einiger Erbauungsschriften den gerechten Dank

*) Zu Bd. XXXIII, S. 499.

seiner Zeitgenossen erworben. Wie Friedrich v. Heilo so wurde auch er durch die Verdrießlichkeiten, welche ihm die Leitung seines Klosters bereitete, zur Abfassung eines Tractates „De religiosarum mulierum regimine“ veranlaßt. Doch kennen wir diese Arbeit nur dem Titel nach; ebenso eine Sammlung von Predigten: „De dominicis et sanctis“ in 6 Bänden. Um so mehr Werth hat die handschriftliche Aufbewahrung einer „Expositio melliflua“ des Vaterunsers; sie zeigt uns den Verfasser als einen sehr gelehrten und frommen Mann. In 50 Predigten handelt er darin ausführlich vom Gebet im allgemeinen und von den Bitten des Vaterunsers insbesondere, wobei er seine in mancher Hinsicht wichtigen Ausführungen mit zahlreichen Citaten aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und Classikern und zugleich mit Beispielen erläutert, welche er dem Thomas v. Cantimpré und Caesarius v. Heisterbach entlehnt. Er schließt die Arbeit mit einigen wunderlichen grammatischen Bemerkungen über das Wort „Amen“ und mit einer Anweisung, warum und wann das Gebet Gott gefällig sei.

Valerius Andr. S. 383 und besonders Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II, 3e th. bl. 25.

van Slee.

Scutken*): Johann S., neben Heinrich Mande und Gerlach Peterse eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des Windesheimischen Kreises. Er trat nach vierjährigem Aufenthalt im Fraterhause zu Deventer, in das Kloster zu Windesheim als Cleriker ein; hier starb er am 23. Januar 1423 an Lungenschwindsucht. Zwar ist er nicht zu den eigentlichen Chorbrüdern zu zählen, da er — man weiß nicht warum, — niemals die Priesterweihe erhielt; er übte aber einen bedeutenden Einfluß in seinem Kreise. Als Frater consiliarius waren ihm die Cleriker und Laienbrüder untergeordnet, welchen er Jahre lang mit Rath, Trost und Ermunterung beistand und deren geistlicher Erbauung er sich unermüdet widmete. Seine Klosterzelle war ihm ein himmlischer Ort, wo er am liebsten verweilte, um sich täglich in die Liebe Gottes zu versenken. Cella facit coelum war sein Wahlspruch. Mit dieser mystischen Gesinnung verband er eine streng methodische Pflichterfüllung, wobei er jeder Arbeit ihre bestimmte Zeit zuwies. Gebet, Contemplation, Selbstprüfung und andere geistliche Verrichtungen wechselten mit Copir- und Schriftarbeit ab. Große Verdienste erwarb er sich besonders als Uebersetzer mehrerer lateinischer Kirchenbücher und Erbauungsschriften in die Landessprache, wie Gerhard de Groote ihm darin, mit Hinsicht auf den Laienunterricht vorangegangen war. Die Evangelienperikopen, der Psalter, vielleicht auch die Episteln und Evangelien mit den Sermonen für das ganze Jahr und das Soliloquium erhielten von ihm ihre niederländische Gestalt. Auch mehrere Festhymnen hat er in der Landessprache gedichtet, welche noch irgendwo handschriftlich verborgen liegen mögen.

Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II, 2e th. passim. — Acquoy, het Klooster Windesheim I, bl. 280 v. v. — van Slee. de Kloostervereen. v. Windesheim bl. 50 v. v. 302, 304 und in den hier genannten Quellen.

van Slee.

Sedulius**): S., gewöhnlich Scottus, d. h. der Ire, genannt, zur Unterscheidung von dem alten christlichen Dichter Sedulius, lebte und wirkte um die Mitte des 9. Jahrhunderts und ist uns, obgleich ein vielseitiger und fruchtbarer Schriftsteller, durch kein Zeugniß eines Zeitgenossen, sondern lediglich aus seinen eigenen Schriften bekannt. Aus Irland stammend, trat er gleich so vielen seiner Landsleute die Pilgerschaft nach dem Festlande an und gelangte mit zwei

*) Zu Bd. XXXIII, S. 499.
**) Zu Bd. XXXIII, S. 552.

anderen gelehrten Priestern seines Volkes an den Hof des gütigen Bischofs Hartgar von Lüttich (840—854), der ihm und seinen Gefährten gastliche Aufnahme gewährte. Nach der Vermuthung Traube's wäre dies im J. 848 geschehen, im Anschluß an eine irische Gesandtschaft, welche damals nach einem Siege über die Normannen zu König Karl dem Kahlen sich begab. S. verweilte jedenfalls wohl mindestens zehn Jahre in Lüttich als Lehrer an der Domschule zu St. Lambert, wie man annehmen darf. Mit ihm auch noch andere seiner gelehrten Landsleute, von denen er Dermoth begrüßt und später das Viergespann Fergus, Blandus, Marcus, Beuchell. Er erlebte in Lüttich zwei Reisen des als Wohlthäter von ihm viel gepriesenen Bischofs Hartgar nach Rom und dessen Tod, doch stand er auch zu seinem Nachfolger Franko (854—901) in freundlichen Beziehungen. Er sah einen Besuch Kaiser Lothar's in Lüttich 854 und eine Zusammenkunft seiner Brüder und neben den fränkischen Herrschern selbst besang er auch Lothar's I. Gemahlin Ermingard und seine Tochter, die Aebtissin Bertha von Avenay, sowie den kaiserlichen Schwager Markgrafen Eberhard von Friaul, einen gefeierten Helden, dem er in Hartgar's Auftrage ein Exemplar von der Kriegskunst des Vegetius zu überreichen hatte. Von andern Gönnern des S. tritt besonders noch der Bischof Gunthar von Köln (850—863) hervor, trotz seiner Vergehungen unzweifelhaft ein feingebildeter Mann und Gönner der Studien, bei dem er sich vielleicht zeitweise aufhielt, ferner Adventius von Metz (seit 858) und Leutbert von Münster. Ueber Sedulius' weitere Schicksale bleiben wir völlig im Unklaren: wir wissen nicht, ob er länger als bis 858 etwa in Lüttich verweilt hat, wo die von ihm begründete Schottencolonie auch später unter Franko noch erwähnt wird, oder ob er etwa seine Pilgerschaft nach Mailand fortgesetzt hat. Von hier wenigstens gibt es Gedichte völlig in seiner Art und irischen Ursprunges an den Kaiser Lothar, an dessen Schwager Leodfrid und an die Erzbischöfe Angelbert II. (824—860) und Tado (860—868), die mindestens seiner Schule (wenn nicht ihm selbst) angehören müssen. Der Umstand, daß er einem jungen karolingischen Könige einen Fürstenspiegel widmete, ist für sein Leben deshalb schwer zu verwerthen, weil wir nicht wissen, welcher Herrscher gemeint ist: am wahrscheinlichsten Lothar II. (855—869), weil der Angeredete ein König war und Karl d. Gr. sowie Ludwig d. Fr. bereits unter die Verstorbenen gezählt werden. S. war übrigens kein der Welt völlig abgestorbener Asket, er liebte und besang erlaubte Genüsse, wie den Becher und das Hammelfleisch. Seine Gedichte behandeln nur selten geistliche Gegenstände, sind vielmehr zum großen Theile seinen persönlichen Beziehungen gewidmet. Die an Mitglieder des Königshauses und seine bischöflichen oder andern Gönner gerichteten fließen von übertriebenen Schmeicheleien über, in deren Ausdruck er sich öfter wiederholt und erinnern bisweilen an Bettelbriefe. An dem den Dichtern eigenen Selbstgefühle gebrach es dem Virgil von Lüttich keineswegs, auch zeigt er einen gewissen Humor. S. besaß eine für seine Zeit erstaunliche Gelehrsamkeit, vor allem die im Frankenreiche ganz verschollene, damals fast nur bei einzelnen irischen Gelehrten vorkommende Kenntniß des Griechischen, für welche, abgesehen von andern auf ihn und seinen Kreis zurückgehenden Handschriften, namentlich ein von seiner Hand geschriebener griechischer Psalter in Paris zeugt. Von seinen, gleichfalls Kunde des Griechischen verrathenden, grammatischen Schriften ist nur der Commentar zur ars Euticii gedruckt, der vielleicht noch in seine frühere irische Zeit zurückreicht, ungedruckt die Commentare zu Priscian und Donat. Von seinen streng sachlich gehaltenen theologischen Schriften besitzen wir sein Collectaneum zu den Paulinischen Briefen und einige kürzere Erklärungen, während das umfangreichere Collectaneum zum Matthäus nur handschriftlich überliefert wird. Die interessanteste seiner Schriften ist für uns der schon genannte

„Fürstenspiegel“ in 20 Capiteln, in dem er nach dem Muster der Cons. philos. des Boetius die prosaische Rede durch Gedichte unterbricht, die sich ihrem Inhalte nach ganz eng daran anschließen. Unter den Quellen, aus welchen er seine Beispiele entlehnt, sind die Scriptores historiae Augustae bemerkenswerth. Der Inhalt hat nur wenig Beziehung auf bestimmte gegebene Verhältnisse: Begünstigung der Kirche tritt stark in den Vordergrund der Ermahnungen. Eine deutliche Einsicht in den Umfang von Sedulius' Belesenheit gewährt uns eine große Excerptensammlung in Cues, herausgegeben von Jos. Klein (Ueber eine Handschrift des Nicolaus von Cues, Berlin 1866), als deren Urheber Traube denselben unzweifelhaft nachgewiesen hat.

Die in einer früher Cusaner, jetzt Brüßler, Handschrift erhaltenen Gedichte des Sedulius, auf welche Pertz zuerst hinwies, gab zum erstenmal vollständig und kritisch L. Traube heraus, Poetae latini Carolini III, 151—237, nachdem die meisten vorher schon vereinzelt an andern Orten gedruckt waren. Er vereinigte damit die Verse des Fürstenspiegels und die von Hagen entdeckten Mailänder Gedichte aus der Schule des Sedulius. Die vorher von andern nur genannte Schrift De regimine principum veröffentlichte zuerst Angelo Mai (Spicileg. Roman. VIII, 1—69), das Commentariolum in artem Euticii grammatici Hagen, Anecdota Helvetica 1—38, die theologischen Schriften, soweit sie gedruckt sind, stehen bei Migne, Patrol. cursus complet. CIII, wo auch der Fürstenspiegel wiederholt wird. Statt der früheren Arbeiten über S. von Dümmler, Pirenne, Ebert u. s. w. darf jetzt allein auf Traube's Schrift O Roma nobilis (München 1891 aus den Abhandl. der bayr. Akad. I. Cl. XIX. Bd.) verwiesen werden, woselbst (S. 338—371) nicht nur alles frühere, was wir von ihm zu wissen glaubten, zusammengefaßt ist, sondern auch aus handschriftlichen Studien die wesentlichsten Ergänzungen hinzugefügt werden, die nur durch neue Funde auf diesem Wege noch vervollständigt werden könnten.

E. Dümmler.

Seyler *): Abel S., Theaterdirector, wurde am 23. August 1730 als Sohn eines Predigers zu Liestal im Kanton Basel geboren und starb am 25. April 1801 in der Pflege des großen Schauspielers F. L. Schröder (s. A. D. B. XXXII, 506) auf dessen Landgute Rellingen bei Hamburg. Als Kaufmann kam der junge Schweizer frühzeitig nach Norddeutschland und heirathete die Schwester des Hofapothekers Andreae in Hannover. Diese gebar ihm zwei Knaben, von denen der eine 1777 mit einer guten Empfehlung des hoffnungsfrohen Vaters an Maler Müller nach Straßburg ging, und am 31. Juli 1762 das Töchterchen Sophie Marie Katharine, die spätere Gattin des Dichters J. A. Leisewitz (s. A. D. B. XVIII, 223). Bereits 1764 verlor S. seine Frau, die verwaisten Kinder kamen nach Hannover in das Haus des guten Onkels Andreae, der sie erzog. S. selbst hatte mit seinem Freunde Joh. Martin Tillemann in Hamburg eine großartige Silberraffinerie begründet, mit einer besonderen Fabrikanlage im Vorort Hohendamm. Aber beide Compagnons kümmerten sich mehr ums Vergnügen, als ums Geschäft, und 1766 kam es zum Falliſſement. Vier Millionen standen auf dem Spiele, jeder der Bankrottirer rettete sich 30 000 Mark, und dieser Rest sollte ihrer Theaterpassion geopfert werden. Daß S. schon zu Lebzeiten seiner Frau mit den Schauspielern eng verkehrte, geht daraus hervor, daß er 1763 beim spätern Hamburger Theaterdirector Jacob Herzfeld ein Pathenamt übernahm. S. war ein glühender Verehrer der Bühne im allgemeinen und der großen Tragödin Friederike Hensel (s. A. D. B. XI, 788) im besonderen. Diese ehrgeizige Dame war höchst unzufrieden mit

*) Zu S. 119.

ihrem alten Director Ackermann (s. A. D. B. I, 37), der neben ihr auch noch andere Lichter leuchten ließ, und Freund S. sollte ihr mehr Spielraum verschaffen. Da Ackermann directionsmüde war, so kam am 24. October 1766 ein Vertrag zu Stande, wonach Ackermann sein Hamburger Schauspielhaus auf 10 Jahre, bis Fastnacht 1777, für eine Jahresmiethe von 1000 Speciesducaten an eine „Entreprise" verpachtete, seinen Garderobenvorrath aber gegen Theilzahlungen für 20 000 Mark an dieselbe Entreprise verkaufte. Zu dieser Entreprise gehörten außer S. sein Associé Tillemann und der Tapetenhändler Bubbers, der früher selbst Schauspieler gewesen war. Am 22. April 1767 wurde dieses Unternehmen eröffnet. Von Schwerin war Löwen (s. A. D. B. XIX, 312) als artistischer Director, von Berlin Lessing als Dramaturg, von Leipzig Ekhof (s. A. D. B. V, 785) als erster Darsteller herbeigerufen. Der alte Ackermann blieb seinem Hause als Schauspieler treu, dagegen wurde sein Stiefsohn F. L. Schröder weggeschickt, weil man einen Ballettänzer an dem neuen „Deutschen Nationaltheater" nicht dulden mochte. Das Unternehmen ist in der Geistesgeschichte ein Ereigniß von höchster Bedeutung geworden; aber nicht durch Seyler's schwächliche Verwaltung, sondern durch Lessing's reformatorische Dramaturgie. So dauerhaft es im Gedächtniß der Nachwelt steht, so kurzlebig war es in Wirklichkeit. Schon im Herbst mußten nicht bloß die verschmähten Operetten und Ballets, sondern sogar Seiltänzer das Deficit verringern helfen und am 4. December mußte das Theater wieder geschlossen werden. S. führte, ohne Lessing und Löwen, seine Truppe nach Hannover und die alte Frau Ackermann, Schröder's Mutter, zog mit, um die noch nicht abgezahlte Garderobe zu hüten. Sie war es wohl auch, die alsbald die Rückkehr ihres Sohnes durchsetzte. Von Hannover aus wagte man sich im Frühling 1768 noch einmal nach Hamburg unter die lauernden Gläubiger; der nächste Winter sah dann die Gesellschaft wieder im kleinen Schloßtheater zu Hannover. Endlich, zu Ostern 1769 entschloß sich der gutherzige Ackermann, ohne daß er weiter auf seine Scheine bestanden hätte, den gekippten Karren wieder auf den Damm zu bringen. Die Hamburger nahmen ihren alten, jetzt in der Directionsführung von seinem großen Stiefsohn unterstützten Theaterhäuptling wohlwollend auf; Frau Hensel aber blieb, durch Charlotte Brandes ersetzt, ärgerlich in Hannover, und der verliebte S. ihr zur Seite. Er fand dort einen hülfreichen Freund an seinem Schwager Andreae, und einen Gönner am Statthalter des Königreichs Hannover, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der aus Groll gegen Ackermann gern bereit war, diesem eine Concurrenz zu schaffen. Am 21. März 1769 wurde auf solche Art S. zum Directeur königlicher und churfürstlicher Teutscher Hof-Schauspieler ernannt. Außer der züchtigen Universitätsstadt Göttingen durfte er mit diesem Privileg das ganze hannöversche und braunschweigische Land bereisen. Als dieses Hoftheater sich einigermaßen consolidirt hatte, trat als Hauptstütze auch Ekhof von Ackermann zu S. über; mit ihm und mehr als vierzig anderen Zugehörigen, darunter auch die Ehepaare Böck, Brandes, Koch, wurden die Vorstellungen am 4. September 1769 im Schloßtheater eröffnet. Sehr bald aber machte sich Frau Hensel bei den Residenzlern unmöglich und man mußte nach Lüneburg gehen. Nun begann ein unstätes, glückloses Wandern. Bald war Celle, bald wieder Hannover selbst, bald Lübeck, bald Osnabrück das Standquartier. In Hildesheim bot sich eine so unbedachte Bude, daß sich des Winters die Schneeflocken, des Frühlings die Sonnenstrahlen in die Action drängten. Im Hochsommer 1770 versuchte man es wieder einmal mit Hamburg, wo ein königliches Geschenk des zu Altona residirenden Christian VII. von Dänemark aus schwerer Noth half. Ein Jahr noch dauerte zwischen Schröder-Ackermann und S. dieser Wettstreit um die Herrschaft in Niedersachsen; zu beiderseitigem

Nachtheil. Im Frühjahr 1771 half die hannöversche Hofkasse mit einem Zuschuß von 1000 Thalern und gestattete ihm, sieben Monate des Jahres auch weiter im Reich Erwerb zu suchen. Auch Andreae sprang noch einmal bei, stellte jedoch die Bedingung, daß sein Schwager die Leitung an Ekhof abgebe. Das nahm Frau Hensel übel und ging nach Wien; sie wurde ersetzt durch Susanne Mecour aus Hamburg. Ekhof und S. aber wandten sich mit der Truppe nach Wetzlar, wo den Sommer über erfolgreich gespielt werden konnte. Gotter lieferte Prolog wie Epilog. Der Gießner Schmied kam häufiger herüber und ließ sich zu seiner Chronologie des deutschen Theaters anregen. Von hier drang der gute Ruf dieser Künstlerschaar nach Weimar zur Herzogin Anna Amalie; alsbald vermittelte sie ein Gastspiel, das im Herbst begann. Man verstand sich in der beginnenden Musenstadt so gut, daß an ein festeres Verhältniß gedacht wurde. Am 31. October nahm die Truppe aller Rechte und Pflichten ledig von Hannover für immer Abschied und räumte dieses Feld den Schröder-Ackermanns. Ekhof sollte ganz seiner ausübenden Kunst wiedergegeben werden und S. wurde als Director einer Weimarer Hofbühne auf drei Jahre engagirt. Die Herzogin hatte ihm einen wöchentlichen Zuschuß von 245 Thlrn. erwirkt. Das Wohlergehn des Freundes lockte auch Frau Hensel wieder von Wien zurück. In ihr verkörperte sich nach wie vor seine Theaterpassion. Beglückt reiste er der Geliebten, die sich kurz zuvor von ihrem „schlafmützigen“ Hensel hatte scheiden lassen, entgegen, und unterwegs, in Osmannstedt im November 1772 erhielt das alte Liebes- und Leidensverhältniß endlich den Segen der Kirche. Die berühmte, etwas fett und mutterhaft gewordene Heroine erschien in Weimar als „Seylerin“. Wieland, an den der „gute“ S. durch Lessing herzlichst empfohlen war, Musäus, Einsiedel, Bertuch nahmen persönlichen Antheil am Theater. Das durch Ballette und Operetten stark verrottete Repertoire belebte sich; wenn auch noch nicht durch Goethe's Götz, so doch durch Wieland's Alceste u. dgl. Und diese behaglichen Zustände hätte auch Goethe 1775 vorgefunden, wenn nicht der Brand des Schlosses am 6. Mai 1774 alles jäh zerstört hätte. Damals verlor auch der Schwager Andreae seinen Geldantheil. Anna Amalie aber empfahl die braven Künstler an den Nachbarhof in Gotha, wo die Vorstellungen bereits am 8. Juni begannen. Lessing's große Werke waren nun die Glanznummern des Repertoires. Da Gotha allein nicht ausreichte, so zog man zu den Messen nach Leipzig, wo Döbbelin's Concurrenz überwunden wurde. Von Leipzig aus lenkten sich Seyler's Wünsche auf die kursächsische Residenz und nach dem durch Koch's Tod soeben erledigten kursächsischen Privileg. Da diese Wünsche sich erfüllten, so erneuerte S. seinen Gothaer Vertrag nicht, sondern ging von Altenburg, wo man während eines Landtages gastirt hatte, im October 1775 sogleich nach Dresden. Winterüber spielte seine Gesellschaft nun auf der Neustadt in Linke's Bad; während der Messen in Leipzig. Aber ohne Ekhof, ohne die Mecour, das Ehepaar Böck und manchen anderen. Von diesen allen schrieb der Gothaer Theaterenthusiast Reichard in seinem neuen, durch Ekhof damals angeregten Theaterkalender, daß sie Gothas gesittetes Parterre gegen das stürmische großer Städte nicht eintauschen wollten! In Leipzig lernte S. Goethe's Jugendgenossen Klinger kennen, engagirte ihn für 500 Thaler bei freiem Tisch und Logis zum Theaterdichter, der wohl auch bei den Leitungsgeschäften aushalf, und führte sein Drama „In Sturm und Drang“, das der anbrechenden Geniezeit den Namen gegeben hat, zum ersten Mal über die Bühne. Dichter und Director blieben im besten persönlichen Einvernehmen. Noch am 3. April 1777 schrieb Klinger an einen Freund: „Mein Leben mit S. ist lieb, gut und geehrt, das glaub. Ein Mann nach unser beyder Herzen“. Freilich fand der junge Poet in der Seyler'schen Truppe eine „Psyche“, „bei

der er in mancher Nacht glücklich ist". Auch unter den Schauspielern befanden sich drei Dichter, die für das Repertoire sorgten: Brandes, Großmann und H. F. Möller. Von ihnen blieb Brandes als Nachfolger Seyler's in Dresden zurück, nachdem dieser sich bereits am 13. März 1777 von der Elbe verabschiedet hatte, um sein ferneres Glück am Rheine zu suchen. Der in Hamburg einst vereitelte Plan eines deutschen Nationaltheaters sollte sich nun, namentlich vom Dichter Schubart eifrig betrieben, in Mannheim verwirklichen. Wieder sollte S. Hand in Hand mit Lessing ans Werk treten. Der Kern der Seyler'schen Gesellschaft sollte mit Pensionsanspruch in festen Dienst genommen werden, S. selbst sollte die ökonomische Verwaltung haben. Aber Ränke der Hofcamarilla vereitelten das Unternehmen, und auch eine geheime Reise, die S. und Klinger im April nach Wolfenbüttel zu Lessing antraten, erreichte nur den Zweck, daß „der ehrliche Mann" (so wird S. durch Lessing empfohlen) eine Abfindungssumme von 1000 Reichsthalern erhielt. Nun ging S., um wenigstens in der Nähe seiner Hoffnungen zu bleiben, nach Frankfurt, wo H. L. Wagner den allegorischen Prolog zur Eröffnung dichtete, und seine „Briefe, die Seyler'sche Schauspielergesellschaft betreffend" schrieb, und nach Mainz und schlug sich während des Sommers rheinabwärts. In Köln löste er einen bankerotten Principal Dobler ab, dem er 100 Ducaten schenkte und dadurch „Thränen der Dankbarkeit" erpreßte. Heinse und „die lieben Jacobis" in Pempelfort waren eifrige Besucher seines Theaters, huldigten galant der Kunst seiner Frau und wurden ihm selber herzlich zugethan. Winterüber war S. wieder in Mainz, wo ihn Ende Februar 1778 Klinger in aller Freundschaft verließ. Von Mainz und Frankfurt aus unternahm S. mit seiner Truppe Sonntagsausflüge in das ersehnte Mannheim. So faßte er festern Boden, und nun war in Dalberg der rechte Mann gefunden, um Mannheim zur Theaterstadt ersten Ranges zu erheben. Er engagirte S. sammt seiner Truppe, die von Gotha her aus Ekhof's Schule guten Zuwachs erhielt. S. übernahm die Leitung des ganzen Theaterwesens außer der Kasse, bestimmte das Repertoire und vertheilte die Rollen, stand aber unter der Oberaufsicht Dalberg's. Die erste Vorstellung im neuen Regime fand am 7. Octbr. 1779 statt, und es folgten nun glückliche anderthalb Jahre in gesicherter Existenz. Madame S. bezog als Schauspielerin eine Gage von 1000 fl. S. führte Zucht und Ordnung ein, setzte gegen den Widerspruch hervorragender Schauspieler Theatergesetze durch, die noch heute allerorten Geltung haben, und bewahrte nach dem Zeugnisse Iffland's seine feine, gründliche, nicht schonende, aber nie bittere Kritik: „Unverwandt beobachtend war sein Platz zwischen dem Proscenium in der ersten Coulisse. Es war Lob, Anfeuerung, Belohnung, wenn man ihn da ausdauern sah, ein warnender Tadel, wenn er seine Lorgnette einsteckte, eine Bestrafung, wenn er seinen Platz verließ." Schon standen um ihn die jungen Kräfte, deren Namen später die Räuberpremière vereinigt hat: außer Iffland Boeck, Beck, Beil. Auch Brandes kam wieder und Zuccarini. Schröder's Gastspiel regte mächtig an. Das Repertoire, das in Dresden durch Singspiele und Possen ziemlich verseicht war, erhob sich jetzt am Genius Shakespeare's. War in Frankfurt noch Borchers als Lear verlacht und Hamlet als Farce betrachtet worden, so nisteten sich diese Dramen in Mannheim ein. Auch Richard III. kam hinzu und in H. L. Wagner's Bearbeitung erschien Madame S. als Lady Macbeth. Daneben wagte sich der Clavigo Goethe's hervor. Aber wie einst der Weimarer Schloßbrand S. verhinderte, Goethe's Eintritt in Weimar noch mitzuerleben, so hinderte ihn jetzt ein anderes elementares Ereigniß, eine „Realunbilde", in Mannheim den Eintritt Schiller's auf das Theater mitzuerleben. Wieder stand seine Frau im Hintergrunde der verderblichen Begebenheiten. Sie fühlte sich von ihrer Schülerin Toscani beleidigt, und in der Wuth darüber

ohrfeigte S. am 3. Februar 1781 unter obscönen Redensarten die Dame. Er verfiel dadurch den von ihm selbst gegebenen Theatergesetzen, und schweren Herzens mußte Dalberg ihn „wegen unsittlicher Aufführung" entlassen, nicht ohne ihm eine Pension auszuwirken.

Heimathlos näherte sich das Ehepaar nun wieder seinem alten Revier. S. setzte seine gebrochene Kraft an ein Theaterunternehmen in Schleswig und erschien zum Winter 1783/84 auch wieder in Hamburg, ohne das Publicum zu fesseln. Die Zeiten seiner Frau waren vorüber, und nur an vier Tagen, wo F. L. Schröder gastirte, gab es glänzende Einnahmen. Als dann Zuccarini die Direction übernahm, stieg S. am 12. Mai 1785 selbst in den Souffleurkasten. Bald war Schleswig wieder seine Zuflucht. Hier begrub er 1790 seine Liebe und sein Verhängniß: die Frau. 1798 fanden er und Frau Starke ein Asyl bei Schröder. Im Juni 1800 besuchte Schröder in Braunschweig Leisewitzens. Vater und Tochter waren ein ganzes Leben lang an einander vorbeigegangen. Den feinen nervösen Dichter, mit dem die eine, die grimme Komödiantin, mit der der andere verheirathet war, trennte eine Welt. Jetzt steckte Leisewitz heimlich seinem Gastfreunde zwei Louisd'or ein für die alte Aufwärterin, die in Rellingen den Schwiegervater betreut. Und Sophie schreibt am 23. Juni 1800 in Schröder's Stammbuch die Worte: „Mir fiel das glückliche Loos, aus kindlicher Pflicht den Mann zu verehren, den Tausende nur bewundern dürfen." Und in seinem Tagebuch bemerkt Schröder: „Welch ein sanftes, gutes Weib ist Seyler's Tochter! Sie weinte wohl drei Minuten an meinem Halse und dankte für ihren Vater." Für den nächsten Sommer ward ein Gegenbesuch in Rellingen verabredet. Aber Vater S. wartete das nicht mehr ab. „Er schwand unbemerkt dahin!" sagt wehmüthig sein Versorger. Ein bewegtes Leben war zur Ruhe gebracht, und auf dem Grabstein könnte stehen, was sein Genosse Brandes von ihm urtheilt: „Er hatte alle erforderlichen Eigenschaften zu einem guten Director, Geschmack, Einsicht ins Schauspielwesen und anständiges Betragen gegen seine Schauspieler: nur zuviel Vorliebe für seine Frau." Und doch hätte ohne diese Frau die Theatergeschichte nie etwas vom guten Abel S. erfahren.

J. Chr. Brandes, Meine Lebensgeschichte. — (Chr. H. Schmied) Chronologie des deutschen Theaters 1775, S. 257 ff. — Wieland im Teutschen Merkur 1773. — A. W. Iffland, Meine theatralische Laufbahn. — Meyer, F. L. Schröder I, 148 ff.; II, 180 ff. — Herm. Uhde, Konrad Ekhof (Neuer Plutarch 1876, IV, 165—209). — F. L. Schmidt, Denkwürdigkeiten I, 244 ff. — (Blümner) Gesch. des Theaters in Leipzig, 1818, S. 188—196. — R. Prölß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden, 1878, S. 281 ff. — E. Menzel, Gesch. der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. 1882, S. 341 ff. — Max Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode, 1880. — Erich Schmidt, H. L. Wagner, [2] 1879. — Erich Schmidt, Lessing. — W. Koffka, Iffland und Dalberg, 1865. — Sämmtliche Schriften von J. A. Leisewitz, S. XXXI ff. Braunschweig 1838. — Gregor Kutschera, J. A. Leisewitz, S. 25 ff. Wien 1876. — Goedeke, Grundriß [2] IV, 315 u. 412 ff.

Paul Schlenther.

Sophie *), Aebtissin von Gandersheim, Tochter Kaiser Otto's II., wohl um das Jahr 975 geboren, wurde in früher Jugend im Herbste des Jahres 979 auf Veranlassung ihrer Mutter Theophano zu ihrer Erziehung dem Stifte Gandersheim übergeben, das wie Quedlinburg recht eigentlich eine Familienstiftung des sächsischen Königshauses war, der Zeit unter der Leitung einer

*) Zu S. 674.

Cousine des Kaisers, der Aebtissin Gerberg, stand und sich mit Recht eines hohen wissenschaftlichen Rufes erfreute. Ihr ganzes Leben lang hat nun S. diesem Stifte als Zögling, Nonne und Aebtissin angehört und so die Jahre hier durchlebt, die nicht zum mindesten durch ihr Eingreifen für Gandersheim die ereignißvollsten seiner Geschichte geworden sind und seinen Namen auch in der allgemeinen Geschichte der Zeit häufig hervortreten lassen. Die Ursache hierfür bildete der Streit des Erzbischofs von Mainz und des Bischofs von Hildesheim um die Diöcesanrechte über Gandersheim, der bei der hohen Bedeutung der handelnden Persönlichkeiten eine weit- und tiefgehende Wirkung ausübte. Leider sind wir über diese ganzen Verhältnisse nur in sehr einseitig parteiischer Weise von hildesheimischer Seite unterrichtet, so daß es schwer fällt, ein sicheres Urtheil in der ganzen Sache zu fällen, um so mehr da das schließliche Ergebniß derselben sich mit der ganzen Hildesheimer Darstellung nicht in Einklang bringen läßt. In letzterer erscheint auch S. in sehr ungünstigem Lichte, da sie es mit dem Erzbischofe von Mainz gegen den Bischof von Hildesheim hielt. Gewiß erfüllte die Königstochter ein stolzer, selbstbewußter Sinn, der, wenn auch in den Wissenschaften und Künsten der Zeit wohl gebildet, dennoch in klösterlicher Abgeschiedenheit keine Befriedigung fand und sich auch in den Händeln der Welt zu bethätigen strebte. So hat sie wohl zunächst der Ehrgeiz bewogen, von einem Erzbischofe, nicht von einem Bischofe die Einkleidung als Nonne zu suchen. Willegis von Mainz ging bereitwillig auf ihr Begehren ein, und so kam, indem dieser ganz Gandersheim für seinen Sprengel, der daran grenzte, in Anspruch nahm, der langjährige Streit zum Ausbruche. Da Bischof Osdag von Hildesheim das Feld nicht räumte, so empfing schließlich S. am 18. October 988 (?) den Schleier aus beider Männer Händen. Die Klosterzucht war in Gandersheim bei dem Alter und der Kränklichkeit der Aebtissin Gerberg bedenklich in Verfall gerathen. So konnte es geschehen, daß sich S. ohne Einwilligung der Aebtissin auf ein oder zwei Jahre an den Hof ihres Bruders, Kaiser Otto's III., begab, wo sie ein so freies Leben führte, daß böse Gerüchte über sie in Umlauf kamen. Der streng gesinnte Bischof Bernward von Hildesheim forderte ihre Rückkehr; Erzbischof Willegis von Mainz nahm sie in Schutz. Als S. nach Gandersheim zurückgekehrt war, wirkte sie hier eifrig im Mainzischen Interesse und suchte jede Verbindung mit Hildesheim zu lösen. Neben persönlichen Beweggründen werden sachliche Erwägungen sie dazu bestimmt haben. Sie erstrebte für ihr Stift, als dessen künftige Oberin sie sich schon betrachtete und dessen thatsächliche Leitung bei der Schwäche Gerberg's mehr oder weniger bereits in ihre Hände gelangt war, und wol nicht ohne guten Grund das Recht der Exemtion; sie wollte dem päpstlichen Stuhle unmittelbar, nicht der Bischofsgewalt unterworfen sein. Bei diesem Bestreben erschien es ihr zweckmäßiger zu sein, etwa erforderliche Weihen durch einen entfernt wohnenden Erzbischof, nicht durch den dicht benachbarten Bischof vornehmen zu lassen, der nur zu leicht weitgehende Rechte in Anspruch nehmen und zur Geltung bringen konnte. Als daher im Sommer 1000 die Weihe der nach dem Brande von 973 neuerbauten Stiftskirche bevorstand, forderte sie Willegis dazu auf, der auch sogleich auf ihre Wünsche einging. Da jedoch Bischof Bernward entschiedenen Widerspruch einlegte und so ein langwieriger Streit entstand, der vor Kaiser, Papst, Synoden u. s. w. geführt wurde, hier aber nur kurz angedeutet werden kann, so unterblieb die Weihe bis zum Jahre 1007, wo sie endlich am 5. Januar durch Bernward geschah. Inzwischen war Aebtissin Gerberg am 13. November 1001 gestorben und S. ihre Nachfolgerin geworden. Sie hatte es auf einer Versammlung zu Paderborn bei dem Könige Heinrich II. im August 1002 durchzusetzen gewußt, daß sie vom Erzbischofe Willegis die Weihe empfing. Wie schon

früher ihr Bruder Otto III., so hat jetzt auch Heinrich II. dem Stifte Gandersheim auf ihre Veranlassung (1021: pro petitione nomine tenus sororis, re autem consanguineae suae dominae Sophiae. Harenb. S. 658) mancherlei Zuwendungen gemacht, die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Seit 1011 war S. auch Aebtissin des Stiftes zu Essen. In demselben Jahre starb Erzbischof Willegis. Erkenbald, der ihm folgte (1011—17), ließ den Streit mit Hildesheim ruhen, aber unter dessen Nachfolger Aribo ist er, wiederum auf Antrieb Sophiens, aufs neue und auf das lebhafteste entbrannt. Für Einzelheiten ist hier kein Ort. Es genüge zu bemerken, daß S. mit Eifer für den Erzbischof eintrat, bis sie plötzlich ein Ereigniß auf die Seite seines Gegners führte. Mit ihrer Erlaubniß waren 1026 zwei ihrer Nichten, Sophie und Ida, Töchter ihrer Schwester Mathilde, der Gemahlin des rheinischen Pfalzgrafen Ezzo, die ihr zur Erziehung anvertraut waren, einer Einladung des Erzbischofs Aribo nach Mainz gefolgt. Sie hatten drei andere Genossinnen nach sich gezogen und sie alle traten dort in ein Kloster ein, dem die Schwester des Erzbischofs vorstand. Dieser Abfall ihrer vornehmsten Jungfrauen versetzte S. in solche Wuth, daß sie sich von dem Erzbischofe lossagte und gegen ihn bei dem Bischofe von Hildesheim ihre Zuflucht nahm. Auf dem Fürstentage zu Frankfurt klagte sie am 24. September 1027 vor dem Kaiser gegen Aribo, der sich darauf zur Herausgabe der Nonnen verstand. Als diese dann aber nach einiger Zeit Nachts in Gandersheim entführt wurden und wieder in Mainz Unterkunft fanden, ging der Zwist weiter. Erst im Jahre vor seinem Tode gab Aribo († am 6. April 1031), denselben gutwillig auf und sein Nachfolger Bardo hat dann auch jene Nonnen zurückgebracht, von denen die Pfalzgrafentochter Ida — Sophie war inzwischen gestorben — in der Folge Aebtissin des Marienklosters in Gandersheim, später des zu Köln wurde. Das Verhältniß Sophiens zu dem Bischofe Godehard von Hildesheim scheint seitdem ein friedliches gewesen zu sein; noch in seiner letzten Krankheit hatte sie mit ihm in Wrisbergholzen eine längere Unterredung. Bald nachher, am 30. oder, wie die Hildesheimer Annalen angeben, am 27. Januar 1039 ist auch sie gestorben. Ihre Nachfolgerin wurde in Gandersheim ihre Schwester Adelheid († 1045), die schon seit 999 Aebtissin von Quedlinburg war, in Essen ihre Nichte Theophano, eine Tochter des Pfalzgrafen Ezzo.

Vgl. Leben Bernward's und Godehard's in Mon. Germ. SS. IV, 754 ff. und XI, 167 ff. und die Uebersetzung von H. Hüffer in den Geschichtschr. der deutschen Vorzeit, Lief. 36 (Berlin 1858). — Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit. — Lüntzel, Gesch. der Diöcese und Stadt Hildesheim. — Harenberg, Historia eccles. Gandershemensis.

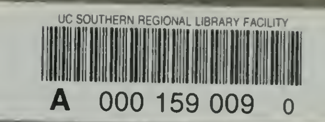
P. Zimmermann.

Verzeichniß

der im 34. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 159 009 0

